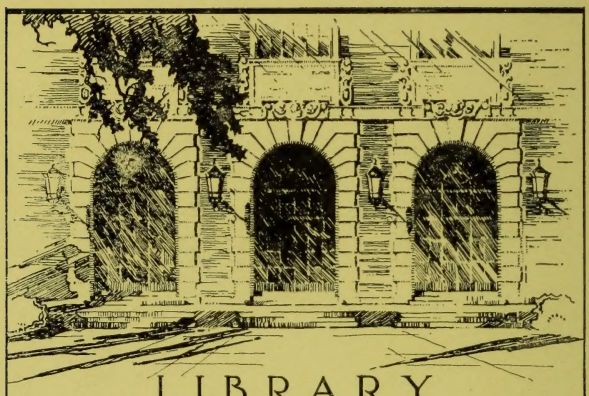


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

335.05
NZ
v.40²

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/dieneuezeit402kaut

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Vierzigster Jahrgang
Zweiter Band

Stuttgart 1922
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Zeitgeschichte

A. Politische Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

Barth, E., Die Entente im Orient. A 81
Cunow, Heinrich, Der Sieg des Imperialismus. A ... 1
— Epilog zur Genueser Tragikomödie. A ... 193
— Kronprätendenten-Politik. A ... 241
— Die Kulturmission der Entente in den früheren deutschen Kolonien. A 313
— Was nun? A ... 337
Fehlinger, H., James Bryce, International Relations. R ... 335
H., P., O. Meißner, Das neue Staatsrecht des Reiches und seiner Länder. R ... 479
Haupt, P., Konnten wir 1918 weiterkämpfen? A ... 201
Heichen, A., Eine Währungsunion mit Österreich? A ... 318
Hirsch, Paul, Um den preußischen Staatsrat. A ... 505
Keynes, J. M., Die Rechtsgültigkeit der Besetzung deutscher Gebiete östlich vom Rhein. A ... 49
Kimmritz, W., Das Saarparlament. A 221
Laufkötter, Fr., R. Kjellén, Dreibund und Dreiverband. R ... 21
— W. Schumann, Parteiwesen und Parteiprogramme. R ... 614
Meusel, A., Zur Charakteristik des Offizierkorps. A ... 390
Müller-Brandenburg, H., Der Feldzug 1918. Ludendorffs Fehler — die Ursache der Katastrophe. A 10 36
Pahl, O., Zur Hohenzollernfrage. A 529
Peiser, W., Regierung und Partei. A 374
Quarck, M., Das friedlose Europa (Fr. Nitti). A ... 217
Schüßinger, H., Der bayerisch-österreichische Separatismus. A ... 289
— Die Entschädigung der Wittelsbacher und Hohenzollern. A ... 323
St.-J., J., Außenpolitische Rundschau. A 18 65 113 161 208 258 307 353 400 451 499 547 602
Steiner-Jullien, J., Eine Milchmädchenrechnung! A ... 271

2. Amerika

Fehlinger, H., Josef Hellauer, Argentinien. R ... 358
Red., Die wachsende Bedeutung des New Yorker Geldmarktes. N ... 240
Willig, J., Samuel Gompers und die amerikanische Arbeiterpolitik. A 347

3. Asien

Barth, Erwin, Der englisch-russische Gegensatz in Zentralasien. A 265 293
Fehlinger, H., F. K. Ward, In farthest Burma. R ... 312
Red., Das Streikwesen in Japan. N 480
Schöttler, W., L. v. Wiese, Briefe aus Asien. R ... 216

4. Balkan

Barth, Erwin, Der Krieg im Orient. A 617

5. Deutschland

Cunow, Heinrich, Württembergische Revolutionstage. A ... 298
N., E. W., Wanderungsbewegung ausländischer Saisonarbeiter in Deutschland. N ... 408
Red., Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte. N ... 56
Riepekohl, W., Die »Miami« ... 43
Saenger, Alwin, Felonie. A ... 457
Schüßinger, H., Frankreich und der bayerische Separatismus. A ... 426
— Bayern und die deutsche Volkswirtschaft. A ... 561

6. England

Fehlinger, H., Die Swa-Radsch-Bewegung in Indien. A ... 366
Laufkötter, Fr., H. Levy, Die englische Wirtschaft. R ... 239
Red., Lohnabbau i. Großbritannien. N 360
Schapira, Henriette, Die Baugilden in England. A ... 129
— Die englische Landwirtschaft in den Jahren 1914 bis 1920. A ... 627

7. Finnland

Grotkopp, W., Zur politischen Entwicklung des selbständigen Finnland. A ... 433 461

8. Frankreich

Gerth, K., Frankreichs Reparationszahlungen 1871 bis 1873. A ... 328
Red., Frankreichs Schiffahrtspolitik. N ... 24
— Der Achtstundentag in Frankreich. N ... 552

9. Polen

Red., Arbeitslosigkeit in Polen. N . 264

10. Rußland

Bromme, W., A. H. Kober, Unter der Gewalt des Hungers. R ... 477
Hurwicz, E., Der Prozeß der Sozialrevolutionäre und die »Einheitsfront des Sozialismus«. A ... 417

Hurwicz, E., Zur gegenwärtigen Lage Sowjetrußlands. A 564
Laufkötter, Fr., M. P. Price, Die russische Revolution. R 142
Marx, H., Fr. Schoendorf, Die Gerichtspraxis i. Rußland als Rechtsschöpferin. R 262

11. Kommunales

Guske, W., Die Geldnot der Gemeinden. Reform der Einkommen- oder Gewerbesteuer. A 53
Hirsch, P., Kritisches zur Reform der Gemeindeverfassung i. Preußen. A 73
H., P., W. Hokamp, Kommunale Finanzpolitik. R 454
— V. Noack, Taschenbuch für Kommunalpolitiker. R 455
— K. Weiß, Gemeindepolitik. R.... 504
— Stier-Somlo, Wandlungen des preußischen Städte- und Landgemeindenrechts. R 640

12. Verwaltungsreform

Cassau, Theod., Dr. E. Ritter, Von der öffentlichen Verwaltung. Gedanken zum Umbau und Aufbau. A 407
Laufkötter, Fr., Gründliche Verwaltungsreform. A 246

B. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

Cassau, Th., Teuerungsziffern. A .. 137
Fehlinger, H., Sir Henry Penson, Is Germany Properous? R 334
Heichen, A., Industrielle Zusammenschlußbewegung. A..... 6
— Genua — die Börse u. der Kapitalmarkt. A 199
— Ursachen d. Markzerrüttung. A 385 414
Landauer, K., Der Weltkrieg und die Krisengefahr i. Kapitalismus. A 464 496
Limbertz, H., Privatkapitalistischer Einbruch in d. Gemeinwirtschaft. A 85
Red., Ein Weltwirtschaftskongreß in Hamburg. N 615
Schützinger, H., Das südostdeutsche Wirtschaftsgebiet in der Entwicklung zur sozialen Wirtschaft. A 180 224
— Die Münchener Gewerbeschau und die Arbeiterschaft. A 610

2. Volkswirtschaft, politische Ökonomie

Landauer, K., Gesetzmäßige Zusammenhänge in der gegenwärtigen Wirtschaftslage. A 555
Laufkötter, Fr., W. Wygodzinski, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. R..... 144
— Fr. Edgar Tatarin-Tarnheyden, Die Berufsstände. R..... 191
— Volkswirtschaftliche Produktivität und die Steigerung. A .. 587 621
Müller, H., Das Grundproblem der Genossenschaftstheorie und seine Lösung. A 274 302
Wissell, Rud. und A. Striemer, Die Planwirtschaft und ihre Kritik. A 41

3. Agrarfrage

Groger, Max, Die geistige Erweckung der Landarbeiter. A 252
L., L., F. O. Waldmann, Praktischer Ratgeber für Selbstversorger und Siedler. R 238

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

bf., Dienemann, Die gesundheitlichen Grundlagen für gewerbliche Arbeit und Taylorsystem. R 455
Fehlinger, H., Workmen's Compensation Legislation in the United States and Canada. R..... 288
Fuchs, R. F., Institute für Arbeitsphysiologie und -psychologie. A .. 105
Kolb, A., Hundert Jahre Bevölkerungsstatistik. N 383
Laufkötter, Fr., Russel, Grundlagen für eine soziale Umgestaltung. R. 263
Meusel, A., Die gleitende Lohnskala in England und Deutschland. A.. 145
Schöttler, W., L. v. Wiese, Einführung in die Sozialpolitik. R 69
— L. Heyde, Abriß d. Sozialpolitik. R 192
— Zur Gewinnbeteiligung der Arbeiter. A 369

2. Wohlfahrtspflege, Gesundheitswesen

Fehlinger, H., M. Hirschfeld, Störungen im Sexualstoffwechsel mit besonderer Berücksichtigung der Impotenz. R 168
Knack, A. V., Ein Aktionsprogramm zum Gesundheitswesen. A 173
Lehmann, Henni, Zum Thüringer Wohlfahrtsgesetz. A 403
— Wronsky, Die Vereinheitlichung der Wohlfahrtspflege im Deutschen Reich. R 614
Okraß, Fr., Zum Gesundheitsprogramm. A 446
Seyer, P., Waisenhaus- oder Familienpflege. A 164

3. Rechtsreform

Cassau, Th., Arbeiterschaft und Juristennachwuchs. A..... 45
Lehmann, Henni, Zur Reform d. Ehegesetze. A..... 90 355 376
Marx, H., Justiz und Politik. A 121
— Die Maßregeln der Besserung und Sicherung im Strafgesetzbuchentwurf in ihrem Verhältnis z. Strafzweck und zum Grundsatz der Gewaltentrennung. A 229

517656

Marx, H., Der Streik um den Aufbau der Arbeitsgerichte. A 582
— Halle, Deutsche Sondergerichtsbarkeit. R 638
— Radbruch, Rechtspflege. R 638
Schöttler, W., Zur Fortbildung des Arbeitsrechts. A 396

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

Conrady, A., Charles Fourier in seinem Verhältnis zu Deutschland. A 29
Cunow, Heinr., Zur Fusion der U.S.P. mit der K.A.G. A 25
— Karl Marx, Die Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation. R 381
— Ed. Bernstein, Der Sozialismus einst und jetzt. R 478
— Zum Parteitag in Augsburg. A.. 577
— Kantorowicz, Die sozialdemokratische Presse in Deutschland. R .. 613
Horn, Rob., Eine Erinnerung an Ferd. Lassalle. A 281
— Aus der geistigen Waffenschmiede der Partei unter dem Sozialistengesetz. A 473
— Unser Parteiname. A 608
Müller, F.K., Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles. A 593 630
Quarck, Max, Parteihistorik. A.... 116
Tönnies, Ferd., Die Sozialdemokratie in der öffentlichen Meinung. A .. 155

2. Theorie des Sozialismus

Cunow, Heinr., Paul Fischer, Volkstümliche Einführung in das Marxstudium. R 382
Hohoff, Wilh., Die Marxsche Werttheorie. A 212
— Der Hauptgrund d. Polemik gegen die Arbeitswerttheorie. A 331
Israel, W., Bemerkungen zu Cunows »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«. A... 58
— Radbruch, Kulturlehre des Sozialismus. R 190
— Rud. Abraham, Die Theorie des modernen Sozialismus. R 574
Laufkötter, Fr., Der Wirtschaftssozialismus und seine drei Grundformen. A 98

3. Arbeiterbewegung

Bromme, W., Theodor Schwartz †. A 93
Cunow, H., Heinrich Dietz †. A 553
Hanna, Gertrud, Der Internationale Gewerkschaftskongreß in Rom. A 169
— Der elfte Kongreß d. Gewerkschaften Deutschlands. Erster Bundestag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. A 342
Laufkötter, Fr., Joh. Kaster, Die christlichsozialen Ideen und die Gewerkschaftsfrage. R 215
Neumann, E. W., Die Frauen in der Gewerkschaftsbewegung. A 67
Red., Otto Hue †. A 97
— Viktor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe. N 382
— Alwin Gerisch †. A 481
Saenger, Alw., Georg v. Vollmar †. A 361
Tarnow, Fr., Das Organisationsproblem auf dem Gewerkschaftskongreß. A 409

III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst, Jugend

1. Bildungswesen

Ballerstaedt, R., Kerlöw-Löwenstein, Sozialistische Schul- u. Erziehungsfragen. R 549
— Fr. Bühler, Bildung und Schule. R 549
Berger, H., Die Pflichtfortbildungsschule für beide Geschlechter. A .. 449
Bromme, W., Pieth, Veröffentlichungen d. Stadtbibliothek zu Lübeck. R 310
Cassau, Th., Gewerkschaftsbeamte und Studium. A 605
Karsen, Fritz, W. Flitner, Laienbildung. R 119
Kraus, W., Reorganisation des Intersozialistischen Studentenbundes an den deutschen Hochschulen. A 256
Lohmann, R., Schulfragen der Gegenwart im Lichte des Hamburger Lehrertages. A 124 150
Paulsen, W., Die künftigen Lebensstätten unserer Jugend. A..... 509
Pieth, L. v. Wiese, Soziologie des Volksbildungswesens. R 237
Vorländer, K., Debes-Schmidt, Westfälischer Schulatlas. R 262
— Unter dem ersten sozialdemokratischen Unterrichtsminister in Preußen. A 421 443

2. Philosophie, Religion

bs., G. W. F. Hegel, Die Philosophie der Weltgeschichte. R 405
Cunow, H., Br. Sommer, Der babylonisch-biblische Schöpfungsbericht und die Wissenschaft. R 454
Karsen, Fritz, Fr. Klatt, Die schöpferische Pause. R 95
March, S., Neuromantische und aktivistische Ideologie. A 206
— Oswald Spenglers zweiter Band. A 437
Neumann, E. W., Apel, Philosophisches Wörterbuch. R 24
— Apel, Einführung in Kants Kritik der reinen Vernunft. R 96

Quenzel, Karl, Nietzsche und das Christentum. A 468 493
Vorländer, K., Neue Bände der Philosophischen Bibliothek. R 235

3. Literatur, Kunst und Musik

Cunow, Heinr., Meister der Politik. R 550
Fehlinger, H., Woebcken, Wanderfahrten durchs Friesenland. R ... 192
Guttmann, A., Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart. A 15 187 633
Haenisch, Konr., Hauptmann und der Sozialismus. A 482 517
Hans, W., Das Problem des Expressionismus. A 571
Kampffmeyer, P., Sozialismus und Naturalismus. A 598
Kl., Greinz, Königin der Nacht. R ... 23
— Wille, Hölderlin und seine heimliche Maid. R 71
— Paul, Aus der Chronik des Schwarzen Ferkels. R 240
— Uliß, Ararat. R 311
— Hamsun, Die Weiber a. Brunnen. R 312
— de Nora, Die Täuscher. R 358
— Hadina, Die graue Stadt — die lichten Frauen. R 615
Kliche, J., Literaturgeschichtliche Schriften. R 167
— Upton Sinclairs Romane. A 285
— Gerhart Hauptmann als Erzähler. A 379
— Gustav Frenssens neues Buch. A 429
— Der geächtete Nobelpreisträger. A 502
— Lessing, Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. R 551
L., Eisold, Die Fahrt ins Unbekannte. R 143
— Wilhelm, Im Pelz u. Federkleid. R 311
L., Gathmann, Die vergifteten Paläste. R. 144
— Bröger, Der Vierkindermann. R 259
L., L., Holek, Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher. R 71
— Heye, Vitani. R 72
Lehmann, Henni, France, Durch das Tor von Elfenbein. R 168
— Desmand, Demokratie. R 333
Marck, Käre, Rolland, Peter und Lutz. R 357

4. Jugend

Lehmann, H., Blaum, Die Jugendwohlfahrt. R 47
In., Westphal, Was wir wollen? R. 48
— Voigt, Der Arbeiterjugendverein. R 48
Pieth, W., Hoffmann, Die Reifezeit. R 288

IV. Geschichte, Länder- u. Völkerkunde, Naturwissenschaften

Cunow, Heinr., Borchardt, Deutsche Wirtschaftsgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart. R 141
— Urkommunismus? A 487 522 537 568
— Kampffmeyer, P., Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland. R 504
Fehlinger, H., Grube, Sterbende Sitten. R. 120
— Das Saargebiet in Wort u. Bild. R 239
— Barton, Ifugao Economics. R... 359
— Auslandwegweiser. R 359
L., Szana, Länder- und Völkerkunde Jugoslawiens. R. 432
— Wendel, Von Belgrad b. Buccari. R 432
Laufkötter, Fr., Schulte-Vaërting, Die Friedenspolitik d. Perikles. R 214
Neumann, E. W., Graf, Von Moses bis Darwin. R 48
— Graf, Entwicklungsgeschichte der Erde. R 406
— Zander, Die Wunder d. Meeres. R 431
S., B., Bourgin, Die französische Revolution. R 430
Schoen, Max, Kräpelin, Einführung in die Biologie. R 22
— Moderne Atomistik. A 109 134

Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

1. Artikel

Barth, Erwin, Die Entente im Orient 81
— Der englisch-russische Gegensatz in Zentralasien 265 293
— Der Krieg im Orient 617
Berger, H., Die Pflichtfortbildungsschule für beide Geschlechter 449
Bromme, W., Theodor Schwartz † .. 93
Cassau, Th., Arbeiterschaft u. Juristennachwuchs 45
— Teuerungsziffern 137
— Gewerkschaftsbeamte u. Studium 605
Conrady, A., Charles Fourier in seinem Verhältnis zu Deutschland . 29
Cunow, H., Der Sieg des Imperialismus 1
— Zur Fusion d. U. S. P. mit d. K. A. G. 25
— Epilog zur Genueser Tragikomödie 193
— Kronprätendenten-Politik 241
— Württemberg. Revolutionstage .. 298
— Die Kulturmission der Entente in den früheren deutschen Kolonien. 313
— Was nun? 337
— Urkommunismus? . 487 522 537 568
— Heinrich Dietz † 553
— Zum Parteitag in Augsburg 577
Fehlinger, H., Die Swa-Radsch-Bewegung in Indien 366

Fuchs, R. F., Institute für Arbeitsphysiologie und -psychologie 105
Gerth, K., Frankreichs Reparationszahlungen 1871 bis 1873 328
Groger, M., Die geistige Erweckung der Landarbeiter 252
Grotkopp, Wilh., Zur politischen Entwicklung des selbständigen Finnland 433 461
Guske, Wilh., Die Geldnot der Gemeinden. Reform der Einkommen- oder Gewerbesteuer 53
Guttmann, A., Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart . 15 187 633
Haenisch, Konr., Gerhart Hauptmann und der Sozialismus 482 517
Hanna, Gertrud, Der Internationale Gewerkschaftskongreß in Rom .. 169
— Der elfte Kongreß d. Gewerkschaften Deutschlands. Erster Bundestag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 342
Hans, W., Das Problem des Expressionismus 571
Haupt, P., Konnten wir 1918 weiterkämpfen? 201
Heichen, A., Industrielle Zusammenschlußbewegung 6
— Genua — die Börse und der Kapitalmarkt 199
— Eine Währungsunion mit Österreich? 318
— Ursachen der Markzerrüttung 385 414
Hirsch, P., Kritisches zur Reform der Gemeindeverfassung in Preußen. 73
— Um den preußischen Staatsrat .. 505
Hohoff, Wilh., Die Marxsche Werttheorie 212
— Der Hauptgrund d. Polemik gegen die Arbeitswerttheorie 331
Horn, Rob., Eine Erinnerung an Ferd. Lassalle 281
— Aus der geistigen Waffenschmiede d. Partei unter d. Sozialistengesetz 473
— Unser Parteiname 608
Hurwicz, E., Der Prozeß der Sozialrevolutionäre und die »Einheitsfront des Sozialismus« 417
— Zur gegenwärtigen Lage Sowjetrußlands 564
Israel, W., Bemerkungen zu Cunows »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie« 58
Kampffmeyer, P., Sozialismus und Naturalismus 598
Keynes, J. M., Die Rechtsgültigkeit der Besetzung deutscher Gebiete östlich vom Rhein 49
Kimmritz, W., Das Saarparlament . 221
Kliche, J., Upton Sinclairs Romane 285
— Gerhart Hauptmann als Erzähler 379
— Gustav Frenssens neues Buch ... 429
— Der geächtete Nobelpreisträger .. 502
Knack, A. V., Ein Aktionsprogramm zum Gesundheitswesen 173
Kraus, W., Reorganisation des Intersozialistischen Studentenbundes an den deutschen Hochschulen 256
Landauer, K., Der Weltkrieg und die Krisengefahr im Kapitalismus 464 496
— Gesetzmäßige Zusammenhänge in d. gegenwärtigen Wirtschaftslage 555
Laufkötter, Fr., Der Wirtschaftssozialismus und seine drei Grundformen 98
— Gründliche Verwaltungsreform .. 246
— Volkswirtschaftliche Produktivität und die Steigerung 587 621
Lehmann, Henni, Zur Reform der Ehegesetze 90 355 376
— Zum Thüringer Wohlfahrtsgesetz 403
Limbertz, H., Privatkapitalistischer Einbruch in die Gemeinwirtschaft 85
Lohmann, R., Schulfragen der Gegenwart im Lichte des Hamburger Lehrertages 124 150
Marck, S., Neuromantische und aktivistische Ideologie 206
— Oswald Spenglers zweiter Band 437
Marx, H., Justiz und Politik 121
— Die Maßregeln der Besserung und Sicherung im Strafgesetzbuchentwurf in ihrem Verhältnis z. Strafzweck und zum Grundsatz der Gewaltentrennung 229
— Der Streit um den Aufbau der Arbeitsgerichte 582
Meusel, A., Die gleitende Lohnskala in England und Deutschland 145
— Zur Charakteristik d. Offizierkorps 390
Müller, H., Das Grundproblem d. Genossenschaftstheorie u. s. Lösung 274 302
Müller, K. F., Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles 593 630
Müller-Brandenburg, H., Der Feldzug 1918. Ludendorffs Fehler — die Ursache der Katastrophe ... 10 36
Neumann, E. W., Die Frauen in der Gewerkschaftsbewegung 67
Okraß, Zum Gesundheitsprogramm 446
Pahl, O., Zur Hohenzollernfrage ... 529
Paulsen, W., Die künftigen Lebensstätten unserer Jugend 509
Peiser, W., Regierung und Partei .. 374
Quarck, M., Parteihistorik 116
— Das friedlose Europa 217
Quenzel, K., Nietzsche u. das Christentum 468 493
Red., Otto Hue † 97
— Alwin Gerisch † 481
Riepekohl, Wilh., Die »Miama« ... 543
Saenger, A., Georg von Vollmar † 361
— Felonie 457
Schapira, Henriette, Die Baugilden in England 129
— Die englische Landwirtschaft in den Jahren 1914 bis 1920 627

Schoen, M., Moderne Atomistik 109 134
Schöttler, W., Zur Gewinnbeteiligung der Arbeiter ... 369
— Zur Fortbildung des Arbeitsrechts 396
Schützinger, H., Das südostdeutsche Wirtschaftsgebiet in der Entwicklung zur sozialen Wirtschaft. 180 224
— Der bayerisch-österreichische Separatismus ... 289
— Die Entschädigung der Wittelsbacher und Hohenzollern ... 323
— Frankreich und der bayerische Separatismus ... 426
— Bayern und die deutsche Volkswirtschaft ... 561
— Die Münchener Gewerbeschau und die Arbeiterschaft ... 610
Seyer, P., Waisenhaus- od. Familienpflege ... 164
St.-J., J., Außenpolitische Rundschau 18 65 113 161 208 158 307 353 400 451 499 602
Steiner-Jullien, J., Eine Milchmädchenrechnung ... 271
Tarnow, Fr., Das Organisationsproblem auf d. Gewerkschaftskongreß 409
Tönnies, Ferd., Die Sozialdemokratie in der öffentlichen Meinung ... 155
Vorländer, K., Unter dem ersten sozialistischen Unterrichtsminister in Preußen ... 421 443
Willig, J., Samuel Gompers und die amerikanische Arbeiterpolitik ... 347
Wissell, R. u. A. Striemer, Die Planwirtschaft und ihre Kritik ... 41

2. Rezensionen

Abraham, Rud., Die Theorie des modernen Sozialismus (Israel) ... 574
Apel, M., Philosophisches Wörterbuch (Neumann) ... 24
— Einführung in Kants Kritik der reinen Vernunft (Neumann) ... 96
Barton, R. F., Ifugao Economics (Fehlinger) ... 359
Bernstein, Ed., Der Sozialismus einst und jetzt (Cunow) ... 478
Blaum, K., Die Jugendwohlfahrt (Lehmann) ... 47
Blos, Wilhelm, Von der Monarchie zum Volksstaat (Cunow) ... 298
Borchardt, J., Deutsche Wirtschaftsgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart (Cunow) ... 141
Bourgin, G., Die Französische Revolution (B. S.) ... 430
Brask, Th., Deutsche Literaturgeschichte (Kliche) ... 167
Brentano, Fr., Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis (Vorländer) ... 235
— Die Lehre Jesu und ihre bleibende Bedeutung (Vorländer) ... 235
Bröger, K., Der Vierkindermann (L.) 359
Bryce, James, International Relations (Fehlinger) ... 335
Bühler, Fr., Bildung und Schule (Ballerstaedt) ... 549
Debes-Schmidt, Westfälischer Schulatlas (Vorländer) ... 262
Desmand, Shaw, Demokratie (Lehmann) ... 333
Dienemann, Dr., Die gesundheitlichen Grundlagen für gewerbl. Arbeit und das Taylorsystem (bs.) ... 455
Eisold, Hans, Die Fahrt ins Unbekannte (l.) ... 143
Fichte, J. G., Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Vorländer) ... 235
Fischer, Paul, Volkstümliche Einführung in d. Marx-Studium (Cunow) 382
Flitner, W., Laienbildung (Karsen) 119
France, Anatole, Durch das Tor von Elfenbein (Lehmann) ... 168
— Romane (Kliche) ... 502
Frenssen, Gustav, Der Pastor von Poggsee (Kliche) ... 429
Gathmann, H., Die vergitterten Paläste (L.) ... 144
Graf, G. E., Von Moses bis Darwin (Neumann) ... 48
— Entwicklungsgeschichte der Erde (Neumann) ... 406
Greinz, Rud., Königin Heimat (Kl.) 23
Grube, A., Sterbende Sitten (Fehl.) 120
Hadina, E., Die graue Stadt — die lichten Frauen (Kl.) ... 615
Halle, F., Deutsche Sondergerichtsbarkeit (Marx) ... 638
Hamsun, Knut, Die Weiber am Brunnen (Kl.) ... 312
Haenisch, K., Gerhart Hauptmann u. das deutsche Volk (Kampffmeyer) 598
Hegel, G. W. F., Die Philosophie der Weltgeschichte (bs.) ... 405
Hellauer, J., Argentinien (Fehlinger) 358
Heyde, L., Abriß der Sozialpolitik (Schöttler) ... 192
Heye, A., Vitani, Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika (L. L.) ... 72
Heynacher, M., Goethes Philosophie aus seinen Werken (Vorländer). 235
Hirschfeld, M., Störungen im Sexualstoffwechsel mit besonderer Berücksichtigung der Impotenz (Fehlinger) ... 168
Hoffmann, W., Die Reifezeit (Pieth) 882
Hokamp, W., Kommunale Finanzpolitik (P. H.) ... 454
Holek, W., Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher (L. L.) ... 71
Huebner, F. M., Europas neue Kunst und Dichtung (Kliche) ... 167
Kampffmeyer, P., Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland (Cunow) ... 504

Kantorowicz, L., Die sozialdemokratische Presse Deutschlands (Cunow) 613
Kaster, Joh., Die christlichsozialen Ideen und die Gewerkschaftsfrage (Laufkötter) 215
Kerlöw-Löwenstein, Sozialist. Schul- u. Erziehungsfragen (Ballerstaedt) 549
Keynes, J. M., Revision des Friedensvertrags (Cunow) 49
Kjellén, Rud., Dreibund und Dreiverband (Laufkötter) 21
Klabund, Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde (Kliche) 167
Klatt, Fr., Die schöpferische Pause (Karsen) 95
Kober, A. H., Unter der Gewalt des Hungers (Bromme) 477
Kräpelin, K., Einführung in die Biologie (Schön) 22
Lessing, E. O., Geschichte der deutschen Literatur (Kliche) 551
Levy, Herm., Die englische Wirtschaft (Laufkötter) 239
Maerker, Fr., Zur Literatur der Gegenwart (Kliche) 167
Marx, Karl, Die Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation (Cunow) 381
Meißner, O., Das neue Staatsrecht d. Reiches und seiner Länder (P. H.) 479
Nitti, Fr., Das friedlose Europa (Quarck) 217
Noack, V., Taschenbuch f. Kommunalpolitiker (P. H.) 455
Nora, A. de, Die Täuscher (Kl.) 358
Paul, A., Aus d. Chronik des Schwarzen Ferkels (Kl.) 240
Penson, Sir Henry, Is Germany Prosperous? (Fehlinger) 334
Pieth, Veröffentlichungen der Stadtbibliothek zu Lübeck (Bromme) 310
Prager, Eugen, Geschichte der U.S.P. (Quarck) 116
Price, M. Philips, Die russische Revolution (Laufkötter) 142
Radbruch, G., Die Kulturlehre des Sozialismus (Israel) 190
— Rechtspflege (Marx) 638
Ritter, E., Von der öffentlichen Verwaltung. Gedanken zum Umbau und Aufbau (Cassau) 407
Rolland, Rom., Peter u. Luß (Marck) 357
Rosner, K., Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm (Cunow) 241
Russel, B., Grundlagen für eine soziale Umgestaltung (Laufkötter) 263
Schnee, H., Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft (Cunow) 316
Schoendorf, Fr., Die Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin (Marx) 262
Schulte-Vaerting, H., Die Friedenspolitik des Perikles (Laufkötter) 214
Schumann, W., Parteiwesen u. Parteiprogramme (Laufkötter) 614
Sinclair, Upton, Romane (Kliche) 285
Sommer, Br., Der babylonisch-biblische Schöpfungsbericht und die Wissenschaft (Cunow) 454
Spengler, Oswald, Untergang des Abendlandes II (Marck) 437
Stier-Somlo, Wandlungen des preuß. Städte- und Landgemeindenrechts (P. H.) 640
Szana, Al., Länder- und Völkerkunde Jugoslawiens (L.) 432
Tatarin-Tarnheyden, E., Die Berufsstände (Laufkötter) 191
Ulitz, A., Ararat (Kl.) 311
Voigt, K., Der Arbeiterjugendverein (In.) 48
Vorländer, K., Immanuel Kants Leben (Selbstanzeige) 235
Waldmann, F. O., Praktischer Ratgeber für Selbstversorger und Siedler (L. L.) 238
Ward, F. K., In farthest Burma (Fehlinger) 312
Weiß, K., Gemeindepolitik (P. H.) 504
Wendel, Hermann, Von Belgrad bis Buccari (L.) 432
Westfahl, Max, Was wir wollen (In.) 48
Wiese, L. v., Einführung in die Sozialpolitik (Schöttler) 69
— Briefe aus Asien (Schöttler) 216
— Soziologie des Volksbildungswesens (Pieth) 237
Wilhelm, B., Im Pelz u. Federkleid (L.) 311
Wille, Br., Hölderlin und seine heimliche Maid (Kl.) 71
Woebcken, K., Wanderfahrten durchs Friesenland (Fehlinger) 192
Wronsky, S., Die Vereinheitlichung der Wohlfahrtspflege im Deutschen Reiche (Lehmann) 614
Wygodzinski, W., Einführung in die Volkswirtschaftslehre (Laufkötter) 144
Zander, E., Die Wunder des Meeres (E. W. N.) 431
*** Das Saargebiet in Wort u. Bild (Fehlinger) 239
*** Workmen's Compensation Legislation in the United States and Canada (Fehlinger) 288
*** Auslandwegweiser (Fehlinger) 359
*** Meister der Politik (Cunow) 550

N 3
v. 402 Stacks

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 31. März 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Sieg des Imperialismus

Von Heinrich Cunow

N. Lenin, der heutige Diktator Rußlands, hat jüngst eine Neuausgabe verschiedener Aufsätze veranstaltet, die er im Jahre 1915 in Zürich über den Imperialismus und den sogenannten monopolistischen Kapitalismus geschrieben hat (in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus« bei Karl Hoym Nachf. Louis Cahnbley in Hamburg erschienen). Soweit sich ersehen läßt, hat Lenin diese Aufsätze vor der Herausgabe etwas überarbeitet oder, wie man wohl besser sagt, retuschiert; aber selbst wenn man sie in dieser retuschierten Fassung betrachtet, bleibt es unverständlich, warum er sie neu herausgibt, falls man nicht anzunehmen geneigt ist, daß er in selbstgefälliger Diktatoren- und Autoreneitelkeit jeden Artikel, den er einst geschrieben hat, für ein wichtiges historisches Dokument hält, dessen Kenntnis der Welt nicht vorenthalten bleiben darf.

Irgendwelche neue Einblicke in das Wesen des Imperialismus bietet die Schrift nicht. Jeder, der kommunistische Zeitungen und Zeitschriften liest, wird irgendwo in ihnen schon weit schärfere Kritiken des modernen Kapitalismus vom bolschewistischen Standpunkt gefunden haben. Jedenfalls hat Radek entschieden Besseres geschrieben. Noch mehr als frühere literarische Leistungen Lenins zeigt diese Schrift, wie wenig er die Marxsche Auffassung von der strengen Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Entwicklungsprozesses begriffen hat. Er steckt mit seinen Anschauungen, mag er das auch nicht selbst zugestehen, noch immer in jener revolutionär-voluntaristischen Auffassung der französischen Revolutionszeit, daß mit dem nötigen festen Willen und einer diesem Willen entsprechenden Energie sich jederzeit die Entwicklung in andere Bahnen leiten läßt — eine Auffassung, die im engsten Zusammenhang mit der Ansicht steht, es ließen sich durch die sogenannte Entflammung der revolutionären Leidenschaft nach Belieben einzelne Phasen des Entwicklungswegs überspringen und durch Dekrete wirtschaftliche Zustände herbeiführen, für welche die entwicklungsgeschichtlichen Vorbedingungen fehlen. Seitdem hat Lenin zwar selbst in Rußland die Erfahrung machen müssen, daß weder die rücksichtslosesten Repressionen noch die schönsten Verordnungen ausreichen, kapitalistische Entwicklungsstufen zu überspringen und dort kommunistische oder sozialistische Lebensformen hervorzurufen, wo für sie die historischen Grundlagen noch nicht gegeben sind, ja er selbst ist durch die Gewährung wertvoller Ausbeutungskonzessionen an fremde Kapitalistengruppen zum Förderer der widerlichsten Erscheinungsform des imperialistischen Kapitalismus geworden; aber auf seine utopistisch-altrevolutionäre Theoretik scheinen diese Erfahrungen bisher noch wenig Einfluß gehabt zu haben — seine Mühle mahlt in alter Weise weiter.

Lenin mag sehr schätzenswerte Eigenschaften haben — Energie, Arbeitsamkeit und eine hervorragende Führerbefähigung lassen sich ihm zweifellos nicht absprechen —, aber ein Entwicklungstheoretiker, der die Tendenzen der Gegenwart erkennt und aus ihnen heraus mit sicherem Blick in die Zukunft schaut, ist er nicht. Dazu fehlt ihm völlig der historische Sinn: die Betrachtung der Entwicklungsvorgänge in ihrer geschichtlichen Bedingtheit und ihren ursächlichen Zusammenhängen mit früheren Erscheinungen. Schon sein leidenschaftliches Temperament, das immer wieder die Aufeinanderbeziehung der Erscheinungen seinem Zweckwollen unterordnet und sie nach diesem beurteilt, hindert solche Betrachtungsweise. So ist denn auch nur allzu erklärlich, daß er in seiner Schrift zwar den Imperialismus als ein »besonderes Stadium des Kapitalismus« auffaßt, aber ihn doch nicht als eine in seiner Eigenheit durch die Wirtschaftsentwicklung bedingte Erscheinung begreift, die weder durch leidenschaftliche Proteste noch durch politische Räsonnements zu unterdrücken ist, sondern sich mit geschichtlicher Notwendigkeit durchsetzt.

Selbstverständlich bleibt Lenin denn auch in Halbheiten stecken und hakt überall an. Rudolf Hilferdings Auffassung des Imperialismus bedeutet nach seiner Ansicht einen Rückschritt gegen J. A. Hobson; Karl Kautskys Erklärung des Imperialismus als des Dranges nach Annexionen hält er für »vollkommen unrichtig« — als Versuch einer Versöhnung des Sozialismus mit dem Imperialismus, der auf eine »verhüllte Propaganda des Imperialismus« hinausläuft; und die von mir 1915 in meiner kleinen Schrift »Parteizusammenbruch?« vertretene Auffassung, der Imperialismus sei eine im Wesen der kapitalistischen Entwicklung begründete Erscheinung, und deshalb hätten wir nach Beendigung des Weltkriegs, da der Kapitalismus noch keineswegs »abgewirtschaftet« habe, mit einer neuen, verstärkten finanzkapitalistisch-imperialistischen Wirtschaftsära zu rechnen, erklärt er für eine läppische und zynische Verfechtung der imperialistischen Annexionspolitik.

Vom geschichtlichen Standpunkt betrachtet, steht also die Leninsche Schrift ziemlich tief. Ihre Ausführungen dürften bereits heute, obgleich kaum sieben Jahre seit ihrer ersten Niederschrift vergangen sind, manchem als ein durch die seitherige Wirtschaftsentwicklung überholter Kampf gegen Windmühlenflügel, als Quichotterie erscheinen. Dennoch möchte ich diese Broschüre kritischen Lesern, die die heutigen Finanz- und Wirtschaftsverhältnisse Deutschlands und der großen Ententestaaten einigermaßen kennen, zum Lesen empfehlen; denn sie zeigt, in welchen teilweise geradezu naiven Vorstellungen über den weiteren Verlauf der Wirtschaftsbewegung sich noch 1915 Lenin befunden hat — und er nicht allein; auch viele, die damals noch mit in den Reihen unserer Partei kämpften, haben ähnlich gedacht und ebenso wie Lenin im Imperialismus der Vorkriegszeit einen »absterbenden Kapitalismus« gesehen, der in den letzten Zügen liegt.

Tatsächlich hat heute bereits, wenn man das bolschewistische Rußland ausnimmt, überall eine neue finanzkapitalistische Ära eingesetzt, am stärksten natürlich in den führenden Ententestaaten, in denen schon bisher das große Bankkapital eine wichtige Rolle spielte und die innere wie auswärtige Politik beeinflußte. Selbst im finanziell geschwächten Deutschland hat das sich in industriellen Anlagen und Ausweitungen be-

tätigende, in der Form des eigentlichen Finanzkapitals auftretende Bankkapital eine größere Einflußsphäre gewonnen wie vor dem Kriege. Davon zeugt nicht nur die gewaltige Zunahme der Betriebs- und Kapitalskonzentrationen, der Trusts, Syndikate, Konzerne, Fusionen usw., sondern auch die Eigenart der sich meist hinter den Kulissen vollziehenden Vorbereitung der Verschmelzungs- und Angliederungsaktionen. Und was ist denn im Grunde das neue Reichssteuerkompromiß anderes als ein durch die deutsche Hochfinanz der heutigen Regierungskoalition aufgezwungenes Zurückweichen auf die von der Deutschen Volkspartei empfohlene Steuerbasis? Dabei befinden wir uns in Deutschland — von den Vereinigten Staaten von Amerika und von England nicht zu reden — noch in einem vorläufigen wirtschaftlichen Übergangsstadium. Fast überall hat der Krieg Hinderungen und Hemmungen des Wirtschaftslebens, Verschiebungen der Erzeugungs- und Absatzverhältnisse und damit eine Unsicherheit der Geschäftslage hervorgerufen, die erst noch überwunden werden muß.

Freilich zeigt der neu vordringende Imperialismus in den einzelnen Großstaaten recht verschiedene Züge. Wie das Finanzkapital in diesen Staaten nach seiner Bildung, seinem Umfang, seinem Betätigungsfeld und seiner Interessensphäre verschieden ist, so ist auch seine Politik eine recht verschiedenartige. Anders in Frankreich und Italien, anders in England und der nordamerikanischen Union. Hat der Imperialismus zum Beispiel in dem einen Land den Charakter einer militaristischen Annexionspolitik, um die in dem zur Annexion ausersehenen Gebiet vorhandenen wirtschaftlichen Ausbeutungsmöglichkeiten in die Hand bestimmter Kapitalskonsortien zu bringen, so sucht im anderen Lande die Bankfinanz sich zunächst in den Besitz der Eisenbahnen, Banken, industriellen Anlagen, Schiffahrtslinien eines fremden Gebiets zu setzen, um dann als Besitzer dieser wichtigen wirtschaftlichen Machtmittel die Politik dieses Landes zu beeinflussen und sich neue wertvolle Zugeständnisse zu sichern.

Die erste, man kann in gewissem Sinne sagen: *ältere* Art der imperialistischen Politik finden wir in Frankreich, dessen Finanzcliquen nicht nur die politische Hegemonie und damit eine Ausweitung ihres wirtschaftlichen Einflußbereichs in Europa, sondern auch die Annexion des ganzen linken Rheinufers und die Gewinnung des Rheins als französische Wasserverkehrsstraße erstreben. Ferner möchten sie eine Rückzahlung der Rußland gewährten Anleihen erzwingen, deren Summen ja nicht in den Händen der Kleinrentner verbleiben, sondern zurück in die Banken strömen und damit deren Dispositionsfonds vermehren würden. Außerdem lockt sie das große Wirtschaftsgebiet des Orients, das als zukünftiger Anlagemarkt für französische Kapitalien schöne Profite verspricht.

Einen wesentlich anderen Charakter trägt der englische Imperialismus. Er verlangt nicht nach Landerwerbungen auf dem europäischen Kontinent; er begehrt Absatzmärkte für die englischen Industrieerzeugnisse, und da im Gegensatz zu den früheren schönen Hoffnungen, der Krieg werde eine Befreiung von der deutschen Konkurrenz bringen und damit dem englischen Handel neue Absatzgebiete erschließen, als Folge des Versailler Diktats sich eine große Absatzkrise eingestellt hat, so wünscht der englische Imperialismus den sogenannten Wiederaufbau Mitteleuropas, die möglichst baldige Wiederherstellung der Handelsbeziehungen mit Rußland, die Beschaffung günstiger

Gelegenheiten zu vorteilhafter Kapitalsanlage im Osten Europas und dem Orient — freilich ohne sich dafür in große Unkosten stürzen zu müssen. An der Erwerbung neuer Kolonien ist der englischen Finanz heute wenig gelegen. Kolonien hat England genug; wohl aber sollen diese Kolonien England erhalten und zum Zwecke der besseren wirtschaftlichen Ausnutzung mit ihm im Rahmen einer großen wirtschaftlichen Föderation enger vereinigt werden. Vor allem darf England keines seiner Rechte, keine seiner alten Forderungen im Orient aufgeben, nicht nur weil dadurch seine Interessen in Indien und Ostafrika gefährdet werden, sondern ihm auch die wirtschaftliche Ausnutzung des vorderasiatischen Gebiets entgehen könnte.

Diese Forderungen des englischen Imperialismus sind es, die im wesentlichen die bisherige Haltung der Regierung Lloyd Georges gegenüber Frankreich, sein Schwanken und seine Nachgiebigkeit auf den Konferenzen mit französischen und italienischen Staatsmännern erklären; denn wenn einerseits die Aufrichtung einer französischen Hegemonie auf dem europäischen Kontinent durchaus nicht im Interesse des englischen Finanz- und Handelskapitals liegt, so möchte doch andererseits die Lloyd Georgesche Regierung in keinem Fall es zum offenen Bruch mit Frankreich kommen lassen und dieses dadurch vielleicht veranlassen, eine feste Koalition mit Belgien und der sogenannten kleinen Entente oder gar mit Italien zu suchen. Vor allem wünscht die englische Regierung zu verhüten, daß ihr im Orient Frankreich als offener Gegner gegenübertritt.

Allerdings nicht immer hat Lloyd George sich den Wünschen der englischen imperialistischen Kreisen angepaßt; mehrfach hat er offen gegen ihre Absichten verstoßen und seine eigene persönliche Herrschafts- und Wahlpolitik getrieben. Die heftige Opposition, die jüngst unter Führung Sir George Youngers sich in seiner eigenen Partei gegen ihn erhoben hat und nur vorläufig aus Wahlrücksichten und aus Mangel an zur Führung der unionistischen Partei geeigneten Persönlichkeiten beschwichtigt worden ist, entsprang denn auch weit weniger aus innerpolitischen Gründen als aus der Mißbilligung der auswärtigen Politik des Georgeschen Kabinetts. Vornehmlich ist man in den Kreisen der konservativen und mattliberalen Imperialisten mit der Irland eingeräumten politischen Selbständigkeit und der Erklärung Irlands zum Freistaat unzufrieden, zumal Irland durchaus nicht jene freundschaftlich-nachgiebige Stellung gegen England eingenommen hat, die Nichtkenner der irischen Verhältnisse beim Abschluß des englisch-irischen Vertrags im Dezember vorigen Jahres erwarteten. Schon gleich nach der Ratifizierung des betreffenden Vertrags habe ich in der Neuen Zeit (Nr. 13 vom 23. Dezember 1921) gegenüber der unrichtigen Beurteilung des sogenannten »Friedensschlusses« Englands mit Irland in einer Reihe unserer Parteiblätter darauf hingewiesen, daß die schöne Hoffnung auf ein Freundschaftsverhältnis sich nicht erfüllen, sondern der jahrhundertelange Krieg seine Fortsetzung finden werde — wenn auch in anderen Formen. Diese Voraussage hat durch die neuesten Vorgänge in Irland recht schnell ihre Bestätigung gefunden. Die Abgrenzung des neuen irischen Freistaats gegen Ulster hat, da die Regierung Ulsters auch die fast rein katholisch-nationalistischen Grafschaften Tyrone und Fermanagh beansprucht, zu blutigen Grenzstreitigkeiten geführt, während im Innern des Landes die Michael Collinsche und die De Valerasche Parteirichtung in eine immer heftigere Oppositionsstel-

lung zu einander geraten sind: ein innerer Kampf, in dem die radikale Sinnfeiner-Richtung mehr und mehr Terrain gewinnt, zumal die neue Regierung, um ihren Radikalismus zu beweisen, sich genötigt sieht, eine der überlieferten unbeliebten englischen Einrichtungen nach der anderen abzuschaffen und die von der englisch-irischen Regierung vertuschten Fälle gewalttätiger Übergriffe der englischen Besatzungsarmee ans Licht zu ziehen.

Ebenso wirft man in den Kreisen der konservativen Imperialisten Englands Lloyd George vor, daß er bisher nicht mit der nötigen Energie die Interessen Englands im Orient zu wahren wußte (ein Teil der englischen Konservativen ist sogar bereit, Frankreich auf Kosten Deutschlands weitgehende politische Zugeständnisse zu machen, wenn dieses dafür gewisse Ansprüche im Orient fallen läßt), daß er ferner das Protektorat über Ägypten nicht mit größerer Zähigkeit verteidigt hat und den nationalistischen Bestrebungen in Indien viel zu viel freien Spielraum läßt. Die kürzliche Entlassung des Staatssekretärs für Indien, Mr. Montagus, des Hauptvertreters der sogenannten liberalen Politik innerhalb der indischen Regierung, ist denn auch, trotz aller gegenteiligen Versicherungen unionistischer Blätter, nichts anderes als ein Zugeständnis an die imperialistischen Frondeure. Die voreilige Veröffentlichung des Telegramms der indischen Regierung über die Wünsche der mohammedanischen Inder bot nur den äußeren Anlaß zu Montagus Entfernung; der eigentliche Grund ist, daß er, da er mit der Ansicht des Lord Reading, des indischen Vizekönigs, über die Notwendigkeit eines strengeren Eingreifens in die indische Unabhängigkeitsbewegung nicht einverstanden war, in einen Meinungsgegensatz zu diesem geraten ist, und daß er ferner, um die Mohammedaner Indiens zu beschwichtigen, eine andere englische Politik dem Osmanischen Reich gegenüber für nötig hält, zunächst eine gründliche Revision des Sèvresvertrags.

Wieder eine ganz andere imperialistische Politik befolgt die Finanzwelt der nordamerikanischen Union. Die Anwendung kriegerischer Maßnahmen ist heute nach den Erfahrungen, die man drüben *in* und vor allem *nach* dem Weltkrieg gemacht hat, in der großen Bevölkerungsmasse Nordamerikas so unbeliebt wie möglich. Wohl aber hat die Bankfinanz durch den Krieg im Übermaß die Geldmittel zu einer sogenannten friedlichen Expansion erlangt. Man gründet in Süd- und Mittelamerika — neuerdings, nachdem unter Obregons Verwaltung Mexiko wieder aufzublühen beginnt, auch in dessen Provinzen — kleine und große Banken, baut Eisen- und Straßenbahnen, kauft Bergwerke und Petroleumquellen auf, legt Fabriken an und befriedigt gegen relativ hohe Zinsen die Geldbedürfnisse der südamerikanischen Staaten und Kommunen. Daneben hält man eine große Handelsflotte und zu deren Schutz eine entsprechende Kriegsflotte — und vertraut darauf, daß, wenn einst der Druck der finanziellen Machtmittel nicht mehr ausreichen oder diese Mittel selbst angegriffen werden sollten, sich schon die nötigen militärischen Mittel finden werden, um die Expansionspolitik in anderer, derberer Art fortsetzen zu können.

Die Wirtschaftsentwicklung hat demnach einen wesentlich anderen Verlauf genommen, wie Lenin im Jahre 1915 mit dem ihm eigenen Selbstbewußtsein prophezeite. Der imperialistische Kapitalismus ist *nicht abgestorben*; er hat sich vielmehr nach dem gewaltigen Druck der Kriegsjahre schneller erholt, als erwartet werden konnte, und mit Sicherheit darf

heute behauptet werden, daß die weitere Entwicklungsfolge nicht die erhoffte Agonie des Kapitalismus, sondern der Anbruch einer neuen imperialistischen Ära sein wird, stärker und nachhaltiger als jene, die dem Kriege voraufging. Zwar in einem Teil unserer Parteipresse kann man gelegentlich immer wieder lesen, der Kapitalismus hätte ausgelebt und läge in den letzten Zügen — alte Illusionen haben ja oft ein ebenso zähes Leben wie alte Schlagworte. Aber wir sollten wirklich von derartigen täuschenden Behauptungen lassen; denn unrichtige Einschätzungen der gegenwärtigen und der nächstfolgenden Entwicklungsphase führen unvermeidlich zu einer verkehrten politischen Taktik. Besser ist, wir sehen der kommenden neuen imperialistischen Ära mit Ruhe entgegen — und richten danach zielbewußt, in genauer Abschätzung unserer Kräfte, unsere Politik ein.

Industrielle Zusammenschlußbewegung

Von Artur Heichen

Eine Zeitlang schien die Konzentrationsbewegung in der deutschen Industrie zum Stillstand gekommen zu sein. Die »industriellen Herzogtümer« der Montanindustrie hatten eine gewisse Abrundung erlangt, und die Brauindustrie hatte die Krisis, in die sie nach dem Kriege durch die Verminderung und den Rückgang des Bierkonsums geraten war, bereits im vorigen Jahre — das durch einen die Trinkfreudigkeit erhöhenden warmen Sommer ausgezeichnet war — durch eine Unmenge die entlegensten Provinzbrauereien erfassenden »Zusammenschlüsse« mit Erfolg überwunden. Heute gibt es in der Brauindustrie nicht mehr allzuviel zu »konzentrieren«, wenn auch die Bewegung noch keineswegs vor ihrem Ende angelangt ist. Der vor einiger Zeit erschienene Geschäftsbericht der Berliner Engelhardt-Brauerei, einer der größten deutschen Brauereikonzerne, betonte mit großem Nachdruck die Notwendigkeit und Möglichkeit weiterer Zusammenschlüsse. Stehen sich doch beispielsweise im Absatzgebiet Groß-Berlin — von einigen mittelgroßen Brauereien ganz abgesehen — noch immer zwei Brauereikonzerne (Schultheiß-Patzenhofer-Kahlbaum einerseits und Engelhardt andererseits) gegenüber, die noch dazu nach zwei verschiedenen Prinzipien organisiert sind. Der Schultheiß-Patzenhofer-Konzern zentralisiert die Bierproduktion in Berlin und einigen wenigen anderen Zentren und beliefert die übrigen Produktionsgebiete von Niederlagen aus (deshalb spricht man von einem Niederlagssystem). Die fusionierten Provinzbrauereien werden dann meist stillgelegt, ihr Braukontingent wird nach Berlin oder nach einem anderen zentralen Ort verlegt, und aufrechterhalten bleibt nur der Niederlagsbetrieb. Dagegen hat die Engelhardt-Brauerei ihre Produktion dezentralisiert. Die Biererzeugung vollzieht sich bei ihr nicht in der Hauptsache nur in Berlin, sondern interlokal in verschiedenen Provinzgegenden. Die Provinzbrauereien werden, wenn sie in den Bereich des Konzerns einbezogen sind, demnach auch nicht stillgelegt, sondern weiterbetrieben, nur geschieht die oberste Direktion, also Finanzverwaltung, Rohstoffeinkauf usw., nunmehr von Berlin aus. Nicht die »Produktion«, sondern nur die »Verwaltung« wird bei dieser Methode industriellen Zusammenschlusses zentralisiert.

Daß man die Bierproduktion in der Provinz und an verhältnismäßig zahlreichen Produktionsstätten überhaupt beläßt, geschieht der steigenden Bahntarife halber, die einen Bierversand auf weite Entfernungen mehr oder weniger unrentabel machen. Es ist nun besonders bemerkenswert, daß jeder der beiden Konzerne behauptet, mit dem von ihm befolgten System im Rechte zu sein. Der Schultheiß-Patzenhofer-Konzern rechtfertigt sein Niederlagssystem, und ebenso spricht der Engelhardt-Konzern unter Hinweis auf die steigenden Bahntarife von den Erfolgen des von ihm befolgten Systems der interlokalen und dezentralisierten Bierproduktion. Daß beide Konzerne mit sich zufrieden sind, beweist, daß bis zur Gegenwart keine der beiden Methoden bierproduktioneller Zusammenschlüsse eine entscheidende Überlegenheit erlangt hat. Welcher der beiden Methoden schließlich die Überlegenheit gehören wird, darüber entscheidet im wesentlichen eben die zukünftige Eisenbahntarifpolitik, also nichts dem gewerblichen Produktionsprozeß Immanentes, sondern etwas drittes Außenstehendes, dessen Gestaltung nicht von dem Brauereigewerbe selbst, sondern von verschiedenerlei Instanzen, Parlamenten, Garantie- und Überwachungskommissionen bestimmt wird. Wer die Eisenbahntarife bestimmt, der bestimmt damit schließlich zum erheblichen Teil auch, welchen Weg die Brauereiindustrie in bezug auf die schon eingeschlagene Zusammenschlußbewegung letzten Endes nimmt.

Diese Tatsache ist lehrreich. Mit dem ökonomischen Automatismus, daß der Großbetrieb den Kleinbetrieb notwendigerweise verschlingen muß, mit diesem altgewohnten Schema, dem noch heute manche Volkswirtschafter anhangen, ist es in diesem Falle nichts. Die Lebens- und Entwicklungsbedingungen der einzelnen Gewerbezweige sind verschieden und können nicht immer restlos allein aus dem Produktionsprozeß heraus abgelesen werden.

Die Konzentrationsbewegung in den übrigen Industrien war weniger scharf und ausgeprägt. Neue Entwicklungsrichtungen lassen sich beispielsweise im Versicherungs- und Bankgewerbe kaum feststellen. In der Metall- und Maschinenindustrie, in der Textilindustrie sind zwar zahlreiche Zusammenschlüsse erfolgt. Aber diese haben in keinem Falle zur Bildung größerer industrieller Konzerne geführt. Die Zusammenschlüsse — teils horizontalen, teils vertikalen Charakters (in diesem Falle meist ein Ausdruck des Kampfes um die Rohstoffbasis) — geschahen mehr sporadisch und lassen klare und bestimmte industrielle Entwicklungstendenzen nicht erkennen. Zusammenschlußbedürfnisse — die teilweise mit dem Bedürfnis nach neuen Kapitalien identisch sind — zeigen vor allem solche Gewerbezweige, die aus der Zwangswirtschaft in die freie Wirtschaft hineinwachsen, wie die Zementindustrie und das Mühlengewerbe.

Immerhin brachten die letzten Monate auch eine Zusammenschlußbewegung größeren Stils, und zwar in der Kaliindustrie, eine Bewegung, die sich unter recht eigenartigen und für die deutsche Nachkriegswirtschaft typischen Begleiterscheinungen vollzog. Vor dem Kriege hat die Kaliindustrie glänzende Zeiten gesehen. In seiner Preispolitik gegenüber dem Ausland war Deutschland, das damals noch im Besitz der elsässischen Kaligruben war, autonom. Das deutsche Kalimonopol schuf die Voraussetzungen für eine entsprechende Rentabilität der Kaligruben. Diese Rentabilität

wurde eskomptiert durch das Erbohren immer neuer Kalischächte, deren es nunmehr heute — nach der Durchbrechung des Kalimonopols — viel zu viele gibt. Aus diesem Grunde begünstigte die Gesetzgebung der Nachkriegszeit das Stillegen von Schächten und damit auch die Zusammenschlußbewegung in der Kaliindustrie; denn je größer die Konzerne sind, desto größer sind die Kompensationsmöglichkeiten und desto leichter können auch die am unrentabelsten arbeitenden Schächte stillgelegt werden. Das sind die allgemeinen Voraussetzungen. Aber die Zusammenschlußbewegung in der Kaliindustrie in der jüngsten Vergangenheit hat ihren Anstoß keineswegs von dieser produktionstechnischen Seite erfahren. Der neue große Kalikonzern Salzdetfurt-Westeregeln-Aschersleben-Leopoldshall, von dem in der jüngsten Zeit so viel die Rede war, ist vielmehr gewissermaßen an der Berliner Börse zusammengekauft und zusammengehandelt worden, und zwar von einem Berliner Bankier, der in der jüngsten Vergangenheit viel von sich hat reden machen und der der Finanzkritik noch manches Kopfzerbrechen verursacht hätte, wenn er nicht mitten in seinen Transaktionen plötzlich gestorben wäre.

Hugo J. Herzfeld, der Berliner (jüdische) Bankier und Effektenhändler, ist der Typ des Zwischenhändlers großen Schlags, wie ihn die Inflationskonjunktur geschaffen hat. Viele deutsche Wirtschaftskritiker, namentlich solche, die alle Wirtschaftsvorgänge lediglich im Spiegelbild der Börsenmeinung sehen, haben Hugo J. Herzfeld für einen Mann mit genialen wirtschaftlichen Konzeptionen gehalten. Das war dieser Mann nach meiner Meinung nicht. Er war ein Börsianer und Händler größten Kalibers mit ungemein viel Geschick und Energie. Wenn seine Börsentransaktionen schließlich in großen industriellen Zusammenschlüssen resultierten, so hat er diese Zusammenschlüsse als erstes Ziel und um ihrer selbst willen gewiß nicht gewollt. Dazu lag ihm das eigentliche Gebiet der produktiven Wirtschaft viel zu fern. Diese Konzernbildung war vielmehr gewissermaßen ein Nebenprodukt seiner Agiotage größten Stils. Herzfeld war der Typ des Großverdieners, wie ihn die Inflationskonjunktur der Nachkriegszeit geschaffen hat. Für ihn war die Notenpresse ein segenspendender Quell, ebenso wie für all die Devisenspekulanten und Arbitrageure großen Formats. Er wußte es wie kein anderer, wo und wie man Inflationsgewinne schöpft und erzeugt. Ohne die Notenpresse, ohne Inflation hätte es keinen Herzfeld gegeben. In regulären Zeiten, in einer gesunden Wirtschaft wäre er der bescheidene Bankier seiner Anfangszeit geblieben. Daß er wuchs, daß er der Börsenriese ward, daß er weitausgreifend vom Effektenhandel in die Produktion und ihren Aufbau hinübergreifen konnte, verdankt er der Krankheit der deutschen Wirtschaft. Alle seine Transaktionen waren eine gigantische Spekulation auf den sinkenden Wert der Mark. Ein steigender Markwert, das heißt eine erfolgreiche Finanzsanierung, hätten ihn und sein ganzes System zu Boden geworfen. Sein Kalkül war ein sehr einfaches: eine Aktie, die doch Teilhaberschaft an Sachwerten repräsentiert, muß bei fortschreitender Geldentwertung einen immer wachsenden Papiermarkwert haben. Der Kauf von Aktien stellt also ein ziemlich risikoloses Geschäft dar, vor allem dann, wenn man, wie Herzfeld, in erheblichem Umfang Kreditgelder beansprucht, die ohne Rücksicht auf die inzwischen eingetretene Entwertung des Geldes so zurückgezahlt werden, wie

sie aufgenommen worden sind. Unter allen Umständen fällt dabei ein Gewinn aus den Differenzen zwischen altem Geldwert und dem neuen (schlechteren) Geldwert ab.

Dazu kommt noch etwas anderes. Herzfeld hat es verstanden, von sich aus Börsenbewegungen zu machen. Sonst waren die treibenden Motoren der Börsenkursbewegung die Devisenkurse einerseits und die innere Preisentwicklung andererseits. Die innere und äußere Entwertung der Mark bestimmten, bis zu welchem Punkte ungefähr der Papiermarkwertausdruck der Realwerte, also auch der Aktien, hinaufgetrieben und aufgebläht wurde. Für Hugo J. Herzfeld bestanden diese Grenzen nicht. Er setzte sich als dritte Macht neben Devisenkurse und innere Teuerung und bestimmte von sich aus die Aktienpreise dort, wo er es für gut befand, einzugreifen. Und er konnte kaufen ohne Rücksicht auf Rentabilitätserwägungen und sogar ohne Rücksicht auf den sogenannten inneren Wert der Aktien. Die Werte, die *er* erworben hat, hat er meist *überbezahlt*. Und das konnte er tun, weil Aktienmajoritäten in einer Wirtschaft, die auf Zusammenballung und Konzentration größten Stils drängt, ihren besonderen Wert haben.

Im Jahre 1920 hatte die Bankfirma Hugo J. Herzfeld plötzlich die Mehrheit des Aktienkapitals des Bochumer Vereins, ein Objekt von etwa 300 bis 400 Millionen Mark, an sich gebracht. Und was geschah? Der Finanzkapitalist und Effektenhändler trug die Mehrheit dieses potenten schwerindustriellen Werkes dem allgewaltigen Stinnesschen Elektromontan-Konzern an. Und die Stinnes, Vögler, Kirdorf, Siemens beeilten sich, zuzugreifen. Herzfeld aber hatte seinen Zwischengewinn in der Tasche. Auch die Mehrheit der Aktien der *Argo-Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft* hat Herzfeld an sich gebracht, ohne allerdings in *diesem* Fall einen Erfolg erzielen zu können. Die Hamburger und Bremer Seefahrtsherren waren in diesem Falle — objektive Umstände erleichterten ihnen das — selbstbewußter als die schwerindustriellen Herzöge, denen es an Machtbewußtsein doch wahrlich niemals gemangelt hat. Das hansastädtische Patriziat ließ sich sein Selbstbestimmungsrecht nicht von der Berliner Burgstraße und von einem Effektenhändler wie Herzfeld streitig machen. So behielt Herzfeld seine Pakete Argo-Aktien und blieb — *er*, der nur Zwischenhändler sein wollte — Herr einer Schiffahrtsgesellschaft.

Über ein Jahr setzte er auch dran, um sich in den Besitz der Mehrheit der 5000 Kuxe der historischen Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft zu setzen. Jahrhundertelang hat der Rat der Stadt Leipzig ein ansehnliches Paket dieser Kuxe in seinem Besitz gehabt, und ebenso lange saß immer ein Bürgermeister der Stadt Leipzig im Grubenvorstand dieser Gewerkschaft. Die noch heute unveröffentlichten Rechnungsbücher der Stadt weisen in der gleichen Zeit unter den Einnahmen ein besonderes Kapitel »von den Mansfeldschen Kuxen« auf. Dieser ehrwürdig-traditionelle Besitz scheint nunmehr, wie ich annehme, nach jahrhundertelanger Ruhe in diesen Jahren der Geldrevolution, die gerade den städtischen Finanzen so übel mitspielt und die Kommunen geld- und kreditbedürftig macht, ins Rutschen gekommen und wenigstens zum Teil an Hugo Herzfeld übergegangen zu sein. Deutlicher können wohl die Besitzverschiebungen nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Es wäre aber verfehlt, obgleich es für den Sozialisten naheliegt, daraus zu schließen, daß das Finanzkapital allenthalben seinen endgültigen Sieg über das

Produktionskapital, über die Industrie angetreten hätte. In Deutschland ist es eher umgekehrt. Das Finanzkapital sieht sich gegenwärtig bedrängt. Die Banken werden trotz der guten Geschäfte, die sie zurzeit machen, von der Geldentwertung stärker bedrängt als die anderen Zweige der Wirtschaft. Das Industriekapital ist gegen die Geldentwertung und ihre Folgen so gut wie vollkommen geschützt. Dagegen kann das Bankkapital die Verminderung seiner Substanz, die doch zu einem sehr erheblichen Teil nicht aus Sach- und Goldwerten, sondern nur aus Papiermarkforderungen besteht, gegenüber der aufsaugenden Tätigkeit der Notenpresse nicht wirksam aufhalten. Als feste Insel im wachsenden Meer der Notenflut bleibt zu guter Letzt nur die sachwertgesegnete Industrie, also das Produktionskapital, bestehen. Das Finanzkapital hat im ganzen doch zu sehr Rentencharakter, und aus diesem Grund ist seine Position keine günstige. Das wird sich dann erst mit aller Deutlichkeit zeigen, wenn die Wasser der Noteninflation verlaufen, wenn die Wirtschaft wieder in normale Bahnen einlenkt. An dieser Tatsache ändert die Episode Herzfeld nichts. Gewiß, dieser Effektenhändler ist mit Erfolg in die Montanindustrie und in die Schiffahrt eingedrungen, aber eben unter exzeptionellen Umständen — gewissermaßen als siegreich kämpfende Nachhut des Finanzkapitals gegen das heranrückende Gros des Produktivkapitals.

Der Feldzug 1918

Ludendorffs Fehler — die Ursache der Katastrophe

Von H. Müller-Brandenburg

I

Wer die »Kritik des Weltkriegs« von »einem Generalstäbler«,[1] »Die Märzoffensive 1918«[2] von Major a. D. Fehr, »Die Tragödie Deutschlands« von »einem Deutschen«[3] und die Aufsätze von Professor Hans Delbrück in den »Preußischen Monatsheften« Mai/Juni 1920 gelesen hat, wird zugeben müssen, daß in meiner Schrift »Von der Marne zur Marne«[4] noch recht glimpflich mit General Ludendorff abgerechnet worden ist. Allerdings waren damals die Feststellungen der obengenannten Verfasser wie auch General v. Kuhls »Der deutsche Generalstab im Weltkrieg«[5] und Oberst Schwertfegers »Der Irrtum des Marschalls Foch«[6] noch nicht bekannt. Vieles, was dort festgestellt ist, entzog sich noch 1919 der Kenntnis des Verfassers.[7]

Es ist ein Trauerspiel, wie sich die Masse des deutschen Offizierkorps und der deutschen Militärliteratur zu den ernsten kritischen Betrachtungen des militärischen Verlaufs des Weltkriegs stellt, wie die Militärliteratur zu verschleiern und zu entschuldigen sucht, wo nichts zu entschuldigen ist. Solch Beginnen gereicht seinen Unternehmern weder zur Ehre noch bringt es Nutzen. Im Gegenteil, es schadet außerordentlich. Ist es nicht lächerlich, daß gerade die Kreise, die vom Revanchekrieg träumen, in vollkommener Selbst-

[1] Verlag K. F. Köhler, Leipzig. [2] Verlag K. F. Köhler, Leipzig. [3] Verlag Duncker & Humblot, München. [4] Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin. [5] Verlag Mittler & Sohn, Berlin. [6] Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

[7] Das neue Buch Delbrücks »Ludendorffs Selbstporträt« ist dem Verfasser erst zur Kenntnis gelangt, als dieser Aufsatz schon gesetzt war. Auch nach Studium dieses Werkchens braucht der Verfasser an dem Aufsatz keine Veränderung vorzunehmen.

verblendung nichts tun, um aus den Ereignissen des Krieges zu lernen? Da war doch das Offizierkorps von 1806 ein anderes! Kriegsgerichte und Ehrengerichte erledigten alle Offiziere, die im Felde pflichtwidrig gehandelt hatten; die Armee wurde von Grund auf reorganisiert, auf eine ganz andere Grundlage, geistig wie materiell, gestellt. Die Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Clausewitz waren erst möglich infolge der vollendeten Umwälzung und geistigen Umstellung des Offizierkorps. Wie anders heute! Die wenigen, die da den Mut gehabt haben, ernsthaft die kritische Sonde anzulegen, werden auf den Scheiterhaufen gestellt, werden als minderwertige Gesellen bezeichnet, als ehrlos und unwürdig des Offizierstandes erklärt! Ehrenhafter Offizier ist nur der, der den Mund hält und alles für richtig erklärt, was da zwischen 1914 und 1918 geschehen ist. Höchstens darf man hinter dicht verschlossenen Fenstern und Türen einmal ein kritisches Wort sagen, selbst das ist, wie ich weiß, gefährlich — es bringt den Betreffenden gleich in den Verdacht des »Demokraten«, oder was noch entsetzlicher ist, des »Sozialisten«. Und wer in diesen Verdacht gerät, ist erledigt! Gehen diese Dinge so weiter, müssen sie das kleine Offizierkorps der Reichswehr zur Verkalkung führen. Daß damit dem deutschen Volk, das das sehr teure Soldheer bezahlt, nicht gedient ist, ist selbstverständlich.

Da die Militärliteratur ernstkritische Betrachtungen nicht aufnimmt, sie, wie der Verfasser der »Tragödie Deutschlands« richtig sagt, totschweigt, besonders wenn der Verfasser solcher Betrachtungen Sozialist ist, bleibt nur der Weg, im Rahmen der allgemeinen periodischen Literatur das zu sagen, was gesagt werden muß.

II

Die Rechte im Reichstag hat, als Scheidemann in der letzten großen Etatsrede sich auf Ausführungen Delbrücks berief, geschrien, Delbrück sei kein Fachmann. Die Rufer haben damit nur bewiesen, daß sie selbst erst recht keine Fachleute sind. Wer Delbrücks Autorität als guter Kenner der Kriegsgeschichte anzweifelt, beweist damit, daß er urteilslos ist. Daß die Wahrheit den Patentpatrioten von rechts nicht paßt, ist ja bewiesen. Es hat sich bis zur Stunde niemand gefunden, der die »Kritik des Weltkriegs« oder »Von der Marne zur Marne« widerlegt hätte. Da steht die Wahrheit. Totschlagen können die Patentpatrioten sie nicht, so haben sie eine andere »ehrenvolle Waffe«, sie schweigen tot und erklären die Verfasser für Trottel oder Lumpen. So was verträgt sich anscheinend mit den Begriffen »Wahrheit, Ehre, Vaterland, Christentum« ganz ausgezeichnet.

III

Der so peinliche Karl von Habsburg hatte seinen strategischen Kopf, den Conrad v. Hötzendorf, in »Ungnade« entlassen. Diesem kaiserlichen Intriganten und Hohlkopf war der geistvolle Conrad ein Dorn im Auge. Seine Pläne aber führte man — sich mit Conrads Federn schmückend — durch, natürlich schlecht! So wurde aus der großen Offensive gegen Italien im Oktober 1917 nicht das, was daraus hätte werden können. Und hier bei dieser Gelegenheit offenbarte Ludendorff, daß er weder Stratege noch Feldherr war. Der Angriff in Italien konnte bei richtiger Anlage und Ausstattung mit genügenden Kräften die italienischen Armeen zerbrechen, sie hinter den Po und an die Westalpen werfen. Konnte! Conrad, obwohl schon abgesägt, macht

Ludendorff auf die Möglichkeiten aufmerksam, bittet ihn, einzugreifen, mehr Divisionen zu schicken (in Rußland, das vor dem völligen Zusammenbruch stand, wie Ludendorff dies bereits für Oktober 1917 in seinen »Erinnerungen« gesteht, standen rund 80 Divisionen!), damit gleichzeitig mit dem Angriff bei Tolmein der aus Tirol erfolge. Ludendorff schreibt zurück, das gehe nicht, er sei ohnedies nur »mit halbem Herzen« dabei. (Man lese das bei Nowak, »Weg zur Katastrophe« [8] nach.) In seinen »Erinnerungen« aber erinnert sich Herr Ludendorff des halben Herzens nicht, da ist es »mit aller Hingabe« dabei (S. 387). Schade, daß dies nur in den »Erinnerungen« der Fall ist, nicht, als es die Tat galt. Hätte damals Ludendorff den Conradschen Wunsch erfüllt (und er k o n n t e ihn erfüllen), dann war Anfang Dezember 1917 Italiens Heer zerbrochen, die Armeen der Donaumonarchie und die deutschen Truppen standen am Po. Riesige Landstrecken voll Fruchtbarkeit waren den hungernden Mittelmächten nutzbar gemacht, und — und das ist die Hauptsache — an die Stelle der zerbrochenen italienischen Armeen hätte die Entente amerikanische, englische und französische Divisionen stellen müssen, Divisionen in großer Zahl!

Der »Generalstäbler«, der berichtet, daß auch General Krafft, der Führer der deutschen Armee an der italienischen Front, den Stoß von Tirol aus verlangt hatte, sagt auch, daß der völlige Zusammenbruch bei richtiger operativer Anlage hätte erzielt werden können. Ludendorff sah das nicht! Er sah nicht, daß sich hier die Möglichkeit bot, die große Märzoffensive von 1918 strategisch vorzubereiten. Der Niederbruch der italienischen Armee hätte eine neue Angriffsfront gegen Frankreich im Osten der Provence geschaffen, hätte die Entente gezwungen, erhebliche Truppenkräfte nach Italien zu werfen, um das Eindringen der Mittelmächte in Südfrankreich zu verhindern. Ludendorff sah nicht, daß hier ein riesiger strategischer Erfolg winkte. Daß er das nicht sah, zeigt, daß er kein Feldherr war. Er war ein Taktiker, der in Überschätzung seines eigenen Könnens seinen strategischen Kopf, den General Hoffmann — wohl weil er ihm unbequem — im Osten sitzen ließ, wo er politisch wirken sollte, obwohl er als Politiker gar nicht in Frage kam.

Daß Ludendorff bloßer Taktiker war, bewies dann das Jahr 1918 zum Unglück Deutschlands. (Dabei sei aber offen ausgesprochen, daß Ludendorff als Großschlachtentaktiker wohl unerreicht dasteht.)

IV

Schon die große Märzoffensive zeigt es zur Genüge. Man greife nur zu der Arbeit des Majors Fehr, der die im Reichsarchiv lagernden Akten der Obersten Heeresleitung studiert hat und das Ergebnis in der erwähnten Schrift »Märzoffensive 1918« der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringt. Als ich in den »Erinnerungen« Ludendorffs seinerzeit las, daß er bei den Vorarbeiten zur großen Offensive sich von dem Gedanken habe leiten lassen: »die Taktik war über die reine Strategie zu stellen«, habe ich geglaubt, hier eine Verschleierungsphrase vor mir zu haben. Wie soll man es für möglich halten, daß der Chef des Generalstabs des Feldheeres, der Schüler Schlieffens, Moltkes usw. im Ernst solcher Auffassung huldigte! Und doch ist es so! Fehr bringt den klaren Beweis, womit denn auch die Tatsache, daß wir vor Amiens liegen blieben, ohne Schwierigkeit geklärt ist.

[8] Berlin, Verlag Erich Reiß.

Wir wollen hier die Frage, ob die Märzoffensive, der Angriff im Frühjahr 1918 überhaupt, zweckentsprechend war oder nicht, unerörtert lassen. Man kann darüber verschiedener Meinung sein. Der »Generalstäbler« billigt den Entschluß, General Hoffmann erklärte den Entschluß zum Angriff als verfehlt; ähnliche Auffassung klingt in der »Tragödie Deutschlands« wider. Ich bin der Meinung, daß an sich, wie ich in »Von der Marne zur Marne« zum Ausdruck gebracht habe, die Operation 1915 hätte durchgesetzt werden müssen, daß aber bei richtiger strategischer Führung die Generaloffensive auch 1918 uns noch einen anständigen Vergleichsfrieden hätte bescheren können. Zur Katastrophe brauchte sie nicht zu führen, daß sie es tat, ist Schuld der Obersten Heeresleitung.

Die Ursache, daß Ludendorff die Schlachtentaktik über die Strategie stellte, hatte zur Folge, daß die Märzoffensive in ihrer Anlage schon verfehlt aufgebaut wurde. Der Angriff sollte, wenn nicht kriegsentscheidend überhaupt, doch so wirken, daß der Gegner friedensgeneigt wurde. Er mußte also die denkbar beste Möglichkeit in sich schließen, zugleich aber so gestaltet sein, daß wir nicht einen Pyrrhussieg erlitten. Drei Möglichkeiten wurden erwogen: 1. Verdun, doch dies schreckte aus mancherlei Gründen. 2. Der Angriff aus der Linie Ypern-Arras auf Dünkirchen-Calais. Dieser Angriff bot die besten strategischen Aussichten, konnte aber der schlechten Geländeverhältnisse wegen (sehr wasserreich) nicht vor April unternommen werden. 3. Angriff Arras-Saint-Quentin in Richtung Amiens. Diesen Fall nahm Ludendorff. Hier die Gründe: Vor dieser Front stießen französische und englische Armee aneinander, bildeten die »Naht«. Solche Naht ist taktisch stets schwach. Es winkte also die Aussicht, die beiden Ententeheere auseinanderzureißen und das englische Heer gegen das Meer zu pressen. Die Wegnahme Amiens' beraubte die englische Armee fast aller Landverbindungen mit dem in französischen Händen befindlichen Teil Frankreichs. Die strategische Auswirkung eines solchen Durchbruchs konnte Calais, Boulogne und Dünkirchen in deutsche Hand bringen, hätte die englische Front von Nieuport bis Saint-Quentin in Trümmer gelegt, die englische Armee wäre in eine Katastrophe geraten, der sie sich nur durch Einschiffen hätte entziehen können. Das deutsche Heer hätte die Kanalküste in die Hände bekommen, und schließlich wäre gegenüber der französischen Armee eine erhebliche Frontverbesserung erzielt worden. Die neue Front hätte von Saint-Quentin ab über Amiens den Sommelauf bis zur Mündung bei Abbéville gehabt. Ganz abgesehen davon, daß die Front La Fère-Nieuport um 50 Kilometer länger gegenüber der Sommefront (La Fère-Amiens-Abbéville) gewesen wäre, wodurch rund zehn Divisionen an Stellungstruppen gespart werden konnten, hätte die Somme eine vorzügliche, teilweise mit recht geringen Kräften zu haltende Stellung geboten. Die glückliche Durchführung der Operation konnte also ganz erheblich die Lage auf dem Westkriegsschauplatz zu unseren Gunsten verändern. Diese Veränderung konnte recht wohl zur Folge haben, daß man in Paris wie in London friedenswilliger wurde. Daß der Erfolg ausblieb, daß wir 17 Kilometer vor Amiens liegen blieben, ist nicht Schuld der Truppen, sondern liegt in der Anlage des Angriffs durch die Oberste Heeresleitung. Major Fehr in seiner »Märzoffensive« wie der »Generalstäbler« in seiner »Kritik« weisen dies ganz klar nach.

Wir halten es schon für einen Fehler, daß man die Angriffsarmee nicht geschlossen dem Oberkommando des Prinzen Ruprecht unterstellte, der, mag

man sonst über ihn denken wie man will, militärisch durchaus leistungsfähig ist. Aber Ludendorff wollte selbst das Heft in der Hand behalten, deshalb wurde der linke Flügel der Angriffsarmee an den deutschen Kronprinzen gegeben. So war eine Friktion in den leitenden Stellen geschaffen. Weiter aber wurde der Fehler gemacht, den linken Flügel nach Frankreich hinein stoßen zu lassen, diesen Flügel, den man überhaupt viel zu stark gemacht hatte, wodurch der rechte verhältnismäßig schwach blieb. Die Folge war, daß der rechte Flügel nicht in der erwarteten Weise vorwärts kam, während der linke — mit Wissen und Willen Ludendorffs — ins Blaue davonstürmte.

Sowohl die Operationen auf dem Ostkriegsschauplatz, die von 1915 wie die von 1918, als auch die Märzoffensive haben mir das Empfinden aufgedrängt, als sei sich unsere Heeresleitung nie über die Grenzen der Bewegungsmöglichkeit feindwärts klar gewesen. Die Erfahrungen Napoleons in Rußland 1912 hatten anscheinend keinen Eindruck hinterlassen.

Ob Ludendorff Ratzels »Grundzüge der Anwendung der Geographie auf die Geschichte« studiert hat, weiß ich nicht. Hätte er es getan, hätte ihm doch der Lehrsatz aus Abschnitt 8 Ziffer 83 auffallen müssen, der da heißt: »Jede Bewegung auf der Erde erfährt um so mehr Hemmungen, je länger ihr Weg ist. Sie nimmt also in der Richtung ihres Weges ab.... Bei Wanderungen organischer Wesen nimmt die Zahl der Individuen nach dem Ziele hin ab.« Man braucht als Generalstabsoffizier Ratzel nicht zu kennen, um nicht doch die in dem Lehrsatz verborgene strategische Idee zu beherrschen. Um so unverständlicher aber sind die Operationen auf dem linken Flügel im März 1918. Sie *entfernten* vom Ziel, statt beizutragen, dem Ziel näher zu kommen.

Der »Generalstäbler« hat schon recht, wenn er die Auffassung kundgibt, daß man richtiger gehandelt hätte, *sofort* stehen zu bleiben, als sich herausstellte, daß der rechte Flügel nicht mitkam, und dann alle Kräfte für die zweite Operation: Ypern-Arras Richtung Dünkirchen anzusetzen — wenn man dem Stoß im Norden große Bedeutung beilegte. Und hier stehen wir vor einer sehr — bis heute nicht geklärten — eigentümlichen Tatsache! Ein *Feldherr* hätte nach dem Gang der Operationen Saint-Quentin-Amiens den Operationen auf der Basis Ypern-Arras *entscheidende* Bedeutung beigelegt. Ludendorff tat es *nicht*. Er offenbarte hier glatt Kurzsichtigkeit. Der Angriff an der Lys (eben Ypern-Arras) hatte nur wirklichen Wert, wenn er zu vollem Erfolg führte. Sollte dieser gesichert sein, mußte er mit allen verfügbaren Kräften unternommen werden. Das geschah aber *nicht*! Nur rund 20 Divisionen wurden angesetzt, während 41 Divisionen in Reserve verblieben. (Wäre der rechte Flügel in der Märzoffensive nicht ins Blaue gestoßen, hätten noch mehr Divisionen in Reserve zur Verfügung gestanden.) Daß diese 20 Divisionen bei ihrem Angriff am 9. April nicht durchstießen, hat die Oberste Heeresleitung selbst verschuldet. *Sie legte dem Angriff keinen entscheidenden Wert bei!* Ich habe hierfür Belege in »Von der Marne zur Marne« gebracht. Ludendorff lenkte ab, unternahm eine Ablenkungs- oder Zermürbungsoffensive (was er sich eigentlich dabei gedacht hat, ist noch heute nicht geklärt) an *der* Stelle, wo er die Entscheidung herbeiführen *mußte*, sollten nicht die Kämpfe im März letzten Endes zwecklos durchgeführt worden sein.

V

Für den entscheidenden operativen Stoß hatte General Ludendorff keine Kräfte. Dafür hatte er sie aber für das Ablenkungsmanöver am Chemin des Dames! Die Tatsache, daß sich Engländer und Franzosen trotz Saint-Quentin und Lys hervorragend schlugen, daß Marschall Foch immer wieder starke Kräfte dem deutschen Vordringen entgegenwerfen konnte, erweckte in Ludendorff den Gedanken des Ablenkungsmanövers: Hieb am Chemin des Dames. (Oberst Bauer, der Intimus Ludendorffs, beschuldigt allerdings letzteren, daß er am Chemin des Dames die »zweite Offensive« gewollt habe. Ich bin aber auch heute noch der Ansicht, daß man so tief Ludendorff nicht einschätzen darf, um ihm solchen Kriegsschülergedanken zuzumuten.) An sich ist gegen solche Ablenkung natürlich nichts einzuwenden. Nur darf man behaupten, daß diese Ablenkung mit Kräften unternommen worden ist, die, im April an der Lys und bei Ypern eingesetzt, uns an den Kanal getragen hätten, womit die Ablenkung im Mai am Chemin des Dames überflüssig geworden wäre.

An der Lys fehlten diese Kräfte — leider —, am Chemin des Dames aber verleiteten sie Ludendorff zum entscheidenden Fehler — wir nähern uns dem Schlüsselpunkt der Katastrophe!

Der Angriff am Chemin brachte einen überraschenden Erfolg. Er hatte die Vesle zum Ziel gehabt. Dieses Ziel wurde von den Divisionen, die da angriffen, glatt überwunden. Erst an der Marne machte man halt. Dieser Erfolg wurde Ludendorffs Feldherrnunglück (wenn man überhaupt in ihm einen Feldherrn sehen will). Durch den Erfolg des Ablenkungsmanövers völlig geblendet, läßt Ludendorff sein erstes und wichtigstes strategisches Ziel — die Kanalküste — fallen und baut, mitten in den Operationen, ein neues strategisches Ziel: Paris! Er sucht nicht mehr zwischen Nieuport und La Fere in Richtung Dünkirchen-Sommemündung die Entscheidung, er sucht sie jetzt zwischen Montdidier und Verdun in Richtung Paris! Das bedeutet das völlige Umstürzen aller Absichten, das Überdenhaufenwerfen alles Erreichten.

(Schluß folgt)

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart[1]

Von Dr. Alfred Guttmann

2. Ferruccio Benvenuto Busoni

Während Richard Wagners Auswirkung ihren Höhepunkt in »Richard II.«, wie Richard Strauß oft genannt wird, findet, haben andere zeitgenössische Künstler sich über Wagner weiter zu entwickeln versucht.

»Wagner, ein germanischer Riese, der im Orchesterklang den irdischen Horizont streifte, der die Ausdrucksform zwar steigerte, aber in ein System brachte (Musikdrama, Deklamation, Leitmotiv), ist durch die selbst geschaffenen Grenzen nicht weiter steigerungsfähig. Seine Kategorie beginnt und endet mit ihm selbst; vorerst, weil er sie zur höchsten Vollendung, zu einer Abrundung brachte; sodann, weil die selbstgestellte Aufgabe derart war, daß sie von einem Menschen allein bewältigt werden konnte. Er gibt uns zugleich mit dem Problem auch die Lösung.«

---

[1] Fortsetzung aus Nr. 20/21 der Neuen Zeit.

Dies ist das Bekenntnis, das Busoni im »Entwurf zu einer neuen Ästhetik der Tonkunst« ablegt.[2] In diesem Manne können wir den Gegenpol zu Richard Strauß erblicken, soweit es sich um die einflußreichsten Führer der gegenwärtigen Bewegung handelt. Busoni, in dessen Adern (durch seinen Großvater mütterlicherseits) auch deutsches Blut fließt, ist Italiener von Geburt, international durch Erziehung und Entwicklung. Paris, England, die Schweiz, Österreich, Deutschland, Rußland, Italien, Skandinavien, Finnland, Amerika sind die Länder, in denen er jahrelang und fast immer in führenden Stellungen tätig war. Zuerst wurde er berühmt als Klaviervirtuose, nachdem er schon als »Wunderkind« — sowohl als Pianist wie als Komponist — das größte Aufsehen erregt hatte. Nach seinen Wanderfahrten sammelte er, wie es einst Liszt, sein großer Vorgänger, getan hatte, im stillen Weimar einen Kreis von Schülern und Jüngern um sich. Auch später, zum Beispiel in Berlin, ist sein Haus das Zentrum, um das sich seine Gemeinde sammelt. Als Klavierspieler wie als Dirigent und Schriftsteller trat er in selbstlosester Weise dauernd für unbekannte Werke der zeitgenössischen Musik ein, die sonst im Musikleben Deutschlands nicht gehört werden konnten. Was er als Klavierspieler und Dirigent geleistet hat, ist eigentlich hier, wo von ihm als Schaffendem geredet wird, nicht zu bewerten. Aber die Kenntnis seiner Tätigkeit als ausübender Künstler hilft ihn verstehen. Wer das Glück gehabt hat, diesen Offenbarungen des Meisters immer und immer wieder zu lauschen, weiß, welche revolutionäre Kraft so stark in diesem Manne lebte, daß sie ihn trieb, nicht nur »nachzuschaffen«, sondern Neues, Eigenes mit eigenen Worten und neuen Tönen zu sagen. Daß wir heute Bach in so starker Weise wieder neu erfaßt und kennengelernt haben, verdanken wir mit in erster Linie Busonis Eintreten, der sowohl durch sein persönliches Bachspiel als auch durch eine geradezu meisterhafte Neuausgabe der Bachschen Werke ein Wiederaufleben des Bachschen Geistes und Bachscher Form und Technik heraufbeschworen hat.

All das muß man wissen und seine innigste Vertrautheit mit dem Stil aller Zeiten und mit seiner Beherrschung der internationalen Musik kennen, um gegen den von Unverständigen erhobenen Vorwurf Stellung nehmen zu können, daß seine eigene Musik »konstruiert« sei. Denn dieser Mann hat sich zum Beispiel so in den Stil eines Bach eingelebt, daß er ein unvollendetes Riesenwerk für Klavier, über dem Bach gestorben ist, im Bachschen Sinne so weitergeführt hat, daß kein Musikkundiger imstande wäre, die Stelle zu bezeichnen, an der Bachs Manuskript abbricht und Busonis Weiterführung beginnt. Und doch hat Busoni in einem Sinne Musik geschaffen, daß ein Bach-Verehrer des alten Typus entsetzt hierüber sein muß. Die Leute, die bei Bach nur Achtung vor der wohlgepflegten Perücke des Meisters haben, verstehen allerdings vom revolutionären Wesen der Bachschen Kunst nichts. Für wen Bach nur ein tüchtiger Fugenmeister aus der Zeit des Barock ist, der muß Busoni mit Spott und Hohn ablehnen.[3]

[2] Insel-Bücherei Nr. 202.

[3] So hat sich jüngst ein skandalöses Ereignis zugetragen, als in einer Matinee in der Staatsoper in Berlin sich der Meisterdirigent Furtwängler und das herrliche Orchester in einer wunderschönen Aufführung zweier ganz neuer Werke von Busoni zusammengetan hatten. Im Publikum erhob sich dabei am Schlusse Zischen! Eine derartige verständnislose Rücksichtslosigkeit gegen ein ernstes Kunstwerk, einen

Es ist sehr schwer, ohne Musikbeispiele zu zeigen, worin Busonis Revolutionierung der Musik eigentlich besteht. Wenn ich aus seinen ästhetischen Schriften zitierte und sagte, daß Busoni im Grunde zwischen Dur und Moll keinen Unterschied anerkenne, daß er durchaus für möglich hält, daß wir in einiger Zeit zwischen zwei ganzen Tönen (etwa c und d) nicht wie bisher einen (cis), sondern zwei Töne hätten (so daß wir also ein Drittelstonsystem bekämen), so würde das vielleicht für viele musikwissenschaftlich nicht vorgebildete Leser so absurd klingen, daß sie sich gar nichts darunter vorstellen können. Und wenn ich selbst Notenbeispiele hersetzte, die man auf dem Klavier nachspielen könnte, so würde auch da bei einem nicht auf die besondere Technik solcher Stücke eingestellten Klavierspiel etwas vollkommen Falsches herauskommen. So will ich lieber allgemeiner sagen, daß Busoni, indem er die Tonarten nicht wie bisher gelten läßt, zu derartigen kühnen Klangkombinationen kam, wie sie zum Beispiel bei Richard Strauß noch nicht vorkommen. Jeder musikalische Mensch weiß, was eine Kadenz ist — selbst wenn er diesen Ausdruck nicht kennt —, da das Bedürfnis nach einem gewissen formalen Abschluß jedes Musikstücks bestimmt wird durch eine gewisse Folge von Akkorden, die von der Hauptkonart fortführen und zu ihr wieder zurückkehren. Der Kreis des Spaziergängers schließt sich, wenn er die Schwelle seines Hauses wieder betritt. Man denke an irgendein Volkslied und erlebe innerlich mit Bewußtsein den Anfangstakt. Dann denke man an die beiden Schlußakte und beobachte, wie sie in bestimmter zwingender Weise mit zwei Schritten zur Anfangstonart zurückkehren. (Für Musikalische füge ich hinzu, daß man am Klavier im Baß einmal die Melodie c f g c spielen soll, um zu fühlen, wie man vom c über f und g wieder zur Tonart, zum Ausgangspunkt zurückkehrt.) Auf diesem bestimmten Gefühl der Tonalität, das uns Europäern durch eine mehrere Jahrhunderte bestehende Harmonielehre anerzogen ist, beruht jede übliche Melodiebildung. Die Kadenz ist die Achse, um die sich, als ein stets erkennbares Zentrum, alle melodischen Bewegungen herumranken. Wenn man nun plötzlich das Prinzip aufgibt, das Gesetz verläßt, so kehrt man, bildlich gesprochen, nicht mehr in sein eigenes Haus zurück, sondern geht scheinbar wahllos in der Irre umher. Wer sich nun nicht neu orientieren kann, lehnt diese Melodiebildung neuer Art vollkommen ab. Sie paßt nicht zu dem Maßstab, den man als den bisher allein richtigen kennt. Den neuen Maßstab, den Busoni und seine Anhänger für sich gefunden haben, begreift man nicht, und so erscheint einem diese Melodie und diese Musik zunächst als etwas vollkommen Unsinniges.

Man muß also erst alle anerzogenen, gewohnheitsmäßigen Vorstellungen über Melodie und Harmonie abzustreifen versuchen, ehe man sich in diese neuartige Kunst einleben kann. Ob Busoni mit dieser Art der Musik Zukunftsmöglichkeiten erschließt, weiß keiner von uns. Daß er bahnbrechende neuartige Ideen in Klänge umzusetzen suchte, ist sein unbestreitbares Verdienst. »Die Aufgabe des Schaffenden besteht darin, Gesetze aufzustellen und nicht, Gesetzen zu folgen,« schreibt Busoni im Anschluß an das überlieferte Wort von Michelangelo: »Wer einem nachgeht, überholt ihn nicht.« Hierzu kommt noch, daß der Meister nicht nur als Musiker, sondern auch als Dichter

angesehenen Künstler und gegen die Leistung der Ausführenden kann man wohl nur unter den konservativen Abonnementsinhabern der Konzerte des ehemals königlichen Opernhauses finden.

sich auf neue Bahnen gewagt hat. In dem Aufsatz »Neue Wege der Oper« habe ich hier vor einem Jahre (Neue Zeit, 39. Jahrgang, 2. Band, S. 181) ausführlich von diesem Gegensatz zwischen ihm und Strauß gesprochen. Die inzwischen aufgeführten letzten Opernwerke zeigen deutlich, daß Busoni noch stark im Experimentieren steht. Immerhin kann man sich freuen, daß neben den bewährten nachwagnerschen Meistern auch auf der Bühne solche eigenartigen Schöpfungen Raum gefunden haben und sich lange Zeit auf dem Repertoire erhalten. Busonis italienisches Gefühl für die sinnlichen Werte der Musik verbindet sich mit seinem — ich möchte beinahe sagen — deutschen Empfinden für Architektonik; und hierin schließt sich, so grundverschieden seine Musik auch von der des von ihm hochverehrten Mozart ist, sein Wirken, ähnlich wie das von Richard Strauß, an Mozart an. Man glaube aber beileibe nicht, daß nun Busoni einfach aus Mozart und Bach heraus als eine Verbindung dieser beiden Künstler aufzufassen sei. Es ist zweifellos in ihm etwas ganz Neues, Sucherisches, was ihn treibt, in immer wieder veränderter Form in Klängen auszudrücken, was ihm vor der Seele steht.

Busonis Wirken hat die Mitwelt zu lebhaftem Für und Wider erregt. Nicht nur im Konzertsaal, sondern auch in Broschüren sind die Ansichten heftig aufeinandergeprallt. Gegen Busonis Wirken hat besonders Pfitzner einen großen Ansturm unternommen, der auf die prinzipielle Grundlage dieser Kunst gerichtet ist und unter dem Schlachtgeschrei des Schlagwortes »Futuristengefahr« mit schwerstem Geschütz anrückt. Gerade die Schwere des Angriffs zeigt, wie bedeutsam auch seinen Gegnern Busonis Einfluß erscheint. Aber in diesem Zusammenhang muß doch zugegeben werden, daß in der Tat das rein äußerliche Nachahmen der Busoni-Art bei weniger originellen Musikern eine große Gefahr für unser Musikleben bedeutet. Indessen ist das keine Erscheinung, die irgendwie mit der Person dieses Künstlers zusammenhängt, sondern immer und überall da beobachtet werden kann, wo in den Künsten ein Charakterkopf der Mitwelt sichtbar geworden ist.

Außenpolitische Rundschau

Vorbereitungen für Genua — Deutschlands Isolierung — Die Aufgabe Deutschlands — Der Gürtel — Die gegenrevolutionäre Welle

Die Vorbereitungen für die Konferenz von Genua sind in vollem Gange. Nicht nur die Alliierten beraten untereinander, um sich auf bestimmte praktische Vorschläge und auf eine gemeinsame Haltung in allen Fragen des Programms zu einigen; auch die anderen Staaten tun desgleichen. In Stockholm waren die während des Krieges neutral gebliebenen Staaten versammelt; in Warschau tagten — unter Ausschluß Litauens — die russischen Randstaaten; in Belgrad berieten — mit Einschluß Polens — die Regierungsvertreter der »kleinen Entente«, die sich vergrößern möchte.

Deutschland ist nirgends dabei, denn seine Hinzuziehung zu den Londoner Besprechungen über die Bildung eines Konsortiums zum Wiederaufbau Rußlands ist ein Spezialfall, der nichts zu tun hat mit der diplomatischen Haltung der verschiedenen Regierungen in Genua. Man kann gewiß nicht behaupten, daß diese Isolierung Deutschlands eine glänzende ist. Auch innerhalb der deutschen Regierung berät man das Programm von Genua. Man verfährt dabei, wie das uns Deutschen am nächsten liegt, durchaus »sachlich«. Man würde sich aber einer großen Täu-

schung hingeben, wenn man annähme, daß umfangreiche, mit Zahlen gespickte Denkschriften in Genua irgendeine Wirkung hervorbringen werden. Gewiß, sie sind notwendig für die Kommissionsberatungen und als Stützpunkte für die Delegierten Deutschlands; aber richtunggebend können sie nicht sein.

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Delegierten der verschiedenen Staaten mit dem gleichen Material — wenn auch in anderer Darstellung — versehen sind. Die wirtschaftliche und finanzielle Lage der Staaten — und um die allein handelt es sich — ist, von Rußland vielleicht abgesehen, kein Geheimnis, und wie lange auch eine solche Konferenz dauern mag, die Delegierten sind wenig gestimmt, sich in das Studium von langen Zahlenreihen zu vertiefen. Sie kommen alle mit vorgefaßten Meinungen und ziemlich engumgrenzten Direktiven und sind wenig geneigt und in der Lage, sich umstimmen zu lassen. Dieser Situation muß man Rechnung tragen, will man der Konferenz eine bestimmte Richtung geben.

* * *

Im Grunde ist die Konferenz von Genua die erste Friedenskonferenz seit dem Kriege, wenn auch die Diskussion der Friedensverträge ausgeschlossen ist. Es handelt sich ja darum, den Wirtschaftsfrieden wiederherzustellen. Woran Europa und mit ihm mehr oder weniger die ganze Welt heute krankt, ist nicht allein und nicht in erster Linie die Vernichtung von Menschen und Gütern durch den Krieg, sondern die Zerreißung und Zerstörung der wirtschaftlichen Zusammenhänge. Darunter leiden heute alle, Sieger, Besiegte und Neutrale. Wer auf der Konferenz Einfluß gewinnen will, muß diese Tatsache im Auge behalten und dementsprechend bestimmte, klare und möglichst einfache Vorschläge machen, die die Interessen aller berücksichtigen. Diese Vorschläge müssen, nach dem Beispiel der englischen Vorschläge, die eigenen Interessen dem Gesamtinteresse unterordnen — oder wenigstens unterzuordnen scheinen; denn wenn England zum Beispiel in seinem Vorschlag der Zweiteilung der deutschen Reparationsschuld auf seine Ansprüche verzichtet, so bringt es ja schließlich nur ein scheinbares Opfer, da der Gewinn, den es aus der Wiederherstellung der deutschen Kaufkraft zöge, größer wäre als sein Verlust an den problematischen deutschen Reparationszahlungen.

Wir wollen hoffen, daß Herr Rathenau, der sich auf die Psychologie anderer Völker einzustellen vermag, diese Umstände berücksichtigt. Denn es kommt bei dieser ersten Friedenskonferenz nicht so sehr darauf an, Vorschläge zu machen, von denen man überzeugt ist, daß sie wirklich die Wirtschaftskrise der Welt heilen werden. Solche Mittel gibt es im Rahmen der Konferenz von Genua nicht. Wir müssen Vorschläge machen, von deren Wirksamkeit die anderen zu überzeugen sind und die zugleich unsere Opferbereitschaft im Gesamtinteresse in Erscheinung treten lassen. Für uns kann es sich vorläufig in der Hauptsache nur darum handeln, die anderen ad absurdum zu führen.

Wir wollen und können hier im Rahmen dieser kurzen Besprechung natürlich nicht ein Programm für die deutschen Regierungsvertreter entwerfen. Das wäre in mehr als einer Hinsicht deplaciert. Wir möchten aber an einem konkreten Beispiel zeigen, wie nach unserer Vorstellung ein solches Programm aussehen müßte. Was wirft man uns zum Beispiel besonders in den Ländern der Alliierten vor? Erstens, daß wir die Kapitalflucht begünstigen; zweitens, daß wir eine systematische Inflationspolitik betreiben. Nun liegt es auf der Hand, daß ein einzelner Staat außerstande ist, die Kapitalflucht zu verhindern. Aber alle Staaten könnten es. Die Aufgabe Deutschlands wäre es also, in Genua einen entsprechenden Vorschlag zu machen. Man braucht freilich kein Prophet zu sein, um die Widerstände vorauszusehen, die einem derartigen Vorschlag bei einer praktischen Verwirklichung begegnen würden. Aber darauf kommt es gar nicht in erster Linie an. Dringt der Vorschlag nicht durch, dann würde seine Wirkung dadurch nur verstärkt; denn Deutschland hätte seinen »guten Willen«, die anderen ihren »bösen Willen« bewiesen.

Weit schwieriger ist unsere Lage, soweit die Inflation in Frage kommt. Denn in der Kausalreihe, die in Deutschland zur Inflation geführt hat, stehen der Friedensvertrag und das Londoner Ultimatum obenan. Und über dieses Thema darf bekanntlich in Genua nicht gesprochen werden. Es kann aber gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Inflationsfrage einer der Hauptpunkte der Konferenz sein wird. Wir dürfen uns besonders auf diesem Gebiet nicht in die Verteidigung drängen lassen. Nun haben wir freilich hier ein gewisses Maß von Schuld — oder an mangelnder wirtschaftlicher Voraussicht; aber dies ist ein Kapitel der Innenpolitik. Jedenfalls müssen wir in Genua dem konzentrierten Angriff der Neutralen und Alliierten begegnen. Das ist eine Aufgabe, die nur teilweise zu lösen ist; denn wie wollen wir die Vorwürfe entkräften, daß die öffentlichen Gewalten in Deutschland nichts taten, um die Inflationspolitik der Industrie, des Handels und der Finanz zu unterbinden? Und solange mit dieser Inflation nicht aufgehört wird, würde uns selbst die Erlassung der gesamten Reparationszahlungen nur vorübergehende Erleichterungen bieten. Diese Umstände, daß wir über die Reparationszahlungen nicht reden dürfen und über die inneren Reformen reden müssen, sind also zu berücksichtigen.

* * *

Bei den eingangs erwähnten Verhandlungen in Belgrad und Warschau fällt zunächst in die Augen, daß an beiden Konferenzen Polen beteiligt war. Polen bildet also gewissermaßen das — wirtschaftlich allerdings von Rost zerfressene — Scharnier zwischen den Randstaaten und der kleinen Entente. Unwillkürlich denkt man dabei an den »Gürtel«, mit dem die alliierten Diplomaten bei Herstellung des Friedensvertrags Deutschland zu umgeben bedacht waren. Nun fehlt freilich Litauen, was aber bei dem kaum latenten Kriegszustand, in dem sich Litauen mit Polen befindet, nicht verwundern kann. Wenn man auch weiß, daß sowohl die kleine Entente wie die Randstaaten vor allem darauf bedacht sind, ihre eigenen Interessen den »Großen« gegenüber zu wahren, so darf man dieses doppelte Eingreifen Polens, das durch sein Bündnis mit Frankreich vervollständigt wird, nicht auf die leichte Achsel nehmen. Denn zu den Großen gehört in wirtschaftlicher Beziehung in erster Linie Deutschland. Wir müssen also voraussehen, daß man den »Gürtel« auf dem Wege wirtschaftlicher Konzessionen, besonders in der Eisenbahnpolitik, politisch wieder zusammenleimen wird, natürlich auf Kosten Deutschlands. Auch hier müssen wir vorbeugen, was gegenüber den Randstaaten, der Tschechoslowakei und Jugoslawien nicht so schwer sein dürfte; denn wirtschaftlich stehen wir diesen Ländern viel näher als etwa Frankreich.

* * *

Acht Tage vor Genua wird in Rom die Gewerkschaftsinternationale, in Berlin die sozialistische Internationale zusammentreten. Die Situation, in der sich die Arbeiterschaft in allen Ländern befindet, ist eine äußerst ernste. Über die ganze kapitalistische Welt geht eine gegenrevolutionäre Welle, die alle Eroberungen der Arbeiterschaft vom Ausgang des Krieges an aufs schwerste bedroht. Die Riesenaussperrung in den skandinavischen Ländern, die Aussperrung der englischen Maschinenbauer und Werftarbeiter, der Textilarbeiter in den Neu-England-Staaten Nordamerikas, der bevorstehende Riesenkampf der nordamerikanischen Bergarbeiter, der sich möglicherweise auf die Eisenbahner ausdehnen wird, der jüngste Generalstreik der Bergarbeiter der Tschechoslowakei, die fortgesetzten Lohnkämpfe in Deutschland, Österreich und Polen, der Faszistenterror in Italien, die blutigen Kämpfe im südafrikanischen Randgebiet, die Kampfansage der Unternehmer in Belgien, die Lohnkürzungen und Arbeitszeitverlängerungen in Frankreich, denen die französischen Gewerkschaften infolge der Spaltung in der Mehrzahl ohnmächtig zusehen müssen — alle diese Riesenkämpfe der jüngsten Zeit, von denen wir hier nur die hervorstechendsten erwähnen, lassen gar keinen Zweifel darüber aufkommen, daß das Kapital und die politische Reaktion zum Generalangriff übergegangen sind.

Im Mittelpunkt des Kampfes stehen der Achtstundentag und das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in den Fabriken. Die Lohnkürzungen sind oft nur das Mittel, um durch einen Flankenangriff zu erreichen, was durch einen Frontangriff nicht oder noch nicht durchzusetzen ist. Die größten Erfolge haben auf diesem Gebiet unstreitig die deutschen Unternehmer durchgesetzt. Durch ihre Preispolitik haben sie die Reallöhne der Arbeiter auf ein Niveau zurückgedrängt, das tief unter dem vor dem Kriege steht. Durch diese Preispolitik zwingen sie die Arbeiter zur Überarbeit und, was noch schlimmer ist, sie zwingen sie, die Rolle der Lohndrücker gegenüber den Arbeitern in den anderen Ländern zu spielen. Durch die fortgesetzte Sisyphusarbeit der Lohnbewegungen, in der sich die deutschen Gewerkschaften erschöpfen, wird es diesen zugleich unmöglich gemacht, sich mit den Problemen der Demokratisierung der Wirtschaft ernstlich zu befassen.

Äußerlich haben die Kämpfe in den anderen Ländern ein anderes Gesicht. Aber im Grunde ist es derselbe Kampf. Auch hier der Hinweis auf den äußeren Urheber alles Übels, den deutschen Konkurrenten. Immerhin ist der Kampf außerhalb Deutschlands — von Polen, Österreich und Ungarn abgesehen — klarer und übersichtlicher. Ob der Kampf, wie in Amerika, um den open shop, das heißt das Recht der Unternehmer, Unorganisierte zu beschäftigen, um das Kontrollrecht der shop-stewards, der Betriebsräte in England, geht, ob die Unternehmer, wie in England, Belgien, Frankreich und den Vereinigten Staaten, offen ihr Recht betonen, den Arbeitern die Möglichkeit zu geben, ihre Existenz durch den verlängerten Arbeitstag zu »verbessern«, es kommt immer darauf hinaus, die Arbeiter wieder in ein Untertanenverhältnis hinabzudrücken.

Es hieße Wasser ins Meer gießen, wollten wir hier nochmals den Nachweis führen, daß die von Moskau betriebene Spaltung der Arbeiterschaft viel dazu beigetragen hat, daß diese sich heute in einem verzweifelten und nichts weniger als aussichtsreichen Verteidigungskampf befindet. Weit wichtiger und dringender ist heute die Organisierung dieses Verteidigungskampfes. Er kann nur aussichtsreich gestaltet werden, wenn er mit der größten Vorsicht und Geschlossenheit geführt und in eine offensive Defensive verwandelt wird. Dazu ist aber ein inniges internationales Zusammenarbeiten die Voraussetzung. Doch gerade diese Voraussetzung fehlt. Wir können nur wünschen, ohne uns großen Hoffnungen hinzugeben, daß solche Voraussetzungen in Rom und vor allen Dingen in Berlin geschaffen werden möchten. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Rudolf Kjellén, Dreibund und Dreiverband. München 1921, Duncker & Humblot. Preis 18 Mark.

Der Verfasser, der als Professor in Upsala wirkt, hat bereits im Jahre 1915 eine Schrift veröffentlicht, in der er »Die politischen Probleme des Weltkriegs« behandelt. In der vorliegenden Schrift behandelt er die Gruppierung der europäischen Staaten von 1871 bis zum Ausbruch des Weltkriegs. Die politische Entwicklung hatte dahin geführt, daß sich nicht einzelne Mächte, sondern ganze Mächtegruppen gegenüberstanden, so daß der Weltkrieg nichts weiter ist als die Auslösung der Spannung zwischen diesen Gruppen. Nach dem Kriege von 1870/71 versuchte Bismarck ein Bündnis zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland herzustellen, dem sich auch Italien und Rumänien anschlossen. Dieses Bündnis stand von Anfang an auf wackeligen Füßen, und es verlor vollends an Kraft, als in den neunziger Jahren Frankreich sich Rußland näherte, was schließlich zu einem innigen Bündnis führte. England, das bis dahin in »glänzender Isolierung« dagestanden hatte, hatte nunmehr auch das Bedürfnis nach einer Koalition, weil es die Konkurrenz Deutschlands auf wirtschaftlichem Gebiet immer unliebsamer empfand. Dies Bedürfnis wurde noch stärker, als Deutschlands Bemühungen, eine See- und

Kolonialmacht zu werden, Englands Weltstellung bedrohten und Englands Stolz verletzten. Gegen eine solche Stimmung vermochten die deutschen Beteuerungen, daß lediglich ein friedlicher Wettbewerb beabsichtigt werde, nichts auszurichten. Diese Feindschaft Englands gegen Deutschland war das Verhängnis Europas, sie gewann immer mehr an Stärke und mußte schließlich zum Weltkrieg führen.

Der Verfasser erblickt seine Aufgabe darin, die allmähliche Veränderung der Atmosphäre vor dem Ausbruch des Sturmes zu schildern. Er gelangt zu dem Schluß, daß der Weltkrieg nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen ist, sondern daß er das natürliche Ergebnis einer jahrzehntelangen Entwicklung war.

Damit rückt zugleich auch die Frage nach der Schuld am Weltkrieg in ein neues Licht. Kjellén hat die Überzeugung gewonnen, daß Deutschland planmäßig eingekreist worden ist und mit Notwendigkeit dem Entscheidungskampf zugedrängt wurde. »Auch wenn sich nachweisen ließe, daß Deutschland im Jahre 1914 den ersten Schlag führte, so befand es sich damals in einer Zwangslage, in der, nach Lloyd Georges Autorität, ein Frieden um jeden Preis eine Erniedrigung gewesen wäre. Die Gegner hatten ihm keine andere annehmbare und ehrenvolle Wahl gelassen. Es handelte sich um starken Druck und offene Provokation, die eine Explosion hervorrufen mußte.« Dieses Urteil, das ein Nichtdeutscher aus dem fast unübersehbaren Aktenmaterial geschöpft hat, wiegt sehr schwer und sollte auch manchem Deutschen die Augen öffnen, der noch immer im Büßerhemd und mit Armensündermiene herumläuft. Auch die Schlußsätze der Kjellénschen Schrift seien noch angeführt: »Der Krieg war kaum beendet, als die diplomatische Maskerade von neuem begann. Die Sieger taten in Versailles die weiße Maske der Unschuld vor ihr Antlitz, während sie Deutschland die schwarze Maske der Schuld aufzwangen. Der Gerichtshof der Weltgeschichte arbeitet langsam und gerecht; vor ihm ist das Verfahren jetzt anhängig und noch keineswegs abgeschlossen; aber so viel sehen wir schon jetzt, daß es die Richter von Versailles sind, die dort auf der Anklagebank sitzen.«

Wer gründlichen Aufschluß wünscht über die diplomatischen Schach- und Winkelzüge, die den Weltkrieg herbeigeführt haben, der möge die Schrift lesen und durcharbeiten. Sie bietet Stoff zu anregenden Diskussionen in politischen Versammlungen und gewährt die Möglichkeit, unparteiisch zur Frage der Kriegsschuld Stellung zu nehmen.

Franz Laufköfter

Karl Kräpelin, **Einführung in die Biologie.** Große Ausgabe. Fünfte, verbesserte Auflage. Bearbeitet von Professor Dr. C. Schäffer. Leipzig und Berlin 1921, Verlag von B. G. Teubner. Preis gebunden 35 Mark.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich sowohl zum Gebrauch an höheren Schulen als auch zum Selbststudium. Leider macht der hohe Preis es heute unmöglich, das Werk in größerem Maßstab den Schülern höherer Lehranstalten in die Hand zu drücken, so sehr man letzteres auch wünschen möchte. Es existiert zwar für Schulzwecke eine kleine Ausgabe des gleichen Werkes, doch kann dieses nur als Notbehelf gelten. Wer es ermöglichen kann, sollte sich den »großen Kräpelin« leisten.

Wir haben heute in Deutschland glücklicherweise eine stattliche Auswahl ausgezeichneter naturwissenschaftlicher Bücher, die nicht nur wissenschaftlich auf der Höhe stehen, sondern auch populär im besten Sinne des Wortes geschrieben sind. Die Verfasser genießen außerdem auch meist den Ruf trefflicher Pädagogen, die für ihr »Fach« zu begeistern verstehen.

Welch ein Unterschied besteht doch zwischen jenen auchnaturwissenschaftlichen Schulbüchern, die die Schülergenerationen vor zwanzig und mehr Jahren genießen mußten, und den heutigen prächtigen Werken eines Schmeil, eines Paul Wagner, eines Kräpelin! Mit Grausen denkt der Unterzeichnete noch an sein »biologisches« Schulbuch, den alten Wossidlo unseligen Angedenkens, zurück. Durch jene Bücher, die ein kaltes, totes Museumsmaterial schematisch, eintönig registrierten, konnte

man einem Jungen, der überall Zusammenhänge und Leben suchte, die Naturwissenschaften tatsächlich verekeln, und der Unterzeichnete gesteht, daß er erst mit achtzehn Jahren, nachdem er die Schule schon beendigt hatte, Verständnis dafür gewann, was Biologie eigentlich ist. Damals kam ihm Dodels polemisches Werk »Moses oder Darwin« in die Hände, und dessen Lektüre wurde ihm Veranlassung, weiterzuschürfen.

Wie mir Dodel, wurde anderen Bölsche zum Erlebnis, und zweifellos haben beide Verfasser gerade in Proletarierkreisen manchen zum Freunde der biologischen Naturwissenschaften gemacht. Doch über diese beiden, wenn ich so sagen darf, »romantisch«-naturwissenschaftlichen Schriftsteller, die als Anreger und Einführer zu schätzen sind, weisen die Werke eines Kräpelin und ähnlicher hinaus. Sie wollen nicht bloß belehrend unterhalten, sondern verlangen eine ernstere Aufmerksamkeit. Wer aber beispielsweise den vorliegenden »großen Kräpelin« wirklich durchgearbeitet und innerlich verarbeitet hat, der hat nicht nur einen großen Genuß gehabt, sondern ist auch durchaus reif, echt wissenschaftliche Werke mit Verständnis und Erfolg zu studieren, wenn auch bloße Lektüre biologischer Werke immer nur etwas Halbes ist, falls sie nicht durch eigene Naturbeobachtung im Laboratorium oder im Freien ergänzt wird. Deshalb ist es auch besonders zu begrüßen, daß das vorliegende Werk Anleitungen zu eigenen Versuchen enthält, die mit relativ einfachen Mitteln durchzuführen sind.

Die neue Auflage des Buches zeichnet sich gegenüber den früheren durch eine stärkere Konzentration aus, die nach der Auffassung des Unterzeichneten dem Werke zum Vorteil gereicht. Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste den Bau und die Lebenstätigkeiten der organischen Wesen in ihrem Zusammenhang betrachtet. Der zweite Abschnitt behandelt »die Abhängigkeit der Lebewesen von der Umwelt«. Der dritte, etwas zu kurz geratene, enthält »ausgewählte Kapitel aus der allgemeinen Biologie«, während der vierte Abschnitt, betitelt »Die Menschenrassen der Gegenwart und der vorgeschichtliche Mensch«, mit den übrigen nur lose zusammenhängt.

Nach der Auffassung des Unterzeichneten hätte der letzte Teil, der doch nur ein Kompromiß darstellt, ganz fortbleiben können, wodurch sich leicht eine Erweiterung der anderen Teile, besonders des dritten, beziehungsweise eine Herabsetzung des Buchpreises erzielen ließe. Es muß endlich damit gebrochen werden, die Anthropologie und Urgeschichte als Anhängsel der Werke über Zoologie, Biologie, Geologie usw. zu betrachten. Beide Fachgebiete gehören in besondere Werke, die der physischen und geistigen Entwicklung des menschlichen Geschlechts gewidmet sind. Der Mensch ist das vermittelnde Glied zwischen der Natur und der Geschichte, ihm gebührt eine gesonderte Behandlung auch in der naturwissenschaftlich-pädagogischen Literatur. M. Schön

---

Rudolf Greinz, **Königin Heimat.** Roman. Leipzig, Verlag L. Staackmann. 355 Seiten. Preis gebunden 30 Mark.

In seinem neuen Buche führt uns Greinz in jene Zeit zurück, da den biederen Tirolern die kluge Erkenntnis kam, daß man mit Juchzern und Holdrios im Ausland viel Geld verdienen könne. Erst gingen einige hinaus und kehrten mit gefüllten Taschen zurück, bis dann so nach und nach diese gesangliche und musikalische Sachsengängerei in vollster Blüte stand. Für die Nachbarländer, nicht zum wenigsten für die norddeutschen Groß- und Mittelstädte, wurden die Tirolerkapellen zum Biergartenereignis. Sie waren zeitweilig so beliebt, daß sich den Wirten bald billigerer Ersatz anbot; solcher, der nicht einmal mehr aus Bayern, geschweige denn von jenseits dessen Grenzen stammte, sondern der, wie gemunkelt wurde, gar häufig an der Spree oder der Alster groß geworden war. Doch mit der Zeit kam auch der Rückschlag, der Niedergang setzte ein. Die Sache hatte sich überlebt; das bessere Publikum verzichtete dankend auf das manchmal sehr unrhythmische Gejodele der Ziller-, Inn-

oder Pustertaler. An einer Reihe von Einzelschicksalen zeichnet Greinz diesen gewerblichen Wandertrieb vieler seiner Landsleute. Nicht ohne romantischen Einschlag, wie seine Bücher stets aufweisen. Die Heimat ist die Königin, nach der sich alle die landauswärts gegangenen Kinder wieder zurücksehnen; die, die nach mancherlei Irrfahrten ihren Lebensabend in den stillen Tälern beschließen, und auch die, die draußen in der Welt geblieben sind.

Über dem Buche liegt der alte Zauber Greinzscher Schilderungskunst, liegt das Undefinierbare, die Stimmung, die die Leserherzen weich und innig macht. Im Bunde mit der flüssigen Handlung wird sie dem Roman Freunde werben. Kl.

Dr. Max Apel, **Philosophisches Wörterbuch.** Allgemeinverständliche Erläuterungen der philosophischen Fachausdrücke. Charlottenburg, Volkshochschulverlag. 70 Seiten. Preis 4 Mark.

Apels Büchlein will schnelle, kurze Antworten auf die Fragen nach der Bedeutung philosophischer Fachausdrücke geben, um so das Studium der philosophischen Werke zu erleichtern. Selbstverständlich konnte auf relativ wenigen Blättern nur das Wichtigste, nur eine Auswahl aus dem reichen Sprachenschatz der philosophischen Fachausdrücke geboten werden. Ob Apel in seiner Auswahl immer die bestmögliche, allgemeinverständliche Erläuterung gegeben hat, darüber läßt sich streiten. Wir möchten behaupten, daß er recht geschickt verfahren ist; zum Beispiel der Ausdruck »Konversion«, der in Heinrich Schmidts weitverbreitetem philosophischen Wörterbuch die Erklärung erhält: »Umkehrung eines Urteils, wobei das Subjekt zum Prädikat, dieses zum Subjekt wird«, erhält bei Apel kurz folgende Erläuterung: »Umkehrung von Subjekt und Prädikat im Urteil«. Das klingt bestimmter und fester. Man entdeckt eine Fülle ähnlicher Fälle, wenn man die beiden Bücher nebeneinanderhält. E. W. Neumann

---

Notizen

Frankreichs Schiffahrtspolitik. Frankreich arbeitet mit allen Kräften daran, seine Handelsflotte zu erweitern. Es stellt zu diesem Zweck immer größere Summen in sein Budget ein. Der neue Haushaltsvorschlag für das Jahr 1922 enthält eine Forderung im Gesamtbetrag von 260,94 Millionen Franken für die französische Handelsmarine, darunter 13,77 Millionen Franken an außerordentlichen Ausgaben.

Von den Beträgen des ordentlichen Budgets sind bestimmt für den Dienst nach:

Den französischen Kolonien	68938000 Franken
Korsika	4500000 -
Dem fernen Osten, Australien und Neu-Kaledonien	40000000 -
New York	2500000 -
Den Antillen und Zentralamerika	4438000 -
Brasilien und La Plata	22000000 -

Ferner werden angefordert für:

Erhöhung der Sicherheit in der Schiffahrt	450000 Franken
Seemannsheime	240000 -
Allgemeine Förderung der Schiffahrt	4000000 -
Verbesserung der Häfen	29500000 -

Unter den außerordentlichen Ausgaben befinden sich folgende größere Posten:

Liquidation der Staatsflotte	375000 Franken
Förderung der Tiefseefischerei	1800000 -
Bau von Fischereihäfen	7500000 -
Bau von Kühlanlagen	970000 -

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 7. April 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Fusion der U. S. P. mit der K. A. G.

Von Heinrich Cunow

Wieder ist eine noch vor wenigen Monaten in allen Farben schillernde politische Seifenblase geplatzt: die Einheitsfront-Illusion. Noch kurz vor der Leipziger Tagung der U S. P. erwartete ein beträchtlicher Teil unserer Parteipresse, der Leipziger Parteitag werde eine Annäherung der U. S. P. an unsere Partei bringen, der bald eine völlige Vereinigung beider Parteien folgen werde. Besonders Illusionsfähige sahen im Geiste sogar schon die S. P. D. mit der U. S. P. und den verschiedenen kommunistischen Parteigruppen zu einer großen proletarischen Einheitsfront vereinigt. Jetzt ist's mit dieser schönen Hoffnung vorbei. Schon ein schwacher Windstoß hat genügt, die schillernde Seifenblase zum Platzen zu bringen. Die U. S. P. D. vereinigt sich *nicht mit der S. P. D., sondern mit der Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft*, den sogenannten »Leviten«, eine Fusion, die schon zur Zeit des Leipziger Parteitags nahe gerückt erschien und bereits in dem Artikel »Einheitsfront-Illusionen« (Neue Zeit«, Nr. 16 vom 13. Januar 1922) als ein demnächst bevorstehendes Ereignis angekündigt wurde.

Damals bin ich wegen meiner Meinung, daß die Herstellung der gewünschten Einheitsfront vorerst — und zwar noch auf lange Zeit hinaus — ein unrealisierbarer Wunsch bleiben und eine Vereinigung der S. P. D. mit der U. S. P. unter den heutigen Verhältnissen zu einer baldigen inneren Zersetzung unserer Partei führen werde, hart angegriffen worden. Hermann Jäckel fand heraus, mir führe ohne Rücksicht auf den Einigungswillen des Proletariats nur der Haß gegen die Führer der U. S. P. D. die Feder, ebenso wie Herrn Sinowjeff aus Moskau, und der tiefgründige Völkerpsychologe Hermann Wendel entdeckte, daß ich die Imponderabilien der proletarischen Volksseele nicht verstände und deshalb nicht begriffen hätte, die Einigung der sozialistischen und kommunistischen Parteien müsse unbedingt kommen, weil sie eine Herzenssache der Arbeiter sei. Einige andere Parteijournalisten vermuteten hinter meinen Einwänden allerlei Böswilligkeiten. Einer riet mir sogar mit väterlichem Wohlwollen, ich möchte zu meiner Belehrung doch mal Bebels alte Broschüren nachlesen.

Ich habe diese liebenswürdigen Urteile seelenruhig eingesteckt, ohne mich dagegen zu wehren oder den Versuch zu machen, falsche Auslegungen meiner Ausführungen über die zunehmende Klassendifferenzierung innerhalb der Anhängerschaft der sozialistischen Parteien richtigzustellen. Warum auch? Gefühls- und Illusionspolitiker widerlegt man nicht durch logische Gründe oder politische Nützlichkeitserwägungen. Solche Politiker lassen sich nur durch ihr Gefühl leiten oder durch ihre besonderen Herzenswünsche und sind meist der hoffnungsfrohen Ansicht, daß die Richtung der politischen

Entwicklung durch diese ihre Herzenswünsche tatsächlich bestimmt werde. Ihre Wünsche sind für sie ohne weiteres reale Geschichtsfaktoren. Sie müssen daher, um zu einer Revision ihrer Meinungen zu gelangen, erst durch den Geschichtsverlauf mit der Nase auf die Naivität ihrer Illusionen gestoßen werden, und zwar wiederholt; einmal nützt nichts.

Einen recht netten Nasenstüber versetzte diesen Einigungsillusionisten schon der Verlauf des Leipziger Parteitags der U. S. P. Nicht nur die Radikalen des linken Flügels, die Ledebour, Crispien, Rosenfeld usw., sondern auch die Führer des rechten Flügels wollten nichts von einer Einigung wissen. Sie wandten sich scharf gegen die Koalitionspolitik der sogenannten »Rechtssozialisten« und machten deren Politik für das Erstarken der Konterrevolution verantwortlich. Jedenfalls eine schlechte Ouverture zur Einigungssinfonie. Dann folgten allerlei Vorgänge in den Reihen der Unabhängigen, die deutlich die in dieser Partei herrschenden Gegensätze enthüllten, darunter die Abstimmung im Reichstag am 15. Februar über das Vertrauensvotum für das Kabinett Wirth, bei welcher 13 Abgeordnete des rechten Flügels sich ihrer Stimme enthielten, eine Haltung, die sofort allerlei Vorwürfe und Anschuldigungen von seiten der Unentwegten hervorrief, so daß die Zentralleitung zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüter eine Reichskonferenz einberufen mußte. Daran schlossen sich die von den unabhängigen Blättern inszenierten Proteste gegen das von den »Rechtssozialisten« eingegangene »schändliche Steuerkompromiß«, die Annäherung der Unabhängigen an die Kommunisten im Preußischen Landtag und schließlich die Wiedervereinigung der U. S. P. mit den Leviten — gegen die, wie es scheint, auch die Führer des rechten Flügels nichts einzuwenden haben, wenigstens steht Hilferdings Name mit unter dem Einigungsaufruf.

Vielleicht wird es einige Politiker in unserer Partei geben, die tatsächlich der Meinung sind, daß, wenn wir uns im Januar mit der U. S. P. vereinigt hätten, alle diese politischen Sprünge der U. S. P. unterblieben wären und sich auch die »Linksflügler« mit Einschluß der Crispien, Rosenfeld usw. willig der Führung der Fraktionsleitung unserer Partei anvertraut hätten. Ich vermag diesen starken Glauben nicht zu teilen. Wahrscheinlicher ist jedenfalls, wir hätten in diesem Falle schon jetzt in der eben geeinten Partei den schönsten Krakeel — mit freundschaftlichen Verdächtigungen und Anschuldigungen. Wir können uns nur Glück wünschen, daß wir heute, wo wieder das Geschick des deutschen Volkes ernstlich durch die Entente bedroht ist, nicht in unseren Entschlüssen und unserer Taktik an die Zustimmung der nicht aus dem Geleise ihrer alten Agitationspolitik herauskommenden Führer der U. S. P. D. gebunden sind.

Welchen politischen Nutzen die U. S. P. von ihrer Vereinigung mit der K. A. G. (Kommunistische Arbeitsgemeinschaft) haben wird, werden wir ja bald sehen. Der Aufruf der Reichsleitung der Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft an ihre Anhänger klingt ja ganz vernünftig, gesteht er doch zu, daß die politische Entwicklung ganz anders verlaufen ist, als die Theoretiker des deutschen und russischen Kommunismus einst prophezeit haben, daß von einer allgemeinen sozialistischen Weltrevolution nicht mehr die Rede sein könne und es sich auch jetzt nicht mehr um die Rätediktatur und die Verwirklichung kommunistischer Wirtschaftsformen, sondern um die Beschaffung der nötigen Lebensbedürfnisse für die deutsche Arbeiterschaft han-

delt; aber läßt man die Größen der K. A. G. Revue passieren, dann findet man unter ihnen doch so manchen Stimmungspolitiker, der lediglich auf das bloße Halten von schönen Agitationsreden eingefuchst ist und so wenig von einem nüchtern die Tatsachen wertenden Wirklichkeitssinn besitzt, daß man sich nicht der Befürchtung erwehren kann, die Mischung Levi-Adolf Hoffmann-Crispien-Rosenfeld werde bald in einen Gärungsprozeß geraten, in dessen Verlauf noch manchem Beteiligten die Einigung sauer aufstoßen dürfte. Jedenfalls ist die Hoffnung, der rechte Flügel werde die bisher zur K. A. G. gehörenden radikalen Elemente absorbieren, so unwahrscheinlich wie nur möglich. Im Gegenteil, die bisherigen Kommunisten werden den größten Teil der unabhängigen Gefolgschaft zu sich hinüberziehen — und die U. S. P. wird wieder, was sie zu gewissen Zeiten während des Krieges gewesen ist, eine rein räsonnierende, jede verantwortliche politische Mitarbeit ablehnende Oppositionspartei. Fraglich ist nur, ob gewisse Führer des heutigen rechten Flügels der U. S. P. willig diesem Ruck nach links folgen, das heißt sich unter die Kuratel der Adolf Hoffmann, Levi, Geyer & Co. stellen werden. Mir scheint, Politiker wie Rudolf Breitscheid werden recht bald zu der Erkenntnis kommen, es sei besser, von dem neuen Parteigemengsel Abschied zu nehmen und eine neue Partei zu gründen, falls sie nicht vorher schon einsehen, daß Führer ohne Truppen ein Unding sind, und daher zu der Überzeugung kommen, das verlästerte Görlitzer Programm sei doch nicht so ganz übel.

Der Aufruf der Zentralleitung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei an ihre »Partei- und Klassengenossen« (die Unterscheidung zwischen Parteigenossen und Klassengenossen ist übrigens recht interessant; die Zentralleitung gibt damit zu, daß beide nicht identisch sind) stellt es freilich so hin, als bedeute die Vereinigung der U. S. P. mit der K. A. G. den Beginn der großen Einheitsaktion. Mit dem bekannten Selbstbewußtsein, das diese von der alten deutschen Sozialdemokratie abgesplitterte Parteigruppe seit den ersten Tagen ihres Bestehens ausgezeichnet hat, heißt es nämlich im Aufruf der U. S. P.:

Wir schließen uns diesem Aufruf (dem der K. A. G.) an und richten an unsere eigenen Parteigenossen den dringenden Appell, die Erinnerung an die Bruderkämpfe der letzten Jahre zurücktreten zu lassen vor dem Bewußtsein, daß die Wiedervereinigung aller auf dem Boden des proletarischen Klassenkampfes stehenden Sozialisten das Gebot der Stunde ist und daß es sich jetzt um den Anfang der Erfüllung dieses Gebots handelt. Die Vergangenheit lehrt die Notwendigkeit des Zusammenschlusses. Die Gegenwart ruft uns zum Kampfe in gemeinsamer proletarischer Front gegen den Kapitalismus und die kapitalistische Staatsgewalt.

Zu diesem Kampfe alle proletarischen Kräfte zu sammeln, unter ihrem Banner zusammenzuführen und dem Kampfe Inhalt, Richtung und Ziel zu geben, das ist die historische Aufgabe der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands! Die rechtssozialistische Partei ist durch das Steuerkompromiß mit der Partei des Großkapitals verkoppelt, die Kommunistische Partei spaltet sich immer von neuem durch den in ihr herrschenden Sektenfanatismus und zerfällt in völliger Ohnmacht. Nur die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands kann die Führerin und Bannerträgerin des deutschen revolutionären Proletariats sein.

Solche Sätze mögen zu dem Zwecke, dem rechten Flügel der Unabhängigen die Fusion schmackhafter zu machen, vielleicht vortrefflich geeignet sein; aber von einem tiefen Einblick in die heutigen Einheitsfrontbestrebungen und ihre politischen Möglichkeiten zeugen sie sicherlich nicht. Die Verbindung der U. S. P. mit der K. A. G. und die ihr unvermeidlich folgende Entwicklung der U. S. P. zur reinen radikalen Oppositionspartei *wird sich gar bald als das größte Hindernis einer Wiedervereinigung mit der S. P. D. herausstellen*, und ebensowenig vermag sie die kommunistischen Gruppen zu reizen, sich unter dem Banner der neuen vereinigten Partei zu sammeln. Viel wahrscheinlicher ist, daß die Partei- und Sektenbildung innerhalb der Anhängerschaft kommunistischer Theorien in nächster Zeit weiter fortschreitet, hat sich doch neuerdings die K. A. P. D. (die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands) in zwei Richtungen gespalten, in eine Berliner und eine Essener Richtung, so daß es gegenwärtig mit Einschluß der sich jetzt der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei anschließenden Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft und der Kommunistischen Partei Deutschlands (Moskowiter) vier kommunistische Parteien in Deutschland gibt, in denen aber wieder mehrere Richtungen um die Herrschaft ringen. Auch die Anhängerschaft von Herrn Franz Pfemferts Aktionskommunismus, der sich als A. A. U. (Allgemeine Arbeiter-Union) oder Einheitskommunismus bezeichnet, hat Anspruch darauf, als besondere kommunistische Richtung oder Sekte zu gelten.

Nach der Auffassung ihrer Zentralleitung ist zwar die U. S. P. berufen, den großen Mittelpunkt zu bilden, um den herum sich die anderen sozialistischen und kommunistischen Parteien zu konzentrieren haben. »*Nur die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands* kann die Führerin und Bannerträgerin des deutschen revolutionären Proletariats sein« — heißt es mit erhabener Geste in dem von der Berliner »Freiheit« veröffentlichten Einigungsaufruf. In Wirklichkeit ist jedoch die U. S. P. die *am wenigsten* zur Zusammenfassung der sozialistischen Richtungen und Strömungen geeignete Partei, da sie nicht nur in alten überlebten Anschauungen und Überlieferungen völlig erstarrt ist, sondern auch keine taktische Beweglichkeit besitzt und sich deshalb veränderten politischen Situationen nicht anzupassen vermag. Sie verspricht, die Führung im proletarischen Klassenkampf übernehmen zu wollen, und doch hat sie noch nicht begriffen, daß im Laufe der Entwicklung mit den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen sich auch die Eigenart der verschiedenen Klassen und ihr Verhältnis zueinander ändert und demnach eine bestimmte Art der Klassenkampfführung, die auf einer gewissen Entwicklungsstufe von größtem Erfolg sein kann, auf einer späteren Stufe versagen muß. Wie die Klasse selbst nichts Gleichbleibendes ist, so wechselt naturgemäß mit der fortschreitenden Entwicklung auch die Form des Klassenkampfes.

Sicherlich ist es zu beklagen, daß die deutsche Arbeiterschaft sich infolge trauriger Quertreibereien während des Krieges in verschiedene Parteigruppen und Sekten geteilt hat, aber wie sich die politischen Verhältnisse Deutschlands gestaltet haben, ist nicht darauf zu rechnen, daß sich dieser Zustand bald ändern wird.

Charles Fourier in seinem Verhältnis zu Deutschland

(Zum 150. Geburtstag am 7. April)

Von A. Conrady

Der große Utopist, der vor anderthalb Jahrhunderten, 7. April 1772,[1] in Besançon geboren wurde, umspannte in seinem Denken und in seinen Zukunftsvisionen alle Welt. Dagegen war Fourier im täglichen Leben durch die »providentielle Armut«, von der Heine spricht, den größten Teil seines Lebens ziemlich an die Scholle gefesselt. In seinen jüngeren Jahren freilich, Anfang der 1790er Jahre, ehe die Revolution zur Weltkatastrophe sich auswuchs, bei bescheidenem Vermögen, ist er auch in der Lage gewesen, sich außerhalb Frankreichs umzusehen, und hat denn auch Deutschland fleißig bereist. Die Eindrücke, die er gewann, waren im ganzen nicht ungünstig. Er nennt die Deutschen das unterrichtetste und vernünftigste Volk und ist angenehm berührt durch die große Zahl von Bildungszentren, die das Land im Gegensatz zu Frankreich aufzuweisen hat. Darum ist er auch der Meinung gewesen, daß Deutschland sich ebenso gut wie Frankreich oder England dazu eignen würde, Standort des ersten Phalanstères zu sein; besonders scheint ihm die Gegend von Berlin oder Dresden dazu sehr geeignet wegen der Kultiviertheit der Bevölkerung. Bei anderer Gelegenheit bezeichnet er die Deutschen als eine Nation von Freunden der Ordnung und charakterisiert den Deutschen als einen Mechanismus, den man jederzeit mit dem »Es muß sein« in Bewegung setzen könne.

Fourier hat also zweifellos bei seinen Reisen in Deutschland allerlei Beobachtungen gemacht. Doch darf man deshalb bei ihm keine eindringende Bekanntschaft mit deutschem Wesen voraussetzen. Dem stand schon seine Unkenntnis der deutschen Sprache entgegen. Von der deutschen Literatur und Philosophie seiner Zeit hat er so gut wie nichts gewußt. Seine Vorstellungen von Pestalozzi zum Beispiel waren höchst unzulänglich. Wie er den großen Schweizer Volkserzieher einen praktischen Metaphysiker nennt, so bezeichnet er Kant als einen theoretischen, als einen Wortmacher oder Jungendrescher (ergoteur), gesteht aber ein, daß er nicht die Fähigkeit besitze, über ihn zu urteilen; er habe nie eine Zeile von dieser Wissenschaft begriffen. Bei seiner Unkenntnis des Deutschen wäre es ja auch damals kaum möglich für ihn gewesen, Kant wirklich zu studieren. Diese Schwierigkeiten der Verständigung hat er tief beklagenswert gefunden. Daß ein Franzose und ein Deutscher, die sich durch die Metaphysik Kants oder Condillacs vervollkommnet nennen, nicht einmal miteinander sprechen können, dadurch stehen sie nach Fouriers Auffassung weit unter den Tieren. Er hat dafür nun eine ebenso einfache wie naive Abhilfe. Die Deutschen sollen, gleich den übrigen Völkern, die französische Sprache annehmen. Eine allgemeine Uniformierung der Völker, einschließlich der Sprache, erscheint ihm als Ziel der sozietären Ordnung, mit welcher die Weltmonarchie werde begründet werden.

[1] In Bebels Buch über Fourier ist infolge eines Schreib- oder Druckfehlers der 7. Februar als Geburtstag angegeben und von da auch in andere Publikationen übergegangen. Sonst ist die Bebelsche Schrift zur Einführung in Fouriers Gedankenwelt sehr geeignet, da sie hauptsächlich Auszüge aus seinen Werken umfaßt.

In diesem Sinne hat er auch gegen die Napoleonische Eroberungspolitik nichts einzuwenden. Schon sein Artikel von 1803 über den ewigen Frieden schließt in sich, daß Deutschland unter den französischen Einfluß kommen müsse. In seiner Schrift über die vier Bewegungen von 1808 nennt er Napoleon den neuen Herkules, von dem die Menschheit etwas Großes erwarte; als Napoleons Mission bezeichnet Fourier, die universelle Harmonie auf den Ruinen der alten Zivilisation aufzurichten. Auch später noch ist ihm die Napoleonische Idee einer Weltherrschaft sehr vernünftig erschienen. Er bedauert, daß Napoleon sie nicht hat verwirklichen können; denn der neuen sozialen Ordnung wäre damit wesentlicher Vorschub geleistet worden. Wenn er also offenbar von der Bedeutung der nationalen Besonderheiten und von der Naturnotwendigkeit der deutschen Auflehnung gegen die bonapartistische Fremdherrschaft keine Idee hat, so ist doch nicht zu übersehen, daß er Napoleon immer nur als Werkzeug für die Verwirklichung seiner Utopie bewertet hat. Ebensogut hat er nachher gehofft, Ludwig XVIII. dafür interessieren zu können, ja, trotz des ausgesprochensten Antisemitismus, den Baron Rothschild. Was nun sein Verhältnis zu Deutschland angeht, so ist noch bemerkenswert, daß er auch hier geeignete »Kandidaten« für die Ausführung seines Projekts eines Versuchsphalanstères suchte. Besonders den Großherzögen von Hessen und Weimar legte er dies ans Herz, wobei er als Anreiz hinstellte, daß sie auf diese Art Anwartschaft erlangen würden, »Omniarch« zu werden, das heißt in Konstantinopel als der zukünftigen Welthauptstadt zu walten: ein grotesker Einfall, sich einen Duodezfürsten am Goldenen Horn als persönliche Spitze des Systems von zwei Millionen Phalanstères zu denken. Jedenfalls aber hat Deutschland von jeher in Fouriers Erwägungen eine erhebliche Rolle gespielt. Schon von seinem ersten Buche hat er zu Propagandazwecken Exemplare nach Frankfurt, Hamburg, Leipzig geschickt.

Wenn damals in Deutschland kaum irgendwelcher Erfolg auch nur bescheidenster Art eingetreten sein dürfte, so läßt sich dagegen zeigen, daß vor seinem Tode immerhin schon einzelne Deutsche an der Fourierschen Lehre Interesse nahmen. 1836, also im Vorjahr seines Hinscheidens, erschien bereits eine deutsche Übertragung einer Fourieristischen Schrift, allerdings keiner des Meisters selbst, sondern seines Hauptschülers Considérant, der zwar ganz und gar auf ihm fußte, aber den Vorzug hatte, die Gedanken des Lehrers in rationellerer und gemeinverständlicherer Form wiederzugeben. Von Considérants »Destinée sociale« erschien ein Teil 1836 in anonymer deutscher Übersetzung mit dem Titel »Theorie der natürlichen und anziehenden Erziehung«. Als nächste Übersetzung einer Schrift aus der Fourierschen Schule ist Briancourts »Welt, wie sie ist und wie sie sein soll« (Kolmar 1845) zu nennen. Inzwischen hatte auch schon ein deutscher Anhänger Fouriers, Franz Stromeyer, eine eigene Darstellung der Lehre unter dem Titel »Organisation der Arbeit« in Bellevue bei Konstanz 1844 herausgebracht. Ein anderer deutscher Vertreter der Fourierschen Ideen veröffentlichte in Stuttgart 1846 bloß mit dem Vornamen Michael eine bemerkenswerte Schrift »Abbruch und Neubau«, die im Anschluß an Fourier die Geschichtsphilosophie originell durchführte, in der Gesellschaftskritik sich an ihn anschloß und auch auf die Assoziierung von Kapital, Arbeit und Talent hinsteuerte. Buchhändlerische Erfolge waren diese Schriften wohl alle nicht,

und auch die »Kritische Darstellung der Lehre Karl Fouriers«, die schon 1840 in Braunschweig herauskam, unter dem Autornamen A. W. Churoa, offenbar einem Anagramm von A. W. v. Rochau, vermochte nicht, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise von Gebildeten auf den französischen Sozialphilosophen zu lenken. Dies gelang erst Lorenz v. Stein mit seinem 1842 erschienenen Buche über den Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich. Wenn Stein von seinem Werke die sozialistische Bewegung in Deutschland datiert wissen wollte, so war das freilich übertrieben. Überaus anregend hat es aber gewirkt, und was Fourier angeht, erst weitere Kreise der gebildeten Welt für ihn interessiert durch eine lesbare Darstellung, die freilich verschiedenes zu wünschen übrigließ. Bei aller belletristischen Oberflächlichkeit hat auch Karl Grüns Schrift von 1845 über die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien erheblich dazu beigetragen, weitere Kreise mit Fourierschen Gedanken vertraut zu machen. Auf Grüns Einwirkung von Paris her war es zweifellos auch mit zurückzuführen, wenn seit 1843 die »Triersche Zeitung« zeitweilig geradezu als Fourieristisches Organ gelten konnte.

Trier ist auch noch aus einem anderen Grunde nennenswert bei einem Überblick über den Einfluß Fouriers auf Deutschland. Hier mühte sich nämlich schon zu Ende der 1820er und bis in die Mitte der 1830er Jahre um die Besserung des Loses der ärmeren Schichten ein Mann, den man zwar nicht schlechterdings als Fourieristen bezeichnen kann, da er nicht einzig und allein Ideen Fouriers vertrat, der aber doch am stärksten von Fourier beeinflußt war, der Trierer Kreissekretär Ludwig Gall; er ist übrigens auch mit Fourier in persönliche Berührung gekommen. Bei seinem Eintreten für den Gedanken genossenschaftlicher Produktion ging er besonders von Fourier aus, mit dem er auch die Idee der Vereinigung von Kapital, Arbeit und Talent gemein hatte. Er wollte auch mit Hilfe einsichtiger und humaner Geldleute Mittel zusammenbringen, um in weitgehendem Maße sich selbst genügende Genossenschaften begründen zu können. Politik lag ihm ebenso fern wie dem französischen Utopisten, gleich dem er an Enttäuschungen keinen Mangel hatte; seine Zeitschrift »Menschenfreundliche Blätter« kam aus Mangel an Lesern nicht über das erste Heft hinaus.

Nicht ganz so erfolglos blieb ein anderer Vertreter eines unpolitischen Sozialismus mit Fourierschen Berührungen, der seit 1843 den gesellschaftlichen Problemen nähertrat, K. Marlo (Winkelblech) mit seinem Föderalismus als Vermittlung von Liberalismus und Kommunismus; wenn er einen genossenschaftlichen Betrieb in der Form von Aktiengesellschaften anstrebte, so hat schon Laveleye erkannt, worauf das zurückging: »Die Lösung, die ihm vorschwebt, ist im Grunde von Fourier entlehnt.« Seine seit 1850 erschienenen Untersuchungen über die Organisation der Arbeit, auch System der Weltökonomie genannt, haben wohl einiges Lesepublikum gefunden, aber doch keine nachhaltige Wirkung erzielt. Auch sein propagandistisches Auftreten in der 1848er Zeit blieb ohne größeren Erfolg. Insoweit hat Bebel nicht unrecht, wenn er von praktischer Wirkung der Anhänger Fouriers in Deutschland und ihrer Bedeutung für die Gegenwart nichts zu melden weiß. Dagegen trifft es nicht zu, wenn er weiter meint, die 1848 in die Erscheinung getretenen sozialistischen und kommunistischen Ideen unter der Arbeiterbevölkerung ließen nirgends Fourieristische Auffassungen erkennen:

»Soweit Marx und Engels nicht die Arbeiterklasse in den Bewegungsjahren beeinflußten, waren es wesentlich die Ideen Weitlings, die Anklang fanden.« Eben hierdurch aber — und, nebenbei bemerkt, auch durch die Vermittlung von Louis Blanc, dessen Sozialpolitik 1848 in Deutschland vielen als vorbildlich galt — bekamen Fouriersche Ideen für Deutschland in sehr beträchtlichem Ausmaß historische Bedeutung. Denn es ist unleugbar, daß sowohl Marx und Engels wie zuvor auch schon Weitling stark von Fourier beeinflußt waren.

Bei Weitling läßt schon seine erste Schrift von 1838 »Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte« die Hilfe Fouriers fortlaufend erkennen. Zwar will Weitling keine Gelegenheit gehabt haben, einen Plan über die Gütergemeinschaft zu lesen, »wie es deren von Fourier und mehreren anderen gibt«. Die buchstäbliche Richtigkeit dieser Angabe Weitlings braucht insofern nicht in Zweifel gezogen zu werden, als zugegeben werden mag, daß ihm noch keines von Fouriers Büchern in die Hände gekommen war. Dagegen liegt flach auf der Hand, daß er durch Reden und Gespräche oder durch Broschüren und Artikel über die Hauptgedanken Fouriers unterrichtet gewesen sein muß. So ist von Weitlings kommunistischem Gleichheitsstandpunkt aus eine Polemik gegen die Fouriersche Berücksichtigung von Talent und Kapital eingeflochten, indem er zum Mißtrauen gegen die mittels Kapitalien berechneten Reformen sowie gegen die Geldmänner mahnt, ferner jeden einen Aristokraten nennt, der seiner größeren Kenntnisse und Geschicklichkeit wegen auch mehr zu essen oder weniger zu arbeiten verlangt als die anderen. In dem Weitlingschen Zukunftsstaat von 1838 sind aber sonst Fouriersche Gedanken in beträchtlichem Umfang verwertet. So soll jeder Mensch sowohl dem Bauern- als dem Werkstand angehören und nach seinen Neigungen in den verschiedenen Zweigen arbeiten. Überhaupt kann sich jeder nach seinem Belieben einem oder mehreren Geschäften zugleich widmen. Zu dem Ende werden die Arbeiten alle zwei Stunden abgewechselt, eine Fouriersche Idee. Ferner haben die Weitlingschen Gemeindegebäude die frappanteste Ähnlichkeit mit den Fourierschen Phalanstères, gleich denen sie auch für ungefähr 1600 Menschen berechnet sind. Sonst fällt noch auf der Gedanke einer Weltsprache, zu dem Weitling zweifellos gleichfalls von Fourier angeregt worden ist.

Bis im Jahre 1842 Weitlings Hauptwerk »Die Garantien der Harmonie und Freiheit« herauskam, hatte sich seine Bekanntschaft mit dem Fourierismus sehr vertieft, besonders offenbar infolge der literarischen Wirksamkeit Considérants, von dem einmal anmerkungsweise ein weitläufiger Passus über die Übelstände des Handels zitiert wird. Auch Fourier selbst kommt zu Worte. Seine Einwirkung aber zeigt in diesem Buche schon gleich der Titel; denn wenn Weitling auf ein gesellschaftliches System der Harmonie hinaus will, so liegt dabei Fouriers Vorbild zugrunde. Wie dieser, geht auch Weitling für den sozialen Neubau von einer Untersuchung der menschlichen Triebe aus. Was bei Fourier die passions, die Leidenschaften sind, das heißt bei Weitling Begierden, die er nur auf eine geringere Zahl reduziert hat. In der Gesellschaftskritik zeigt sich der Fouriersche Einfluß besonders bei den Betrachtungen über die Geld- und Warenkrämerei, auch bei den Ausführungen über die Ehe. Desgleichen ist der Grundgedanke der zukünftigen Jugenderziehung von Fourier angeregt; zum Beispiel soll die Jugend

hauptsächlich an die widerwärtigsten Arbeiten gewöhnt werden. Überhaupt hat bei der Ausmalung der Zukunftsgesellschaft die Fouriersche Utopie noch immer Hilfe geleistet. Nach wie vor sollen die Arbeiten von zwei zu zwei Stunden gewechselt werden, jetzt allerdings nur noch nach Möglichkeit. Die Ersparung beispielsweise von Brennmaterialien bei Gemeinwirtschaft wird »nach den Berechnungen Fouriers« auskalkuliert. Die Idee einer Weltsprache hält Weitling ebenso fest, wie er als einen richtigen Gedanken Fouriers ansieht, daß er die Wichtigkeit der Fähigkeiten erkannte. Hier scheiden sich nun freilich die Wege.

Weitling tadelt jedoch, daß Fourier die Fähigkeiten mit dem persönlichen Interesse verbunden und durch den Einfluß des Kapitals paralleliſiert habe. Gegen diesen Mangel der Assoziation nach dem System von Fourier wird eingehend polemisiert. Von einer Extrawurst für Talent und Kapital will Weitling auch jetzt nichts wissen, sondern nennt das einen Unsinn, einen verfluchten, »von welchem sich unsere Fourieristen mit Teufelsgewalt nicht trennen können«. Er will nicht wie sie stehenbleiben, wo der Meister im Jahre 1808 stand, sondern ruft den Männern der sozialen Schule ein Vorwärts zu. Er will Fouriers Gedanken vervollkommnet wissen. Den fürchterlichsten Bock sieht Weitling in der Anerkennung und Belohnung des Kapitals, dem er das revolutionäre Kraftwort widmet: »Auf den Mist mit dem Kapital!« Liegen also die Differenzen zwischen Fourier und Weitling, besonders auch in der grundverschiedenen Stellung zur Politik, zutage, so ist aber auch nicht zu verkennen, daß eine weitgehende geistige Abhängigkeit des deutschen Kommunisten von dem französischen Sozialisten existiert.

Fourier ist auch von Bedeutung gewesen für die Entwicklung von Karl Marx zum Sozialisten. Seine ersten Äußerungen über die soziale Frage gehören dem Jahre 1842 an, als er Redakteur an der »Rheinischen Zeitung« in Köln war. Veranlassung dazu war eine Kontroverse mit der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«. Auf einem deutsch-französischen Gelehrtenkongreß in Straßburg waren auch die Systeme des französischen Sozialismus besprochen worden; unter anderen hatte Considérant daran teilgenommen. Der wohl von Moses Heß verfaßte Bericht der »Rheinischen Zeitung« hatte auf die Bedeutung der sozialen Frage hingewiesen. Darauf wurde das Blatt von Augsburg her der kommunistischen Propaganda beschuldigt. In der geharnischten Antwort, mit der Marx Mitte Oktober 1842 den Angriff zurückwies, war unter anderem zu lesen, daß man Schriften wie die von Considérant nur gründlich kritisieren könne, und wurde die Absicht ausgesprochen, die Voraussetzung hierfür durch lang anhaltende und tief eindringende Studien zu schaffen.

Bei Marxens Vertiefung in den französischen Sozialismus während der nächsten Jahre hat dann nicht nur Considérant, sondern auch Fourier selbst eine hervorragende Stelle eingenommen. Man ersieht es aus der 1844 verfaßten »Heiligen Familie«, zu deren kritischem Trommelfeuer auf Bruno Bauer und Genossen von den Utopisten Fourier am meisten Munition geliefert hat. Marx macht Fourier als einen von denen namhaft, welche die wirklichen Grundlagen der jetzigen Gesellschaft einer einschneidenden Kritik unterwerfen. Er nennt eine von Fouriers Aufstellungen über die geschichtliche Entwicklung genial. Er führt die »Utilisierung der menschlichen Triebe« auf Fouriers Lehre von den passions zurück, Fouriers eigene Denkweise

auf die Lehre der französischen Materialisten. Er zitiert einen längeren Passus von Fourier über Erniedrigung und Emanzipation des weiblichen Geschlechts und verweist überhaupt auf Fouriers »meisterhafte Charakteristik der Ehe«.

Marx hat auch nicht so bald das lebhafte Interesse für den großen Utopisten eingebüßt. In seinem einzigen Beitrag zum Elberfelder »Gesellschaftsspiegel«, Januar 1846, wird Fourier als der Beweis angeführt, daß die französische Gesellschaftskritik großenteils den Vorzug besitze, die Widersprüche und die Unnatur des modernen Lebens nicht nur an den Verhältnissen besonderer Klassen, sondern an allen Kreisen und Gestaltungen des heutigen Verkehrs nachgewiesen zu haben, und zwar in Darstellungen von einer unmittelbaren Lebenswärme, reichhaltigen Anschauung, weltmännischen Feinheit und geisteskühnen Originalität, wie man sie bei jeder anderen Nation vergeblich suchen würde. Auch die Kritik, die Marx um dieselbe Zeit an Grüns Buch über die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien übte, zeugt mit ihrer Richtigstellung oberflächlicher Angaben über Fourier von eingehender Beschäftigung mit dem französischen Denker und Dichter. Die Befruchtung des Marxschen Denkens durch ihn würde noch weit offensichtlicher sein, wenn wir aus der Inkubationszeit des wissenschaftlichen Sozialismus über Fragen der Sozialkritik, der Zukunftsgesellschaft, der Geschichte des Sozialismus ebenso viele Äußerungen von Marx hätten, wie sie von Engels vorliegen.

Von diesem zeigt schon sein englischer Artikel über die Fortschritte der Sozialreform auf dem Kontinent von Anfang November 1843, daß er von Fourier eine sehr hohe Meinung hat. Während Engels den Saint-Simonismus höchstens soziale Poesie genannt wissen will, findet er bei Fourier »wissenschaftliche Forschung, nüchternes, unbefangenes, systematisches Denken, kurz soziale Philosophie«. Der Fourierschen Lehre von den menschlichen Neigungen pflichtet er insofern völlig bei, als er den Tätigkeitstrieb für stark genug hält, um, sich selbst überlassen, alles Nötige zu schaffen, ein vernünftiges Sozialsystem vorausgesetzt, das die Arbeit zum Genuß macht. Als anderes Verdienst Fouriers stellt er die Betonung der Notwendigkeit der Assoziation hin. Er tadelt an der Phalanstère-Idee nur, daß der Kapitalprofit von den Fourieristen nicht ausgeschlossen wird und daß sie die Politik ausschalten. Die Berücksichtigung des Talents dagegen hat ihm damals eingeleuchtet, wie man aus den ungefähr gleichzeitigen Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie in den »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« ersehen kann, wo gesagt wird, daß für einen vernünftigen Zustand neben Natur und Arbeit auch das geistige Element mit zu den Elementen der Produktion gehöre und in der Ökonomie eine Stelle unter den Produktionskosten finde. Einen vernünftigen Zustand erwartet er von der »Gemeinde«, welche die Konkurrenz im bisherigen Sinne ausschaltet und bloß den »bis jetzt nur von Fourier erträglich entwickelten Wetteifer« kennt. Sie berechnet, was sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln erzeugen kann, und bestimmt, inwieweit die Produktion zu steigern oder nachzulassen, der Luxus freizugeben oder zu beschränken ist, nach dem Verhältnis der Produktionskraft zur Masse der Produzenten; zur Erzielung eines richtigen Urteils über dies Verhältnis und die von einem vernünftigen Zustand der Gemeinde zu erwartende Steigerung der Produktionskraft ver-

weist er — neben den englischen Sozialisten — wieder auf Fourier, auf den auch die Engelssche Kritik des Handels, dieses »legalen Betrugs«, offenbar großenteils zurückgeht.

Wie lebhaft Engels' Interesse für Fourier in den nächsten Jahren blieb, läßt die Tatsache erkennen, daß die Bibliothek sozialistischer Schriftsteller des Auslandes, die Engels mit Marx und Heß 1845 plante, mit Fourier losgehen sollte, und daß Engels sich diesen vorbehalten hatte. Im »Deutschen Bürgerbuch« des gleichen Jahres bezeichnete er es als das beste, wenn die Deutschen erst einmal die Leistungen des Auslandes kennenlernten, um sich zu überzeugen, daß ihre ganze Weisheit dort eine alte, schon längst pro et contra durchdiskutierte sei; insbesondere empfahl er ihnen, sich an dem Handlungsgehilfen Fourier ein Exempel zu nehmen, und gab als Probe von diesem ein Fragment über den Handel, das bei weitem nicht das Genialste von Fourier darstelle, aber von keinem deutschen Sozialisten oder Kommunisten auch nur annähernd erreicht werde. Er betont die Schärfe, den Witz und Humor, womit Fourier die bestehenden sozialen Verhältnisse kritisiere, bei allen genialen Bizarrerien. Er spricht davon, daß Fourier die Zukunft sich erst richtig konstruiert, nachdem er Vergangenheit und Gegenwart richtig erkannt habe, und rühmt Fouriers Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft. Fourier bietet nach Engels' Auffassung eine Unmasse von neuen Ideen, »auch heute noch neu für Deutschland«, und eine Fundgrube von Material zum Konstruieren und sonstigen Gebrauch. In manchen Teilen der Sozialkritik findet er Fourier bis jetzt einzig, so in der meisterhaften Kritik des Handels, in der unerbittlichen Verspottung der »reinen Moral« der respektablen Gesellschaft im Widerspruch mit der Praxis, die Untersuchung der Eheverhältnisse.

Durch die Fouriersche Behandlung dieser Dinge war Engels augenscheinlich auch noch im Herbst 1847 beeinflußt, als er in seinem Vorentwurf zum Kommunistischen Manifest in Aussicht nahm, daß das Verhältnis der beiden Geschlechter ein reines Privatverhältnis werden sollte, in welches sich die Gesellschaft nicht zu mischen habe. Ferner wird — gleichfalls im Anschluß an Fourier — die Erwartung ausgesprochen, daß die Erziehung die jungen Leute das ganze System der Produktion rasch durchmachen lassen könne und sie instand setzen werde, der Reihe nach von einem zum anderen Produktionszweig überzugehen, je nachdem die Bedürfnisse der Gesellschaft oder ihre eigenen Neigungen sie dazu veranlassen. Daraus geht ihm — wie Fourier — hervor, daß der Gegensatz zwischen Stadt und Land ebenfalls verschwinden werde. Im Betrieb von Ackerbau und Industrie durch dieselben Menschen erblickt Engels eine notwendige Bedingung der kommunistischen Assoziation. Stadt und Land sollen verschmolzen werden. Auffällig ist auch unter den nächsten Forderungen von Engles ein starker Anklang an Fourier und seine Phalanstères: »Errichtung großer Paläste auf den Nationalgütern als gemeinschaftliche Wohnungen für Gemeinden von Staatsbürgern, welche sowohl Industrie wie Ackerbau treiben und die Vorteile sowohl des städtischen wie des Landlebens in sich vereinigen, ohne die Einseitigkeiten und Nachteile beider Lebensweisen zu teilen.« Diese Anleihe beim Utopismus erscheint im Kommunistischen Manifest von 1848 bloß in der wesentlich eingeschränkten Form wieder: »Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, Hinwirken auf die allmähliche Beseitigung des Unterschieds von Stadt und Land.«

Sonst ist im Manifest der Einfluß Fouriers unverkennbar bei den Angriffen auf den »Schacher«, den Ausführungen über Familie und Erziehung, und auch zum Bilde der historischen Entwicklung hat der Fourierismus zweifellos Züge beigesteuert. Im übrigen konstatiert das Manifest selbst die Einwirkung Fouriers in dem Abschnitt, der vom kritisch-utopistischen Sozialismus handelt. Gegen diesen werden zwar zunächst die grundsätzlichen Abweichungen hervorgehoben, dann aber nicht unerwähnt gelassen, daß er auch aus kritischen Elementen bestehe, alle Grundlagen der bestehenden Gesellschaft angreife und höchst wertvolles Material zur Aufklärung der Arbeiter geliefert habe. Seinen positiven Sätzen über die zukünftige Gesellschaft schreibt das Manifest wohl einen »reinen utopistischen Sinn« zu, weil sie zur Zeit eines eben erst sich entwickelnden Klassengegensatzes ausgesprochen werden, den sie nur noch in seiner ersten gestaltlosen Unbestimmtheit erkennen; was aber aufgezählt wird, das hat doch in die Gedankengänge der Verfasser des Manifests Aufnahme gefunden: »zum Beispiel Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land, der Familie, des Privaterwerbs, der Lohnarbeit, die Verkündigung der gesellschaftlichen Harmonie, die Verwandlung des Staates in eine bloße Verwaltung der Produktion«.

Friedrich Engels hat denn auch bis ins Alter keinen Zweifel darüber gelassen, daß der französische Denker zu den Voraussetzungen für die Entwicklung des deutschen Sozialismus gehört hat. Wenn man Engels' Buch gegen Dühring, auch seine Schrift über den Ursprung der Familie ansieht, so überzeugt man sich davon, daß er nie daran gedacht hat, die vom Fourierismus empfangenen Anregungen zu verleugnen, wobei eine Frage für sich bleibt, inwiefern dadurch utopistische Elemente im deutschen Sozialismus verblieben sind. Der Einfluß Fouriers auf Deutschland bis zur Gegenwart tritt auch noch anderweitig zutage. Er wäre im Genossenschaftswesen festzustellen. Zu den Vätern des Gedankens von der Gewinnbeteiligung der Arbeiter gehört niemand so sehr wie Fourier. Die den Arbeiter zum Aktionär machen wollen, pflügen im Grunde nur mit Fouriers Kalbe. Kurz, wenn Fourier auch seit 85 Jahren auf dem Friedhof von Montmartre ruht, von seinen Ideen haben ihn manche auch bei uns bis auf den heutigen Tag überlebt und sichern ihm die Unsterblichkeit.

Der Feldzug 1918

Ludendorffs Fehler und die Ursache der Katastrophe

Von H. Müller-Brandenburg (Schluß)

In einem Aufsatz über Strategie hat der alte Moltke, der Sieger von Metz und Sedan, gesagt: »Der Feldherr ist im Laufe des ganzen Feldzugs darauf angewiesen, eine Reihe von Entschlüssen zu fassen auf Grund von Situationen, die nicht vorgesehen sind.« Solche nicht vorgesehene Lage war jetzt geschaffen. Jetzt galt es, kalt als Feldherr zu urteilen und zu handeln. Ludendorff mußte sich klar sein, daß weiteres Schlagen nach Süden statt nach Westen ihn von den Grundlagen, die die März-April-Operationen geschaffen hatten, entfernte. Er mußte sich aber auch darüber klar werden, daß der Stoß nach Süden ins Innere Frankreichs ging und seine erste natürliche Grenze erst jenseits des Pariser Beckens, an der Loire — jedenfalls erst

mitten im Becken an der Seine fand. Daß dazu nicht die Kräfte zur Verfügung standen, war das Ergebnis einer einfachen Rechnung. Immer wieder fragt man sich: Hat sich Ludendorff diese Frage überhaupt vorgelegt, als er Noyon-Montdidier und Reims schlug? Letztere Schlacht schlug, trotz der vielfachen Warnungen der Fronttruppen und hohen Stäbe? Erkannte Ludendorff nicht, daß er nach Süden zu nur Luftstöße machen würde? Bei kalter Einschätzung aller Faktoren mußte der Stoß am Chemin des Dames Ablenkung bleiben, mußte der nächste Hieb wieder Calais gelten. Der Entschluß, der zu fassen war, durfte nur der sein, erneut zwischen Ypern und Amiens anzufassen und auf Calais durchzubrechen, denn »beharrliche und entschlossene Ausführung eines wohlüberlegten Unternehmens wird fast immer von Erfolg gekrönt«, schreibt der Verfasser der »Strategie«, General v. Blume, in einem Aufsatz über »Feldherrntum« (»Militärisches Wochenblatt« 1909) und fährt dort fort: »Sie durchkreuzt die Absicht des Gegners und lähmt seine Entschlußkraft. Der Feldherr dagegen, der ... sich voreilig von dem eingeschlagenen Wege ablenken läßt, wird sein Ziel selten erreichen.«

Ludendorff hat bewiesen, daß Blume recht hat. Der Beweis ist leider auf Kosten des deutschen Volkes erbracht worden. Unbeirrtes Durchführen des Entschlusses predigt Napoleon, verlangt der alte Moltke. Ludendorff handelte wider dieses Gebot, die Folge war der Fehllauf der deutschen Operationen 1918 mit ihrem furchtbaren Ende.

Ja, wenn wirklich Fochs Reserven zerschlagen gewesen wären und — vor allen Dingen — die Amerikaner nicht dagewesen wären, dann könnte man Noyon-Montdidier und Reims noch verstehen! Wie aber stand das Kräfteverhältnis, als Ludendorff bei Reims losschlug?

Kräfteverteilung 1918

	Deutsche im Westen			Deutsche in Rußland	Entente im Westen		Zahl der Amerikaner	
	Divisionen insgesamt	Davon in Reserve: Insgesamt	Davon ausgeruht	Divisionen	Divisionen insgesamt*	Zahl der Divisionen in Reserve	Divisionen	Gesamtkopfzahl
Ende Jan.	174	— —	—	57	?	— —	—	—
- Febr.	185	— —	—	49	?	— —	—	—
- März	197	24. März 84	84	39	?	— —	5	300000
- April	202	9. April 41	32	34	?	— —	—	—
- Mai	208	27. Mai 81	53	32	?	— —	16	954000
- Juni	208	—	—	32	?	— —	—	—
- Juli	206	15. Juli 81	65	32 noch!	192	1. Juli 65	—	—
		18. Juli 65	34 (!)		194	15. Juli 70		
- Aug.	199	8. Aug. 68	28 (!)	32 -	?	— —	23	—
- Sept.	186	12. Sept. 68	14 (!!)	30 -	?	— —	25	—
- Okt.	186	1. Okt. 31	14 (!!)	26 immer noch!	205	15. Okt. 88	30	1954000
1. Novbr.	—	1. Nov. 31	5 (!!)	19 -	?	— —	—	—
11. Novbr.	—	11. Nov. 17	2 (!!!)	—	205	11. Nov. 103	43	2008931

* Einschließlich Amerikaner. Englische und amerikanische Divisionen waren zahlenmäßig viel stärker als die deutschen Divisionen.

Bemerkungen: Das Kräfteverhältnis ist bis zur Schlacht bei Reims für Deutschland durchaus gut. Hätte man die Divisionen vom russischen Kriegsschauplatz

in Frankreich zur Stelle gehabt, wäre das Kräfteverhältnis sogar glänzend gewesen. Umschlag tritt sofort mit der Schlacht bei Reims ein. Die deutschen Reserven schmelzen von diesem Zeitpunkt ab rapid zusammen, während die Ententereserven fast in gleichem Maße — trotzdem die Entente angreift — wachsen. Am 11. November stehen 17 Divisionen bei den Deutschen in Reserve, davon waren 2 ausgeruht, 10 werden in einer Denkschrift Fochs als »total abgekämpft« erklärt. Zum gleichen Zeitpunkt hat die Entente 103 Divisionen in Reserve, die fast völlig ausgeruht sind. Von den 2 Millionen Amerikanern, die im November auf französischem Boden stehen, sind rund 1 100 000 Mann fertig ausgebildet und in Divisionsverbände eingesetzt. Von den 43 Divisionen haben 36 im Gefecht gestanden. Die Amerikaner auf französischem Boden sind allein so stark wie die deutschen Armeen auf dem Westkriegsschauplatz!

VI

Der verbrecherische Irrsinn im Osten, im Anschluß an Brest-Litowsk getätigt, hatte zur Folge, daß auf dem russischen Kriegsschauplatz im Juli 1918 noch sage und schreibe 32 Divisionen standen! Für den Entscheidungskampf im Westen »nicht verwendbar«, sagt Ludendorff. Richtig. Aber als Stellungsdivisionen immerhin ausreichend. Dafür hätte man 32 Westdivisionen aus den Stellungen lösen und zur Heeresreserve abordnen können. Diese zählte am 15. Juli 81 Divisionen, drei Tage später — nach dem Fehlschlag von Reims — ist sie nur noch 65 Divisionen stark, und das in dem Augenblick, als Foch zum entscheidenden Stoß bei Villers-Cotterets ansetzt. Jetzt die 32 Ostdivisionen in Frankreich, wie anders wäre unsere Lage gewesen!

Statt großer Auseinandersetzungen sei auf vorstehende Tabelle über das Kräfteverhältnis hingewiesen. Leider ist sie nicht vollständig. Ludendorff selbst bringt in seinen »Erinnerungen« keine statistischen Unterlagen. Warum wohl nicht? Die hier gebrachten Zahlen stützen sich auf Fochs Denkschrift nach dem 11. November, Kuhl, »Generalstab im Weltkrieg« und »Tragödie Deutschlands«. Diese Tabelle ist von niederschmetternder Anklage für Ludendorff. Bei richtiger Führung mußte im Frühjahr 1918 ein Erfolg erzielt werden, der im Sommer uns einen Vergleichsfrieden bringen konnte. Dank der »glorreichen Führung« Ludendorffs entwickelt sich im Sommer die Katastrophe.

VII

Reims war der Auftakt. In »Kritik des Weltkriegs« und in »Von der Marne zur Marne« ebenso wie in einem Aufsatz der »Vossischen Zeitung« vom 15. Juli 1921, Nr. 328 (von einem Offizier des Großen Hauptquartiers) ist vermerkt, wie die Unterführer der Angriffsarmee und der Stabschef des rechten Flügels der Angriffsgruppe Ludendorff rechtzeitig gewarnt haben. Ludendorff stellte sich taub. Was kommen mußte, geschah. Der Angriff brach zusammen. Es geschah auch das, was der Stabschef des rechten Flügels vorausgesehen hatte. Foch stieß uns mit starken Kräften aus den Wäldern von Villers-Cotterets in die Flanke. Die von allen Einsichtigen längst als unhaltbar erkannte Stellung im Marnebogen klappte zusammen.

Der Versuch, die Lage wiederherzustellen, kostete uns die Reserven. Die Heeresreserve sank von rund 80 auf rund 60 Divisionen. In dieser Reservemasse sank die Zahl der ausgeruhten Divisionen von 65 auf die Hälfte zurück! In Rußland, mit dem man im Frühjahr »Frieden« schloß, aber standen noch 32 Divisionen.

Wie anders drüben. Foch hat sofort die Lage erkannt, er reißt das Gesetz des Handelns, das Ludendorff so leichtsinnig preisgegeben hat, an sich. Foch

kann jetzt handeln! Er braucht keine Sorge mehr zu haben. Hinter ihm sind bereits 23 fertig gefechtsreife amerikanische Divisionen mit 700 000 Mann Gefechtstärke aufmarschiert. (Von den 2 Millionen Amerikaner, die im November in Frankreich stehen, sind bis zum Waffenstillstand überhaupt nur 864 000 Mann ins Gefecht gekommen!)

Foch kann nun ohne Sorge zum entscheidenden Stoß ansetzen. Wie es bei den Deutschen steht, zeigt ihm Villers-Cotterets, zeigen die in schlechtester Kleidung und Ausrüstung befindlichen Gefangenen, die zum Teil den Zustand der Unterernährung auf dem Gesicht stehen haben. Nicht Soldaten, sondern lebende Knochengerüste. Wie anders ist doch das Bild bei den Truppen Fochs. Gut gekleidet, trefflich ausgerüstet, vortrefflich verpflegt. Ja, Foch kann mit gutem Gewissen jetzt zum entscheidenden Hieb ausholen. Und das geschieht bereits am 8. August südlich Albert. In vierundzwanzig Stunden waren 7 deutsche Divisionen vernichtet, die Front auf 25 Kilometer zerrissen.

Ludendorff selbst sagt in seinen »Erinnerungen« im Hinblick auf den 8. August, der nur infolge seiner operativen Fehler möglich war: »Der Krieg war zu beenden,« das heißt: er sieht sich selbst als geschlagen an.

Hat Ludendorff dieser Erkenntnis entsprechend ab 8. August gehandelt? Nein! Hätte er es getan, wir hätten *den* Waffenstillstand, *den* Frieden nicht zu schlucken brauchen. Daß wir es mußten, ist Ludendorffs Schuld.

Durch viermonatige Offensive waren die deutschen Divisionen zerfetzt und ausgepumpt bis auf das Äußerste. Alle Kraft ab Chemin des Dames war nutzlos vertan, die Truppen in ihrem Vertrauen zur Führung irre geworden.

Instinktiv fühlen die Verbündeten, daß die Entente auf dem Westkriegsschauplatz sich zum Sieger aufschwingt. Österreich ist durch den Zusammenbruch seiner Junioffensive an der Piave schon reif gemacht. Im August eilt Kaiser Karl nach Spaa. Am 27. Oktober fällt die Piavefront, am 30. dringt die italienische Flotte in Fiume, am 3. November in Triest ein, der 4. November bringt den Waffenstillstand. Bulgarien, das schon im Frühjahr größerer Truppenmeutereien kaum Herr werden konnte, bricht am 15. September unter der Ententeoffensive zusammen, und bereits am 30. Oktober sind alle deutschen Truppen auf dem Balkan hinter die Donau nach Norden zurückgeworfen. Am 19. September ist die türkische Palästinafront dem Generalangriff der Entente erlegen. Alles Folgen von Reims-Villers-Cotterets und des 8. August. Nichts weiter. Folgen des Wechsels des strategischen Zieles durch Ludendorff.

Wäre Ludendorff ein Feldherrr, ein klarblickender Stratege gewesen, würde er Mitte August zum Handeln geschritten sein, um noch zu retten, was zu retten war. Es gab noch einen Weg, der verhinderte, daß aus der Niederlage die Katastrophe wurde. Ludendorff fand diesen Weg nicht.

Als Joffre 1914 an der belgisch-französischen Grenze in verzweifelte Lage geriet, riß er die englisch-französische Armee in einem Zuge hinter die Marne zurück. Der Lohn für diesen heroischen Entschluß war die erste Marneschlacht. Als Nikolai Nikolajewitsch 1915 in Galizien geschlagen wurde, entzog er in meisterhaft durchgeführten Rückzugsoperationen die russischen Heere der drohenden Vernichtung. Als 1917 im Frühjahr der englisch-französische Stoß zwischen Noyon und Arras drohte, riß Ludendorff rechtzeitig die Front auf die Siegfriedstellung zurück.

Derselbe Ludendorff aber, der 1917 einer drohenden Gefahr klug auszuweichen verstand, fand 1918 in der Gefahr nicht den Entschluß zum Handeln. Er fand nicht den einzigen noch möglichen Weg: das Zurückreißen der deutschen Armeen aus der Linie Nieuport-Amiens-Soissons-Reims-Verdun auf die Linie Antwerpen-Sedan-Verdun, wenn es sein mußte, auf die Maas überhaupt. Hinter der Maas aufmarschiert, konnten wir an den Waffenstillstandsverhandlungstisch treten, denn hinter der Maas waren die deutschen geschlagenen Armeen noch immer eine Macht, mit der auch die siegreiche Entente zu rechnen hatte und mit der sie gerechnet haben würde.

Daß Ludendorff den großen Entschluß zum Zurückreißen der deutschen Armeen nicht fand, daß er die Armeen vielmehr den ganzen September und Oktober hindurch in Nordostfrankreich und Westbelgien verbluten ließ, bis sie zur Schlacke geworden waren, das hat uns nach Compiègne geführt.

Nach einem Bericht des Marschalls Foch haben 60 Prozent der deutschen Divisionen während der Monate September und Oktober das Gefechtsfeld überhaupt nicht verlassen können, haben also ohne Unterbrechung zwei Monate hindurch im Gefecht gestanden! Der Rest hatte »20 bis 30 Tage unausgesetzt gekämpft«. Ludendorff fand den rettenden strategischen Entschluß nicht. Er klappte zusammen und forderte den Waffenstillstand, ohne ihn militärisch vorzubereiten. Damit hat er vor der Geschichte selbst sein Urteil gefällt. »Alles im Kriege ist unsicher, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selber trägt,« sagt der alte Moltke. Ludendorff hat zum Unglück des deutschen Volkes den Beweis im negativen Sinne geführt. Friedrich II. verlor bei Kolin die Nerven nicht, auch nicht bei Hochkirch und Kunersdorf. Ebensowenig Napoleon bei Aspern und nach Leipzig, Gneisenau bei Ligny. Große Feldherren waren nie größer als in den Stunden der höchsten Gefahr!

General v. Blume schreibt in seinem Aufsatz »Feldherrntum«:

»Wichtiger als für den Diplomaten ist es für den Feldherrn, daß er sich in seinem äußeren Verhalten zu beherrschen wisse. Am meisten in kritischen Zeiten, besonders in der Schlacht, selbst nach verlorener Schlacht.« Ich möchte da sagen: »Erst recht nach verlorener Schlacht.«

Ludendorff hat sich nicht als Mann des starken Gemüts gezeigt, den Clausewitz in seinem Werke »Vom Kriege«, I, 3, fordert. Clausewitz! Gar mancher Offizier hat ihn studiert. Gar mancher dieser Offiziere hat Ludendorff verhimmelt und auf das Volk geschimpft. Alle diese bitte ich, IV. Buch, 10. Kapitel in »Vom Kriege« zu lesen. Da ist, als ob es vorausgeahnt worden sei, geschildert, wie die Tatsache des Besiegtwerdens »das Gefühl, besiegt zu sein«, das im Befehlshaber die Herrschaft übernimmt, sich nach unten fortpflanzt, wie es das Mißtrauen gegen die Führung hervorruft, wie es letzten Endes zum Zusammenbruch führen muß.

Ludendorff war ein tüchtiger Generalstabsoffizier, ein guter Schlachtentaktiker, ein guter Armeeführer. Aber er war kein Stratege, kein Feldherr. Hier liegt der Urgrund des militärischen Zusammenbruchs, den das deutsche Volk heute bezahlen muß. Traurig aber ist es, wenn der geschlagene General dafür, daß er versagte, sein Volk beschimpft, das bis zum letzten Hauch sich opferte.

VIII

Wir Deutsche leiden am Dogma. Das zeigte auch unser Generalstab vor dem Kriege. Wir waren auf Grund der Schlieffenschen Lehre unbedingte Anhänger der Umfassung geworden. Die Durchbruchsschlacht wurde nicht studiert. Im Donner der Geschütze lernten wir Durchbruchsschlachten schlagen. Ein tiefes Durchdringen des Problems wurde daher unmöglich. Auch ein Grund, weshalb die große Offensive 1818 schließlich fehllief. Die Fragestellung »Durchbruch oder Umfassung« war schon falsch. Die Antwort »Umfassung« einseitig.

Ein anderes: Als der Krieg begann, kannten wir nur den Angriff. Das Studieren der Verteidigung und die Rückzugsstrategie hatten in unserer Militärliteratur keinen Platz. Auf den Schlachtfeldern lernten wir erst diese Dinge schätzen. Ach, da war es dann zu spät, die Probleme tief zu erfassen. Auch das erklärt manchen Fehlschlag des Krieges.

Hat das deutsche Offizierkorps die Folgerung daraus gezogen? Ich sage: nein! Es wird Zeit, daß dies geschieht. Das kleine Reichsheer hat nur Wert, wenn es das erstklassigste Militärinstrument der Welt ist. Sonst ist jeder Pfennig schade, der für das Reichsheer aufgewendet wird.

Die Planwirtschaft und ihre Kritik

Von **Rudolf Wissell** und Dr. **Alfred Striemer**

Wir haben gemeinsam die Schrift »Ohne Planwirtschaft kein Aufbau«[1] der öffentlichen Kritik übergeben und möchten uns mit deren Kritikern, hoffentlich zum Besten des Sozialismus, auseinandersetzen.

In der Neuen Zeit (Nr. 22 und 23) hat Genosse Dr. Landauer eine Untersuchung veröffentlicht, in der er zu folgenden Feststellungen kam:

In Deutschland sind drei große planwirtschaftliche Organisationen entstanden: Reichskohlenrat, Reichskalirat, Eisenwirtschaftsbund. Von ihnen sagt der Verfasser, daß sich eine »weitgehende Wirkungslosigkeit der Selbstverwaltungskörper gezeigt habe«. Bezüglich des Kohlenrats weist er auf Äußerungen von Arbeiter- und Angestelltenführern hin, die erklärt haben, daß ihnen bezüglich der Preisbewilligungen »das Hemd näher sei als der Rock«. Auch im Reichskalirat habe sich »die geschlossene Front der Interessenten (mit Einschluß der Arbeiter) gegen ihnen unbequeme Maßnahmen des Staates gezeigt«. Ferner sagt der Verfasser: »Deshalb sind die Selbstverwaltungskörper in ihrer heutigen Form geradezu ein Mittel zur Unterhöhlung des Staatswillens.«

In der Kritik weist nun Genosse Landauer auf Ausführungen Heinrich Ströbels hin, der in seinem Buche »Die Sozialisierung« sagt: »Würde die Gefahr, daß die Arbeiter sich Sondervorteile zu verschaffen suchen, nicht gerade durch die Verallgemeinerung der Selbstverwaltungskörper beseitigt werden? Denn sämtliche Unternehmer und Arbeiter der Gemeinwirtschaft können sich doch unmöglich gegenseitig übervorteilen.« Genosse Landauer sucht diesen Einwand in seinem Artikel zu widerlegen.

Die von Landauer hervorgehobenen Mängel, vor allem die Tatsache, daß die Arbeiterschaft ihren Egoismus auswirken läßt, besteht unbestreitbar

[1] Stuttgart, Verlag Ernst Heinrich Moritz. Preis 5 Mark.

in den bisher gebildeten Selbstverwaltungskörpern. Aber, Genosse Landauer, sie bestehen ebenfalls, und zwar in noch schärferer Form, in staatlichen Zwangsorganisationen und in rein gemeinwirtschaftlichen Betrieben mit der Richtung gegen den Staat, gegen die Gemeinden. Als während des Krieges die staatliche Zwangsorganisation für die Schuhindustrie die kleineren und mittleren Betriebe stillegen wollte, um in den Großbetrieben am rationellsten, billigsten und schnellsten zu fabrizieren, da hat die Arbeiterschaft gegen diese staatliche Maßnahme schärfsten Einspruch erhoben.

Ströbel hat durchaus recht. Wenn Organisation gegen Organisation steht, ergeben sich ganz andere Wirkungen, als wenn Organisationen unorganisierten oder schwächer organisierten Verbrauchern gegenüberstehen.

Der deutsche Maschinenbau ist zum Beispiel ein bedeutender Eisen- und Stahlverbraucher, seine Organisation, der Verein deutscher Maschinenbauanstalten, hat sich der Schwerindustrie gegenüber bei der Preispolitik derselben energisch Geltung zu verschaffen versucht. Wäre die Fertigindustrie in ihren Fachverbänden planwirtschaftlich organisiert, so könnte sie wohl ein Gegengewicht gegen monopolistische Tendenzen der Erzeugerorganisationen bieten.

Aber Genosse Landauer übersieht einen noch viel wichtigeren Punkt. Die Entstehung einer allgemeinen planwirtschaftlichen Organisation unserer Wirtschaft führt von selbst zu einer Vertragswirtschaft. Man wird von Fachkörper zu Fachkörper die Lieferungen auf Verträge stellen, Verträge, die elastisch genug sind, sich den natürlichen Schwankungen der Produktionsverhältnisse anzupassen. Wenn sie sich einigen müssen, werden sie sich auch einigen, und wenn Verständigungen über Preise und Lieferbedingungen zwischen den Parteien wirklich nicht erzielbar sind, dann müßte der Wirtschaftsminister das Schiedsgerichtsverfahren einleiten.

Die Vertragswirtschaft hat sich längst in unserem Wirtschaftsleben ihren Platz gesichert. In den verschiedensten Fachgebieten, sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie, werden zwischen Produzenten und Verbrauchern Lieferungsverträge abgeschlossen, die zwei Aufgaben erfüllen: erstens die Lieferungen für den Abnehmer sicherzustellen, zweitens die Preise zu sichern, und zwar so, daß sie keinen spekulativen Charakter annehmen, sondern sich den Veränderungen der Marktlage anpassen. Drittens wird teilweise noch vereinbart, daß die Produzenten andere Abnehmer als die Vertragskontrahenten nicht beliefern dürfen, so daß einer Vermehrung der Konkurrenz entgegengewirkt wird. Diese Vertragswirtschaft soll und kann getragen sein von dem Geiste, jeden der Kontrahenten zu seinem Rechte kommen zu lassen, das heißt Übervorteilungen durch Anwendung von Machtmitteln auszuschließen und jedem einen angemessenen Verdienst zu lassen. Nicht um Einzelverträge handelt es sich, die ja täglich millionenfach geschlossen werden, sondern um Kollektivverträge zwischen Erzeugern und Abnehmern ganzer Fachgebiete, in denen breite Gruppen organisiert und zu vertragsfähigen Vereinigungen zusammengeschlossen sind.

So wird es eine der wichtigsten Aufgaben sein, die landwirtschaftliche Produktion durch Erzeugerverbände planmäßig zu höchster Produktivität zu bringen und sie Großhandelsorganisationen auf Grund von Wirtschaftsverträgen zuzuführen, die die Aufgabe haben, den Kleinhandel zu be-

liefern. Ein organisierter Großhandel vermag ohne weiteres die Verkaufspreise täglich zu publizieren und damit der Ausbeutung der Verbraucher entgegenzuwirken.

Die Befürchtung, daß der Staat seinen Einfluß auf die Wirtschaft verliert, ist hinfällig, wenn diese Lieferungsverträge unter Kontrolle staatlicher Organisationen geschlossen werden müssen, soweit es sich um Erzeugnisse des täglichen Bedarfs vor allem handelt. Entscheidend ist natürlich, daß die Großhandelsorganisationen gemeinwirtschaftlichen Charakter erhalten und solche Gewähr bieten, daß sie als ihre erste Pflicht ansehen, die Interessen der letzten Verbraucher wahrzunehmen.

Landauer sagt weiter: »Wenn die sozialistischen Kritiker mit ihrer Behauptung, die Planwirtschaft stärke hauptsächlich die Machtstellung der Unternehmer, recht haben, dann müßte sich das doch darin zeigen, daß die Unternehmer selbst die Durchführung der Planwirtschaft fordern. Das ist aber nicht der Fall, sie sind Gegner derselben.« Die gleiche Spaltung, die bei uns besteht, ist auch bei den Unternehmern vorhanden; ein Teil ist verbandsfreundlich, sogar Anhänger von Zwangsverbänden, ein Teil will frei sein, aller Verbandsfesseln ledig werden. Und doch wird gegenwärtig täglich fortschreitend Planwirtschaft, beschränkt auf den Kreis der Unternehmer, erfolgreich betrieben.

Genosse Landauer sieht durchaus richtig, daß die heutige Wirtschaft für den Unternehmer infolge des schwankenden Geldwerts Spekulationswirtschaft geworden ist und der nicht gebundene Unternehmer, der glücklich spekuliert, mehr verdienen kann als das Kartell- oder Syndikatsmitglied. Er sagt: »Es kann und wird wieder anders kommen, die Organisation wird für die Unternehmer dringendstes Bedürfnis werden, und es wird sich zeigen, daß der Staat unter die Herrschaft der Produktionsmittelbesitzer gelangen wird.« Auf diese Gefahr will Landauer besonders hinweisen. Deshalb fordert er, wie Artur Saternus im »Vorwärts« und in der Provinzpresse, daß der Staat mit Hilfe von Staatsaktiengesellschaften sich zum Besitzer von Produktionsmitteln macht, um der Vorherrschaft der Kartelldirektoren zu entgehen.

Ist die Schlußfolgerung Landauers richtig? Nein. Nach unserer Auffassung müßte er entgegengesetzt folgern und sagen: Weil die Gefahr besteht, daß, wenn die Not eintritt, die Unternehmer allein sich noch fester zu Kartellen, Syndikaten und Trusts zusammenschließen werden, muß die Arbeitnehmerschaft mit all ihrer Kraft dafür eintreten, daß sobald als möglich alle Fachverbandsorganisationen zu gemeinwirtschaftlichen Organisationen nach unseren Vorschlägen umgewandelt werden.

Im übrigen ist die Forderung, daß der Staat sich in den Besitz von Produktionsmitteln setzen solle, längst von den Planwirtschaftern erhoben worden. Auch der Weg, wie es geschehen kann, ist gezeigt worden. In der Denkschrift des Wirtschaftsministeriums vom 7. Mai 1919 ist verlangt worden, daß das damals schon ausgearbeitete Erbschaftssteuergesetz und das damals in Vorbereitung begriffene Gesetz über die Erhebung eines Notopfers dazu benutzt werden, das Reich in den Besitz eines großen Teiles der deutschen Produktionsmittel und sonstigen produktiven Kapitals zu bringen. Das sollte dadurch geschehen, daß man dem Reich die Befugnis gebe, die in der Steuerdeklaration aufgeführten Vermögensobjekte zu den von dem Steuerpflich-

tigen angegebenen Werten, die von dem Steuerpflichtigen verschwiegenen Objekte ohne jede Entschädigung selbst zu übernehmen. Eine solche Befugnis würde zunächst einen günstigen Einfluß auf die Wahrheit der Steuerdeklaration und insbesondere der Wertangabe ausüben. Sie würde weiter das Reich in die Lage setzen, einen Teil des Steuersollaufkommens auf die Beschaffung von Aktien oder sonstigen Anteilen bestimmter industrieller Großunternehmungen zu verwenden, indem es sich aus den verschiedenen Steuerdeklarationen diejenigen heraussucht, bei denen die Wertangaben am geringsten bemessen sind. Auf diesem Wege würde man einen großen Teil der Anteile an dem Kapital industrieller Unternehmungen in die Hand des Reiches nehmen und damit den gleichen Erfolg wie mit einer Enteignung erreichen können, ohne die bisherige Betriebsführung der Unternehmungen antasten zu müssen und ohne zum Beispiel genötigt zu sein, die Direktoren, Ingenieure, Werkmeister usw. zu Reichsbeamten zu machen.

Horten hat ja insbesondere die Forderung vertreten, daß der Staat durch Eigenbetriebe in Form von Sozialgesellschaften in Konkurrenz gegen die Unternehmer die Preiskontrolle ausüben solle. Der Gedanke ist gut, aber wirkungslos, denn die Unternehmer haben die Konkurrenz von Sozialbetrieben gar nicht zu befürchten. Nach den bisherigen Erfahrungen sinkt das Ergebnis der Arbeit in den Sozialbetrieben, Staats- und Gemeindebetrieben entgegen allen theoretischen Erwartungen von sozialistischer Seite aus einer Reihe von Ursachen, deren Darstellung einen besonderen Artikel erfordern würde. Die Tatsache an sich aber besteht.

Aber dieser Hortensche Plan, den auch Saternus aufgenommen hat, vermag nicht das Ziel zu erreichen, daß die Gesamtwirtschaft schnellstens rationalisiert werden kann durch planmäßige Arbeit im Fachgebiet und planmäßige Zusammenarbeit aller Fachgebiete in einer Vertragswirtschaft nach einem Gesamtplan.

Das ist aber das wesentliche Moment unserer Planwirtschaft, daß ihre Durchführung nicht von einer Bureaukratie abhängig wird, die heute infolge politischer Zersplitterung wenig leistungsfähig ist, sondern daß alle Arbeitnehmergruppen, alle Gewerkschaften, alle Arbeitsgemeinschaften, das ganze Volk, jedermann an seinem Platze mit aufbauen kann. Wir brauchen freilich nicht nur ein Gesetz, das die Bildung von gemeinwirtschaftlichen Fachkörperschaften nach den Vorschlägen in unserer Schrift »Ohne Planwirtschaft kein Aufbau« vorschreibt, sondern auch den Willen zur Gemeinschaftsarbeit im ganzen Volke. Wir glauben an diesen Willen. Wer ihn verneint, resiginert die Hände in den Schoß legt oder aus Angst vor angeblicher Unternehmermacht vor Entsetzen über dem Kopfe zusammenschlägt, kommt nie aus dem Elend unserer Zeit heraus. Aber indirekt fördert er die Stärkung der Unternehmermacht. Mit noch so schönen theoretischen Abhandlungen über die Sozialisierung haben wir bislang nicht die Zusammenballung der Wirtschaft verhindern können, die sich lediglich nach dem Profitinteresse der Unternehmerschaft im gigantischen Ausmaß vollzog, und werden sie auch in Zukunft nicht hindern. Wir müssen uns ernstlich einmal entschließen, einen Schritt zu tun. Wenn wir ihn tun wollen, dürfte für ihn eine Mehrheit zu finden sein, da auch die christlichen und demokratischen Arbeitnehmerorganisationen wahrscheinlich diesen Schritt mit uns gemeinsam machen würden.

Arbeiterschaft und Juristennachwuchs

Von Dr. Theodor Cassau

Die politischen Mängel in der Heranbildung des Nachwuchses unserer Richter und Verwaltungsbeamten liegen so klar zutage, daß sie an dieser Stelle nicht geschildert, sondern nur knapp formuliert zu werden brauchen.

1. Die Kosten des Studiums beschränken den Kreis der Anwärter auf bestimmte Vermögensschichten.

2. Auslese und Bildungsgang sollten im Obrigkeitsstaat nicht nur gute Verwaltungsbeamte, sondern auch politisch zuverlässige Stützen der herrschenden Klassen schaffen. Unsere heutige Beamtenschaft ist aber das Ergebnis dieser Ausbildung. In der Revolution hat sich nur ein kleiner Teil geistig umgestellt, ein großer Teil steht vielmehr unter dem Einfluß der nationalen Welle. Da Auslese und Vorbildung des Nachwuchses (Referendare) in der Hand dieses Teiles liegt, sind die Aussichten, ganz abgesehen von dem Geist auf den Universitäten, recht trübe.

Zur Änderung des für einen demokratischen Staat unleidlichen heutigen Verhältnisses zwischen der Beamtenschaft und den Massen der arbeitenden Bevölkerung sind folgende Maßnahmen möglich:

1. In die Lokalverwaltung (Landrat, Magistrat) können aus der Arbeiterschaft hervorgegangene Gewerkschaftsbeamte, Parteisekretäre usw. aufgenommen werden. Die Zahl der hierfür zur Verfügung stehenden Personen ist nicht allzu groß, so daß ihr gegenwärtiger Einfluß auf die Gesamtheit der Beamtenschaft sehr gering ist trotz anerkennenswerter Bemühungen, hier Wandel zu schaffen.

2. Die sozialpolitischen Referate in Zentral- und Bezirksbehörden können gleichfalls systematisch mit den hierfür gut vorgebildeten Gewerkschaftsbeamten besetzt werden. In dieser Beziehung ist etwas geschehen; im ganzen sind wir aber wohl darin noch kaum so weit wie England vor fünfzehn Jahren, insbesondere fehlt das neue Element völlig in den Provinz- und Bezirksbehörden.

3. Durch Freigabe des Assessorexamens kann juristischen Autodidakten der Weg geöffnet werden. Die Zahl der Anwärter ist jedoch ziemlich klein, zudem dürfte die Zusammensetzung der Prüfungsausschüsse bei dem geschlossenen Widerstand mancherlei Schwierigkeiten bringen.

4. Man kann das juristische Element in der Verwaltung erheblich zurückdrängen und insbesondere für die wirtschaftspolitische Tätigkeit Outsider hereinnehmen, die den Aufgaben obendrein besser gewachsen sind. Diese Bewegung ist seit einem bis anderthalb Jahren zum Stillstand gekommen und hat überdies die Provinzial- und Bezirksinstanzen völlig unberührt gelassen.

5. In der Rechtspflege bietet die Einfügung des Laienelements gewisse, aber nicht ausreichende Ausgleichsmöglichkeiten gegenüber der einseitigen personellen Zusammensetzung des Richterstandes.

Wir sehen also, daß bei Anwendung aller Maßnahmen, die möglich sind, um die Verwaltungsbeamtenschaft und die breiten Massen des Volkes in ein näheres Verhältnis zueinander zu bringen, die juristische Ausbildung ein Monopol bestimmter Volksschichten bleibt. Alle Gegenmittel dagegen (Stipendien usw.) verfehlen insofern ihren Zweck, als die wenigen Söhne von Arbeitern, Unterbeamten usw., die mit ihrer Hilfe steigen, meist ihrer Klasse entfremdet werden. Es besteht demnach das Bedürfnis nach einem neuen Typ juristischer Vorbildung und Ausbildung, der nicht diese Klassenentfremdung bringt, vielmehr die Studentenschaft und die Beamtenschaft dadurch geistig ändert, daß er sie in gemeinsame Arbeit mit Angehörigen der Arbeiterschaft stellt.

Wer unsere jüngere Arbeiterschaft beobachtet, konstatiert immer wieder mit Bedauern, wie unendlich viel Zeit und Kraft mit unzweckmäßigen Versuchen der Weiterbildung, insbesondere mit Sprachstudien, vergeudet wird, während bei plan-

mäßiger Vorbereitung diese jungen Leute sich mit demselben Arbeitsaufwand eine anständige Bildung erwerben könnten. Würde man derartig vorgebildeten jungen Arbeitern und Angestellten die Universität öffnen, so scheint mir die Möglichkeit eines geregelten Studiums ein genügender Anreiz dafür zu sein, daß eine erhebliche Zahl ehemaliger Volksschüler neben dem Beruf sich die zum Studium ausreichende Vorbildung erwerben würde. Diese Gymnasialkurse — wie ich sie kurz nennen möchte — dürfen

1. kein Abklatsch des Gymnasiums oder der Oberrealschule nach dem Muster der Examenvorbildung sein. Wer diese kennt, weiß, in welchem Maße sie für reinen Gedächtnisballast ohne jeden Bildungswert Nerven und Arbeitskraft vergeudet.

2. Sie müssen eine für das Studium ausreichende Vorbildung geben. Ihre Absolventen dürfen nicht als Studenten mit minderwertiger Vorbildung in den Übungen aus dem Rahmen fallen. Das Lehrziel müßte in vier bis fünf Jahren zu erreichen sein.

Die neuere Entwicklung hat uns den Werkstudenten gebracht. Ein erheblicher Teil der Studenten verdient sich mit irgendeiner Bureautätigkeit seinen Unterhalt. Ich denke mir neben diesen Werkstudenten auf der Basis der oben skizzierten Vorbildung einen neuen Werkstudenten, der bis zum Abschluß des Studiums in seinem Handwerkerberuf tätig ist. Da ein Arbeiter in der Zeit seiner höchsten Leistungsfähigkeit auch das höchste Einkommen hat, besteht für unverheiratete jüngere Leute die Möglichkeit, zeitweilig auszusetzen und von Ersparnissen zu leben. Mancher der Autodidakten in der Arbeiterbewegung verdankt sein Wissen der Übung, von Zeit zu Zeit ein paar Wochen auszuspannen und auf den Bibliotheken zu arbeiten. Dieser neue Typ Werkstudenten wäre nicht ausschließlich auf Feierstundenarbeit angewiesen, sondern hätte die Möglichkeit, eine Reihe von Monaten im Jahre vollständig seiner Ausbildung zu leben.

Durch einen derartigen Einschlag würde unsere Studentenschaft, die heute besonders stark unter dem Einfluß der nationalen Welle steht, in ein anderes Verhältnis zur Arbeiterschaft kommen. Wichtiger ist die Bedeutung für den Beamtenkörper. Menschen, die bis zum Abschluß ihres Studiums mehr oder minder stark in ihrem erlernten Beruf tätig sind, haben als Richter oder Verwaltungsbeamter ganz andere Kenntnisse der Psychologie der Arbeit, der Werkstatt und der Arbeiterbewegung, als durch irgendwelchen Amateuraufenthalt in einer Fabrik zu erwerben ist. Das muß, sobald dieser neue Nachwuchs erst in nennenswerter Zahl vorhanden ist, auf die gesamte Beamtenschaft einen Einfluß ausüben.

Diese Laufbahn wäre natürlich nur für befähigte und kräftige Naturen möglich. Doch eine derartige Auslese wäre ja durchaus wünschenswert. Während der Ausbildung würden zweifelsohne manche abspringen. Diese hätten jedoch eine gute Schulbildung und eine große Anzahl Anregungen empfangen, die sie in der Arbeiterbewegung zu einem schätzenswerten Sauerteig machen würden.

In den technischen und volkswirtschaftlichen Berufen bestehen heute reichliche Aufstiegsmöglichkeiten für Arbeiter. Hier ist der neue Bildungsgang, der oben gekennzeichnet ist, als Fortschritt zu begrüßen, aber nicht so dringend nötig wie für den Verwaltungsbeamten. Bei dieser Laufbahn besteht ein Bildungsmonopol bestimmter sozialer Schichten, das mit Einheitsschule und schulreformerischen Maßnahmen bei Deutschlands wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen für absehbare Zeit nicht zu durchbrechen ist. Hier müssen deshalb neue Wege begangen werden. Ob diese Vorbildung von Handarbeit und Studium den Weg zeigt, muß die Durcharbeitung der Idee durch Fachmänner ergeben. Dringend zu wünschen ist:

1. Studium von Arbeitersöhnen, die nicht ihrer Klasse entfremdet werden.

2. Durchdringen der Universität und Beamtenschaft mit Elementen, die zur Handarbeit in einem unmittelbaren Verhältnis stehen.

Die nationale Welle und die Einkommensentwicklung haben die intellektuellen Schichten vielfach antisozial beeinflußt. Dadurch ist das Verhältnis zwischen Be-

amtenschaft und Richtern einerseits und Arbeiterschaft andererseits erheblich schlechter als vor dem Kriege. Der demokratische Staat wird durch derartige Gegensätze zwischen maßgebenden Wählermassen und den mit der Durchführuag des Gesamtwillens beauftragten Beamten in seinem Bestand gefährdet. Es ist daher eine Lebensfrage für ihn, diese Gegensätze zu überbrücken und eine Beamtenschaft zu bilden, die zur Masse der handarbeitenden Schichten in einem verständnisvollen inneren Verhältnis steht.

Literarische Rundschau

Dr. Kurt Blaum, **Die Jugendwohlfahrt.** Leipzig 1921, Verlag von Julius Klinkhardt. Preis gebunden 45 Mark.

Wenn ein namhafter warmherziger Wohlfahrtspfleger, der seine schöpferische Kraft bewiesen hat, sich der Aufgabe unterzieht, eine grundlegende Darstellung eines wichtigen Arbeitsgebiets zu schaffen, so kann man von vornherein gewiß sein, daß einerseits ein Bedürfnis für solche Darstellung vorliegt, andererseits die gestellte Aufgabe mit Umsicht gelöst wird. Beides trifft für das vorliegende Buch zu. Blaum selbst skizziert in seinem Vorwort die Ziele, die er sich gesteckt hat. Er bestimmt sein Buch sowohl für fachliche und behördliche Arbeiter auf dem Gebiet der Jugendfürsorge und Jugendpflege wie für ehrenamtliche Mitarbeiter in verschiedenen Organisationen und für Vertreter der freien Liebestätigkeit. Blaum ist in der Straßburger Stadtverwaltung und im württembergischen Ministerium als Schöpfer des württembergischen Jugendfürsorgegesetzes tätig gewesen. Seine Mitarbeiter an dem Buche sind südwestdeutsche Sozialpolitiker. Dadurch ist eine gewisse Einheitlichkeit der Betrachtungsweise gewährleistet. Andererseits läßt sich bei einzelnen Fragen nicht verkennen, daß der norddeutsche Leser diese auf Grund eigener Erfahrung in anderem Lichte sehen wird.

Die Fülle des Stoffes verbietet, auf Einzelheiten genauer einzugehen. Das Buch ist in eine Reihe von Einzelabhandlungen gegliedert, welche die verschiedenen Fragen der Jugendfürsorge und Jugendpflege in organisatorischer, rechtlicher, gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlich erzieherischer Hinsicht behandeln. Mir erscheint insbesondere die Übersicht über die Rechtsbestimmungen, Recht des Kindes und Recht der Fürsorge für die Minderjährigen als ausgezeichnet und einem dringenden Bedürfnis entsprechend. Jeder Sozialarbeiter wird dankbar sein, wenn er sich nicht jede Einzelheit immer wieder aus unseren gerade auf diesem Gebiet so zersplitterten Sozialgesetzen zusammensuchen muß. Auch die Darstellung des organisatorischen Aufbaus ist geeignet, manche Anregung zu geben.

Bei den gesundheitlichen Fragen scheint mir erfreulich, daß insbesondere Professor Dr. Würtz (Stuttgart) seine Aufgabe der Darstellung von Mutterschutz und Säuglingsfürsorge weit faßt und zum Beispiel das Hebammenwesen und die Behandlung der Geschlechtskranken mit einbezieht. Einen späteren Abschnitt, die Fragen der wirtschaftlichen Fürsorge betreffend, hätte ich, besonders wo es sich um die Fürsorge für die dem Kindesalter entwachsenden Jugendlichen handelt, ausführlicher gewünscht, doch fehlt es auch hier nicht an wertvollen Anregungen. In bezug auf Berufsberatung ist die Ausarbeitung sachlich und gründlich, doch scheint daraus eine gewisse Stagnation auf dem Gebiet des Berufsberatungswesens hervorzugehen, die bedauerlich ist. Man kann auch sonst beobachten, daß stellenweise etwas Unlebendiges in diesen wichtigen Arbeitszweig hineingekommen ist, das gerade hier verhängnisvoll wirken muß.

Wertvoll ist auch der Abschnitt über die gefährdete und verwahrloste Jugend von Stadtpfarrer Wüterich. Er enthält manche psychologisch feine Bemerkung. Verfehlt ist sein Festhalten an den alten Strafbestimmungen bezüglich der gewerbsmäßigen Prostitution. In dem Abschnitt über Jugendpflege und Jugendbewegung ist der erste

Teil besser geglückt als der zweite. Dem inneren Wesen der Jugendbewegung scheint sich Herr Pfarrer Wüterich doch zu verschließen, insbesondere dem der proletarischen Jugendbewegung.

Kann man auch nicht mit allen Einzelheiten einverstanden sein, so soll damit der Gesamteinschätzung des Buches kein Abbruch getan werden. Ihm ist unbedingt weiteste Verbreitung zu wünschen. Bei einer Neuauflage wäre darauf zu achten, daß Wiederholungen in Fortfall kommen, die sich heute bei Behandlung verwandter Gegenstände in den verschiedenen Abschnitten finden. Insbesondere bei den Abschnitten »Jugendbildungswesen« von Schulrat Samuleit und den Ausführungen von Wüterich fallen solche Wiederholungen auf. Sie ermüden unnütz.

Henni Lehmann

Gg. Engelbert Graf, **Von Moses bis Darwin.** Zur Geschichte des Entwicklungsgedankens. Berlin 1921, Verlagsgenossenschaft Freiheit. 32 Seiten. Preis 3 Mark.

Das Heftchen ist in einer Sammlung sozialistischer Jugendschriften erschienen. Eine skizzenhafte Darstellung des naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedankens. Der Jugend soll gezeigt werden, daß das Werden der Entwicklungstheorie bis zu ihrer jetzigen Höhe, der Abstammungslehre, allmählich im Laufe vieler Jahrhunderte vor sich gegangen ist. Von Stufe zu Stufe, etappenweise reihen sich die Bilder aneinander. Um zu der heutigen von Darwin und Ernst Häckel zur wissenschaftlichen Bedeutung erhobenen Abstammungstheorie zu gelangen, war Cuviers Katastrophentheorie ebenso nötig wie die Kant-Laplacesche Nebularhypothese, ja »auch der Schöpfungsgedanke durfte nicht fehlen im geistigen Entwicklungsgang der Menschheit. Er war so lange berechtigt, als die wirtschaftlich-kulturellen Verhältnisse im Wesen die gleichen blieben wie zur Zeit, als er entstand«.

Jugendschriften müssen klar und allgemeinverständlich geschrieben sein. Unklare Wortprägungen erschweren das Lesen ebenso wie langatmige Satzbildungen. Graf hat es durchweg verstanden, die verwickeltsten naturwissenschaftlichen Probleme in klarer Schreibweise darzulegen. E. W. Neumann

---

Max Westphal, **Was wir wollen.** Die wirtschaftlichen und kulturpolitischen Ziele der Arbeiterjugendbewegung. Berlin, Verlag des Hauptverbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands. 23 Seiten. Preis 3 Mark.

Karl Voigt, **Der Arbeiterjugendverein.** Ein Leitfaden für Helfer. Ebenda. 39 Seiten. Preis 4 Mark.

Die Rührigkeit, mit der der Verlag des Hauptverbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands Schrift um Schrift herausbringt, verdient Anerkennung. Diese Frische muß letzten Endes der ganzen Bewegung fruchttragend zugute kommen. Die Westphalsche Broschüre gibt ausführlich sein Referat, das er auf der Bielefelder Reichskonferenz gehalten hat. Es gibt gute Einblicke in die Entwicklung der Jugendbewegung, befaßt sich mit ihren nötigsten Aufgaben und ist bestrebt, das Verständnis für die Zusammenhänge der verschiedenen Strömungen innerhalb der deutschen Jugendbewegung wertvolle Aufschlüsse zu geben.

Die Voigtsche Schrift gibt allerlei Ratschläge für die Praxis. Schon die Überschriften der einzelnen Kapitel (Wie man Vereine »gründet«, Aufbau der Organisation, Vom inneren Leben der Vereine, Die amtliche Jugendpflege usw.) erweisen das. So trocken der behandelte Stoff auch im allgemeinen ist, der Verfasser hat es mit anerkennenswertem Geschick verstanden, ihn für jugendliche Leser in die nötige Form umzugießen. Für die Kleinarbeit innerhalb der Jugendvereine wird die Voigtsche Broschüre sicherlich manches Verdienstvolle leisten. In

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 14. April 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

John Maynard Keynes über die Rechtsgültigkeit der Besetzung deutscher Gebiete östlich vom Rhein

J. M. Keynes hat kürzlich seinem weltbekannten Buche »Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags« eine Fortsetzung und Ergänzung unter dem Titel »Revision des Friedensvertrags« folgen lassen, die demnächst im Verlag von Duncker & Humblot in einer autorisierten Übersetzung erscheint.[1] Seit dem Erscheinen der erstgenannten Schrift über »Die Folgen des Friedensvertrags« im Dezember 1919 hat sich so vieles auf dem Weltwirtschaftsmarkt verändert, daß eine völlige Umarbeitung dieses Werkes sich als durchaus nötig erwies oder — wenn aus historischen Gründen eine solche Revision nicht angebracht erschien — zum mindesten eine Ergänzung in Anhängen erfolgen mußte. Keynes hat es vorgezogen, ein neues Buch zu schreiben, in welchem er eine Reihe früher nur gestreifter Fragen wieder aufnimmt und für einen gründlichen Überblick über das jetzige Stadium des Wiedergutmachungsproblems die nötigen Tatsachen und Materialien zu liefern sucht.

Keynes setzt sich zunächst in dieser Ergänzungsschrift mit der öffentlichen Meinung Englands und dem Urteil auseinander, das sie über sein Buch und die in diesem vertretenen Ansichten über Deutschlands Zahlungsfähigkeit gefällt hat — ein Kapitel, das bei manchem Leser, der die erste Schrift kennt, Befremden erregen dürfte. Professor Keynes, der in der ersten Schrift oft ziemlich aggressiv vorging und besonders Woodrow Wilson nicht schonte, zeigt sich hier bis zu einem gewissen Grade als Diplomat, der englischen Anschauungen nachsichtig Rechnung zu tragen und für Lloyd Georges Politik gegenüber Frankreich allerlei Entschuldigungen zu finden weiß, indem er ihn als einen durch eigenartige Umstände gebundenen Volkserzieher hinstellt, der auf die Leidenschaften und die Unwissenheit seines Volkes Rücksicht zu nehmen hatte.

Dieser Auseinandersetzung über den »Stand der öffentlichen Meinung« folgen verschiedene Aufsätze über die Gestaltung der Wirtschaftsforderungen der Entente seit der Ratifikation des Friedensvertrags von Versailles, über die Lasten des Londoner Zahlungsplans, die Wiedergutmachungsrechnung der Verbündeten, die Rechtmäßigkeit des Anspruchs der Entente auf Pensionen, die interalliierten Schulden und den internationalen Handel. Als Anhang reihen sich diesen Darlegungen verschiedene Dokumente an, teils Zusammenstellungen der auf den Ententekongressen gefaßten Beschlüsse, teils Texte der getroffenen Abkommen und Vereinbarungen.

[1] J. M. Keynes, Revision des Friedensvertrags. Übersetzt von Friedr. Ranschoff. München, Verlag von Duncker & Humblot. 272 Seiten. Geheftet 48 Mark.

Es ist selbstverständlich, daß die vorliegende Schrift Keynes', der sich als langjähriger Herausgeber des »Economic Journal« und als Sekretär der »Royal Economic Society« des Rufes eines hervorragenden Wirtschafts- und Finanzkenners erfreut, über die heutigen Wirtschaftsverhältnisse Europas und Amerikas in ihrem Zusammenhang mit dem Wiedergutmachungssystem viele instruktive und interessante Darlegungen enthält; am interessantesten scheinen uns jedoch heute, wo die Genueser Konferenz tagt und die französische Presse mit neuen Besetzungen rechtsrheinischer Gebiete droht, seine Ausführungen über die »Rechtsgültigkeit der Besetzung Deutschlands östlich vom Rhein« und über »die Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf Pensionen« zu sein. Wir geben deshalb aus dem erstgenannten Aufsatz mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung, die uns freundlichst schon vor der Ausgabe an den Buchhandel ein Exemplar der neuen Schrift zugesandt hat, die wichtigsten Ausführungen Keynes' wieder.

* * *

»Die Jahre 1920 und 1921 sind erfüllt mit Ausflügen der französischen Armee nach Deutschland, östlich vom Rhein, und Androhungen solcher Streifzüge. Im März 1920 besetzte Frankreich, ohne die Zustimmung seiner Verbündeten einzuholen, Frankfurt und Darmstadt. Im Juli 1920 gelang es den Verbündeten, diesmal gemeinsam, durch Drohung mit der Invasion Deutschlands die Annahme des Spaa-Abkommens zu erzwingen. Im März 1921 hatte eine ähnliche Drohung nicht den Erfolg, die Zustimmung zu den Pariser Beschlüssen zu erlangen, und Duisburg, Ruhrort und Düsseldorf wurden demzufolge besetzt. Trotz des Widerspruchs seiner Verbündeten setzte Frankreich diese Besetzung fort, als infolge der Annahme des zweiten Londoner Ultimatums der ursprüngliche Grund hierfür in Fortfall gekommen war, mit der Begründung, daß, solange die oberschlesische Frage ungelöst bleibe, es nach der Ansicht des Marschalls Foch besser wäre, diesen Stützpunkt weiter zu halten. Im April 1921 gab die französische Regierung ihre Absicht bekannt, das Ruhrgebiet zu besetzen, wenn sie auch an der Ausführung ihrer Absicht durch den Druck der anderen Verbündeten verhindert wurde. Im Mai 1921 wurde die Annahme des zweiten Londoner Ultimatums durch die Androhung der Besetzung des Ruhrtals mit Erfolg durchgedrückt. So wurde in einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahre fünfmal mit der Besetzung Deutschlands jenseits des Rheins gedroht und dieselbe in zwei Fällen tatsächlich durchgeführt.

Offiziell befinden wir uns mit Deutschland im Friedenszustand, und die Invasion eines Landes zu Friedenszeiten ist eine rechtswidrige Handlung, selbst wenn das überfallene Land nicht in der Lage ist, Widerstand zu leisten. Durch unseren Beitritt zum Völkerbund sind wir auch verpflichtet, eine derartige Handlung zu vermeiden. Von seiten Frankreichs, und auch anscheinend von Zeit zu Zeit der britischen Regierung, wird jedoch behauptet, daß diese Handlungen in gewisser Weise durch den Vertrag von Versailles erlaubt sind, sobald Deutschland mit Bezug auf irgendeinen Teil des Vertrags sich technisch im Verzug befindet, was darauf hinausläuft, da einige Teile des Vertrags wörtlich nicht erfüllt werden können, daß diese Handlungen jederzeit erlaubt sind. Insbesondere stellte die

französische Regierung im April 1921 die Behauptung auf, daß Deutschland sich so lange mit Bezug auf die Wiedergutmachung vorsätzlich in Verzug befände, als es irgendwelche greifbaren Aktiva besäße, die abgeliefert werden könnten, und daß, solange Deutschland sich vorsätzlich in Verzug befände, jeder der Verbündeten das Recht hätte, in Deutschland einzufallen und sein Gebiet zu brandschatzen, ohne sich einer kriegerischen Handlung schuldig zu machen. In dem vorhergehenden Monat hatten sich die gesamten Verbündeten des Arguments bedient, daß Verzug mit Hinsicht auf andere Kapitel des Vertrags wie das Wiedergutmachungskapitel, auch eine Invasion rechtfertigen würde.

Trotzdem die Achtung vor dem Recht jetzt sehr gering ist, verdient die rechtliche Lage, welche sich aus dem Vertrag ergibt, doch eine genaue Prüfung.

Der Vertrag von Versailles trifft ausdrücklich Vorkehrung für einen Bruch des Wiedergutmachungskapitels durch Deutschland. Er enthält keine besonderen Bestimmungen für den Bruch anderer Kapitel, und ein derartiger Bruch ist deshalb unter demselben rechtlichen Standpunkt zu betrachten, *als der Bruch irgendeines anderen Vertrags*. Demgemäß werde ich den Verzug mit Hinsicht auf die Wiedergutmachung und den Verzug in jeder anderen Hinsicht getrennt behandeln.

§ 17 und 18 des Wiedergutmachungskapitels, Anhang II, besagt:

§ 17. Kommt Deutschland irgendeiner seiner Verpflichtungen aus diesem Teil des gegenwärtigen Vertrags nicht nach, so zeigt der Ausschuß diese Nichterfüllung unverzüglich jeder der beteiligten Mächte an und teilt ihr gleichzeitig seine Vorschläge über die im Hinblick auf diese Nichterfüllung angebracht scheinenden Maßnahmen mit.

§ 18. Die Maßnahmen, zu denen die alliierten und assoziierten Regierungen, falls Deutschland vorsätzlich seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, berechtigt sind, und die Deutschland sich verpflichtet, nicht als feindselige Handlungen zu betrachten, können in wirtschaftlichen und finanziellen Sperr- und Vergeltungsmaßregeln, überhaupt in solchen Maßnahmen bestehen, welche die genannten Regierungen als durch die Umstände geboten erachten.

Auch befindet sich in Artikel 430 des Vertrags eine Bestimmung, nach welcher irgendein Teil des besetzten Gebiets, der bereits geräumt worden ist, wieder besetzt werden kann, falls Deutschland seine Verpflichtungen mit Bezug auf die Wiedergutmachung nicht erfüllt.

Die französische Regierung rechtfertigt ihren Anspruch mit den Worten ‚überhaupt in solchen Maßnahmen' des § 18, indem sie behauptet, daß dies ihr vollkommen freie Hand läßt. Der Satz, als Ganzes genommen, begründet sich jedoch nach der Ejusdem-Generis-Regel auf die Auslegung, daß die anderen in Betracht kommenden Maßnahmen der Natur nach wirtschaftliche und finanzielle Maßregeln sein sollen. Diese Ansicht wird bestätigt durch die Tatsache, daß der Rest des Vertrags die Zulässigkeit der Besetzung deutschen Gebiets genau umgrenzt hat, was, wie M. Tardieus Buch zeigt, zu einer akuten Meinungsverschiedenheit Frankreichs und den mit ihm assoziierten Mächten bei der Friedenskonferenz führte. Der Vertrag enthält *keine* Bestimmung über die Besetzung von Gebiet auf dem *rechten Ufer* des Rheins, und die einzige Bestimmung über eine Be-

setzung im Falle der Nichterfüllung befindet sich in Artikel 430. Dieser Artikel, welcher eine Wiederbesetzung des linken Ufers für den Fall der Nichterfüllung vorsieht, würde vollkommen sinnlos und zwecklos sein, wenn die französische Ansicht richtig wäre. In der Tat ist die Theorie, daß zu irgendeiner Zeit während der nächsten dreißig Jahre jeder Verbündete einen Teil Deutschlands besetzen könnte mit der Begründung, daß Deutschland nicht jeden Buchstaben des Vertrags erfüllt habe, offensichtlich vernunftwidrig.

In jedem Falle jedoch treten § 17 und 18 des Anhanges II des Wiedergutmachungskapitels nur in Kraft, nachdem ein besonderes Verfahren von dem Wiedergutmachungsausschuß eingeleitet worden ist. Der Wiedergutmachungsausschuß ist verpflichtet, jeder der beteiligten Mächte, vermutlich einschließlich der Vereinigten Staaten, Mitteilung von der Nichterfüllung zu machen und seine Vorschläge mit Bezug auf die angebracht erscheinenden Maßnahmen mitzuteilen. Falls die Nichterfüllung vorsätzlich ist — darüber, wer das zu entscheiden hat, befindet sich im Vertrag keine Bestimmung —, treten die fraglichen Paragraphen in Wirksamkeit. Die Paragraphen enthalten kein Mandat für die isolierte Aktion eines einzelnen Verbündeten. Bisher hat der Wiedergutmachungsausschuß das Verfahren nicht in Anwendung gebracht.

Falls andererseits von irgendeiner Seite behauptet wird, daß Deutschland sich einer Nichterfüllung mit Bezug auf andere Kapitel des Vertrags schuldig gemacht hat, haben die Verbündeten kein anderes Rechtsmittel, als sich an den Völkerbund zu wenden, und sie sind verpflichtet, den Artikel 17 der Völkerbundssatzung zu beobachten, welcher den Fall von Streitfragen zwischen einem Bundesmitglied und einem Nichtmitglied vorsieht. Das läuft, mit Ausnahme des oben beschriebenen Verfahrens des Wiedergutmachungsausschusses, darauf hinaus, daß mit Bezug auf einen tatsächlichen oder angeblichen Bruch dieses Vertrags genau dieselben Bestimmungen maßgebend sind, als mit Bezug auf den Bruch irgendeines anderen Vertrags zwischen zwei Mächten, die miteinander in Frieden leben.

Im Falle eines Streites zwischen einem Bundesmitglied und einem Staat, welcher nicht Mitglied des Bundes ist, soll der letztere nach Artikel 17

> aufgefordert werden, sich für die Beilegung der Streitfrage den den Bundesmitgliedern obliegenden Verpflichtungen zu unterwerfen, und zwar unter den vom Rat als Recht erachteten Bedingungen. Wird dieser Aufforderung Folge geleistet, so gelangen, unter Vorbehalt der Änderung, die der Rat für erforderlich erachtet, die Bestimmungen der Artikel 12 bis 16 zur Anwendung. Zugleich mit dem Erlaß dieser Aufforderung eröffnet der Rat eine Untersuchung über die Einzelheiten der Streitfrage und schlägt die Schritte vor, die er in dem besonderen Falle für die besten und wirksamsten hält.

Artikel 12 bis 16 treffen unter anderem Vorkehrung für schiedsrichterliche Entscheidung in jedem Falle von ‚Streitfragen über die Auslegung eines Vertrags, über alle Fragen des internationalen Rechts, über das Bestehen jeder Tatsache, welche die Verletzung einer internationalen Verpflichtung bedeuten würde, über Umfang und Art der Wiedergutmachung im Falle einer solchen Verletzung'.

Die Verbündeten als Signatarmächte des Vertrags und der Satzung sind deshalb unbedingt verhindert, im Falle einer tatsächlichen oder angeblichen Verletzung des Vertrags durch Deutschland andere Schritte zu unternehmen als die, zu welchen, wie oben angegeben, der Wiedergutmachungsausschuß befugt ist, oder Schritte gemäß Artikel 17 der Satzung. Irgendeine andere Handlung von ihrer Seite ist gesetzwidrig.

In jedem Falle ist der Völkerbundsrat verpflichtet, gemäß Artikel 17 Deutschland einzuladen, bei einer Frage zwischen Deutschland und den Verbündeten sich für die Beilegung der Streitfrage den den Bundesmitgliedern obliegenden Verpflichtungen zu unterwerfen und zugleich eine Untersuchung über die Einzelheiten der Streitfragen zu eröffnen.«

* * *

Im wesentlichen stimmen diese Ansichten von Keynes mit den Argumenten überein, die bereits die deutsche Regierung in ihrer im März 1921 an den Völkerbundsrat gerichteten Note angeführt hat; doch ist es von hoher Bedeutung, daß ein Mann wie Keynes, dem sicherlich Urteilsfähigkeit nicht abgesprochen werden kann, nach sorgfältiger Prüfung der Rechtsgrundlagen zu gleichen Ergebnissen kommt. Die wiederholten Besetzungen rechtsrheinischer Gebiete durch französische Truppen waren direkte Verletzungen des Versailler Friedensvertrags durch Frankreich.

Die Geldnot der Gemeinden

Reform der Einkommen- oder der Gewerbesteuer

Von Wilhelm Guske (Merseburg)

Der Krieg hat über Reich, Länder und Gemeinden eine furchtbare Geldnot gebracht. Alle früheren Geschichtsvorgänge, auch die Folgen des preußischen Zusammenbruchs 1806/07, geben keine Vergleichsmaßstäbe. Die Ursache dieser ungeheuren Not ist aber nicht, wie so oft von den politischen Rechts- und teilweise auch von den Mittelparteien behauptet wird, eine Folge der sogenannten Erzbergerschen Steuerreform; sondern die hauptsächlichste Ursache dieser Geldnot ist der riesenhafte Verschleiß an Verbrauchsgütern durch den Krieg, ohne daß für entsprechenden Ersatz gesorgt wurde. Dadurch ist der Vorrat der deutschen Volkswirtschaft an Verbrauchsgütern vollständig erschöpft. Und die deutschen Zahlungsverpflichtungen verschärfen diesen Zustand der verminderten volkswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit noch durch die Entwertung der deutschen Zahlungsmittel. Der Umstand, daß die deutsche Privatwirtschaft unter dieser Belastung der deutschen Volkswirtschaft fast gar nicht zu leiden hat und der eigentliche Lastenträger die öffentliche Wirtschaft (Staats- und Kommunalwirtschaft) ist, dürfte in erster Linie dem völligen Mangel an sozialistischen Wirtschaftsformen zuzuschreiben sein. Wären in Deutschland seit Anfang des Krieges gemeinwirtschaftliche Zwangsmaßnahmen bei der Gütererzeugung zugunsten der öffentlichen Wirtschaft (in erster Linie des Reiches) getroffen und diese wirksam durch steuertechnische Maßnahmen ergänzt worden, dann hätte die Kriegs-

schuldenbelastung bei weitem nicht die jetzige Höhe erreicht. Die Regierung Bethmann-Hollweg-Helfferich hatte aber zu der »opferwilligen« Vaterlandsliebe der Betriebsmittel- und Kapitalbesitzer kein Vertrauen. Sie glaubte nur durch die Aussicht auf großen Gewinn die Opferwilligkeit der Privatwirtschaft anstacheln zu können. Auch wirksame steuertechnische Maßnahmen hielten Helfferich und dessen Freunde für überflüssig, da man alle Kriegslasten den Feinden aufbürden »wollte«. Im »Hindenburg-Programm« feierte die kapitalistische Ausbeutung der Staatswirtschaft die größten Triumphe. Die Aushöhlung der Staatswirtschaft führte daher zum völligen Zusammenbruch, als nach dem verlorenen Kriege Deutschland auch noch die Kriegslasten seiner Gegner übernehmen mußte.

Erst als der vollständige militärische Zusammenbruch allen Volksgenossen die unheimlichen Folgen zum Bewußtsein brachte, bequemten sich endlich auch die bürgerlichen Linksparteien zur Forderung besonderer Wirtschafts- und Steuermaßnahmen. Erzberger zeigte als erster und auch wohl als einziger bürgerlicher Politiker den Mut, die notwendigen Maßnahmen zur Rettung der Staatswirtschaft zu fordern. Er fand aber nur Unterstützung bei der S. P. D. Die U. S. P. in ihrem Festhalten an alten Formeln zeigte damals wenig Neigung zur Regelung der deutschen Staatswirtschaft. Sie sorgte sich nur um die neue Räteordnung. Die Erfüllung der Erzbergerschen Forderungen blieb auf halbem Wege stecken.[1] Das Reich wurde zwar Träger der Lasten der öffentlichen Wirtschaft; sachlich war aber die Leistungsfähigkeit stark überlastet, und formell waren die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die sachliche Überlastung muß vor allem in der gegen hohe Entschädigung erfolgten Übernahme der gänzlich abgewirtschafteten Eisenbahnen gesucht werden.

Die formellen Schwierigkeiten bestanden vor allem in dem vollständigen Neuaufbau der Finanzbehörden und der Fülle der neuen, die Steuerwissenschaft vor ganz neue Aufgaben stellenden Steuergesetze. Der Neuaufbau der Finanzbehörden war notwendig schon im Hinblick auf die teilweise ganz ungeeignete Organisation der vorhandenen bisherigen Landessteuerveranlagungsbehörden. In Preußen hat dieser Umstand zum Beispiel dazu geführt, daß nach einer Schätzung des freikonservativen Professors Delbrück vor dem Kriege allein im Gebiet rechts der Elbe ein Einkommen der Landwirte in Höhe von $1^1/_4$ Milliarden Mark nicht zur Veranlagung gekommen ist.

Die Aussprache im Reichstag gelegentlich der Anfrage über die Finanznot der Gemeinden hat zur Klärung der schwierigen Frage nicht viel beigetragen. Die äußerste Rechte und die äußerste Linke haben lediglich ihren parteiagitatorischen Bedürfnissen Rechnung getragen, und alle anderen Parteien haben auch nur Kritik geübt, ohne brauchbare Vorschläge für eine Besserung zu machen. Alle schwungvollen Reden über Selbstverwaltung oder die wortreichen Hinweise auf den Zeitabschnitt Stein-Hardenberg haben so lange fast nur geschichtlichen Wert, als nicht der heutigen Selbstverwaltung auch Mittel zur Erhaltung ihrer Lebensfähigkeit überwiesen werden. Der Umstand, daß eine nach den Grundsätzen von Stein-Hardenberg entwickelte Selbst-

[1] Die notwendigen wirtschaftlichen Maßnahmen fanden keine Mehrheit in der Nationalversammlung.

verwaltung nur möglich ist bei einer zahlreichen, über Renteneinkommen verfügenden Volksschicht, wird besonders bei den bürgerlichen Vertretern der Selbstverwaltung ganz übersehen. Es wird aber auch fast durchweg nicht genügend beachtet, daß heute (besonders seit dem Kriege) die Bedürfnisse der einzelnen Menschen in viel größerem Umfang durch die öffentliche Wirtschaft (Reich, Staat und Gemeinde) befriedigt werden müssen als früher.

Die Aufgaben der öffentlichen Wirtschaft sind an Umfang und Inhalt riesig gewachsen. Es erscheint notwendig, in diesem Zusammenhang auch besonders darauf hinzuweisen, daß die so viel gerühmte Selbstverwaltung unter bürgerlicher Leitung bei glänzenden wirtschaftlichen Verhältnissen vorausschauende vorsorgende Maßnahmen zur Verminderung zukünftiger Notstände überall hat vermissen lassen. Pfahlbürgersinn und Eintagspolitik sind immer hervorstechende Merkmale vieler Kreise der Selbstverwaltung unter bürgerlicher Leitung gewesen. Hierbei sei nur an die Unterlassungen auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, des Verkehrswesens und der Wohnungspflege hingewiesen. Obwohl alle diese Dinge nur in mittelbarem Zusammenhang mit der gegenwärtigen Geldnot der Gemeinden stehen, halte ich es für notwendig, darauf hinzuzeigen, um hierdurch vielleicht die Selbstkritik derjenigen Kreise auszulösen, die so gern die gegenwärtige Notlage dem Unvermögen der heutigen politischen Machthaber zuschieben.

Die gegenwärtige Geldnot der Gemeinden und die dadurch bedingte Verkümmerung der schon auf das einfachste Maß beschränkten Pflege allgemeiner Kulturbedürfnisse ist eine erwiesene Tatsache. Daß aber das Reich sich in wirtschaftlich günstigerer Lage befindet, kann ich nicht anerkennen. Fest steht jedoch, daß für das Reich durch die Geldnot nicht diese unmittelbar schädigenden Wirkungen entstehen wie für die Gemeinden, so daß es unbedingt notwendig erscheint, daß den Gemeinden *sofort* Hilfe gewährt wird. Die Frage nach der zweckmäßigsten Form dieser Hilfeleistung ist indessen nicht ohne weiteres zu beantworten. Die bürgerlichen Parteien und auch viele Parteigenossen fordern wieder ein Zuschlagsrecht der Gemeinden zu der Reichseinkommensteuer. Genosse Scheidemann schrieb zum Beispiel in der »Frankfurter Zeitung« über das frühere gemeindliche Zuschlagsrecht in Preußen unter anderem: »Je nach Bedarf wurden dann die auf die staatliche Einkommensteuer aufzuschlagenden Prozente errechnet. Das war ein ziemlich einfaches Verfahren, mit dem übrigens kein Mißbrauch getrieben werden konnte, weil sich der Staat — sofern mehr als 100 Prozent erhoben werden sollten — das Genehmigungsrecht vorbehalten hatte.« Hierzu möchte ich feststellen, daß das Verfahren der Erhebung der notwendigen Zuschläge zwar sehr einfach war, aber auch zu dem ganz unsozialen Ergebnis führte, daß reine Arbeitnehmergemeinden ihre Zuschläge auf 400 bis 500 Prozent erhöhen mußten, um die bescheidensten Kulturbedürfnisse zu erfüllen, während die Wohnsitzgemeinden der Kapitalrentner bei dem zehnten Teil dieses Prozentsatzes der Zuschläge ihren anspruchsvollen Einwohnern die größten Vergünstigungen an Bildung, Vergnügen, Gesundheitspflege usw. darbieten konnten. Der Arbeiter mußte vielfach den zehnfachen Prozentsatz an Zuschlägen leisten als der reiche Kapitalist. Der frühere Zustand führte also oft zu den aufreizendsten Verletzungen des sozialen Ausgleichs bei der steuerlichen Belastung.

Mir erscheint es durchaus notwendig, daß die Sozialdemokratie die Rückkehr dieser Zustände mit allen Kräften zu verhindern sucht.

Den Gemeinden mit überwiegender Arbeiterbevölkerung müssen so hohe Anteile aus der Reichseinkommensteuer überwiesen werden, daß sie ihre Haushaltspläne zum Ausgleich bringen können. Die zweckmäßigste Form der Errechnung dieser Zuschläge muß aber noch gesucht werden. Die gegenwärtige Form: Einkommen, Steueraufkommen von 1919, vermehrt um 35 Prozent, ist ganz ungeeignet. Sie paßt sich zu wenig den besonders in der Nachkriegszeit teilweise völlig veränderten örtlichen kommunalwirtschaftlichen Verhältnissen an. Die hieraus sich ergebenden Härten sollen zwar durch Überweisungen aus dem sogenannten Ausgleichsstock behoben werden, dieses Verfahren ist aber in der jetzigen Form zu umständlich. Die Form der Überweisung aus der Reichseinkommensteuer über den Ausgleichsstock erfordert ein verwickeltes, teilweise sehr unübersichtliches Rechnungsverfahren. Die bestimmenden Gedanken dieses Ausgleichsverfahrens müssen meines Erachtens auf eine andere Grundlage gebracht werden. Für die Überweisungen wird nach einem beweglichen Verteilungsschlüssel gesucht werden müssen, der den besonderen einzelgemeindlichen Verhältnissen besser Rechnung trägt. So müßte vor allem das Verhältnis der Zahl der Steuerpflichtigen mit niedrigen Jahreseinkommen in Beziehung zur Gesamtzahl der Steuerzahler berücksichtigt werden. Die Gestaltung der Schullasten nach Lehrer- und Schülerzahl wäre ebenfalls zu beachten. In der Anwendung dieses besonderen Verfahrens könnte man zum Beispiel ausgehen von der endgültigen Summe der Überweisungen an Einkommensteuer für das Rechnungsjahr 1921. Unter Berücksichtigung des Verhältnisses der kleinen zu den mittleren und großen Einkommen, der Zahl der schulpflichtigen Kinder und der unterrichtenden Lehrer zur Gemeindebevölkerung müßten dann noch besondere prozentuale Zuschläge gewährt werden. Eine überwiegende Zahl kleiner Einkommen und eine zur Gesamtbevölkerung große Zahl schulpflichtiger Kinder beweisen das Vorhandensein großer Volksschullasten und notwendiger großer Aufwendungen für Kultur- und Gesundheitspflege. Unterlagen zur Beurteilung dieser Verhältnisse stehen den Finanzbehörden zur Verfügung. Sie werden heute schon teilweise benutzt zu statistischen Angaben. Die endgültige Errechnung dieser besonderen Überweisungen würde bei Beendigung des Veranlagungsverfahrens auch fertiggestellt sein. Der Aufbau der Finanzbehörden ist jetzt soweit beendet, daß zukünftig auch fristgerechte Veranlagungen erfolgen können. Es erscheint mir nun aber notwendig, daß Änderungen im Finanzbehördenaufbau und im Veranlagungsverfahren der Einkommensteuer vorläufig unter allen Umständen vermieden werden müssen.

Während nun früher die Gemeindeeinkommensteuer das brauchbarste Mittel zum Ausgleich des Haushaltsplans war, hat heute die Gewerbesteuer diese Aufgabe übernommen. Als Ertragssteuer zuerst eingeführt, hat sie sich in Preußen zum größten Teil zu einer reinen Kommunalabgabe entwickelt. Diese Umbildung ist im wesentlichen bewirkt worden durch die Einführung des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893. Nach § 29 dieses Gesetzes sind die Gemeinden berechtigt, *besondere* Gewerbesteuern einzuführen. Von diesem Rechte haben aber bisher nur etwa 50 Prozent der Gemeinden Gebrauch gemacht. Der andere Teil erhebt die Gewerbesteuer nach dem Gewerbesteuergesetz vom 24. Juni 1891, also nach staatlichen Grundsätzen. Hier-

bei kommt die Gewerbesteuer nach einem sehr umständlichen Verfahren als reine Ertragssteuer zur Erhebung. Mir erscheint eine vollständige Umbildung der Gewerbesteuer zu einer reinen Kommunalabgabe zweckmäßig. Eine schon wiederholt erwogene Wiederverstaatlichung der Gewerbesteuer würde weder die Interessen der Gewerbetreibenden noch die der Gemeinden fördern. Die Voraussetzungen, die früher eine Stütze der Forderung nach Verstaatlichung gebildet haben (Ergänzung der Einkommensteuer), sind heute bei der Reichseinkommensteuer in Verbindung mit der Körperschaftssteuer und Vermögenssteuer weggefallen. Die Gewerbesteuer ist die geeignetste Gemeindesteuer. Sie gibt das deutlichste Bild von den verwickelten Zusammenhängen zwischen Gemeindewirtschaft und Einzelwirtschaft. Man darf sagen: Durch die gewerblichen Betriebe eines Gemeindebezirks wird der Gemeindehaushalt im wesentlichen in Ein- und Ausgabe bestimmt. Infolge der zunehmenden Bedürfnisbefriedigung der Einwohner durch die Vermittlung der Gemeindewirtschaft übersteigen die Aufwendungen der Gemeinde für Bildungszwecke, Wohlfahrts-, Gesundheitspflege usw. ganz erheblich die Gemeindesteuerabgaben der Einwohner. Die vermehrten gewerblichen Unternehmungen bringen der Gemeinde eine gewaltige Steigerung der Gemeindelasten. Daher ist es erforderlich, daß die betreffenden Betriebe nach Maßgabe der Lasten, die sie der Gemeindewirtschaft aufbürden, zu den Gemeindeabgaben herangezogen werden. Dieser Gesichtspunkt kann bei Umgestaltung der Gewerbesteuer zu einer Gemeindeabgabe am besten Berücksichtigung finden. Die Grundgedanken des Kommunalabgabenrechts sind hauptsächlich eingestellt auf die Fragen:

1. Welche Vorteile hat eine Einzelwirtschaft von der Gemeindewirtschaft?
2. Welche Lasten verursacht eine Einzelwirtschaft der Gemeindewirtschaft?

Die Merkmale der Leistungsfähigkeit treten hierbei in den Hintergrund. Eine Entwicklung zu diesem Gedanken bildet die nach dem Gesetz vom 26. August 1921 in Preußen aufgestellte Abgabepflicht der Arbeitgeber zur Herstellung von Kleinwohnungen.

Als Gemeindesteuer muß die Gewerbesteuer in unmittelbare Beziehung zu den Ausgaben gebracht werden, zu deren Deckung sie erhoben wird. Notwendig ist aber dabei, daß die Wirtschaftlichkeit jeder Ausgabe streng geprüft wird. Die einseitigen Ausgaben der Gemeinden für Bildungszwecke, Wohlfahrts- und Gesundheitspflege sind als Selbstkosten der Wirtschaftszweige zu betrachten, deren Interessen im größten Maße dadurch gefördert werden. Die Ausgaben für Schule, Wohlfahrts- und Gesundheitspflege dienen vornehmlich der Erhaltung und Ergänzung der erforderlichen Arbeitskräfte. Sie sind daher auch als Selbstkosten der gewerblichen Unternehmen anzusehen. Ihre Wiedererstattung wird also auch am zweckmäßigsten in der Form einer Kommunalabgabe durch die Gewerbebetriebe erfolgen. In den verwickelten Wohn- und Arbeitsverhältnissen der Industriegebiete wird die Bildung besonderer Gewerbesteuerzweckverbände notwendig sein. Dabei wird aber vor allem der unter dem Mantel eines falsch angewandten Rechts der Selbstverwaltung sehr rückständige Pfahlbürger- und Kirchturmspolitikergeist zurückgedrängt werden müssen.

Bemerkungen zu Cunows „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie"[1]

Von Dr. Walter Israel

Nicht um ein Referieren über das neue Cunowsche Werk[2] handelt es sich hier. Die Arbeit des Soziologen soll mir zu philosophischen Betrachtungen die Unterlage bieten. Cunows Art, Probleme zu behandeln, ist nicht allein durch seine soziologischen und ethnologischen Forschungen bedingt; ein Schlüssel zu seinem stets historischen Blick ist auch in seiner früheren Beschäftigung mit der Zoologie zu suchen. Anders ist die Orientierung desjenigen, der sich hauptsächlich mit Fragen der Erkenntnistheorie beschäftigt und dessen Weg über die mathematische Naturwissenschaft ging. Er denkt in Funktionen, Cunow forscht unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung.

So ist es leicht verständlich, daß Cunow manchem philosophischen Problem fremd gegenübersteht; eine Konstatierung, die keine Einschränkung seiner bedeutenden wissenschaftlichen Leistung sein soll. Es muß aber dem, der dem philosophischen Gebiet seine Arbeit widmet, gestattet sein, philosophische Irrungen dem Soziologen nachzuweisen, wie er andererseits sehr gern Belehrung in der Soziologie von dem Soziologen — und erst recht von einem Forscher wie Cunow — entgegennimmt.

Doch mit der Kritik soll es uns nicht genügen. Die Cunowschen Darlegungen sollen — gerade wegen ihrer bewußt unphilosophischen und rein soziologischen Betrachtungsweise — zum Zeugen für erkenntnistheoretische Überlegungen angerufen werden, zu deren Veröffentlichung ich durch das Durcharbeiten des neuen Cunowschen Werkes den letzten Anstoß erhielt.

Zunächst das Problem der Ethik. »Deshalb ist auch das Bestreben kantianischer Marxisten oder richtiger marxistischer Kantianer ganz unverständlich, der Marxistischen Moralauffassung die Kantische Ethik ... aufzupfropfen.«[3] Gern wird zugegeben, daß Kant selber in den Fehler verfällt, seinen rein formal aufgestellten kategorischen Imperativ nicht immer in diesem formalen Sinne zu zeigen. Der Neukritizismus, im besonderen Hermann Cohen in seiner Ethik des reinen Willens, hat diese Irrung durchaus vermieden. Von diesem Standpunkt aus läßt sich aber allein über die Kantische Ethik diskutieren. Der ethische Standpunkt ist ein anderer als der, der auf die historische Erkenntnis der verschiedenen Moralen ausgeht. Die Ethik ist keine Wissenschaft, die ein Sein feststellt; sie begründet wissenschaftlich das formale Sollen. Der Begriff des freien Willens ist ein Postulat. Die Cunowsche Kritik berührt den Geltungsbereich der kritischen Ethik überhaupt nicht, sie wendet sich an

[1] Bisher habe ich jede mir zur Veröffentlichung in der Neuen Zeit eingesandte oder angebotene Besprechung meines obengenannten Werkes abgelehnt, da es mir geschmacklos erscheint, wenn ein Redakteur in seinem eigenen Blatt von seinen Mitarbeitern seine Bücher loben läßt. Im obigen Aufsatz handelt es sich jedoch nicht um eine Besprechung, sondern um die Erhebung verschiedener Einwände gegen meine Auffassung vom Standpunkt der Marburger kantianischen Schule aus. Ich glaubte daher, dieser Arbeit die Aufnahme nicht versagen zu sollen, werde aber, falls sich eine Polemik daran knüpfen sollte, auf eine Beteiligung an dieser verzichten. H. Cunow

[2] Heinrich Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie. Berlin 1920/21, Verlag Buchhandlung Vorwärts.

[3] Cunow, ebenda, 2. Band, S. 279.

eine Auffassung, welche die »moralischen Grundgesetze als das Bewegende, als das eigentliche Agens, ... als den Demiurg des sittlichen Lebens«[4] betrachtet. Ein solcher psychologischer Fehler fällt aber den Neukritizisten nie und nimmer ein. Cunow spricht von entstandenen Gebräuchen. »Moralgrundsätze sind demnach auch nicht die Ursache, sondern die Folge der entstandenen Sitten.« »Moralphilosophisch ausgedrückt, das Seiende wird nun zum Seinsollenden.« ...[4] Hier handelt es sich bei Cunow aber nicht um das Prinzip des Sittlichen schlechthin, sondern stets nur um die zeitlich, psychologisch bedingten Moralauffassungen. Die kritische Ethik stellt das formale Prinzip des Sittlichen fest. Es ist durchaus gleichgültig, daß Menschen auf niedriger Kulturstufe existieren, die von Menschenwürde im kantischen Sinne keine Ahnung haben. Im Gegenteil. Vom Standpunkt der formalen Gültigkeit wie unter dem Gesichtspunkt des kategorischen Imperativs als Idee ist der kategorische Imperativ einerseits das Prinzip einer historischen Wertungsmöglichkeit wie andererseits die Beurteilungsmöglichkeit einer Handlung als sittlich. Dieses letztere bedarf noch einer Erläuterung.

Der Neukritizismus betont, daß die Hypothese stets durch das Experiment verifiziert werden muß, um jene zum Gesetz zu machen, das heißt, um ihr Realität zu verleihen. Wie hier, so hat auch stets das Urteil, ob eine Handlung gemäß dem formalen kategorischen Imperativ als sittlich anzusprechen ist, die tatsächlich gesamten Verhältnisse mit in Betracht zu ziehen. Cunow weist, um die Unhaltbarkeit der kritischen Ethik nachzuweisen, darauf hin, daß es eine »Staats-, Klassen-, Standes-, Berufs-, Parteimoral usw.« gibt. »... Zwischen diesen bestehen ebenso wie zwischen der Individual- und Gesellschaftsmoral mannigfache Gegensätze.«[5] Zunächst: die kritische Ethik ist keine Morallehre, sondern die Wissenschaft von der Moral. Andererseits habe ich auf die Einheit von Individual- und Gesellschaftsmoral, die gerade durch die kritische Ethik gefordert wird, schon an anderer Stelle besonders hingewiesen.[6] Auf den Unterschied jener muß geantwortet werden, daß moralisches Handeln stets vorliegt, wenn ein Handeln »aus Pflicht« erfolgt. Der Standpunkt, aus dem heraus das Handeln geschehen soll, ist das Kriterium. Besonders lehrreich aber ist gerade das Engelssche Zitat: Welche Moral »ist nun die wahre? Keine einzige, im Sinne absoluter Endgültigkeit; aber sicher wird diejenige Moral die meisten, Dauer versprechenden Elemente besitzen, die in der Gegenwart die Umwälzung der Gegenwart, die Zukunft, vertritt, also die proletarische.«[7] Wir wissen, daß Engels in seinem »Ludwig Feuerbach« ausdrücklich auf die Identität seiner und Marxens philosophischer Ansichten mit denen Josef Dietzgens hinweist. Die Bedeutung dieser Tatsache wurde an anderer Stelle eingehend gewürdigt.[8] Hier will ich daran erinnern, daß Marxens Lehre dahin geht, daß mit dem Sieg des Sozialismus, mit dem Sieg der Arbeiterklasse die Klassenschichtungen aufhören. Der Kampf der Arbeiterklasse ist so ein Kampf im Interesse der gesamten Gesellschaft. Kantisch ist also aus diesem Grunde das Interesse mehr dem »reinen

[4] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 280.

[5] Cunow, ebenda, S. 302.

[6] W. Israel, Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus. § 1. Berlin-Fichtenau 1921, Verlag Gesellschaft und Erziehung.

[7] Cunow, ebenda, S. 303. Engels, Eugen Dühring, 6. Auflage, S. 88.

[8] W. Israel, Josef Dietzgen. Firn Nr. 13 und 14, Jahrgang 1921.

Interesse« ähnlich als irgendeines einer anderen Klasse. Und es zeugt nur für ein dem kategorischen Imperativ als Idee nicht entgegengesetztes Denken, wenn auch hier Engels eine höhere Moralität noch für möglich hält. Es existiert eben, abgesehen von der historisch-psychologisch-soziologischen Erforschung der Sitten und Moralbegriffe, noch das Problem der ethischen Geltung und der Sittlichkeit als Idee. Robinson ist eine irrige Abstraktion, von der bürgerliche Ökonomen ausgehen. Also ist stets der Mensch in Gemeinschaft, und die kritische Ethik besteht zu Recht.

Gerade der erkenntnistheoretisch interessierte Leser empfängt starke Anregung aus dem Cunowschen Werke. Wohl das bedeutendste Verdienst hat Cunow sich durch die Klärung der Marxschen Begriffe und durch seine so erst verständliche Behandlung der materialistischen Geschichtsauffassung erworben. Die präzise Analyse des Marxschen Wirtschaftsbegriffs ermöglicht ein neues Aufrollen des Problems der Erkenntnis bei Marx wie ein Eingehen auf die Frage, welche Bedeutung dem Denken innerhalb der »materialistischen«, von Cunow so glücklich besser genannten »ökonomischen Geschichtsauffassung« zukommt.

»Nach Marxscher Auffassung ändert sich stets mit der Produktionsweise — ein Wort, worunter Marx ... die gesamte Wirtschaftsweise begreift — auch die Gesellschaftsordnung; denn die Wirtschaftsbeziehungen sind zugleich Sozialverhältnisse.«[9] Nie handelt es sich bei Marx um eine »technologische Geschichtsauffassung«. Der Begriff des »Produktionsverhältnisses« bringt Licht durch all den Wust falscher Ansichten, die über Marx herrschen. »Produktionsverhältnisse sind einfach jene Wechselbeziehungen zwischen Personen, die sich aus ihrem wirtschaftlichen Zusammenwirken im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ergeben.«[10] Um menschliche Beziehungen handelt es sich also. Die Produktionsweise, eine gesellschaftliche Tatsache, beruht auf Produktionskräften. Hierher gehören »sowohl die Naturkräfte als die menschliche und tierische Arbeitskraft und die sogenannte ‚Kraft der Technik'«. »Die wichtigste Stelle unter sämtlichen Produktionskräften nimmt nach Marx die menschliche Arbeitskraft ein, worunter selbstverständlich nicht nur die rein körperliche, sondern auch die geistige Arbeitskraft zu verstehen ist.« ...[11] »Die Arbeitsleistung des Arbeiters in der heutigen kapitalistischen Produktion besteht nicht mehr in bloßer Verausgabung einfacher menschlicher Arbeitskraft, sondern setzt eine Reihe erworbener Kenntnisse ... voraus.« Hier wird die Bedeutung des Denkens anerkannt. »Die heutige menschliche Produktionskraft ist ... ein historisches Entwicklungsprodukt.«[11] Auch dem ist völlig beizustimmen. Aber was bedeuten diese Worte? Sie sind zunächst ein Anerkennen der Bedeutung des Denkens als der Fähigkeit, die Vergangenheit und die Gegenwart wie die Produktionskräfte und Produktionsbedingungen zu begreifen und all diese Faktoren für die Gestaltung der Produktion fruchtbar zu machen.

Der Hinweis auf die historische Entwicklung tut dem Gesagten keinen Abbruch; er zeigt vielmehr, daß das Denken stets mehr oder weniger kritisch vorgeht, das heißt, sich an die gegebenen Tatsachen hält, um aus diesen die

---

[9] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 180.
[10] Cunow, ebenda, S. 154.
[11] Cunow, ebenda, S. 159.

Gestaltungsmöglichkeiten zu erkennen. »Der Mensch hat denn auch nach Marx sehr wohl die Kraft oder die Fähigkeit, die soziale Entwicklung zu beeinflussen, indem er reale (das heißt in der jeweiligen Gesellschaftslage begründete) Möglichkeiten derart zur Geltung bringt, daß sie den Kreis der zu ihrer Verwirklichung nötigen Bedingungen erfüllen, das heißt indem er jene gesellschaftlichen Bedingungen fördern, mehren oder schaffen hilft, die Bedingungen der Realisation sind. Nur kann er nach Marx nicht bloße formelle Möglichkeiten, die außerhalb des Bereichs der realen Möglichkeit stehen, verwirklichen wollen.« [12] Dem erkenntnistheoretisch interessierten Leser sind diese Worte der Beweis, daß der wissenschaftliche Sozialismus seinem wissenschaftlichen Charakter entsprechend stets nur dann seine Kraft zu entfalten beginnt, um für die Idee des Sozialismus zu wirken, wenn er sich über die Gesamtlage klar ist; wenn er weiß, daß sein Vorgehen in den jeweiligen Verhältnissen begründet ist; wenn, mit anderen Worten, die Annahme des Gelingens seiner Bemühungen durch die geschichtlichen Umstände b e d i n g t ist.

Und wie, um diese Ausführungen hier zu bestätigen, um die Stellung der Vernunft zu betonen, fährt Cunow fort: »Es kann zum Beispiel ein unwissendes, unorganisiertes Proletariat vorhanden sein, dem die geistigen Kräfte zur Durchführung des Sozialismus völlig fehlen. In diesem Falle besteht die Gegenmöglichkeit, daß der Übergang zum Sozialismus nicht erfolgt, sondern das ganze Wirtschaftsleben versumpft und verkommt.« [12] Dies alles aber heißt nichts anderes, als ein Wollen setzt ein Begreifen voraus. Das Primat des Denkens wird statuiert. Weiter geht aus all dem Obigen hervor, daß das Denken stets nach dem Urteil der Wirklichkeit zu suchen hat; das sozialistische Wollen bedarf, wenn es ein reales sein will, der Beziehung auf und der Kontrolle durch die Wirklichkeit.[13]

Wenn man bei Behandlung der Geisteswissenschaften Beispiele aus der mathematischen Naturwissenschaft heranzieht, so sehen hierin manche den Versuch, jene zu materialisieren. Es ist dies für viele in Erinnerung an den philosophischen Materialismus eine furchtbare Tat. Wenn sich doch jeder sagen wollte, daß die methodologische Untersuchung im Geiste des kritischen Idealismus gerade auch den Naturwissenschaften den letzten Rest eines ontologistischen Materialismus nimmt. Im »Ludwig Feuerbach« weist Engels neben der »Entdeckung der Zellen« und den Leistungen Darwins hin auf das Prinzip von der Erhaltung der Energie als eine der fundamentalen Errungenschaften moderner Erkenntnis. »Heute, wo man die Resultate der Naturforschung nur dialektisch, das heißt im Sinne ihres eigenen Zusammenhanges aufzufassen braucht, um zu einem für unsere Zeit genügenden »System der Natur« zu kommen, wo der dialektische Charakter dieses Zusammenhanges sich sogar den metaphysisch geschulten Köpfen der Naturforscher gegen ihren Willen aufzwingt, heute ist die Naturphilosophie endgültig beseitigt.« [14] Und er fährt fort, zu erklären, daß die Geschichtsforschung ebenso wie die Naturforschung zu verfahren habe. Wir gehen hier nicht ein auf die Schatten, die diesen methodologischen Erörterungen noch anhaften. Bei Behandlung Dietzgens war hierzu genug Gelegenheit. Wohl ist manches bei

[12] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 340.
[13] Siehe hierzu W. Israel, Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus.
[14] Engels, Ludwig Feuerbach, S. 42, 8. Auflage bei J. H. W. Dietz, Stuttgart.

Marx und Engels wie auch bei Dietzgen durch Beeinflussung der philosophischen Strömungen ihrer Zeit getrübt. Aber nicht der zeitlich bedingte Irrtum interessiert, sondern der gesunde methodologische Kern. Dieser aber ist: Nicht auf ein Spekulieren, sondern auf gesetzmäßige Erkenntnis gehen Marx und Engels aus.

Was aber sind Marx und Engels — die sich, wie wir sahen, an dem Prinzip der Erhaltung der Energie, an der Naturwissenschaft nicht scheuten zu orientieren; eine Tatsache, die wir auch bei Dietzgen feststellen konnten — in der Geschichte als Wissenschaft Gesetze? Engels spricht (Feuerbach, S. 44) von Zusammenstößen »der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen auf geschichtlichem Gebiet«, die einen Zustand herbeiführen, »der ganz dem in der bewußtlosen Natur herrschenden analog ist«. Hier wie dort komme es darauf an, im scheinbaren Chaos das Gesetzliche zu erkennen. »Nach Marxscher Auffassung vollzieht sich alle gesellschaftliche Entwicklung in kausal bedingter und bestimmter Gesetzmäßigkeit, das heißt alle gesellschaftlichen Erscheinungen stehen in einem streng kausalen Zusammenhang, und jede soziale Bewegung geht nach einem ihr innewohnenden, ihre Richtung bestimmenden Bewegungsprinzip vor sich, so daß sich die Aufeinanderfolge aller sozialen Erscheinungen nicht nur als eine kausale Kette darstellt, in der jedes Glied in seiner Eigenart durch die Eigenart der voraufgegangenen Glieder ursächlich bestimmt wird, sondern in der sich auch aus einem Zusammentreffen gleicher Wirkungskräfte unter gleichen Bedingungen immer wieder gleiche soziale Resultate ergeben.« [15] Zwischen Bewegungsgesetzen und Bewegungskräften, den Produktivkräften, wird unterschieden. Die Bewegungsgesetze herrschen überall; da aber die Produktivkräfte nicht »überall einander völlig gleich« sind, da zum Beispiel die Naturkräfte auf der Erde verschieden verteilt sind, so ist auch das Resultat des Zusammenwirkens ein anderes, »... wenn in verschiedenen Gegenden und Zeiten verschiedene Kräfte als Bewegungsfaktoren zusammenwirken«, muß »auch das Bewegungsergebnis ein verschiedenes sein«.[16] Wenn Marx und Engels dies auch nicht ausführten, so ergibt sich (immer nach Cunow, und meines Erachtens völlig mit Recht) doch aus ihren Darlegungen »klar und deutlich, daß er (Marx) durchaus nicht der Ansicht war, überall auf der Erde vollziehe sich die gesellschaftliche Entwicklung in genau derselben Richtung unter Einhaltung derselben Phasen«.[16]

Das Gesetz — wir erkennen dies — ist also Marx und Engels in der Geschichte als Wissenschaft ganz dasselbe wie in der Naturwissenschaft. Das Gesetz sagt aus, daß jedesmal, wenn der Zustand »a« vorhanden ist, der Zustand »b« die Folge ist. Der Variabilität der geschichtlichen Geschehen tragen beide Altmeister durchaus Rechnung. »Mit der Einführung des Metallgeldes« tritt »eine Reihe von Gesetzen in Wirksamkeit, die für alle Länder und Geschichtsabschnitte gültig bleibt«.[17] Da aber in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Geschichtsabschnitten die Produktivkräfte verschieden sind und nicht gleichmäßig dementsprechend als Funktionen aufeinander wirken, kann das Resultat nicht identisch sein. In dem Jahre »J« sei

---

[15] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 332.
[16] Cunow, ebenda, S. 333.
[17] Cunow, ebenda, S. 334. (Zitat aus dem »Anti-Dühring«.)

der Zustand »a«, in dem Jahre »J_1« der Zustand »a_1«. Dann wird dem Zustand »b« ein Zustand »b_1« entsprechen, der dem von »a_1« folgt. Denn »b« kann nur »a«, nie aber »a_1« folgen.[18] Das Prinzip des Geschehens ist das gleiche. Und hiermit können wir eine Tatsache feststellen, die das Wesen nicht nur der modernen mathematischen Naturwissenschaft, sondern auch der Geschichtswissenschaft und des wissenschaftlichen Sozialismus seit Marx und Engels ist: Das mittelalterliche »göttliche« Gesetz hat für die Wissenschaft aufgehört, zu existieren; das Gesetz — stets auf sein Recht Gesetz zu sein dadurch fußend, daß die gegebenen Tatsachen es bestätigen — wird zum Prinzip der Erforschung der anscheinend unzusammenhängend dem Denken gegebenen Erscheinungen. Erst das Prinzip schafft Ordnung; aber es ist ein Prinzip, dessen gesetzliches Recht durch empirische Untersuchung bestätigt ist. Bei Erforschung der geschichtlichen Zusammenhänge zu bestimmten Zeiten wird das Prinzip der Gesichtspunkt der Untersuchung. Das Urteil der Untersuchung spricht dann vom Gesetz dieser besonderen Zusammenhänge; die Anwendung des Terminus Gesetz ergibt sich als typische Folge der nochmaligen besonderen Bestätigung des Prinzips für den Einzelfall. Da im geschichtlichen Geschehen mehrere Prinzipien zusammentreffen, ergibt sich die Aufgabe, diese im System als Einheit zu erfassen, um hieraus die geschichtliche Dynamik erkenntlich zu machen. Das gleiche meint Cunow, wenn er von der »Kraft der Verelendungstendenz in ihrem Kampfe mit den Gegentendenzen« spricht — bei Cunow ein mehr vitalistischer, bei mir der Begriff der Kraft ein funktional-dynamischer. Es muß einmal ausgesprochen werden: **Kepler und Galilei sind die Väter der ökonomischen Geschichtsauffassung!**

In diesen Zusammenhang gehört noch die Erörterung über die »dialektische Methode«. Völlig sind die Cunowschen Worte zu unterschreiben: »Die Dialektik, wie Marx sie versteht, ist... nicht etwas Fremdes in der Marxschen Gesellschaftswissenschaft, etwas aus bloßer Anhänglichkeit aus der Hegelschen Logik Übernommenes, sondern die Dialektik in ihrem Zusammenhang mit dem Marxschen Begriff der geschichtlichen Notwendigkeit ist ein höchst wichtiger Eckstein der Marxschen Entwicklungstheorie, dessen Wegnahme den Fall großer Teile seiner zwar nicht innerlich überall völlig ausgebauten, aber in sich durchaus geschlossenen Lehre nach sich ziehen würde.«[19] Was aber bedeutet die Marxsche Dialektik? Ist sie der Hegelschen identisch? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Die Hegelsche Dialektik ist ein Denken in These und Antithese; es ist ein steifes Gegenüberstellen superlativer Begriffe, die ontologisiert werden. Marx wie Cunow denken dynamisch-funktional. Wohl finden wir noch manchmal bei Marx Hegelsche Bilder, wie zum Beispiel das Umschlagen der Quantität in die Qualität — wir müssen dies feststellen; jedoch viel wichtiger als diese Tatsache der Beeinflussung durch Hegel erscheint der fundamentale Unterschied zwischen der Marxschen und Cunowschen Denkweise einerseits und der Hegelschen andererseits. Auch Cunow weiß diesen Unterschied wohl zu würdigen, doch geht er naturgemäß weniger hierauf von unserem Standpunkt aus ein. Nach

[18] Es sei auch verwiesen auf Dr. Kurt Sternberg, Zur Logik der Geschichtswissenschaft. Philosophische Vorträge der Kantgesellschaft. Berlin 1914, Verlag Reuther & Reichard.

[19] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 347.

ihm sieht »Marx in der Dialektik nur eine Betrachtungsmethode zur Erfassung der gesellschaftlichen Entwicklungsrelationen«.[20] Als Beleg hierfür führt Cunow ganz ausgezeichnete Stellen von Marx wie Engels an. Der Begriff des Gesetzes, des Prinzips bringt Marx zu seiner Dialektik, die nichts ist als ein Denken in Funktionen. Die gesellschaftlichen Funktionen in ihrem systematischen Zusammenhang will er allein feststellen. So kann ihm gar nicht die steife Stellung der These zur Antithese genügen. Cunow spricht typisch von den »wirtschaftlichen Funktionsgebieten«.[21] Das Wie des »Fortschreitens der Gesellschaft zu neuen Lebensformen« suchen Marx wie Cunow allein festzustellen. Der Feststellung der »kausal bedingten Richtungsbewegung« dient ihr Streben. Wie das Energieprinzip die funktionale Bindungsmöglichkeit für zwei physikalische Zustände liefert, so sollen die verschiedenen Prinzipien der ökonomischen Geschichtsauffassung dies für die Geschichte als Wissenschaft ermöglichen.

Bei Diskussion all dieser Fragen wird der Blick unwillkürlich auf die Begriffe Staat und Gesellschaft gelenkt, auf deren Gebrauch bei Marx wie Engels. Mit Recht nimmt Cunow gegenüber dem Staat einen positiven Standpunkt ein. Die Überwindung der negativen Einstellung zum Staat ist eine der wichtigsten Errungenschaften des Neumarxismus. Diese Feststellung soll hier uns nicht genügen; es soll der Versuch unternommen werden, die Bedeutung von Staat und Gesellschaft, das Verhältnis dieser zueinander derart zu klären, daß hieraus der Marxsche Standpunkt verständlich wird.

Marx' geschichtliche Forschungen betonen die ökonomischen Faktoren, wenn auch — wie Cunow stets zeigt — diese nicht allein in Betracht gezogen werden. Der Begriff der Gesellschaft ist der Begriff der in einem Produktionsgebiet unter bestimmten Produktionsverhältnissen lebenden Individuen. Da nun in einem nicht rein sozialistischen Gesellschaftszustand der Staat das Spiegelbild der Klassengegensätze ist, da der Staat die Form annimmt, die er eben gemäß der funktionalen Bedeutung der einzelnen Klassen zueinander erlangt, so folgert Marx weiter, daß im sozialistischen Gemeinwesen der Staat in der früheren Form nicht existiert. Diese Folgerung drückt er — gewißlich unter manchesterlichem Einfluß — durch Negation des Staates aus, indem dieser »aufhöre« mit Beginn des sozialistischen Zustandes. Höchst lehrreich ist diese Art der Folgerung. Sie enthält nämlich einen rein »ideologischen« Gedanken. Der Kern dieser Darlegungen ist, daß Staat und Gesellschaft, daß ökonomischer Zustand und politischer Ausdruck dieses Zustandes im Sozialismus zur harmonischen Einheit werden. Fern jedem Utopismus muß aber so der Sozialismus, ja kann er überhaupt nur als Idee aufgefaßt werden, eben als unendliche Aufgabe. Denn einerseits war gerade Marx jedem anarchischen Gedanken durchaus abhold, andererseits ist eben die Menschheit realiter nie vollkommen, sondern diese Vollkommenheit ist das Ziel des ewigen Strebens. Auf dem Wege zur Idee, zur selbst gestellten Aufgabe, ist, selbst den ökonomischen Sozialismus vorausgesetzt, der Staat stets »Machtfaktor« als Vertreter aller Individuen eben dieses Staates im Interesse der Gesamtheit gegen die Willkür einzelner.

[20] Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, S. 346.
[21] Cunow, ebenda, S. 334.

Außenpolitische Rundschau

Die Reparationen — Gold- und Sachleistungen — Die Organisierung der Reparationsgewinner — Gratisarbeit — Unsere Außenpolitik — Das Orientproblem — Der Randstaatengürtel

Die Stimmungspolitik, die von der deutschen Presse in internationalen Fragen betrieben wird, hat zu einer Gemütspanik geführt, als die Entscheidung der Reparationskommission in Ausführung der Beschlüsse von Cannes bekannt wurde. Praktisch setzt sich eine derartige Bestürzung zunächst in einen neuen Marksturz um, mit allen üblen Folgen der inneren Entwertung der Mark, und außenpolitisch mit einer Verschlechterung unserer wirtschaftlichen und politischen Stellung. Sieht man sich jedoch die Entscheidung der Reparationskommission näher an, dann findet man, daß sie eigentlich keine Ursache der Enttäuschung bot. Sie hält sich ziffermäßig genau in dem Rahmen der Entschlüsse von Cannes — 720 Millionen in Devisen und 1450 Millionen in Sachleistungen —, nur daß sie die von der deutschen Regierung angebotenen Garantien finanzieller Art weitergehend interpretiert, als Herr Rathenau sich das gedacht hat und wir es erwartet haben. Doch ehe wir auf diese Garantieforderungen eingehen, sind einige Worte über unsere Verpflichtungen für das Jahr 1922 zu sagen.

Ob wir in der Lage sein werden, die 720 Millionen in Devisen aufzubringen, ohne Papiermark auszubieten, darüber kann man sehr begründete Zweifel hegen. Das Jahr 1921 schloß mit einer erheblichen passiven Handelsbilanz ab. Nun waren allerdings die Monate Dezember, Januar und Februar in steigendem Maße aktiv. Freilich bezahlte der deutsche Verbraucher die aktive Bilanz mit einer ungeheuerlichen Verteuerung, als Folge der scharfen Unterbindung der Einfuhr für den inländischen Verbrauch, eine Unterbindung, die die konkurrenzlosen Besitzer von Roh- und Halbstoffen sowie von Lebensmitteln alsbald zu Preissteigerungen ausnutzten. Diese innere Markentwertung hatte natürlich ihren Rückschlag auf den äußeren Wert der Mark. Trotz des Ausfuhrüberschusses sank unser Wechselkurs. Die Folge muß eine Verschlechterung unserer Handelsbilanz sein; denn die in Mark abgeschlossenen Verkäufe und die in Deutschland selbst von Ausländern vorgenommenen Käufe und sonstigen Ausgaben, über deren Umfang man nur Mutmaßungen anstellen kann, müssen infolgedessen natürlich mit einer sehr erheblichen Mindereinnahme abschließen. Dazu kommt, daß wir alle Käufe im Ausland teurer bezahlen müssen. Man kann also heute nicht voraussagen, ob und in welchem Maße unsere Handelsbilanz im Jahre 1922 aktiv sein wird. Davon aber hängt es ab, ob und in welcher Höhe wir Devisenzahlungen leisten können, ohne die Notenpresse in Tätigkeit setzen zu müssen — was unsere Mark nicht mehr verträgt — und ohne eine Anleihe aufzunehmen, die wir kaum bekommen würden.

* * *

Die Sachleistungen sind eine Belastung unseres inneren wirtschaftlichen Marktes. Je niedriger der Wechselkurs ist, desto schwerer wird sie auf die Steuerzahler und die Verbraucher drücken. Bei diesen Sachleistungen haben wir — mehr noch wie bei den Devisenzahlungen — alles Interesse, unsere deutsche Arbeitskraft möglichst zu Weltmarktpreisen zu verkaufen. Ist zum Beispiel der Weltmarktpreis einer Arbeitsstunde gleich 2 Goldmark, während sie in Deutschland gleich 25 Papiermark ist, dann bedeutet dies, wenn 50 Papiermark gleich einer Goldmark sind, daß wir vermittelst der Sachleistungen einesteils an die deutschen Kapitalisten riesige Reparationsgewinne zahlen, andererseits für die Alliierten außer den uns gutgeschriebenen Sachleistungen noch eine enorme Gratisarbeit leisten müssen. Am schärfsten tritt dies natürlich bei den Kohlenlieferungen in Erscheinung, die wir zu Inlandspreisen berechnet bekommen. Trotz der wirtschaftlich ruinösen Kohlensteuer gehen uns auf diese Weise Hunderte von Millionen Goldmark verloren, die wir nicht angerechnet bekommen. Dabei muß auf das merkwürdige Geschenk hin-

gewiesen werden, das Herrn Stinnes und allen anderen Kohlenlieferanten gemacht wird, die die Kohlensortierungen vornehmen. Die 8 Franken, von denen in der Presse die Rede ist, werden nicht den Grubenbesitzern, sondern Deutschland zugesprochen. Es ist also ein Geschenk, das man Herrn Stinnes macht, wenn, ohne die Sortierungskosten in Rechnung zu ziehen, der gesamte Betrag ihm überlassen wird.

Den Gipfel der Organisierung des Reparationsgewinns und der Auspowerung der deutschen Steuerzahler bildet wohl das sogenannte Bemelman-Abkommen. Danach kann von beliebigen Bewohnern — nicht etwa der zerstörten Gebiete, nein! — der alliierten Länder bei einem beliebigen deutschen Fabrikanten eine Bestellung einer beliebigen Ware gemacht werden, die nicht etwa in den zerstörten Gebieten verbraucht werden muß, sondern beliebig wo, auch in den Kolonien; sie soll nur nicht ausgeführt werden dürfen. Eine Kontrolle, daß das nicht geschieht, ist nicht vorgesehen und ist ohne behördlichen Apparat — und der soll ja ausgeschlossen sein (Platz dem freien Handel!) — auch gar nicht möglich. Und angerechnet bekommt Deutschland nicht etwa den Weltmarktpreis, sondern die Papiermark, die es den deutschen Lieferanten zu zahlen hat. L'Allemagne paiera!

In der Praxis wird es so sein, daß die zerstörten Gebiete von den Waren nichts zu sehen bekommen werden, die deutsche Reparationsgewinner an irgendwelche Schieber irgendwelcher Nationalität, die zufällig in Frankreich oder Belgien ihren Wohnsitz haben, liefern, die wir in Papiermark bezahlen, von deren reellem Werte wir nur einen Bruchteil angerechnet bekommen, während man in der ganzen Welt weiter mit den zerstörten Gebieten gegen Deutschland Propaganda machen wird. Das ist nichts anderes als die Sabotage des Wiederaufbaus und der Aussöhnung, die Ausplünderung der deutschen Volkes und die Verhöhnung der Bewohner der zerstörten Gebiete. Es ist unter diesen Umständen undenkbar, daß dieser Vertrag in Kraft gesetzt wird. Da muß der Reichstag nach dem Rechten sehen.

* * *

Wenn die Regierung und der Reichstag sich gegen die Eingriffe in die innere Steuerhoheit, die die Reparationskommission sich anmaßt, zur Wehr setzen, ist dagegen nichts zu sagen. Die Frage ist nur, ob das mit den rechten Mitteln geschehen ist. Der etwas lärmende und persönliche Ton sowie das Ausspielen Lloyd Georges gegen Poincaré waren zweifellos Mißgriffe. Man kann sie zurückführen auf das Bedürfnis, die Deutsche Volkspartei günstig zu stimmen. Selbst das ist aber nur halb gelungen. Unsere führenden Politiker sollten nie vergessen, daß die gefährlichste Außenpolitik die nationalistische Rechnungsträgerei ist. Das Resultat war denn auch die Annäherung der Ministerpräsidenten Frankreichs und Englands auf einer gemeinsamen Linie.

Dagegen waren die Bemerkungen Rathenaus über Amerika klug und taktvoll. Wir glauben auch nach allem, was man über Herrn Wiedfeldt weiß, daß mit dessen Ernennung zum Botschafter in Washington ein recht guter Griff getan wurde. Nach der innerpolitischen Situation in den Vereinigten Staaten kann nur a big business man dort imponieren. Und das ist in den Augen des Auslandes ein Generaldirektor von Krupp. Der neue Botschafter scheint auch die sonstigen Qualifikationen zu besitzen. Die außerordentlich herzlichen Worte des neuen amerikanischen Botschafters in Berlin auf dem Abschiedsbankett in Washington, herzlichere Worte, als wir sie seit Jahren selbst von neutralen Diplomaten zu hören bekommen haben, sind das beste Echo dieser Aktion.

Es wäre die verfehlteste Politik, die sich auf einer offenen oder fühlbaren Spekulation auf die Uneinigkeit der Alliierten aufbaut. Das tief wurzelnde Mißtrauen gegen Deutschland würde dadurch nur geweckt und gestärkt. Man braucht nur die Reden von Poincaré und Lloyd George nachzulesen, die gewissermaßen die Programmreden für Genua waren, um sich zu überzeugen, daß ein lärmender Vorstoß sofort England und Frankreich wieder zusammenbringen würde.

Auch die Einigung in der Orientfrage, die so viel zur Entzweiung der beiden Westmächte beigetragen hat, dürfte nicht ganz ohne Zusammenhang damit sein. Diese Revision des Vertrags von Sèvres, nicht die erste und nicht die letzte dieses Vertrags, hat in Wirklichkeit wohl die französischen und die englischen Interessen in einem mageren Vergleich ausgeglichen, aber ganz unmögliche Grenzen gezogen, viel schlimmere als die vorigen. Im ursprünglichen Vertrag waren die Gebiete »arrondiert«, und zwar einzig auf Kosten der Türkei. Jetzt sind die Grenzen zerfetzt und verschlungen, niemand ist befriedigt, und alle sind benachteiligt. Von der Selbstbestimmung der Völker ist weniger als je die Rede. Die Armenier werden auf eine Heimat in Nirgendwo vertröstet. War der erste Vertrag von Sèvres der Ausdruck der brutalen Macht, so ist seine versuchte Revision der Ausdruck der Ohnmacht und der Unfähigkeit.

* * *

Dasselbe Spiel kann man bei der »Lösung« des Randstaatenproblems beobachten. Nachdem die Alliierten erst von oben herab dekretierten, begnügen sie sich jetzt, zu intrigieren und im übrigen ihrem verhätschelten Schreckenskind Polen freie Hand zu lassen. (Nach dem Vorschlag von Keynes soll Deutschland dem bankrotten Polenstaat durch eine Zahlung von einer Goldmilliarde auf die Strümpfe helfen!) Wenn aber auch Polen bisher nicht imstande war, seine inneren Verhältnisse zu sanieren, so kann man ihm doch gewisse äußere Erfolge nicht absprechen. Die »freiwillige« Einverleibung des Gebiets von Wilna ist erfolgt. Gegen Rußland ist unter der Führung von Polen und unter Ausschluß von Litauen eine Entente der Randstaaten abgeschlossen worden. Allerdings scheint in Finnland die Opposition der Sozialisten mit Hilfe der Schweden das Bündnis zu Fall zu bringen. Jedenfalls wird es aber in Genua so sein, daß wir uns einer wieder geschlossenen Front der Alliierten und auf der anderen Seite einer unter Polens Führung stehenden Doppelentente der Südost- und Nordoststaaten gegenüber befinden werden. Und diese Situation wird bei der Abstinenz der Vereinigten Staaten den Spielraum für die deutsche Politik noch mehr verengen, als er ohnehin schon ist. J. S.-J.

Die Frauen in der Gewerkschaftsbewegung

Von **Ernst Wilh. Neumann**

Die Frauen haben viel früher den Weg zu den Gewerkschaften als zu der Sozialdemokratie gefunden — nicht ohne gewichtigen Grund. Im Jahre 1908 wurde endlich das Reichsvereinsgesetz im Reichstag durch die letzte Lesung gehetzt. War es bis dahin den Frauen verboten, sich politisch zu organisieren, so enthielt das neue Gesetz dieses Verbot nicht mehr. Für die proletarische Frauenbewegung bedurfte es allerdings dessen kaum; sie hatte sich bereits in einem zähen Kleinkrieg eine politische Bewegungsfreiheit erkämpft, mit der sie auch ohne formales Recht auszukommen vermochte. Dieser Kleinkrieg hatte jedoch recht lange gewährt. Erst 1900 fielen die ersten Erfolge den Frauen zu. Vorher waren die Frauen den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt. Sie durften zwar Bildungsvereine gründen und sich in diesen über ihre häuslichen Angelegenheiten unterhalten, nicht aber Politik treiben. Geschah es trotzdem, verfielen die Vereine der Auflösung. Ebenso war es den Frauen verboten, politische Versammlungen zu besuchen oder Versammlungen abzuhalten, in denen über politische Fragen gesprochen wurde.

Wurde dadurch der Frau jede Beteiligung am politischen Leben unmöglich gemacht, so stand es ihr im Gegensatz hierzu frei, ob sie sich einer Berufsvereinigung zum Zwecke der Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen anschließen wollte oder nicht. Das Recht, mit dem Manne gemeinsam die wirtschaftlichen Interessen ihrer Klasse und ihres Berufs zu vertreten, ist der Frau nie in gleichem Maße verkümmert worden wie das Recht, Politik zu treiben. Von diesem Recht haben denn

auch die Frauen, namentlich die in der proletarischen Frauenbewegung stehenden, in reichlichem Maße Gebrauch gemacht.

Solange die Frau dem Erwerbsleben fernsteht, liegt selbstverständlich für sie kein wichtiger Grund vor, sich den Gewerkschaften anzuschließen. Das ändert sich aber, wenn sie in einen gewerblichen Beruf eintritt. Dann entscheidet nicht nur das Berufs-, sondern auch das Klasseninteresse. Die Frau sieht sich gewissermaßen gezwungen, sich auf die Seite der Männer zu stellen, mit denen sie gemeinsam arbeitet. Von vielen Frauen wird zwar auch heute diese Notwendigkeit noch nicht eingesehen; wie sehr aber immerhin die Mehrzahl der im Erwerbsleben stehenden Frauen die Gleichartigkeit ihrer Interessen mit denen der Männer erkannt hat, darüber geben die weiblichen Mitgliederzahlen der den freien Gewerkschaften angeschlossenen Berufsverbände deutlichen Aufschluß. An erster Stelle stehen die Fabrikarbeiterinnen. Sie lernen sehr schnell die Macht der Organisationen schätzen. Wenn trotzdem die Zahl der in den Gewerkschaften organisierten Frauen in keinem rechten Verhältnis zu der Summe der berufstätigen Frauen steht, so muß man berücksichtigen, daß die meisten Frauen die berufliche Beschäftigung als ein Durchgangsstadium betrachten, das nur so lange dauert, bis sie heiraten und sich einen eigenen Hausstand gründen können.

Am Schlusse des Jahres 1921 schloß die Gewerkschaftsbewegung mit einem weiblichen Mitgliederstand von 1 618 296 Personen ab. Das ist eine recht ansehnliche Ziffer, doch steht sie gegen 1920 zurück, denn am 31. Dezember 1920 befanden sich bereits 1 685 911 weibliche Mitglieder in den dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen 52 Berufsverbänden. Der Rückgang der weiblichen Mitgliederziffer resultiert aus der Tatsache, daß am 30. September 1921 der Zentralverband der Angestellten mit seinen 145 110 weiblichen Mitgliedern zu dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund (Afa) übertrat. Interessant dürfte in diesem Zusammenhang eine Übersicht über den Anteil der weiblichen Mitglieder an der Gewerkschaftsbewegung in früheren Jahren sein. Folgende Tabelle gibt darüber Auskunft, deren Berechnung die Jahresdurchschnittsziffern zugrunde gelegt worden sind:

Jahr	Zahl der Verbände	Mitgliederzahl insgesamt	Mitgliederzahl davon weibl.	Jahr	Zahl der Verbände	Mitgliederzahl insgesamt	Mitgliederzahl davon weibl.
1892 . .	56	237 094	4 355	1906 . .	66	1 689 709	118 908
1893 . .	51	223 530	5 384	1907 . .	61	1 865 506	136 929
1894 . .	54	246 494	5 251	1908 . .	60	1 831 731	138 443
1895 . .	53	253 175	6 697	1909 . .	57	1 832 667	133 888
1896 . .	51	329 230	15 265	1910 . .	53	2 017 298	161 512
1897 . .	56	412 359	14 614	1911 . .	53	2 339 785	191 332
1898 . .	57	493 742	13 481	1912 . .	50	2 553 162	222 809
1899 . .	55	580 473	19 280	1913 . .	49	2 573 718	230 809
1900 . .	58	680 472	22 844	1914 . .	48	2 511 137	222 788
1901 . .	57	677 510	23 699	1915 . .	48	1 159 497	177 535
1902 . .	60	733 206	28 218	1916 . .	48	966 705	185 810
1903 . .	63	887 698	40 666	1917 . .	49	1 106 657	268 614
1904 . .	63	1 052 108	48 604	1918 . .	50	1 664 991	422 957
1905 . .	64	1 344 803	74 411	1919 . .	52	5 479 078	1 192 767

Während des Krieges ging die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen stark zurück. Den niedrigsten Stand erreichte die Ziffer der organisierten Arbeiterinnen am 31. Dezember 1915 mit 174 732. Von da ab stieg sie wieder, und zwar bis kurz vor Beendigung des Krieges auf 375 407. Erst nach dem 9. November 1918 setzte die starke Zunahme der Mitgliederziffern in den Gewerkschaften ein. Am Zähltag, 31. Dezember 1918, gehörten bereits 675 846 weibliche Mitglieder den freigewerkschaftlichen Zentralverbänden an.

Den größten weiblichen Bestand hat der Textilarbeiterverband aufzuweisen. Er stieg von 279 280 am Schlusse des Jahres 1919 auf 349 026 Mitglieder im Jahre

1920 und 430 350 im Jahre 1921. Ein deutliches Zeichen dafür, daß in der Textilindustrie von Jahr zu Jahr erhöhte Neueinstellungen vorgenommen worden sind. Eine ungefähr ebenso starke Zunahme der weiblichen Mitgliederziffer haben aufzuweisen der Metallarbeiterverband und der Fabrikarbeiterverband. Der Landarbeiterverband hatte dagegen im Jahre 1921 nicht mehr weibliche Mitglieder als 1919. Zurückgegangen ist die Mitgliederziffer der Hausangestellten von 31 015 im Jahre 1919 auf 19 648 im Jahre 1921. Die übrigen Verbände haben meist ihren weiblichen Mitgliederbestand auf gleicher Höhe gehalten.

In einer Reihe von Verbänden überwiegen die weiblichen Mitglieder, zum Beispiel in den Verbänden der Angestellten, Textilarbeiter, Tabakarbeiter, Hausangestellten, Buchbinder, Hutmacher, Kürschner, Schneider, Chorsänger usw. In den meisten Verbänden ist aber die Zahl der Männer jener der weiblichen Mitglieder erheblich überlegen. In manche Verbände haben überhaupt erst während der Kriegszeit Frauen Eingang gefunden; vornehmlich sind das Verbände solcher Berufszweige, die vor dem Kriege den Frauen verschlossen blieben. Weibliche Dachdecker, Bergarbeiter und Eisenbahner hat es vor dem Kriege kaum gegeben. Erst während der Kriegszeit vermochten die Frauen in diese Erwerbszweige einzudringen. Daß in diesen Verbänden nach Beendigung des Krieges die weibliche Mitgliederziffer rapid zurückging, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Frauen den aus dem Felde zurückgekehrten Männern die Arbeitsplätze frei machen mußten. Auch in anderen Berufen ist das geschehen, schon weil das Demobilmachungsgesetz die Frauen von der berufsmäßigen Beschäftigung ausschaltete, deren Männer ein ausreichendes Einkommen hatten.

Daß die Arbeiterinnen im allgemeinen schwerer für die Organisation zu gewinnen sind als die Männer, ist bekannt; aber auch die Fluktuation der einmal gewonnenen weiblichen Mitglieder ist verhältnismäßig größer. Die Begeisterung für die Organisation macht nach einer glücklich bestandenen Lohnbewegung gewöhnlich bald einem Pessimismus Platz; ferner muß die Werbearbeit bei jedem Wechsel des Arbeitsplatzes von neuem aufgenommen werden. Tatsächlich ist es viel schwieriger, die Frauen in der Gewerkschaft festzuhalten, als sie für eine politische Organisation zu interessieren. Die Fluktuation der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder läßt sich treffend an einem Beispiel aus dem Holzarbeiterverband illustrieren. Im Jahre 1916 hatten sich 4955 Arbeiterinnen der Holzindustrie in diesen Verband aufnehmen lassen. Die Gesamtzahl der weiblichen Mitglieder stieg aber nur um 2402, nämlich von 5770 auf 8172. Noch schlimmer stand es im Jahre 1917. Von 18 864 neu aufgenommenen Arbeiterinnen gingen bald 8580 wieder verloren, also nahezu die Hälfte.

Erwähnt sei noch, daß die in den Gewerkschaften organisierten Frauen über ein eigenes Organ (»Gewerkschaftliche Frauenzeitung«) verfügen, deren Leitung in den Händen von Gertrud Hanna liegt. Die monatlich zweimal erscheinende Zeitung blickt auf ein sechsjähriges Bestehen zurück. Sie wird den gewerkschaftlich organisierten Frauen unentgeltlich zugestellt.

Literarische Rundschau

Leopold v. Wiese, **Einführung in die Sozialpolitik.** 2. Auflage. Handelshochschulbibliothek, 9. Band. Leipzig, G. A. Glöckner, Verlag für Handelswissenschaft. 296 Seiten.

Das vorliegende Werk bildet eine wertvolle Bereicherung unserer verhältnismäßig spärlichen wissenschaftlichen Literatur über Sozialpolitik. Wir können es als eine der besten zusammengefaßten Arbeiten über diese weitverzweigte Wissenschaft bezeichnen. Durch die erste Auflage im Jahre 1910 hat sich das Werk in Fachkreisen gut eingeführt. Doch zeigte die erste Auflage in der klaren Hervorkehrung der Pro-

bleme und der scharfen Kennzeichnung wesentlicher Fragen dieses strittigen Gebiets manche Mängel. Demgegenüber bildet die angezeigte Neuauflage eine ganz erhebliche Verbesserung. Nicht nur erfuhren die einzelnen Kapitel eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung, sondern auch all die zahlreichen neuen Probleme und Gegenwartsfragen, wie sie sich mit der politischen Neuorientierung seit dem Weltkrieg und der Revolution in den Vordergrund drängten, wurden, soweit dies schon möglich, eingehend berücksichtigt. Fast scheint es gewagt, schon heute, mitten im Strudel sozialpolitischer Neuerungen, eine umfassende Abhandlung dieser Art zu schreiben, wo doch seit der Revolution 1918 ein neuer Abschnitt unseres sozialen Lebens mit grundverschiedener Einstellung begonnen zu haben scheint. Ein Vollendungsstadium der sozialpolitischen Gesetzgebung und Selbsthilfebestrebungen abzuwarten, hieße aber die Bedürfnisse der Gegenwart nach einer gedrängten Darstellung des geschichtlich Gewordenen und nach einer deutlichen Zusammenfassung und kritischen Übersicht des Neuen verkennen. Ein einheitliches klares Bild der gesamten Entwicklung bis zum heutigen Stande der Sozialpolitik wird uns vorgeführt, und vielleicht ist gerade die scharf umrissene Gestaltung des umfangreichen Stoffes als das Schwierigste bei der ganzen Aufgabe zu bezeichnen!

Das erste Kapitel behandelt die allgemeinen Probleme. Ausgehend von einer Klärung der Begriffe zeigt der Verfasser die Entstehung der Sozialpolitik als wissenschaftlicher Disziplin und behandelt sehr eingehend Wesen, Zweck und Bedeutung der Sozialpolitik und die Beziehungen zu ihren Grenzgebieten, der Nationalökonomie, der sozialen Ethik und Volkswohlfahrtspflege. — Von den gesellschaftlichen Klassen handelt das zweite Kapitel. Hier verdient v. Wiese als Soziologe ganz besonderes Interesse. Nach einer geschichtlichen Behandlung der Struktur der gesellschaftlichen Beziehungen von der ältesten Zeit ab unterwirft er das interessante Gebiet der modernen Klassenbildung und der neuen Tendenzen der Klassenordnung seit dem Kriege einer allseitigen umfangreichen Betrachtung. — Das folgende Kapitel zeigt das Werden der Arbeiterfrage, die Entwicklung vom freien individuellen Arbeitsvertrag bis zum Rätesystem. Bemerkenswert ist besonders die Behandlung aktueller Fragen, wie das Verhältnis der gelernten zu den ungelernten Arbeitern, die Lebenshaltung und Arbeitsbedingungen heutiger Arbeitergruppen, die Arbeiterinnenfrage usw. — Hieran anschließend wird im vierten Kapitel das schwierige Problem des Arbeitslohns berücksichtigt. — Dem Wesen und der Geschichte der öffentlichen Hilfe ist das fünfte Kapitel gewidmet. Nach einer allgemeinen Betrachtung wird auf die eingehende Darstellung der Geschichte des Arbeiterschutzes besonderer Wert gelegt. Zunächst werden die vorbildlichen englischen Arbeiterschutzeinrichtungen geschildert, denen dann die der übrigen europäischen Staaten gegenübergestellt werden.

Mit dem Kriege schließt eine Phase der deutschen Entwicklung ab. Die Weiterbildung nach dem Weltkrieg mit ihrer ganz neuen sozialpolitischen Einstellung findet allseitige Berücksichtigung. Aktuellen Problemen wie der neuen Arbeitsvertragsjustiz, der Regelung des Arbeitsmarktes und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit werden besondere Abschnitte gewidmet. — »Das Wesen der Selbsthilfe« ist das sechste Kapitel überschrieben. Es behandelt in breitem Rahmen die seit dem Aufkommen des Koalitionsrechts und der Koalitionsfreiheit entstandenen Interessenorganisationen der Arbeiter und Angestellten, die Arbeiterberufsvereine, die Gewerkschaften und Gewerkvereine und die Berufsvereine anderer koalierter Gesellschaftsschichten. Nicht vergessen sind auch die in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Arbeitgeberverbände und Arbeitsgemeinschaften. Den Kämpfen all dieser Gesellschaftsschichten untereinander, den Streiks und Aussperrungen, wurde eine ebenso eingehende Betrachtung zuteil wie den Mitteln der Streikverhütung und Streikschlichtung, den Tarifverträgen und Tarifgemeinschaften. Einem gegenwärtig so wichtigen Abschnitt der Sozialpolitik, der Landarbeiterfrage, bei der es sich um ein »eigentümliches Geflecht« von Selbsthilfe und öffentlicher Hilfe handelt,

wurde besondere Beachtung geschenkt. — Das letzte Kapitel handelt von den Grenzfragen der Sozialpolitik, der Volkswohlfahrtspflege, dem Armenwesen und der Wohnungsfrage. Die politischen Postulate des Verfassers klingen in dem Wunsche aus, daß eine allgemeine Kulturpflege und Kulturpolitik das gegenwärtige Unheil sozialpolitischer Bureaukratisierung und Reglementierung überwindet und die großen Linien der Schaffung einer harmonischen Volksgesamtheit wieder deutlicher hervortreten läßt als in der Gegenwart. W. Schöttler

---

Bruno Wille, **Hölderlin und seine heimliche Maid.** Roman. Dresden, Verlag von Karl Reißner. 186 Seiten. Preis gebunden 36 Mark.

Als vor zwanzig Jahren der verstorbene Genosse Franz Diederich in unserem Dresdener Parteiverlag die noch heute lesenswerte Schrift über Friedrich Hölderlin erscheinen ließ, war diese eine einzelne Tat. Mit klugem Blick hatte Diederich die Zukunftswerte in jenes Dichters Werk erkannt, der in ein seiner Seele fremdes Jahrhundert hineingeboren war. Stand damals Franz Diederich als Verehrer und Interpret Hölderlins fast vereinzelt da, so ist das heute anders geworden. Wir fühlen die Zeitparallele, und so beginnt man gegenwärtig die Blicke wieder nach dem Tübinger Stiftszögling zu werfen, der in noch jungen Jahren dem Wahn anheimfiel und ein trübes Ende fand. Das Lebens- und Liebesschicksal Friedrich Hölderlins hat jetzt Bruno Wille in einem knapp gehaltenen Roman gestaltet. Hölderlins menschliches Schicksal war die »Maid von Senftenau«, Diotima Gontard, die Gattin des Frankfurter Bankiers Gontard, dessen Kinder der junge Hölderlin unterrichtete. Nach einer Wille eigenen Art bewegt sich die Handlung des Romans teilweise in abschnittlangen Monologen, aus denen uns die Empfindungen der beiden Hauptbeteiligten entgegenströmen, Empfindungen, die auch die des Verfassers sind und die sich in die Worte fassen lassen: tiefste Durchseelung des Wirklichkeitslebens im Hölderlinschen Sinn und Abwendung von der »Sklaverei der Notdurft und Nützlichkeit«. Hölderlin-Freunden wird der Roman sicherlich willkommen sein, in weitere Kreise wird das Buch jedoch bei seiner auf das griechische Ideal eingestellten Geistigkeit, von der unsere »entgötterte Welt« weiter denn je entfernt ist, kaum eindringen.

Bruno Wille kündigt übrigens noch zwei verwandte Bücher an: »Die Maid von Senftenau« und »Legenden von der heimlichen Maid«. Kl.

Wenzel Holek, **Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher.** Lebensgang eines deutsch-tschechischen Arbeiters. Zweiter Teil. Mit einer Einführung von Dr. Theodor Greparz. Jena, Eugen Diederichs. 173 S. Preis geh. 25 M., geb. 35 M.

Zusehends mehren sich die Schriften, die hineinleuchten in den Werdegang des um seine Selbstbefreiung ringenden Arbeiters. Petzolds und Brögers autobiographische Aufzeichnungen gehören hierher; in gewissem Sinne auch Bebels Lebenserinnerungen. Einen gewissen Anstoß zu derartigen Publikationen hat seinerzeit Paul Göhre gegeben. Er war einer der ersten, die sich um die Erkenntnis der Arbeiterpsyche mühten. Er war es auch, dem wir die Veröffentlichung des ersten Teils der Holekschen Aufzeichnungen verdanken. Und nun liegt im zweiten Teil dieser Aufzeichnungen ein Werk von so eminenter Bedeutung für das Verständnis unserer Zeit vor uns, daß wir seine Lektüre nicht nur jedem Arbeiter und Arbeiterfreund, sondern jedem vorurteilsfrei Denkenden angelegentlichst empfehlen können. Noch selten hat ein Zeitgenosse den nackten, erbarmungslosen Kampf um das tägliche Stück Brot so schlicht, so phrasenfrei und doch so wuchtig geschildert wie Holek. Seine Lebensbeichte ist eine einzige große Anklage gegen die herrschende Gesellschaft. So oft er auch sich emporzuringen trachtet, immer wieder wird er in die Dunkelheit der Daseinstiefe hinabgeschleudert. Aber er ist zäh, er läßt sich nicht abschrecken. Er glaubt — glaubt an Menschentum und Menschenwürde. Und so schafft er unentwegt am Werke seiner Selbstbefreiung. Er, der Ungelernte, windet sich durch zahllose Berufe. Er, der kaum des Lesens und Schreibens kundig ist, ar-

beitet in seinen karg bemessenen Mußestunden an der Ausweitung seines Wissens. Seine Zähigkeit wird belohnt. Seine Aufzeichnungen und Beobachtungen, die er in einem stärker und stärker anschwellenden Buche zusammengetragen, finden einen Verleger. Sein Buch erregt Aufsehen. Man liest es. Man muntert den Verfasser zu weiteren Veröffentlichungen auf. Man unterstützt ihn. Man bahnt ihm den Weg zu seinem eigentlichen Beruf: Holek wird Jugenderzieher, als welcher er gegenwärtig in Berlin wirkt. Es ist ganz selbstverständlich, daß dieser Mann ein Sozialist ist, ein Sozialist sein m u ß. Und so wirkt er denn auch im sozialistischen Sinne an der Bildungsarbeit für sozialistisch denkende Menschen, und so versucht er es, die ihm anvertraute Jugend durch den Sozialismus über diesen hinaus zur höchstentwickelten Menschlichkeit zu erziehen. So wächst sich bei der Lektüre des Buches das Lebensschicksal eines einzelnen zum Lebensschicksal einer ganzen Klasse aus: ein Zeitdokument von so erschütternder Tiefe und doch so tröstlich erhebendem Ausblick, wie wir ihm nur ganz selten begegnen. Den literarischen Wert des Buches kann man ganz kurz vielleicht so zusammenfassen: nirgends ein Überschwang, nirgends der Versuch, gewaltsame Wirkungen zu erzielen; die Sprache ist schlicht und kräftig; das Aufzählen und Aneinanderreihen der Lebensgeschehnisse ist, ohne jemals spannend zu sein, niemals ermüdend. Vor allem aber hat man überall die Empfindung einer unbestechlichen Wahrheitsliebe. Das flößt doppeltes Vertrauen ein. Wer den aufwärtsringenden Arbeiter unserer Tage frei von jeder Retusche kennenlernen will, den verweisen wir auf Holeks starkes, reiches und lebenswahres Buch. L. L.

Artur Heye, **Vitani.** Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika 1914 bis 1916. Leipzig, Grunow & Co. 286 Seiten. Preis broschiert 21 Mark, in Halbleinen 27 Mark, in Ganzleinen 30 Mark.

Kriegsbücher in belletristischer Form interessieren heute immer weniger; Jagd- und Kolonialschilderungen desgleichen. Für Heyes Ostafrikabuch trifft das aber nicht zu. Es fällt so ganz und gar aus dem Rahmen des Üblichen heraus, daß es zum mindesten Beachtung beanspruchen kann. Dazu kommt, daß Heye Sozialist ist und als solcher eine Anzahl seiner in dem vorliegenden Buche gesammelten Aufzeichnungen in unserem Leipziger Parteiblatt hat erscheinen lassen, wo sie mit vielem Interesse gelesen wurden. Was Heye gibt, sind weder Robinsonaden noch Münchhausiaden. Es ist die glänzend geschriebene Schilderung der afrikanischen Wildnis mit ihren Palmen und Steppen, mit ihren raubtierstimmenerfüllten Nächten, mit ihrer trägen, doch gutmütigen schwarzen Bevölkerung. Ein weich malender lyrischer Ton durchschwingt oft die Schilderung, die mit Worten von wunderbar kräftiger Plastik uns vor Augen geführt wird. Bei einem Ausflug in die Felseneinsamkeit des Kilimandscharo wird Heye von der Nachricht überrascht: in Europa ist der Weltkrieg ausgebrochen, bald wird er seine fressenden Flammen auch in die deutschostafrikanische Abgeschiedenheit hinübertragen. In dem Weltenbummler und Sozialisten wächst urplötzlich ein vorher nie gekanntes Heimatsgefühl groß. Allgewaltig drängt es ihn nach Tanga hinunter, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Und nun erlebt er zwei lange und schwere Jahre hindurch alle Ungebundenheit, aber auch alle Schrecknisse des Krieges. Seine Gesundheit nimmt schließlich dauernden Schaden; vom Malariafieber betäubt, fällt er in englische Gefangenschaft. Zu einem bunten, lebhaften Bilde ist der Inhalt des Buches gestaltet: Patrouillengänge im Busch wechseln mit Löwenjagden, Vorpostengefechte mit wilden Leopardenabenteuern. In drängendem Flusse rollt sich die Handlung: alles ist ein farbensprühendes Geschehen, ein tropisches Schauen, ein spannendes Erleben. Jede Seite erbringt den Beweis dafür, daß hier ein Dichter am Werke war, der die große Tragödie seiner Zeit und seines Volkes begriff, der im besten Sinne ein Sozialist, das heißt durch und durch ein moderner Mensch war. L. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 21. April 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kritisches zur Reform der Gemeindeverfassung in Preußen

Von Paul Hirsch

Die völlige Stagnation der Gesetzgebung auf dem Gebiet der Verwaltungsreform ist eines der charakteristischsten Merkmale des alten Preußen. Vergegenwärtigt man sich, daß das Werk eines Stein und Hardenberg in den ersten Anfängen steckengeblieben ist und daß selbst diese bescheidenen Anfänge einer organischen Neuordnung bald wieder rückwärtsrevidiert wurden, hält man sich ferner vor Augen, daß seit der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 ein nennenswerter Fortschritt überhaupt nicht mehr zu verzeichnen ist, und erinnert man sich an die noch unmittelbar vor Kriegsausbruch in allen parlamentarischen Verhandlungen zutage getretene Abneigung der Regierung und beider Häuser des Landtags gegen jeden wie immer gearteten Fortschritt, so gewinnt man ein Bild von dem ganzen Elend der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung. Das Preußen vor 1918 war eben, wenn auch nicht der äußeren Form, so doch seinem inneren Wesen nach der absolute Polizeistaat geblieben. Als andere deutsche Bundesstaaten sich längst eines freien Wahlrechts erfreuten, hielt Preußen noch immer fest an dem die Massen entrechtenden Dreiklassenwahlrecht, nicht nur für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus, sondern im größten Teil der Monarchie auch für die Wahlen zu den Gemeindevertretungen. Das Bestätigungsrecht gab der Regierung die bequeme Handhabe, politisch mißliebige Bürger von der kommunalen Verwaltung fernzuhalten, ganz zu schweigen von der Staatsverwaltung, deren Stellen nur einem eng begrenzten Kreise zugänglich waren, wobei weniger die Fähigkeit und die Tüchtigkeit als die Gesinnung und die Geburt den Ausschlag gaben. Die schlimmsten Auswüchse des alten Systems sind beseitigt. Die Gleichheit aller vor dem Gesetz ist zur Tat geworden, die Verwaltung ist bis zu einem gewissen Grade demokratisiert und den neuen Verhältnissen angepaßt, aber was bisher geschehen ist, bedeutet nichts im Vergleich zu dem, was zu tun noch übrigbleibt.

Es ist unnütz, darüber zu streiten, ob die organische Reform der inneren Verwaltung nicht schon längst hätte durchgeführt sein müssen. Der Erkenntnis von ihrer Notwendigkeit wird sich niemand entziehen, und wenn es nach dem Willen der ersten Revolutionsregierung gegangen wäre, dann hätte die verfassunggebende Landesversammlung sich nicht mit der Schaffung der Staatsverfassung begnügt, sondern auch die Gemeindeverfassungsgesetze, die im Entwurf bereits im Sommer 1919 ausgearbeitet waren, verabschiedet. Die Macht der Tatsachen hat sie daran gehindert. Die Rechtsparteien, unterstützt von der damals noch nicht in Kommunisten und Unabhängige gespaltenen äußersten Linken, drangen aus wahltaktischen Gründen auf die Auflösung der Landesversammlung, und der Kapp-Putsch vollends hat das übrige dazu beigetragen, um die Reform zu vertagen. Dazu kam schließlich nach

den Neuwahlen die wiederholte Umbildung der Regierung, die dem jeweiligen Ressortminister immer aufs neue die Pflicht auferlegte, die Arbeiten seines Amtsvorgängers einer kritischen Nachprüfung zu unterziehen.

Wenn nicht wieder unerwartete Hindernisse eintreten, wird dem Landtag in wenigen Monaten, vielleicht schon in wenigen Wochen, Gelegenheit gegeben sein, eine Aufgabe in Angriff zu nehmen, zu deren Lösung sich das frühere Dreiklassenparlament nicht fähig oder zum mindesten doch nicht willens gezeigt hat. Die Entwürfe einer Städteordnung und einer Landgemeindeordnung sind fertiggestellt und werden, sobald der Staatsrat sich gutachtlich dazu geäußert hat, der Volksvertretung zur Stellungnahme zugehen.

Es gereicht dem alten Preußen wahrhaftig nicht zur Ehre, daß es erst nach seinem Zusammenbruch möglich ist, die Steinschen Gedanken in Gesetzesform zu kleiden. »Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung bildet Liebe zur Verfassung, eine öffentlich richtige Meinung über Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit bei vielen Bürgern, die Geschäfte zu verwalten. Die Geschichte lehrt, daß es viel mehr große Feldherren und Staatsmänner in freien als in despotischen Verfassungen gibt.« Wer zweifelt heute an der Richtigkeit dieses vor mehr als hundert Jahren geprägten Wortes? Um wieviel besser hätte es um uns gestanden, wenn die Epigonen der großen Staatsmänner zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in deren Bahnen gewandelt wären! Statt dessen haben sie gerade umgekehrt den größten Teil der Nation geflissentlich von Gesetzgebung und Verwaltung ferngehalten und der Erziehung der Massen zur Politik Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bereitet. Und hat sich nicht auch sehr zum Schaden des deutschen Volkes bewahrheitet, was Stein über die Feldherren und Staatsmänner sagt? Wer weiß, ob der Ausgang des Krieges nicht ein ganz anderer gewesen, ja ob er überhaupt ausgebrochen wäre, wenn wirkliche Staatsmänner an der Spitze eines wahrhaft freien Deutschlands gestanden hätten?

Bei der Erörterung des Problems einer Neuordnung der Gemeindeverfassung muß man sich unwillkürlich immer und immer wieder in die Gedankengänge der Stein und Hardenberg vertiefen, und je mehr man das tut, desto trauriger gestimmt wird man darüber, daß über ein Jahrhundert so fruchtlos verflossen ist. In den Anfängen seiner Regierung schrieb Stein an Hardenberg:

> »Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jener Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsreform beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustand der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will.«

So der große Reformator im Jahre 1807. Und was taten die, die nach ihm kamen? Auch nicht einen Hauch seines Geistes spürten sie, und anstatt die Fesseln der Bureaukratie zu brechen, haben sie den engherzigsten Bureaukratismus in geradezu mustergültiger, darum aber um so verderbenbringenderen Weise gezüchtet.

Diese Abkehr von den Steinschen Grundsätzen ist letzten Endes der Grund dafür, daß das deutsche Volk im großen ganzen so wenig Sinn für Politik

hat. Die Sünden der Vergangenheit rächen sich. »Das Interesse für die Politik,« sagt Lothar Schücking,[1] »das wir so notwendig brauchen, kommt durch die Gemeindepolitik. Erst wenn wir das Interesse für die Kommunalpolitik anregen und fördern, können wir das Volk so politisieren, daß die Demokratisierung der Einrichtungen von Nutzen ist. Durch die Anteilnahme an der Gemeindepolitik lernt der einzelne die Zusammenhänge der Gemeindepolitik mit der Staatspolitik kennen. Wenn wir alle Staatsbürger werden wollen, nicht nur Wähler, sondern auch Personen, die sich dafür interessieren, wie die gewählten Vertrauenspersonen unser Schicksal leiten, dann müssen wir erst mal als Bürger unserer Gemeinde an deren Schicksalen Anteil nehmen.«

Durchaus unsere Meinung. Das Interesse der Bürger an den Schicksalen ihrer Gemeinde hängt naturgemäß von dem Maße ihrer Rechte und ihrer Pflichten ab. Wer nur Pflichten zu erfüllen, aber nichts zu sagen hat, dessen Interesse ist geringer als das Interesse desjenigen, dem weitgehende Rechte eingeräumt sind. Es war deshalb ein verhängnisvoller Fehler, durch plutokratische Wahlsysteme weite Schichten des Volkes vom Wahlrecht überhaupt auszuschließen oder doch zur hoffnungslosen Minderheit zu verurteilen, denn nichts war geeigneter, die Massen dem Gemeindeleben und der Mitarbeit in der Gemeinde zu entfremden, und so manche Erscheinung in dieser oder jener Kommune, die den Gegnern der Demokratie den billigen Vorwand liefert, das Volk der politischen Unreife zu zeihen, erklärt sich letzten Endes aus seiner geflissentlichen Fernhaltung von der Gemeindeverwaltung.

Das freie Wahlrecht auch für die Wahlen zu den Gemeindevertretungen ist durch die Reichsverfassung und durch die preußische Verfassung gesichert, aber das freie Wahlrecht ist nur eine der Vorbedingungen für die Demokratisierung der Gemeinden. Die zweite ebenso wichtige Vorbedingung ist eine wirklich freie, auf demokratischer Grundlage aufgebaute Gemeindeverfassung, die dem Bureaukratismus keinen Spielraum läßt.

Die preußischen Gemeindeverfassungsgesetze, so verschieden sie auch im einzelnen sind, gleichen einander darin, daß die Stadtverordnetenversammlungen beziehungsweise die Gemeindevertretungen lediglich beschließende Körperschaften sind, während als Verwaltungs- und Vollzugsorgane die Magistrate beziehungsweise die Bürgermeister in Betracht kommen. Der Streit darüber, ob der Bürgermeistereiverfassung oder der Magistratsverfassung der Vorzug zu geben ist, ist schon älteren Datums, und wenn der Regierungsentwurf diese Frage dadurch löst, daß er beide Systeme wahlweise zuläßt, so macht er sich die Sache herzlich leicht. Und dabei ist der Gedanke nicht einmal originell, denn bereits der nicht Gesetz gewordene Entwurf einer Städteordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen aus dem Jahre 1876 stellte es den Städten frei, ob sie die Magistrats- oder die Bürgermeistereiverfassung annehmen wollten. Nach den Motiven sollte der Regel nach der Magistrat den Gemeindevorstand bilden, doch sollte statt des Magistratskollegiums auch der Bürgermeister allein den Gemeindevorstand bilden können.

Wir halten diesen Weg nicht für gangbar. Einheitlichkeit ist auch hier unbedingt geboten. Dem Wesen wahrer Demokratie aber entspricht weder die

[1] Schücking, Die innere Demokratisierung Preußens. München 1919, Musarion-Verlag.

Magistrats- noch die Bürgermeistereiverfassung, sondern einzig und allein das Einkörpersystem, wie wir es seit Görlitz grundsätzlich fordern. Das Wesen dieses Systems und seine Bedeutung für die Demokratisierung des Gemeindelebens hat Quarck erst kürzlich den Lesern der Neuen Zeit so klar vor Augen geführt, daß es sich erübrigt, seinen vorzüglichen Darlegungen, die wir vollinhaltlich unterschreiben, noch etwas hinzuzufügen.[2] Notwendig freilich ist es, diese Forderung, für die leider auch in manchen parteigenössischen Kreisen noch kein richtiges Verständnis vorhanden ist, eifrig zu propagieren, nicht nur vom Standpunkt der Demokratie aus, sondern auch unter dem Gesichtspunkt einer Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung.

Daß in dem Freistaat Preußen an Stelle der vielen Gemeindeverfassungsgesetze jetzt endlich ein einheitliches Recht treten soll, ist zu begrüßen. Unverständlich dagegen ist es, warum es eines besonderen Gesetzes für die Städte und eines besonderen für die Landgemeinden bedarf. Diesen Einwand hat der Staatskommissar für die Verwaltungsreform Staatsminister a. D. Drews vorausgeahnt, denn in der Begründung zu seinem ersten Entwurf einer Landgemeindeordnung sagt er:

> »Es könnte vielleicht die Frage aufgeworfen werden, warum die Verfassung der Stadt- und Landgemeinden überhaupt in zwei verschiedenen Gesetzen geregelt werden soll. Zutreffend ist, daß manche bisherigen Landgemeinden mit Industrie- oder Vorortcharakter nur noch dem Namen nach solche sind und auf sie die Bezeichnung als Stadt und die Städteordnung mit erheblich mehr Recht Anwendung finden würden als auf eine Reihe kleiner Ackerstädtchen.«

Wenn Drews diesen Einwand durch den Hinweis auf die gegenüber dem bisherigen Recht sehr wesentlich erleichterte Umwandlung von Landgemeinden in Städte und weiter mit dem Hinweis darauf zu widerlegen sucht, daß sich die stadtartigen Industrie- und Vorort-Landgemeinden im Verhältnis zu der großen Zahl der eigentlichen Landgemeinden doch durchaus in der Minderheit befinden, so können wir das ebensowenig gelten lassen wie die Ansicht, daß es gerade im Hinblick auf die beabsichtigte Einführung des Systems der Gesamtgemeinde notwendig erscheint, an der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Städten und Landgemeinden auch weiterhin festzuhalten. Unseres Erachtens müßte das Streben dahin gehen, ebenso wie die Gutsbezirke auch die leistungsschwachen Gemeinden zu beseitigen, große leistungsfähige Gebilde zu schaffen und eine einheitliche Verfassung für alle Kommunen einzuführen. Das ist um so leichter, als bereits bei Aufstellung der Entwürfe der Städte- und Landgemeindeordnungen das Bestreben maßgebend gewesen ist, die Bestimmungen beider Gesetze so weit wie irgend möglich gleichmäßig zu gestalten und ihnen auch die gleiche Fassung zu geben.

Für die von uns geforderte Gleichstellung sprechen aber auch politische Gründe, die Schücking in seiner bereits erwähnten Schrift dahin zusammenfaßt:

> »Daß Stadt und Land jetzt verschiedene Aufsichtsbehörden, verschiedene Rechte, verschiedene Verfassung, verschiedene Verwaltung, verschiedene Instanzenzüge haben, gibt der Reaktion die festesten Stützen. Zunächst

[2] Vergl. Max Quarck, Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung, Neue Zeit, 40. Jahrgang 1. Band, Heft 14/15.

macht dies die ganze Verwaltung in Preußen so unübersichtlich und geheimnisvoll. Ferner wird durch die Unterschiede gewaltsam ein Abgrund zwischen städtischer und ländlicher Kultur aufrechterhalten. Der ganze agrarische Zug hätte keine so freie Bahn, das agrarische Bündlertum fände viel mehr Hindernisse, wenn das Land dieselbe freie Verfassung hätte wie die Stadt. Das Land hat bei uns kein rechtes Gemeindeleben und deshalb kein entwickeltes Staatsbürgertum, von Demokratie ganz zu schweigen.«

Stammt dies Urteil auch aus der Zeit, wo noch die veralteten Wahlsysteme bestanden, und verliert es dadurch auch etwas von seiner Härte, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Stadt und Land in ihrem Wesen nicht so verschieden sind, daß sie völlig verschiedener Verfassung bedürften. Mit Recht fährt Schücking fort:

»Die große leistungsfähige Landgemeinde hat dieselben Bedürfnisse wie die Stadt, soweit die Bildung und Geisteskultur der Einwohner in Betracht kommt. Auch das Land kann technische Kultur brauchen, Elektrizitätswerke, Wasserwerke, Sparkassen. Es ist völlig überflüssig, daß die Landgemeinde bisher in allem vom Kreise bevormundet wird. Diese Bevormundung würde in der großen, freiheitlich verwalteten Landgemeinde nicht länger ertragen werden. Die leistungsfähige Gemeinde würde autonom sein und wirkliche Selbstverwaltung haben. Die wichtigeren Funktionen der inneren Verwaltung müßten, wie im österreichischen Recht, Bestandteile des selbständigen Gemeindewirkungskreises werden.«

Damit sind wir bei dem wichtigen Punkte des Verhältnisses zwischen Staat und Gemeinde und der damit eng zusammenhängenden Staatsaufsicht angelangt. Zuvor aber sei es gestattet, noch zwei Fragen kurz zu streifen. Zunächst die Frage des Referendums. Nachdem Volksbegehren und Volksabstimmung sowohl in der Verfassung des Reiches als auch in der des Freistaats Preußen verankert sind, wäre es nur logisch, ähnliche Bestimmungen auch für die Gemeindeverfassung zu treffen. Daß damit kein Mißbrauch getrieben wird, haben die bisherigen Erfahrungen gelehrt. Es wäre ein leichtes, in Anlehnung an die schleswig-holsteinischen Verhältnisse, wo bekanntlich die Wahl der Magistratsmitglieder durch die Gesamtheit der Bürger erfolgt, der Bürgerschaft auch bei anderen wichtigen Anlässen Gelegenheit zu geben, sich direkt und nicht erst auf dem Umweg über die Gemeindevertretung zu äußern.

Die zweite hier zu erörternde Frage betrifft die Mitwirkung der Gemeindevertretung bei der Anstellung von Beamten. Nach dem geltenden Recht steht die Wahl der Gemeindebeamten dem Magistrat zu. Die Stadtverordnetenversammlung hat lediglich über die Anstellungsbedingungen mit zu beschließen, und sie muß ferner über die Anstellung selbst vernommen werden. Gegen die vom Magistrat getroffene Wahl dagegen hat sie kein Widerspruchsrecht. Das Oberverwaltungsgericht hat ausdrücklich dahin erkannt, daß die Mitwirkung der Stadtverordnetenversammlung nur die Bedeutung eines Votum consultativum für den Magistrat habe, daß aber der Gesetzgeber den Stadtverordneten eine entscheidende Stimme nicht eingeräumt habe. An diesem Zustand, der natürlich mit dem Einkörpersystem ohne weiteres beseitigt werden würde, ändert der Regierungsentwurf nichts. Das ist um so bedauerlicher, als der Entwurf von

1876 wenigstens die Anstellung gewisser höherer Beamter von der Zustimmung der Stadtverordneten abhängig machen wollte, ohne daß diese Beamten Magistratsmitglieder wurden. § 84 des Entwurfs lautete:

»Die Anstellung der Gemeindebeamten erfolgt nach Anhörung der Stadtverordnetenversammlung.

Durch Ortsstatut kann bezüglich der für einzelne Verwaltungszweige zu bestellenden oberen Beamten bestimmt werden, daß deren Anstellung nur mit Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung erfolgen soll.«

Dadurch wäre, wie Hugo Preuß[3] bemerkt, »die Möglichkeit gegeben, bei der notwendigen Vermehrung der leitenden Kräfte doch weder den Magistrat unleidlich zu vergrößern, noch eine von der Stadtvertretung unabhängige Bureaukratie zu schaffen. Tatsächlich stehen jetzt alle großstädtischen Verwaltungen vor dieser unglücklichen Alternative, weil die schon vor dreißig Jahren als nötig erkannte Gesetzesänderung noch immer nicht erfolgt ist.« So ein demokratischer Kommunalpolitiker im Jahre 1906. Heute schreiben wir 1922, in der Zwischenzeit sind die staatlichen Verhältnisse völlig umgewälzt worden. Soll dieser Punkt von der Umwälzung völlig unberührt bleiben?

Über das Verhältnis der Gemeinde zum Staat heißt es in der Übersicht des amtlichen preußischen Pressedienstes:

»Die Gemeinden sind organische Bestandteile des Staates. Zweck und Ziel der Verwaltung ist der gleiche; ob sie vom Staat oder der Gemeinde ausgeführt wird, gerichtet einzig und allein auf die Pflege der Wohlfahrt des Volkes. Gemeindeverwaltung ist daher nicht Selbstzweck, sondern Staatszweck. Dieser Universalität des Staatszwecks entspricht es, daß die Gemeindeverwaltung dem Staatsganzen untergeordnet und dem Staat ein Aufsichtsrecht vorbehalten bleiben muß. Während jedoch bei den Auftragsangelegenheiten die Gemeindeverwaltung nur ausführendes Organ ist, der Staat durch Anweisungen unmittelbar auf die Ausführung wirkt, sind die Selbstverwaltungsangelegenheiten den Gemeinden grundsätzlich unter eigener Verantwortung zur selbständigen Ausführung übertragen. Sachlich beschränkt sich die Staatsaufsicht über die Selbstverwaltung in Zukunft auf die Beanstandung gesetzwidriger Gemeindebeschlüsse, die Erhaltung einer ordnungsmäßigen Verwaltung und das Einspruchsrecht gegenüber besonders weittragenden Gemeindebeschlüssen. Abgeschafft ist die instanzmäßige Beschwerde im Aufsichtsweg. Diese Beschränkung der Staatsaufsicht in sachlicher Beziehung bedingt eine Erhaltung der Aufsicht in personeller Beziehung, das heißt die Bestätigung der leitenden Beamten der Gemeinde durch den Staat. Die Bestätigung darf nicht wegen der Zugehörigkeit zu einer politischen Partei versagt werden. Auch fernerhin wird die kommunale Aufsicht des Staates über alle Städte von dem Regierungspräsidenten, über alle Landgemeinden (Landbürgermeistereien) von dem Landrat als Vorsitzenden des Kreisausschusses geübt.«

Daß die Gemeindeverwaltung dem Staatsganzen untergeordnet und dem Staat ein Aufsichtsrecht vorbehalten bleiben muß, bedarf keiner besonderen Betonung, es fragt sich nur, wieweit die Staatsaufsicht gehen soll. Nach den Motiven zu dem Drewsschen Entwurf ist untrennbar von dem gleichen

[3] Hugo Preuß, Die Entwicklung des deutschen Städtewesens, I, Leipzig 1906, B. G. Teubner.

Wahlrecht der Gedanke der freien Selbstbestimmung, nicht nur des einzelnen, sondern auch der öffentlich-rechtlichen Verbände, zu denen die einzelnen zusammengeschlossen sind, und deren aus ihrer Mitte gewählte Vertretungen den Ausdruck ihres Willens vermitteln. »Die Befreiung der Selbstverwaltung von überflüssiger Bevormundung muß demgemäß der zweite große Gesichtspunkt der Reform sein, und zwar auch hier ebenso für die Städte wie für alle übrigen Selbstverwaltungskörperschaften.« Wir können uns dieser Forderung nur anschließen, und ebenso sind wir mit Drews darin einig, daß die freie Selbstverwaltung der kommunalen Verbände in Zukunft grundsätzlich ihre Schranken nur finden darf in den Vorschriften der geltenden Reichs- und Staatsgesetze, deren Einhaltung unbedingt sichergestellt werden muß. Ob die Kontrollen über die Rechtmäßigkeit der Verwaltung und ihrer einzelnen Akte letzten Endes den Verwaltungsgerichten oder den ordentlichen Gerichten vorzubehalten sind, ist gegenüber dem großen Problem der Selbstverwaltung von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger erscheint es uns, ob, wie Drews das will, darüber hinaus auch bei bloßen Zweckmäßigkeitsfragen einzelne Entscheidungen der Selbstverwaltungsorgane nochmals von anderer Stelle auf ihre sachdienliche Erledigung nachgeprüft werden sollen. Selbst wenn diese Nachprüfung auf solche »der Zahl nach möglichst zu begrenzende Fälle eingeschränkt wird, in denen wichtige Fragen des allgemeinen Staatswohls auf dem Spiele stehen oder in denen das Gemeindeinteresse von der augenblicklichen Gemeindevertretung für eine Zeit nachteilig beeinflußt werden könnte, welche über die Amtsdauer dieser Vertretung weit hinausgeht«, und selbst wenn die Nachprüfung einer unabhängigen, von der auf dem gleichen Wahlrecht beruhenden Vertretung des weiteren Kommunalverbandes freigewählten Stelle, also ebenfalls einem Selbstverwaltungskörper, nicht einer staatlichen Behörde, übertragen wird, dürfte eine solche Regelung mit dem Begriff des Selbstverwaltungsrechts schlechterdings nicht in Einklang zu bringen sein. Die Beschränkung der Staatsaufsicht, wie sie der Regierungsentwurf vorsieht, ist in Wirklichkeit keine wesentliche Beschränkung, jedenfalls keine Beschränkung, wie sie den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht, und das um so weniger, als die angebliche Beschränkung der Staatsaufsicht in sächlicher Beziehung wettgemacht werden soll durch eine Erhaltung der Aufsicht in persönlicher Beziehung.

Mit anderen Worten: Die leitenden Beamten bedürfen nach dem Entwurf der Bestätigung. Für einzelne Landesteile, zum Beispiel Frankfurt a. M. und Schleswig-Holstein, bedeutet das einen gewaltigen Rückschritt, für die übrigen zum mindesten keinen Fortschritt. Zwar soll die Bestätigung lediglich wegen der Zugehörigkeit des Gewählten zu einer politischen Partei nicht versagt und außerdem soll vor Versagung der Bestätigung in allen Fällen dem Gewählten Gelegenheit zur Äußerung gegeben werden, aber eine Garantie gegen eine mißbräuchliche Ausnutzung des Bestätigungsrechts ist das nicht. Wer das glaubt, der steht dem wirklichen Leben weltfremd gegenüber. Im übrigen aber dürfte es nicht uninteressant sein, daran zu erinnern, daß sich bereits vor fast fünfzig Jahren in dem alten Dreiklassenparlament eine Mehrheit gefunden hatte, die in bezug auf das Bestätigungsrecht fortschrittlicher gesinnt war als die Verfasser des neuesten Entwurfs. Zur zweiten Beratung des Entwurfs der Städteordnung

von 1876, der nebenbei bemerkt die Bestätigung nur noch für die Bürgermeister und die Beigeordneten, nicht aber auch für die Stadträte aufrechterhielt und das damit begründete, daß die Stadträte wesentlich nur zu kommunalen Funktionen und nicht, wie die Bürgermeister und die Beigeordneten, zur Wahrnehmung der Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung berufen seien, gelangte ein Antrag zur Annahme, wonach die Bestätigung nur versagt werden darf, wenn Tatsachen vorliegen, welche Bedenken gegen die technische oder sittliche Qualifikation des Gewählten begründen. Diese Tatsachen sollten in dem die Bestätigung versagenden Bescheid mitgeteilt werden. Bei der Wiederwahl sollte eine Bestätigung überhaupt nicht erforderlich sein. Dem freien Ermessen des Polizeistaats sollte hier also, um mit Preuß zu reden, mit dem Erfordernis einer Begründung durch bestimmte Tatsachen die erste Schranke gezogen werden, womit wenigstens die Voraussetzung für die Möglichkeit einer gerichtlichen Nachprüfung solcher Gründe geschaffen worden wäre.

Es lohnt der Mühe, sich heute die Debatten vom Jahre 1876 ins Gedächtnis zu rufen. Liest man die scharfe Kritik, die Windthorst an dem Bestätigungsrecht, dieser »Verneinung der Selbständigkeit einer Stadt«, diesem »Hohn auf die Selbstverwaltung« übte, weiß man, daß selbst die Konservativen sich mit der Beseitigung der Bestätigung für die Stadträte einverstanden erklärten, so ist es unbegreiflich, daß die heutige Regierung auf Beibehaltung dieses Rechts noch Wert legt.

Sonderbar mutet es auch an, daß die Regierung das Recht der Auflösung einer Gemeindevertretung für sich in Anspruch nehmen will. Auch in diesem Punkte dürfte ein Vergleich mit früheren Zeiten am Platze sein und angedeutet werden, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses von 1876 dies Recht in der zweiten Lesung kurzerhand beseitigt hat. »Mit dieser Bestimmung«, so erklärte damals der Führer der Nationalliberalen, der spätere Finanzminister Miquel, »geht es wie mit so vielen derartigen Bestimmungen; man kann sich wunderbare und entsetzliche Fälle denken, wo es doch zweckmäßig scheint, wenn die Regierung ein solches Recht hat. Nun haben wir eine ganze Reihe von Provinzen, die doch auch nicht heute aus dem Meere entstanden sind und die alle wohlbewährte städtische Verwaltung haben, und doch haben die Staatsregierungen, weder die früheren noch die jetzigen, jemals eine solche Befugnis gehabt. Schaden ist daraus nicht erwachsen.«

In der Tat hätte die Regierung richtiger gehandelt, wenn sie die freiheitlicheren Bestimmungen einiger Städteordnungen auf ganz Preußen übertragen hätte, anstatt auch diejenigen Provinzen, in denen heute ein etwas freieres Recht besteht, mit den reaktionären Vorschriften der Städteordnung für die östlichen Provinzen zu beglücken. So haben wir uns die Reform der Gemeindeverfassung denn doch nicht vorgestellt.

Ohne auf weitere Einzelheiten der umfangreichen Entwürfe — der der Landgemeindeordnung umfaßt 146, der der Städteordnung 128 Paragraphen — einzugehen, sei kurz zusammenfassend gesagt, daß die Vorlagen der Regierung zwar in mancher Beziehung beachtenswerte Fortschritte bedeuten, daß sie aber in anderer Beziehung auch die bescheidensten Erwartungen nicht erfüllen. Ob es uns gelingt, sie in unserem Sinne umzuändern, wird sich zeigen. Jedenfalls muß der Landtag und allen voran die sozial-

demokratische Fraktion den ernsthaften Versuch machen, diesen ersten Teil der preußischen Verwaltungsreform, der der ganzen übrigen Reform den Stempel aufdrückt, so zu gestalten, daß Preußen hinter den anderen deutschen Ländern mindestens nicht zurückbleibt.

Die Entente im Orient

Von Erwin Barth

Im nahen Orient ist der Weltkrieg noch nicht beendet. Die türkischen Nationalisten unter Führung Mustapha Kemals, der sich als Staatsmann großen Formats erwiesen hat, haben dem Friedensdiktat der Entente zu Sèvres erfolgreich Widerstand zu leisten vermocht. Die letzte Orientkonferenz in Paris, bei der England, Frankreich und Italien auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse in der Türkei den Friedensvertrag von Sèvres selbst in einschneidendem Maße revidiert haben, ist ein Erfolg gewesen, den sich die Türken mit Gewalt erzwungen haben.

Dies ist die erste Revision eines Friedensvertrags. Durch den Friedensvertrag von Sèvres, dessen Text am 11. Mai 1920 der türkischen Friedensdelegation diskussionslos in die Hände gedrückt worden ist und den die von der alliierten Besatzung in Konstantinopel geknebelte Regierung des Sultans am 10. August schlucken mußte, wurde das Türkische Reich sozusagen aufgeteilt. Griechenland bekam ganz Thrazien; auf europäischer Seite sollte nur Konstantinopel, noch dazu unter alliierter Kontrolle, türkisch bleiben. Jenseits des Taurus in Asien sollte alles abgetrennt werden. Im Süden kam Mesopotamien, unter einem König von Englands Gnaden, de facto an England. Palästina wurde selbständiger zionistischer Staat. Das von den Engländern gegründete Königreich Hedschas sollte ein Teil der von England lang ersehnten Landbrücke zwischen Suez und Indien werden. Syrien wurde französisches Protektorat. Hocharmenien bis nach Zilizien an der blauen Levante sollte das neue armenische Reich werden, und auch das südliche und südwestliche Kleinasien sollte teils unter italienischen, teils unter griechischen Einfluß kommen. Kurz, die Türkei sollte gründlich zersetzt werden.

Außerdem sollte das Recht zu Scheriatsurteilen, das Recht der selbständigen Gerichtsbarkeit, der eigenen Polizeiverwaltung, der unabhängigen Verwaltung der Finanzen und der wirtschaftlichen Angelegenheiten — alles Rechte, die die Grundlagen für die Souveränität des Sultans bilden — den Türken entrissen und dadurch das Leben des selbständigen türkischen Staates ausgelöscht werden.

Die Teilung der Türkei hatte schon Ende 1918 durch die Besetzung mit englischen, französischen, italienischen und griechischen Truppen und durch die Ausrufung des armenischen Staates eingesetzt. Die unmittelbare Reaktion darauf war die Erhebung der türkischen Nationalisten unter Mustapha Kemal Pascha, die Unabhängigkeitserklärung der anatolischen Türken und die Fortsetzung des Krieges zur »Rettung des Vaterlandes« im Mai 1919. Die Türken hatten seit dem Tripoliskrieg unausgesetzt im Verteidigungskrieg gestanden. Ein Dutzend Jahre Krieg ist auch für ein starkes Volk viel. Keiner hätte den Türken diese Kraftsumme des Widerstandes zuge-

traut. Ein starker Wille, bis ins innerste Mark getroffener Nationalstolz, die Verzweiflung über die heimtückische Zerstückelung und die Mißachtung der primitivsten nationalen Rechte des sonst bescheidenen und äußerst gutmütigen Volkes riß die Türken zu einer befremdenden kriegerischen Größe empor. Ob es die Türken allein so lange hätten aushalten können, ist freilich zweifelhaft. Nicht zweifelhaft ist, daß der nun errungene Erfolg trotz allen Heldentums nur möglich war durch die teils direkte, teils indirekte Unterstützung fast der ganzen islamischen Welt, ferner der Russen und — der Franzosen.

Griechenland hat sich im Herzen Anatoliens, bis wohin es durch des englischen Gottes Fügung gelangt war, verblutet und ruiniert und steht nun an den Trümmern nutzlos geopferter Volks- und Staatskraft mit einem blanken Mißerfolg. Es muß das Gebiet von Smyrna mit einer immerhin sehr starken griechischen Minderheit wieder aufgeben und kann selbst einen erheblichen Teil von Thrazien, das allerdings nur in den Küstengebieten vereinzelt griechische Majoritäten hat, nicht behalten.

Die Orientkonferenz in Paris, wo die Außenminister der Entente über die Beendigung des englisch-französischen Krieges berieten, zu dem tatsächlich der griechisch-türkische Krieg geworden war, hat die Revision des Friedensvertrags von Sèvres beschlossen:

1. Die Meerengen sollen fortan unter türkischer Oberhoheit stehen und von einer internationalen Kommission überwacht werden, an der die hervorragendsten Staaten beteiligt sein werden, die an Handel und Schiffahrt in den Meerengen interessiert sind.

2. Auf europäischer Seite wird der Türkei das Hinterland von Konstantinopel bis zu der Linie Ganos, Eski-Baba, Kirkilisse, Strandjaberg zugesprochen.

Gallipoli bleibt also in griechischen Händen. Dafür werden aber die Plätze dieser Halbinsel ebenso wie die griechischen Inseln im Ägäischen Meer und die türkischen Inseln im Marmarameer entmilitarisiert.

3. An der Verwaltung Smyrnas sollen die Griechen beteiligt werden, und umgekehrt soll den Türken ein Mitverwaltungsrecht an Adrianopel zum Schutze der dortigen türkischen Heiligtümer zugestanden werden.

4. Das Begräbnis der armenischen Selbständigkeitshoffnungen soll dem mangelhaft ausgetragenen Riesenbaby Völkerbund überlassen werden.

5. Griechenland räumt Anatolien und das entsprechende europäische Gebiet der Türkei.

Auf dieser Grundlage ist den Türken und Griechen ein Waffenstillstand vorgeschlagen worden. Die Griechen sagen »Ja«, weil sie ohne englische Unterstützung den Türken nicht mehr widerstehen könnten. Die türkische Nationalistenregierung von Angora ist nach Zeitungsmeldungen ebenfalls zum Waffenstillstand bereit. Vom Waffenstillstand zum Frieden ist noch ein langer Weg, ein Weg, an dem nur Palmen wachsen können, wenn den Türken noch viele lebensnotwendige Wünsche erfüllt werden. Sonst werden nur rauhe Kakteen mit Bajonettstacheln aufgehen.

* * *

Was liegt zwischen Sèvres und der Orientkonferenz?

Die Türkei brach mit den Mittelmächten militärisch zusammen. Sie mußte mit einem harten Frieden, mit großem Landverlust und mit Schmäle-

rung ihrer staatlichen Macht rechnen. Und sie rechnete damit. Weise Mäßigung der Sieger und weniger Demagogie während der Kriegszeit auf alliierter Seite hätten einen dauerhaften Frieden im Orient ermöglichen können. Siegestrunkenheit hieß die Alliierten aber die Grenzen des Möglichen überschreiten und die Türken und die Mohammedaner im allgemeinen verprellen. Die Türkei ist eben nicht nur der Türkenstaat, sondern seit vielen Jahrhunderten das Land des Kalifats. Der türkische Sultan ist nicht nur ein weltlicher Souverän, sondern auch das Oberhaupt der islamischen Welt. Die Mißhandlung der Türkei, der Versuch der politischen Entmannung des Sultans wurde als Angriff auf die historische Nachfolgerschaft Mohammeds gewertet, und der Widerstand aller Länder des Islams und der hundert Millionen indischer Mohammedaner war da. Es handelte sich für sie nicht mehr um die Verteidigung der roten Fahne mit dem Halbmond, sondern um die Verteidigung der grünen Fahne des Propheten.

Vor dem großen Kriege war England immer als Beschützer der Türkei aufgetreten. Die Türkei war ihm ein wichtiger Vorposten gegen das zum Mittelmeer drängende Rußland. Gegen den jahrhundertealten Drang Rußlands zum Indischen Golf und nach Indien selbst wurden die Mohammedaner Persiens und Afghanistans von England genützt. England vermied ängstlich und klug, die Moslems zu reizen. Nur unter dieser inneren Ruhe konnten sich die scharfen konfessionellen Gegensätze zwischen den Sunniten und den persischen Schiiten aufrechterhalten und konnte sich die kühle gegenseitige Ablehnung von Hindus und Mohammedanern in Indien konservieren. Teile und herrsche! Nach dem Kriege, dessen Fülle von täglich neuen Sorgen die Engländer so vieles vergessen ließ, verleugneten sie zwar auch nicht diesen Fundamentalsatz ihrer Weltherrschaft, aber sie schätzten die politischen Kräfte und Elemente Osteuropas und Vorderasiens falsch ein und rannten mit ihren Alliierten in massiven Stößen vieles in Trümmer, was sie durch Jahrhunderte geschont und sorgsam gepflegt hatten. Bei der neuen Anwendungsart des »Teile und herrsche!« übersahen sie zwei Dinge: erstens war Rußland für die Orientpolitik nicht tot, sondern nur scheintot, und zweitens erwachte der islamische Orient.

England wähnte Rußland, seinen alten Widersacher im vorderen und mittleren Orient, außenpolitisch als vollkommen erledigt. Die bolschewistische Regierung entfaltete jedoch das Banner der Weltrevolution, um die kapitalistischen Staaten Europas umzustürzen. Der stärkste unter ihnen und doch der von Rußland aus am leichtesten verwundbare war England. Zudem machte sich England in verdächtiger Weise um die kaukasischen Ölfelder zu schaffen. So geriet das neue Rußland, wenn auch aus anderen Gründen als das alte, sofort in die ausgefahrenen Geleise der antienglischen Politik in Zentralasien. Indien mußte beunruhigt werden! Die Engländer benahmen sich nicht nur in der Türkei, sondern auch in Afghanistan und Persien als Sieger. In Wirklichkeit regierten nur sie in Kabul wie in Teheran. Dem persischen Schah wurde von dem englischen Gesandten in Teheran die Kabinettsliste, die Übertragung der Polizei- und Militärgewalt in Persien an England und die Petroleumkonzessionen für das englische Kapital in die Feder diktiert. Vom Sudan bis nach Konstantinopel herrschte englische Gewalt gegen die Mohammedaner. Ost-Anatolien wurde den christlichen Armeniern gegeben, die Europäische Türkei und die wertvollsten Teile

Kleinasiens den christlichen Griechen, Ägypten wurde durch die Engländer mit Blut und Eisen verwaltet. Die heiligen Stätten des Islam in Irak waren in den Händen der Engländer. Der Kalif wurde in seiner Würde geschmälert und gekränkt. Während man von Paris aus der Welt einen Frieden des Rechts ankündigte und das Selbstbestimmungsrecht der Völker ausrief, verweigerte man dem weitgrößten Land der Erde, Indien, die Selbstverwaltung. Der Zündstoff lag haufenweise umher, und die russische Propaganda schlug sofort ein. Die alte Feindschaft zwischen Sunniten und Schiiten wurde vergessen; Angora, Teheran und Kabul verbanden sich in Freundschaft. In Indien vergaßen Hindus und Mohammedaner die religiösen Abgründe zwischen ihnen; unter Gandhi bildeten sie eine indische Allianz gegen England.

England bekam mehr Arbeit, als es bewältigen konnte. Gegen Angora schickte es die Griechen vor. Aber es blieb nicht verborgen, daß es die Seele des Kampfes auf griechischer Seite war. Auf den anderen Fronten trat es den diplomatischen Rückzug an. Afghanistan und Persien mußten aufgegeben werden. Der russische Einfluß überwiegt heute in beiden Staaten. Armenien überließ man seinem Schicksal. Mesopotamien wurde unter dem Emir Feißal, den einst die Franzosen aus Damaskus fortgejagt hatten, zu einem selbständigen Königreich erhoben. In Ägypten hat man, allerdings nur formell, die seit dem Kriege ausgeübte Kolonialherrschaft für beendet erklärt. Und inzwischen hat Angora mit muselmanischen, russischen und — französischen Hilfsmitteln die Griechen mattgesetzt.

Frankreich ist verärgert, daß es beim Frieden zu kurz gekommen ist. England hat sein europäisches Kriegsziel, die Vernichtung der deutschen Seegeltung, erreicht und in Asien die wirtschaftlich wertvollen Petroleumgebiete bekommen. Frankreich hat sich überzeugt, daß es im östlichen Mittelmeer keine imperialistischen Pläne verfolgen kann und daß es sich in viel stärkerem Maße auf Europa konzentrieren muß. Hier aber stößt es immer und immer wieder auf englische Hindernisse, wenn es dem beargwöhnten Deutschland an den Beutel will. England hat sich den Bauch mit Ländern in allen Erdteilen vollgefressen und möchte Frankreich nun hindern, sich militärisch bis zur Nasenwurzel zu panzern und seine maritime Macht zu erweitern. Kein Wunder, daß sich Frankreich bald am Orient gewissermaßen desinteressierte, Zilizien aufgab, den Türken große Mengen Kriegsgerät überließ und durch ein Geheimabkommen mit den Türken Unterstützung der nationalen Wünsche der Türken zusagte. So erhielten sowohl Griechenland wie England klatschende Ohrfeigen.

Auch ist die Haltung Frankreichs in den Orientfragen als ein wichtiges Pressionsmittel auf England zugunsten der Reparationspolitik gegenüber Deutschland zu werten. Frankreich hat sonst keine Trümpfe in der Hand. Wenn England vom Vertrag von Versailles abrückt, ist Frankreich in schwerster Verlegenheit. Ohne oder gar gegen England ist der Versailler Vertrag nicht durchführbar. Darüber ist man sich in Paris klar. Aber in Paris erkennt man ebenso sicher auch die prekäre Stellung Englands im Orient und die Möglichkeit, den Engländern tödlich unbequem zu werden. Frankreich läßt sich die orientalischen Trümpfe von England durch teure Opfer zum Schaden Deutschlands

abkaufen. England darf es mit Frankreich nicht verderben, und nur darum poussiert Lloyd George Herrn Poincaré, statt ihm, seiner Herzensstimmung entsprechend, eine Einladung à la Götz von Berlichingen zu schicken.

So ist das Ergebnis der Orientkonferenz ohne Zweifel ein Erfolg Frankreichs und ein weiterer Abbau der verhängnisvollen, vielleicht nie wieder gut zu machenden offenen Gewaltpolitik Englands im Orient. Der Waffenstillstand ist — wenn es richtig ist, daß ihn Angora akzeptiert — noch lange nicht der Frieden im vorderen Orient. Frankreich muß Kompensationen haben, um England desto fester in Europa an der Stange halten zu können. Das französische Interesse gebietet also, den griechisch-türkischen Frieden hinauszuschleppen, solange es immer möglich ist. Und da bei den gegenwärtigen Grundlinien für einen Frieden auch das türkische Interesse verlangt, Zeit zu gewinnen — mindestens Zeit bis zur Wiedererlangung der Halbinsel Gallipoli —, wird der endgültige Frieden im vorderen Orient wohl noch auf sich warten lassen. Was dabei schließlich herauskommen wird, das weiß kein Mensch. Sicher ist jedoch, daß im vorderen und mittleren Orient noch mancherlei Überraschungen zu erwarten sind.

Privatkapitalistischer Einbruch in die Gemeinwirtschaft

Von H. Limbertz (Essen), M. d. L.

Seit Jahren verfolgt die preußische Regierung energisch den Plan, die Elektrizitätsversorgung Preußens unter stärkster monopolartiger Beteiligung des Staates an der Erzeugung auszubauen. Vom Main bis Bremen ist ein Versorgungsgebiet entstanden, das durch eine Reihe staatlicher und kommunaler Wasser- und Kraftanlagen versorgt wird. Am 9. Juni 1913 beschloß der Landtag ein Gesetz über den Ausbau der Wasserkräfte im oberen Quellgebiet der Weser, wodurch der Bau von Kraftwerken an der Edertalsperre, bei Hannöverisch-Münden und an der Diemeltalsperre genehmigt wurde. Das Werk an der Edertalsperre ist fertig, die beiden anderen noch nicht. Der Bedarf an elektrischer Energie hat alle Erwartungen hinter sich gelassen, der Bau von Dampfkraftwerken zur Sicherstellung der Versorgung erwies sich trotz der hohen Kosten als notwendig, weil die Wasserkraftwerke, einschließlich des kürzlich genehmigten Werkes an der Fulda, auf die Dauer nicht genügen werden. Für das letztere Werk sind 311 Millionen Mark bereitgestellt, für die Mainkraftanlagen, die 1916 unter Festsetzung eines Kostenaufwandes von 6,2 Millionen Mark beschlossen wurden, sind 1920 25,5 und neuerdings 44,2 Millionen nachbewilligt worden. Für den 1913 beschlossenen Ausbau der Wasserkräfte im Quellgebiet der oberen Weser, für den man zunächst 10,5 Millionen Mark verlangte, wurden 1920 30,5 und 1922 41 Millionen Mark nachbewilligt.

Den Ausbau dieser Kräfte kann die Privatindustrie nicht hindern, sobald aber der Staat, wenn auch in Ausführung früherer Gesetze, an den Bau von ergänzenden Dampfkraftwerken geht, laufen die kohlenabbauenden Privatinteressenten dagegen Sturm. Dabei haben sie neuerdings eine Methode eingeschlagen, die eine Beleuchtung verdient. Weil die Kraft von der Edertalsperre nicht genügte, hat der Staat einstweilen mit der Kaligewerk-

schaft Wintershall einen Stromlieferungsvertrag und mit der Stadt Kassel Verträge über die Erweiterung des städtischen Werks abgeschlossen. Er erwarb außerdem im Hessischen ein Braunkohlenfeld, um darauf ein staatliches Kraftwerk zu errichten. Die Braunkohlenherren ließen hierbei alle Minen springen, um den Bau zu verhindern. Der Landtag wurde mit Eingaben überschüttet, aber die Braunkohlenherren kamen auch selbst nach Berlin, um als »Interessenten« gehört zu werden. Diesmal half es nichts. Als aber kürzlich eine neue Vorlage über das 1918 genehmigte Kraftwerk Hannover an das Haus kam, konzentrierten sie ihre Angriffe, und im Augenblick, in dem dies geschrieben wird, sieht es fast so aus, als sollten sie Erfolg haben mit ihrem Einbruch in das staatliche Versorgungsgebiet.

Der Staat hat sich durch Verträge verpflichtet, für ein großes Gebiet nördlich und südlich Hannover zweieinhalb Jahre nach Friedensschluß elektrische Kraft zu liefern. Die Regierung machte deshalb im vorigen Jahre eine Vorlage, wonach sie in Gemeinschaft mit Braunschweig und Anhalt auf dem Braunkohlenwerk bei Alversdorf ein Kraftwerk errichten wollte. Die Verhandlungen waren ergebnislos, weil Stinnes (Rhein-Elbe-Union) sich die Mehrheit der Aktien des Braunkohlenwerks gesichert hatte und nun dem Staat Bedingungen und Preisforderungen stellte, die das staatliche Werk von vornherein zur Unrentabilität verurteilt hätten. Die Regierung sagt mit Recht in einem Bericht an den Landtagsausschuß:

»Es läßt sich die Auffassung nicht abweisen, daß der Zweck der hohen Preisforderung zuerst der war, den Staat aus der Sache hinauszudrängen.«

Der neue Besitzer drängte in den Verhandlungen unter anderem darauf, die auf 60 000 Kilowatt bemessene Kraftwerksleistung auf die Hälfte herabzusetzen, »um die Kohlenvorräte zu schonen«. Heute, nachdem das Projekt zerschlagen ist, scheint diese Schonung nicht mehr notwendig zu sein, jetzt ist das Werk bereit, seine Braunkohlenvorräte in der energischsten Weise anzugreifen, um Strom zu erzeugen und ihn dem Staate zu liefern. Bei diesen Verhandlungen wurde übrigens auch der nette Vorschlag gemacht, daß der Staat zwar das Geld hergeben, das Werk aber mit kleinem Aktienkapital das Elektrizitätswerk bauen und betreiben solle. So naiv war natürlich auch die Stegerwald-Regierung nicht, eine Leuna-Fortsetzung mitzuspielen. Bei Leuna bekommt das Reich 5 Prozent Zinsen, und die Badische Anilin- und Sodafabrik verteilt 30 Prozent Dividende.

Neben diesem Braunkohlenwerk will die Ilseder-Hütte so freundlich sein, dem Staate die Last des Baues und Betriebs eines Großkraftwerks in Hannover abzunehmen. Das Braunkohlenwerk will nicht nur zu energischerem Abbau übergehen, sondern es verspricht sich auch Wunderdinge von der Vergasung der Braunkohle, die, »wenn das Problem gelöst ist«, eine Riesenleistung des Braunkohlenwerks an elektrischer Energie verspreche. Der Staat darf aber nicht so dumm sein, seine Versorgung auf so unsichere Faktoren aufzubauen.

Die Herren von der Ilseder Hütte und vom Braunkohlenwerk waren pünktlich zur Stelle, als ihre Freunde im Ausschuß (unter anderen der Direktor eines Braunkohlensyndikats und der Direktor des Peiner Walzwerks, einer Abteilung der Ilseder Hütte) verlangten, daß der Ausschuß die Interessenten hören solle. Unsere Genossen protestierten energisch gegen die

Methode, daß man Profitjäger, die sich bei Beratung gemeinnütziger Vorlagen einstellen, vor dem Ausschuß höre. Man hat sie dann inoffiziell gehört mit dem Erfolg, daß nochmals eine Sitzung sich mit der Vorlage beschäftigt, darauf die Abnehmer und Vertragskontrahenten in Hannover hört und die Vorlage im Mai an das Haus zurückbringt. Obwohl die Regierung Maschinen zum Teil schon übernommen und zum Teil bestellt hat, kann diese Verzögerung doch dahin führen, daß zum Herbst nicht oder nur teilweise geliefert werden kann und das Wintergeschäft verlorengeht. Das ist natürlich nicht nur schmerzlich für den Staat, sondern auch für die auf Strom wartenden Abnehmer, unter denen sich weite landwirtschaftliche Kreise befinden.

Die Ilseder Hütte will ihre Hochofengichtgase zur Erzeugung elektrischer Energie verwenden und glaubt, genügend liefern zu können, um den Bau in Hannover überflüssig zu machen. Auf die deswegen ausgeklügelten Zahlenspielereien der Privatkapitalisten einzugehen, würde hier zu weit führen. Erwähnt sei nur, daß die Ilseder Hütte bei dem Verfahren, das sie vorschlug, 36 Millionen Mark an Nebenprodukten herausrechnet. Dieser Erlös könnte vielleicht erzielt werden, wenn vorher kostspielige Anlagen gebaut würden. Aber diese Anlagen könnte auch der Staat bauen! Das wollen die Braunkohlenwerke wie die Ilseder Hütte dem Staat ersparen! Das Entscheidende bei der Ilseder Hütte ist aber, daß ihre Elektrizitätserzeugung sich auf der Roheisenproduktion aufbaut, die naturgemäß sehr schwankend werden kann und auf die der Staat eine fortlaufend gesicherte Stromversorgung nicht aufbauen darf. Die Eisenerzeugung richtet sich nach dem Eisen- und nicht nach dem Elektrizitätsbedarf.

In Wirklichkeit dreht es sich nur um die Frage: Wer soll das Werk bauen, und wer soll den Strom kaufen? Es handelt sich, wie die Regierung sagt, darum:

»Soll ein Kraftwerk jetzt endlich vom Staat als Schlußstein seines Versorgungsgebiets zwischen Bremen und dem Main errichtet werden oder soll dieses Kraftwerk von der Privatindustrie gebaut werden, wodurch dann das Versorgungsgebiet des Staates zerrissen und nach und nach ein zusammenhängendes privates Versorgungsgebiet von Rheinland-Westfalen aus über Osnabrück (Ibbenbühren! Der Verfasser.), Hannover zu dem jetzt ebenfalls von Privatunternehmern geplanten Werk bei Helmstedt geschaffen würde?«

Die Regierung lehnt mit Recht das Ilseder und Helmstedter Angebot ab und erklärt, nicht verantworten zu können,

»daß die Elektrizitätsversorgung einer ganzen Provinz und der angrenzenden Gebiete auf völlig unsicherer Grundlage aufgebaut wird, nämlich auf der Versorgung von einem Eisenhüttenwerk aus, dessen Kraftüberschüsse mindestens zweifelhaft sind, und daß die staatliche Elektrizitätsversorgung in dem an Hannover angrenzenden Gebiet zerschlagen und die neue Privatwirtschaft an ihre Stelle gesetzt wird«.

Daß die Regierung sich mit dieser Haltung in Übereinstimmung mit früheren Landtagsbeschlüssen befindet, zeigt ein Blick in die Akten:

1914 beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus mit verschiedenen Anträgen, die gegen die Monopolbestrebungen der Elektrizitätskonzerne gerichtet

waren. Ein Antrag Hammer (konservativ) wandte sich gegen »das übermächtige Geschäftsgebaren der Elektrizitätsgesellschaften«, und ein fortschrittlicher Antrag Aronsohn und Genossen verlangte von der Staatsregierung, daß sie »den Bestrebungen zur Bildung eines Privatmonopols auf dem Gebiet der Erzeugung und Lieferung von elektrischer Kraft« entgegentrete.

Der Konservative Woyna trat bei Besprechung der Frage für ein Staatsmonopol ein, er verlangte, daß der Staat die vorhandenen Kraftwerke durch Fernleitungen miteinander verbinde, und meinte, das würde »noch eine weitere sehr wichtige volkswirtschaftliche Bedeutung haben«. Der Staat würde nämlich damit auf das wichtigste aller Kraftmittel, über das wir zurzeit verfügen, monopolartig seine Hand legen können. Bis in die kleinsten Dörfer müsse der Industrie, dem Handwerk und der Landwirtschaft Elektrizität zu mäßigen Preisen geliefert werden, aber »es muß ein gewisses System in diese Dinge hineinkommen, sonst wird hier und da gekleckert, und der Erfolg ist nicht gesichert, den wir wünschen, nämlich, daß der Staat möglichst monopolartig die Versorgung des Landes mit elektrischer Kraft in die Hand nimmt«.

Der konservative Abgeordnete Maltzahn unterstrich Woynas Ausführungen und wies als Musterbeispiel für eine gewisse Monopolisierung auf öffentlich-rechtlicher Grundlage auf die pommersche Versorgung durch Kommunalverbände hin, wobei die Gefahr vermieden worden sei, »daß beim Bau und Betrieb selbst die großen Elektrizitätskonzerne einen Einfluß gewinnen«.

»... Es muß«, sagte er, »verhindert werden, daß im Laufe der Zeit der Staat oder die öffentlich-rechtlichen Verbände, die Provinzen und Kreise die elektrische Versorgung aus der Hand geben.«

Auch der nationalliberale Abgeordnete Wendlandt machte in der Debatte bemerkenswerte Ausführungen. Er erklärte: »Wir besitzen in dieser elektrischen Krafterzeugung ein so gewaltiges Mittel für die Zukunft, daß es die ernsteste Aufgabe des Staates sein muß, sich dieses Mittel beizeiten so zu sichern, daß es der Allgemeinheit zugute kommt.«

Der konservative Abgeordnete Baeracke antwortete auf die Frage, wer eine solche Zentrale bauen solle: »Wie ich mir schon auszuführen erlaubte, können nur in Frage kommen öffentlich-rechtliche Verbände, die Kreise, Zweckverbände, Provinz oder Staat.«

Auch der Zentrumsabgeordnete Dr. Pieper stimmte den grundsätzlichen Ausführungen des konservativen Abgeordneten Hammer über »die Zurückdrängung der Monopolbestrebungen der Elektrizitätsindustrie« ausdrücklich zu.

Die Fortschrittler verhielten sich in der Debatte am freundlichsten zum Privatkapital, immerhin sagte ihr Abgeordneter Wenke: »Auch wir bedauern es, daß so große Konzerne entstanden sind und daß unter Umständen einzelne Werke ganze Provinzen beherrschen.«

Daß unsere Genossen Leinert und Hue mit schlagendstem Material die private Monopolwirtschaft kritisierten und für staatliche Werke eintraten, braucht kaum besonders gesagt zu werden.

Einige Jahre später kam dann die Vorlage des Gesetzentwurfs über den Bau eines Großkraftwerkes bei Hannover. In der Sitzung vom 16. November 1917 bezeichnete der Minister v. Breitenbach den Gesetzentwurf als

»einen wichtigen Schritt auf dem Wege zusammenfassender staatlicher Elektrizitätswirtschaft«. Eine wesentliche Bedeutung des Werkes liegt darin, daß es als Ergänzungswerk die staatlichen Wasserkraftwerke auf ihre Höchstleistungen bringen solle. »Ist das Dampfkraftwerk Hannover in Betrieb gesetzt« (das sollte zweieinhalb Jahre nach Friedensschluß geschehen), »dann wird südlich Bremen bis zum Main ein breites staatliches Versorgungsgebiet mit all den wirtschaftlichen Vorteilen bestehen, die sich aus der Geschlossenheit, der Zusammenfassung, der einheitlichen Leitung und aus der Wettbewerbsregelung innerhalb dieses Gebiets ergeben.«

In den vom Minister vorgetragenen Leitsätzen über die Stellung des Staates zur Elektrizitätsversorgung heißt es unter anderem: »Dem Staat wird hierbei im allgemeinen die Erzeugung und Fortleitung des Stromes im großen zufallen, nicht die Verteilung an die Verbraucher. Es wird dabei ein entscheidender Wert auf ein enges Zusammenarbeiten mit den Kommunalverbänden gelegt, denen vorwiegend die Verteilung des Stromes zu überlassen sein wird.... Bestehende Werke von Kommunalverwaltungen sollen nicht veranlaßt werden, ihren Betrieb einzustellen, doch ist anzunehmen, daß sie sich aus wirtschaftlichen Gründen zur Entnahme des ihnen vom Staat angebotenen Stromes überwiegend selbst entschließen werden.«

Die Stellungnahme der Parteien zu der Vorlage war folgende: Frentzel (Fortschrittliche Volkspartei) meinte, man könne der Vorlage sofort zustimmen, doch habe seine Partei auch nichts gegen Ausschußberatung einzuwenden. Dem nationalliberalen Herrn Matthies waren die Leitsätze der Regierung bedenklich, so daß er sie sich erst näher ansehen wollte. Hue (Sozialdemokrat) erklärte sich für die Vorlage und für ein ohne Rücksicht auf Privatinteressen durchzuführendes staatliches Elektrizitätsmonopol. Der Konservative Woyna wünschte Einzelprüfung, war aber mit den Leitsätzen der Regierung einverstanden und bedauerte nur, daß sie nicht einige Jahre früher veröffentlicht worden seien. Das Zentrum nahm unter dem Einfluß des Syndikus Dr. Grunenberg eine kritische Haltung ein. Er wünschte in einem Antrag im Ausschuß eine Prüfung der Bedürfnisfrage und keine Einengung der Entwicklung privater Werke. Der Ausschuß schloß sich in diesen beiden Fragen dem Zentrumsantrag an, nahm aber folgenden Passus an: »Die Aufgabe der staatlichen Elektrizitätswerke ist im allgemeinen auf die Erzeugung und Fortleitung des elektrischen Stroms zu beschränken.«

Der Gesetzentwurf selbst wurde am 17. Mai 1918 unverändert angenommen.

Ein sehr interessantes Urteil, das durch die späteren Erfahrungen im Industriegebiet bestätigt wurde, fällte der konservative Abgeordnete Hammer über die gemischt-wirtschaftlichen Unternehmungen. Er kritisierte das Verfahren der Konzerne bei ihren Verträgen und sagte: »Selbst wenn eine Gemeinde 50 Prozent der Stammaktien übernimmt und Gemeinde und Konzern die gleiche Anzahl Vertreter im Verwaltungsrat haben — wer wird dann darin stärker sein? Das ist der Sachverständige, den der Konzern hineinschickt; ob da nun sechs von der Gemeinde und nur drei vom Konzern sitzen, ist gleich. Die Sachverständigen im Verwaltungsrat werden auch den erfahrensten Gemeindevertretern auf diesem Gebiet unendlich überlegen sein und werden hierbei immer die maßgebende Rolle spielen.«

Zur Reform der Ehegesetze

Von Henni Lehmann

1. Ehescheidung

Die Reichstagsdebatte über die Justizreform verankerte sich insbesondere bei der Frage des Ehescheidungsrechts. Auch von den Rednern der Rechten, vorzüglich von Professor Kahl, wurde betont, daß vor allem der Tatbestand der »objektiven Zerrüttung« der Ehe als Ehescheidungsgrund in Betracht kommen muß. Es ist dies in der Tat der Punkt, in dem wohl nach allgemeinem Empfinden zuerst mit der bisher geltenden Grundauffassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu brechen ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900 hat als Grund zur Ehescheidung außer gewissen Fällen von Geisteskrankheit ausschließlich das Verschuldungsprinzip anerkannt. Der unschuldige Teil hat das Recht, innerhalb von sechs Monaten nach dem Zeitpunkt, an dem ihm der Ehescheidungsgrund bekannt wurde, gegen den anderen auf Ehescheidung zu klagen. Der andere wird bei der Scheidung als der »*schuldige Teil*« bezeichnet, und dieser Ausdruck ist uns bei der Erwähnung einer Ehescheidung ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Wir fragen sofort: »Wer von beiden ist der schuldige Teil?«

Damit ist all denen die Scheidung versagt, bei denen eine solche Verschuldung auf keiner Seite vorliegt. Ganz kurz sei gesagt, daß als Scheidungsgründe im Schuldsinn gelten: Ehebruch eines Ehegatten, Nachstellung des einen Ehegatten nach dem Leben des anderen, böswilliges Verlassen, so tiefe unheilbare Zerrüttung der Ehe *infolge schwerer Verletzung ehelicher Pflichten oder ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens eines Ehegatten*, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Diese Zerrüttung ist also eine durch subjektive Schuld entstandene, keine objektive durch andere Momente bedingte. Damit ist aber dem nicht Rechnung getragen, was am meisten unglückliche Ehen schafft, was meist erst die Grundlage bildet für die Verschuldungen, die zur Scheidung führen, der Tatsache, daß zwei Menschen, die sich zusammentaten, sich geirrt haben können und nicht zusammenpassen. Nicht selten auch entwickeln sich Eheleute während der Ehe, besonders wenn sie jung heirateten, nach verschiedenen Richtungen hin und wachsen auseinander. In den letzten Fällen kann man nicht einmal von einer vorschnell geschlossenen Ehe sprechen, denn solch spätere Entwicklung ist nicht vorauszusehen. Ein derartiger Irrtum bei der Eheschließung soll mit dem lebenslangen Unglück zweier Menschen gebüßt werden.

In der Praxis des Lebens hat das zu einer Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen geführt, denn die menschliche Natur läßt sich nicht zwingen, und das am schärfsten konstruierte Gesetz läßt sich umgehen. Ist kein gesetzlicher Scheidungsgrund vorhanden, so schafft man einen oder fingiert ihn. Einer von beiden Ehegatten nimmt es auf sich, *schuldiger Teil* zu sein. Er begeht wirklich oder er gibt vor, eine jener Verfehlungen begangen zu haben, die einen Scheidungsgrund abgeben. In der Mehrzahl der Fälle wird das der Mann auf sich nehmen, da es den Ruf der Frau schwer zu schädigen pflegt, wenn sie als schuldiger Teil geschieden wird. Der Männerruf ist ja in derlei Dingen nicht so empfindlich. Als praktisches Beispiel solchen Vorgehens möchte ich einmal folgenden Fall erzählen: Zwei Eheleute vertrugen sich außerordentlich schlecht und wollten voneinander loskommen. Es sollte eine Mißhandlung dem Gericht vorgetäuscht werden, und es wurde ein mir bekannter Herr zu dem Zeitpunkt hinbestellt, in dem diese Mißhandlung stattfinden sollte, um Zeuge vor Gericht sein zu können. Der Ehemann nahm die Mißhandlung vor und prügelte seine Frau höchst energisch durch, vielleicht energischer, als die Frau bei Vereinbarung der Mißhandlung gewollt hatte. Der Mann wurde dann als schuldiger Teil geschieden, der Frau auch die Kinder zugesprochen, außerdem ein Betrag für den Unterhalt. Privatim war vereinbart, daß tatsächlich die Kinder bei dem Manne bleiben sollten. Die Frau ließ sie auch dort, benutzte aber ihr Recht,

sie jederzeit fordern zu können, zu dauernden Erpressungen gegen den Mann. Diese letzteren Vorgänge zeigen, welch üble Folgen es hat, wenn einer von beiden den »schuldigen Teil« markieren muß. Es ist eben nicht mit der bloßen Scheidung abgetan, sondern es knüpfen sich an die Scheidung ganz bestimmte Rechte und Pflichten. Einerseits hängt damit zusammen das Recht der Sorge für die Person des Kindes, das überwiegend dem nichtschuldigen Teil zugewiesen werden dürfte. Öfters werden auch die Kinder, solange sie klein sind, der Mutter belassen, wenn sie größer werden, dem Vater zugeführt. Das Gesetz schreibt vor, daß bei Scheidungen, in denen beide Teile schuldig sind, die Sorge für einen Sohn unter sechs Jahren und eine Tochter der Mutter, bei einem Sohn über sechs Jahren dem Vater zusteht. Wenn man eine Scheidungsmöglichkeit schafft bei objektiver Zerrüttung der Ehe, also ohne subjektive Schuld des einen Teils, so wird sich die Frage ergeben, ob dieser Scheidungsgrund auch Geltung hat für Ehen, in denen Kinder vorhanden sind, oder nur für kinderlose Ehen. Man kann darüber geteilter Meinung sein. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es im allgemeinen für Kinder günstiger ist, sie werden von nur einem Elternteil erzogen, als daß sie aufwachsen unter dem Druck eines ständigen Konflikts zwischen Vater und Mutter. Deshalb möchte ich die objektive Zerrüttung auch als Scheidungsgrund für Ehen mit Kindern zulassen, vielleicht unter gewissen Erschwerungen — etwa für eine Zwischenzeit nur Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft, die ja heute schon auf Antrag gesetzlich zulässig ist.

Nimmt es eine Frau auf sich, den schuldigen Teil zu spielen, wie das gleichfalls nicht selten geschieht, damit der Mann keine Unterhaltspflicht ihr gegenüber auf sich zu nehmen hat, so wird am liebsten die Form des böswilligen Verlassens gewählt, da ein Ehebruch dem Rufe der Frau schadet, eine Mißhandlung des Mannes durch die Frau doch nicht wahrscheinlich ist. Die böswillige Verlassung muß aber ein Jahr angedauert haben, ehe die Scheidung ausgesprochen werden kann. Auch das hat allerlei Mißliches im Gefolge.

Zwei Gründe werden zumeist gegen die Erleichterung der Scheidung angeführt: Erstens würde sie die Achtung vor der Ehe beeinträchtigen, weil dann zu leichtfertig geheiratet und ebenso leichtfertig auseinander gegangen würde. Daran glaube ich n i c h t. Ich glaube im Gegenteil, daß die Erschwerung der Scheidung es mit sich bringt, daß viele vor der Eheschließung zurückschrecken und die Form des freien Zusammenlebens oder auch des einfachen Verhältnisses auf Zeit vorziehen. Beides dürfte die Achtung vor der Ehe kaum stärken.

Der zweite Grund, der speziell für Katholiken in Betracht kommt, ist kirchlicher Natur. Die Ehe ist ein Sakrament und daher unlösbar. Dagegen läßt sich natürlich absolut nichts sagen. Das ist Sache der Weltanschauung. Doch will mir scheinen, diese Auffassung kann nur Gültigkeit beanspruchen für kirchliche Schließung und kirchliche Lösung der Ehe; für eine von bürgerlichen Behörden vollzogene Ehe, die im letzten Grunde doch ein Vertrag zwischen zwei Menschen ist, für den der Staat bestimmte Formen vorschreibt und dem er bestimmte Folgen gibt, kann der kirchliche Standpunkt nicht in Betracht kommen, insbesondere nicht gegenüber einer Erweiterung der Scheidungsmöglichkeiten. Entweder muß man die Scheidung überhaupt und in jeder Form ablehnen, oder aber man muß alle in Betracht kommenden Gründe berücksichtigen. Ein teilweises Paktieren mit Gewissensbedenken mag wohl scholastisch möglich sein, ist aber nicht innerlich gerechtfertigt.

Es kommt im Bürgerlichen Gesetzbuch auch der Fall vor, daß beide Teile für schuldig erklärt werden können, wenn nämlich ein Teil auf Scheidung klagt und auch der Beklagte Widerklage erhebt oder den Antrag stellt, den Kläger gleichfalls für schuldig zu erklären, und den Beweis hierfür führen kann. Auch hier stehen schließlich die Kinder zwischen beiden Eltern genau wie in dem Falle, in dem kein Teil für schuldig erklärt wird.

In diesen Fällen der beiderseitigen Schuld geht das Gesetz aus von Klage und möglicher Widerklage. Solch beiderseitiges Klagerecht, das jedem Teil zusteht, liegt

auch vor im Falle der objektiven unheilbaren Zerrüttung der Ehe. Das bis zum Jahre 1900 in Geltung befindliche preußische Allgemeine Landrecht hatte hierfür den Terminus geprägt: »unüberwindliche Abneigung«. Eine solche unüberwindliche Abneigung oder solche objektive Zerrüttung der Ehe muß künftig, das sei betont, durchaus jedem Teil das Recht der Antragstellung auf Scheidung gewähren. Der andere Teil kann sich eventuell diesem Antrag anschließen, und man mag gewisse vereinfachte Scheidungsformen zulassen bei einem gemeinsam gestellten Antrag. Ganz undenkbar und unsinnig wäre es aber, die gemeinsame Antragstellung zur Vorbedingung für die Scheidung zu machen. In letzterem Falle hätte ein Teil die Möglichkeit, den anderen aus allerlei Gründen — zum Beispiel solchen pekuniärer Natur — in der zerrütteten Ehe festzuhalten oder auch die ihm zustehende Macht zu solcher Festhaltung in unschöner Weise auszunutzen, zum Beispiel zu Erpressungen. Wenn in einem Teil unserer Presse wiederholt die Rede war von »gemeinsamer« Antragstellung bei unheilbarer Zerrüttung der Ehe, so kann das nur auf einer Unklarheit über die vorstehend angedeuteten üblen Folgen beruhen. Derartige Unklarheit ist jedoch gefährlich, da sie immer wieder den reaktionären Bestrebungen auf Erschwerung der Scheidung Handhaben bietet.

Sehr nachzuprüfen scheint mir, wenn man nicht mehr von dem Grundsatz ausgeht, daß ein Teil schuldig und dementsprechend gegen den anderen Teil verpflichtet ist, die Bestimmung, daß bei Scheidung auf Grund von Geisteskrankheit der gesunde Ehegatte ebenso wie ein schuldiger Teil dem anderen Unterhalt zu gewähren hat. Diese Gleichstellung mit dem Schuldigen ist moralisch nicht gerechtfertigt und stellt tatsächlich, da sich bei solchen Geisteskranken meist die Unterbringung in eine Anstalt nötig machen wird, eine ungeheure Belastung dar. Es ließe sich sehr wohl denken, daß hier auch andere Unterhaltspflichtige, prinzipiell mindestens, mit herangezogen würden.

Endlich möchte ich noch ein Wort zu dem § 1570 des Bürgerlichen Gesetzbuchs sagen über die Verzeihung von Ehebrüchen, und zwar speziell im Interesse der Frauen, denen aus diesem Paragraphen mehr Nachteile zu erwachsen pflegen als dem Manne. Der § 1570 lautet: »Das Recht auf Scheidung erlischt in den Fällen der Paragraphen 1565 bis 1568 (Ehebruch, Lebensnachstellung, böswillige Verlassung) durch Verzeihung.« Unter »Verzeihung« wird hier fast regelmäßig auch das Vollziehen des Geschlechtsverkehrs verstanden, das dann noch erfolgt, nachdem der unschuldige Teil die Verfehlung des anderen erfahren hat. Diese Auslegung wird in ihrer Unbedingtheit dem Leben nicht gerecht. Zunächst wissen viele, besonders Frauen, gar nicht, daß sie das Recht zur Scheidungsklage verlieren, wenn sie den Eheverkehr dem Manne weiter gestatten. Ferner ist ihnen aber auch oft die Weigerung tatsächlich sehr schwer, ja beinahe unmöglich, solange die eheliche Gemeinschaft nicht aufgehoben ist, besonders in proletarischen Haushaltungen mit engem Zusammenwohnen und anderen Begleitumständen. Mir haben wiederholt Arbeiterfrauen mit Tränen geklagt, daß sie von ihrem ehebrüchigen Manne nicht loskommen könnten, weil sie sich nicht getraut hätten, nein zu sagen, als der Mann von ihnen den Beischlaf verlangte. Dieser Paragraph müßte eine größere Beweglichkeit haben, wenigstens sollte die Verzeihung unter Umständen zurückgenommen werden können.

Unzweckmäßig ist auch die Bestimmung (allerdings können Ehebrüchige davon befreit werden), nach der Leute, die einen Ehebruch miteinander begangen haben, einander nicht heiraten dürfen, wenn dieser Ehebruch Scheidungsgrund war. Man sollte im Gegenteil voraussetzen, daß dem Ehebruch eine gegenseitige starke Liebe zugrunde lag, welche die Schranken durchbrach. Gerade dann aber ist eine Heirat wünschenswert; sonst setzen sich die Beziehungen einfach außerehelich fort.

Endlich ist im Strafrecht die Bestimmung zu beseitigen, nach der ein Ehebruch auf Antrag mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden kann. Würde

jeder Ehebruch mit Gefängnis bestraft, dann dürften wir nicht Steine genug in Deutschland haben, um die erforderlichen Gefängnisse zu bauen.

Alles in allem genommen sollte man mit dem »starren System« der jetzigen Ehescheidungsbestimmungen brechen und ihnen eine größere Anpassungsfähigkeit an das Leben geben. Das ist durchaus nötig bei gesetzlichen Maßnahmen, bei denen es sich nicht um Kauf oder Verkauf von Waren, nicht um Sachverträge oder ähnliches handelt, sondern um lebendige Menschenseelen, die — ewig verschieden — stets neue Lebensformen und Notwendigkeiten schaffen. Wird das Gesetz diesen Notwendigkeiten nicht gerecht, dann wird das Leben darüber hinweggehen, aber vorher werden viele Opfer am Wege liegenbleiben und verbluten — die Frauen aber werden die größere Zahl unter ihnen stellen.

Theodor Schwartz †

Von W. Bromme

In Lübeck starb in der Morgenfrühe des 9. April — vier Tage vor seinem 81. Geburtstag — der Genosse Theodor Schwartz, einer der Ältesten aus den Reihen unserer Partei. Mit der Person des Genossen Schwartz verknüpft sich ein Stück Parteigeschichte. Er war es, der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der engeren und weiteren Umgebung seiner Vaterstadt, besonders in Holstein, Lauenburg und Mecklenburg, im Sinne Lassalles Agitation trieb und die ersten Keimzellen der Arbeiterbewegung bilden half. Das hat Franz Mehring im vierten Band seiner Parteigeschichte gebührend hervorgehoben. Die ersten Organisationen an der Wasserkante waren sein Werk.

Fast 55 Jahre ist »Thedje, der Schipper«, wie er allgemein in Lübeck und auch außerhalb genannt wurde, organisierter Sozialdemokrat gewesen, und mit einer kurzen Unterbrechung hat er 28 Jahre lang seine Vaterstadt im Reichstag vertreten.

Genosse Schwartz war ein echter Sohn des Volkes. Seine Wiege stand im »ärmlichen Haus«. Er wurde in einem Gang an der Mühlenstraße in Lübeck als Sohn des Arbeitsmannes Joachim Schwartz geboren. Schwer und hart war seine Jugendzeit; kaum sechs Jahre alt, verlor er den Vater durch den Tod. Die Mutter konnte allein nicht das Nötige beschaffen. So mußte der achtjährige Junge das Brot mitverdienen helfen. Er besuchte daneben von 1848 bis 1855 die Armenschule und lernte von Ostern 1855 bis 1858 als Former. Die Beendigung seiner Lehrzeit fiel in die große Wirtschaftskrise, die ganz Europa heimsuchte und die Marx in seiner »Kritik der politischen Ökonomie« so anschaulich geschildert hat. Zunächst war daher für »Thedje« keine Aussicht vorhanden, in seinem Beruf Arbeit zu finden. Kurz entschlossen, griff er deshalb auf einen Lieblingswunsch seiner Knabenzeit zurück und fuhr zur See. Er wurde Schiffsjunge auf einem Segelschiff und brachte es bald zum Leichtmatrosen. Von der Reise zurückgekehrt, arbeitete er wegen mangelnder Schiffsgelegenheit wieder als Former. Dabei keimte die Sehnsucht in ihm, auch einmal Berge zu sehen. So packte er entschlossen sein Felleisen und walzte los. Er durchwanderte Deutschland und die Schweiz. Eines Tages hörte er Lassalle reden, interessierte sich für dessen Ziele, studierte seine Schriften und gründete, in die Heimat zurückgekehrt, im Jahre 1866 in Lübeck eine Ortsgruppe des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins«, dessen Bevollmächtigter er später wurde, wie eine mir vorliegende, vom Präsidenten Hasenclever unterzeichnete Vollmachtsurkunde beweist.

Durch seine Agitation für die Sozialdemokratie machte er sich bei den Chefs der Eisengießerei bald mißliebig, und da die Löhne — trotz eines mörderischen Akkordsystems — viel zu wünschen übrigließen, wandte sich Thedje zum zweiten Male der Schiffahrt zu und fuhr auf lübischen, dänischen und englischen Seglern.

Im Dezember 1869 erlitt er an Bord der mecklenburgischen Brigg »La Fortune« einen schweren Schiffbruch an der englischen Küste, dessen Schrecken er im »Neuen Sozialdemokrat« und später in einer Reichstagsrede geschildert hat. Die armen Seeleute, die alle Habseligkeiten verloren und mit Hilfe englischer Fischer nur das nackte Leben retten konnten, wurden in der Weihnachtszeit von London nach Hamburg transportiert, ohne daß man ihnen warme Kleidung verabfolgt hätte. Die Reeder zahlten nicht einen Pfennig Entschädigung für den Verlust an Hab und Gut. Im Gegenteil, die Schiffbrüchigen mußten sogar die Kosten für Verpflegung und Reise selbst tragen. Daher kämpfte Theodor Schwartz später im Reichstag energisch für eine bessere Ausgestaltung der Seemannsordnung. Er wurde Spezialist in Schiffahrts- und Seemannsfragen. Mit Wort und Schrift ging er den »schwimmenden Särgen« zu Leibe. In einem Artikel des »Neuen Sozialdemokrat« forderte er schon im Dezember 1872, daß jedem Seemann das Recht eingeräumt werden müsse, vorkommenden Falles das Schiff auf seine Seetüchtigkeit zu untersuchen. Er mißtraute auch sofort dem § 47 der neugeschaffenen Seemannsordnung, nach welchem die Offiziere und Konsuln in dieser Frage maßgebend sein sollten. Schwartz bekämpfte ferner die schlechte Beköstigung auf den Schiffen und noch mehr die brutale Behandlung der Mannschaften durch die Kapitäne. Er wies darauf hin, daß infolgedessen die Hälfte der deutschen Matrosen auf ausländischen Schiffen heuerten und auf deutschen Schiffen meist dänische und schwedische Seeleute tätig waren. So tritt schon der junge Schwartz zu einer Zeit für die deutschen Seeleute ein, als diesen der Gedanke an eine Berufsorganisation noch gar nicht in den Kopf kam.

Wegen des erwähnten Schiffbruchs ging Schwartz von der Segelschiffahrt zur Dampfschiffahrt über. Er fuhr noch eine lange Reihe von Jahren als Schiffskoch zwischen Lübeck und den russischen Ostseehäfen. Mancherlei heitere und ernste Erlebnisse aus dieser Zeit gab er in engeren Parteikreisen, namentlich beim Glase Grog, zum besten, schaute dabei von einem zum anderen, und wehe dem, der an der Wahrheit seines Seemannslateins Zweifel zu äußern wagte. Erst Ende der achtziger Jahre gab »Thedje« den Seemannsberuf auf und ließ sich in einem Keller der Breitenstraße zu Lübeck als Speisewirt nieder.

Vor, während und nach dem Ausnahmegesetz war Schwartz ununterbrochen in der politischen und gewerkschaftlichen Organisation tätig. Alle Wandlungen des Partei- und Gewerkschaftslebens hat er mitgemacht. Er war Mitbegründer des »Allgemeinen Deutschen Formerbundes« und nach dessen Auflösung des »Zentralvereins der deutschen Former«, auch eine Zeitlang der Redakteur des Formerorgans »Glückauf« — bis sich der Zentralverein mit dem Metallarbeiterverband verschmolz. Darauf übernahm Schwartz die Geschäftsführung der Lübecker Parteidruckerei, die er erst im Herbst 1919 niederlegte, als die Gebrechen des Alters ihn dazu zwangen. Viel lieber wäre er in den Sielen gestorben.

In Anerkennung seiner Verdienste hat ihn die Lübecker Arbeiterschaft bis zum Kriegsausbruch zu allen nationalen und internationalen Kongressen delegiert. Mit Ausnahme des 1883 in Kopenhagen stattfindenden Parteitags — auf dem er sein Mandat nicht ausüben konnte, weil sein Schiff in den finnischen Gewässern eingefroren war — hat er von St. Gallen bis Jena 1913 an allen Parteitagungen teilgenommen.

Aus der politischen Laufbahn des Achtzigjährigen sei noch hervorgehoben, daß er schon 1877 zum Reichstag kandidierte. Aus jeder Niederlage neue Kraft schöpfend, eroberte er 1890 zum ersten Male das Mandat. Seit 1905 gehört er auch ununterbrochen der Lübecker Volksvertretung als Mitglied an, deren Alterspräsident er in der letzten Gesetzgebungsperiode war.

Theodor Schwartz ist auch schriftstellerisch hervorgetreten. Sein Steckenpferd war die lübische Geschichte. Er schrieb 1887 seinen »Jürgen Wullenweber«, dann gemeinschaftlich mit Johannes Wedde — den er ein volles Menschenalter

überlebt hat — »Das alte Lübeck« und die »Bilder aus Lübecks Vergangenheit« sowie eine Studie über den 1384 in Lübeck hingerichteten Führer des »Knochenhauer Aufstandes »Hinrich Paternostermaker«. Die letzteren beiden Schriften können heute noch vom Lübecker Parteiverlag bezogen werden. Ungedruckt blieben noch bisher der »Entwurf einer lübischen Verfassungsgeschichte« und die »Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung«. Zuletzt arbeitete der Achtzigjährige noch an seinen »Lebenserinnerungen«. Er ist aber nur bis zur Vorgeschichte des Sozialistengesetzes gekommen.

Es darf dem alten Kämpen nicht nachgetragen werden, daß er sich bei der 1917 erfolgten Separation des linken Flügels der Reichstagsfraktion der sogenannten »Arbeitsgemeinschaft« anschloß, die den Anstoß zur Gründung der U. S. P. gab. Er tat diesen Schritt damals nicht aus politischen Motiven, sondern lediglich aus Anhänglichkeit an den alten Freundeskreis, mit dem er Jahrzehnte verkehrt hatte. Zur U. S. P. hat »Thedje« nicht gehört. Im Gegenteil, seine politischen Ansichten über die Kriegsfragen deckten sich durchaus mit der Haltung unserer Partei, der er treu blieb bis zum letzten Atemzug. Die Spaltung war ihm ein Greuel. Und die Dritte Internationale verabscheute er, wie Schreiber dieses wiederholt aus seinem Munde vernahm.

Leider blieb unser alter Genosse von den Gebrechen des Alters nicht verschont. Die Sehkraft hatte nachgelassen; doch las er bis vor zwei Wochen noch täglich seine Zeitungen und verfolgte die inner- und außenpolitischen Ereignisse mit lebhafter Anteilnahme. Infolge dieser Altersgebresten mied er auch im letzten Jahre die Versammlungen. Viel Kummer bereitete auch ihm die Unterdrückung des deutschen Volkes durch die Entente. Er mußte ja selbst arg darunter leiden, die kleine Rente des Vereins Arbeiterpresse — dessen Geschäfte er übrigens bis vor einem halben Jahre noch erledigte — und seine paar Sparpfennige reichten nicht zum Sattwerden aus. Das Lübecker Parteigeschäft hatte ihm deshalb eine Rente ausgesetzt. Den achtzigsten Geburtstag hat er im Kreise der Lübecker Parteigenossen noch festlich begangen. Der Senat würdigte den verdienstvollen Bürger durch eine Wein- und Rumspende. Andere lieferten dem leidenschaftlichen Raucher Tabak und Zigarren.

Vor vier Wochen mußte er sich dauernd ins Bett legen. Die Beine wollten nicht mehr vorwärts, und die Nahrungsaufnahme wurde von Tag zu Tag geringer. Die letzten Tage lebte er von zwei Löffeln Suppe. Er ahnte sein Ende. Als Schreiber dieses ihm den letzten Besuch machte, war der Alte ganz erschüttert. Der bisher eisenharte Greis weinte wie ein Kind. Am selben Abend schwand das Bewußtsein, nachdem vorher die Sehkraft versagt hatte. Zwei Tage und zwei Nächte rang er mit dem Tode.

Schwartz war ein aufrechter, wahrhafter und lauterer Charakter. Ein ganzer Mann, mit sonnigem Humor und beredtem Munde, von den Freunden geliebt und von den Gegnern geachtet. Sein Tod bedeutet einen tiefen Einschnitt in das Lübecker Parteileben. Der alte Kämpe wird dort nie vergessen werden.

Literarische Rundschau

Fritz Klatt, **Die schöpferische Pause.** Jena 1921, Eugen Diederichs. Preis kartoniert 16 Mark.

Das ist eines von den seltenen Büchern, die einmal ganz Neues bringen. Der Rhythmus, der das All durchschwingt, wird hier in seiner gewaltigen Bedeutung für das gesamte Leben des Menschen entdeckt. Nicht so sehr die Wichtigkeit der offenbaren Höhepunkte des Lebens wird gezeigt wie die der Ruhelage, wo die Bewegung zu verschwinden scheint. Diese Ruhelage hat den bisher nicht gekannten Sinn der Sammlung der Kraft, der Pause, die schöpferisch ist. Klatt findet sie in den Schwin-

gungen des Blutes, in denen des Atems, in denen des Tages, der Monate, der Jahre und vor allem der Lebensalter. Wie fein beleuchtet er hier das Wesen der Pause, die dann zur Geschlechtsreife aufbricht, wie klar wird das Verkehrte einer geschlechtlichen Belehrung in dieser Zeit! Wir begreifen, welche ungeheuer neuen Aufgaben an den Führer der Jugend, den lauschenden, verstehenden Menschen herantreten, der aus solcher Schau ihres Wesens mit ihr lebt, sich schließlich von ihr trennt und sie ihrem Eigenleben dahingibt. Unter dem Gesichtspunkt der schöpferischen Pause ergibt sich die Sinnlosigkeit eines von der »Pflicht« überhetzten, atemraubenden Arbeitslebens ohne Glücksgefühl, eines von der Sucht nach sichtbarem Erfolg diktierten, daher von der Arbeitsteilung beherrschten Schullebens. Die Bildung des jugendlichen Menschen entwickelt sich natürlich von innen her nach eigenem Gesetz als eine allgemeine Bildung zum alltäglichen, nach keiner Richtung besonders stark betonten Tun zuerst, das noch für das ganze fernere Leben die Grundlage ist, als richtungsmäßig bestimmte Berufsbildung, sodann auf die Bildung in den Ausdrucksmitteln der Künste, den Tanz, die Sprachbildung als Übung im eigenen Sprachausdruck fällt ein ganz neues Licht. So heißt es über die Unterweisung im Zeichnen in der Zeit der Pubertät: »Alle zeichnerische Betätigung läßt er (der Führende) für eine Zeit ganz und gar vergessen, das Dunkel des raumlosen Zustandes läßt er in dem jungen Menschen anwachsen, bis seine Augen selbst beweglich werden und nach Befreiung aus dieser Innen-Dunkelheit suchen. Und nun läßt ihn der Führende einbrechen in die weiten Räume der Landschaft draußen.« ...

Leicht stellt sich die Analogie ein, wie »zur Zeit der Reife« »genau so wie die Raumwelt« die Klangwelt »in dem werdenden Menschen verdunkelt« wird. Der Stimmwechsel wird als schöpferische Pause gewertet. Weit über den Rahmen bloß pädagogisch wertvoller Erörterung geht die Besprechung der tiefsten Probleme des Daseins überhaupt hinaus, der Probleme des Todes, der Liebe, des Wissens. Der Gedanke der schöpferischen Pause gibt ihnen unvermutet neue Lösung, läßt Richtlinien finden für das Verhalten des Führenden zu ihnen, für das Verhalten der Menschen unter Menschen überhaupt, läßt die falsche Einstellung von Lehrerschaft, Schule und Gesellschaft unserer Zeit zu ihnen deutlich werden. Aber das soll jeder selber lesen wie das ganze eigenartig tiefe Buch. Fritz Karsen

---

Dr. Max Apel, **Einführung in Kants Kritik der reinen Vernunft.** Charlottenburg 1921, Volkshochschul-Verlag. 72 Seiten. Preis kartoniert 4 Mark.

Dieses Heft widmet der langjährige Dozent an der Berliner Humboldt-Hochschule allen Hörern, die mit ihm »zusammen philosophierten, insbesondere den Mitgliedern der Kant-Abende«. Es enthält ausgewählte Stücke aus Kants Hauptwerk, die auf den nebenstehenden Seiten durch Hinweis auf verwandte Systeme und mit erklärenden Beispielen erläutert werden. Der Stil ist klar und flüssig. Die Auswahl soll eine Einführung in das Kantsche Werk vermitteln; die Erläuterungen haben daher den Zweck, die Grundfragen des Werkes in leichter, durchsichtiger Darstellung hervorzuheben. »Wo es notwendig schien, ist auch Kritik geübt worden.« Die Auswahl bringt drei Abschnitte aus der Vorrede zur ersten Auflage, sechs aus der Vorrede zur zweiten Auflage. Der Raum, den diese Abschnitte mit den beigefügten Erläuterungen einnehmen, scheint mir im Vergleich zu dem doch viel wichtigeren Haupttext etwas reichlich zugemessen zu sein. Aus der Einleitung wird nur die Stelle gebracht, die Kants eigene Definition der von ihm mit ziemlicher Klarheit umschriebenen »Erkenntnisse« a priori und a posteriori enthält. Apels Erläuterungen, die er dieser Stelle gibt, verraten eine sichere Hand. Es folgen Abschnitte »Von dem Unterschied der reinen und empirischen Erkenntnis«, »Von dem Unterschied analytischer und synthetischer Urteile« sowie mehrere Abschnitte aus »der transzendentalen Ästhetik« (metaphysische Erörterung des Raumbegriffs, allgemeine Anmerkungen zur transzendentalen Ästhetik usw.). E. W. Neumann

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5 — Ausgegeben am 28. April 1922 — 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Otto Hue †

Wie der Telegraph aus Essen meldet, hat der Tod wieder einen Partei- und Gewerkschaftsführer hinweggerafft, der, wenn auch nicht seinen Jahren nach, so doch durch sein jahrzehntelanges Wirken und Streben zur alten sozialdemokratischen Garde gehörte: Otto Hue ist im Städtischen Krankenhaus zu Essen in der Nacht zum 19. April einer schweren Lungenentzündung erlegen.

Sowohl die Sozialdemokratische Partei wie die Gewerkschaftsbewegung erleiden durch seinen Tod einen schwer zu ersetzenden Verlust, vor allem aber die Bergarbeiter des rheinisch-westfälischen Industriereviers; denn aus ihrer Mitte hervorgegangen und mit ihrem Empfinden und Denken aufs genaueste vertraut, hat Hue seit 1894 die Redaktion der »Berg- und Hüttenarbeiterzeitung« (der späteren »Deutschen Bergarbeiterzeitung«) geführt und als Vorsitzender des Bergarbeiterverbandes diesen in stetem Kampfe gegen ein herrisches, übermütiges Unternehmertum zu einem der gewichtigsten Faktoren im deutschen Wirtschaftsleben gemacht. In Hue verkörperte sich gewissermaßen die Geschichte des Bergarbeiterverbandes, ja der ganzen rheinisch-westfälischen Arbeiterbewegung mit ihrem Aufstreben zu besseren Lebensbedingungen und ihrem fast ununterbrochenen Aufstieg. Dabei blieb Hue, wenn er später auch zu hohen Ehren gelangte, doch der Proletarier, der einfache, tatkräftige, auf dem Boden der Roten Erde herangewachsene Arbeitersohn, der sich noch immer als Kamerad seiner ehemaligen Berufsgenossen fühlte und sich selbst gern einen »alten Kumpel« nannte. Ein Arbeiterführer einfach und schlicht — mit Arbeitergewohnheiten, und doch ein Mann mit beträchtlichem Wissen und mit großer Sachkenntnis auf dem Gebiet der Bergwerksindustrie. Durch seine Arbeitstätigkeit und seine Verhandlungen als Gewerkschaftsführer mit den Leitern der Unternehmerverbände hatte er sich ein großes fachliches Wissen erworben und dieses durch fleißiges Studieren der auf die Montanindustrie bezüglichen Literatur nach den verschiedensten Richtungen hin ergänzt.

Doch Hue war nicht nur ein tüchtiger Gewerkschaftsführer, auch als Organisator, politischer Agitator und Parlamentarier stand er im Kampfe für seine Ziele seinen Mann. Fast an allen großen Kongressen seiner Berufsgenossen, an nationalen und internationalen sozialistischen Tagungen sowie an den wichtigeren parlamentarischen Kämpfen im Reichstag und im Preußischen Landtag finden wir ihn beteiligt. Freilich gehörte Hue nicht zu den Vielrednern, und seine Reden waren nicht sogenannte rhetorische Glanzleistungen. Alle Effekthascherei, alles Brillieren mit schönen Worten war seinem kernigen Wesen fremd; doch wenn er es für nötig

fand, griff er ein, und fast immer hatte seine Rede eine starke Wirkung, denn jeder, der ihn reden hörte, fühlte, daß hinter seinen Ausführungen eine starke Persönlichkeit stand, ein Mann, der die Dinge kannte, über die er sprach, und der aus eigenem Erleben und eigenen Erfahrungen heraus urteilte. Ebensowenig wie durch Schlagworte ließ er sich durch die mehrfach gegen ihn erhobene, heute so häufige Beschuldigung, er sei ein Arbeiterverräter, beirren. So hat er sich auch durch alle kleinlichen Anfeindungen nicht davon abhalten lassen, an der Schaffung der sogenannten Arbeitsgemeinschaften und des Überschichtabkommens, das dem Deutschen Reich die Erfüllung der von der Entente geforderten Kohlenablieferungen ermöglichte, energisch mitzuwirken.

Wie die meisten Arbeiterführer ist auch Otto Hue ein Proletarierkind. Er ist am 2. November 1868 als Sohn eines Hüttenarbeiters in Hörde geboren, besuchte die dortige Volksschule, erlernte das Schlosserhandwerk und arbeitete darauf bis 1894 auf verschiedenen großen Hüttenwerken. Nachdem er sich durch seine Verbandstätigkeit in der Arbeiterschaft des Industriereviers einen Namen gemacht hatte, übernahm er 1894 die Redaktion der Bochumer »Berg- und Hüttenarbeiterzeitung«, eine Stellung, in der er bis 1905 blieb. Zugleich wurde er Angestellter und Vorsitzender des Deutschen Bergarbeiterverbandes. Von 1903 bis 1911 vertrat er den Wahlkreis Bochum-Gelsenkirchen-Hattingen im Reichstag, später (von 1920 ab) den Kreis Arnsberg. Ebenso zählte ihn seit 1913 der Preußische Landtag zu seinen Mitgliedern. Nach der Novemberrevolution wurde er ferner Reichskommissar für das rheinisch-westfälische Bergwerksgebiet, Beirat im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe sowie Mitglied des Reichswirtschaftsrats und des Reichskohlenrats.

Auch als Schriftsteller war Otto Hue früher, als noch nicht seine vielen Ämter seine große Arbeitskraft völlig in Anspruch nahmen, in hervorragendem Maße tätig. Seine bekannteste Leistung ist sein im Dietzschen Verlag erschienenes zweibändiges Werk über »Die Bergarbeiter«. Ferner hat er eine Reihe Broschüren (darunter »Neutrale oder parteiische Gewerkschaften«, »Mehr Bergarbeiterschutz«, »Volk in Not«, »Sozialisierung der Kohlenwirtschaft«) sowie zahlreiche Artikel für unsere Parteipresse geschrieben. Zugleich war er lange Zeit Mitarbeiter der Neuen Zeit, der er viele wertvolle Beiträge über die Entwicklung des deutschen Bergbaus, über die Bergarbeiterverhältnisse des Ruhrreviers und über die christlichen Gewerkschaften geliefert hat.

Der Wirtschaftssozialismus und seine drei Grundformen

Von Franz Laufkötter

Der moderne Sozialismus ist in seinem inneren Kern Kultursozialismus, weil er das Ziel verfolgt, eine wirkliche Menschheitskultur zu schaffen und zugleich das menschliche Zusammenleben auf eine höhere Grundlage zu stellen. Die Grundsätze des Solidarismus, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der sozialen Gleichwertung, diese Kerngedanken des Sozialismus sollen in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Dieses weitgesteckte Ziel wird sich aber niemals erreichen lassen, wenn nicht eine gründliche Umgestaltung unseres wirtschaftlichen Lebens vorgenommen wird. Unser Wirtschaftsleben muß ent-

kapitalisiert und sozialisiert, das heißt, es muß mit dem Geiste des Sozialismus erfüllt werden. Zu der seelischen Umstellung der Menschen durch Bildung, Aufklärung und Erziehung muß die wirtschaftliche Umstellung ergänzend hinzukommen, wenn die sozialistischen Ideale Früchte bringen sollen. Der Wirtschaftssozialismus, der ein neues Erdreich schafft, in dem Tatsozialisten leben und wirken, ist also die notwendige Vorbedingung des Kultursozialismus, das ist die wissenschaftliche Erkenntnis, die uns über alle die gutgemeinten Bestrebungen der Philanthropen, Moralisten, Sozialreformer usw. erhebt. Erst dann, wenn ein wirtschaftliches Neuland geschaffen worden ist, wird es möglich sein, wirkliche Geistes- und Seelenkultur zu treiben, denn erst dann, wenn die schlechten äußeren Einflüsse wirtschaftlicher Art beseitigt worden sind, können sich die sozialen Triebe frei entfalten. Die Begründung dieser Auffassung liegt in der Beobachtung, daß die Menschen in ihrem Tun und Lassen nicht nur durch die Veranlagung und Erziehung, sondern auch durch die wirtschaftliche Umwelt bestimmt werden.

Diese Umgestaltung der Wirtschaftsweise muß nach zwei Richtungen hin in die Erscheinung treten: einerseits muß sie die kapitalistische Ausbeutungs- und Erwerbswirtschaft durch eine auf der Gleichberechtigung beruhenden sozialistischen Bedarfsdeckungswirtschaft ersetzen, und andererseits muß sie an die Stelle der Planlosigkeit und der schrankenlosen Bewegungsfreiheit eine planvoll organisierte Wirtschaft setzen. Diese beiden Grundfehler des Kapitalismus bedingen sich gegenseitig: solange das Kapital sich frei betätigen und seinen Heißhunger nach Mehrwert widerstandslos befriedigen kann, so lange wird es imstande sein, die besitzlosen Massen auszubeuten, zu entrechten, zu unterdrücken und in der Kulturlosigkeit zu erhalten. Dagegen müssen alle Reformen, so lobenswert sie an und für sich sind, auf die Dauer versagen, sie müssen Palliativmittel bleiben, die wohl Erleichterung und Linderung, aber keine Heilung und Gesundung des sozialen Organismus zu bringen vermögen. Das Übel der sozialen Krankheit, an der die Menschheit seit Jahrtausenden leidet, muß an der Wurzel angepackt werden, wenn eine wirkliche, dauernde Besserung eintreten soll. Um diese herbe Notwendigkeit, um diese schwere Aufgabe kommt die moderne Menschheit nicht herum.

Das, was unser menschliches Zusammenleben so unmenschlich erscheinen läßt, das, was von jeher das Gefühl der Massen und das Herz der Menschenfreunde mit Ekel und Entrüstung erfüllt hat, ist *die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen*. Daß der eine Mensch oder die eine Menschengruppe imstande ist, sich auf Kosten fremder Arbeit nicht nur ein angenehmes Dasein zu verschaffen, sondern auch ungeheure Reichtümer aufzuhäufen, während die große Masse in Armut und Elend verkommt, das ist die Quelle innerer und äußerer Empörung, das ist die Ursache der Klassenkämpfe, die die Menschheit durchtoben. Diese Ausbeutung beruht auf der Ausbeutungsmöglichkeit, denn wenn ein Mensch die Möglichkeit hat, andere Menschen auszubeuten, so wird er auch davon Gebrauch machen. Diese Wahrheit wird dadurch bewiesen, daß auch der Sozialist, der in den Besitz eines Unternehmens gelangt, falls er rentabel wirtschaften will, genötigt ist, seine Arbeiter und Angestellten auszubeuten, daß auch sozialistische Betriebe, wenn sie existenzfähig bleiben sollen, kapitalistische Methoden anwenden müssen. Das kapitalistische System trägt nun einmal die Ausbeutung in seinem Schoß, die Menschen sind nur Werkzeuge, diese Tatsache sollte eigentlich genügen,

um dem Gerede von dem Widerspruch zwischen sozialistischer Gesinnung und kapitalistischer Praxis ein Ende zu machen.

Die Ausbeutungsmöglichkeit, die den Ausbeutungswillen mit all seinen ekelhaften Begleiterscheinungen erzeugt, hat ihre Quelle in den falschen, ungerechten Besitz- und Eigentumsverhältnissen. Das haben schon die altgriechischen Sozialphilosophen deutlich erkannt: solange sich eine Minderheit von Menschen im Besitz der Produktionsmittel befindet, mit denen alle Existenzmöglichkeiten geschaffen werden, und solange die übergroße Mehrheit davon ausgeschlossen ist, so lange wird letztere gezwungen sein, ihre Arbeitskraft und ihre Person in den Dienst der ersteren zu stellen, die sie mit kargem Lohn abspeist, so lange wird die Minderheit die wirtschaftliche Übermacht dazu mißbrauchen, die Besitzlosen auszubeuten. Das einzige Mittel, den Ausbeutungswillen zu ertöten, ist also die Beseitigung der Ausbeutungsmöglichkeit durch die Enteignung der Kapitalisten und die Überführung der Produktionsmittel, sofern sie Ausbeutungsmittel sind, in den Besitz und die Verwaltung der Allgemeinheit.

Von dieser grundsätzlichen Forderung darf ein Sozialist niemals abgehen, wenn er sich auch der Einsicht nicht entzieht, daß der Verwirklichung dieser Forderung heute und in absehbarer Zeit noch große Hindernisse entgegenstehen, deren Überwindung erst die Zukunft bringen kann. Die objektive Unmöglichkeit der Ausbeutung erst wird die subjektive Unmöglichkeit der Ausbeutung nach sich ziehen, denn alle seelischen Mittel müssen versagen in einer Wirtschaftsweise, die durch die falschen Besitzverhältnisse dem Willen zur Ausbeutung immer neue Nahrung gibt. Einen Kapitalisten durch Belehren, Mahnen, Warnen und Bitten dahin zu bringen, von der Ausbeutung seiner Mitmenschen Abstand zu nehmen, wird ebenso unmöglich sein, als wenn man einen Löwen überreden wollte, Gras zu fressen.

Die Entkapitalisierung und Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens wird den unstillbaren Hunger nach Reichtum und Macht allmählich eindämmen und zuletzt ertöten; sie wird den Erwerbstrieb und die Gewinnstreberei in die rechten Bahnen lenken, sie wird die Menschen dahin bringen, daß sie nicht mehr arbeiten und wirtschaften, um sich die Taschen zu füllen, während andere darben, sondern lediglich zu dem Zweck, um so viel zu schaffen, daß jeder Mensch, der seine Pflicht und Schuldigkeit tut, ein menschenwürdiges Dasein hat. Die Ersetzung der kapitalistischen Erwerbswirtschaft, die den Gegensatz zwischen bergeshohem Reichtum und abgrundtiefer Armut verschuldet hat, durch eine sozialistische Bedarfsdeckungswirtschaft, in der für jeden nach Möglichkeit gesorgt ist, wird die antisozialen Triebe, die Raubtierinstinkte in der Menschenbrust ersticken und die sozialen Triebe des Gemeinsinns wecken und stärken. Die kapitalistische Erwerbswirtschaft ist der Nährboden, in dem das Unkraut der Habgier und Selbstsucht wuchert, das unersättliche Gewinnstreben, das die Menschen antreibt, nach Reichtum zu jagen, unbekümmert darum, ob die Massen in materiellem und geistigem Elend verkommen. Ein einziger Blick in die Gegenwart zeigt uns, welche scheußlichen Auswüchse die Erwerbsgier zeitigt. Soll die Menschheit gesunden, so müssen wir eine Wirtschaft haben, in der jeder Mensch, der seine Schuldigkeit tut, die Gewißheit hat, daß er seinen Bedarf decken kann. Die Pflicht zur Arbeit und das Recht auf Existenz müssen

sich gegenseitig ergänzen, es darf keine Möglichkeit mehr bestehen, ungeheure Reichtümer aufzuhäufen, aber jedem pflichtgemäß Arbeitenden muß ein menschenwürdiges Dasein gewährleistet werden, das heißt ein Anspruch auf materielle und kulturelle Existenzmöglichkeit. Das bedeutet natürlich keine unterschiedslose Einerleiheit der Bedürfnisbefriedigung, wie manche Menschen meinen.

Der zweite Grundfehler der kapitalistischen Wirtschaft ist ihre Planlosigkeit und Organisationslosigkeit. Es wird im Kapitalismus planlos drauflosgewirtschaftet, ohne einen bestimmten Ausgleich, ein vernünftiges Verhältnis zu schaffen zwischen Bedarf und Produktion. Innerhalb des einzelnen Betriebs oder einer Gruppe von Betrieben herrscht natürlich ein wohldurchdachter Plan, da ohne einen solchen eine Rentabilität ausgeschlossen wäre, aber unser Wirtschaftsleben, als Ganzes betrachtet, ist der Willkür überantwortet. Der eine Kapitalist konkurriert gegen den anderen und nimmt keine Rücksicht darauf, ob seine eigenen Produkte noch Platz haben auf dem Markt, er sucht sich durchzusetzen und seine Produkte vorteilhaft zu verkaufen, mögen auch die Produkte seines Konkurrenten verderben. Diese freie Konkurrenz, die zweifellos auch ihre guten Seiten hat, weil sie einen Wetteifer der Kräfte entfacht, bringt eine Zersplitterung und Vergeudung der Kräfte und eine Verschwendung ungeheurer wirtschaftlicher Werte mit sich. Sie entfesselt einen unerbittlichen Kampf auf dem inländischen und auf dem Weltmarkt, in dem Tausende von Opfern das Schlachtfeld bedecken, in dem unberechenbare Werte materieller und kultureller Art vernichtet werden.

Die Hauptleidtragenden in diesem sinnlosen Wirtschaftskampf sind erfahrungsgemäß die besitzlosen Massen, die schon in normalen Zeiten an der Schwelle des Elends leben, in Zeiten der Krisen aber direkt ins Elend sinken. Aus dieser Beobachtung heraus erstrebt der Sozialismus eine planvolle Wirtschaft, in der die Produktion sich nach dem Bedarf richtet, er erstrebt eine Wirtschaftsorganisation, in der alle Einzelkräfte zu einer Einheit zusammengefaßt und auf ein einheitliches Ziel, die Deckung des Gesamtbedarfs, gerichtet werden. In diesen lebensvollen Organismus soll sich jeder einzelne zu pflichtgemäßer Arbeit als dienendes Glied einreihen, er soll aber nicht ein willenloses Werkzeug sein in der Hand des Leiters, er soll vielmehr als Arbeitssubjekt das weitestgehende Mitbestimmungsrecht haben.

Bekanntlich hat auch der moderne Kapitalismus im Laufe der Entwicklung die Schäden der schrankenlosen freien Konkurrenz erkannt, woraus sich die Bestrebungen erklären, eine Regelung des Wirtschaftslebens einzuführen. Die Kartellierung der Betriebe, die in der Stinnesierung ihren Höhepunkt erreicht, hat ihre Ursachen in dem Willen zur Organisation. Man könnte dieser Entwicklung ruhig zuschauen, wenn es für den Sozialismus lediglich auf die Organisierung des Wirtschaftslebens ankäme. Tatsächlich kommt es für ihn darüber hinaus noch auf die Ausmerzung der Ausbeutungsmöglichkeit an. Der Ertrag aller wirtschaftlichen Tätigkeit soll nach der Absicht der Sozialisten nicht mehr nach der Methode des Löwen in der Fabel zwischen Kapital und Arbeit geteilt werden, er soll restlos der Gesamtheit, nicht den einzelnen Arbeitern zugute kommen. Soll dies Ziel erreicht werden, so genügt die Organisierung allein nicht, sie muß durch eine Sozialisierung und Demokratisierung ergänzt werden, Planwirtschaft und Gemeinwirtschaft müssen eine Einheit bilden.

Die Frage, in welcher Form der Wirtschaftssozialismus verwirklicht werden kann oder soll, ist seit langem vielumstritten. Seitdem der Sozialismus über den Utopismus hinauswuchs und zu einer Wissenschaft wurde, sind zahlreiche Systeme entstanden, die sich mit diesem Thema beschäftigen, und es sind zahlreiche praktische Versuche unternommen worden, eine sozialistische (oder kommunistische) Wirtschaftsweise einzuführen. Bei einer Betrachtung der sozialistischen Theorie und Praxis fallen uns drei Grundformen ins Auge: der autoritäre, obrigkeitliche Sozialismus, sein Gegenpol, der autoritätslose, freiheitliche Sozialismus und die Überwindung beider, der demokratische Sozialismus, die Vereinigung von Autorität und Freiheit.

Der autoritäre Sozialismus denkt sich das Wirtschaftsleben als eine streng geschlossene Organisation mit einheitlicher Regelung von oben herab, in der eine mit übernatürlichen Kräften begabte Obrigkeit jedem einzelnen seine Stelle anweist, dessen Tätigkeit überwacht und beurteilt und jedem Mitarbeiter eine entsprechende Entschädigung zuweist. Die Obrigkeit hat die Alleingewalt und trifft alle Anordnungen, denen sich die Bürger und Bürgerinnen willen- und widerstandslos zu fügen haben. Die Autorität der Zentralgewalt hat für alle Gültigkeit, die Glieder des Wirtschaftsorganismus werden wie Kinder behandelt, die am Gängelband geführt werden. Ein Selbstbestimmungsrecht, eine persönliche Freiheit des einzelnen besteht nicht, der unbedingte Gehorsam ist die Grundlage der Wirtschaft.

Dieser autoritäre Sozialismus ist in mehr oder minder schroffer Form vertreten worden von Plato, Thomas Morus, Campanella, Fourier und zahlreichen anderen Sozialphilosophen, er bedeutet offenbar eine starke Beschränkung der persönlichen Freiheit und muß notwendigerweise in den unter dem Zwange Stehenden einen inneren Widerstand auslösen. Schon Aristoteles hat gegen das System seines Lehrers Plato eingewendet, daß dieser Zwang das menschliche Freiheitsgefühl beleidige, weil die Menschen nicht nur ein Bedürfnis hätten nach materiellem Wohlergehen, sondern auch nach Freiheit und Selbstbestimmung. Dieser Einwand trifft den Nagel auf den Kopf: der autoritäre Sozialismus tut der menschlichen Natur Gewalt an, er verstößt gegen die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens, weil er denkende und wollende Menschen als unmündige Kinder behandelt, und darum muß jeder praktische Versuch, diese Form zur Grundlage einer Wirtschaftsgemeinschaft zu machen, elendiglich scheitern. Besonders für moderne, selbstbewußte Proletarier erscheint der autoritäre Sozialismus, diese Staatsknechtschaft, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, als durchaus ungeeignet. Der Jesuitenstaat in Paraguay ist ebenso zusammengebrochen, wie der russische Bolschewismus zusammenbrechen wird. Dieses Scheitern erklärt sich neben dem inneren Widerwillen der Beteiligten auch daraus, daß es keine Übermenschen gibt — Omniarchen nennen sie die Utopisten —, die imstande sind, ein ausgedehntes, weitverzweigtes, verwickeltes Wirtschaftsgebiet von einer Zentralstelle aus zu übersehen und zu leiten. Der moderne wissenschaftliche Sozialismus ist deshalb über diese Zentralisierung hinausgewachsen und redet gegebenenfalls einer vernünftigen Dezentralisation und Spezialisierung das Wort.

Das starke Betonen des Zwanges führte dazu, daß freiheitlich gesinnte Sozialisten in das entgegengesetzte Extrem fielen und den autoritätslosen Sozialismus als das Ideal eines menschlichen Zusammenlebens und Zusammen-

arbeitens hinstellten. Wenn der autoritäre Sozialismus an einer Unterschätzung der Menschen litt, die ohne eine straffe Gängelung nicht zu wirtschaften vermögen, so leidet der autoritätslose Sozialismus an einer Überschätzung der Menschen, von denen er glaubt, daß sie ohne jede Leitung aus eigenem Antrieb ihre Arbeit verrichten würden. Diese Wirtschaftsform, wie sie von Anarchisten, Syndikalisten und auch von einigen Spielarten der Kommunisten vertreten wird, beruht auf der schrankenlosen Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelmenschen. Sie geht davon aus, daß jeder normale Mensch aus freien Stücken seine Pflicht und Schuldigkeit tun und daß er von den erzeugten Gebrauchsgütern nicht mehr nehmen werde, als er zu seinem Lebensunterhalt nötig habe. Darum sei eine Leitung der Arbeit und eine Regelung der Güterverteilung überflüssig, durch die freie Entfaltung des Willens und der Kräfte werde das Wohl der Gesamtheit am besten gefördert werden. Es sind dies alte utopistische Gedankengänge, die in der Gegenwart wieder ihre fröhliche Auferstehung feiern, und ein Kenner der Sozialgeschichte faßt sich unwillkürlich an den Kopf, wenn er derartige abgelagerte Ladenhüter als funkelnagelneue Weisheiten anpreisen hört.

Vor kurzem gebrauchte ein bekannter Führer der Kommunisten das Bild vom Ameisenstaat, in dem es keine Leitung und Geschäftsführung gäbe, in dem vielmehr jede Ameise aus eigenem Antrieb heraus ihre Arbeit verrichte. So denke er sich auch das Arbeiten in einer kommunistischen Wirtschaft. Der Redner bewies durch diese Äußerung, daß er keine Ahnung hat von dem wesentlichen Unterschied zwischen einer tierischen und menschlichen Arbeitsgemeinschaft. Die Tiere verrichten instinktiv und rein mechanisch immer die gleiche Arbeit, sie denken nicht bei der Arbeit und lernen auch nichts hinzu, die Menschen arbeiten mit Überlegung und Nachdenken, sie entwerfen Pläne und leisten die kompliziertesten Arbeiten, weshalb ein Über- und Unterordnen, eine Leitung und Autorität unentbehrlich ist.

Man braucht nur einen einzigen Blick in einen Ameisenhaufen und dann in einen Großbetrieb zu werfen, um zu bemerken, wie unsinnig der Vergleich des Redners ist. Ganz genau so verhält es sich auch auf dem Gebiet der Güterverteilung. Der holländische Kommunist van Eeden gebraucht in seiner Schrift »Ist Kommunismus ein Traum?« das altbeliebte Bild vom Bienenstaat: »In einem Bienenstock steht jede einzelne Biene in unmittelbarer Berührung mit dem Honig, sie kann so viel Honig nehmen, wie sie will, es gibt keine Leitung, die ihr den Honig zuteilt. Und doch ist es noch niemals vorgekommen, daß eine Biene auch nur einen einzigen Tropfen Honig mehr genommen hat, als sie gebraucht. So wird es auch in einer kommunistischen Lebensgemeinschaft sein.« Das würde offenbar dann zutreffen, wenn wir Menschen, wie die Bienen, nur ein einziges Nahrungsmittel hätten. Dann würde kein Mensch mehr nehmen, als er zum Lebensunterhalt nötig hat. Da wir aber die verschiedensten Lebensmittel haben, verschieden nach Quantität und Qualität, nach Zubereitung und Darbietung, so können wir es doch unmöglich der Willkür des einzelnen überlassen, sich das zu nehmen, was er seiner Meinung nach gebraucht. Der autoritätslose Sozialismus nach dem Muster eines Ameisen- und Bienenstaats verkennt die Natur der Menschen und das Wesen einer Menschengemeinschaft, seine Produktions- und Verteilungsmethode bedeutet geradezu eine Prämie auf Faulheit und Unverschämtheit, denn *der* Mensch würde sich am besten

stehen, der sich am geschicktesten von der Arbeit zu drücken und sich am rücksichtslosesten an die Lebensmittel heranzudrängen weiß.

Schon das geringste Nachdenken beweist uns, daß weder der autoritäre noch der autoritätslose Sozialismus sich praktisch durchführen läßt, und auch die Erfahrung hat uns hundertfach gelehrt, daß eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft auf einer der beiden Grundlagen ewig eine Utopie bleiben muß. Völlig anders liegt die Sache mit dem demokratischen Sozialismus, der die Mitte innehält zwischen beiden Extremen. Er fordert zunächst eine straffe Organisierung des wirtschaftlichen Lebens in bezug auf Gütererzeugung und Güterverteilung, lehnt aber eine starre Zentralisierung mit dem unvermeidlichen Bureaukratismus und Schematismus ab. Er denkt sich ein Zusammenwirken verschiedener Arbeitsgemeinschaften und Wirtschaftsorganisationen nach einem gemeinsamen Plan, in dem Raum gelassen ist für Initiative, Unternehmungslust und Tatkraft, für eine Betätigung starker Persönlichkeiten, die ihre Tätigkeit in den Dienst des Allgemeinwohls stellen. Es muß Autorität und Disziplin walten, weil andernfalls ein wirres Durcheinander entstehen würde, das jedes vernünftige Arbeiten ausschließt, aber die Autorität, die Unterordnung verlangt, muß auf drei Voraussetzungen beruhen: Sachkunde, Gerechtigkeit und sozialer Gleichwertung. Der Vorgesetzte muß sein Fach gründlich beherrschen, er muß ein streng gerechter Mensch sein, und er muß die Kunst verstehen, Autorität und Kollegialität miteinander zu verbinden, das heißt er muß jeden Mitarbeiter, der seine Schuldigkeit tut, unbekümmert an welcher Stelle, als einen gleichberechtigten und sozial gleichwertigen Menschen behandeln. Selbstverständlich spielt deshalb die Wahl der Leitung eine wichtige Rolle, und es müssen Maßnahmen getroffen werden, die eine richtige Wahl gewährleisten. Daneben wird es nötig sein, eine gleiche soziale Gelegenheit zu schaffen, das heißt jedem einzelnen Gliede der Wirtschaftsgemeinschaft die Möglichkeit zu geben und die Mittel zur Verfügung zu stellen, seine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen auszubilden, damit er ein tüchtiger Mensch werden und etwas Tüchtiges leisten kann. Nicht rein mechanisch soll der einzelne die Stelle einnehmen, »an die ihn der liebe Herrgott gestellt hat«, wie die bekannte Redensart lautet, es soll vielmehr eine Auslese der Tüchtigsten stattfinden. Das neue Wirtschaftsleben braucht überall tüchtige Menschen, aber nur das demokratische Verfahren birgt die Möglichkeit in sich, die Tüchtigsten zu entdecken, auszuwählen und an den richtigen Platz zu stellen. Sicherlich sind auch hier Mißgriffe möglich, aber sie können und werden wieder gutgemacht werden.

In einen solchen Wirtschaftsorganismus hat sich jeder Arbeitsfähige einzugliedern, wobei auf seine Anlagen, Fähigkeiten, Kenntnisse und Neigungen tunlichst Rücksicht zu nehmen ist. Es ist ein vernünftiger Ausgleich zu schaffen zwischen Neigung und Eignung, wobei ein Berufswechsel gestattet sein muß; doch darf nicht vergessen werden, daß eine jede wirtschaftliche Tätigkeit, weil sie Rechte gibt, auch Pflichten auferlegt. Die höchste Pflicht eines jeden ist, daß er seine Stelle ausfüllt, indem er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, nach den Geboten höchster Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit arbeitet. Wenn er dies tut, so erhält er einen Anspruch auf ein menschenwürdiges Dasein, je nach seinen Leistungen und Bedürfnissen. Eine Zuweisung des Lebensunterhalts (im weitesten Sinne) von oben herab ist ebenso zu vermeiden wie ein Zugreifen nach Lust und Laune. Eine Differenzierung in

der Arbeitsleistung und der Bedürfnisbefriedigung wird einen gesunden Wetteifer schaffen, während eine Uniformierung im Geiste des autoritären Sozialismus jede Entwicklung hemmen müßte. An die Stelle der schrankenlosen Freiheit des autoritätslosen Sozialismus soll die organische Freiheit treten, die Selbstbestimmung im Rahmen der Wirtschaftsorganisation, das Ausleben der Persönlichkeit unter Rücksichtnahme auf die wirtschaftlichen Notwendigkeiten: Freiheit und Zwang sollen zur Freiwilligkeit zusammengeschmolzen werden. Und obendrein — das ist das neue Prinzip — soll jeder einzelne das Mitbestimmungsrecht haben im Arbeitsprozeß (Betriebsdemokratie) und im gesamten Wirtschaftsleben (Wirtschaftsdemokratie), damit er sich als gleichberechtigter Mitarbeiter fühlt und betätigt.

Diese sozialistisch-demokratische Wirtschaftsweise wird nach unserer festen Überzeugung nicht nur das Zusammenarbeiten, sondern auch das Zusammenleben der Menschen wesentlich umgestalten. Die Menschen werden allerdings keine Engel werden, wie weltfremde Träumer glauben, sie werden auch dann noch Menschen bleiben mit menschlichen Leidenschaften, Mängeln und Fehlern, aber sie werden ihr Verhalten zueinander doch bedeutend ändern. Wenn sie erst die Überzeugung gewonnen haben, daß sie nicht mehr für den Geldsack der Kapitalisten arbeiten, sondern für ihr eigenes Wohl, und daß sie nicht mehr willenlose Sklaven sind, sondern gleichberechtigte Mitarbeiter, dann werden sie sich zweifellos bemühen — zumal wenn die Erziehung zur Arbeit hinzukommt —, mit innerer Anteilnahme, freudig und freiwillig im Betrieb ihre Pflicht zu tun. Und wenn sie ferner die Überzeugung haben, daß die Möglichkeit, durch Ausbeutung anderer Menschen Gewinne zu erraffen und Reichtümer aufzuhäufen, beseitigt worden, daß dagegen die Bedarfsdeckung gewährleistet ist, so werden sie zweifellos die Forderungen des Solidarismus, der Gerechtigkeit und der sozialen Gleichwertung zur Grundlage ihres Gemeinschaftslebens machen. Das sind keine Illusionen und Utopistereien, das sind Erwartungen, die aus der Individual-, Sozial- und Wirtschaftspsychologie geschöpft wurden. Und wenn die Gegner der neuen Plan- und Gemeinwirtschaft auf die zahlreichen sozialen Experimente hinweisen, die allesamt gescheitert seien, so weisen wir darauf hin, daß der demokratische Sozialismus bisher noch niemals und nirgends praktisch erprobt worden ist. Erst wenn ihm die Möglichkeit gegeben worden ist, die Feuerprobe zu bestehen, wird sich entscheiden lassen, ob seine auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaute Theorie imstande ist, auch in der Praxis der Kritik standzuhalten.

Institute für Arbeitsphysiologie und -psychologie

Von R. F. Fuchs (Breslau)

Der Preußische Staatsrat hat bei der Haushaltsberatung der Staatsregierung die Errichtung von drei Instituten für Arbeitsphysiologie und -psychologie empfohlen. Diese Institute sind entsprechend den großen deutschen Industriezentren in Ost-, West- und Mitteldeutschland zu errichten, damit den besonderen Arbeitsbedingungen und Arbeitsweisen in diesen drei Hauptgebieten bei der Erforschung der einschlägigen Fragen Rechnung getragen werden kann. Kein Einsichtiger, der diese Fragen einmal durchdacht hat, wird sich der Erkenntnis verschließen können, daß die für den westdeutschen Industriebezirk geltenden Bedingungen nicht

ohne weiteres etwa auf den oberschlesischen übertragen werden könnten, der nicht nur in seinen Arbeitsbedingungen, sondern auch durch die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit sowie die Lebensweise seiner Arbeiterschaft sich ganz wesentlich vom westdeutschen unterscheidet. Jedes der großen Industriegebiete hat seine wesentlichen Besonderheiten, die nur durch ernste Studien an Ort und Stelle erkannt werden können, weshalb ein Zentralinstitut, etwa in Berlin, zur Bearbeitung dieser Fragen nicht in Betracht kommen kann. Auch aus dem Grunde ist das eine Unmöglichkeit, weil diese Institute nur im engsten Zusammenarbeiten mit den Betrieben selbst ihre Aufgaben zu lösen imstande sind.

Obwohl es das Naheliegendste geschienen hätte, dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Errichtung dieser geforderten Institute zu übertragen, so wurde dieser Antrag doch aus wohlerwogenen Gründen beim Haushalt des Wohlfahrtsministeriums gestellt, weil von dieser Behörde die Verwirklichung dieser Forderungen eher zu erwarten ist als von der Unterrichtsverwaltung, die neuartigen Aufgaben und Bestrebungen, besonders auf dem Gebiet der sozialen Forschung und Praxis, wenig zugänglich ist. Eine direkte Eingliederung derartiger Institute in unsere Hochschulen beziehungsweise Universitäten würde trotz aller Vorteile, die sie mit sich brächte, dennoch bei dem herrschenden antisozialen Fakultätsgeist auf Schwierigkeiten stoßen, die dazu führen könnten, die gedeihliche Arbeit der neuen Institute unmöglich zu machen.

Die Aufgaben der neuen Institute sind nur durch eine verständnisvolle Mitwirkung der berufstätigen Arbeiterschaft zu lösen. Deshalb ist es in erster Linie erforderlich, daß an die Spitze dieser Institute Männer berufen werden, die von sozialem Geiste erfüllt sind, zu denen die Arbeiterschaft Vertrauen hat, mit denen sie also freudig mitarbeiten will und wird. Handelt es sich doch hier um schwierige Fragen des gesamten Wirtschaftslebens, die einer strengen wissenschaftlichen Prüfung unterzogen werden sollen. Es genügt, auf das Lohnproblem oder den Achtstundentag hinzuweisen, um zu verstehen, daß die Leiter der Institute das unbedingte Vertrauen der Arbeiterschaft besitzen müssen.

Die bisherige Stellungnahme unserer Hochschulen zur Arbeiterschaft ließ es deshalb als wünschenswert erscheinen, die Errichtung der geplanten Institute jener Zentralstelle anzuvertrauen, die frei ist vom Fakultätsgeist und die den Fragen der Wohlfahrtspflege und des modernen Wirtschaftslebens nicht fremd gegenübersteht.

Hoffentlich verschließt sich das Wohlfahrtsministerium nicht der Erkenntnis, daß die Errichtung der geplanten Institute eine dringende Notwendigkeit ist im Interesse des Wiederaufbaus Deutschlands. Noch ist die Bedeutung jenes Anteils, welcher der Ärzteschaft am Wiederaufbau Deutschlands zufällt, nicht richtig erkannt und gewertet worden.

Schon die Überschrift dieses Aufsatzes umgrenzt ungefähr den Aufgabenkreis der neuen Institute. Trotzdem erscheint es notwendig, einige Fragen des großen Arbeitsgebiets dieser Institute näher zu beleuchten, um deren Wichtigkeit größeren Kreisen verständlich zu machen. Denn unsere wirtschaftliche Lage verführt uns nur allzu leicht dazu, jede Neubelastung unserer Staatsfinanzen abzulehnen. Die für diese Institute gemachten Aufwendungen sind zweifellos eine werbende Anlage, die sich durch die Steigerung der Leistungsfähigkeit unseres Volkes, wie sie durch die Forschungen dieser Institute erstrebt wird, hundertfach bezahlt macht.

Für uns alle ist es von größter Bedeutung, die Grenzen der Arbeitskraft unseres Volkes sorgsam zu untersuchen, denn es wäre das Verhängnisvollste, die Arbeitskraft so anzuspannen, daß aus dieser Inanspruchnahme eine dauernde körperliche und geistige Schädigung des arbeitenden Organismus erwüchse. Genau so, wie jede Maschine nur eine bestimmte Beanspruchung verträgt, ohne beschädigt zu werden, ebenso kann auch die komplizierteste und empfindlichste Arbeitsmaschine, der Mensch, nicht Leistungen in beliebiger Höhe erzeugen, ohne bei Überschreitung der Leistungsgrenze dauernd leistungsunfähig zu werden.

Selbst wenn wir die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit in den einzelnen Berufszweigen vor dem Kriege bereits erforscht hätten — was aber durchaus nicht zutrifft —, müßten heute diese Untersuchungen ganz von neuem wiederbegonnen werden, weil die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes infolge der körperlichen und geistigen Schädigungen durch den Krieg und die Hungerblockade wesentlich herabgesetzt worden ist.

Wir wollen, ganz abgesehen von der großen Anzahl der durch Seuchen in ihrer Arbeitskraft herabgesetzten Menschen, nur die sogenannten »Gesunden« bei diesen Ausführungen berücksichtigen. Man denke nur einmal daran, daß die heranwachsende Jugend durch die Hungerblockade viel stärker geschädigt wurde als die Erwachsenen. Und gerade diese kommenden Geschlechter sind es, die die Hauptarbeit beim Wiederaufbau Deutschlands zu leisten haben, die auch die Hauptlast der Wiedergutmachung abzutragen haben. Wäre das nicht allein schon Grund genug, um die Arbeitsfähigkeit des deutschen Volkes auf das genaueste zu untersuchen?

Unsere Politiker führen immer nur die allgemeinen wirtschaftlichen Unmöglichkeiten für die Erfüllung der uns durch die Siegerstaaten aufgezwungenen Leistungen an, ohne daran zu denken, daß der Krieg und besonders die Hungerblockade auch unsere körperliche Leistungsfähigkeit auf das schwerste beeinträchtigt haben. Die Volkswirtschafter haben sich bemüht, die Grenzen unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zahlenmäßig aller Welt zu zeigen, aber bisher sind keine Versuche gemacht worden, auch die Grenzen unserer körperlichen Leistungsfähigkeit durch wissenschaftliche Belege klarzustellen. Der Imperialismus der Siegerstaaten möchte in seiner maßlosen Verblendung am liebsten die deutschen Arbeiter vierzehn Stunden täglich ins Joch spannen, ohne zu bedenken, daß eine solche Leistung schon eine rein physische Unmöglichkeit für den deutschen Arbeiter ist.

Wie schon angedeutet wurde, ist die Lohnfrage nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein naturwissenschaftliches, biologisches Problem. Nach dieser Richtung hin fehlen uns heute noch so gut wie alle exakten Untersuchungen. Zunächst muß die Größe des Kraftverbrauchs (Energieumsatz) bei den verschiedenen Arbeitsleistungen der beruflichen Tätigkeit festgestellt werden, woran sich die Fragen nach dem Wiederersatz der verbrauchten Energiemengen anschließen. Aus derartigen messenden Versuchen ergeben sich dann für den Handarbeiter die Gestehungskosten für das Meterkilogramm der geleisteten menschlichen Arbeit. Diese Werte müssen unter Berücksichtigung der gesamten wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse der Arbeitenden zum Ausgangspunkt aller unvoreingenommenen Behandlungen der Lohnfrage gemacht werden. Lassen sich auch die Arbeitsleistungen der Kopfarbeiter nicht nach Meterkilogrammen messen, so ist doch auch ihr Energieumsatz der strengen naturwissenschaftlichen Messung zugänglich und kann unter Berücksichtigung anderer Umstände als ein Maßstab der geistigen Arbeit mitverwendet werden.

Im engsten Zusammenhang mit diesen Fragen stehen die schwierigen Probleme der *Volksernährung*, die nicht nur die ausreichende, sondern auch zweckmäßigste und billigste Ernährung sicherzustellen haben. Diese Untersuchungen müssen für das deutsche Volk von neuem angestellt werden, weil seine gegenwärtige Wirtschaftslage es nicht erlaubt, die Verhältnisse der Vorkriegszeit oder jene anderer Völker einfach zu übernehmen. Denn infolge des höheren Standes der Weltmarktspreise und der Entwertung der deutschen Mark ist uns die Einfuhr wertvoller Nahrungsmittel aus dem Ausland sehr erschwert oder ganz unmöglich gemacht, wenn wir unsere Handelsbilanz nicht vollständig zugrunde richten wollen.

Es wurde schon angedeutet, daß die *Dauer der Arbeitszeit* einer sorgfältigen wissenschaftlichen Prüfung bedarf; sie wird einmal nach dem gesamten Kraftverbrauch und dann auch auf ihre *Ermüdungswirkung* hin zu untersuchen sein.

Aber nicht nur die Gesamtarbeitsdauer bedarf eines sorgfältigen biologischen Studiums, sondern auch die Frage der durchgehenden oder geteilten Arbeitszeit. Systematische Untersuchungen der körperlichen und geistigen Ermüdung bei den verschiedenen Berufsarbeiten werden uns den Weg zeigen, der im einzelnen zu gehen sein wird, der aber auch lehren wird, daß es eine schematische Regelung dieser Frage für alle Berufe gar nicht geben kann. Die Untersuchung der Ermüdung ist jedoch auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus von allergrößter Bedeutung, denn der ermüdete Körper hat für dieselbe Arbeitsleistung einen größeren Energieverbrauch als der unermüdete; außerdem leistet der ermüdete Arbeiter nicht nur weniger, sondern auch qualitativ schlechtere Arbeit. Dadurch steigen die Produktionskosten bei gleichzeitiger Verminderung des Wertes der Arbeitsleistung. Es bedarf wohl keiner näheren Ausführung, daß für Arbeitnehmer wie Arbeitgeber die Klärung dieser Fragen von gleich großer Bedeutung ist.

Schon das Studium der Ermüdungsvorgänge führt zu der Erkenntnis, daß die körperliche Leistungsfähigkeit in wesentlicher Weise von den nervösen, besonders den geistigen Funktionen beherrscht wird. Deshalb muß der Einfluß der Arbeit auf das Geistesleben der Arbeiter auf das sorgfältigste untersucht werden. Denn ohne die Klärung dieser Fragen müssen alle Untersuchungen ein unbefriedigendes Stückwerk bleiben. Die seelische Einstellung des Arbeiters zu seiner Arbeit ist ein überaus wesentlicher Faktor, dessen Bedeutung sich bislang kaum noch über den Wert bloßer Vermutungen erhoben hat. Die Psychologie der Arbeit muß ebenso systematisch durchforscht werden wie die psychologischen Grundlagen des Unterrichts. Dann erst werden wir imstande sein, neben anderen wesentlichen Fragen auch die Frage nach der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Taylorsystems zu entscheiden. Man bedenke nur, welche Menge neuer, fruchtbarer Gedanken für die gesamte Industrie und Technik von einer geistig regsamen Arbeiterschaft bisher ausgegangen sind und noch ausgehen werden und welchen Hemmschuh für die Fortentwicklung des Produktionsprozesses eine denkträge oder gar unfähige Arbeiterschaft darstellt. Von den Schäden, die der Produktion durch Unlust oder Unaufmerksamkeit der Arbeiter zugefügt werden, wollen wir ganz absehen. Alle diese Überlegungen zeigen, daß der Arbeiter nie zum bedeutungslosen Anhängsel der Maschine herabsinken darf, er muß stets als denkender Herrscher über der Maschine stehen.

Trotz ihrer Wichtigkeit stellen alle diese Fragen nur einen Teil der Psychologie der Arbeit beziehungsweise des Arbeiters dar, denn sie beziehen sich nur einseitig auf den Produktionsprozeß. Es gibt aber noch eine zweite Art von Arbeitsleistungen, die der Arbeiter wie jeder andere pflichtbewußte Mensch seinem Volke gegenüber zu erfüllen hat; das sind seine Pflichten als Staatsbürger und Kulturträger. Nur bei restloser freudiger Erfüllung dieser Aufgaben kann ein Volk sich aufwärts entwickeln. Darum müssen wir auf das sorgfältigste untersuchen, wie die einzelnen Arbeitsleistungen die gesamte geistige Entwicklung der Arbeitenden beeinflussen.

Bei der heute mehr denn je notwendigen zweckmäßigen Ausnutzung der uns zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte ist eine sorgfältige Berufsberatung unbedingt notwendig, die sich nicht nur von den jeweils herrschenden Konjunkturaussichten leiten läßt, sondern die in erster Linie von der arbeitspsychologischen Einstellung und physiologischen Arbeitseignung des zu Beratenden beherrscht wird. Unser Bestreben muß sein, jeden an die Stelle zu bringen, an der er seine Kräfte zur höchsten Entfaltung und Auswirkung gelangen lassen kann, um innerlich zufriedene, von Arbeitsfreudigkeit erfüllte Menschen zu bilden. Diesem erstrebenswerten Ziele können wir uns nur dann nähern, wenn wir die psychologischen und physiologischen Grundlagen der verschiedenen Berufsarbeiten kennengelernt haben werden. Dann wird sich auch zeigen, daß neue Richtlinien für die Berufsberatung aus diesen Forschungen sich ergeben, die sich sehr wesentlich von der heute geübten, allzu mechanischen Methode unterscheiden.

Eng verknüpft mit der Arbeitsphysiologie sind die Untersuchungen über den Einfluß des Sports auf den menschlichen Organismus. Auch sie sollen in den neuen Instituten in großem Umfang aufgenommen werden. Wir müssen heute alles tun, um die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes nicht nur zu erhalten, sondern zu steigern. Dazu kann nur eine in die richtigen Bahnen geleitete Sportbewegung führen. Die leider noch immer vertretene Auffassung, die den Sport nur als Mittel zur Erzielung muskulärer Höchstleistungen ansieht, wird dieses Ziel nicht erreichen. Ein derartiger Sportbetrieb würde nur zur Züchtung eines nach jeder Richtung hin verwerflichen Sportfexentums führen, das für das Volksganze nicht nur wertlos, sondern direkt schädlich ist. Unser Ziel muß vielmehr eine möglichst gleichmäßige und gute körperliche und geistige Durchbildung des ganzen Volkes, insbesondere der Jugend sein. Damit aber der Volkssport in zweckmäßiger Weise ausgeübt und ausgebreitet wird, ist es notwendig, daß durch umfangreiche wissenschaftliche Untersuchungen der Einfluß der einzelnen Sportzweige auf den menschlichen Körper festgestellt wird, um daraus zu erkennen, welche Art sportlicher Betätigung den günstigsten Einfluß hat.

* * *

Die wenigen Fragen, welche aus dem großen Arbeitsgebiet der neu zu gründenden Institute gestreift worden sind, zeigen, welche wichtigen Aufgaben für den Wiederaufbau Deutschlands diese Institute zu lösen haben. Die Früchte dieser Forschungsarbeit werden uns vor manchen verhängnisvollen Irrwegen bewahren, die die Wohlfahrt des Volkes in ernster Weise gefährden könnten. Aber darüber hinaus sind diese Arbeiten besonders geeignet, die sozialen Gegensätze überbrücken zu helfen. Bei allen denen, die wissenschaftliche Erkenntnis höher bewerten als die agitatorische Phrase oder den egoistischen Machtstandpunkt und die ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl ihrem Volke gegenüber haben, gilt auch heute noch der alte Satz: Salus publica suprema lex!

Moderne Atomistik

Von M. Schoen (Leipzig)

I

Kaum eine Wissenschaft hat im letzten Vierteljahrhundert eine derartige Erweiterung ihres Tatsachenmaterials und eine so revolutionäre Umgestaltung in ihren Auffassungen und Lehren erfahren wie die Physik. Beweis dafür ist unter anderem die starke Anteilnahme des großen Publikums an manchen ihrer neuen Lehren, desselben Publikums, das erfahrungsgemäß sehr geringe physikalische Kenntnisse und wenig Interesse für die exakten Naturwissenschaften besitzt.

Leider! Denn auch die Physik kann eine mindestens ebenso große Begeisterung im Menschen hervorrufen wie die Betrachtung eines großen Kunstwerks, das Anhören einer schönen Musik. Es ist die »Begeisterung des Verstandes«, die Befriedigung und Bewunderung des menschlichen Scharfsinns, der hier Siege feiert. Jede Wissenschaft durchlebt zeitweise Perioden der »Hochspannung«, wo sich die Entdeckungen und Erfindungen zu überstürzen scheinen, aber solche Perioden dauern gewöhnlich nur kurze Zeit, um einem ruhigeren Geschehen Platz zu machen. Solche Epochen hat auch die Physik seit den Zeiten eines Kopernikus, eines Kepler, eines Galilei und Newton mehrfach durchgemacht. Die neueste »Hochspannungsperiode« scheint aber eine ganz anders geartete zu sein; denn erstens dauert sie jetzt schon über ein Vierteljahrhundert, und zweitens befinden sich in der heutigen Physik nicht

nur einzelne Teile in Bewegung, sondern die ganze Physik mit wenigen Ausnahmen befindet sich im Stadium heftigster Erschütterungen und Ausbrüche.

Es ist noch nicht lange her, da hatte auch der genialste Physiker keine Ahnung davon, daß es sogenannte Röntgenstrahlen gibt, mit denen man »durch den Menschen hindurchsehen« kann. Erst seit einem Vierteljahrhundert kennt man Körper, die beständig Strahlen aussenden, ohne von außen beeinflußt zu sein. Erst seit kurzem wissen wir, daß ein Atom nicht das letzte Unteilbare des Stoffes darstellt, sondern ein kompliziertes Gebilde, ein »Sonnensystem« im kleinen ist. Kaum zwanzig Jahre sind vergangen, seit die ersten Abhandlungen zur Relativitätstheorie erschienen sind. Die ungeheuer revolutionäre Lehre von den Energiequanten ist in die große Öffentlichkeit fast überhaupt noch nicht gedrungen. Und so könnte man noch viele Errungenschaften der modernen Physik anführen, die alle dartun, daß diese heute etwas völlig anderes ist als vor einem halben Jahrhundert.

Besonders in einer Hinsicht ist die heutige Physik grundverschieden von jeder früheren: nie hat die atomistische Auffassung der Natur und Naturvorgänge so allbeherrschend im Vordergrund gestanden wie gegenwärtig. »Atomistisch« ist heute unsere Auffassung von dem Stofflichen, atomistisch ist die heutige Lehre von der Elektrizität, atomistisch fassen wir sogar die Energie, den Arbeitsbegriff, der so grundlegend für die moderne Physik ist, auf. Die Lehre von den Atomen, den Elektronen, den Wirkungsquanten beherrscht heute die Physik und deren Jünger.

Es ist ein langer Weg, den der atomistische Gedanke seit seinem Eintritt in die Wissenschaft bis zur Gegenwart zurückgelegt hat. Bald sind 2500 Jahre vergangen, seit der griechische Philosoph Demokrit aus Abdera in Thrazien das Naturgeschehen atomistisch zu erklären versucht hatte, seit er den Gedanken aufbrachte, daß die große Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen durch die Annahme letzter unveränderlicher kleinster Teilchen, eben der Atome, der Unteilbaren, verständlich gemacht werden könne. So zahlreiche Wandlungen die Lehre vom Atom seitdem auch durchgemacht hat, der Grundgedanke, daß kleinste Bausteine die »Welt« zusammensetzen, hat sich erhalten, bewährt und feiert gerade heute seine großartigsten Triumphe in den sogenannten exakten Naturwissenschaften.

Jahrtausende hindurch war freilich die Atomlehre eine bloße Theorie, ersonnen, um gewisse Naturvorgänge begreiflicher, verständlicher erscheinen zu lassen, eine sogenannte Hypothese, die vielfach bekämpft wurde, und es ist noch nicht so lange her, daß auch viele Physiker und Chemiker in den Molekülen und Atomen — die als die kleinsten mechanischen und chemischen Teilchen der Körperwelt galten — bloße Hirngespinste sahen. Heute dagegen kann ein Physiker unbeanstandet sagen, »daß das Dasein von Atomen kaum weniger sicher sei als das Dasein der Sonne« (Professor O. Wiener in »Physik und Kulturentwicklung«, Verlag Teubner).

Die erste moderne Anwendung der Atomtheorie ist diejenige von Dalton aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, aufgestellt, um verschiedene gesetzmäßige Erscheinungen, die die damalige Chemie nachgewiesen hatte, zu deuten und verständlich zu machen. Damals hatte sich in der Chemie eine wichtige Umwälzung vollzogen, alte Theorien waren über Bord geworfen, und die neue Auffassung von den chemischen Elementen begann ihren Sieges-

zug. Die Atome nun sollten die letzten Bausteine dieser Elemente sein, und es sollte jedes Element seine ihm eigentümlichen Atome haben. Diese Daltonsche Lehre und die ungefähr gleichzeitig von Avogadro ausgebaute Hypothese von den Gasmolekülen haben den Grund gelegt zu unseren heutigen Anschauungen über die »Struktur der Materie«. So förderlich sich diese Lehren für die praktische Arbeit in der Folgezeit auch erwiesen haben, eines unbestrittenen Ansehens haben sie sich bis in die allerneueste Zeit nicht erfreuen können, und erst die modernsten Errungenschaften der Physik und Chemie haben hier Wandel geschaffen, so daß es gegenwärtig kaum einen Zweifler an der realen Existenz der Atome und Moleküle geben dürfte.

In der Physik sind es Gas- und Wärmelehre gewesen, die zuerst mit dem größten Erfolg molekulartheoretische Ansichten vortrugen. Den Druck eines Gases auf die es einschließenden Wände erklären wir heute durch den Anprall der Moleküle gegen diese Wände. Das, was wir Temperatur nennen, ist nichts anderes als ein unsichtbarer Bewegungszustand der Moleküle.

Wenn nun aber Atome und Moleküle die letzten Teilchen der Materie sind, die sich nicht weiter zerlegen lassen, so ist die Frage nach ihren Größenverhältnissen berechtigt, und es ist das große Verdienst des Wiener Physikers Loschmidt, schon im Jahre 1865 versucht zu haben, die Größe einer Molekel abzuschätzen. War dieser Versuch damals ein kühnes Wagnis, das vielem Kopfschütteln begegnete, so zeigt sich doch die gänzliche Andersartigkeit der heutigen Physik gegenüber der früheren darin, daß wir heute in der Lage sind, die Masse einer Wasserstoffmolekel mit verhältnismäßig größerer »Genauigkeit« zu bestimmen als die Masse des Erdkörpers. Nach unserer heutigen Kenntnis beträgt die Masse der Wasserstoffmolekel $3{,}2 \cdot 10^{-24}$ Gramm, Quadrillon ist eine Zahl mit 24 Nullen, woraus man sich eine Vorstellung das heißt »daß eine Quadrillon von Wasserstoffmolekeln erst die Masse von 3 Gramm besitzt« (Professor A. Haas in »Das Naturbild der neuen Physik«, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig). Eine Quadrillon ist eine Zahl mit 24 Nullen, woraus man sich eine Vorstellung von den Größenverhältnissen solcher Molekeln bilden kann. »Da die Masse der Erde«, sagt Professor A. Haas, »auf einige Trillionen Gramm geschätzt wird, so würde sich danach die Masse einer Wasserstoffmolekel zu der eines Sandkornes ungefähr so verhalten wie die Masse des Sandkornes zu der der ganzen Erde.«

Wir kennen heute eine sehr große Zahl von Naturvorgängen, die sich molekulartheoretisch deuten lassen. Eines der schönsten Beispiele dürfte die sogenannte Brownsche Molekularbewegung sein. Schon im Jahre 1827 machte der englische Botaniker Brown die Beobachtung, daß sehr kleine in einem Flüssigkeitströpfchen schwebende Körperchen merkwürdige Zickzackbewegungen vollführen, die desto lebhafter sind, je kleiner die Teilchen sind. Diese Bewegungen sind in den letzten zwanzig Jahren auf breitester Basis studiert worden, wobei sich die schönste Übereinstimmung zwischen den Beobachtungsergebnissen und den Erfordernissen der Theorie herausgestellt hat.

Ebenso konnte sich eine neue Wissenschaft wie die sogenannte Kolloïdchemie nur auf einer Grundlage entwickeln, die die reale Existenz von Molekülen zur Voraussetzung hat. Wenn die heutige Kolloïdchemie von einem verschiedenen »Aufteilungsgrad« der Materie spricht, so steht und fällt sie mit der Auffassung vom molekularen Aufbau der »Welt«, mit der Lehre

von der atomistischen Struktur der Materie. Bezeichnet man doch als kolloïd denjenigen Zustand des Stofflichen, dessen Aufteilungsgrad zwischen einem Zehntausendstel und einem Millionstel eines Millimeters liegt, das heißt zwischen gewöhnlichen und molekularen Abmessungen. Und zwischen Molekülen, Kolloïden und noch normal sichtbaren Teilchen bestehen die allmählichsten Übergänge. Nach alledem erscheint heute dem Physiker und Chemiker das Molekül und das Atom nicht als eine nur in der Theorie bestehende Einbildung, sondern als eine »Realität« von gleicher Beweiskraft wie die Realität eines Sackes Kartoffeln oder eines Zentners Mehl.

Atomistisch aber ist heute nicht nur unsere Auffassung des Materiellen. Auch der Elektrizität schreiben wir eine atomistische Struktur zu. Unsere bezüglichen Anschauungen gehen auf die Forschungsergebnisse des großen englischen Physikers Faraday, des geistigen Vaters der ganzen modernen Elektrotechnik, zurück, der im Jahre 1833 das Grundgesetz der Elektrochemie entdeckte, wonach in stromleitenden Flüssigkeiten stets ganz bestimmte Elektrizitätsmengen, gebunden an materielle Teilchen, transportiert werden. Diese Tatsache hat sogar in dem »Deutschen Reichsgesetz, betreffend die elektrischen Maßeinheiten« vom 1. Juni 1898 ihren Niederschlag gefunden, wo es in § 3 heißt: »Das Ampère ist die Einheit der elektrischen Stromstärke. Es wird dargestellt durch den unveränderlichen elektrischen Strom, der bei dem Durchgang durch eine wässerige Lösung von Silbernitrat (Höllenstein) in einer Sekunde 0,001118 Gramm Silber niederschlägt.« Man nennt solche Stoffmengen, die in einer Sekunde von der Stromstärke 1 Ampère abgeschieden werden, elektrochemische Äquivalente. Da nun die elektrisch geladenen Teilchen Jonen heißen, beispielsweise ein elektrisch geladenes Wasserstoffatom ein Wasserstoffjon genannt wird, so ergeben sich die elektrochemischen Äquivalente als Summen aus solchen Jonen, und man kann daraus ermitteln, wieviel Elektrizität beispielsweise ein Wasserstoffjon mit sich führt. Diese Elektrizitätsmenge nennt man nach dem Vorgang von Helmholtz das elektrische Elementarquantum, dessen Größe wir heute sehr genau bestimmen können. Nach dem obengenannten Gesetz von Faraday muß jedes mit dem Wasserstoffjon gleichwertige Teilchen die gleiche Elektrizitätsmenge mit sich führen, während zwei-, drei- und mehrwertige Jonen eine doppelte, dreibeziehungsweise mehrfache Ladung aufweisen. Es mag nach unseren heutigen Kenntnissen über die hier in Betracht kommenden Beziehungen dahingestellt bleiben, ob das Elementarquantum wirklich die kleinste nicht weiter teilbare Elektrizitätsmenge darstellt, jedenfalls zeigt sich aber auch hier, daß nur der »Atomismus« in der Lage ist, die elektrochemischen Erscheinungen einwandfrei zu deuten. Und diese Tatsache wiegt um so schwerer, als man auf einem ganz anderen Gebiet zu gleichen Ergebnissen gekommen ist.

Die wunderbaren Strahlungserscheinungen in den stark luftverdünnten sogenannten »Geißlerschen Röhren« dürften auch in der breitesten Öffentlichkeit bekannt sein. Die in solchen Röhren auftretenden Erscheinungen sind so merkwürdig, daß einer der ersten Beobachter derselben geglaubt hatte, es hier mit einem »vierten Aggregatzustand« der Materie, der »strahlenden Materie« zu tun zu haben. Erst später fand man, daß die Strahlen mit einem elektrischen Strome zu vergleichen seien. Man unterscheidet mehrere Arten von Strahlen, von denen in diesem Zusammenhang die sogenannten Kathodenstrahlen als die wichtigsten erscheinen. Sie sind als Ströme nega-

tiver Elektrizität erkannt worden, die sich von dem einen Ende der Röhre, der sogenannten Kathode, mit großer Geschwindigkeit fortbewegen. Die den Strom bildenden Teilchen sind Elektronen genannt worden. Jedes Elektron ist als ein »Elektrizitätsatom« negativer Elektrizität aufzufassen, das sowohl im Verband mit der Materie als auch frei auftreten kann und der Repräsentant des elektrischen Elementarquantums ist. Der bekannte holländische Physiker H. Lorentz und andere Forscher haben eine eigene »Elektronentheorie« ausgebaut, die, wenn sie auch heute noch nicht nach allen Richtungen einwandfrei dasteht, doch schon viele Erfolge aufzuweisen hat und durch ihre Existenz beweist, daß die atomistische Auffassung von den Dingen auch die Elektrizitätslehre beherrscht. (Schluß folgt)

Außenpolitische Rundschau

Der deutsch-russische Frieden — Die europäische Unsicherheit — Die deutsch-russische Isolierung — Das große Ausbeutungsobjekt — Die deutschen Kulis — Der Zusammenbruch der Kolonisierung — Die neue Konstellation

Gegenüber der politischen, wirtschaftlichen und diplomatischen Wirkung des deutsch-russischen Friedensvertrags von Genua treten zurzeit alle anderen Ereignisse in den Hintergrund. Der ebenso kurze wie klare Vertrag ist gewiß bedeutungsvoll und weitreichend; noch ungleich größer aber ist die Wirkung des Vertrags auf die Alliierten. Um uns über die volle Wirkung und Bedeutung des Vertrags klar zu werden, ist es notwendig, die weltpolitische Situation im Augenblick des Vertragsschlusses zu skizzieren.

* * *

Die Alliierten haben die Staaten Europas sowie die Vereinigten Staaten von Amerika nach Genua eingeladen, um mit deren Hilfe aus der wirtschaftlichen Sackgasse herauszukommen, in die sie ihre Friedensverträge und ihre Kriegspolitik gegenüber Sowjetrußland und Deutschland geführt haben, ohne diese Verträge revidieren und ohne an dieser Kriegspolitik eine wesentliche Korrektur vornehmen zu müssen. Das Unternehmen war dadurch von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Trotzdem kamen alle eingeladenen Staaten, weil die wirtschaftliche Not so groß ist, daß sie selbst ein schwacher Hoffnungsschimmer anlockte. Nur die Vereinigten Staaten glaubten es sich leisten zu können, der großen Schaustellung billiger Friedensbeteuerungen fern zu bleiben. Frankreich hatte, aus anderen Gründen, auch nicht übel Lust, dem amerikanischen Beispiel zu folgen; es steht aber politisch und finanziell bei England zu tief in der Kreide, um eine Politik der splendid isolation verfolgen zu können. Kurz vor der Konferenz — und kurz nach Amerika — hat England seinem französischen Verbündeten übrigens die freundschaftliche Mitteilung gemacht, daß Frankreich künftig für die 15 Milliarden Franken, die es Großbritannien schuldet, Zinsen zu zahlen haben werde, beziehungsweise daß es die Schuld zurückzahlen müsse. Das ist ein schwerwiegendes Argument.

Die politische Situation Europas wird am besten beleuchtet durch die neuen, oft einander geradezu widersprechenden Bündnisse oder »Ententen«, die die verschiedensten Staaten miteinander abgeschlossen haben. Da war zunächst die »kleine Entente«, die sich gegen Ungarn richtete, aber auch die Selbständigkeit der Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslawiens gegenüber der »großen Entente« wahren sollte. Von seiten der Tschechoslowakei, die mit Polen wegen des Teschener Kohlengebiets auf gespanntem Fuße lebte und der Urheber der kleinen Entente war, bedeutete diese aber zugleich eine Sicherung gegenüber den immerhin möglichen, wenn auch nicht wahrscheinlichen Eroberungsabsichten Polens. Und nun ist Polen

— nachdem man vergebens versucht hatte, Österreich zu gewinnen — in die kleine Entente aufgenommen worden. Da aber Polen mit Frankreich durch dick und dünn geht und gehen muß, weil es sein politischer und wirtschaftlicher Schuldner ist und weil es mit Frankreich ein politisches und militärisches Bündnis abgeschlossen hat, bekommt die kleine Entente durch den Beitritt Polens ein ganz anderes Gesicht.

Zu dieser Entente kommt die der sogenannten Randstaaten, deren Vaterschaft Polen zuzusprechen ist. Dies durch die noch zweifelhafte Haltung des finnischen Parlaments und den Ausschluß Litauens recht problematisch gewordene Bündnis der Randstaaten ist aber ganz offenbar und unzweideutig gegen Rußland zum mindesten als Präventivbündnis gerichtet. Da Polen die treibende Kraft des Bündnisses ist, muß man hinzufügen, daß es auch als »Gürtel« gegen Deutschland und als Wall zwischen Rußland und Deutschland anzusehen ist.

Nun hat aber Tschitscherin auf seiner Reise nach Genua mit eben diesen Randstaaten einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen, in dem sich die Vertragschließenden nicht nur gegenseitig ihr Gebiet garantieren, sondern darüber hinaus noch Maßnahmen zur Sicherung des Friedens treffen und die Abrüstung in Aussicht stellen. Damit ist die Entente der Randstaaten aufgehoben. Sie hört auf, überhaupt noch einen Sinn zu haben, es sei denn den einer gemeinsamen Teilnehmerschaft an dem Freundschaftsvertrag mit Rußland.

Auf der westlichen Seite Europas sind die außenpolitischen Widersprüche nicht geringer. Zunächst sind da die freilich noch nicht ratifizierten Verträge von Washington in Betracht zu ziehen. Dann kommt das Spiel mit den Garantieverträgen zwischen England und Belgien sowie England und Frankreich in Betracht, das wieder das militärische Bündnis zwischen Frankreich und Belgien aufzuheben bestimmt ist. Besonders scharf wird aber das Duell zwischen England und Frankreich, zwischen militaristischem und wirtschaftlichem Imperialismus in der Orientfrage ausgefochten. Die lieben Verbündeten geben sich die größte Mühe, einer dem anderen ein Bein zu stellen und sich bald auf Kosten Griechenlands mit der Türkei, bald auf Kosten der Türkei mit Griechenland — niemals auf eigene Kosten — gut zu stellen. Italien vollends laviert zwischen England und Frankreich, zwischen Ungarn und der kleinen Entente, zwischen Griechenland und der Türkei hin und her, sucht bei allen Vorteile herauszuschinden, allen gegenüber seinen »heiligen Egoismus« zu wahren.

Alle diese Schwankungen und Widersprüche, alle diese Bündnisse, Ententen, Pakte und Verträge, die alle gegen alle und mit allen abschließen, ohne festes Ziel, ohne politischen Fernblick, die oft weit mehr von innerpolitischen Opportunitätsbedürfnissen als von außenpolitischen Notwendigkeiten eingegeben sind, zeigen deutlich, in welchem Maße die Unsicherheit in Europa gestiegen ist. Jeder sucht sich vor einer mehr oder weniger eingebildeten Gefahr zu schützen. Die hysterische Angstmeierei, die man in Frankreich als den Gipfel der nationalistischen Kraftmeierei zur Schau stellt, ist der krasseste Ausdruck dafür.

* * *

Inmitten dieser egoistischen Krämerpolitik der neutralen und der alliierten Kriegsgewinner standen Deutschland und Rußland bisher isoliert da, mehr oder weniger gemieden wie Aussätzige. Wehe den Besiegten! Zwischen Rußland und Deutschland stand aber noch mehr als die Randstaatenpolitik der Alliierten, zwischen Rußland und Deutschland stand auch der unheilvolle Vertrag von Brest-Litowsk, der größte diplomatische Passivposten des alten Regimes, den die junge Republik gleich einem Bleigewicht nachschleppte. Zwischen Rußland und Deutschland stand weiter die verhängnisvolle Politik der Bolschewisten, die von 1918 bis noch vor wenigen Monaten ihre eigene Unfähigkeit, in Rußland erträgliche Verhältnisse herzustellen, durch eine fortgesetzte Interventionspolitik in Deutschland wettmachen zu können glaubten.

* * *

Daß Deutschland nie in der Lage sein wird, die phantastischen Milliarden, die man im Lager der Entente ausgerechnet hatte, zu zahlen, darüber gibt es längst keine Meinungsverschiedenheit mehr. Die Frage für die Alliierten ist heute nur, möglichst viel aus Deutschland herauszuschinden, aber derart, daß die deutschen Zahlungen den Alliierten nicht wehe tun. Die Konkurrenz, die Deutschland den Alliierten gegenüber auf den Auslandsmärkten zu treiben gezwungen ist, einerseits infolge der Jagd nach Devisen, andererseits infolge der Markentwertung, soll möglichst unterbunden werden. Deutschland soll auch wieder als Käufer für die Waren der Alliierten auftreten können. Um dieses dreifache Ziel zu erreichen, soll vor allem Rußland als großes Ausbeutungsobjekt dienen.

Man wird sich noch des Memorandums der englischen Industriellen erinnern, das im November vorigen Jahres veröffentlicht wurde. Was dort verlangt wurde, war nichts anderes als die Benutzung der deutschen Technik und der deutschen Arbeitskraft zu dem Zweck, Rußland unter Kontrolle zu bringen und zum Nutzen der Alliierten auszubeuten. Die Konferenz von Genua war einberufen worden hauptsächlich, um dieses Programm zu realisieren.

Formal waren Deutschland und Rußland in Genua gleichberechtigt mit den Alliierten. Faktisch war es aber so, daß sowohl Deutschland wie Rußland die Hände gebunden waren, weil die Friedensverträge von den Verhandlungen ausgeschlossen blieben. Die Alliierten ihrerseits hatten aber gar nicht die Absicht, sich selbst zu binden. Lloyd George beabsichtigte einen zehnjährigen »Waffenstillstand« vorzuschlagen — was zweifellos gegen den Geist, wenn nicht gegen den Buchstaben des Vertrags von Versailles und dessen Nachfolger verstößt. Aber das nur nebenbei. Die Konferenz von Genua wurde tatsächlich hinausgeschoben, um den Alliierten Zeit zu lassen, mit den Russen hinter verschlossenen Türen und unter Ausschluß Deutschlands und aller anderen eingeladenen Staaten zu verhandeln. Der Zweck der Verhandlungen war die Umwandlung Rußlands in eine Kolonie der Alliierten, wobei Deutschland die Rolle des Lohnarbeiters zugedacht war. Rußland sollte nicht allein die Vorkriegsschulden anerkennen, es sollte auch die wirtschaftlichen Schäden ersetzen, die den Staatsangehörigen der Alliierten durch die Sozialisierungen zugefügt worden sind. Es sollte ferner unter die Finanzkontrolle der Alliierten gestellt werden und, gleichfalls wie die Türkei, die Kapitulationen auferlegt bekommen, das heißt die Staatsangehörigen der Alliierten sollten den russischen Gerichten entzogen werden.

* * *

In dieser Situation wurde der deutsch-russische Friedensvertrag abgeschlossen. Im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen, kurz nach dem Bekanntwerden des Vertrags, läßt sich natürlich noch nicht abmessen, wie weit die Wirkungen des Vertrags reichen werden. Sie können von ganz außerordentlicher Tragweite sein; nicht nur für das Verhältnis Deutschlands zu Rußland, das damit auf eine neue, von allen Schlingen und Hindernissen der Vergangenheit befreite Grundlage gestellt wird, sondern noch mehr für das Verhältnis Rußlands und Deutschlands zu den Alliierten, für die gesamte politische Konstellation Europas. Es erscheint uns zum Beispiel ganz ausgeschlossen, daß die Alliierten, nachdem Deutschland ausdrücklich auf jeden Schadenersatz verzichtet und Rußland als freien und gleichen Vertragskontrahenten anerkannt hat, ihre exorbitanten Forderungen gegenüber Rußland noch aufrechterhalten können, ganz abgesehen davon, daß es politische und moralische Imponderabilien gibt, die manchmal noch schwerer wiegen als materielle Tatsachen, würden sich die Alliierten in Rußland gegenüber Deutschland eine nachteilige Situation schaffen, wenn sie für sich unerträgliche Privilegien forderten, auf die Deutschland verzichtet. Wenn aber die Alliierten gezwungenerweise — von Deutschland gezwungen — auf die Privilegien verzichten, dann erleidet nicht bloß ihr Ansehen einen schweren Schlag, dann bricht auch ihr Kolonisierungsprojekt zusammen.

Das ergibt aber mit einem Schlage eine ganz veränderte Stellung Deutschlands und Rußlands — vor allem Deutschlands — auf dem diplomatischen Schachbrett. Wie die Alliierten den Schlag, der ein Meisterstreich war, parieren werden, läßt sich nicht voraussehen. Es gibt zwei Möglichkeiten: zur Politik der brutalen Gewalt, das heißt zur Politik der Sanktionen zurückzukehren, oder aber gute Miene zum bösen Spiel zu machen und das Beispiel Deutschlands nachzuahmen. Das wäre die große Revision.

Eine Rückkehr zur Politik der Gewalt erscheint uns ausgeschlossen. Wahrscheinlich wird man von französischer Seite den Versuch dazu machen wollen; aber die Alliierten befinden sich in Genua nicht mehr mit Deutschland allein. Die Neutralen, die Randstaaten und die kleine Entente sind auch da. Man kann die nicht heimschicken wie Zuschauer, indem man ihnen erklärt, die arrangierte Friedensvorstellung müsse ausfallen, weil Deutschland und Rußland miteinander Frieden geschlossen hätten. Das ist aber nicht allein eine politische und diplomatische Unmöglichkeit; die wirtschaftlichen und die finanziellen Interessen der Alliierten lassen es auch nicht zu, daß der wirtschaftliche Wiederaufbau auf unbestimmte Zeit verschoben und statt dessen die Kriegspolitik mit verstärkten Mitteln wieder aufgenommen wird. Aber auch die innerpolitischen Verhältnisse der Alliierten lassen das nicht zu. Weder in Italien noch in Frankreich, am allerwenigsten aber in England. Und deshalb werden die Alliierten schließlich in den für sie so sauren deutschen Friedensapfel beißen müssen. Damit wird die Konferenz von Genua ein ganz anderes Gesicht bekommen! J. S.-J.

Parteihistorik

Von **Max Quarck** (Frankfurt a. M.)

Das jüngst erschienene Pragersche Buch über die Geschichte der U. S. P. D.[1] gibt sich unverkennbar Mühe, die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung wenigstens in der Hauptsache auf zwangsläufige ökonomische und politische Entwicklungstendenzen zurückzuführen, die sich nach Ansicht des Verfassers aus der verhältnismäßig jungen Geschichte des deutschen Kapitalismus und der Sozialdemokratie ergeben. So schreibt Prager, bekanntlich einer der unterrichtetsten Redakteure der Berliner »Freiheit«, zum Beispiel in dem zweiten Kapitel »Die Sozialdemokratie vor dem Weltkrieg« den Satz nieder:

»Erkennt man die Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung an, so wird man die Schuld daran, daß der Ausbruch des Weltkriegs keine revolutionäre, sondern eine reformistische Sozialdemokratie vorfand, nicht bei den Führern und bei der Parteibureaukratie suchen, sondern sie aus der Gestaltung der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse erklären. Revisionismus, Reformismus, Opportunismus sind eben keine Kunstprodukte, sondern die Ergebnisse der jeweiligen Zustände der kapitalistischen Gesellschaft. Wenn seit 1918 der Glaube, nur durch brutale Mittel könne der Sozialismus verwirklicht werden, wieder stärkeren Widerhall bei den Arbeitern fand, so ist das nicht das Ergebnis der Gedankenarbeit von Einzelmenschen, sondern eine Folge des Weltkriegs. Es handelt sich also auch heute nur um den geistigen Ausdruck gegebener wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse.«

Das ist immerhin ein Versuch, die Geschichte der deutschen Parteizersplitterung aus sachlichen Gründen und Zusammenhängen herzuleiten. Freilich arbeitet Prager auch dabei mit unbewiesenen Voraussetzungen. Die hauptsächlichste derselben für die Zwecke des Verfassers ist diejenige, welche die ausschließlich reformistische

[1] Eugen Prager, Geschichte der U. S. P. D. Entstehung und Entwicklung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Berlin 1921, Verlagsgenossenschaft »Freiheit«. 240 Seiten.

Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie behauptet. Wahr ist aber nur, daß unser fortgesetztes Eindringen in Parlament und Verwaltung vor dem Kriege und das Wachstum unserer Gewerkschaften uns zu einer steigenden Fülle praktischer Gegenwartsarbeit genötigt haben. Auf der anderen Seite waren jedoch die preußischen Schulkämpfe des Jahres 1906, die Straßenbewegung gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht mit ihren blutigen Opfern und unser Kampf gegen das indirekte Steuerwesen, zunächst die Überwindung des junkerlichen Widerstandes gegen Besitzsteuern durch die Erzwingung der Erbschaftssteuer, ebenso viele grundsätzliche Auseinandersetzungen der aufsteigenden Volksdemokratie mit dem herrschenden Obrigkeitsstaat und ebenso viele revolutionäre Wegbahnungen zur kommenden Möglichkeit der Abrechnung zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Auch in der unmittelbaren Vorperiode des Weltkriegs wirkten also in unserer Parteibewegung fortgesetzt n e b e n einander die beiden Mittel des proletarischen Klassenkampfes, die immer nur zwei Gesichter einer und derselben Bewegung sind, nämlich die »milde und die brutale«, wie Prager recht schief sagt, genauer ausgedrückt, die reformistische und die revolutionäre Methode zu gegenseitiger Ergänzung.

Für die Richtigkeit dieser unserer geschichtlichen Auffassung spricht ja auch die Entwicklung der U. S. P. bis heute. Von der bolschewistischen »Brutalität«, um mit Prager zu reden, haben die Unabhängigen je länger desto mehr abrücken müssen. Im Verlauf der letzten Jahre und Monate sind sie zu derselben Mischung reformistischer und revolutionärer Kampfmethoden zurückgekehrt, welche man bei der Mehrheitssozialdemokratie findet. Die Aufnahme der Levi-Gruppe in die U. S. P., die sich in diesen Tagen vollzog, ist so sehr ein Rückfall der U. S. P. in Überwundenes, daß Prager selbst zusammen mit Hilferding und Hertz als Gegner dieses Rückfalls erscheint und in seiner Redaktionsstellung gefährdet ist! Die politische Reife und Schlagfertigkeit der noch unabhängigen »Massen« hält sich genau in denselben Grenzen, wie diejenige unserer Anhänger, eben weil beide unter denselben geschichtlichen Bedingungen stehen; und die Führer der U. S. P. unterliegen genau denselben, in der unzureichenden Macht der deutschen Arbeiterbewegung liegenden Schwierigkeiten bei allen Kernfragen des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes, wie die unsrigen.

Vollends bei der Darstellung der Kriegsursachen und des Kriegsbeginns läßt Prager seine oben verkündete Einsicht in eine gewisse Zwangsläufigkeit auch der kapitalistischen Entwicklung und in ihre kriegsbegünstigende Auswirkung auf alle kämpfenden Staaten gänzlich vermissen. Er hat sie völlig vergessen. Von dem »Verteidigungskrieg gegen die Kosakenknute« und den mit Frankreich vereinbarten Ansturm des panslawistischen Zarismus von Osten her spricht Prager nur ironisch! Und ebenso verspottet er den »heiligen Krieg gegen die englische Weltherrschaft«. Damit leugnet er völlig unsozialistisch so wesentliche Faktoren des Weltkriegs, von denen zwar keiner allein und in spezieller Schuldverstrickung, aber alle zusammengenommen in gegenseitiger Bedingtheit und Einwirkung aufeinander sich zu dem Zerstörungswerk vereinigt haben, vor dessen Ruinen wir jetzt stehen. Auch durch die Behauptung der überdies nur bedingt richtigen Handelstatsache, daß Deutschland und England »ihre Absatzmärkte schon so unter sich aufgeteilt hatten, daß von einer Konkurrenz auf Leben und Tod keine Rede mehr sein konnte«, wird die viel wichtigere und richtigere Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß maritime, koloniale und finanzpolitische Machtinteressen in der großen Außenpolitik und in dem diese tragenden Bankwesen das länger in der Macht befindliche England die Spitze seiner Abwehr immer schärfer gegen das aufstrebende Deutschland kehren ließen. Man weiß doch auch wohl auf unabhängiger Seite, welche ungeheure Rolle für England die völlige Beherrschung des Mittelmeeres, des Balkans und Vorderasiens spielt und wie ungern es dort deutscher Wirtschaftsbetätigung begegnete.

Im Anschluß an diese Feststellungen muß meines Erachtens grundsätzlich ein ernstes Wort mit den Führern der U. S. P. gesprochen werden. Mit solchen weltpolitischen

Darstellungen, wie sie Prager gibt, stellen sich die Führer der U. S. P. außerhalb jeder ökonomischen Geschichtsauffassung und damit gegen die wachsende Möglichkeit einer Überwindung der unseligen Parteizersplitterung gerade auf dem Boden des wissenschaftlichen Sozialismus. Außerdem ist doch heute überhaupt keine Meinungsverschiedenheit mehr möglich darüber, welche entscheidenden Erkenntnisse gerade nach dieser Seite die Nachkriegszeit jedem, der hören und sehen will, gebracht hat, nicht etwa bloß uns Deutschen. Seit dem Versailler Vertrag steht unumstößlich fest, daß die Ententestaaten den Weltkrieg genau aus denselben, ja noch viel tiefer verwurzelten imperialistischen und finanzkapitalistischen Gründen und Interessen geführt haben als das offizielle Deutschland. Das Ausmaß der Beteiligung Deutschlands am kapitalistischen Weltraub verschwindet beinahe gegen den riesenhaften Umfang, in dem England, Frankreich und Amerika bei der Aufteilung der überseeischen Ausbeutungsgebiete sich betätigen.

Dabei ist ihre europäische Wirtschaftspolitik so brutal wie irgend möglich. Und daß sie wohlbedacht alle militärischen Hilfskräfte und Bündnisse schon vor dem Kriege bereit stellten, zu dem schlecht verhehlten Zwecke, jene großartige Ausdehnungspolitik nach der Unschädlichmachung Deutschlands desto ungenierter betreiben zu können, das bezeugen nicht bloß die fürchterlichen Tatsachen, die die ganze Welt leidend seit Versailles miterlebt hat, sondern auch zahlreiche nachträgliche Veröffentlichungen aus deutschen, österreichischen, belgischen und russischen Staatsarchiven, die mindestens das Märchen von der »überraschten« Entente gründlich zerstört haben. Wie könnte ein Engländer von so unbestechlicher Wahrheitsliebe wie E. D. Morel (vergl. die Schrift »Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege«, Berlin 1920, Verlag von H. R. Engelmann) sonst zu dem vernichtenden Gesamturteil kommen, daß die Regierungen Englands und Frankreichs schon seit geraumer Zeit, mindestens seit der Marokkokrisis, und durch all die geheimen Abmachungen über englisch-französische und russisch-französische Kriegshilfe ihr redlich Teil Holz zu dem Weltbrand zusammengetragen haben, der 1914 ausbrach. Wie könnte sonst der Italiener Nitti (vergl. sein »Friedloses Europa«, Frankfurt a. M. 1922, Sozietätsdruckerei) die verstiegene Haltung Frankreichs und die Ohnmacht Englands ihm gegenüber seit dem Waffenstillstand so bitter beurteilen! Auf die Belege für diese Feststellungen kann natürlich in einer Buchbesprechung nicht eingegangen werden, aber von dem Geschichtschreiber einer Partei, die aus den Zusammenstößen des Weltkriegs hervorgegangen ist, muß und kann das genaueste Studium jener Quellen und die wissenschaftliche Einstellung auf sie verlangt werden.

Statt dessen reiht Genosse Prager nach seinem ersten Anlauf zur Objektivität in den weiteren Abschnitten seines Buches einfach Zeitungsausschnitt an Zeitungsausschnitt, bestenfalls gedrängte Referate über die äußeren Erscheinungen und Kundgebungen des Kampfes zwischen U. S. P. D. und S. P. D. Form und Inhalt seiner Darstellung stehen auf dem Niveau der damaligen verbitterten Kampfesstimmung und sind behaftet mit allen Schlacken der durch die Kriegszeit geschaffenen Erregung. Sie sind erfüllt vom Geiste der Gereiztheit und Gehässigkeit jener Tage, handhaben die journalistischen Schmähworte gegen die S. P. D. und ihre Führer, als wenn sie für die Ewigkeit geltende Kennzeichnungen wären, und machen nicht den geringsten Versuch, sich nach dem unendlich Neuen und Wichtigen, was jeder von uns seitdem gelernt hat, zu einem ruhigeren und umfassenderen Urteil zu erheben. Das Buch bleibt damit sogar hinter dem gereiften Urteil zurück, das sich nicht bloß Morel und Nitti, sondern zahlreiche Genossen der im Weltkrieg uns feindlichen Länder inzwischen erworben haben. Teilweise geht Prager sogar so weit, Tatsachen geflissentlich zu verschweigen, die selbst von seinem Standpunkt aus der Mehrheitspartei zugute geschrieben werden müßten. Mir stößt gerade ein Beispiel auf, an dem ich persönlich beteiligt war. Prager berichtet auf Seite 161 von der bekannten Drohung mit dem Landesverratsparagraphen, die General Gröner im Jahre 1917 den deutschen Munitionsarbeitern entgegenschleuderte, welche wegen der Lebens-

mittelschwierigkeiten streikten. Davon aber, daß ich und meine Partei damals Gröner sofort auf das entschiedenste entgegentraten, und zwar in einem offenen Briefe, den ich veröffentlichte und der von der gesamten deutschen Arbeiterpresse übernommen wurde, berichtet Prager kein Wort. Die Erwähnung hätte ja manchen Leser seines Buches an seinem vernichtenden Urteil über die sozialpolitische Verlotterung unserer Partei irre machen können. Andere Genossen, die damals noch mehr in dem unseligen Bruderkampf in vorderster Reihe standen als ich, können sicher eine große Reihe noch viel wichtigerer Tatsachen aus der Kriegspolitik der Mehrheitspartei feststellen, die Prager einfach — übersehen hat. Es ist leider notwendig, dies sagen zu müssen, weil die in der Hitze des Kriegsparteikampfes gefallenen Angriffe zwei Jahre nach Kriegsschluß als angebliche Geschichtschreibung einfach wörtlich wiederholt und weitergetragen werden.

Etwas überlegter und kritischer wird die Darstellung Pragers am Schlusse seines Buches, wo er sich mit dem ungebärdig gewordenen linken Flügel seiner eigenen Partei auseinandersetzen mußte. Da gewinnt auch er wieder Erkenntnis und Kraft dazu, sich gegen eine Auffassung zu wenden, die »sich unter Revolution nur gewaltsame Erhebungen, bewaffnete Zusammenstöße, offenen Bürgerkrieg und ähnliche Dinge vorstellen kann, die von jeher das geistige Arsenal aller Revolutionsromantiker gebildet« haben (S. 203). Prager wendet auch das Spottwort vom »reinen Räteglauben« unbedenklich auf den betreffenden Teil seiner eigenen Freunde an. Noch interessanter ist, daß Prager in seinem »Ausblick« einerseits anerkennt, wie sehr die harten Tatsachen allen Arbeitern die Erkenntnis einhämmern, »daß sie in geschlossener Front dem Bürgertum gegenübertreten müssen, wenn sie überhaupt noch einen Weg aus dem Chaos unserer Tage finden wollen«, daß er aber andererseits selbst sehr kritisch und zweifelnd von der baldigen Verwirklichungsmöglichkeit der sozialistischen Forderungen denkt.

Das geschieht in den Schlußsätzen seines Buches, dort, wo er von der Unvermeidlichkeit des Kampfes spricht, in dem die deutschen Arbeiter die Erhöhung ihrer Lebenslage bis wenigstens auf den Stand der Arbeiterklasse in den anderen kapitalistischen Ländern erringen müßten. Dann fügt er höchst skeptisch hinzu: »Ob dieser Kampf mit Erfolg wird durchgeführt und weitergetragen werden können bis zur Verwirklichung sozialistischer Forderungen, das wird von der Tiefe der sozialistischen Erkenntnis und der Stärke des Willens in der deutschen Arbeiterschaft abhängen.«

Nun weiß auch Prager ganz sicher, wie es jetzt mit diesen Voraussetzungen und infolgedessen mit der Verwirklichung sozialistischer Forderungen tatsächlich steht. Er kann sich an der führenden journalistischen Stelle, an der er arbeitet, unmöglich darüber täuschen, daß die gesamte deutsche Arbeiterbewegung noch immer mit dem »Unverstand der Massen« in einem so hohen Grade zu kämpfen hat, daß von ihrer sozialistischen Durchdringung und einer entsprechenden sozialistischen Aktivität leider noch lange keine Rede sein kann. Auch haben die Wirren in der deutschen Sozialdemokratie weder zur Vertiefung der sozialistischen Erkenntnis, noch zur Stärkung des politischen Willens in der deutschen Arbeiterklasse beigetragen. Sie haben vielmehr auf große Arbeiterkreise abstoßend und lähmend gewirkt. Somit führt der »Ausblick« Pragers selbst zu einem Schlußurteil über die Ergebnisse der unabhängigen Parteiarbeit, das, geschichtlich gesehen, nicht gerade sehr erfreulich ist.

Literarische Rundschau

Wilhelm Flitner, **Laienbildung.** Jena 1921, Eugen Diederichs. Preis kartoniert 10 Mark.

Diese Schrift ist zugleich mit derjenigen Klatts in der Sammlung »Zeitwende, Schriften zum Aufbau neuer Erziehung« erschienen. Sie hat mit ihr einen mehr als

nur äußerlichen Zusammenhang. Auch sie ist aus einer ganz neuen Lebensempfindung hervorgewachsen. Sehr richtig stellt Flitner die »auf Studien angewiesene Art der Überlieferung, die priesterschaftliche Bildung«, der noch im Volke lebendigen unmittelbaren Laienbildung gegenüber. Der Verfasser bekennt sich zu dem Glauben, daß wir in einer Zeit mächtiger Wandlung stehen, die nicht genug hat an einer Übermittlung priesterschaftlicher Bildung an die möglichst vielen oder an der Erhaltung, der mehr oder weniger künstlichen Erhaltung der Reste großer Laienbildung, sondern zu einer inneren Synthese treibt. Priesterschaftliche Bildung selber wird innerlich lebendig, wächst neu aus einer neuen innerlichen Haltung des gesamten Volkes. Diese Betrachtung ist sicher richtig, wenn auch nicht unbedingt neu. Sehr fein versteht es Flitner, uns seine Gedanken durch den Hinweis auf die Künste, auf Musik zunächst und Sprachkunst, anschaulich zu machen. Die Hausmusik der Gebildeten, die der Allgemeinheit fremd bleibt, ihr gegenüber die noch lebendige Musikübung des Laientums in Soldatenlied und Choral und nun die neue Laienkunst in den kleinen Gemeinschaften in der Jugendbewegung. Oder: die gebildete Schriftsprache, der der volkstümliche Ausdruck geopfert wird, ihr gegenüber die noch im Volke lebendigen Bilder, Sprichwörter, Schnurren, Lieder, Mären und nun das neue Lebensgefühl in einer unmittelbaren, griffsicher, anschaulich volkstümlichen Sprache als »Ausdruck einfacher, großer, ruhiger, im Weltganzen sich fühlender Naturen«. So spricht er von der in einer Gemeinschaft natürlich lebenden Kunst, von dem »Gesamtkunstwerk«, das aus ihr entspringt und ihrem chaotischen Leben die Form gibt. Wo heute wie in der Jugendbewegung solche Gemeinschaften wieder entstehen, da ist die neue Kunst da, es finden sich die Begabtesten als Führer, als namenlose, selbstverständliche Führer im Chor der Kameraden. Sehr gut ist solchem Werden gegenüber das Humboldtsche Bildungsideal gezeichnet, jenes Ideal des individualistisch-totalen, ästhetischen Menschen, der des Mittels der Philologie bedarf, um es zu erfüllen. Wir wissen, wie dieses Ideal zu einer ungeheuren Überschätzung des Mittels, eben der philologischen Wissenschaft, geführt hat. Sehr wohltuend berührt es, daß Flitner trotz der klaren Erkenntnis von der verödenden Wirkung rein formaler Wissenschaft weit entfernt davon ist, nun radikal die Wissenschaft abzulehnen, als ob sie nur diesen und nicht auch einen im höchsten Maße befreienden Einfluß in der Geschichte der Menschheit geübt hätte. Wenn er demnach zum Schlusse nicht etwa die Rückkehr zu einer früheren Entwicklungsstufe predigt, die wie die Gotik eine vorbildliche Volkskultur gehabt hat, sondern das Werden einer neuen Kultur verlangt, ja sogar erschaut, die mitten in der wirtschaftlichen und geistigen Mannigfaltigkeit unserer Zeit wurzelt, aber die innere Lebendigkeit, die den Wert der alten Bildung ausmacht, in neuer Form wiedergewinnt, so werden wir ihm unbedingt beistimmen müssen. Im ganzen also ist Flitners Schrift eine innerliche Arbeit, die man mit Anteilnahme liest und mit Belehrung aus der Hand legt. Fritz Karsen

---

A. W. Grube, **Sterbende Sitten.** (Volksbücherei »Aus Natur und Technik«.) Zürich 1921, Rascher & Co. 74 Seiten. 6 Mark.

Viele Eigenarten fremder Völker hat der Weltverkehr schon ausgelöscht, an ihre Stelle ist schale Mischart getreten; und doch können wir die Seelen der Völker nur aus ihrer Eigenkultur kennenlernen. Um dazu beizutragen, hat Dr. Max Oettli aus den »Geographischen Charakterbildern« A. W. Grubes einige Kapitel ausgewählt, die Art und Lebensweise der Hindu, das Kastenwesen in Hindostan, die Indianer in Mexiko und das Leben der Beduinen veranschaulichen. Die schlichten Schilderungen machen den Leser mit vielen eigenartigen Einrichtungen und Bräuchen bekannt und eignen sich trefflich dazu, das Verständnis für die Wesensart fremder Völker zu fördern. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6 | Ausgegeben am 5. Mai 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Justiz und Politik

Von H. Marx, Staatsanwalt (Heidelberg)

Man ist leicht geneigt, zwischen Justiz und Politik einen unüberbrückbaren Gegensatz zu erblicken. Vielen scheint die Vorstellung einer Verbindung beider nicht ohne diejenige der Rechtsbeugung denkbar zu sein. Tatsächlich hat auch vor dem Kriege und bis zur Revolution der weitaus überwiegende Teil der maßgeblichen Justizbeamtenschaft, die Richter und Staatsanwälte, der praktischen Politik, die sich im Parteileben äußert, ferngestanden. Das war allerdings nicht gleichbedeutend mit dem Verzicht auf jeden Besitz einer politischen Richtung. Deren Vorhandensein besagte jedoch damals nicht viel. Sie erschöpfte sich im wesentlichen in einer staatstreuen, streng monarchischen Gesinnung — eine andere wurde gar nicht geduldet — und war nach dem Wahlzettel beurteilt im Süden Deutschlands fast durchweg nationalliberal, im Norden im wesentlichen konservativ. Der freisinnig-demokratische Justizbeamte war auch im Süden eine vereinzelte Erscheinung. Angehörige weiter links stehender politischer Gruppen, insbesondere der Sozialdemokratie, gab es in der Justiz überhaupt nicht. Das war bei der grundsätzlich oppositionellen Stellung der Sozialdemokratie auch bis zu einem gewissen Grade verständlich. Jedenfalls aber resultierte daraus vielen bewußt, manchen unbewußt eine Kampfstellung der Justiz zur Sozialdemokratie. Von der Seite der Justiz her wurde sie stets mit allem Nachdruck in Abrede gestellt, trotzdem eine unbefangene Betrachtung die Notwendigkeit ihres Vorhandenseins aufzeigen mußte. Diese Kampfstellung ergab sich nämlich zwangsläufig einerseits aus dem Wesen der Justiz, andererseits aus dem damaligen Charakter unserer Partei.

Die Justiz ist eine Äußerung der Staatsgewalt. Sie dient den Staatszwecken. Der Staat war sich von jeher Selbstzweck. So muß auch die Justiz der Selbsterhaltung des Staates dienen. Da der Staat stets an eine bestimmte Form gebunden ist, so fällt der Justiz auch die Aufgabe zu, die geltende Staatsform zu erhalten und zu schützen. Bis zur Revolution vom November 1918 war die Justiz fundamentum regni — die Stütze des Thrones, der Monarchie. Die Sozialdemokratie hingegen war programmmäßig Gegnerin der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung. Sie wollte an Stelle der Monarchie die Republik setzen. Ihrem inneren Wesen nach mußte sich die Justiz einer solchen Partei gegenüber in schroffstem Gegensatz befinden. Damit aber war auch der Justiz zugleich eine bestimmte politische Richtung gewiesen. Sie stand nicht, wie dies in Selbstverkennung von ihr behauptet wurde, außerhalb jeder Politik, sondern bewegte sich im Rahmen der allgemeinen Staatspolitik.

Die Revolution vom November 1918, die zunächst nichts anderes als eine Änderung des Staatsrechts war, mußte naturgemäß die Verhältnisse der

Justiz grundstürzend beeinflussen. Von heute auf morgen hatte sie zu einem wesentlichen Teil ihre Aufgabe gewechselt: sie galt nicht mehr dem Schutze des Fürsten und der Monarchie, sondern des Volksstaats und seiner neuen Einrichtungen. Die Justiz wird nicht von Maschinen in Bewegung gehalten, sondern von Menschen mit eigenen Überzeugungen. Diese Menschen aber gehörten nicht der Volksschicht an, aus der heraus die Revolution des Jahres 1918 geboren war. Es ist eine aus der Geschichte leicht zu belegende Tatsache, daß die Justiz nie auf der Seite der Revolution steht. In einem früheren Aufsatz über Justiz und Republik habe ich bereits ausgeführt, daß für den Beamten der Justiz, insbesondere für den Richter der politische Beharrungszustand das Gegebene ist und ihm derjenige von vornherein gefühlsmäßig als Gegner gilt, der diesen Zustand ändert. Deshalb war auch nicht zu erwarten, daß die Justiz sich alsbald mit dem Herzen der neuen Aufgabe widmen werde. Es mußten Reibungen entstehen aus dem Widerstreit des politischen Ideals des Justizbeamten und seiner pflichtgemäßen Aufgabe, für den Staat in seiner neuen Form zu arbeiten. Jetzt gewann seine politische Einstellung gegenüber früher eine erheblich gesteigerte Bedeutung. Ehedem war ihm seine Richtung vorgeschrieben, es bedurfte keiner besonderen Stellungnahme, es genügte das Mitlaufen in der Richtung der allgemeinen monarchisch-liberal-konservativen Staatspolitik. In dem Augenblick aber, in dem sich die Politik nicht mehr nach dem Monarchen, sondern nach der Gruppierung von Parteien richtete, die von ihm unabhängig sind und die ihre Politik selbstherrlich gestalten können, ergab sich auch für den Justizbeamten die Notwendigkeit, sich parteipolitisch zu entscheiden. Der Vorteil, daß der neue Volksstaat die politische Meinungsfreiheit auch dem Beamten schlechthin gewährleistete, er auch die alte Bureaukratie, wie die Dinge lagen, unbedingt zur Mitarbeit benötigte, wurde reichlich ausgenutzt. Die Justizbeamtenschaft ging überwiegend zur monarchisch-konservativen Opposition über; nur wenige bekannten sich für die neuen Verhältnisse.

Die Gründe für diese Stellungnahme können hier unerörtert bleiben. Zum Teil ergeben sie sich ohne weiteres schon aus der hier geschilderten Wesensart des Justizbeamten. Das Wesentliche ist, daß die Justiz dadurch als politisiert angesprochen werden konnte. Dies war um so bedeutungsvoller, als die Mehrzahl ihrer Angehörigen innerlich nicht zu dem neuen Staatswesen stand, sondern es mehr oder minder offen ablehnte. Die Gegnerschaft zu den neuen Verhältnissen und damit auch zu den sie vertretenden und stützenden Parteien, insbesondere zur Sozialdemokratie, konnte kein Geheimnis bleiben. Unter diesen Umständen mußte bei den Arbeiterschichten Mißtrauen entstehen. Der einfache Mann hatte instinktiv die Empfindung, daß Leute, die den Staatsgedanken seiner Klasse aufs heftigste befehdeten, diese Abneigung auch auf die einzelnen Angehörigen seiner Klasse übertragen und in ihrem Handeln und in ihrem Urteil davon beeinflußt werden könnten. Ferner trug der ohnehin im Bewußtsein der Arbeiterschaft vorhandene Klassengegensatz zwischen ihr und der Beamtenschaft seinen Teil dazu bei. Es bedurfte zur Erzeugung dieser Stimmung durchaus nicht, wie dies vielfach in den Kreisen der Justiz behauptet und geglaubt wird, einer besonderen Verhetzung von seiten der Sozialdemokratie oder weiter links stehender Parteien. Dieses Mißtrauen wuchs unmittelbar aus der Masse heraus, die ja sogar gegenüber den Akademikern in ihren eigenen

Reihen mißtrauisch ist; um wieviel mehr aber denen gegenüber, die sie als politische Gegner kennt.

Selbst wenn die Äußerungen der Justiz in keiner Weise angreifbar gewesen wären, hätte sich diese Stimmung eingestellt. Tatsächlich aber gab sie Angriffen in reichem Maße Raum, dadurch nämlich, daß sich die politische Gesinnung der Justizbeamten, was unvermeidlich war, auswirkte und den Anschein einer Klassenjustiz erweckte. Was von rechts her gegen den neuen Staat und seine Führer auftrat, genoß eine Milde, die vielfach den Eindruck des Beschützens hervorrufen konnte, während Handlungen und Täter, die aus den entgegengesetzten politischen Gruppen erwuchsen, eine auffallende Härte erfuhren. Das war aus der politischen Psychologie der Justizbeamten menschlich durchaus begreiflich, man hätte ihnen Übermenschliches zugemutet, hätte man von ihnen ein Verhalten und ein Urteil verlangt, das von ihrer politischen Überzeugung, in der sich ja meist zugleich eine Weltanschauung äußert, unbeeinflußt war. Indessen ändert dies nichts daran, daß es allgemeinpolitisch ein schwerer Mangel war, der geeignet schien, in den an sich schon argwöhnischen Schichten der Arbeiterschaft die Beunruhigung zu steigern. So erklären sich die teilweise außerordentlich heftigen und bisweilen das zulässige Maß weit übersteigenden Angriffe gegen die Justiz, die man dort fast ausschließlich politischer Böswilligkeit zuschrieb.

Wer wie die Justiz das höchste Vertrauen für sich in Anspruch nimmt und auch erhalten hat, wird um so schwereren Anfechtungen ausgesetzt sein, wenn dieses Vertrauen auch nur etwas ins Wanken gerät. Die Einrichtungen der Justiz entsprechen dem vitalen Bedürfnis der Menschen, sich einer unbedingt unparteiischen Instanz sicher zu wissen. Es muß daher zu den heftigsten Erschütterungen führen, wenn in breiten Schichten des Volkes das Gefühl entsteht, daß diese Instanz versagt, ja daß sie eine erklärte Gegnerin der von diesen Schichten in zähem Ringen erworbenen Rechte sei. Ob die Tatsachen diesen Argwohn, dieses Mißtrauen rechtfertigen oder nicht, ist dann schließlich ziemlich unerheblich; daß sie vorhanden sind, ist das Ausschlaggebende. Das Mißtrauen findet stets Gründe für sich, auch wenn keine vorhanden sein sollten. Es ist ein Gefühl, und gegen Gefühle ist mit Erwägungen, die vom Verstand her angestellt sind, schwer anzukämpfen. Die Justiz bedarf des Vertrauens der Masse, wenn sie fruchtbar wirken soll. Also wird man zusehen müssen, Mittel zu finden, die geeignet sind, an die Stelle des Gefühls des Argwohns und des Mißtrauens wiederum das Gefühl des Vertrauens treten zu lassen.

Das Mißtrauen ist, wie gezeigt, aus politischen Ursachen erwachsen, seine Beseitigung wird deshalb auch mit politischen Mitteln versucht werden müssen. Da die Justiz ohnehin schon politisiert ist, wird dagegen von dem Grundsatz her, daß die Justiz unpolitisch bleiben müsse, kein Widerspruch erhoben werden können. Davon ausgehend wird der Staat diejenigen Stellen der Justiz, die im Volke als für die Leitung der Justizgeschäfte verantwortlich angesehen werden, mit Männern zu besetzen haben, die durch ihr politisches Bekenntnis den Geist offenbaren, in dem die Justiz ihre Tätigkeit ausüben soll. Diese Maßnahme gilt insbesondere für die ausgesprochen politischen Außenstellen der Justizverwaltung. Sie wird neben vielem Guten, was sie mit sich bringt, auch manche Schattenseite aufzuweisen haben. Die Förderung der politischen Reinlichkeit, die sie dadurch mit sich bringen wird,

daß sie die Lauen und Schwankenden, von denen niemand weiß, woran er mit ihnen ist, zur offenen Stellungnahme zwingt, wiegt aber die Nachteile auf, insbesondere auch den, daß manche Ehrgeizige sich wider bessere Einsicht einer der Regierungsparteien anschließen. Diese Politisierung soll und darf nicht bedeuten, daß Anhänger der Opposition trotz bedeutender Fähigkeiten nur mit schlechten Stellen bedacht werden oder gar die politische Gesinnung als solche schon belohnt werde. Eine Regierung, die so verführe, würde ihren Beamtenkörper mit Sicherheit der Korruption entgegentreiben. Nach wie vor muß jedem Befähigten die Laufbahn offen stehen. Die Anwendung dieses Satzes hat aber da ihre Grenze, wo sie politisch widersinnig wird, wo sie dazu führen würde, die leitende und entscheidende Macht des Staates in Hände zu legen, die letzten Endes dem Staat in seiner bestehenden Form und in seinen Absichten entgegenarbeiten. Vertrauen und Mißtrauen richten sich erfahrungsgemäß gar häufig nach der Außenseite der Erscheinungen. Deshalb ist es zweckmäßig, die allgemeine Staatspolitik auch im Gesicht der Justiz dadurch in die Erscheinung treten zu lassen, daß die entscheidenden Stellen mit Männern besetzt werden, von denen man weiß, daß sie diese Politik zu stützen bereit sind. Das wird am ehesten geeignet sein, in den Volksschichten, die heute die Justiz argwöhnisch betrachten, wieder das Gefühl des Vertrauens einziehen zu lassen. Es ist nicht gleichgültig, wie sich die breite Masse des Volkes zur Justiz stellt. Ihr Mißtrauen wird sich leicht in gesetzgeberischen Maßnahmen auswirken, die im Interesse eines gedeihlichen Rechtsganges und damit auch der Justiz besser vermieden würden. Politisierung der Justiz in dem hier dargelegten Sinne wird deshalb keinen Schaden für sie bedeuten, sondern ihr zum Vorteil gereichen.

Schulfragen der Gegenwart im Lichte des Hamburger Lehrertags

Von Dr. Richard Lohmann

I

Der Zweite Sozialdemokratische Lehrertag, der in den Ostertagen in Hamburg stattfand, konnte und wollte sich in der Größe des äußeren Rahmens nicht mit dem vorjährigen »Kulturtag« in Dresden messen. Er übertraf ihn aber in der inneren Geschlossenheit und in der Möglichkeit praktischer Auswirkung seiner Beratungen. Wie in Dresden, so hatten auch hier die Vorbesprechungen zu einer systematischen Beschränkung der Tagesordnung geführt. War aber dort die Beschränkung auf eine Doppelthemenreihe ein Verzicht, so war sie hier ein Gewinn. Wollte man beim ersten Male dem Zuviel entgehen, um sich desto sicherer in einige wenige Fragen vertiefen zu können, so gelang es diesmal, Kristallisationspunkte zu schaffen, von denen aus die mannigfachen Gegenwartsprobleme unserer Schulpolitik unter einem einheitlichen Leitgedanken behandelt werden konnten. Kaum eine dieser wichtigen Gegenwartsaufgaben blieb außerhalb der Erörterung, und doch war die ganze Tagung kein Potpourri von Einzelfragen, sondern ein außergewöhnlich gelungener Versuch, von einer gemeinsamen Grundlage aus eine feste Stellung zu dem gesamten Fragenkomplex zu gewinnen.

Wie dringend notwendig eine solche grundsätzliche Behandlung noch ist, beweist am besten die zielunsichere Schulpolitik unserer Partei in vielen Kommunen und Ländern, auf die ich schon einmal an dieser Stelle hingewiesen habe und für die in der Diskussion der Hamburger Tagung außerordentlich drastische Beispiele beigebracht wurden. Es erscheint deshalb nicht ganz überflüssig, die Ergebnisse der Tagung unter diesem Gesichtswinkel für den weiteren Kreis schulpolitisch interessierter Parteigenossen zusammenzufassen.

1. Die Reichsschulgesetzgebung

Der Gedanke einer einheitlichen Reichsschulgesetzgebung hat ein merkwürdiges Schicksal in unserer Partei. Es hat Jahre bedurft, bis er sich durchrang und bis man innerhalb der Sozialdemokratie das Mißtrauen gegen die »liberale« Forderung überwand. Kaum hatte die Sozialdemokratie sich die Forderung aber zu eigen gemacht, da versagte auch schon der liberale Bundesgenosse, und unsere Reichstagsfraktion stand bis zum Kriege als Ruferin im Streit hierfür nahezu allein. Nun hat die neue Verfassung dem Reiche wenigstens die Grundsatzgesetzgebung auf dem Gebiet des Schulwesens gebracht. Die wesentlichste Forderung der Sozialdemokratie ist erfüllt. Nach Überwindung der Aufbauschwierigkeiten haben wir im Grundschulgesetz den ersten bescheidenen Anfang einer Reichsschulgesetzgebung, sehen wir fortschrittliche Kräfte im Reiche am Werke, um in der Lehrerbildungsreform, dem Berufsschulwesen, der Neuorganisation des höheren Schulwesens einen Schritt vorwärts zu kommen — und schon melden sich Stimmen der Ungeduld und des Mißmuts im eigenen Lager, denen der Apparat der Reichsschulgesetzgebung mit allen seinen allgemeinpolitischen Hemmungen, seinem naturgemäß nur langsamen Zusammenschweißen des alten Schulpartikularismus nicht schnell genug funktioniert. Schon ist man in den von alters her schulfortschrittlichsten Ländern drauf und dran, den Partikularismus gegen das Reich zu Hilfe zu rufen, um ein schnelleres Tempo der Reform im eigenen Hause durchsetzen zu können.

Das war der — nicht klar ausgesprochene und auch nicht klar ins Bewußtsein gedrungene — Sinn zweier Anträge der Hamburger Bezirksgruppe, deren erster dem Reiche ausdrücklich nur die Rahmengesetzgebung zugestehen wollte und deren zweiter gegen die Vereinbarungen des sogenannten Reichsschulausschusses, das heißt der Konferenz der Kultusminister der Länder, Einspruch erhob.

Man kann es den mit starken Schritten voranschreitenden Ländern wie Hamburg oder etwa Thüringen nachempfinden, daß sie sich durch die Vereinheitlichung des Schulwesens und der Schulgesetzgebung zunächst mehr gehindert als gefördert fühlen. Aber man darf auch in diesen Ländern die gesamte Frage nicht lediglich unter der Perspektive der eigenen Wünsche und Bedingungen sehen, man darf auch dort nicht vergessen, daß es neben Hamburg oder Thüringen auch noch ein Bayern in der deutschen Republik gibt und ein Preußen, von anderen kleineren Ländern ganz zu schweigen. Die große Diagonale der gesamten Schulpolitik würde ohne Zweifel ganz gewaltig nach rechts abgebogen werden, wenn man dem Partikularismus im Schulwesen wieder die Zügel freigeben wollte. Schon vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt aus wäre nichts verhängnisvoller für unsere

Schulpolitik, als wenn wir hier dem Teufel des Föderalismus auch nur den kleinen Finger reichen würden.

Wir sollten uns aber überhaupt hüten, solche grundsätzliche Fragen durch die Brille der Zweckmäßigkeit zu sehen. Wenn man so argumentieren wollte, so müßten auch Dinge wie das Frauenwahlrecht und anderes heute für uns noch »Fragen« sein, weil wir ja durch ihre grundsätzliche Bejahung unserer Sache, unserer Politik, unserer Partei zunächst ohne jeden Zweifel mehr schaden als nutzen. Die Partei hat solche Utilitätspolitik mit Recht weit von sich gewiesen. Nicht auf den Augenblickserfolg kommt es an, sondern auf die große Linie der Entwicklung. Die Politik, die eine augenblickliche Behinderung entschlossen mit in den Kauf nimmt, um die Entwicklung zunächst einmal in die Bahn eines neuen Prinzips einzulenken, hat sich noch immer als die richtige erwiesen.

Das gilt auch für diese Frage der Reichsschulgesetzgebung. Und es ist hocherfreulich, daß sich der Sozialdemokratische Lehrertag mit großer Einmütigkeit auf diesen Standpunkt gestellt hat. Das Recht der größeren Allgemeinheit geht hier vor dem des engeren Kreises. Das Recht des einzelnen findet nach sozialistischer Auffassung ja stets seine natürliche Grenze an der Pflicht gegen die Gesamtheit. Und das wohlverstandene Interesse des kleineren Kreises fällt von selbst mit dem Interesse der Allgemeinheit zusammen.

Es ist durchaus nicht überflüssig, diesen Gedanken immer wieder in aller Schärfe herauszumeißeln, denn gerade in den schulreformerischen Bestrebungen der Gegenwart finden sich so viele Ansätze zu rein individualistischer Betrachtung des Schulwesens, daß von sozialistischer Schulreform dabei überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Die Zerschlagung unseres Schulwesens in eine verbindungslose Fülle von Eigenschulen, Schulen mit eigenem Charakter, Aufbau und Stoff kann nimmermehr das Ziel sozialdemokratischer Schulpolitik sein, sie würde einer Vereinheitlichung der Wirtschaft, einer planmäßigen wirtschaftlichen Organisation die denkbar größten Schwierigkeiten bereiten, sie würde die Eltern um ihrer Kinder willen auf ein Jahrzehnt an einen bestimmten Wohn- und Arbeitsort fesseln.

Und was so für die einzelne Schule gilt, das gilt auch für die Schulen eines Landes. Die Frage: Reichsschulgesetzgebung oder nicht? stellt die Länder praktisch vor die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, zwischen der einen, ihre Schulen nach eigenem Ermessen freiheitlich und fortschrittlich zu gestalten und damit auf die innere und äußere Verbindung mit den Schulen anderer Länder, auf den Übergang ihrer Schüler auf andere Lehranstalten, Hochschulen usw. zu verzichten, und zwischen der anderen, um des geistigen Austausches und der wirtschaftlichen Freizügigkeit willen ein Kompromiß über die Form und den Ausbau der Schulen auf dem Wege über eine einheitliche Reichsschulgesetzgebung zu schließen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine sozialdemokratische Schulpolitik sich entschlossen auf den Boden der letzteren Möglichkeit zu stellen hat.

Die Entschließung des Hamburger Lehrertags, die nach Zurückziehung der ursprünglichen Hamburger Anträge mit allen gegen 9 Stimmen angenommen wurde, hebt den grundsätzlichen Standpunkt wie die Schwierigkeiten, die sich augenblicklich daraus ergeben, klar heraus:

Der Zweite Sozialdemokratische Lehrertag bekennt sich gern und freudig zu dem jahrzehntelang von der deutschen Sozialdemokratie wie von der fortschritt-

lichen Lehrerschaft vertretenen Grundsatz der Reichseinheit, besonders auch in der Schulgesetzgebung. Er bedauert, daß die Revolution dem deutschen Volke die restlose Durchführung der deutschen Einheitsrepublik schuldig geblieben ist, so daß Gesetzgebung und Verwaltung im Deutschen Reich durch die ständig stärker werdenden Kräfte des alten und reaktionären Föderalismus erschwert, durchkreuzt und unnötig verteuert werden.

Das gilt insbesondere auch für das deutsche Schulwesen. Da die Verfassung dem Reiche nur die Grundsatzgesetzgebung auf dem Gebiet der Schule eingeräumt hat, entstehen der Reichsschulgesetzgebung mannigfache Hindernisse durch Länder, in denen die rückständigen politischen Kräfte stark geblieben oder wieder stark geworden sind und die zugleich Länder mit fortschrittlichen Mehrheiten in ihrer Initiative hemmen.

Der Zweite Sozialdemokratische Lehrertag fordert die sozialdemokratische Reichstagsfraktion und alle anderen vorwärtstreibenden Kräfte im Deutschen Reich auf, grundsätzlich und in erster Linie die Zuständigkeit des Reiches auf dem Gebiet der Kulturpolitik zu stärken. Vom Reich erwarteten die sozialdemokratischen Lehrer angesichts der gegenwärtigen Verteilung der Zuständigkeiten von Reich und Ländern, daß es unter Wahrung der wünschenswerten und notwendigen Einheitlichkeit im deutschen Schulwesen die Bemühungen der voranschreitenden Länder, ihr Schulwesen im Sinne des Schulfortschritts auszugestalten, nicht erschwert, sondern wirksam fördert.

Das Heil liegt aber in keinem Zurück, sondern in einem entschlossenen Vorwärts zur Überwindung der Hemmnisse des Augenblicks.

2. Artikel 146 der Reichsverfassung

Die Frage des Rechtes des Staates an der Schule bildet auch den Angelpunkt für die Stellungnahme zu den Kämpfen um Artikel 146 der Verfassung. Die Auflösung der Staatsschule unter dem Schlagwort des Elternrechts bringt unter allen Umständen eine weitgehende Bevorzugung der konfessionellen Schule in breiten Gebietsteilen der deutschen Republik. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß das Weimarer Schulkompromiß unserem grundsätzlichen Standpunkt nicht gerecht wird, daß der Ausweg hier bei den unüberbrückbaren weltanschaulichen Gegensätzen in einer Hereinbeziehung des Elternrechts gefunden worden ist, die das Staatsrecht auf einem wesentlichen Teilgebiet einschränkt. Es ist eine wohlfeile Polemik, die Löwenstein in der »Freiheit« bei seiner Kritik des Hamburger Lehrertags übt, wenn er darauf hinweist, daß die Sozialdemokratie zu dieser Hereinbeziehung des Elternrechts selbst die Hand geboten habe und nun jetzt dagegen das Staatsrecht als Fundament stabilisiere. Kein Mensch hat je behauptet, daß Artikel 146 der Reichsverfassung ein sozialdemokratisches Schulprogramm mit einschließt, und Löwenstein bleibt die Antwort schuldig auf die Frage, auf welch anderem Wege seine Partei eine Überbrückung der doch nun einmal als Tatsache vorhandenen Gegensätze gefunden haben würde. Es ist schon richtig, daß man sich zunächst auf halbem Wege entgegenkommt, wenn man praktische Politik machen will, und daß man in der Durchführung des Kompromisses um so entschiedener seinen grundsätzlichen Standpunkt betont, damit nun herausgeholt wird, was irgend noch herauszuholen ist. Nicht ohne Absicht ist daher in die Leitsätze zum Thema des ersten Tages die scharfe Formulierung des Berliner Antrags aufgenommen worden: »Das Recht des Staates als Träger der Gemeinschaft steht höher als das Recht der Eltern und Erziehungsberechtigten. Staatsrecht bricht Elternrecht.«

Auch hier machte sich jene von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehende Opposition in wenigen Stimmen bemerkbar, die den Gedanken der Schulgemeinschaft so eng faßt, daß sie in der Tat dem Gremium von Eltern, Lehrern und Kindern einer einzelnen Schule das grundsätzliche Recht zugestehen will, Form und Inhalt ihrer Schule selbständig zu bestimmen. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß diese schulindividualistische Einstellung eigentlich in den Reihen sozialdemokratischer Schulpolitiker überhaupt nicht denkbar sein sollte. Sie hat sich nur einschleichen können durch die an sich begrüßenswerte Zusammenarbeit unserer tatenfreudigsten praktischen Schulmänner mit jenen ganz unpolitisch und im Kern unsozialistisch eingestellten Schulreformern, die ihre im Grunde anarchischen Schulideale als letzte Potenz sozialistischer Schulziele ausgeben und die aufs höchste erstaunt wären, wenn man sie einmal zwänge, ihre Ideen etwa in Bayern zur Förderung der konfessionellen Schulwünsche zu vertreten. Solche gefährlichen praktischen Konsequenzen übersieht man nur zu leicht in Gebietsteilen, die jene konfessionelle Rückständigkeit seit Jahrzehnten bereits überwunden haben.

Unsere parteigenössische Lehrerschaft hat sich erfreulicherweise je länger je mehr von der rein ideologischen Betrachtungsweise freigemacht. Der eingeweihte Beobachter vermochte auch diesmal sofort zu erkennen, welch große Fortschritte in dieser Richtung im letzten Jahre gemacht worden sind. Was in Dresden noch Gegenstand einer bewegten Debatte gewesen wäre, das war in Hamburg schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Resolution zum Kampfe um die Ausführungsbestimmungen des Artikels 146 zeigt die ausgesprochen *politische* Einstellung dieses Lehrertags schon in ihrem ganzen Aufbau besser, als alle Worte dies vermöchten. In Dresden hätte man sicherlich noch den Grundsatz, das Programm an den Anfang gestellt, in Hamburg ging man mit Bewußtsein vom Tageskampf und den von hier aus drohenden unmittelbaren Gefahren aus. Man sieht den *nächsten* Gegner und vermag ihn daher wirksam an der verwundbaren Stelle zu fassen. Man erkennt die Reichsverfassung, das gerade in der sozialdemokratischen Lehrerschaft so vielfach, mit guten und mit törichten Gründen umfehdete Schulkompromiß zunächst einmal als gegeben an und stellt die Alternative: Schutz dieses Kompromisses von *beiden* Seiten oder Freiheit vom Kompromiß für *beide* Teile:

Der Zweite Sozialdemokratische Lehrertag wendet sich mit größter Entschiedenheit gegen den Beschluß des Dreißigsten Ausschusses des Reichstags zum § 1 des Reichsschulgesetzentwurfs. Er sieht darin einen Versuch, der Gemeinschaftsschule ihre verfassungsmäßig gewährleistete Vorzugsstellung zu nehmen und damit Wortlaut und Sinn der Verfassung in dem auf dem Weimarer Schulkompromiß beruhenden Artikel 146 zugunsten der Bekenntnisschule zu verleugnen. Er wendet sich an die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit der dringenden Bitte, angesichts der offenkundigen Preisgabe eines der wesentlichsten Teile des Weimarer Schulkompromisses auch für die Sozialdemokratie wiederum die volle Freiheit der Entschließung gegenüber dem geplanten Schulkompromiß in Anspruch zu nehmen.

Erst dann folgt eine programmatische Erklärung, die das Endziel sozialdemokratischer Schulpolitik herausstellt: die weltliche Schule als wirkliche Gemeinschaftsschule. Aber in der Erkenntnis, daß dieses Ziel bei der augenblicklichen politischen Konstellation nicht erreichbar ist, werden nun die prak-

tischen Folgerungen für die Schulpolitik des Augenblicks, die nächsten Ziele unseres Angriffs zum Schlusse wirkungsvoll herausgestellt. Die programmatische Erklärung allein würde keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Die unabhängig-kommunistische Theoriepolitik hat schnell genug in den Kreisen der anfänglich dafür nicht ganz unempfänglichen sozialistischen Lehrerschaft abgewirtschaftet. Darum schließt die Hamburger Resolution mit zwei ganz konkreten Forderungen an Reichstag und Regierung: Verhinderung weiterer Verschleppung des Entwurfs und gegebenenfalls Vorlage eines Notgesetzes, das die verfassungsmäßig gewährleistete Anerkennung der weltlichen Schule in die Wirklichkeit überführt.

Es hat Zweifler gegeben, die von den Sondertagungen unserer parteigenössischen Lehrerschaft Hemmungen unserer Schulpolitik statt Förderung befürchteten, die insbesondere dort eine mangelnde Einsicht in die realen Bedürfnisse unserer Tagespolitik voraussetzen zu müssen glaubten. Die Hamburger Tagung dürfte sie eines Besseren belehrt haben. Natürlich wäre nichts verhängnisvoller, als wenn innerhalb der Partei an zwei offiziellen Stellen »in Schulpolitik gemacht« würde. Aber es kann der Partei und ihren Fraktionen nichts willkommener sein, als wenn ihre Stellung im politischen Tageskampf durch weithin sichtbare Kundgebungen der im tiefsten Sinne des Wortes Interessierten gestärkt und gestützt wird. Sehr richtig bemerkte der Vertreter der Berliner Bezirksgruppe auf der Tagung, daß das Zentrum seine stärksten politischen Erfolge dadurch zu erringen weiß, daß es jederzeit »die kochende Volksseele auf den Tisch des Hauses legen« könne.

Der Hamburger Lehrertag hat gezeigt, daß die Arbeitsgemeinschaft unserer parteigenössischen Lehrer selbst bei einem politisch so vorsichtig zu behandelnden Thema wie dem des Reichsschulgesetzentwurfs wirkungsvoll die politische Arbeit der Partei unterstützen kann, und daß sie daher sehr wohl den Anspruch erheben darf, »mitzuwirken an der Bildung des schulpolitischen Willens der Partei den wechselnden Lagen gegenüber«, wie es in einer Entschließung des zweiten Tages lautet. Daß dies nicht etwa nur von der »Regie« der Tagung, nicht etwa nur von dem Gesamtwillen der Organisation, sondern nunmehr auch von der weit überwiegenden Mehrzahl aller einzelnen in der Parteiarbeit stehenden Lehrer gilt, *das ist der stärkste und erfreulichste Eindruck dieser Hamburger Tagung.*

(Schluß folgt)

Die Baugilden in England

Von Dr. **Henriette Schapira**

Die englischen Baugilden wurden vor zwei Jahren als erster Versuch einer Verwirklichung der gildensozialistischen Idee von den Bauarbeitergewerkschaften ins Leben gerufen. Nachdem die National Federation of Building Trade Operatives im Herbst 1919 das Programm einer Organisation der Bauindustrie zu einer »demokratischen Selbstverwaltung im Dienste der Allgemeinheit« genehmigt hatte, gründete eine Gewerkschaftsgruppe in Manchester im Januar 1920 die erste Baugilde, deren Sekretär und Leiter der bekannte Gildensozialist S. G. Hobson wurde. Diesem Beispiel folgend setzten die Bauhandwerker in den Londoner Vororten Walthamstow und Green-

wich Gildenausschüsse ein, die zu der Gründung einer Baugilde für den ganzen Londoner Bezirk am 28. April 1920 führten. Die Building Guild in Manchester und die Guild of Builders (London) blieben die beiden Hauptmittelpunkte der neuen Bewegung. Im Laufe des Jahres kamen noch zahlreiche Gründungen in den verschiedenen Industriegegenden Englands, am meisten in Lancashire, hinzu, und als im Juli 1921 alle Baugilden der in Manchester gegründeten National Building Guild angeschlossen wurden, gab es deren im ganzen 115.

Der Aufbau der Baugilden entspricht der gewerkschaftlichen Organisation. Die kleinste Einheit bilden die lokalen Ausschüsse, sogenannte »Area Guild Committees« (zum Beispiel für Walthamstow), die von den lokalen Berufsvereinigungen der Bauindustrie gewählt werden und deren Hauptaufgabe in der Organisation der Arbeit für jedes örtliche Bauunternehmen der Gilde liegt. Darüber stehen die »Regional Guild Committees« (zum Beispiel London), die die gewerkschaftliche Organisation eines ganzen Bezirks sowie die Area Guild Committees vertreten; sie werden nach dem Industrial and Provident Societies Act als Industriegesellschaften eingetragen, gelten als juristische Personen und üben die Tätigkeit des Bauunternehmers aus. Die höchste Organisationsform bildet das »National Guild Committee« (National Building Guild), das ebenfalls eingetragen wird und in dem die Regional Guild Committees sowie die nationalen Gewerkschaftsverbände vertreten sind: die Aufgaben des National Guild Committee bestehen im Einkauf und in der Lieferung von Baumaterialien, in der planmäßigen Verwendung von Anlagen und Betriebsmitteln, der Beschaffung von Kredit und der Verwaltung der Reservefonds. Bis zur Gründung der National Building Guild wurden diese Funktionen von den Baugilden in London und Manchester nach einheitlichen Grundsätzen ausgeübt.

Durch Schaffung der Gilden ist die Gewerkschaft aus einer bloßen Interessenvertretung der Arbeiter zu einer Produzentenorganisation geworden, die den Unternehmer und den Unternehmergewinn ausschaltet. Die Baugewerkschaften sind mit den Baugilden identisch; die gewerkschaftliche Mitgliedskarte gilt zugleich als Ausweis der Zugehörigkeit zur Gilde. Außer den Bauhandwerkern sind in den Baugilden nach Vereinbarung auch verwandte Organisationen, sogenannte »approved groups«, vertreten, wie Baumeister und Bauaufseher, Ingenieure, Bildhauer, Dekorationsmaler usw. So besteht die Guild of Builders (London) aus zwölf Vertretern der Area Guild Committees und aus ebensoviel Vertretern der Gewerkschaften und der genehmigten Organisationen, die nach ihren eigenen Wahlsystemen gewählt werden. Alle diese Mitglieder bilden zugleich den Verwaltungsrat, der der Gesamtheit der Wähler verantwortlich ist. Jedes Mitglied zeichnet nach der Wahl einen Anteil. Diese Anteile sind keine gewinnbringenden Aktien, sondern dienen nur dem Eintragungszweck. Der Verwaltungsrat ernennt einen Geschäftsleiter (Sekretär), der sowohl seinen Mitarbeitern als auch allen organisierten Bauhandwerkern des Londoner Bezirks gegenüber die Verantwortung trägt und im Verwaltungsrat keine Stimme haben darf. Auch Bauaufseher, Buchführer, Generalsekretäre usw. sind sowohl den Gildenarbeitern wie der Gesamtheit der organisierten Bauhandwerker verantwortlich. Die demokratische Kontrolle wird ferner dadurch gewährleistet, daß jedes Mitglied des Verwaltungsrats sein Amt nur ein Jahr

lang inne hat und zu jeder Zeit auf Verlangen der Wähler seinen Anteil einem anderen übertragen kann. Auf diese Weise kann sich keine Berufsbureaukratie ausbilden; jeder Maurer oder Zimmermann kann ein Jahr lang im Verwaltungsrat die Baugildenpolitik beeinflussen und leiten.

Neben der im inneren Aufbau gewahrten demokratischen Kontrolle bilden ständige Entlohnung der Arbeiter und Verzicht auf jede Dividende die obersten Grundsätze der Baugilden. Die ständige Lohnzahlung, ohne Rücksicht auf schlechtes Wetter, Krankheit, Unfälle und Urlaub, bietet im Hinblick auf die unstete Beschäftigung, die der Saisoncharakter des Baugewerbes mit sich bringt, einen hohen Anreiz für den Arbeiter. Um die ständige volle Lohnzahlung zu ermöglichen, schlägt die Baugilde auf jedes von ihr gebaute Haus bei der Kostenberechnung 40 Pfund Sterling auf. Diese Verteuerung läßt sich leicht durchführen, da die Gilden auf jeden Gewinn bei dem Häuserbau verzichten und bis jetzt wesentlich billiger gebaut haben als Privatunternehmer. Außerdem machen sie geltend, daß ständige Lohnzahlung auf die Dauer zu einer Herabsetzung der Produktionskosten führen muß, weil bei dem Arbeiter an Stelle des früheren unsicheren Gefühls, der Angst vor der stets drohenden Erwerbslosigkeit die Liebe zur Arbeit und die Begeisterung für die Gildensache als Ansporn treten.

Getreu dem Grundsatz: »Keine Dividenden« werden Überschußeinnahmen der Baugilde nicht unter die Mitglieder verteilt, sondern zum Ausbau des Gewerbes, durch Vermehrung der Betriebsmittel, Bildung eines Reservefonds und besonders durch technische Vervollkommnung sowie Ausbildung der Bauhandwerker verwendet; denn die Gilde legt großen Wert nicht nur auf billigen und gewissenhaften Häuserbau, sondern auch auf künstlerische Ausstattung und technische Vollendung der Arbeit. Die Ideen von Morris und Ruskin kehren in diesen kunstgewerblichen Bestrebungen wieder. Der Ehrgeiz der Gilden geht nach Ausspruch eines ihrer Führer dahin, eine des Mittelalters würdige Arbeit zu leisten.

Die Bedingungen, unter denen die Gilden eine Arbeit übernehmen, sind in einem sorgfältig ausgearbeiteten Baukontraktschema für kommunalen Häuserbau niedergelegt und von dem Gesundheitsministerium in London, das die Aufsicht über alle öffentlichen Baupläne führt, nach längeren Verhandlungen Anfang August 1920 genehmigt worden. Danach verpflichtet sich die Gilde, für jeden Häusertyp einen Kostenvoranschlag zu machen, der von beiden Parteien angenommen und vom Gesundheitsministerium bestätigt wird. Außer den 40 Pfund Sterling zur Sicherstellung der ständigen Lohnzahlung, die von den Gilden einem Pool, aus dem die einzelnen Ausschüsse nach Bedarf Geld für Lohnzahlung bei nassem Wetter, Krankheit usw. entnehmen können, überwiesen werden, bezahlt die auftraggebende Gemeinde nur die tatsächlichen Lohn- und Materialkosten zuzüglich 6 Prozent. Dieser Aufschlag dient zur Deckung der allgemeinen Unkosten, Verwaltungsausgaben usw. Beträgt der Voranschlag für ein Haus 900 Pfund Sterling und stellen sich die tatsächlichen Kosten auf 800 Pfund Sterling, so bezahlt die Gemeinde 800 Pfund Sterling zuzüglich 6 Prozent und 40 Pfund Sterling; stellen sich die Kosten auf 1000 Pfund Sterling, so bezahlt die Gemeinde 1000 Pfund Sterling zuzüglich 6 Prozent der geschätzten Kosten von 900 Pfund Sterling und 40 Pfund Sterling. Bei der Berechnung der 6 Prozent wird nur die Verteuerung der Lohnkosten, nicht der Materialkosten berücksichtigt.

Ursprünglich wurde nur dieses auf den tatsächlichen Kosten und einem Zuschlag für den Gildendienst beruhende Kontraktschema angewendet; im Sommer 1921 haben die Baugilden jedoch auch einen Höchstkostenkontrakt aufgestellt, bei dem sie selbst das Risiko tragen und ihren Kunden garantieren, daß der Preis einen bestimmten Höchstbetrag nicht überschreitet. Von den bei dem Bau erzielten Ersparnissen gewähren die Gilden dem Auftraggeber 50 Prozent. Es steht letzterem frei, eine der beiden Kontraktformen zu wählen. Der Baumeister wird entweder von dem Auftraggeber oder von der Gilde aus den ihr angegliederten Baumeisterorganisationen ernannt. Jede andere Arbeit, auch die Innenausstattung usw., sowie die Beschaffung der Baumaterialien geschieht durch die Gilde. Bei der finanziellen Durchführung des Bauunternehmens wirkt die Gilde mit der Cooperative Wholesale Society (Zentraleinkaufsgenossenschaft) und der Cooperative Insurance Society (Versicherungsgenossenschaft) zusammen. Erstere liefert das nötige Material und schießt durch ihre Bank die Mittel zur Anschaffung der ersten Anlagen und der Werkzeuge sowie für die Lohnzahlung in den ersten Wochen vor; letztere garantiert die Ausführung des Bauvertrags und verpflichtet sich im Falle einer Kontraktlösung, der Kommunalbehörde bis 20 Prozent der geschätzten Kosten zurückzuerstatten. Die Versicherungsprämie wird von der Gilde aus dem sechsprozentigen Zuschlag bezahlt.

Auf diesen organisatorischen und rechtlichen Grundlagen begann die Bautätigkeit der Gilden. Der erste Kontrakt der Londoner Gilde wurde mit dem Gemeinderat von Walthamstow für die Errichtung von 400 Häusern am 20. Oktober 1920 unterzeichnet. Die Gilde erhielt diesen Kontrakt durch eine Ausschreibung des Gemeinderats, bei dem sie den niedrigsten Kostenanschlag eingereicht hatte. Im Februar 1921 konnten die ersten zwei für die Gemeinde Bentley-with-Arksey in vier Monaten fertiggestellten Gildenhäuser bezogen werden. Die Kosten betrugen nicht ganz 760 Pfund Sterling für jedes Haus und bedeuteten eine Ersparnis von etwa je 200 Pfund Sterling gegenüber privaten Bauunternehmungen.

Die Erfahrungen, die die Gilden mit ihren Arbeitskräften gemacht haben, scheinen sehr günstig zu sein. Auf den Aufruf der Gildenausschüsse an alle gewerkschaftlich organisierten Bauarbeiter erfolgten zahlreiche Anmeldungen zum Gildendienst, obwohl in dieser Zeit in England allgemein über Mangel an Arbeitskräften für die Bauindustrie geklagt wurde. Nach Aussage außenstehender Beobachter tun die Gildenarbeiter mehr als ihre Pflicht, und der Vorsitzende des Bauunternehmerverbandes betonte in einem Angriff auf die Baugilden, ihre Tätigkeit hätte bewiesen, daß der Bauhandwerker gewöhnlich weniger leistet, als er vermag; denn bei den Gildenbauten legten die Arbeiter doppelt soviel Ziegelsteine an einem Tage, wie bei einem Privatunternehmerbau.

Trotz dieser günstigen Voraussetzung haben die Baugilden in den zwei Jahren ihres Bestehens weniger Kontrakte abgeschlossen, als sie konnten und wünschten. Das lag an dem Widerstand des Gesundheitsministeriums, welches unter dem Einfluß der Bauunternehmer die Genehmigung vieler mit verschiedenen Gemeinden abgeschlossenen Bauverträge verweigerte. Anfang 1921 waren nicht mehr als zwanzig Baukontrakte, vier für den Londoner Bezirk und sechzehn für die Provinz, genehmigt worden. Das Ministerium wollte das Ergebnis dieser Unternehmen vor der Bestätigung wei-

terer Verträge abwarten. Als Grund dieses Mißtrauens wurde, ungeachtet der billigen Gildenangebote, die Verteuerung der Baukosten durch die Zuschläge von 40 Pfund Sterling und 6 Prozent auf jedes Haus angegeben. Die Baugilden erwiderten, daß der Zuschlag von 40 Pfund Sterling zwecks ständiger Lohnzahlung zu ihren wesentlichsten Grundsätzen gehöre, da die Arbeit und nicht das Kapital die primäre Belastung einer gildensozialistisch organisierten Industrie sei, und daß es jedem Unternehmer frei stehe, seine Arbeiter ohne Rücksicht auf schlechtes Wetter, Unfälle usw. zu entlohnen. Die 6 Prozent seien für Verwaltungsausgaben, Versicherungskosten, Anschaffung von Betriebsmitteln usw. nicht zu hoch gegriffen, was sich auch in den niedrigen Gesamtkostenanschlägen zeige. Der Gildenkontrakt wurde ferner, nachdem Sir Alfred Mond als Nachfolger Dr. Addisons das Gesundheitsministerium im April 1921 übernommen hatte, auch deshalb angegriffen, weil er auf den tatsächlichen Kosten beruhe. Den geforderten Übergang zum Pauschalkontrakt, den sie wegen seines spekulativen und Profitcharakters verwerfen, vermieden die Gilden schließlich durch Aufstellung des schon erwähnten Höchstkostenkontrakts.

Trotz aller Schwierigkeiten haben die Baugilden erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. In den Jahren 1920 und 1921 wurden Gildenangebote für mehr als 4 000 000 Pfund Sterling von den lokalen Behörden angenommen, die dann freilich durch das Gesundheitsministerium auf 1 250 000 Pfund Sterling reduziert wurden. Zu Beginn des Jahres hatten die Gilden für etwa 2 000 000 Pfund Sterling Arbeit in Händen. Die Guild of Builders (London), die vor kurzem ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht hat, beschäftigte am 30. September 1921 1010 Arbeiter, hatte ein bezahltes Verwaltungspersonal von 38 Personen und Kontrakte für 600 000 Pfund Sterling. Bis zu diesem Datum waren 100 Häuser fertiggestellt, 70 in Walthamstow, 30 in Greenwich, und 96 000 Pfund Sterling in Löhnen ausgezahlt worden. Die Lohnzahlungen während Urlaubs, Unfällen, Krankheit und schlechten Wetters machten insgesamt 2408 Pfund Sterling aus.

Es kann wohl nicht als Zufall angesehen werden, daß der Gildensozialismus gerade in der Bauindustrie zum ersten Male in die Praxis umgesetzt wurde. Einmal erfordert diese Industrie nur verhältnismäßig wenig Anlagekapital, und zweitens hat keine andere Industrie so viel unter periodisch wiederkehrender Arbeitslosigkeit zu leiden, so daß der Grundsatz dauernder Bezahlung hier besonders anziehend wirken muß. Dazu kommt, daß der Wohnungsmangel der Nachkriegszeit, der in England sehr stark ist, den Gedanken billigen Häuserbaus für die Arbeiter und durch die Arbeiter in Gewerkschaftskreisen außerordentlich populär machte. Die Gilden wollen jetzt jede Art von Bauarbeit, auch für private Auftraggeber, übernehmen.

Innerhalb anderer Industrien ist bis jetzt eine Möbel- und Innenausstattungsgilde in Manchester gegründet worden, die in engem Einvernehmen mit den Baugilden arbeitet. Auch in der Landwirtschaft zeigen sich gildensozialistische Bestrebungen. Ob das Beispiel der Baugilden auf weitere Gewerbe übergreifen und ob es ihnen gelingen wird, nach und nach die ganze Bauindustrie unter ihre Kontrolle zu bringen, entzieht sich natürlich dem heutigen Urteil. Sicher ist aber so viel, daß dieses Experiment sich als lebensfähig erwiesen hat.

Moderne Atomistik

Von M. Schoen (Leipzig)

(Schluß)

II

Aus den Darlegungen im vorigen Artikel dürfte jeder zu der Frage angeregt werden, welche Beziehungen denn zwischen dem Atomismus der Materie und der Elektrizität bestehen? Die Antwort darauf geben die eigentümlichen Erscheinungen, die man unter dem Namen »Radioaktivität« zusammenfaßt. Es ist in weiten Kreisen bekannt, daß es Körper gibt, die ohne jede Einwirkung von außen ständig Strahlen aussenden. Die Beobachtungen, die man an diesen ständig strahlenden Körpern gemacht hat, haben dazu geführt, sich eine besondere Ansicht über den Bau der materiellen Atome zu bilden.

Man hatte gefunden, daß die radioaktiven Substanzen — wie man diese ständigen Strahlen wohl auch nennt — dreierlei Arten von Strahlen aussenden, von denen die eine Art durch negativ elektrische Teilchen dargestellt wird, während eine zweite Art sich aus positiv geladenen Teilchen zusammensetzt. Diese letzteren nun hat man durch sehr sinnreiche Methoden näher untersuchen und sogar zählen können, und gerade die Möglichkeit solcher Auszählungen bestätigt »die atomistischen Anschauungen auf das schlagendste«. Auf Grund derartiger Untersuchungen hat es sich herausgestellt, daß die positiven Teilchen dieselbe Masse besitzen wie die Atome des zweitleichtesten aller chemischen Elemente, des sogenannten Edelgases Helium.

Unter Berücksichtigung dieser und anderer, hier nicht näher zu erörternden Erscheinungen haben die englischen Forscher Rutherford und Soddy ihre berühmte Atomzerfallstheorie aufgestellt. Danach bestehen die materiellen Atome aus positiv und negativ elektrischen Teilchen in ganz bestimmter Anordnung. Da zwischen diesen starke Kräfte wirken, so besitzen die Atome große innere Arbeitsvorräte, die bei Gleichgewichtstörungen sich nach außen bemerkbar machen. Die Umgruppierung der elektrischen Teilchen veranlaßt die Aussendung von Strahlen, wobei die Atome ihren Charakter ändern und in solche von niederem Atomgewicht »zerfallen«.

Die Atomzerfallstheorie ist heute so vielfach bestätigt und durch neuere Erkenntnisse weiter ausgebaut worden, daß an ihrer Richtigkeit kaum ein Fachmann zweifelt. Des weiteren haben uns die wunderbaren Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Röntgenstrahlenforschung des letzten Jahrzehnts noch solche Einblicke in den Atombau gewährt, daß wir die klarsten Vorstellungen über die Zusammenhänge zwischen materiellen Atomen und den elektrisch geladenen Teilchen erhalten haben. Die Atome sind nichts weniger als die letzten unteilbaren Bestandteile der Materie, vielmehr mehr oder minder komplizierte Sonnensysteme, die aus (im wesentlichen positiven) Kernen bestehen, um die die negativen Elektronen in größerer oder geringerer Zahl kreisen. Jedem Element kommt eine bestimmte »Kernladungszahl« zu, und es gibt insgesamt 92 verschiedene Arten von Atomen, die durch die Art und Zahl der sie aufbauenden elektrischen Teilchen in ihrer Natur bestimmt werden.

Oben sahen wir schon, daß ein Wasserstoffmolekül die Masse $3{,}2 \cdot 10^{-24}$ Gramm hat. Da ein Wasserstoffatom demnach $1{,}6 \cdot 10^{-24}$ Gramm aufweist und somit äußerst klein ist, so stellt sich der Mechanismus der kreisenden

Elektronen um den Atomkern als ein im wahrsten Sinne des Wortes »Wunderwerk der Natur« dar. Man hat den Halbmesser des Wasserstoffatoms zu etwa einem Hundertmillionstel eines Zentimeters bestimmt. Will man das Größenverhältnis zwischen dem Atom, seinem Kern und dem negativen Elektron bildlich darstellen, so kann man (nach Graetz: »Die Atomtheorie in ihrer neuesten Entwicklung«, Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart) sagen, daß, wenn man dem Atom die Größe der Erdkugel gibt, der Kern die Größe eines Kinderballs und das Elektron die einer großen Kirche zu erhalten haben.

Die eigenartige Verknüpfung zwischen dem, was man landläufigerweise die »Materie« nennt, und der Elektrizität hat zu einer Revision des Stoffbegriffs geführt und neue Erkenntnisse geliefert. »Der Begriff der Materie existiert für die moderne Physik nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung. Bis vor kurzem hatte noch die Physik der massigen Materie die Elektrizität gegenübergestellt, in der sie nichts weiter als einen Zustand der massigen Materie erblickte. Die neueren Forschungen haben gezeigt, daß die Massigkeit nur ein Schein, überhaupt nur eine Folge des elektrischen Zustandes ist. In dem modernen System der Physik steht die Elektrizität nicht mehr an der Seite der Materie; sie ist an deren Stelle gerückt.« (Haas, a. a. O., S. 55.) Erschien so zuerst die atomistische Auffassung der Elektrizität als eine Übertragung bestimmter Ideengänge aus der »Physik der Materie« auf die Elektrizität, so möchte man heute das Vorhandensein der materiellen Atome als notwendige Folge der atomistischen Struktur der Elektrizität ansehen.

Aber die atomistische Betrachtungsweise hat sich noch auf einem dritten Gebiet als äußerst fruchtbar erwiesen. Nicht nur die Materie und Elektrizität, sondern auch die Energie hat eine »atomistische Struktur«. Das mag uns heute, wo uns der Satz der Relativitätstheorie, daß alle Masse in der Energie ihren Ursprung habe, gewissermaßen aufgespeicherte Energie sei, geläufig ist, nicht mehr so wunderbar erscheinen. Als aber Max Planck, einer unserer gegenwärtigen physikalischen Führer und Bahnbrecher, zu Beginn unseres Jahrhunderts die Quantentheorie, wie die Lehre von den Energieelementen genannt wird, auszubauen begann, da erschien sie als revolutionär im höchsten Grade. Wie denn? War es nicht revolutionär, mit der alten Anschauung, daß »die Natur keine Sprünge mache«, zu brechen und zu behaupten, daß die physikalischen Vorgänge sich sozusagen unstetig abspielen, »daß sich die Wirkung physikalischer Vorgänge aus elementaren Wirkungsquanten zusammensetzt«? (Haas, a. a. O., S. 70.) Ursprünglich zur Erklärung eigenartiger Gesetzmäßigkeiten bei Erscheinungen der sogenannten Wärmestrahlung aufgestellt, eroberte sich die Quantentheorie bald verschiedene andere Gebiete. Forscher von der Bedeutung Einsteins und anderer erkannten in der Planckschen Lehre ein fruchtbares Forschungsprinzip. »Die Quantenhypothese«, sagt Planck selbst, hat »zu der Vorstellung geführt, daß es Veränderungen in der Natur gibt, die nicht stetig, sondern explosionsartig verlaufen.« (M. Planck, Physikalische Rundblicke, Verlag von S. Hirzel in Leipzig.) »Und wenn auch die Natur der dynamischen Quanten einstweilen noch ziemlich rätselhaft bleibt, so wird es doch durch die heute vorliegenden Tatsachen schwer gemacht, an ihrer Existenz, sei es in welcher Form immer, zu zweifeln.« (Planck, a. a. O., S. 77.) Der letztere Satz wurde ausgesprochen

in einer Rektoratsrede M. Plancks im Jahre 1913. In demselben Jahre trat der dänische Physiker Bohr mit seiner neuartigen Lehre vom Atombau auf, in der die Quantentheorie den großartigsten Erfolg feierte. Gerade hier zeigte sich aufs schlagendste, daß es nichtstetige Naturvorgänge gibt. Optische Erscheinungen, die viele Jahrzehnte hindurch rätselhaft blieben, fanden durch die quantenhafte Behandlung des »Atommodells« ihre Lösung, und heute kann man wohl sagen, daß die atomistische Betrachtung der Energie zu den gesicherten Ergebnissen der physikalischen Wissenschaft gehört.

So sehen wir denn, daß die Atomistik die gesamte exakte Naturwissenschaft erobert hat. Sie ist heute keine Hypothese mehr, sondern eine Realität im eigensten Sinne des Wortes. Sie wird je länger je mehr zur Grundlage jeder physikalischen und chemischen Lehre, und wer sich eine Weltanschauung bilden oder sich nur ein »Weltbild« konstruieren will, der wird sich mit ihr auseinandersetzen müssen.

* * *

Sehr erfreulich ist, daß in der letzten Zeit Bücher erschienen sind, deren Bestreben dahin gerichtet ist, die Entwicklung und den Zustand der modernen Physik allgemeinverständlich zu schildern. Einige dieser Werke seien hier genannt und empfohlen. Zunächst die fünf Vorträge, die Professor Artur Haas unter dem Titel »Das Naturbild der neuen Physik«, Berlin und Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 114 Seiten, Preis broschiert M. 19.50, im Druck hat erscheinen lassen. Haas besitzt im höchsten Grade die Fähigkeit, selbst schwierigere physikalische Kapitel anschaulich darzustellen. Die fünf Vorträge, die »die elektromagnetische Theorie des Lichtes«, »die Molekularstatistik«, »die Elektronentheorie«, »die Relativitätstheorie« und »die Quantentheorie« schildern, zeichnen sich sowohl durch die Klarheit der Darstellung wie durch die Schönheit des Stiles aus. Es ist geradezu ein Genuß, das Buch zu lesen, und auch der weniger Eingeweihte wird es mit größtem Nutzen studieren. Wer durch solche Werke für die Schönheiten der Physik nicht begeistert wird, der ist für die exakten Naturwissenschaften überhaupt nicht zu haben.

Ein Werk, das gleichfalls mancherlei Probleme der modernen Physik behandelt, ist Harry Schmidts »Weltäther, Elektrizität, Materie«, Hamburg, Paul Hartungs Verlag, 124 Seiten, Preis gebunden 18 Mark. H. Schmidt ist den Lesern der Neuen Zeit nicht unbekannt, da er hier schon als Verfasser einer lesenswerten Einführung in die Einsteinsche Relativitätstheorie genannt und empfohlen worden ist. Im vorliegenden Falle berührt er unter dem Titel »Der Michelsonsche Versuch« wieder das Thema der Relativitätstheorie. Andere Kapitel behandeln die Frage nach den »Elektrizitätsatomen«, die »moderne Blitzforschung«, die »Verflüssigung der Gase«, das Thema der »flüssigen Kristalle« und anderes mehr. Als besonders gelungen und verdienstlich erscheint mir das Kapitel »Neues vom Lichtdruck«, wo die experimentellen Arbeiten des Wiener Physikers Ehrenhaft eingehend und anschaulich dargestellt werden, wie denn überhaupt H. Schmidt in diesem Buche mehr die experimentellen Tatsachen zu Worte kommen, den Laien einen Blick in die physikalische Werkstatt tun läßt, was sicherlich sehr verdienstlich ist. Das Werk empfiehlt sich besonders durch die vielen instruktiven Bilder, die den verschiedenen einschlägigen Originalarbeiten entnommen worden sind und sonst einzeln zusammengesucht werden müssen.

Ein prachtvolles Sammelwerk stellen die »Physikalischen Rundblicke«, Gesammelte Reden und Aufsätze von Max Planck, dar, Leipzig 1922, Verlag von S. Hirzel, 168 Seiten, Preis broschiert 26 Mark. Hier spricht einer der ganz Großen im Reiche der Physik zu uns in einer Sprache, die, wenn auch vielleicht nicht von allen gleich leicht, doch aber von sehr vielen verstanden werden dürfte. Der Schreiber dieses, dem eine Anzahl der darin enthaltenen Aufsätze schon von früher her be-

kannt war, hat nichtsdestoweniger das Werk nicht eher aus der Hand gelegt, bis er es von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte. Es ist ein eigenartiger Reiz, einen Mann reden zu hören, der selbst an einem Teil der behandelten Probleme schaffend mitgewirkt, die moderne Physik mitbegründet hat. Und wie seinerzeit Helmholtz in seinen Reden Stellung zu den physikalischen Problemen, die seine Zeit bewegten, nahm, so tut es hier ein nicht minder Großer. Es würde zu weit führen, die einzelnen in der Sammlung behandelten Themen ausführlich darzulegen. Wer wirklich in die Probleme der heutigen Physik eingeführt sein will, der lese das Werk von Planck. Er wird es nicht bereuen.

Zum Schlusse mag noch ein früher erschienenes Werk, »Die Atomtheorie in ihrer neuesten Entwicklung«, Sechs Vorträge von Dr. Leo Graetz, 2. Auflage, Stuttgart 1920, Verlag von J. Engelhorns Nachfolger, 92 Seiten mit 30 Abbildungen, genannt werden, das als eine der ersten zusammenfassenden Darstellungen der modernen Atomtheorie auf dem Büchermarkt herauskam. Professor Graetz besitzt, wie auch aus verschiedenen seiner anderen Werke hervorgeht, im höchsten Grade die Gabe populärer Schilderung, die sich auch im vorliegenden Falle nicht verleugnet. Wer ein zusammenhängendes Bild über die moderne Atomtheorie haben will, der greife getrost zu dem Werke von Graetz. Ist es doch sogar in verschiedenen Schulen zur Unterlage des Unterrichts in der Atomistik gemacht worden.

Für diejenigen endlich, die sich über das Problem der »Radioaktivität« speziell unterrichten wollen, ist in der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« das Buch Nr. 405 »Das Radium und die Radioaktivität« von M. Centnerszwer, Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner, Preis 15 Mark, in zweiter Auflage erschienen. Das Buch ist recht instruktiv.

Teuerungsziffern

Von Dr. **Theodor Cassau**

Lohnforderung und Lohnbemessung erfolgten in Deutschland vor dem Krieg auf Grund der Konjunktur, nicht auf Grund der Bewegung der Haushaltskosten. Teuerungsziffern wurden daher nur als Illustrationszahlen für die Agitation, die Begründung oder Ablehnung von Forderungen benötigt, nicht als Maßstab für die Lohnbemessung. Daher fanden die von Jastrow begründeten, von Calwer fortgeführten Ernährungsziffern bei den Politikern (Zollpolitik, Teuerungsdebatten) fast mehr Beachtung als bei den Gewerkschaftsführern.

Mit der Geldentwertung und dem Erstarken der gewerkschaftlichen Organisation brach eine Hochflut von Lohnbewegungen über uns herein, die vielfach den Gedanken auslöste, es müßte an die Stelle des Handelns und der Kräfteerprobung durch den Streik eine ökonomischere und einfachere Art der Lohnfestsetzung treten. Schon während der letzten Zeit des Krieges hatte der Gedanke, Löhne nach Indexziffern zu bemessen, an Bedeutung gewonnen, und unter dem Einfluß der Lohnbewegungen der ersten Zeit der Revolution gewann er weiter an Kraft. In dem Maße, wie sich die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft vom Export einstellte, wurde das Bedürfnis nach Indexziffern der Lebenshaltungskosten für die Lohnverhandlungen der gewerblichen Arbeiterschaft geringer. Für die Gehalts- und Lohnbemessung derer, die im öffentlichen Dienste stehen, waren jedoch Teuerungsziffern, die sowohl das Steigen und Fallen der Lebenshaltungskosten als die örtlichen Unterschiede maßen, nötig. So entstand um die Wende 1919/20 die amtliche Statistik der Teuerungsziffern. Sie stellt für rund 600 Gemeinden die Kosten einer Normalration fest und gibt monatlich auf Grund der Ergebnisse von ursprünglich 39 verschiedenen Städten, die ein Statistisches Amt besitzen (später 47, jetzt 71 Gemeinden), einen Reichsindex der Verteuerung der Lebenshaltung. Dieses Zahlenmaterial spielt für die Lohn- und Gehaltsbewegung der im öffentlichen Dienste Stehenden eine große Rolle und wird

darüber hinaus vielfach in Lohnverhandlungen von den unparteiischen Vorsitzenden herangezogen, die in der Benutzung der amtlichen Teuerungsziffer den für sie einfachsten Ausweg aus den Schwierigkeiten sehen. Die Organisationsvertreter sind in beiden Lagern mit den Ziffern weniger zufrieden. Zahlreiche lokale Versuche, eigene Teuerungsziffern aufzubauen, wurden unternommen, nicht immer auf Grund klarer Kenntnis von Methode und Möglichkeiten. Das Mißtrauen gegenüber der amtlichen Teuerungsstatistik, die Vergeudung von Kraft und Zeit durch unzulängliche Versuche auf der einen Seite, die Autorität der amtlichen Ziffern bei den Beamten auf der anderen Seite zwingen, über die Teuerungsziffern Klarheit zu schaffen.

Der Stand der Teuerungsstatistik ist heute folgender: Die am meisten beachteten Erhebungen werden vom Statistischen Reichsamt, von Calwer, vom Statistischen Amt Schöneberg (Kuczynski) und vom Statistischen Amt der Stadt Berlin (Silbergleit) veranstaltet.

Calwer und das Reich stellen die Kosten einer Normalration, die stets dieselbe bleibt, in einer Anzahl von Städten fest. Kuczynski und Silbergleit legen in jedem Monat eine andere, den Preisen der einzelnen Waren angepaßte Ration zugrunde, die eine tägliche Ernährung des Mannes mit 3000 Kalorien (Frau und Kind entsprechend weniger) unter zweckmäßiger Mischung von Eiweiß, Fett, Kohlehydrate sichern soll, aber der Teuerung durch eine Auswahl billiger Nahrungsmittel auszuweichen sucht.

Das Reich legt folgende Normalration einer fünfköpfigen Familie (zwei Erwachsene und drei Kinder von zwölf, sieben und anderthalb Jahren) im Monat zugrunde:

47000	Gramm	Roggenbrot,	1500	Gramm	Salzheringe,
15000	-	Nährmittel,[1]	4000	-	Brotaufstrich,
70000	-	Kartoffeln,	8000	-	Mus- und Kochäpfel,
30000	-	Gemüse,	3500	-	Zucker,
3000	-	Fleisch,	10	Stück	Eier,
1500	-	Speck,	28	Liter	Vollmilch.
4000	-	Fett,			

Das bedeutet eine Wochenration für diese fünfköpfige Familie von:

11750	Gramm	Roggenbrot,	375	Gramm	Salzheringe,
3750	-	Nährmittel,	1000	-	Brotaufstrich,
17500	-	Kartoffeln,	2000	-	Mus- und Kochäpfel,
7500	-	Gemüse,	875	-	Zucker,
750	-	Fleisch,	3	Stück	Eier,
375	-	Speck,	7	Liter	Vollmilch.
1000	-	Fett,			

Es setzt außer diesen Ernährungskosten die Kosten für Heizung, Beleuchtung und Wohnung ein. Die Indexziffer gibt die Verteuerung gegenüber dem Stand von 1913/14.

Calwer geht von der dreifachen Friedensration des Marinesoldaten als Verbrauch einer vierköpfigen Familie (Ehepaar und zwei Kinder) aus. Die Wochenration des Marinesoldaten sieht folgendermaßen aus:

800	Gramm	Rindfleisch,	3000	Gramm	Kartoffeln,
750	-	Schweinefleisch,	340	-	Zucker,
800	-	Hammelfleisch,	0,11	Liter	Essig,
150	-	Reis,	5250	Gramm	Brot,
300	-	Bohnen,	455	-	Butter,
300	-	Erbsen,	106	-	Salz,
500	-	Weizenmehl,	105	-	Kaffee,
200	-	Backpflaumen,	21	-	Tee.

[1] Mehl, Teigwaren, Haferflocken, Graupen, Hülsenfrüchte, Reis.

Für die vierköpfige Familie ergibt sich demnach folgender Wochenverbrauch:

2400	Gramm	Rindfleisch,	9000	Gramm	Kartoffeln,
2250	-	Schweinefleisch,	1020	-	Zucker,
2400	-	Hammelfleisch,	0,33	Liter	Essig,
450	-	Reis,	15750	Gramm	Brot,
900	-	Bohnen,	1365	-	Butter,
900	-	Erbsen,	318	-	Salz,
1500	-	Weizenmehl,	315	-	Kaffee,
600	-	Backpflaumen,	63	-	Tee.

Seit Mai 1921 gibt er daneben die Kosten einer kleinen Ration, die für eine vierköpfige Familie pro Woche beträgt:

1000	Gramm	Schweinefleisch,	300	Gramm	Mehl,
500	-	Schmalz,	7500	-	Brot,
300	-	Reis,	25000	-	Kartoffeln.

Die von Calwer herausgegebenen monatlichen Übersichten über Lebensmittelpreise enthalten für rund 200 Städte die Kosten beider Rationen in Mark sowie den Reichsdurchschnitt beider Rationen.

Kuczynski und Silbergleit geben die Kosten ihrer wechselnden Ration für einen Unverheirateten, für ein Ehepaar ohne Kinder und für ein Ehepaar mit einem Kind in Mark an. Kuczynski hat auch die Kosten des Existenzminimums für die Friedenszeit berechnet, so daß hier ein Vergleich mit den Friedensziffern möglich ist. Silbergleit hat davon Abstand genommen. Während er ausschließlich den Ernährungsbedarf feststellt, gibt Kuczynski getrennt Ernährung, Heizung, Beleuchtung, Wohnung, Kleidung und sonstiges an und kommt so zu einem Existenzminimum. Diese vier Erhebungen liefern somit folgende Ziffern:

1. Verteuerung der Ernährung. Statistisches Reichsamt: Seit einigen Monaten liefert es Durchschnittsziffern für das Reich (nicht die Ziffer für die einzelnen Städte).

Calwer gibt für eine große und kleine Ration die Kosten in den einzelnen Städten und im Reichsdurchschnitt an.

Silbergleit und Kuczynski geben für einen Mann, für Mann und Frau und für ein Ehepaar mit einem beziehungsweise zwei Kindern die Berliner Teuerung an. (Außer Silbergleit geben die Erhebungen auch die Verteuerung gegen den Frieden an.)

2. Verteuerung der Gesamtlebenshaltung. Diese gibt nur Kuczynski.

3. Das Reich gibt eine Gesamtteuerungsziffer für die 71 Städte,[2] die die Kosten der Ernährung, Heizung, Beleuchtung und Wohnung, aber nicht der Kleidung enthält und daher zu niedrig ist. Die wirkliche Verteuerung der Lebenshaltung wird bei der amtlichen Statistik eher durch den Ernährungsindex repräsentiert. Die Einzelangaben des Reiches für die Städte sind also nur als Meßziffern der örtlichen Unterschiede nicht als absolute Ziffern zu gebrauchen.

4. Silbergleit und Kuczynski geben beide ein Ernährungsminimum, Kuczynski daneben ein Existenzminimum an, das heißt sie berechnen die Kosten einer Ernährung, die für gewisse Arbeiterkategorien zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit ausreicht. Damit ist nicht gesagt, daß jeder Arbeiter davon leben kann, und es sind die Lebensgewohnheiten (Fleischgenuß usw.) völlig außer acht gelassen. Man kann daher diese Minimalzahlen nur sehr vorsichtig als solche benutzen. Auf keinen Fall kann man auf diesen absoluten Zahlen Löhne basieren, ebensowenig übrigens auf den absoluten Ziffern der Rationskosten in Mark, die das Statistische Reichsamt veröffentlicht.

[2] Die Erhebung über die 600 Städte und Gemeinden wird sehr verspätet veröffentlicht und ist nur für das Ortsklassenverzeichnis der Beamtenbesoldung von Bedeutung.

Daraus ergibt sich für unsere Untersuchung, daß das vorhandene Material im wesentlichen nur zur Beurteilung zeitlicher und örtlicher Verschiedenheiten der Lebenshaltungskosten zu verwerten ist. Der Gewerkschaftsbeamte wird für die Beurteilung der Lohnentwicklung wohl hie und da Vergleiche mit einzelnen Monaten oder dem Durchschnitt mehrerer Monate der letzten Jahre ziehen; die große Masse der Arbeiterschaft will jedoch vor allem zwei Dinge wissen: das Existenzminimum und die Verteuerung gegenüber dem Frieden, dessen Lohn- und Preisverhältnisse allen gegenwärtig sind. Ein allgemeingültiges Existenzminimum ist aber nicht objektiv festzustellen. So bleibt zu prüfen, wieweit die Statistik die Verteuerung der Lebenshaltung gegenüber dem Frieden zuverlässig aufzeigt. Um diese Frage zu beantworten, muß man auf die Methoden eingehen. Kuczynski und Silbergleit mit der wechselnden Ration müssen, da sie der Teuerung ausweichen, Indexziffern liefern, die hinter der allgemeinen spürbaren Teuerung zurückbleiben. Brauchbare[3] Indexziffern kann nur das Arbeiten mit einer festen Ration geben, damit ändert sich die Fragestellung. Zu prüfen bleibt aber die Zweckmäßigkeit der Rationsberechnung. Was ist diese? Ein Hilfsmittel, um gewogene Durchschnittszahlen der Kleinhandelspreisbewegung zu erhalten. Da die Preissteigerung der Artikel ungleich ist, wird jeder in dem Maße herangezogen, wie er die Haushaltskosten beeinflußt. Es kommt also nicht darauf an, daß möglichst viel Kleinkram in der Aufstellung enthalten ist, der die Bearbeitung erschwert, sondern daß die Ration den Gesamtverbrauch richtig repräsentiert, daß nicht, wie in Calwers großer Ration, das Fleisch oder in seiner kleinen Ration die Kartoffeln die Gesamtentwicklung zu stark beeinflussen. Die Kritik der Rationsfestsetzung muß daher davon ausgehen, wieweit eine andere Zusammensetzung der Ration das Ergebnis beeinflussen würde. Man muß hier vorsichtig sein, denn häufig ändert sich das Resultat durch solche Änderungen nur wenig. Beispielsweise ist die Fleischration des Reiches sehr klein, ihre Erhöhung würde aber, solange der Fleischpreis unter der Durchschnittsverteuerung stand, den Index nicht erhöht haben. Ein Vergleich der Ergebnisse Calwers mit der Reichserhebung zeigt, daß Calwer, obgleich er von der reichlichen Friedensration ausgeht, auch keine anderen Resultate erhält als das Reich, das von der heutigen bescheideneren Ration zurückrechnet. Damit ist nicht gesagt, daß der Vorwurf gegen die Reichsstatistik, sie zeige infolge ihrer den heutigen Verhältnissen entsprechend bescheidenen Ration die Verteuerung gegen den Frieden zu gering an, unberechtigt ist. Vergleichende Berechnungen wären hier nötig.

Auf der anderen Seite muß die Kritik sich mehr als bisher in den Geist der angewandten Methode hineinfinden. Wir brauchen Kritik der Reichserhebung und ihrer Ration aus der Praxis heraus, wir brauchen Probeberechnungen für das Abweichen, um das Mißtrauen zu überwinden; aber diese Kritik muß basieren auf Kenntnis der Methode, darf beispielsweise nicht tadeln, daß das Salz fehlt, dessen Verteuerung weit unter dem Durchschnitt steht, oder sie darf nicht dem Reich die von Kuczinski angewandte Methode zum Vorwurf machen. Diese Kritik muß erleichtert werden durch häufigere Mitteilung der zugrunde liegenden Ration unter Angabe der Preise. Entweder müßte das Reich die Berliner Ration mit Preisen und prozentualer Zusammensetzung der Rationskosten alle Monate mit veröffentlichen (hier wäre ein bequemer Vergleich mit den beiden Berliner Berechnungen möglich), oder das Statistische Reichsamt müßte, wie von anderer Seite vorgeschlagen wurde, die dem Reichsindex entsprechende Durchschnittsration veröffentlichen.

Daneben wäre es wünschenswert, wenn die 71 Gemeinden allmonatlich ihre Ration mit Preisen und Verteuerungsziffern in der Tagespresse mitteilten. Die Preise werden bereits unter Mitwirkung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern festgesetzt. Was liegt näher, als das ganze Material der öffentlichen Kontrolle zu unterbreiten? Wenn die Rationsberechnung des Statistischen Reichsamts für ab-

[3] Damit soll die Notwendigkeit und Nützlichkeit ihrer Ergänzung durch Arbeiten, die wechselnde Rationen zugrunde legen, nicht geleugnet werden.

fehbare Zeit nicht verbesserungsbedürftig ist, was mir zweifelhaft scheint, so wäre eine solche Veröffentlichung doch zu wünschen, um das Vertrauen zu gewinnen. Mit Zahlen, deren Entstehung die Massen nicht kennen, kann man heute keinen Einfluß auf sie ausüben. Diese Veröffentlichung hätte andererseits den Vorteil, daß die unorientierte Kritik aufhörte, die nur verwirrt und nichts nutzt.

Zur Klarstellung der Fragen brauchen wir weiter dringend eine neue Erhebung der Haushaltskosten. Die Erhebungen von 1907 sind heute völlig veraltet. Die Indexzahlen lassen sich mit ihrer Hilfe nicht beurteilen. Zur endgültigen Schaffung einer Indexmethode, die allgemeines Vertrauen genießt, brauchen wir jedoch zuverlässiges Material über die heutige Gestaltung des Haushalts.

Schließlich ist zu wünschen, daß sich das Statistische Reichsamt mit den anderen Erhebungen und ihren Ergebnissen insbesondere mit Versuchen von Gewerkschafts- und Arbeitgeberorganisationen auseinandersetzt. Das Amt ist freilich mit dem unseligen Ortsklassenverzeichnis stark belastet und fürchtet wohl die Uferlosigkeit der Polemik. Das darf jedoch notwendige Arbeiten nicht hindern, und diese Auseinandersetzung mit den Privaterhebungen ist nötig, wenn die Erhebung wirken soll.

Neben diesem Ausbau des Ernährungsindex muß der Bekleidungsindex neu geschaffen werden, da der jetzige Gesamtindex des Reichsamts ein völlig falsches Bild bietet. Dem Vernehmen nach steht die Einbeziehung der Kleidung in die Reichserhebung bevor.

Zusammenfassend wird man sagen können, die Feststellung eines Lebenshaltungsindex erfolgt zweckmäßig mittels einer festen Normalration, wie es die Reichsstatistik durchführt. Ob die Monatsration zweckmäßig gewählt ist, bedarf des Beweises durch Haushaltsrechnungen und Berechnungen von Abweichungen. Alle Kritik baut am besten auf der Reichsstatistik auf. Bis die Bekleidung einwandfrei von der Reichsstatistik miterfaßt wird, muß der Ernährungs-, nicht der Gesamtindex des Reiches als die Zahl gelten, die am besten die wirkliche Teuerung repräsentiert.

Literarische Rundschau

Julian Borchardt, **Deutsche Wirtschaftsgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart.** Erster Band: Bis zum Ende der Hohenstaufen. Berlin 1922, Verlag der »Viva« (Vereinigung internationaler Verlagsanstalten G.m.b.H.). 196 Seiten. Preis geheftet 18 Mark, gebunden 25 Mark.

Der Zweck dieses von der »Viva« mit Fanfarengeschmetter angekündigten Buches ist, wie der Verfasser an der Spitze seiner Einleitung versichert, eine Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung, deren wesentlichster Teil nach seiner Ansicht lediglich in der Lehre besteht: »Die Änderung der Wirtschaftslage beeinflußt den sozialen Zustand.«

In Wirklichkeit ist die Berufung Borchardts auf die materialistische Geschichtsauffassung völlig unbegründet, falls nicht in dem bloßen Hinweis auf einzelne Wirtschaftstatsachen oder in der Versicherung, es sei irgendwo ein wirtschaftlicher Untergrund vorhanden, schon eine Anwendung der sich aus der materialistischen Geschichtsauffassung ergebenden kausalen Betrachtungsmethode zu erblicken ist. Genügen schon bloße gelegentliche Hinweise auf wirtschaftliche Vorgänge dazu, den Inhalt einer Schrift als »geschichtsmaterialistisch« zu charakterisieren, dann haben unzweifelhaft die drei Hauptwerke, aus denen Julian Borchardt den ersten Band seiner »Deutschen Wirtschaftsgeschichte« flüchtig zusammengeschrieben hat, nämlich Karl Lamprechts »Deutsche Geschichte«, Inama-Sterneggs »Deutsche Wirtschaftsgeschichte« und Georg Steinhausens »Geschichte der deutschen Kultur«, weit mehr Anspruch auf die Bezeichnung einer geschichtsmaterialistischen Darstellung als Borchardts oberflächliches Opus. Seine Berufung auf die Marxsche Geschichtstheorie ist lediglich ein Reklamemittel.

Der Herr Verfasser hat sich seine Wirtschaftsgeschichte allzu leicht gemacht. Irgendwelche gründliche wirtschaftsgeschichtliche und ethnologisch-soziologische Vorstudien zu machen, hat er allem Anschein nach für völlig überflüssig gehalten; er hat sich einfach einige bekannte Werke über die Entwicklung des deutschen Volkes vorgenommen, sich daraus eine Anzahl Zitate und Angaben herausgeschrieben und diese dann nach seinem Gutdünken zusammengestellt und mit einem verbindenden Text versehen. Eine recht bequeme Büchermacherei!

Zum Beweis dafür, wie Herr Borchardt Wirtschaftsgeschichte schreibt, nur einige Proben aus den ersten Kapiteln seines Buches. Im ersten Kapitel erzählt er, wie die Germanen in die deutschen Urwälder eindrangen, führt dann einige Zitate aus Cäsar, Plinius und Tacitus über die Ausdehnung dieser Urwälder an und versichert, wieder unter Anführung einiger Zitate, daß infolge der ungeheuren Waldmasse das Klima Deutschlands ungünstiger als heute gewesen sei und daher »die wirtschaftliche Tätigkeit der Germanen stark beeinflußt haben« müsse. Damit ist das erste Kapitel fertig. Davon, welcher Art dieser wirtschaftliche Einfluß war, erfahren wir nichts, und ebensowenig hat Borchardt für angebracht gehalten, irgend etwas über die Wirtschaftsweise der eindringenden Germanen zu sagen.

Das zweite Kapitel beginnt mit der Versicherung, daß ungefähr 100 Jahre vor Christus die Germanen noch keine einheitliche Nation gewesen seien und deshalb auch noch kein Nationalgefühl gehabt haben könnten. Noch hätte die Bevölkerung Deutschlands sich aus feindlichen Stämmen zusammengesetzt. Immerhin hätten diese Stämme schon einige Kultur gehabt. Sie hätten schon Bronze und Eisen gekannt, auch Viehzucht und etwas Ackerbau getrieben, wenn auch erst »in den allerschüchternsten Anfängen«.

Damit ist Herr Borchardt wiederum fertig. Weder hören wir etwas Näheres über die Art der Viehzüchterei bei den alten Germanen, noch über ihren Feldbau, noch über ihre Jagd, ihre Siedlungsweise, ihre Dorfanlagen, ihre Stammes- und Geschlechterverfassung. Wohl weist er auf Cäsars und Tacitus' bekannte Äußerungen über den damaligen Feldbau der Germanen hin, findet aber nicht nötig, über diese kurzen Angaben hinauszugehen, da nach seiner Behauptung die Verhältnisse ja doch »sehr dunkel sind«.

Im dritten Kapitel will er die »soziale Gliederung« der Germanen schildern, bleibt aber, da er keinerlei ethnologische Kenntnisse besitzt, sofort in der Streitfrage stecken, ob die Hundertschaft mit der Sippe identisch gewesen sei — eine Kontroverse, die mit dem Ergebnis endet: »Wir wissen es nicht.« Dann wird noch etwas Selbstverständliches über den Titel »Fürst« und dessen Bedeutung gesagt und über die alte Volksgemeinde unter Einfügung verschiedener Zitate aus Lamprecht und Steinhausen hin und her geredet. Damit ist glücklich auch das dritte Kapitel zu Ende.

So ergibt sich denn als kuriose Tatsache, daß wir aus Borchardts deutscher Wirtschaftsgeschichte nichts, g a r n i c h t s über die Ansiedlungsweise, die Agrarverfassung, die Technik, die Stammes-, Geschlechter- und Familiengliederung, die Markgenossenschaften usw. der alten Germanen erfahren — und eine solche nichtssagende Zusammenstoppelung von Lesefrüchten erhebt den Anspruch, eine Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Wirtschaftsgeschichte zu sein!

Es ist geradezu eine Verhöhnung des Marxschen Genius und eine Mißachtung der Arbeiterschaft, ihr dieses Elaborat als Blüte der Marxschen Geschichtsbetrachtung anzupreisen.

H e i n r i c h C u n o w

M. P h i l i p s P r i c e, **Die russische Revolution.** E r i n n e r u n g e n a u s d e n J a h r e n 1917 b i s 1919. Hamburg 1921, Verlagsbuchhandlung Karl Hoym Nachfolger Louis Cahnbley. 495 Seiten.

In einem umfangreichen Buche gibt der Verfasser, der ehemalige Korrespondent des »Manchester Guardian«, aus eigener Anschauung heraus eine eingehende Schil-

derung der Umwälzung in Rußland, wobei er besonders die ersten Anfänge dieser revolutionären Bewegung berücksichtigt und seine persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, die er in Tagebuchblättern niedergelegt hat, zu Worte kommen läßt. Er befand sich beim Ausbruch der Revolution des Jahres 1917 im Kaukasus und eilte nach Moskau, um sie an der Quelle zu studieren. Ausführlich schildert er die Vorgänge in Moskau, Kronstadt und Petersburg, den ersten Rätekongreß, den Sturz der bürgerlichen Koalition und das Aufkommen des Bolschewismus, die erste und zweite Agrarrevolution, den Sieg der Bolschewisten über die Menschewisten und Sozialrevolutionäre sowie schließlich den Sieg des Sowjetgedankens. Die Darstellung ist sehr persönlich und lebhaft gehalten und liest sich sehr gut, zumal auch die Übersetzung von Dr. Lilli Keith allen billigen Anforderungen entspricht. Gleich fern von Kleinigkeitskrämereien wie von Weitschweifigkeiten läßt sie die Ereignisse jener bewegten Tage in interessanten Bildern vor dem Auge des Lesers vorüberziehen.

Wie weit der Verfasser als unparteiischer Augenzeuge und Schilderer anzusehen ist, ist im gegenwärtigen Augenblick schwer zu sagen. Er selbst gibt zu, daß er den Ereignissen noch viel zu nahe stehe, um sich objektiv einstellen zu können. Er denkt, nach den Worten seines Vorworts, auch gar nicht daran, sich deswegen zu entschuldigen, wenn er in seinem Buche mit aller Kraft, die ihm zur Verfügung steht, für die große russische Revolution und die Partei, mit der sie ein für allemal unzertrennlich verbunden ist, eine Lanze breche. Er schreibt, wie er erklärt, unter der Einwirkung einer Reaktionsstimmung gegen die Lügenflut, die von den herrschenden Klassen Europas gegen die Führer der russischen Revolution entfesselt worden ist, er erwartet nicht, daß sich sein Buch Freunde erwerben wird in den Kreisen, die Rußland seit Jahren hindurch blockieren, noch daß es Begeisterung erwecken wird unter den Nutznießern des Zarentums und dessen »intellektuellen Lakaien in der englischen, französischen und deutschen kapitalistischen Presse«. Er hat das Buch geschrieben, »damit das Proletariat West- und Mitteleuropas erkennen mag, wie die große russische Revolution kam und wohin sie führt«. »Meine Aufgabe war,« sagt er, »ihm zu zeigen, wie die Siege, die die russische Räterepublik über ihre Feinde auf dem Schlachtfeld und gegen ihren anderen Feind, den Hunger, davontrug, seine eigenen Siege waren und die Niederlagen der Republik seine eigenen Niederlagen.«

Die Darstellung des Verfassers verfolgt demnach den Zweck, den Kopfarbeitern und Intellektuellen Europas und namentlich Deutschlands, »die mit ernstem, wenn auch mit Furcht untermischtem Forschungsdrang an die Ereignisse in Rußland seit 1917 herantreten«, den Beweis zu liefern, daß die beiden russischen Revolutionen des Jahres 1917 geschichtliche Notwendigkeiten waren, denen sie ihre Augen nicht verschließen können. Das Buch ist also eine Verteidigungsschrift — ob sie heute, nach der Entwicklung, die der Bolschewismus inzwischen genommen hat, noch Überzeugungskraft besitzt, mögen die Leser selbst entscheiden. Franz Laufkötter

---

Hans Eisold, **Die Fahrt ins Unbekannte.** Geschichten. Dresden, Kaden & Co. 80 Seiten.

Von einem jung Verstorbenen stammt dieses Buch, von einem Arbeiter, einem Sozialdemokraten, einem, dem die Proletarierkrankheit zeitig das Lebenslicht ausblies. Was hier gesammelt vorliegt, ist die Geschichte eines kurz bemessenen Lebens: Kindertage, Schulzeit, Wanderjahre. Die Erlebnisse sind schlicht und ohne jede literarische Aufdringlichkeit aneinandergereiht. Beim Lesen hat man das Gefühl: Hier hat sich einer etwas von der Seele geschrieben, was herunter mußte. Dem Arbeiter werden diese Aufzeichnungen etwas wie ein Spiegel eigenen Erlebens sein. Dem Jugenderzieher werden sie in mancher Beziehung beachtenswerte Winke geben. Das Schlußkapitel des Buches (»Der Verwundete«) fällt ein wenig aus dem Rahmen des Ganzen heraus; die Ich-Erzählungsform ist beiseite geschoben, so daß

man zunächst den Eindruck bekommt, daß es sich hier um etwas Fremdes handelt. Aber diese Wirkung hält glücklicherweise nicht an; auch das Geschehen dieses Schlußkapitels gliedert sich als Erlebnis dem übrigen Inhalt glatt ein. Robert Grötzsch hat diesen Aufzeichnungen eines früh verblichenen, beachtenswerten jugendlichen Talents ein Geleitwort geschrieben; er hat damit nicht nur dem Verstorbenen einen Dienst geleistet, sondern zugleich auch allen denjenigen, denen es Ernst ist mit dem Spähen in die Seele erwachender Volksschichten. Das Büchlein, das mit einer Titelzeichnung von Karl Biebrach geschmückt ist, verdient namentlich in den Kreisen der Arbeiterschaft Beachtung. I.

Hans Gathmann, **Die vergitterten Paläste.** Sonette. Hamburg, Verlag von Konrad Hanf. 54 Seiten. Preis gebunden 20 Mark.

Gathmann, dessen Gedichte seit Jahr und Tag viel in der Parteipresse abgedruckt werden, versucht in seinem Sonettenkranz Hymnen auf den Menschen zu geben. Er nimmt den Menschen in seinem Urwesen, als gedanklichen Kern des Weltganzen. In seiner Unschuld und Reinheit, in seiner Kraft und in seinem Wollen zeigt er ihn uns: als Kind, als Jüngling, als Mann, als Weib, als Mutter. In Not und Abhängigkeit stellt er ihn hin, in Überfluß, Sattheit und Freude. Gesucht-primitiv sind seine Bilder, gesucht-primitiv sind auch oft seine Worte. Das erschwert die Lektüre des Buches. Zugleich aber regt es zum Nachdenken an, zumal das Ganze nach einem einheitlichen Plan geformt ist. Wem es aber gelingt, sich durch diese Schwierigkeiten hindurchzulesen, dem offenbart sich eine künstlerisch hoheitsvolle Form und ein Ethos, das über die Niedrigkeiten der Gegenwart weit hinaushebt. Dem Mystischen, das, wie so manche Veröffentlichung unserer Tage, auch dieses Buch durchquillt, ist vielleicht ein wenig übermäßig Raum gegeben. Aber diese Strophen wollen aus unserer zerquälten und zerrissenen Zeit heraus verstanden werden. Der Schrei nach Befreiung und Erlösung, den wir heute in tausend Formen zu hören gewöhnt worden sind, durchzittert auch sie. Und werden auch gar viele Gathmanns Versbuch enttäuscht aus der Hand legen, der eine oder andere wird sich doch finden, dem es Wege zu weisen und Trost zu spenden vermag, weil es wohl in der Zeit wurzelt, aber dennoch über die Zeit hinaus will! L.

W. Wygodzinski, **Einführung in die Volkswirtschaftslehre.** Leipzig 1922, Verlag von Quelle & Meyer. 146 Seiten. Fünfte Auflage. Preis 10 Mark.

Es ist ein Zeichen der Brauchbarkeit und Beliebtheit des vorliegenden Buches, daß es innerhalb weniger Jahre die fünfte Auflage erlebt hat. Das ist nicht unverdient, denn in der Tat hält das Buch, was sein Verfasser in der Vorrede verspricht. Er will nämlich kein Lehrbuch der Volkswirtschaft schreiben, er will vielmehr alle jene, die die Absicht haben, sich mit Volkswirtschaft zu beschäftigen, in dieses weite Gebiet einführen und sie mit den Grundproblemen bekannt machen, wobei er Wert darauf legt, den Zusammenhang der Wirtschaft mit dem Leben und der Gesamtkultur eines Volkes zu veranschaulichen.

In einer gründlichen und doch leichtverständlichen Darstellung behandelt er die Grundbegriffe und den Kreislauf der Wirtschaft. Er unterscheidet die Gütererzeugung nach Voraussetzungen und Mitteln, die Güterverwendung als Bedürfnisbefriedigung und Kapitalbildung und die Verteilung des Volkseinkommens als Arbeitslohn, Unternehmergewinn und Besitzeinkommen. Zum Schlusse gibt er dann noch eine Übersicht über die volkswirtschaftliche Literatur.

Das handliche Buch ist flüssig geschrieben und liest sich gut; es enthält alles, was ein Anfänger wissen muß, und kann deshalb mit gutem Gewissen empfohlen werden. Für Unterrichtskurse in Volkswirtschaftslehre kann es gute Dienste leisten.

Franz Laufkötter

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7 | Ausgegeben am 12. Mai 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die gleitende Lohnskala in England und Deutschland

Von Dr. Alfred Meusel

Die in Deutschland ständig weiter fortschreitende Preissteigerung der wichtigsten Bedarfsartikel und die damit verbundene Notwendigkeit, die Löhne und Gehälter der auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesenen Hand- und Kopfarbeiter dementsprechend zu erhöhen, hat die Blicke der sozialpolitisch und überhaupt sozialwirtschaftlich interessierten Kreise auf eine Form der Lohnregulierung gelenkt, die dem englischen Wirtschaftsleben schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keineswegs fremd ist: auf die »gleitende Lohnskala«.

Nur müssen wir, wenn wir von der gleitenden Skala in England reden, scharf unterscheiden zwischen der »alten« und der »neuen« gleitenden Skala. Das Wesen der »alten« gleitenden Skala besteht darin, den Lohn in Beziehung zu setzen zum Verkaufspreis des Produkts. In dieser Art wurde die gleitende Skala zuerst im Jahre 1848 in der Eisenverhüttung eingeführt und eroberte sich von hier aus Teilbezirke des englischen Kohlenbergbaus.

Das System konnte sich nicht lange halten, denn eigentlich waren alle Betroffenen mit ihm unzufrieden: die Arbeiter klagten, daß der »Verkaufspreis«, zu dem der Lohn in Bezug gesetzt war, gar nicht der wirkliche Marktpreis des Eisens beziehungsweise der Kohle, sondern nur ein fiktiver Preis wäre: das heißt, daß die »gleitende Lohnskala« auf eine einseitige Festsetzung des Lohnes durch die Unternehmer hinauskäme. Außerdem war es jedesmal strittig, ob der gezahlte Lohn der wirklichen Lage des Arbeitsmarktes entsprach. Auch betrachteten die Gewerkschaftsführer das System mit Mißtrauen, und zwar aus folgendem Grunde: Wo die gleitende Skala sich für längere Zeit einzubürgern vermochte, erweckte sie in den Arbeitern das Gefühl einer »automatischen« Regelung der Löhne. Infolgedessen schwand das Bewußtsein der Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses. So verlor der Bergarbeiterverband in Sheffield während des Bestehens der gleitenden Skala über die Hälfte seiner Mitglieder. Damit schrumpfte die Basis zusammen, die allein das Bestehen einer wirklich gut funktionierenden gleitenden Skala verbürgen konnte.

Aber das wichtigste Argument gegen die »alte« gleitende Skala traf den innersten Kern des Systems überhaupt: man erkannte, daß die Festsetzung eines bestimmten Verhältnisses zwischen Lohn und Produktenpreis in Wahrheit ein höchst willkürliches Merkmal für die Bestimmung des Lohnes bildet. Denn die Höhe des Produktenpreises als solche entscheidet gar nicht allein über die beim Verkauf des Produkts realisierte Profitrate. Der Preis des Produkts kann hoch sein bei niedriger Profitrate; er kann niedrig sein bei hoher Profitrate. Sollten die Arbeiter interessiert werden an dem Reinertrag der kapi-

kalistischen Produktion, so bietet der Preis keinen ausreichenden Bestimmungsgrund für die Bemessung der Höhe dieses Anteils in irgendeinem Zeitpunkt. So lenkt — mit einer gewissen inneren Notwendigkeit — das System der gleitenden Skala hinüber in das System der Gewinnbeteiligung, das sich — unabhängig vom ersten — seit 1829 in verschiedenen Gewerbezweigen entwickelt hatte.

Im Sommer 1920 erschien ein Bericht des Reichsarbeitsministeriums, der über die Entwicklung der Gewinnbeteiligung seit dem Jahre ihrer ersten Einführung Aufschluß gibt. Das Gesamtergebnis läßt sich dahin zusammenfassen: Die Gewinnbeteiligung konnte sich in England nicht durchsetzen. Von 1829 bis 1918 haben im ganzen 380 Unternehmungen eine Gewinnbeteiligung eingeführt. Von diesen 380 haben 200 die Beteiligung bald wieder aufgegeben. Im Baugewerbe sind von 14 Betrieben 3, im Druckerei- und Buchbindereigewerbe von 38 nur 12, in der Holzverarbeitung von 10 Firmen gar nur eine mit 60 Arbeitern übriggeblieben. Bloß in der Gasindustrie hat sich die Beteiligung als ständige Einrichtung Geltung zu schaffen vermocht: von 40 Werken haben 36 das Prinzip beibehalten. Der Bericht gibt als Hauptgründe hierfür das Bestehen lokaler Monopole, die große und sichere Nachfrage, die Regulierung der Dividenden nach dem Grundsatz der gleitenden Lohnskala an.

In den Jahren 1918 bis 1920 ist ein stärkeres Anwachsen der Betriebe, die die Gewinnbeteiligung einführen, zu verzeichnen. Sie wurde in dem Jahre der Nachkriegshochkonjunktur, 1919, in 49 Fällen eingeführt; 1920 in 40 Fällen, die Krise des Jahres 1921 läßt die Zahl der gemeldeten Betriebe auf 3 zurückgehen.

Ist das Jahr 1919 also das Jahr einer zahlreichen Einführung der Gewinnbeteiligung, so sind 1920 und vor allem 1921 die Jahre einer vermehrten Einführung der »neuen« gleitenden Lohnskala. Diese neue gleitende Skala ist durchaus ein Produkt der Nachkriegszeit. Setzt die alte gleitende Skala den Lohn in Bezug zum Preise eines Produkts, so will die neue gleitende Skala eine Beziehung herstellen zwischen dem Lohn und dem Preisniveau der wichtigsten Bedarfsartikel überhaupt (Nahrung, Wohnung, Kleidung, Heizung, Licht und anderes). Sie bedeutet also ihrer Idee nach Sicherung der Existenz des Arbeiters im Rahmen einer privatkapitalistisch orientierten Wirtschaftsordnung. Wäre dieses Ziel zu erreichen: gelänge es, wenigstens die Existenz des beschäftigten Arbeiters in dieser Weise zu sichern, dann wäre damit ein eindringliches Argument gegeben gegen die sozialistische Kritik der bestehenden Wirtschaftsordnung.

An sich gibt es — vom kapitalistischen Standpunkt aus — nichts Widersinnigeres, als daß der Textilfabrikant seine Löhne erhöhen soll, weil der Brotpreis gestiegen ist. Daß aber dieses System bei seiner weiteren Verbreitung in England gerade von den Unternehmern gegen den Widerstand der Arbeiterschaft der letzteren aufgezwungen wurde: diese an sich höchst sonderbare Tatsache macht eine Besinnung auf die Stellung Englands in der Weltwirtschaft notwendig.

Von Anfang 1919 bis in die erste Hälfte des Jahres 1920 erlebt England eine Hochkonjunkturperiode: ein Aufblühen der Gewerbe, das zwar durch Umstellung der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft und durch gewaltige Streiks in den wichtigsten Industrien zwar gehemmt, aber nicht dauernd unterbrochen

wird. Die rückläufige Bewegung beginnt im Sommer 1920 sich zuerst in der Lederverarbeitung, in der Strumpfwirkerei und einigen anderen Zweigen der Textilfabrikation geltend zu machen. Eine Reihe von Umständen wirkt zusammen, um die Lage des englischen Kapitals bei Ausbruch der Krise äußerst schwierig zu gestalten.

Nichtsdestoweniger beginnt bald nach dem Einsetzen der Depression das Machtverhältnis zwischen Kapital und Arbeit sich zugunsten des Kapitals und zuungunsten der Arbeiterklasse zu verschieben. (Es ist dies eine Erscheinung, die wir in jeder Depressionsperiode beobachten können.) Die Jahre der industriellen Prosperität, die in England von 1915 bis 1920 andauerten, waren Jahre, in denen ein fast ununterbrochenes Steigen in den Lebenshaltungskosten von fast ununterbrochenen Lohnerhöhungen, von erfolgreichen Kämpfen der Arbeiterklassen um Arbeitszeitverkürzungen und sozialpolitische Gesetzmaßnahmen begleitet waren. Diese Bewegung erreichte ihr Ende mit dem Kohlenarbeiterstreik vom Oktober und November 1920. Es ist dies der letzte erfolgreiche Kampf, den die Arbeit gegen das Kapital durchführen kann. Seine Beilegung — der noch eine kurze Wiederbelebung der Industrie vor der ausgedehnten Depression der ersten Monate 1921 folgt — bezeichnet zugleich den Abschluß einer Reihe erfolgreicher Kämpfe und die Aufnahme einer Anzahl von Defensivkämpfen, deren ausgedehntester und zugleich bedeutendster der Riesenstreik der Kohlenarbeiter vom 1. April bis 4. Juli 1921 ist. Diese gewaltige Bewegung, die schließlich mehr als 5 Millionen Arbeiter in ihre Kreise zieht, endet mit dem für die Arbeiterschaft so ungünstigen »Bergarbeiterabkommen«, das starke Lohnreduktionen bringt.

Seit Januar 1921 war in Unternehmerkreisen der Ruf nach Herabsetzung der Löhne allgemein geworden. Den Anfang mit der praktischen Durchführung dieser Forderung machte die Regierung auf den staatlichen Werken, wo — trotz des Protestes sämtlicher Arbeiter — vom 24. Januar 1921 an die Arbeitszeit um eine Stunde herabgesetzt wurde unter gleichzeitiger Reduktion der Löhne. Zur Begründung der Forderung der Lohnherabsetzung wurde — außer auf die Notlage der englischen Industrie — immer wieder darauf verwiesen, daß die vom Arbeitsministerium berechnete Indexziffer der Kleinhandelspreise zu sinken beginne und daß es daher notwendig sei, die Löhne den verminderten Lebenshaltungskosten anzupassen. Es ist der Gedanke der gleitenden Lohnskala, der hier zum ersten Male in großem Maßstab von den Unternehmern propagiert und zur Durchführung gebracht wird. Die neue gleitende Skala ermöglicht es dem englischen Unternehmertum, in einer Periode sinkender Konjunktur und sinkender Lebenshaltungskosten sinkende Löhne zu zahlen. Fast überall begegnete die Einführung beziehungsweise die Ausnutzung der schon bestehenden gleitenden Skalen zum Zwecke der Lohnreduktion dem Widerstand der Arbeiterklasse.

Vor dem Frühjahr 1921 bestanden ungefähr 25 Verträge, die die Löhne auf Grund der »neuen« gleitenden Skala regelten. Daneben gab es eine Anzahl von Einzelfirmen, bei denen eine ähnliche Form der Lohnbemessung unangemeldet bestand. Diese Verträge zeigen im einzelnen starke Abweichungen.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Festsetzung der Löhne nicht sofort, sondern — wie bei den Eisenbahnern — vierteljährlich stattfindet. Die

Verschiebung der Löhne erfolgt nach Prozenten des Grundlohns (relatives System) oder durch Gewährung eines ersten Zuschlags: etwa 2 Schilling für jede Verschiebung in den Kosten der Lebenshaltung um 10 Punkte, wobei verschiedene Lohnklassen die gleichen Zuschläge erhalten. Die Anpassung an das Preisniveau findet bei den niedrig bezahlten Arbeitern vollständiger statt wie bei den gut gelohnten. Die Anpassung der Löhne geht jedoch vielfach nicht vollständig vor sich, weil man offenbar fürchtet, durch die Steigerung der Löhne das Preisniveau beeinflussen zu können.

Durch solche gleitenden Skalen wurden die Löhne von anderthalb Millionen Arbeitern reguliert. Der Wechsel, der sich in den ersten Monaten des Jahres 1921 vollzog, betraf weniger die technischen Einzelheiten des Systems und beschränkte sich keineswegs auf seine weitere Ausdehnung, die allerdings sehr beträchtlich ist: von den 4 324 000 Lohnreduktionen, die in den ersten fünf Monaten des Jahres 1921 stattfanden, wurden 2 170 000 durch Anwendung der gleitenden Skala auf Grund der Indexziffer für Kleinhandelspreise vorgenommen, 165 000 ebenfalls unter Benutzung der gleitenden Skala, aber hier auf Grund der Verkaufspreise von Eisen und Stahl; 1 225 000 Regulierungen fallen unter das »Bergarbeiterabkommen«. Diese quantitative Ausdehnung ist das Zeichen eines qualitativen Wechsels, der sich in den Bedingungen des englischen Wirtschaftslebens vollzogen hatte.

In der Zeit der Hochkonjunktur war die Anzahl der unbeschäftigten oder auf short time (verkürzte Arbeitszeit) gesetzten Arbeiter sehr gering. Das englische Wirtschaftsleben wurde durch umfassende Streiks erschüttert, die dem Kapital nicht ermöglichten, das Höchstmaß seiner Verwertungsmöglichkeiten zu erreichen. Der Gesamtverlust an Arbeitstagen betrug im Jahre 1919 34 000 000, 1920 27 000 000. Ein Grund dieser ständig wiederkehrenden konvulsivischen Zuckungen war zweifellos die bis Oktober 1920 ununterbrochen fortschreitende Teuerung. Das Streben nach Einführung der neuen gleitenden Skala stellt sich also in dieser Zeit als ein Versuch dar, die streikverursachende Wirkung dieses *einen* Faktors, der Teuerung, auszuschalten. Dazu kommt ein anderes, politisches Moment. Die aggressive und aktive Haltung der englischen Arbeiterklasse zwang die Unternehmerschaft zu Zugeständnissen. So waren in der Konjunkturperiode »Gewinnbeteiligung« und »gleitende Skala« als Konzessionen zu betrachten, mit denen sich der britische Kapitalismus von den gefährlicheren und weitergehenden Forderungen des Proletariats freizukaufen gedachte.

Das, was ehemals ein Zugeständnis der Unternehmer war, wird in der Zeit der Depression in ihrer Hand eine mächtige Waffe. Das Sinken der Lebensmittelpreise zieht in allen Gewerben, die ihre Löhne auf Grund der gleitenden Skala regeln, ein immer weiteres Sinken der Löhne nach sich. Gegenwärtig sind zwei einander widerstreitende Tendenzen am Werk: die eine, die auf eine Erhöhung der Löhne infolge steigender Konjunktur — die andere, die auf Herabsetzung der Löhne infolge sinkender Lebensmittelpreise abzielt. Es scheint so, als wenn vorläufig die zweite die Oberhand behalten soll.

Legen wir uns schließlich die Frage vor, *welche Aussichten das System der gleitenden Skala für Deutschland hat!* Zunächst würden die einer allgemeinen Regelung im Wege stehenden rein prak-

tischen Schwierigkeiten sehr beträchtlich sein. England ist das Land der Indexziffern: hier wurden die Indexziffern zum ersten Male berechnet. Nichtsdestoweniger ist der der gleitenden Skala zugrunde gelegte Index gerade von Arbeitervertretern sehr heftig angefochten worden. Dieser Widerstand ging sogar so weit, daß die Arbeiterorganisationen aufgefordert wurden, der vom Arbeitsministerium berechneten eine eigene Indexziffer entgegenzustellen. In Deutschland, wo das ganze Verfahren der Indexberechnung überhaupt eine neue Erscheinung ist, würde der Widerstand gegen etwaige allgemeine Verhältniszahlen um so größer sein.

Aber diese praktischen Schwierigkeiten würden zu überwinden sein, wenn die wirtschaftliche Entwicklung mit Notwendigkeit zur Einführung der gleitenden Skala hindrängte. Doch scheint uns gerade dies nicht der Fall zu sein.

Wir treten voraussichtlich in Deutschland in eine Periode sinkender Konjunktur. In dieser Zeit verändert sich — wie wir bereits sahen — das Machtverhältnis zwischen Kapital und Arbeit zugunsten des Kapitals, zuungunsten der Arbeit. In Deutschland aber würde die allgemeine Einführung der gleitenden Skala heute der Ausdruck eines entschiedenen Übergewichts der Arbeiterklasse sein. Und zwar aus folgendem Grunde: Der Unternehmer würde, gerade umgekehrt wie in England, bei sinkender Konjunktur und steigenden Lebensmittelpreisen steigende Löhne zu zahlen haben.

Wir werden gut daran tun, bei Betrachtung der Preisentwicklung der Lebensmittel nicht nur den Zorn walten zu lassen, der den Poeten macht, sondern diese Steigerung so zu betrachten, wie Karl Marx sie betrachtet haben würde: mit den Augen des Naturforschers, der erkennen will, was da ist. In dem stetigen Steigen des Preises der landwirtschaftlichen Produkte drückt sich die Tatsache aus, daß eine große Knappheit an diesen am dringendsten nachgefragten Gütern herrscht. Die Gründe hierfür liegen in der Abtrennung der für die landwirtschaftliche Produktion wichtigen Gebiete des Ostens, in der Unfähigkeit eines valutaschwachen Landes wie Deutschland, neben den wichtigen Rohstoffen beträchtliche Mengen an Konsumartikeln einzuführen; in dem gänzlichen Ausfall der für die Getreideversorgung Deutschlands wichtigsten Gebiete: Rumäniens, Rußlands, der Ukraine; in der geminderten Produktivität der bei Deutschland verbliebenen landwirtschaftlichen Gebiete. Der durch diese Momente bedingte Mangel wird durch Wucher und Spekulation wohl verschärft, aber nicht geschaffen.

Wir haben also mit einem weiteren Steigen der Lebensmittelpreise zu rechnen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß — im Rahmen einer kapitalistisch orientierten Volkswirtschaft — es krisenfördernd wirken müßte, wenn der Unternehmer verpflichtet wäre, auf Grund der gleitenden Skala bei sinkender Konjunktur und steigender Indexziffer steigende Löhne zu zahlen. Das soll natürlich nicht heißen, daß die gleitende Skala jetzt nicht eingeführt werden darf: es kommen dafür vor allem Erwerbszweige mit einem Monopol, mit einem großen und sicheren Kundenkreis, Erwerbszweige, die für einen lokalen Markt arbeiten, in Betracht. Ob dann die erwarteten günstigen Folgen eintreten, hängt wesentlich von zwei Umständen ab: von der Zeit, für die die gleitende Skala festgelegt wird, und von dem Tempo, in dem sich die Preissteigerung vollzieht.

Wir haben die Faktoren kennengelernt, die die Knappheit an landwirtschaftlichen Produkten bei uns heute bestimmen. Diese Faktoren aber werden von der Einführung der gleitenden Skala gar nicht berührt. Entscheidend für den wirklichen Lohn des Arbeiters ist schließlich nicht, wieviel Papiermark er erhält, sondern wie viele Waren er für seine Papiermark kaufen kann. Das zeigt am deutlichsten die Finanzpolitik der ungarischen Räteregierung, die versuchte, durch eine Steigerung des Geldlohns des Arbeiters bis zum Einkommensniveau der kaufkräftigsten kapitalistischen Schichten die Arbeiterexistenz zu heben. Die Folge war eine ungeheure Geldentwertung und eine Reihe von wilden Überwälzungsvorgängen, denn der Kern des Übels lag damals in Ungarn und liegt heute bei uns in der Zerstörung, der Brachlegung, der Erschöpfung der produktiven Kräfte Europas durch den imperialistischen Krieg. Und nur durch eine Politik der Solidarität, der jede Nation im eigensten Interesse folgte, könnte dem Schaden wirklich Heilung werden.

Schulfragen der Gegenwart im Lichte des Hamburger Lehrertags

Von Dr. Richard Lohmann (Schluß)

II

3. Der Weg zur organisatorischen Einheitsschule

Es gibt Schulreformer, die die eigentlich organisatorischen Fragen unseres Schulwesens außerordentlich verächtlich einschätzen, die von einer neuen organisatorischen Form überhaupt nichts mehr wissen wollen: »Was ist Organisation? Der Geist macht die Schule.« Es gab eine Zeit, in der auch unsere parteigenössischen Lehrer zu einem großen Teil zu solcher unpolitischen Verachtung der Realitäten in unserer Schulpolitik und der Form unseres Schulaufbaus hinneigten. Daß wir bei einer solchen Stellungnahme bestenfalls eine Handvoll Schulen ganz für uns erobern und dafür die überwältigende Mehrzahl völlig unbeeinflußt lassen würden, braucht an dieser Stelle wohl kaum besonders gesagt zu werden. Die neue Organisation ist die wichtigste Gegenwartsaufgabe; hier können wir trotz aller Hemmungen vorwärtskommen — den Geist können wir nicht kommandieren, der muß innerhalb der neuen Form sich allmählich erneuern. Die »Einheitsschule« als Konstruktion zum Aufstieg der Begabten ist sicherlich ein bürgerliches Schulideal, aber wir leben nun einmal noch inmitten dieser bürgerlich aufgebauten Welt, inmitten einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Und wir werden nach menschlichem Ermessen noch recht lange darin leben müssen. Darum ist es das Törichteste, was wir tun können, wenn wir uns — auf wirtschaftlichem wie auf kulturellem Gebiet — gegen organisatorische Fortschritte sträuben und dafür einem zurzeit noch unerreichbaren höheren Ziele in theoretischen Phantasien nachjagen.

Von zwei Seiten aus ist der Bau der Einheitsschule nach dem Novemberumsturz begonnen worden, von unten her durch die Schaffung der vierjährigen »Grundschule« und vom Mittelstück aus durch die Versuche zur Umgestaltung der »höheren« Schule (besser: der Berufsschule für intellektuell Begabte), die man heute unter dem Sammelbegriff der »Aufbauschulen« zu-

sammenfaßt. Schon die Tatsache, daß die Schulreaktion mit allen Mitteln diesen beiden Anfängen einer Reorganisation Widerstand leistet, sollte unseren Schulpolitikern beweisen, daß sie hier — mit Recht — den stärksten Schlag gegen die bisherige Klassen- und Standesschule wirkt, und sollte uns zur tatkräftigsten Verteidigung dieser ersten Errungenschaften und zur Mitarbeit an ihrem weiteren Ausbau auf den Plan rufen.

Die vierjährige Grundschule zwingt zu einem — mindestens äußerlichen — sozialen Ausgleich im frühen Kindesalter, zwingt aber auch dazu — und das ist vielleicht noch wichtiger —, daß in diesen ersten Schuljahren ganz allgemein, auch für die späteren Geistesarbeiter, an die Stelle des rein intellektualistischen, speziell des sprachlichen Drills eine harmonische Ausbildung tritt, die in der Richtung des Arbeitsschulgedankens liegt. Die Nachwirkung auf die gesamte Unterrichtsgestaltung, auch in den bisherigen höheren Schulen, kann auf die Dauer nicht ausbleiben. Es ist daher durchaus verständlich, wenn die Schulreaktionäre und insbesondere die Philologen diese ihnen durchaus unerwünschte Entwicklung dadurch zu hemmen versuchen, daß sie die alte »Vorschule« der höheren Lehranstalten, den dreijährigen lediglich für die Bedürfnisse dieser Anstalten in ihrer bisherigen Form zugeschnittenen Unterbau auf Umwegen wieder zu errichten versuchen. Als Mittel zum Zweck dient hier einerseits die Privatschule, mit der ja leider die Reichsgesetzgebung aus sozialen Rücksichten gegen die an ihr beschäftigten Lehrkräfte allzu vorsichtig umgegangen ist, und andererseits die Errichtung von »Förderklassen«, die durch Zusammenfassung der frühzeitig erkennbaren intellektuellen Begabungen, das heißt in Wirklichkeit der gesellschaftlich bevorrechtigten Kinder, die vier Jahre der Grundschule auf drei zu reduzieren strebt. Es muß offen ausgesprochen werden, daß auch zahlreiche parteigenössische Mitglieder von kommunalen Körperschaften leider die hier drohende Gefahr völlig verkannt haben und der bürgerlichen Argumentation auf den Leim gegangen sind. Selbst Städte mit sozialistischer Mehrheit haben im letzten Jahre solche »Förderklassen« eingerichtet, und wir werden das betrübliche Schauspiel erleben, daß ihre Beschlüsse durch Eingreifen des Reichsministeriums des Innern, das in erster Linie zur Aufrechterhaltung und Durchführung des Grundschulgesetzes berufen ist, annulliert werden müssen. Die Schärfe der gegen die Durchlöcherung des Grundschulgesetzes gerichteten Resolution des Hamburger Lehrertags hat also ihre äußere Veranlassung und ihre innere Berechtigung. Und wie einst die Gewerkschaften, so wird nun die sozialdemokratische Lehrerschaft überall Kontrollausschüsse einsetzen, die die Durchführung des ersten Ansatzes zur Einheitsschule überwachen und alle Verstöße dagegen mitteilen. Nur so kann verhindert werden, daß aus der Ungesetzlichkeit solcher Beschlüsse sich allmählich ein Gewohnheitsrecht entwickelt, das einer einheitlichen Schulreform die größten Widerstände bereiten würde.

Mindestens ebenso wichtig wie die Überwachung des Grundschulgesetzes ist aber der Angriff auf das Privileg der höheren Schule durch die sogenannte Aufbauschule. Auch hier hat es erst einer Zeit der Klärung bedurft, bis unsere parteigenössischen Schulpolitiker die Notwendigkeit und die Bedeutung dieser organisatorischen Maßnahmen erkannten. Man glaubte auch hier zunächst, die Zwischenstufe überspringen zu können und sogleich zu einer ganz neuen, freien (»elastischen«) Gestaltung der höheren Schule zu kommen. Noch in Dresden setzte der vom Genossen Östreich geführte Flügel

unserer Schulreformer seine ganze Kraft ein, um die Aufbauschule als solche zu Fall zu bringen, und die damaligen Verteidiger dieser Schulform können heute die dort ins Feld geführten Gründe nur noch mit einem leisen Lächeln überfliegen — angesichts der Tatsache, daß nun schon nach Jahresfrist der Hamburger Lehrertag sich einstimmig nicht nur zur Duldung, sondern zur entschiedenen Verteidigung der Aufbauschule bekannt hat. »Und sie bewegt sich doch« — auch die Einsicht in die Notwendigkeit eines organischen Wachstums unseres Schulwesens, das sich wie jeder Organismus nicht ruckweise, sondern in einheitlicher Entwicklungslinie neu gestaltet.

Die Aufbauschule soll sich bekanntlich nach den Richtlinien des Reiches als sechsjährige Berufsschule für intellektuell Befähigte auf die siebte Klasse der Volksschule aufsetzen. Sie stellt also eine in einem sechsjährigen Kursus zusammengedrängte Form der bisherigen höheren Schule dar. Ihr großer Vorzug besteht darin, daß sie in der Tat eine siebenjährige »Grundschule« zur Voraussetzung hat, daß sie also unser Bestreben nach einer Verlängerung der Grundschuldauer, der gemeinsamen Erziehung im Kindesalter, die im Grundschulgesetz noch nicht durchgesetzt werden konnten, auf einem scheinbaren Umweg in die Wirklichkeit überführt. Wenn sich die sechsjährige Aufbauschule bewähren wird, wenn sie die Möglichkeit der Erreichung des »Zieles« der höheren Schule bei fortgeschrittenen und sorgfältig ausgewählten Schülern in dieser kürzeren Frist beweist — und jeder Kenner der Verhältnisse an unseren Schulen weiß von vornherein, daß dies der Fall sein wird —, so wird die Aufbauschule die bisherige neunjährige höhere Schule ganz von selbst verdrängen, und wir haben die organisatorische Einheitsschule mit siebenjährigem gemeinsamem Unterbau auf dem denkbar kürzesten Weg erreicht.

Es kommt nur alles darauf an, daß die Versuche mit dieser neuen Schulform im weitesten Ausmaß und unter den verschiedenartigsten Bedingungen möglichst bald gemacht werden. Und hier setzt der Widerstand der Reaktion mit voller Schärfe ein, zu dessen Abwehr der Hamburger Lehrertag sehr eindrucksvoll aufgerufen hat. Die Reaktion hat erkannt, daß sie die völlige Unterbindung des Versuchs zurzeit nicht mehr erreichen kann, deshalb versucht sie seine Beschränkung räumlich und inhaltlich durchzusetzen.

Die räumliche Beschränkung der Aufbauschule ist im Schoße des preußischen Kultusministeriums ausgebrütet worden und würde bei ihrer Durchführung zwei Ziele auf einmal erreichen. Man hat den Kommunen mitgeteilt, daß die Versuche mit der neuen Schulform vorläufig nur in ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen genehmigt werden würden. Damit hoffte man, einmal der unliebsamen schnellen Verbreitung des Aufbauschultypus einen Riegel vorgeschoben zu haben. Man durfte mit Recht erwarten, daß gerade die Großstädte mit stark sozialistischem Einschlag samt und sonders der neuen Schulform eine Stätte gewähren würden, zumal die Verbilligung des städtischen Schulwesens durch die Verringerung der Klassenzahl bei den Aufbauschulen (gegenüber den bisherigen höheren Schulen) auch der Finanznot der Gemeinden entgegenkäme. Andererseits aber würde dadurch zugleich die Aufbauschule, die ihrem Wesen nach den intellektuell hervorragend befähigten Volksschülern den Anschluß an den sogenannten höheren Bildungsgang auch noch in gereifterem Alter ermöglichen soll, zu einer Sondereinrichtung für das ländliche und kleinstädtische Kleinbürger- und -bauerntum

gemacht und dadurch zu einer Rekrutierungsstätte der Reaktion. Bei dem Stande der Landarbeiterbewegung wäre auf absehbare Zeit hinaus kaum auf einen wesentlichen Zuzug aus dem eigentlichen ländlichen Proletariat zu hoffen, dafür wäre auf der anderen Seite der wesentlichste Teil des industriellen Proletariats von der Aufbauschule ausgeschaltet.

Der Aufbauschule droht aber noch von zwei anderen Bewegungen Gefahr, die sich mit ihr kreuzen und deren Vermischung wieder von seiten der Schulreaktion bewußt gefördert wird. Es sind dies die Neuregelung der Lehrerbildung und die Versuche mit einem neuen, von der deutschen Kultur ausgehenden Typ der höheren Schule, den man die »deutsche Oberschule« zu nennen pflegt. Nach dem Abbau der Seminare wird auch der künftige Volksschullehrer seine Vorbildung auf einer höheren Schule erhalten. In ländlichen Bezirken treten hier Lücken ein, da dort häufig das Lehrerseminar die einzige leicht erreichbare Bildungsstätte war. Es ist also nur folgerichtig, daß man durch Umwandlung der Seminare in Aufbauschulen diese Lücken zu schließen sucht. Man möchte aber zugleich die Aufbauschule zum Normaltyp der neuen Lehrerbildungsanstalt machen und würde dadurch natürlich beide, die Aufbauschule wie die Neugestaltung der Lehrerbildung — um mit den Worten der Hamburger Entschließung zu sprechen — diskreditieren. Der Lehrer würde wieder eine Abseitsbildung auf eigens für ihn geschaffenen Anstalten erhalten, und die Aufbauschulen würden nicht den übrigen höheren Schulen als gleichwertig an die Seite treten. In der entschiedenen Ablehnung dieser Verquickung bestehen in den Reihen unserer Schulpolitiker glücklicherweise keine Meinungsverschiedenheiten.

Dies kann man leider bei der Frage der Verkoppelung der Aufbauschule mit der deutschen Oberschule nach dem Ergebnis der Hamburger Tagung nicht sagen. Wir haben natürlich als sozialdemokratische Schulreformer ein lebhaftes Interesse für diese deutsche Oberschule, weil sie geeignet erscheint, der Anbetung fremdsprachlicher »Bildung« durch ihre Beschränkung auf eine oder zwei Fremdsprachen Abbruch zu tun. Es sei allerdings am Rande bemerkt, daß etliche »Reformer« sich unter dieser Schule der deutschen Kultur auch etwas höchst Chauvinistisches vorstellen, das weder mit Demokratie noch mit Sozialismus etwas zu tun hat. Zweifellos wird man jedoch dort, wo man die erforderlichen Lehrkräfte dazu hat, aus diesen Oberschulen wirkliche Schulen eines neuen Geistes und eines neuen Bildungsideals machen können. Durchaus verfehlt wäre aber die Verquickung dieser Schule eines neuen Inhalts mit der Schule einer neuen Form, solange beide noch um Anerkennung ringen müssen. Damit wäre einer schnellen Ausbreitung der Aufbauschulen der stärkste Damm entgegengesetzt. Einstweilen ist die wichtigste Aufgabe die organisatorische: alle bisherigen neunstufigen höheren Schulen — gleichviel welchen Typs — durch sechsstufige zu ersetzen, um dadurch zu einem siebenjährigen gemeinsamen Unterbau des gesamten Schulwesens zu gelangen. Wenn dabei gleichzeitig — aber von anderer Seite aus — der Turm der höheren Schule durch Versuche mit neuen, unphilologischen Bildungsstätten untergraben wird, um so besser. Aber der Himmel bewahre uns vor jenen Taktikern, die die reaktionären Isolierungsbestrebungen der neuen Typen in unseren eigenen Reihen fördern, indem sie einer Verquickung beider Arbeiten das Wort reden. Es gibt auch Arbeiten, die gehindert statt gefördert werden, wenn man sie gemeinsam machen möchte.

Wenn zwei an derselben Stelle zu graben anfangen, werden sie sich gegenseitig ins Gehege kommen, statt schnellere Arbeit zu leisten.

Man muß eben das nächste Ziel sehen können, wenn man praktische Politik treiben will. Auf der Hamburger Tagung hat man im allgemeinen diesen mehr taktischen und politischen als grundsätzlichen Fragen ein außerordentlich feines Verständnis entgegengebracht, jenes Verständnis, das unsere Lehrerschaft sich nun durch die immer intensivere Beschäftigung mit politischer und verantwortungsvoller Kleinarbeit an Stelle der so viel bequemeren programmatischen Agitation angeeignet hat. Auch in der zuletzt besprochenen Frage bestand die Opposition nur aus einer verschwindenden Minderheit.

Aber in einer Frage scheint mir die gefällte Entscheidung mit diesem aus dem Gesamtverlauf der Tagung geschöpften Urteil nicht recht stimmen zu wollen. Es handelt sich um die allerdings etwas knapp ganz am Schlusse der Tagung verhandelte Frage des Berechtigungswesens. Darüber, daß wir grundsätzlich gegen jede Berechtigung und Abstempelung der Befähigung durch eine »Prüfung« sind, braucht wohl kein Wort mehr verloren zu werden. Der Grundsatz der Bewährung geht über den der Berechtigung. Aber wir leben nun einmal in einer Welt menschlicher Unvollkommenheit und werden den überkommenen Begriff der Geeignetheit, die durch einen bestimmten Bildungsgang und eine »Prüfung« erwiesen wird, so bald nicht abstreifen können. Noch unsere Kindeskinder werden ihren Beruf auf Grund einer »Berechtigung« ergreifen, und wir werden alle Hände voll zu tun haben, um die Befähigung und Bewährung ohne die amtlich beglaubigte Berechtigung zunächst in Ausnahmefällen zur Geltung zu bringen. Wir müssen also unsere Kraft darauf konzentrieren, vorderhand die Schranken zu Fall zu bringen, die der alte Klassenstaat auf Grund dieses Berechtigungswesens bisher vor den Kindern des Proletariats aufgerichtet hat. Von diesem Gesichtspunkt ist die Frage der »mittleren Reife« zu betrachten. Wer des schönen Glaubens lebt, daß wir das ganze Prüfungs- und Berechtigungswesen in kurzer Zeit überhaupt als einen verstaubten Plunder ausfegen können, der muß es allerdings als sinnlos empfinden, eine neue Berechtigung, die »mittlere Reife«, einzuführen. Wer wie ich diesen Optimismus nicht besitzt, der muß sich wohl überlegen, ob er es verantworten kann, die künftigen Angestellten in Industrie und Handel, die künftigen Verwaltungsbeamten und so viel andere Angehörige nichtwissenschaftlicher Berufe systematisch wie bisher durch die »höheren« Schulen zu jagen, ihnen »Primareife«, Abiturium und ähnliches als Vorbedingung für den Eintritt in ihren Beruf aufzuerlegen, oder ob nicht vielmehr von unserer grundsätzlichen Auffassung der gemeinsamen Volksschule und der sich darauf aufbauenden verzweigten Berufsschule für praktisch, künstlerisch, wissenschaftlich Arbeitende aus eine »mittlere«, das heißt eine besonders geartete »Reife« für bestimmte Berufskategorien, durchaus diskutabel ist. Mit einem Anathema prinzipieller Empörung löst man diesen schwierigen Fragenkomplex sicherlich nicht. Da gilt es das Für und Wider, die nächsten Folgen des bestehenden und eines neuen Zustandes sehr sorgsam gegeneinander abzuwägen. Da gilt es auch die möglichen Formen eines solchen Bildungsganges, die man bisher unter dem Schlagwort der mittleren Reife zusammenfaßte, sehr eingehend zu erörtern. Möglicherweise könnte eine solche

»mittlere Reife«, die in Wirklichkeit ja keine mittlere, sondern eine vollkommene sein muß, sogar den Ausbau des Berufsschulwesens im Sinne unserer programmatischen Forderungen um einen ganz entscheidenden Schritt vorwärtsbringen.

Vielleicht greift der nächste sozialdemokratische Lehrertag diese Aufgabe, die die Hamburger Tagung berührte, ohne sie zu lösen, beherzt auf und zeigt einmal die Wege, die unsere Schulpolitik gehen muß, um aus dem Vielerlei unseres höheren Fach- und Fortbildungsschulwesens ein einheitliches Berufsschulwesen zu gestalten. Auch dies ist eine Gegenwartsaufgabe, die nur der lösen kann, der die Bedingtheit unserer kulturellen Arbeit und ihre Zusammenhänge mit der wirtschaftlichen Struktur unserer Zeit kennt. Die Frage des Berechtigungswesens ist nur ein kleiner Ausschnitt aus diesem großen Fragenkomplex. Der Hamburger Lehrertag hat aber gezeigt, daß man solche Einzelfrage am besten und am sichersten löst, wenn man sie nicht selbständig, sondern von großen Leitgedanken aus behandelt.

Die Sozialdemokratie in der öffentlichen Meinung

Von Professor **Ferdinand Tönnies** (Kiel)

Der bekannte hervorragende Soziologe Professor Dr. Ferd. Tönnies läßt demnächst im Verlag von Julius Springer (Berlin) ein größeres Werk unter dem Titel »Kritik der öffentlichen Meinung« erscheinen (Preis 96 Mark). Ein längeres Kapitel dieses Buches handelt von der öffentlichen Meinung in ihrem Verhältnis zur sogenannten sozialen Frage. Es werden darin die vorherrschenden Ansichten der öffentlichen Meinung bezüglich des Koalitionsrechts und der Gewerkschaften, des Genossenschaftswesens und der sozialistischen Arbeiterbewegung kritisch betrachtet. Im letzten Teil dieses Abschnitts schildert Tönnies, wie sich seit den Hödel- und Nobiling-Attentaten und dem diesen folgenden Sozialistengesetz sowohl die Ansichten der bürgerlichen Volksschichten wie der engeren politischen Kreise über die »gemeingefährlichen Bestrebungen« der Sozialdemokratie gewandelt haben. Nachdem Tönnies das Verhalten der öffentlichen Meinung während der Zeit des Sozialistengesetzes dargestellt hat, geht er zu einem Vergleich dieser Periode mit der Zeit nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes über — ein sehr interessanter Abschnitt des Werkes, den wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers im nachfolgenden zum Abdruck bringen:

Mit zunehmender Ausdehnung und Macht hat die Sache der Sozialdemokratie zwar nicht über die öffentliche Meinung gesiegt, aber sie doch in einigem Maße überwunden. Manche alte Vorwürfe und Anklagen sind verstummt oder doch selten und unwirksam geworden; sie werden wie abgelegte Kleider nur noch von bescheidenen Geistern und wie alte Moden in Krähwinkel und Schöppenstedt getragen. Die Wandlung tritt deutlich zutage, wenn man mit der Rede eines Parteiführers wie Bennigsen, der damals (1878) natürlich die vornehmste Zeitung seiner Partei tätiges Geleite gab, vergleicht, was die »Kölnische Zeitung« zwanzig Jahre später (1898) schrieb, zum Beispiel im April des Jahres: »Niemand glaubt, daß die Sozialdemokraten im Ernst daran denken, auf die Straße hinabzusteigen und durch eine Revolution Staat und Gesellschaft umzuwälzen«, eine Betrachtung, die im Oktober des gleichen Jahres mehrfach in derselben Zeitung ausgeführt wurde, und im Januar 1900 war von einer geschäftigen und

vordringlichen Menschenklasse die Rede, bei der die Erscheinung des Hasses und der Angst vor der Sozialdemokratie nicht selten ins Pathologische umschlage. Im September desselben Jahres schrieb in den »Preußischen Jahrbüchern«, worin einst die mächtige Stimme Heinrich v. Treitschkes über den Sozialismus und seine Gönner, den Sozialismus und den Meuchelmord ertönte, Hans Delbrück, heute sei zweifellos unter den deutschen Parteien die »interessanteste« die Sozialdemokratie, die anderen seien alle mehr oder weniger im Stadium der Versteinerung. Und Theodor Mommsen konnte im Dezember 1902 wagen, der öffentlichen Meinung die Worte ins Gesicht zu schleudern, jene sei zurzeit die einzige große Partei, die Anspruch habe auf politische Achtung. Man stelle sich vor, diese Worte wären 1878 gesprochen worden! Offenbar hatte der Strom der öffentlichen Meinung, gegen den die Anhänger wirklich oder scheinbar revolutionärer Ansichten immer schwimmen müssen, sich geteilt und war durch das Zerfließen in mehrere Richtungen erheblich dünner und schwächer geworden. Die Ursachen dieser merkwürdigen und wichtigen Tatsache sind mannigfach: wir versuchen sie ihrer Bedeutung gemäß zu ordnen.

1. Die wachsende Macht der Partei war zunächst geeignet, sie furchtbarer und gefährlicher erscheinen zu lassen. So hatte sie wirklich bis 1878 fast ausschließlich gewirkt. Das Wachstum unterhielt und befruchtete die Vorstellung, daß das schädliche Gewächs noch ausgerottet werden könne und, solange es Zeit sei, vertilgt werden müsse. Aber die Zahlen der Reichstagswähler, die sogar unter dem Drucke des Gesetzes bedeutend gestiegen waren, und der Verzicht auf das Gesetz durch die Nach-Bismarcksche Regierung ließen keinem Zweifel Raum, daß dies mißlungen war. Nun begann die zunehmende Macht eine entgegengesetzte Wirkung auszuüben; mit steigender Beachtung erzwang sie auch ein gewisses Maß von Achtung, das bei näherer Kenntnis und vermehrter Gewöhnung oft auch eine feindliche Sache auf sich zieht, wenn sie Eigenschaften aufweist, die sonst als achtungswürdig gelten. In dieser Richtung konnte nun die öffentliche Meinung sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß in der vielgeschmähten Partei eine vortreffliche Organisation, eine gute Disziplin herrsche, daß — ganz besonders unter der Verfolgung — viel Aufopferung und Begeisterung, ein echter Idealismus, zutage getreten sei und dauernd sich bewähre; daß die Partei und die Gewerkschaft eine nicht geringe Bildungs- und Erziehungsarbeit leisten, daß dem Alkoholismus und anderen Lastern nicht ohne Erfolg entgegengewirkt werde; daß ihre Presse von manchen Übeln frei sei, die in den meisten anderen Zeitungen widerwärtig auftreten. Vor allem aber wirft eine anerkannte Macht die Frage auf, ob man sie nicht für sich nützen könne, ob nicht ein Bündnis mit ihr ersprießlich sei? Die öffentliche Meinung hat sich dagegen gesträubt, sie verneinte die Bündnisfähigkeit der »Umsturzpartei«; und doch mußte diese im heftigen Kampfe der anderen Parteien widereinander jezuweilen als das »kleinere Übel« erscheinen; mindestens aber mußte ihre freiwillige Hilfe im Wahlkampf willkommen geheißen werden. Da dies öfter vorkam, so konnte es nicht ausbleiben, daß jene Entschiedenheit der öffentlichen Meinung geschwächt wurde.

2. Dazu trug nun ferner bei das Fortschreiten der sozialen Reform, das auf Anerkennung derselben Übel und Mängel vorhandener Gesellschaftsordnung beruhte, die auch die verrufene Partei sich anheischig machte, zu be-

seitigen. Die aller »Sozialpolitik« abholde Lehre vom volkswirtschaftlich allein richtigen Gehen- und Geschehenlassen war niemals sehr fest gewurzelt, wenn auch die öffentliche Meinung sie angenommen hatte. Die Preisgebung dieses Dogmas erfolgte zwar langsam, aber stetig. In dieser Hinsicht, wie in so mancher, bezog die öffentliche Meinung noch oder wieder ihre Nahrung von der Religion; »wieder«, indem mit der großen Umkehr vom Liberalismus, die eine Folge der Weltkrise von 1875 und der Folgejahre war, auch die Frömmigkeit wieder mehr gepflegt und geehrt wurde. Dies geschah wohl mit ausdrücklicher Berufung auf das Beispiel des Fürsten Bismarck und auf den vom ehrwürdigen Kaiser nach seiner Verwundung getanen Ausspruch »Dem Volke muß die Religion erhalten werden«: Das Stocken des sogenannten Kulturkampfes wurde vielfach als eine Folgerung empfunden. Die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, womit die Zwangsversicherungsgesetzgebung eingeleitet wurde, berief sich ausdrücklich darauf, in der Fürsorge für die Hilfsbedürftigen die rechten Mittel und Wege zu finden, sei »eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens« stehe. Diese Worte konnten darauf rechnen, einen starken Widerhall zu finden, wenn auch kaum einen nachhaltigen. Die christlich-sozialen »Parteien«, evangelische wie katholische, blieben unbedeutend. In den beiden Erlassen des Kaisers Wilhelm II. vom 4. Februar 1890, welche die zweite Phase der Sozialreform im Deutschen Reich einleiteten, wird der Entschluß kundgegeben, die fernere Entwicklung unserer Gesetzgebung in der gleichen Richtung zu fördern, in welcher »Mein in Gott ruhender Großvater sich der Fürsorge für den wirtschaftlich schwächeren Teil des Volkes im Geiste christlicher Sittenlehre angenommen hat«. Es wird nur darauf als auf eine historische Tatsache Bezug genommen. Und der Urheber dieser Erlasse erklärte, wenige Jahre später, christlichsozial für »Unsinn«. In Wahrheit hat sich die Erkenntnis der Notwendigkeit umfassender Sozialreform in der öffentlichen Meinung nicht aus Gründen des Christentums oder aus religiösen überhaupt, sondern aus politischen Gründen festgesetzt, abgesehen von den Gefühlen des Mitleids und der Scham, die bei solcher Erkenntnis mitwirken. Die politischen Gründe sind teils in der Erwägung enthalten, daß die Sozialdemokratie um so wirksamer bekämpft werden könne, wenn man ihre »berechtigten Forderungen« soweit wie möglich erfülle; teils beziehen sie sich auf die Wehrtüchtigkeit, sind also militärischer und nationalpatriotischer Art, teils endlich erwarten sie eine allgemeine Verbesserung der Gesamtkultur von einer Hebung des »vierten Standes« und seiner Eingliederung in die gleichberechtigte Staatsbürgerschaft. Als berechtigte Forderungen aber erscheinen vorzüglich alle jene, die durch Rücksichten der Hygiene und der Moral gerechtfertigt werden, daher — wie schon in den ältesten Daten der Fabrikgesetzgebung — solche zugunsten der Frauen, insbesondere verheirateter Frauen und Mütter, der Kinder und jugendlichen Personen; dazu kommen dann andere Gesichtspunkte, die dafür sprechen, dem Arbeiter ein »menschenwürdiges Dasein« zu sichern: angemessenes Lohneinkommen, Einschränkung der Arbeitszeit, um Muße und Unterhaltung zu gewähren, Beschaffung von Obdach für die Obdachlosen, anständige Wohnung für Familien, besonders für kinderreiche, Bekämpfung des Schlafstellenwesens und vieler anderer Übelstände, die teils den Groß- und In-

dustrieſtädten eigentümlich, teils mit beſonderen Zweigen der Arbeit und Dienſtleiſtung verbunden ſind — allen ſozialen Reformen dieſer Art, die das gegebene Grundverhältnis zwiſchen Kapital und Arbeit nicht weſentlich verändern, iſt die öffentliche Meinung mehr und mehr geneigt geworden, nachdem dieſe Schäden deutlicher zutage getreten und immer öfter erörtert worden ſind.

3. Indem in dieſer Hinſicht, neben und über den chriſtlichſozialen Beſtrebungen, eine weltliche und wiſſenſchaftliche Richtung, die zunächſt als Katheder-ſozialismus angeklagt oder verſpottet wurde, ſteigenden Einfluß auf die Jugend, dadurch auch auf das Beamtentum in Staaten und Gemeinden gewonnen hatte, mußte dies allmählich auch die öffentliche Meinung in bezug auf die Sozialdemokratie aufklären und verdünnen. Weſentlich trug dazu bei ein ſo erhabenes Beiſpiel, wie es der junge Kaiſer durch ſeine Februarerlaſſe und durch die Berufung einer internationalen Arbeiterſchutzkonferenz zu geben kühn genug war, wenn auch die Wirkung ſtark vermindert wurde dadurch, daß es mit der Trennung von dem weltberühmten Reichskanzler verbunden war, für den die öffentliche Meinung entſchieden Partei nahm gegen den Kaiſer. Vollends wurde dann die Wirkung abgeſchwächt durch die Entlaſſung des preußiſchen Handelsminiſters v. Berlepſch im Juni 1896, die als eine Abkehr von der Sozialreform verſtanden werden mußte, wie denn dieſe auch in anderen Tatſachen um die Mitte des letzten Jahrzehnts — wiederum war es in einer Zeit wirtſchaftlicher Kriſenſtimmung — ſich offenbarte. Gleichwohl war die ſozialreformeriſche Stimmung ſo ſtark geworden, daß ſie ſich nicht wieder unterdrücken ließ: ſie äußerte ſich a) in der Begründung einer Geſellſchaft für ſoziale Reform, an deren Spitze die Autorität des genannten ehemaligen Miniſters ſich ſtellte, b) darin, daß der Verein für Sozialpolitik, der inzwiſchen ſeinen urſprünglichen Charakter eingebüßt hatte, doch jener Stimmung und daraus hervorgehender wiſſenſchaftlicher Arbeit wenigſtens wieder freiere Bahn gewährte, c) in der Begründung neuer ſozialpolitiſcher und die Kenntnis der Tatſachen des ſozialen Lebens in der Arbeiterbewegung fördernder Zeitſchriften, wie des »Sozialpolitiſchen Zentralblatts«, der »Blätter für ſoziale Praxis«, des »Archivs für ſoziale Geſetzgebung und Statiſtik«, der »Hilfe« uſw., d) darin, daß eine neue, wenn auch ſchwach bleibende Partei unter Leitung eines bedeutenden Mannes ſich bildete, die nationale Ziele mit ſozialen verbinden wollte, von ihrer Mutter, der evangeliſch-ſozialen Richtung, durch politiſchen Geiſt ſich ſcharf unterſcheidend, e) daß die Freiſinnige Partei, die mehr oder minder rein den alten wirtſchaftlichen Liberalismus vertreten hatte und ſo freilich den auf Selbſthilfe beruhenden Organiſationen gewerkſchaftlicher und genoſſenſchaftlicher Art grundſätzlich keinen Widerſpruch entgegenſetzen konnte, nunmehr auch die Unentbehrlichkeit der »Staatshilfe« anzuerkennen genötigt war. Sie war dazu genötigt unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, und daß ſie es tat, wirkte in gleichem Sinne auf die öffentliche Meinung zurück. Ebenſo die damit in Verbindung ſtehende, nur dadurch mögliche Auffaugung einer kleinen »nationalſozialen« Parteigruppe. Wenn dieſe auf unmittelbare politiſche Betätigung verzichtet und ſich darauf beſchränkt hätte, aufklärend und belehrend zu wirken, ſo wäre freilich ihr Einfluß gerade auf die öffentliche Meinung weit ſtärker und nachhaltiger geworden, f) wie in allen Wandlungen vorherrſchender Denkungsart, ſo

macht sich auch in diesem Falle der Aufstieg einer neuen Generation geltend, die, wie stark auch durch die vorhergehende ältere bestimmt, zugleich neuen Ideen und neuen Idealen huldigt. Daß die liberalen Gedanken verblaßten und die entsprechenden Neuerungen der inneren Politik sich nicht zu bewähren schienen, kam zwar überwiegend konservativen, aber doch zu einem guten Teil auch sozialistischen Gesinnungen zugute. So etwas wie »soziales Empfinden«, ein sympathisches Verständnis für die Leiden der unteren Gesellschaftsschichten und ihre Versuche, sich davon zu befreien, wurde ebenso wie vermehrte Kenntnis der Tatsachen des sozialen Lebens und der sozialen Entwicklung mehr und mehr den Gebildeten zur Pflicht gemacht.

4. Nicht geringen Einfluß darauf hat auch der vermehrte Druck des Kapitalismus auf das mittlere Bürgertum und die in ihm beruhende Beamtenschaft ausgeübt. Wenngleich diese Schichten selber am Kapitalismus beteiligt sind und mit ihm stark zusammenhängen, so fühlen sie doch mehr und mehr ihre Ohnmacht gegenüber dem kartellierten und syndizierten »Großkapital«. Und dazu trägt wieder bedeutend bei das Wachstum einer in ihnen beruhenden Kategorie von »Angestellten« der Industrie und des Handels, die allmählich erkennen müssen, daß ihre Anstellung nicht mehr eine Stufe, sondern eine lebenslängliche Berufsstellung ist. Es gibt eine Angestelltenbewegung und bedeutende Anfänge einer gewerkschaftlichen Vereinigung, wovon 1878, als dieser »neue Mittelstand« noch nicht in nennenswertem Umfang vorhanden war, keine Rede sein konnte. Im gleichen Sinne dürfte die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen, besonders diejenige junger Mädchen des gebildeten Mittelstandes, gewirkt haben. Und im Zusammenhang mit allen diesen Momenten steht, wenn auch praktisch nur im Gegensatz zu einer besonderen Kategorie des Kapitals, dem der Hausbesitzer und Haus-Hypothekengläubiger, die Bewegung für »Bodenreform«, die immer weitere Kreise der Mieter, als der Konsumenten der Wohnungsware, und des städtischen Beamtentums zur Erkenntnis über den wesentlichen Antagonismus der kapitalistischen Gesellschaft drängt. In England, wo das absolute und riesenhaft ausgedehnte Eigentum am Boden noch immer die feste Grundlage einer aristokratischen Gesellschaftsverfassung bildet, hat diese Bewegung ebenso tiefe Wurzeln wie in den Vereinigten Staaten und anderen Kolonialländern, wo die unbegrenzte Spekulation mehr und mehr dieser wesentlichen Basis aller freien Arbeit sich bemächtigt hat und Henry George mit großem Erfolg ihr eine theoretische Form verlieh. Daß sie auch in Deutschland zu einer erheblichen Bedeutung herangewachsen ist, war hauptsächlich dem sittlichen Ernst und Eifer Adolf Damaschkes zu verdanken, der sich der Unterstützung von Politikern und Sozialökonomen, unter denen Adolf Wagner hervorragt, erfreute und mit Beredsamkeit und Geschick die öffentliche Meinung wenn nicht völlig für die Sache zu erobern und zu befestigen, so doch in lebhaften Fluß des Strebens zu setzen verstanden hat.

5. Durch das Wachstum und die Vermehrung der Aktiengesellschaften, durch das Aufkommen der Kartelle, durch die Herrschaft der Spekulation und die Krisen, die sie im Gefolge hat, gelangte es mehr und mehr zum allgemeinen Bewußtsein, daß nicht sowohl oder doch nicht allein, wie die umlaufende Lehre und Rechtfertigung des Kapitalismus behauptet, die Tüchtigkeit und der Geist individueller Unternehmer, sondern in erster Linie das un-

persönliche Kapital Träger des Systems ist, daß in ihm schon die Arbeit gesellschaftlich organisiert worden ist, aber nicht zum Vorteil der Gesamtheit und des Staates, sondern zum Vorteil der zumeist anonymen Eigentümer des Kapitals, und daß die Verstaatlichung, auch wenn sie nach wie vor Produktion oder Verkehr in der Absicht auf Gewinn betreibt, diesen Gewinn doch irgendwie dem allgemeinen Nutzen dienstbar macht.

6. Endlich mußte zur Milderung des öffentlichen Urteils über die Sozialdemokratie auch der Umstand beitragen, daß sie selber milder wurde. Dadurch, daß ihre Vertretung in den Staaten und Gemeinden wie im Reiche wuchs, war sie genötigt, den praktischen Aufgaben sich mehr zu nähern und deren Schwierigkeiten kennenzulernen; bei ernsten Naturen mußte der Sinn für Verantwortung der Politik dadurch gehoben werden. Auch die Presse ging mehr und mehr von Deklamationen zu sachlichen Erwägungen über, die auch früher nicht gefehlt hatten, aber leichter übersehen werden konnten. Im gleichen Sinne haben die außerpolitischen Organisationen auf die Politik zurückgewirkt. Damit hing wieder die tatsächliche Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen nahe zusammen, die in erster Linie der ungeheuren Vermehrung des deutschen Nationalwohlstands infolge der Ausdehnung seiner großen Industrien und seines Außenhandels, sodann der Sozialreform selber, endlich den eigenen Bestrebungen der Arbeiterschaft zu verdanken war. Nun mündete aber diese Veränderung und Verbesserung auch in einer »Mauserung« der Partei, die unter dieser Bezeichnung schon vor dem Ausnahmegesetz oft erwartet wurde und die öffentliche Aufmerksamkeit stark auf sich zog. Wenn das — nach dem Falle des Sozialistengesetzes vereinbarte — Programm der Partei eine Verschärfung und Verhärtung des theoretischen Standpunktes in sich schloß, so machte sich wenige Jahre später das Verlangen nach einer »Revision« dieser Grundsätze geltend, und wenn sie auch nicht durchdrang, so blieb doch ein starker, den »Revoluzern« und »Radikalinskis« sehr kritisch gegenüberstehender Flügel, der in den gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Kreisen seine stärksten Stützen hatte und für Besonnenheit und praktische politische Tätigkeit unablässig eintrat.

Von den alten Vorwürfen gegen die Partei erwies sich als der zäheste und nachhaltigste derjenige, der ihr den Mangel an Patriotismus, die »Vaterlandslosigkeit« Schuld gab. In der militärfeindlichen Gesinnung wurde eine Gefahr für das Heer erblickt, die Anklage wegen Internationalität verstärkte sich um so mehr, je schärfer die Gegensätze zwischen dem Deutschen Reich und anderen Großmächten sich zuspitzten, was um die Wende des Jahrhunderts und dann während des neuen Jahrhunderts in wachsendem Maße geschehen ist. Das Wort des Kaisers wider die »vaterlandslosen Gesellen« (1895) fand in der öffentlichen Meinung einen lebhaften Widerhall. Gesetzgeberische Versuche, die als »kleine Sozialistengesetze« die Partei von neuem ins Herz treffen sollten, scheiterten zwar an den Verhältnissen der Parteien und auch an der verdünnten öffentlichen Meinung, um so mehr aber fand der Gedanke Anklang, durch andere Mittel die Ausbreitung einzudämmen. So fand der »Reichsverband gegen die Sozialdemokratie«, im Mai 1904 begründet, einen fruchtbaren Boden für seine mit mannigfachen Mitteln in lebhaftester Weise betriebene Agitation. Er erblickte seine Aufgabe lediglich in der Bekämpfung der inter-

nationalen »volks- und vaterlandsfeindlichen Sozialdemokratie und in der Aufklärung der großen Masse der Arbeiterschaft durch Wort und Schrift«. In den Aufrufen wurde mit Vorliebe der Ausdruck »gemeinsames Vorgehen gegen den roten Feind« gebraucht, er wollte alle »bürgerlichen« oder »staatserhaltenden« Parteien vereinigen. Durch den (im Grunde undeutschen) Gebrauch des Wortes »bürgerlich«, der journalistisch auf beiden Seiten gepflegt wurde, war ein neues Symbol geschaffen, das die politisch Gläubigen von den Ketzern schied.

Außenpolitische Rundschau

Unsere Machtposition — Der unbequeme Sieg — Die Aufgabe von Genua — Die Situation in England und Frankreich — Die zwangsweise Umstellung der Alliierten

Im Laufe der letzten fünf Jahre haben sich in unserem alten und ewig jungen Europa, das heute zwar die übrige Welt nicht mehr regiert, aber mehr als je beherrscht, die ungeahntesten Ereignisse vollzogen, die in ihrer Folge besonders die Beziehungen der Länder zueinander nicht nur von Grund auf geändert, sondern in gärende Bewegung gebracht haben. In den Zustand der größten Unsicherheit und damit in die Möglichkeit der größten Erfolge sind die außenpolitischen Beziehungen Deutschlands versetzt.

Es ist überflüssig, die Ursachen und Ereignisse aufzuzählen, die Deutschland zu dem politisch von anderen Mächten am meisten abhängigen Staate gemacht haben, zugleich aber seine wirtschaftliche Vormachtstellung, trotz der Abgabe der Kohlen-, Eisen- und Kaligruben von Elsaß-Lothringen, dem Saargebiet und Oberschlesien, auf dem zerstückelten Kontinent noch verstärkt haben. In der von einer Wirtschaftskrise ohnegleichen verheerten Welt kann Deutschland seine politische Machtstellung nur durch seine Wirtschaft konsolidieren. Dazu sind aber gewisse Voraussetzungen notwendig. Die erste und wichtigste Bedingung ist, daß wir unsere Wirtschaft nicht der Herrschsucht der Industrieherzöge, der Unproduktivität des Spekulantentums und der Inflationspolitik der Banken ausliefern. Unsere Wirtschaft kann uns ebenso nützlich sein, wie sie uns jetzt schädlich ist, wenn wir sie organisieren und der demokratischen Kontrolle unterstellen. Heute, wo die Welt nach einem Retter aus der wirtschaftlichen Not schreit, bald die Vereinigten Staaten anfleht, bald auf England hofft, immer wieder aber nach Deutschland schielt, heute hätte das wirtschaftliche Organisationstalent, mit dem wir uns immer gebrüstet haben, ein ungeahntes und ungemein dankbares Betätigungsfeld. Wir aber lassen die Dinge resigniert laufen, wie sie wollen, und scheinen nur einen Wunsch zu haben: uns von jeder wirtschaftlichen Organisationsarbeit zu drücken, vor allem aber von jeder öffentlichen Initiative.

Zu dieser allgemeinen geistigen Müdigkeit, die den Leuten mit dem großen Appetit freie Bahn läßt, kommt noch unser altes Übel, der Mangel an politischem, besonders aber an außenpolitischem Sinn und das fast völlige Fehlen des geschichtlichen Gefühls.

Die Engländer und die Franzosen, die uns in diesen beiden Punkten überlegen sind, zittern bei dem Gedanken an die fast unbegrenzten Möglichkeiten, die die Politik von Versailles Deutschland geöffnet hat. Das mag für deutsche Ohren mindestens paradox klingen, weil wir uns einreden ließen, daß »heute« nur das Land eine politische Macht ist und sein kann, das über »Macht« im militaristischen Sinne verfügt. Nun meint aber schließlich jedermann, daß die Hanse, um ein uns geographisch und national naheliegendes Beispiel aus der Geschichte heranzuziehen, in diesem Sinne nur eine geringe Macht hatte, während ihr Einfluß ein unverhältnismäßig größerer war. Wie ungleich größer müßte heute der Einfluß einer

geographisch so zentralen, wirtschaftlich so entwickelten und politisch so einheitlichen Macht wie Deutschland sein, heute, wo die ganze Welt sozusagen nur eine Wirtschaftsgemeinde bildet, mit unendlich verwickelten, entwickelten und entwicklungsfähigen Bedürfnissen, wenn diese Macht wirtschaftlich organisiert wäre. Die Angstmeierei der Franzosen, die uns als methodischer Wahnsinn erscheint, ist erklärlich, weil die Franzosen die Deutschen ebensowenig kennen wie die Deutschen die Franzosen, andernfalls wüßten sie, daß wir wirtschaftlich zu müde und politisch zu wenig weitblickend sind, um auch nur einen Bruchteil der Möglichkeiten auszunutzen, die die Alliierten durch die Zerstörung Europas geschaffen haben.

* * *

Wir denken natürlich an Genua, wenn wir diese Zeile schreiben, die vielleicht den geborenen Pessimisten zu pessimistisch scheinen mögen, obwohl sie einen unverbesserlichen Optimisten zum Verfasser haben. Aber wer sollte nicht verzweifeln angesichts der Tragikomödie des deutsch-russischen Vertrags? Wir nannten diesen ein Meisterstück. Wir sind heute eher geneigt, ihn mit jener Eichel zu vergleichen, die von einem blinden Borstentier gefunden wurde.

Woran erkennt man, ob eine Schlacht verloren oder gewonnen ist? Einzig und allein an der Räumung der zu Beginn der Schlacht eingenommenen Stellungen. Der Sieg beziehungsweise die Niederlage sind um so größer, je mehr der Sieger durch unermüdliche Verfolgung des Feindes diesen zur Aufgabe von Terrain zwingt. Es ist uns kein Beispiel bekannt, wo ein Feldherr einen entscheidenden Sieg geradezu mühelos, einfach durch ein Umgehungsmanöver erringt und dann unter Entschuldigungen ob der Störung sich auf seine alten Stellungen zurückzieht.

Ungefähr diesen Eindruck gewinnt man aber von der Haltung unserer Delegation in Genua nach dem Abschluß des deutsch-russischen Vertrags. Man vergegenwärtige sich einmal die Situation zunächst in ihren einfachen und großen Zügen. Auf Betreiben Englands berufen die Alliierten nach Genua eine internationale Wirtschaftskonferenz ein, angeblich um Rußland und Deutschland wirtschaftlich wieder auf die Beine zu stellen, in Wirklichkeit — und diese Wirklichkeit ist ja handgreiflich —, um sich selbst zu helfen. Das Widerstreben Frankreichs, das den Eifer Englands nur wirksam ergänzt, erklärt sich, ebenso wie die »englandfreundliche« Haltung Italiens, vor allem aus innerpolitischen Erwägungen, aber auch aus der unterschiedlichen Stärke der Wirtschaftskrise in diesen Ländern, aus ihrer verschiedenen wirtschaftlichen Konstruktion und schließlich aus ihrer verschiedenen außenpolitischen Konstellation. Ohne uns jedoch in die Untersuchung dieser Differenzen zu verlieren, deren Bedeutung keineswegs mißachtet, aber auch nicht überschätzt werden darf, können wir festhalten, daß die Alliierten sich durchaus einig waren über das zu erreichende Ziel: ihre eigene Rettung durch die Rettung des Zerstörungswerks von Versailles auf dem Wege der wirtschaftlichen »Erschließung« Rußlands durch Deutschland und der Überleitung des Gewinns der deutschen Arbeit in die Kassen der Alliierten. Zu diesem Zwecke waren gewisse Vorbedingungen zu schaffen:

1. Die Stellung Rußlands unter die finanzielle Oberhoheit der Alliierten.
2. Die Anerkennung der Schuldenrechnung der Alliierten durch Sowjetrußland.
3. Die Übergesetzstellung der Ausländer in Rußland.
4. Die Einbeziehung Deutschlands in das internationale »Konsortium« zur Ausbeutung Rußlands.

Der deutsch-russische Friedensvertrag hat die ersten drei dieser Bedingungen mit einem Schlage vernichtet. Damit fiel aber auch die Konsequenz, die die Alliierten aus der vierten Bedingung zu ziehen gedachten. Somit war die Konferenz von Genua, wie Barthou sich äußerte, gegenstandslos geworden. In Wirklichkeit bestanden aber alle die Nöte, die Alliierte und Neutrale nach Genua geführt haben,

in ungeschwächter Kraft weiter. Die »Gefahr« bestand nur bei den Alliierten. Sie waren durch das deutsch-russische Umgehungsmanöver zur Preisgabe ihrer Stellungen gezwungen worden. Man kann also den Zorn und die Entrüstung der Alliierten über die »Unehrlichkeit« und »Hinterhältigkeit« der Deutschen und der Russen — vor allem der Deutschen — durchaus verstehen. Sie waren in der eigenen Schlinge gefangen worden.

Man hat viel gemunkelt und vermutet über den Grad der gemachten oder der »ehrlichen« Entrüstung« von Lloyd George, der angeblich so fürchterlich entrüstet tat, um die Franzosen an der Abreise zu verhindern. Wir verzichten darauf, Lloyd George psychologisch ergründen zu wollen; wir glauben aber, daß man bei einiger Kenntnis der innerpolitischen und wirtschaftlichen Lage Englands und Frankreichs die Entrüstung von Lloyd George und die spöttische Ruhe von Barthou ganz natürlich finden wird. Lloyd George steht vor Neuwahlen und braucht also eine zugkräftige Wahlparole und opferbereite Geldgeber zur Führung »seiner« Wahlkampagne. Er gedachte sich diese Wahlparole und diese Opferbereitschaft — die sich bei Gewinnmöglichkeiten immer einstellt — in Genua zu holen. Wenn aber Genua »aufflog«, wo blieb dann Lloyd George?

Bei Barthou lag die Sache anders. In Frankreich sind erst Ende 1923 Neuwahlen. Barthou war schon zu oft Minister, um die Illusion hegen zu können, bis zum November 1923 Mitglied des Kabinetts Poincaré zu bleiben. Näher als die Neuwahl liegt die nächste Diskussion in der Kammer des nationalen Blocks. Was wären da die Tardieu, Mandel, Klotz, Daudet und wie die traurigen Ritter des nationalen Blocks sonst noch heißen mögen, sie, die den Vertrag von Versailles geschluckt haben, neben einem Barthou, der stolz verkünden könnte, er habe die Konferenz von Genua auffliegen lassen! Vielleicht würde diese Kammer dann auch für Barthou wie für weiland Clémenceau erklären, daß er »bien mérité pour la Patrie«, sich für das Vaterland wohlverdient gemacht habe. Und was kann ein Südfranzose vom Schlage Barthou sich mehr wünschen? Er wäre der Wiederwahl bis ins dritte und vierte Geschlecht sicher.

* * *

Man hat nun zunächst den Deutschen die in ihrer Unverfrorenheit äußerst komische Zumutung gemacht, sie sollten den Vertrag sofort rückgängig machen. Um ganz ehrlich zu sein, hatten wir vierundzwanzig Stunden lang wirklich Angst, die deutsche Delegation könnte auf das fürchterliche Indianergeheul der Alliierten, die in allen Tonarten brüllten: »Haltet den Dieb!«, hereinfallen. Diese Angst hatte ihren Ursprung in der rätselhaften Unbeholfenheit, mit der sich die deutsche Delegation und Presse benahm — richtig gesagt, in dem allseitig anerkannten Versagen des deutschen Propagandadienstes.

Zunächst war den deutschen wie den Journalisten der anderen Länder die schweigsame Unbeholfenheit der Deutschen mysteriös erschienen. Man dachte an Moltke, der bekanntlich ein »großer Schweiger« gewesen sein soll, in dessen Interesse es aber gelegen hätte, diese Schweigsamkeit bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Als dann die Bombe platzte, war man vierundzwanzig Stunden sogar allgemein überzeugt, daß dieses Schweigen bisher nur ein großes taktisches Manöver gewesen wäre. Diese Illusion ist schnell verflogen. Statt der Ziethenschen Husaren, die den Rückzug der Alliierten in eine Flucht verwandelt hätten, kamen Unschuldsbeteuerungen, Entschuldigungsbesuche — und sonst nichts. Doch! Man hob freudig rühmend hervor, daß der Erzbischof von Genua in seiner Osterpredigt den Reichskanzler lobend erwähnt hat. Darob war große Freude in Israel, vom »Berliner Tageblatt« bis zur »Frankfurter Zeitung«.

Aber vielleicht ist es besser, wir enthalten uns in Genua, dieser unvergleichlichen Gelegenheit, Propaganda zu machen und der Welt das Schauspiel unserer In-

feriorität in der psychologischen Einstellung auf die Denkungsweise fremder Völker zu geben. Wir enthielten uns nicht nur jeder Propaganda, ja jeder Antwort auf die letzte Note der Alliierten; wir erklärten bescheiden, daß uns die weiteren Verhandlungen über die russischen Angelegenheiten nicht interessieren, entschuldigten uns wegen der Störung und zogen uns bescheiden in die Ecke der unartigen Kinder zurück.

* * *

Ob unsere Vertreter ernsthaft geglaubt haben, daß Lloyd George entschlossen war, eventuell die Konferenz auffliegen zu lassen, wenn die Deutschen ihren offenbar von ihnen ganz unerwarteten Bombenerfolg ausnutzten? Das wäre eine bedauerliche Verkennung der Motive, die Lloyd George nach Genua geführt haben. Wir sagten schon, daß Lloyd George vor allem zunächst eine zugkräftige Wahlparole braucht und seine wacklig gewordene Stellung befestigen muß. Vor drei Jahren hieß die Wahlparole: »Hängt den Kaiser und laßt sie (die Deutschen) zahlen.« Nun soll es ungefähr heißen: »Frieden auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen!« Und wenn der Regierungsvertreter der englischen Bourgeoisie Younger oder Balfour oder Asquith hieße, würde die Lage Englands und Europas dadurch nicht im mindesten geändert. Nichts beweist dies deutlicher als die Umstellung der Alliierten, nachdem ihr Plan durch den deutsch-russischen Vertrag unausführbar geworden war. Selbst in der Frage des geheiligten Privateigentums gab Lloyd George nach, um das Privateigentum — in England vor einem möglichen Siege der Arbeiterpartei zu schützen. Von der Finanzkontrolle und den Kapitulationen ist überhaupt keine Rede mehr. Wir haben wohl gesiegt, aber die Alliierten können weiter als Sieger und Diktatoren auftreten! J. S.-J.

Waisenhaus- oder Familienpflege?

Von **Paul Seyer**, Stellvertretender Erziehungsdirektor

Die Ausführungen des Artikels »Waisenhaus- oder Familienpflege« von Eduard Gräf (Neue Zeit, 40. Jahrgang, 1. Band, Nr. 13) konnten mich von dem Vorzug der Familienpflege vor der Anstaltspflege nicht überzeugen. Der natürliche Boden für die Erziehung der Kinder ist selbstverständlich die Familie. Hier lernen die Kinder das Leben in seiner vielseitigen Mannigfaltigkeit kennen, gewinnen allmählich das Rüstzeug für ihre spätere Selbstständigkeit und gelangen gleichmäßig zu körperlicher, geistiger und sittlicher Entwicklung. An Freud' und Leid, an guten und schlechten Zeiten, an Krankheit und Tod in der Familie nehmen sie ihren Teil. Was sie für das Leben brauchen, wie sie sich den Wechselfällen des Lebens gegenüber zu verhalten haben, wird ihnen hier unbewußt, allmählich, aber stetig anerzogen. Durch den Besuch der Schule kommen sie mit Kindern aus anderen Verhältnissen in Berührung und lernen die sozialen Unterschiede kennen. Ideal wäre es deshalb, wenn wir unsere Waisenkinder nur Familien anzuvertrauen brauchten. Voraussetzung müßte aber sein, daß die Kinder in solchen Familien wirklich wie Kinder der eigenen Familie betrachtet und erzogen würden.

Hier aber setzen meine Bedenken gegen die Familienerziehung ein. Nur in zwei Fällen könnte man als gewiß annehmen, daß die fremden Kinder den eigenen gleichgeachtet werden, nämlich dann, wenn wirklicher Edelmut die Triebfeder zur Aufnahme eines Waisenkindes ist, und ferner dann, wenn das Kind möglichst schon im Säuglingsalter den fremden Mutterhänden anvertraut wird, wo mit der Arbeit für das Kind und der Sorge um sein Wohl die Liebe im Herzen der Pflegemutter wächst. Im Alter von 9 bis 14 Jahren, wo schon ein Stück Persönlichkeit im Kinde steckt, hat es bereits einen gewissen Erfahrungskreis erworben, der es zwingt, diesen

Schatz an Erfahrungen mit den neuen Eindrücken der anderen Umgebung erst wieder in sich zu verarbeiten, wodurch bei ungeduldigen Pflegeeltern oft bald mißliche Verhältnisse entstehen; denn nur wenige nicht berufsmäßig vorgebildete Menschen sind zur Erziehung fremder Kinder geeignet.

Fühlt die Familie für den Pflegling nicht wie für das eigene Kind, dann wird dieser sicher zu gewissen Zeiten trotz aller Selbstbeherrschung und guten Absicht der Pflegeeltern den kalten, fremden Zug mit kindlichem Feingefühl herausfühlen und nie ganz heimisch, nie ganz vertrauend werden. Dem Kinde strahlt nicht die Sonne reinster Nächstenliebe. Eine Saite seines Herzens wird tonlos bleiben, klingt nicht an, rostet, verhärtet. Eine sonnige Kindheit aber gibt meist sonnige Menschen. Die Wärme, die der Mensch aus der Kindheit ins spätere Leben mitbringt, bildet ein Reservoir, aus dem er immer wieder schöpfen kann, wenn ihn das Leben hart anpackt. Und gerade das ist's, was meiner Meinung nach vielen unserer Waisenkinder in der Familienpflege fehlt. Pflegeeltern, die aus Edelmut eine Waise aufnehmen, werden den rechten Weg zum Herzen des Kindes finden. Hier ist es gut aufgehoben. Sie sehen das Kind als ihr eigenes an.

Da sind kinderlose Leute, die sich einsam fühlen, denen das Glück des Kindersegens versagt blieb und voraussichtlich auch nicht gewährt werden wird; sie nehmen sich eines Waisenkindes an. Tun sie es im Anfang nur des Kindes wegen? Und doch würde ich dahin im Gegensatz zu Eduard Gräf gern Kinder geben; denn schon die Sehnsucht der Leute nach dem Kinde zeugt von warmem Herzen, und bald wird hier das Kind sich im Herzen der Eltern die Stellung erworben haben, die nötig ist, um seinen Aufenthalt segensreich zu gestalten. Dagegen fällt die Gefahr der einseitigen Erziehung des einzigen Kindes gar nicht ins Gewicht. Zuviel Liebe schadet unseren Waisenkindern nicht in dem Maße, wie zu wenig.

Andere Familien suchen zu dem einzigen Kinde, das sie haben, einen Spielgefährten. Ganz selbstlos ist das zwar auch nicht. Es gehört schon ziemlich feine Herzensbildung und strenges Gerechtigkeitsgefühl dazu, das eigene Kind dem fremden nicht vorzuziehen; doch wäre auch hier noch die Möglichkeit einer guten Unterkunft bei sorgfältigster Auswahl gegeben.

Ganz anders aber steht es bei den Familien, die selber zwei und mehr Kinder ihr eigen nennen. Wenn nicht Edelmut sie zur wohltätigen Handlung treibt — und dem begegnet man in unserer materiellen Zeit nicht allzu oft —, dann liegen dem Wunsche nach Zuteilung eines Waisenkindes sicher selbstsüchtige Motive zugrunde. Das Kind soll zu irgendeinem Zwecke verwendet werden: entweder zur Beaufsichtigung kleinerer Kinder, zu Botengängen, zum Hüten, mit einem Worte: die kleine Arbeitskraft wird gebraucht. Daher auch die außerordentliche Nachfrage nach zehn- bis vierzehnjährigen Schulmädchen, die bei weitem nicht befriedigt werden kann. Was sich in solchen Fällen an Bitterkeit in dem Kinde anhäuft, das verliert sich im ganzen späteren Leben nicht. Dabei können es die Kinder in bezug auf ihre äußeren Verhältnisse vielleicht recht gut haben. Sie werden gut genährt, und doch fehlt ihnen das Wichtigste, was zur Ausbildung ihres Innenlebens notwendig ist und was sie selbst im Alter noch glücklich auf ihre Kindheit zurückschauen lassen würde: die Nächstenliebe.

Bei aller sachverständigen und warmherzigen Aufsicht durch die Jugendpfleger und -pflegerinnen kann die wahre Erziehung des Kindes in der fremden Familie sehr selten richtig bewertet werden. Gerade die Pflege des kindlichen Innenlebens entzieht sich zum großen Teil der Kontrolle. Es ist wie bei der Revision einer Schulklasse durch den Schulinspektor. Was die Kinder an festem Wissen und Geistesgewandtheit bei dem Lehrer erworben haben, kann der Revisor vielleicht beurteilen, was der Lehrer aber aus seinem Innern zur Ausbildung der Seele des Kindes gegeben hat, welches intime Band Lehrer und Kinder verknüpft, zeigt sich der äußeren Kritik nicht und ist doch häufig wichtiger als aller Lernkram, bildet eigentlich die Hauptarbeit des Lehrers, der nicht nur Wissensvermittler sein will.

Außerdem ist die Zahl der Jugendpfleger bei der Vielseitigkeit der Aufgabe und der Belastung mit schriftlichen Arbeiten recht knapp bemessen. Kennt ein Jugendpfleger in Frankfurt a. M. wirklich alle seiner Kontrolle unterstehenden Waisenkinder? Ich möchte mit den vorhergehenden Ausführungen beweisen, daß für die große Zahl unserer Waisenkinder bei weitem nicht genügend geeignete, edelmütige Familien gefunden werden können und daher die Unterbringung in gute Anstalten unbedingt erforderlich ist. P. Hirsch ist sicher nicht ohne wohlerwogene Gründe zu seiner Stellungnahme gelangt: »Den Vorzug verdient zweifellos die geschlossene Waisenpflege, das heißt die Unterbringung in Waisenhäusern, die es sich zur Aufgabe machen, den Kindern eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen.«

Nur in solche Waisenhäuser dürfen selbstverständlich die Kinder gegeben werden und nicht in die von Eduard Gräf so furchtbar ausgemalten. Sollten wirklich noch derartige Kindergefängnisse bestehen, dann wäre es höchste Zeit, in sie hineinzuleuchten und entweder das ganze Erzieherpersonal als ungeeignet hinauszutreiben oder eine Aufnahme von Kindern in solche Anstalten von Staats wegen zu verbieten. Eduard Gräf würde sich sicher tiefsinnigsten Dank bei den armen Kindern und bei allen für Kinder warm empfindenden Menschen verdienen, wenn er nicht allgemein anklagen würde, sondern solche Anstalten durch Bekanntgabe von Tatsachen an den Pranger stellte.

Eine schlecht geleitete und organisierte Anstalt wirkt selbstverständlich gefährlich. Aber es ist doch dem Staat beziehungsweise den Städten Gelegenheit gegeben, hier die rechten Menschen mit jugendlichem Herzen an die rechte Stelle zu setzen, die ungeeigneten zu beseitigen. Der Leiter eines Waisenhauses muß selbstverständlich ein Herz voller Liebe auch für die moralisch minderwertigsten seiner Waisenkinder haben. Seine eigene Kinderzeit muß ihm noch lebhaft vor Augen stehen; er muß die Fähigkeit besitzen, sich in die Kindesseele hineinzuversetzen. Selbstentäußerung muß man von ihm verlangen. Bei ihm, der der Vater so vieler Kinder ist, darf die eigene Familie erst an zweiter Stelle kommen; sein Denken, Fühlen und Wollen muß dauernd dem Wohle der ihm Anvertrauten gewidmet sein. Voraussetzung ist natürlich gründliche pädagogische und psychologische Durchbildung. Sein Vorbild wirkt dann durch die Tat allein schon auf seine Mitarbeiter, bei deren Auswahl er das entscheidende Wort spricht. Leiter, Erzieher und Lehrer werden sich bei ihrer Tätigkeit immer die Fragen vorlegen: Wie würdest du dich deinen eigenen Kindern gegenüber verhalten? Was fehlt den mir anvertrauten Waisenkindern gegenüber den Kindern meiner eigenen Familie? In solcher Anstalt wird Freiheit und Frohsinn, nicht dumpfer Zwang und Gleichförmigkeit herrschen.

Da wissen und fühlen die Kinder, daß sie ein Recht darauf haben, in ihrer Häuslichkeit, in ihrem Garten, auf ihrem Spielplatz, in ihrer Schule, mit einem Wort: in ihrem Zuhause zu sein. Mit den Kameraden verbindet sie ein geschwisterliches Zusammengehörigkeitsgefühl, mit ihrem Anstaltsleiter, mit ihren Lehrern, mit der Hausmutter ein festes Familienvertrauen. Ich kann in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht alle Vorzüge und Nachteile des Anstaltslebens klarlegen und gegeneinander abwägen, doch bin ich der festen Überzeugung, daß diese Anstaltserziehung in vielen Fällen der Familienpflege vorzuziehen ist.

Die Städte sträuben sich hauptsächlich aus finanziellen Gründen dagegen, da die Anstaltserziehung für sie teurer ist. In Wirklichkeit beansprucht auch das Pflegekind höhere Kosten, als der Pflegegeldsatz beträgt, nur sind diese Kosten weniger sichtbar. Sie werden zum Teil von der Gemeinde, zum Teil vom Staate, dessen Schule das in Pflege gegebene Waisenkind besucht, zum Teil von den Pflegeeltern, die mit dem kleinen Pflegegeld selbstverständlich das Kind nicht erhalten können, zum Teil oft von dem Kinde selbst getragen, das den Pflegeeltern beim Erwerb auf irgendeine Weise mit seinen kleinen Kräften zum Ausgleich für die Leistungen der Pflegeeltern helfen muß. Gerade den Ärmsten gegenüber, denen die köstliche Elternliebe fehlt, die uns, die wir Eltern haben oder in unserer Kindheit gehabt haben, als

etwas so Selbstverständliches erscheint, gerade denen gegenüber hat die Allgemeinheit die Pflicht, ihnen nach Möglichkeit einen dem Elternhaus sich nähernden Ersatz zu bieten ohne Rücksicht auf die Kosten. Dieser Ersatz findet sich zunächst in einer auf Edelmut ruhenden Familienpflege und, da diese Pflegestellen sicher nicht ausreichend vorhanden sind, in einer guten Anstaltspflege.

Literaturgeschichtliche Schriften

In letzter Zeit ist aus deutschen Federn eine Reihe kleinerer Beiträge zur Literaturgeschichte erschienen. Einige von ihnen verdienen, auch an dieser Stelle angezeigt zu werden. Zunächst die in der bei Dürr & Weber in Leipzig erscheinenden Zellenbücher-Sammlung enthaltene »Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde«. Ihr Verfasser ist Klabund, dessen ähnlich gearetes geistreiches Büchlein über die deutsche Literatur ich im April 1920 hier anerkennend besprach. Das gleiche Lob verdient auch das vorliegende Buch. Ohne Zweifel war es eine recht schwierige Aufgabe, die gesamte Weltliteratur auf 110 Seiten vor dem Leser auszubreiten: indes Klabund denkt nicht daran, all den Wust und toten Kram, der von Jahrhundert zu Jahrhundert mitgeschleppt wird, mit philologischer Gewissenhaftigkeit zu registrieren. In großen, die Eigenart von Land und Leuten geistreich andeutenden Strichen gibt er ein knappes Bild der wesentlichsten Dichtungen. Natürlich ist alles eng zusammengedrängt, manches, was wir gern sehen möchten, auch gar nicht berührt. Doch man vergesse nicht: Klabund will nur allgemeine Linien festhalten und durch diese anregend wirken. Wenn auch in dem Büchlein hier und da ein kleiner Schnitzer enthalten ist, wer einen geistreichen und amüsanten Führer in jene außerdeutschen Bezirke sucht, der greife getrost zu dem flott geschriebenen, mit 8 Mark fabelhaft billig bezahlten Buche.

Bei Albert Langen in München ließ Friedrich Maerker ein 100 Seiten umfassendes Büchlein »Zur Literatur der Gegenwart« (gebunden 15 Mark) erscheinen. Die für den Laien etwas schwer verständliche, tiefer schürfende Schrift will ein Führer zu den Hauptproblemen und den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen deutschen Literatur sein. Maerker beschäftigt sich ausschließlich mit den Vertretern der neuen und neuesten Dichtung. Er behandelt diese als tieferes Erlebnis. Besonders behandelt er die Stilprobleme und sieht die Stunde kommen, in der aus einer Kreuzung zwischen Realismus und Expressionismus der »Pansymbolismus« dem (meines Erachtens) gegenwärtig noch in keiner zuverlässigen Schwangerschaft befindlichen Mutterschoß sich entwinden wird. Für denkende und literaturkundige Leser ist das Buch nicht uninteressant.

Über »Europas neue Kunst und Dichtung« sprechen in einer 96 Seiten fassenden, bei Ernst Rowohlt in Berlin herausgekommenen und für 15 Mark in gebundenem Zustand erhältlichen Schriften fünf verschiedene Autoren. Ihr Führer ist F. M. Huebner, der den Aufsatz über Deutschland geschrieben hat. Weiterhin sind noch behandelt Frankreich, England, Holland und Italien. Da das Buch auch der Völkerversöhnung dienen will, so erscheint es gleichzeitig in fünf verschiedenen Sprachen. Diesen Zweck wird es natürlich nicht erreichen, da Kunst und Literatur für dieses wichtige Amt nur zweitklassige Faktoren sind. Doch auch sind die gutgeschriebenen Essays begrüßenswerte Leistungen. Sie vermitteln uns manchen Blick durch Fenster und entbehren nicht des notwendigen Zusammenhanges. Im Gegensatz zu dem obengenannten Werk sieht Huebner im deutschen Expressionismus kein Übergangsstadium, sondern eine direkte Erfüllung. Sollte das nicht doch ein Irrtum sein?!

Für Unterrichtzwecke, schnelle Orientierung und für Ausländer ist nach ihrer eigenen Angabe die 66 Seiten fassende »Deutsche Literaturgeschichte« von Th. Brask gedacht. Die Quartschrift ist im Verlag von O. Hillmann in Leipzig

erschienen und kostet broschiert 10 Mark. Ihr Wert ist leider nur ein geringer. Ich will von der Aufzählung sachlicher Schiefheiten hier absehen, auch von solchen, die durch ungelenken Stil, dem der Verfasser huldigt, hervorgerufen werden. J. Kliche

Literarische Rundschau

Anatole France, **Durch das Tor von Elfenbein.** Eine Auswahl von Karl Nötzel. Weimar 1921, Verlag von Erich Lichtenstein. Preis geheftet 13 Mark, gebunden 16 Mark.

In der von Dr. Friedrich Seebach herausgegebenen Sammlung »Die Fruchtschale« ist unter dem Titel »Durch das Tor von Elfenbein« eine Anzahl von Textstellen aus verschiedenen Büchern des geistvollen und amüsanten französischen Schriftstellers Anatole France erschienen, die der Aufmerksamkeit sozialistischer Leser um so mehr zu empfehlen sind, als sie im letzten Abschnitt »Vom Menschen und seiner Zukunft« ganz in den sozialistischen Gedankenkreis einmünden. Besonders unterhaltend sind die Stellen aus der »Insel der Pinguine«, in der Anatole France im Bilde des Vogelstaats Narrheiten der menschlichen Gesellschaft verspottet. Das Buch wird durch eine kluge Charakteristik Nötzels eingeleitet.

In den Büchern der »Fruchtschale« erscheinen in Neuauflagen auch Prosaschriften von Walt Whitman, die ebenso gekannt zu werden verdienen wie seine Gedichte. Sie enthalten viele Bilder aus kriegerischer Zeit und haben daher wieder Gegenwartsbedeutung gewonnen. — Für solche, die sich mit religiösen Problemen befassen, mag (gleichfalls »Fruchtschale«) auch Jakob Böhmes »Morgenröte im Aufgang« Reizvolles bieten. Das Buch ist kulturhistorisch interessant, da Böhme, der etwa hundert Jahre nach Luther lebte, im Gegensatz zu den verknöcherten Kirchenformen des Luthertums stand. Er ist mystisch-pantheistisch gerichtet, und es liegt tiefes poetisches Weltgefühl in seinen Schriften. Man machte ihm von kirchlicher Seite sein Leben zum Martyrium. Von Beruf war er Schuhmacher. Das Buch wird durch eine Lebensbeschreibung eingeleitet. Henni Lehmann

M. Hirschfeld, **Störungen im Sexualstoffwechsel mit besonderer Berücksichtigung der Impotenz.** (Sexualpathologie, 3. Teil.) Bonn 1920, Marcus & Weber.

Hirschfeld zeigt in diesem Bande, wie die geschlechtliche Trieb- und Eigenart sowohl von der Beschaffenheit des Nervensystems als auch von der Wirksamkeit der Drüsen mit innerer Sekretion abhängt. Er meint, es könne keinem Zweifel mehr unterliegen, »daß die letzte Ursache sexualpathologischer Entgleisungen nicht im Gehirn, sondern in den Geschlechtsdrüsen zu suchen ist«. Die vielen Beispiele der Abweichung des Sexualtriebs von der Norm, die er anführt, beweisen deutlich, daß das Hemmungsvermögen ebenso innerhalb weiter Grenzen abweicht, wie die Stärke oder Richtung des Triebes. Ebenso klar geht aus dem Buche hervor, wie schwer es gerade auf diesem Gebiet fällt, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen Erscheinungen, die als pathologisch, und solchen, die als nichtpathologisch zu gelten haben.

Auf Grund seiner reichen Erfahrungen und gründlicher Kenntnis der sexualwissenschaftlichen Literatur unterrichtet Hirschfeld ausführlich über die als Fetischismus bekannten Abweichungen vom normalen Sexualtrieb, ferner über die krankhafte Triebsteigerung, über die Impotenz, über Beschwerden und Störungen des Zentralnervensystems infolge sexuellen Verhaltens, das der natürlichen Veranlagung der Person nicht entspricht; schließlich wird das Problem des Exhibitionismus behandelt. Zu wünschen ist, daß die von Hirschfeld mitgeteilten Tatsachen Beachtung finden, denn sie sind geeignet, mit vielen Falschmeldungen aufzuräumen. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8 | Ausgegeben am 19. Mai 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Internationale Gewerkschaftskongreß in Rom

Von Gertrud Hanna

Vom 20. bis 27. April, in denselben Tagen, in denen die Augen aller politisch interessierten Menschen auf Genua gerichtet waren, fand in Rom der zweite ordentliche Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes statt. Daher haben die Verhandlungen in Genua das Interesse an diesem Kongreß stark beeinflußt und verhindert, daß seine Bedeutung für die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft der ganzen Welt zur Geltung gekommen ist.

In Genua hatten sich die Vertreter der Regierungen aller größeren europäischen Staaten unter dem Zwange der wirtschaftlichen Notlage ihrer Länder, nicht aus eigenem Antrieb, versammelt, um (wie treffend Jouhaux, ein Vertreter Frankreichs, in Rom ausführte) zu versuchen, durch internationale Verständigung diese Notlage zu lindern. Noch wissen wir nicht, ob eine Verständigung erzielt werden wird. Das nationale Interesse — man kann sagen: die Furcht vor der Preisgabe nationaler Machtgelüste — beherrscht in Genua nur allzusehr die Situation. Ganz anders in Rom. Die dort versammelten 94 Vertreter von 24 Millionen gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen aus 19 Ländern waren beseelt von dem Glauben, daß die internationale Verständigung der Arbeiterschaft durchaus notwendig ist zur Beseitigung der in allen Ländern vorhandenen augenblicklichen traurigen Wirtschaftslage und zur Schaffung von Garantien für einen dauernden Frieden.

Es war das dritte Mal, daß nach dem Kriege die gewerkschaftliche Internationale zusammentrat. Auf der ersten Zusammenkunft nach dem Kriege, im Juli 1919 in Amsterdam, stand ein Teil der Delegierten noch stark unter dem Eindruck des erst wenige Monate vorher beendeten Weltkriegs. Schon auf der zweiten Tagung, dem ersten ordentlichen Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes, im November 1920 in London, war das Verhältnis der Delegierten der verschiedenen Länder zueinander sehr viel herzlicher als in Amsterdam. In Rom war von persönlichen Differenzen zwischen den Vertretern der zahlreichen Länder kaum noch etwas zu spüren. Diese Haltung der Vertreter der internationalen Arbeiterschaft erleichterte wesentlich die nicht ganz einfache Handhabung der Geschäftsführung. In beinahe jedem Lande ist die Geschäftsführung eine andere, und auch die Aufgaben der einzelnen Organisationen und die Art ihrer Durchführung weichen in den verschiedenen Ländern nicht unwesentlich voneinander ab. Das zeigte sich auch in Rom, sowohl in der Leitung des Kongresses wie bei der Behandlung des Geschäftsberichts, der sehr umfangreich war und Zeugnis ablegte von der großen Rührigkeit des Vorstandes des Internationalen Gewerkschaftsbundes und seiner beiden Geschäftsführer Oudegeest und Fimmen. Die

von deutscher Seite am Geschäftsbericht geübte Kritik galt in der Hauptsache der Abwehr der Annahme, daß die deutschen Gewerkschaften bei dem vom Internationalen Gewerkschaftsbund eingeleiteten Boykott gegen Ungarn nicht ihre Pflicht getan hätten.

Die Referate und Diskussionen über die Tagesordnungspunkte:

»Der Wiederaufbau Europas« (Berichterstatter Jouhaux, Frankreich),

»Abrüstung und Krieg gegen den Krieg« (Berichterstatter Fimmen, Amsterdam) und

»Die internationale Reaktion unter besonderer Berücksichtigung des Kampfes um den Achtstundentag« (Berichterstatter Mertens, Belgien)

zeigten eine im allgemeinen einheitliche Auffassung bei Referenten und Diskussionsrednern. Jouhaux stellte als Forderung in seinem Referat unter anderem auf: Revision der jetzt üblichen Wirtschaftspolitik, Gleichberechtigung aller Völker, vollste Öffentlichkeit der Verhandlungen in Genua und Bekanntgabe aller Verträge, ferner Gewährung internationaler Kredite, deren Verwendung der Kontrolle der Völker unterstellt sein soll, um zu verhindern, daß sie zu Rüstungen verwendet oder der Profitwirtschaft zugängig gemacht werden.

Starken Eindruck machte eine Rede Leiparts, der die Wirkungen des Versailler Friedensdiktats und die hieraus resultierende Lage der Arbeiterschaft in Deutschland schilderte. Er widerlegte den im Ausland weitverbreiteten Irrtum, daß in Deutschland Wohlstand herrsche, und geißelte die Vergeudung der von Deutschland geleisteten Milliardenzahlungen, die bisher nur zu einem geringen Bruchteil für tatsächliche Reparationszwecke verwendet worden seien. Hiergegen müßten die Arbeiter in allen Ländern protestieren, wie es die deutschen bisher schon getan hätten. Die Arbeiterschaft Deutschlands wolle nach wie vor, daß die von der deutschen Regierung eingegangenen Verpflichtungen erfüllt werden, soweit das überhaupt möglich sei; eine Revision der Verpflichtungen und eine Änderung der gesamten Ententepolitik sei jedoch unerläßlich. Das beweise auch die Konferenz in Genua. Im Interesse aller Völker müsse verlangt werden, daß an Stelle der Wahnsinnspolitik, die heute die Welt regiere, baldigst eine Politik der Vernunft, an Stelle des Hasses und der Gewalt endlich wahre Versöhnung und Verständigung treten.

Aus der vom Kongreß einstimmig angenommenen sehr umfangreichen Entschließung zu diesem Tagesordnungspunkt ist der Hinweis hervorzuheben, daß *ohne die Mitarbeit* der Arbeiterschaft das von allen Ländern geforderte Werk des Wiederaufbaus nicht durchgeführt werden kann; daß ferner die gegenwärtige Krise das Resultat des wirtschaftlichen Nationalismus und Imperialismus und der dauernden Verkennung der gegenseitigen materiellen und moralischen Abhängigkeit der Völker voneinander ist sowie des Umstandes, daß sich die Produktion nicht nach den Bedürfnissen richtet, sondern beeinflußt wird durch die Entwicklung eines Finanzkapitalismus, der, ohne direkt an der Produktion beteiligt zu sein, immer größere Macht über die gesamte Weltwirtschaft ausübt. Die Konferenz weist nachdrücklichst darauf hin, daß in einer Zeit, in der die volle Ausnutzung jeder Arbeitskraft geboten ist, ungefähr 10 Millionen Lohnarbeiter brotlos sind, und daß die Verarmung einer Nation unmittelbar den Ruin der anderen nach sich ziehen muß. Das wirtschaftliche Gleichgewicht kann nur wiederhergestellt

werden, wenn alle Nationen mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten am Wiederaufbau teilnehmen.

Bei der Aufzählung der Mittel zur Einleitung der wirtschaftlichen Reorganisation wurde in erster Linie auf die Valutafrage und auf die Frage der Verteilung der Rohstoffe hingewiesen, ferner auf die Notwendigkeit der Annullierung der während des Krieges eingegangenen Schulden und der Gewährung internationaler Kredite. Die Entschließung verlangt den Verzicht auf die militärische Besetzung Deutschlands und auf sogenannte Sanktionen sowie eine internationale Kontrolle der Verteilung der für Industrie und Landwirtschaft wichtigsten Rohstoffe; sie beklagt, daß nach dem furchtbaren Blutbad des Krieges und trotz der Entwaffnung Deutschlands die stehenden Heere Europas um über eine Million Mann verstärkt worden sind, und bedauert, daß die Frage der Abrüstung nicht auf der Tagesordnung der Konferenz der Regierungen in Genua steht. Sie nimmt ferner Kenntnis davon, daß diese Frage der vom Völkerbund eingesetzten besonderen Kommission unterbreitet wurde, und fordert die Unterstützung dieser Kommission durch die Regierungen. Zum Schlusse spricht die Entschließung die Bereitwilligkeit der Arbeiter zur Mitarbeit an dem in Genua begonnenen Werk aus. Die Arbeiter wünschen, heißt es, den Frieden zu sichern, das Elend, unter dem die Völker leiden, zu beenden und den höchsten Interessen der Menschheit zu dienen. Sie werden nicht zugeben, daß der Wiederaufbau ihre Interessen beeinträchtigt und die bestehende Not verschlimmert.

Die die nahezu ungeteilte Meinung aller Kongreßteilnehmer einschließlich der Vertreter von 24 internationalen Berufssekretariaten widerspiegelnde Entschließung gegen Krieg und Militarismus erklärt, daß der Kampf gegen Militarismus und Krieg und für den Weltfrieden eine der Hauptaufgaben der Gewerkschaftsbewegung sei. Zugleich bekräftigt der Kongreß die in dieser Richtung auf zwei internationalen Tagungen im Jahre 1920 und 1921 angenommenen Entschließungen. Er erklärt, daß die organisierte Arbeiterschaft die Pflicht habe, allen in Zukunft drohenden Kriegen mit allen der Arbeiterbewegung zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzuwirken und den tatsächlichen Ausbruch eines Krieges durch einen internationalen Generalstreik zu verhindern. Allen dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen gewerkschaftlichen Landeszentralen und den mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund verbundenen internationalen Berufssekretariaten wird zur Pflicht gemacht, durch Wort und Schrift den Kampf gegen Militarismus und Krieg zu führen und die Arbeiterschaft für diesen Kampf so vorzubereiten, daß diese bereit ist, im Falle einer tatsächlichen Kriegsdrohung einem Aufruf des Internationalen Gewerkschaftsbundes auf sofortige Arbeitsniederlegung nachzukommen.

Während sich auf früheren internationalen Tagungen die deutschen Delegierten gegen einen Beschluß auf Proklamierung eines Generalstreiks gewandt haben, stimmten sie diesmal geschlossen für diese Forderung in der vorgelegten Entschließung. Zustimmung fanden ferner zwei umfangreiche Manifeste gegen Krieg und Militarismus an die Arbeiter der Welt und an die Frauen.

Dem Referat des Genossen Mertens und den Ausführungen der Diskussionsredner zu dem Tagesordnungspunkt »Kampf gegen die internationale

Reaktion« lagen folgende, in der angenommenen Entschließung enthaltenen Gesichtspunkte zugrunde: erstens stellt der Kongreß fest, daß die der Arbeiterklasse während des Krieges gemachten Zugeständnisse durch die Haltung des internationalen Unternehmertums bedroht sind und sich die Angriffe besonders gegen den Achtstundentag, gegen die bestehenden Löhne und gegen die soziale Gesetzgebung richten, zweitens protestiert der Internationale Gewerkschaftsbund gegen die militärische Diktatur, gegen die Ermordung von Arbeiterführern und gegen ihre willkürliche Einkerkerung, wie sie in verschiedenen Ländern vorgekommen sind. Die in und nach dem Kriege von der Arbeiterschaft erzielten Vorteile sind keine Geschenke, sondern stellen Rechte dar, die sich die Arbeiter in harten Kämpfen errungen haben. Der Kongreß appelliert an alle Kopf- und Handarbeiter der Welt und fordert sie zum Beitritt zu ihren gewerkschaftlichen Organisationen und zur Schaffung einer Einheitsfront des Weltproletariats auf, durch die allein die reaktionären Kräfte überwunden werden können. Die Landeszentralen werden verpflichtet, das Bureau des Internationalen Gewerkschaftsbundes ständig durch Material auf dem laufenden zu halten, um es in den Stand zu setzen, jederzeit die erforderlichen Abwehrmaßnahmen in die Wege leiten zu können.

Der Festigung der internationalen Beziehungen und der besseren, dauernden Verständigung der Völker dient zweifellos auch die Verstärkung des Vorstandes des Internationalen Gewerkschaftsbundes durch Zuwahl von Vertretern mehrerer Länder, wobei auf den Anschluß der jetzt noch nicht dem Internationalen Gewerkschaftsbund angehörenden Länder wie Rußland, Amerika, Japan usw. Rücksicht genommen wurde. Auch das Bureau des Internationalen Gewerkschaftsbundes wurde verstärkt. In das Bureau wurde als Vertreter Deutschlands Leipart und in den Vorstand Graßmann (Stellvertreter Aufhäuser) gewählt.

Bezüglich des Verhältnisses des Internationalen Gewerkschaftsbundes zu der sogenannten roten Gewerkschaftsinternationale erklärte Fimmen beim Geschäftsbericht, daß das Bureau wiederholt versucht hat, mit den russischen Gewerkschaften in freundschaftliche Beziehungen zu treten; die Antwort auf diese Versuche wie auf alle Maßnahmen des Internationalen Gewerkschaftsbundes, die mittelbar auch den russischen Gewerkschaften zugute kamen, aber waren Verleumdungen und die Gründung der sogenannten roten Gewerkschaftsinternationale. Dieser gehören sämtliche in Rußland vorhandenen zwangsweise errichteten Gewerkschaften an und zwei oder drei fragwürdige Landeszentralen.

Hervorzuheben ist noch die Verhandlung über die Frage der Organisierung der Arbeiterinnen in den verschiedenen Ländern. Ein Vorschlag des Bureaus verlangte die Angliederung aller weiblichen Mitglieder der im Internationalen Gewerkschaftsbund vereinigten Landeszentralen an den in Genf 1921 gegründeten Internationalen Arbeiterinnenbund. Diesem Vorschlag wurde jedoch nicht entsprochen; sämtliche auf dem Kongreß vertretenen gewerkschaftlichen Landeszentralen stellten sich auf den von Deutschland präzisierten Standpunkt, daß die zweckmäßigste Form der gewerkschaftlichen Organisation die gemeinsame Organisation von Männern und Frauen sei. Die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Internationalen Arbeiterinnenbund sollen bis zum nächsten Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes aufrechterhalten werden, der über das Verhältnis des Internatio-

nalen Gewerkschaftsbundes zu dem Arbeiterinnenbund Entscheidung treffen soll.

Als Tagungsort für den nächsten, in zwei Jahren stattfindenden Kongreß wurde Wien bestimmt.

Der Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes hat die Vertreter der international organisierten Arbeiterschaft noch näher zusammengebracht, als es bisher schon der Fall war. Der Wille zur internationalen Verständigung mit dem Ziele dauernden friedlichen Zusammenwirkens der Völker aller Länder zur Erreichung gemeinsamer Zwecke kam besonders zum Ausdruck in dem persönlichen Verkehr der Delegierten untereinander und bei den Beratungen. In diesem persönlichen Verkehr liegt aber in der Hauptsache der Wert internationaler Veranstaltungen. In ihm erst zeigt sich, wieweit die Vertreter der verschiedenen Länder sich persönlich für die Verbreitung der bei den Beratungen vertretenen Ideen und Meinungen in ihren Ländern einsetzen und in welchem Umfang die Aussicht besteht, daß die Beschlüsse der internationalen Tagungen auch verwirklicht werden. In dieser Beziehung hebt sich der Kongreß von Rom wirksam ab von den Kongressen der letzten Jahre.

Ein Aktionsprogramm zum Gesundheitswesen?

Von Dr. med. **A. V. Knack**, M. d. B. (Hamburg)

Das neue Parteiprogramm ist bedauerlicherweise nur als Teilprogramm geschaffen worden, in dem wichtige Abschnitte wie Agrarfrage, Wohnungs- und Siedlungswesen sowie das Gesundheitswesen fehlen. Die vom Parteitag eingesetzte Programmkommission war wegen der Kürze der Zeit nicht imstande, auch diese Fragen noch zu erledigen. Es ist kein Zufall, daß gerade diese drei Gebiete dem jetzt geschaffenen Programm erst nachträglich eingefügt werden müssen, weil sich unsere Partei mit ihnen zwar wiederholt, zum Teil sogar recht eingehend beschäftigt, die eigentliche *sozialistische Forderung* zu den in Betracht kommenden Fragen aber noch nicht genügend herausgearbeitet hat.

Ich will hier lediglich zur Frage des Gesundheitswesens Stellung nehmen, für das ein Aktionsprogramm bis zum nächsten Parteitag von einer vom Parteivorstand einzusetzenden Kommission ausgearbeitet werden soll. Leider hat sich in breiten Kreisen auch unserer Partei die Erkenntnis noch nicht zur völligen Klarheit durchgerungen, daß die Forderungen der Gesundheitspflege ausgesprochen politischen Charakters sind. Es wird häufig von bürgerlicher Seite so dargestellt, als sei das Gebiet der Gesundheitspflege ein politisch völlig neutrales Kulturgebiet, an dem alle Parteien das gleiche Interesse hätten. Derjenige aber, der als ärztlicher Fachmann mitten in der Arbeit steht und gleichzeitig mit dem kritischen Urteil des Politikers die gesundheitspflegerische Arbeit beobachtet, weiß, daß die Durchführung der gesundheitlichen Forderungen eine völlig verschiedene ist und sein muß, je nach der politischen Mehrheit, die sie verlangt. Wir als Sozialdemokraten haben an der Erzeugung und Erhaltung des gesunden Menschen im wahrsten und feinsten Sinne des Wortes ein wesentlich größeres Interesse als die uns als Gegner gegenüberstehenden bürgerlichen Parteien. Für sie ist Gesund-

heit verbunden mit dem Lebensglück bevorrechteter kleiner Kreise; für die breite Masse der Bevölkerung stellen sie die gesundheitliche Forderung nur soweit, als sie dadurch in der Durchsetzung ihrer eigenen kapitalistischen Interessen gefördert und von lästigen Ausgaben für die Wiederherstellung der Gesundheit im Betrieb krank gewordener Personen befreit werden. Für uns Sozialisten ist daher der an Körper und Geist völlig gesunde Mensch die Grundlage des Idealstaats, den wir erstreben. Es gilt für uns nicht nur, die Umwelt des Menschen in Formen zu kleiden, die Voraussetzung einer würdigen und glücklichen Lebensführung sind, sondern wir müssen gleichzeitig die Menschen selbst von dem Unglück körperlicher oder geistiger Erkrankungen zu befreien trachten. Ebenso wie wir in mühsamer Arbeit um die würdige Ausgestaltung der Umwelt des Menschen bis zur Erreichung der sozialistischen Gesellschaftsform ringen, ebenso müssen wir mit allen Kräften darauf hinarbeiten, daß die zahllosen Krankheitszustände, unter denen heute noch die Menschen leiden, ausgemerzt werden.

Als ich in Görlitz erfuhr, daß die Programmkommission den Abschnitt »Gesundheitspflege« nicht mehr habe erledigen können, war ich zwar ärgerlich darüber, daß nunmehr nur ein Teilprogramm in die Welt hinausgehen solle, bedachte aber gleichzeitig, daß es vielleicht besser sei, es stehe zunächst nicht mehr über das Gesundheitswesen in unserem Parteiprogramm als das, was in den bis zum Parteitag vorgelegten Programmentwürfen enthalten war.[1] Wir müssen versuchen, alle neugeistigen Forderungen, soweit wir uns als Sozialisten dafür einsetzen können, auch in unserem Programm festzulegen.[2]

Die gesundheitlichen Schäden, die wir abstellen müssen, um den wahrhaft gesunden Menschen zu erzielen, wie wir ihn brauchen, liegen nicht nur auf dem Gebiet rein körperlicher Erkrankungen, es kommen nicht nur die schweren Schädigungen durch die Volksseuchen, Berufskrankheiten, Unfallgefährdungen und dergleichen in Frage, sondern auch auf dem geistig-

---

[1] Die fachwissenschaftlichen Berater des Parteivorstandes waren etwas einseitig eingestellt auf das sozialhygienische Gebiet. Ich bin der letzte, der die gewaltige Bedeutung der Sozialhygiene für die Volksgesundheitspflege nicht voll zu würdigen wüßte. In einer programmatischen Forderung für das Gesundheitswesen jedoch darf sie nur einen Teil bedeuten neben anderen, ebenfalls außerordentlich wichtigen Fragen, die in den Programmentwürfen überhaupt unberücksichtigt gelassen wurden.

[2] Der Genosse Grotjahn ist ja auch in seiner Begründung zum ersten Programmentwurf selbst über die rein sozialhygienische Forderung hinausgegangen und hat auf die Bedeutung der gesundheitlichen Bevölkerungspolitik hingewiesen.

Ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkt, daß wir nicht ein Aktionsprogramm für die Gesundheitspflege dem Parteiprogramm anhängen dürfen, sondern daß die Gesundheitspflege als kurz gefaßter Abschnitt dem jetzt vorliegenden Programm eingegliedert werden muß. Ich bin mir dabei durchaus bewußt, daß mannigfache Schwierigkeiten gegen eine solche nachträgliche Eingliederung bestehen, die einmal in äußeren drucktechnischen Gründen und dann auch darin liegen, daß bereits in anderen Abschnitten, so vor allem dem Abschnitt Sozialpolitik, Forderungen erhoben wurden, die eigentlich in den Abschnitt Gesundheitspflege gehört hätten. Es wird jetzt kaum zu umgehen sein, die eine oder andere Forderung, wenn auch nicht in der gleichen Ausdrucksform, so doch inhaltlich in dem Abschnitt Gesundheitspflege zu wiederholen.

seelischen Gebiet finden wir schwere Krankheitszustände, die wir bannen müssen. Ich erinnere hier an die Vererbung krankhafter Geisteszustände, geistiger Minderwertigkeit und der vererbten Veranlagung zum gewohnheitsmäßigen Verbrechertum sowie an die zahlreichen, zum Teil krankhaften Veranlagungen des geschlechtlichen Trieblebens. Wir wissen, daß viele Menschen unter den hergebrachten Vorurteilen über das Sexualleben leiden. Wir wissen, daß das Geschlechtsleben sich vielfach in unwürdigen, zum Teil krankhaften Formen abspielt, daß durch Heuchelei und Heimlichtuerei zahllose Existenzen moralisch zermürbt werden. Hier gilt es, freiere Auffassung und zwanglose Formen zu gewinnen. Auch hier muß das Parteiprogramm versuchen, Wege zu bahnen.

Eng verbunden mit der Gesundheitspflege ist die Frage der Bevölkerungspolitik und die besonders in der letzten Zeit stark in den Vordergrund gedrängte brennende Frage der Geburtenregelung. Auf der einen Seite sehen wir Menschenleben zwar vorübergehend in großer Zahl erstehen, von denen ein Teil in kürzester Zeit an Unterernährung, Seuchen und anderen Schädigungen zugrunde geht, während auf der anderen Seite die Bevölkerung mit unzweckmäßigen Mitteln eine Geburtenbeschränkung durchzuführen versucht, die zahlreichen Frauen Tod oder dauerndes Siechtum eintragen. Auch hier ist der Gedanke der neugeistigen Gesundheitsforderung der führende, das Elend durchdringende; auch hier muß das Parteiprogramm seine Forderung erheben.

Diese Streiflichter mögen als Beweis dafür dienen, daß wir uns keinesfalls mit der Fassung, wie sie in den Vorentwürfen zum Parteiprogramm enthalten ist, begnügen dürfen. Die in den Entwürfen gegebenen fast ausschließlich sozialhygienischen Forderungen klingen außerordentlich sozialistisch, bedeuten aber im Rahmen eines den Sozialismus als selbstverständlich fordernden Parteiprogramms nichts kulturell wesentlich Neuartiges. Daß einmal die Übernahme des gesamten Heil- und Gesundheitswesens in den Gemeinbetrieb, unter Beseitigung jeder privatkapitalistischen Wirtschaftsform stattfinden wird, ist eine Selbstverständlichkeit, wenn wir überhaupt den sozialistischen Staat erstreben; es ist aber auch klar, daß diese Forderung nur im Rahmen einer sozialistischen Wirtschaftsordnung erfüllt werden kann. Es ist unmöglich, etwa das Heilwesen, die Apotheken und die Stätten der Herstellung, des Handels und des Vertriebs von Heilmitteln und Sanitätswaren für sich allein zu sozialisieren. Die besondere Betonung dieser Forderung erscheint mir darum überflüssig und unzweckmäßig.

Die Vereinheitlichung des sozialen Versicherungswesens und seine Ausdehnung auf alle Volksangehörigen ist eine Umschreibung für die im Erfurter Programm erhobene klare Forderung der Unentgeltlichkeit der Heilpflege, denn wenn erst einmal alle Volksangehörigen der sozialen Versicherung unterliegen würden, wäre ein Teil des Verwaltungsapparats der Versicherungsträger überflüssig, an Stelle der Beiträge könnte dann ein prozentualer Zuschlag zur Einkommensteuer treten. Ich teile durchaus den Wunsch, daß zunächst das soziale Versicherungswesen auf immer weitere Volkskreise ausgedehnt wird, aber in der Ausdehnung dieses Versicherungswesens etwa einen besonderen Programmpunkt erblicken zu wollen, halte ich nicht für berechtigt. Die Übernahme der Krankenanstalten und sonstigen gesundheitlichen Fürsorgeeinrichtungen in staatliche Verwaltung ist bei Er-

reichung des sozialistischen Endziels eine Selbstverständlichkeit, bei vorläufiger Beibehaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems auf noch nicht absehbare Zeit eine nicht durchführbare Forderung. Für den jetzigen Staat würde eine solche Verstaatlichung die Übernahme erheblich größerer Verpflichtungen bedeuten, während den jetzt zum Teil nur unter moralischem Druck für die Gesundheitspflege eintretenden Kreisen der privaten Wohltätigkeit eine Anzahl Verpflichtungen abgenommen werden, ohne daß damit das Gesundheitswesen grundsätzlich gefördert würde. Sehen wir doch, daß in fast allen größeren Städten neben den staatlichen und städtischen Anstalten private Anstalten arbeiten, die, was Qualität der Leistung anbetrifft, vielfach durchaus nicht hinter den Staats- oder Gemeindebetrieben zurückstehen. Für die Übergangszeit genügt es völlig, derartige Anstalten unter staatliche Mitaufsicht zu stellen. Eine Belastung des Staates mit all diesen Einrichtungen erscheint zwar, als Grundsatz ausgesprochen, sehr verlockend, ist in der Praxis jedoch ohne nennenswerte Bedeutung.

Sehr vorsichtig ausgedrückt ist die Forderung der Eingliederung der Ärzte, Hebammen und des übrigen Heil- und Krankenpflegepersonals in die Gesamtorganisation des Heil- und Gesundheitswesens unter planmäßiger Verteilung auf Stadt und Land. Unter diesen Worten kann man sich alles mögliche denken. Dabei wäre sowohl der Ärztestand als freier Beruf wie der beamtete Ärztestand möglich. Als Programmforderung aber dürfen wir nicht die Neuordnung eines einzelnen Standes erheben, das hieße der äußeren Organisation dieses Standes viel zuviel Wert beimessen. Es bedeutet auch praktisch nur das Anschneiden einer Detailfrage des Ausbaus der Gesundheitspflege überhaupt, die sich so oder so als Selbstverständlichkeit ergibt, je nachdem man die Gesundheitspflege organisiert.

Eine Inkonsequenz weist die letzte Forderung der unentgeltlichen Totenbestattung auf, denn wenn man schon eine Vereinheitlichung und Ausdehnung des sozialen Versicherungswesens auf alle Volksangehörigen fordert, also auch zur Gesundheitspflege die finanzielle Leistung des einzelnen heranzieht, so besteht kein Grund, nur die Totenbestattung unentgeltlich zu gestalten, hätte man doch die Möglichkeit, auch die Totenbestattung in den Kreis des sozialen Versicherungswesens als eine gesundheitlich außerordentlich wichtige Forderung einzuschließen. Auch Grotjahn hält diese Forderung für entbehrlich, weil selbstverständlich, glaubt aber, sie im Programm als eine Konzession an Bevölkerungskreise erheben zu sollen, die auf ihre ausdrückliche Geltendmachung Wert legen. Einen derartigen Standpunkt halte ich jedoch bei der Schaffung eines Programms für völlig irreleitend.

Nach meiner Meinung muß der Abschnitt über das Gesundheitswesen im Parteiprogramm in scharf umrissener Form die Gesichtspunkte zum Ausdruck bringen, die für uns Sozialdemokraten als Träger einer neuen Menschheitskultur von Bedeutung sind. Die gesundheitlichen Forderungen müssen so klar gestellt werden, daß sie sich in den Rahmen unserer Gesamtforderung als etwas Selbstverständliches und Unentbehrliches einfügen. Unsere grundsätzliche Forderung muß sein einmal der Kampf um die Gesundung der lebenden Menschen und sodann der vielfach noch schwerere Kampf um die Schaffung eines von Geburt an gesunden Nachwuchses. Dieser Kampf kann nur geführt werden von Menschen, die

völlig neugeistig eingestellt sind, die sich frei gemacht haben von den zahllosen Vorurteilen, die heute noch die Menschheit wie eine chinesische Mauer umschließen. Medizinische Wissenschaft und Technik allein kann diese Gesundung des Menschen nicht erreichen; die Grundlage für den gesunden Menschen ist seine Freiheit. Der freie Mensch aber ist nur möglich, wenn die inneren und äußeren Fesseln und Zwangszustände beseitigt werden. Die Befreiung von inneren Fesseln muß die Schaffung einer neuen Geisteskultur auf der Grundlage einer von allen schädlichen Vorurteilen befreiten, rein natürlichen Ethik bringen. Die Befreiung von den äußeren Fesseln, das heißt die Schaffung einer gesunden Umwelt für den Menschen, ist nur mit der durchgreifenden Neuordnung des Gesellschaftslebens möglich, wie sie der Sozialismus fordert. Es muß darum auch die programmatische Forderung zur Gesundheitspflege nach dieser Richtung aufgebaut werden.

An erster Stelle muß stehen: Heranbildung eines an Körper und Geist gesunden Nachwuchses durch planmäßige, nach gesundheitlichen Grundsätzen geleitete Geburtenregelung.

Die Forderung einer planmäßigen Bevölkerungspolitik im Interesse der Arbeiterklasse ist bereits in dem Abschnitt über Sozialpolitik enthalten. Ich weiß, daß darüber in der Görlitzer Programmkommission recht erhebliche Auseinandersetzungen stattgefunden haben. Erfreulicherweise haben die Anhänger der Forderung sich durchzusetzen vermocht. Hier liegt vielleicht die wichtigste neuartige Forderung des Görlitzer Programms, denn während die sozialistischen Forderungen sich bisher im wesentlichen auf die Neugestaltung der Umwelt des Menschen erstreckten, versuchen sie durch diese Forderung der planmäßigen Bevölkerungspolitik den Menschen selbst in die planmäßige Organisation einzubeziehen. Diese Planbewirtschaftung des menschlichen Lebens ist aber gleichzeitig eine der grundlegenden Forderungen für die Schaffung eines gesunden Menschengeschlechts. Es ist daher im Programm zunächst der Satz aufzustellen: Beseitigung der dieser Forderung noch entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen. Ich brauche an dieser Stelle kaum noch zu sagen, um welche Bestimmungen es sich handelt. Im wesentlichen liegen sie auf dem Gebiet des Strafrechts. Sie versuchen durch § 184, Absatz 3 des Reichsstrafgesetzbuchs die Verbreitung der empfängnisverhütenden Mittel zu unterbinden, durch die § 218 bis 220 des Reichsstrafgesetzbuchs die von der Mutter gewollte Unterbrechung der Schwangerschaft zu verhindern.

Nachdem unsere Reichstagsfraktion im Mai 1920 einen Antrag auf Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung eingebracht hatte, fand eine derart lebhafte Auseinandersetzung über diese Frage in der Öffentlichkeit statt, daß das Für und Wider hier nicht noch einmal erörtert zu werden braucht. Nur darauf sei hingewiesen, daß die Geburtenregelung, wie wir sie anstreben, sich auf der Grundlage der Schwangerschaftsverhütung aufbauen soll, so daß Schwangerschaftsunterbrechung der Ausnahmefall werden wird und bleiben muß. Wollen wir aber eine planmäßige, gesundheitliche Geburtenregelung, so müssen wir auch für geeignete Aufklärung der gesamten Bevölkerung sorgen und daher die weitere Forderung der Schaffung staatlicher Beratungsstellen für Wahlzeugung (Eugenik) erheben. In diesen Beratungsstellen, die im ganzen Reiche, in Stadt, Ge-

meinden und Landgebiet, unter geeigneter ärztlicher Leitung stehend, einzurichten sind und in organisch aufgebautem Zusammenhang miteinander arbeiten müssen, soll jedes Elternpaar, soll jeder Jugendliche und Erwachsene leicht und unentgeltlich über die Gefahren des Sexuallebens und deren Verhütung Aufklärung erhalten. Die Forderung solcher Beratungsstellen wurde bereits seit längerer Zeit vom Deutschen Bund für Mutterschutz vertreten, hat aber bisher nur geringen Widerhall gefunden, obwohl es sich hier um eine der wichtigsten Aufgaben, um die Sanierung der Quellen des Menschenlebens überhaupt handelt.

Die Forderung der Eugenik setzt voraus, daß nur gesunde Elternpaare zur Fortpflanzung zugelassen werden. Wollen wir aber dieses Ziel erreichen, so ist notwendig, daß allen denen, die infolge körperlicher oder geistiger Defekte nicht in unserem Sinne als gesund angesehen werden können, eine besondere staatliche Fürsorge gewidmet wird. Das Geschlechtsleben beruht auf dem Triebmäßigen. Der Drang zur Befriedigung des Geschlechtstriebs ist gleichzeitig der Naturinstinkt zur Fortpflanzung. Darum müssen Mittel und Wege gefunden werden, nicht geeignete Personen von der Fortpflanzung auszuschalten, ohne ihnen gleichzeitig die Möglichkeit einer Befriedigung ihres Geschlechtstriebs zu nehmen. Es ist nicht angängig, durch gesetzliche Zwangsmaßnahmen die Befriedigung des Geschlechtstriebs solcher Personen zu unterdrücken, die aus körperlicher oder seelischer Anlage nicht zur Fortpflanzung geeignet erscheinen. Gesetzliche Maßnahmen werden außerordentlich wenig helfen. Es gilt, durch Erziehung und Bildung die Gesamtbevölkerung dahin zu bringen, daß auch die abartigen Personen einsehen, daß die Vermeidung des Fortpflanzungsaktes für sie eine soziale Pflicht ist.

Haben wir somit programmatisch die Grundlage für die Erzeugung eines an Körper und Geist gesunden Nachwuchses festgestellt, so gilt es weiter, die Forderungen zu erheben, die dazu dienen, die gesund geborenen Menschen vor Krankheitsschädigungen zu bewahren. Hierher gehört die Forderung staatlicher Organisation des Heilwesens unter Nutzbarmachung aller vorhandenen privaten und öffentlichen Einrichtungen zum Zwecke der Verhütung und Heilung von Krankheiten, der Schaffung von Gesundheitsämtern in Reich, Staat und Gemeinde sowie die Aufbringung der erforderlichen Mittel zur Durchführung der Gesundheitspflege durch eine direkte allgemeine, dem Einkommen angepaßte Besteuerung.

Im wesentlichen decken sich in dieser Beziehung meine Forderungen mit denen der Programmentwürfe. Letztes Ziel ist für uns die Leitung des gesamten Heilwesens durch die Beauftragten der Gemeinschaft; erste Wegetappe ist die Schaffung von Gesundheitsbehörden in Reich, Staat und Gemeinde, in denen neben ärztlich geschulten Fachleuten vom Vertrauen der Bevölkerung gewählte Männer und Frauen an den Beratungen und Entscheidungen beteiligt sind. Nur so kann die langsame Durchdringung der gesundheitlichen Maßnahmen mit sozialem Geiste erfüllt werden. Eine Verstaatlichung aller jetzt noch bestehenden privaten Einrichtungen ist in absehbarer Zeit aus finanziellen Gründen unmöglich, vielleicht aber auch bei einer genügend Aufsicht führenden Behörde überflüssig. Vielfach handelt es

sich tatsächlich schon bei den sogenannten privaten Einrichtungen um halb staatliche Betriebe, da die meisten, früher selbständigen Privatanstalten gegenwärtig kaum noch ohne staatliche Unterstützung existieren können. Die staatliche Unterstützung sichert auch dem Staate das Recht, seine Aufsicht zu verschärfen und seinen Einfluß zu vermehren. Meine Forderung, daß die Mittel zur Durchführung der Gesundheitspflege durch eine direkte Einkommensteuer aufgebracht werden sollen, bewegt sich ganz auf der Linie, die vom Genossen Grotjahn vorgezeichnet worden ist, wenn er eine Ausdehnung des sozialen Versicherungswesens auf alle Bevölkerungsschichten fordert. Der Weg geht wahrscheinlich so, daß immer weitere Bevölkerungskreise in die soziale Versicherung einbezogen werden und daß dann eines Tages die Gesamtbevölkerung der Heilfürsorge des Staates unterliegt.

Als weitere Forderung ergibt sich für uns Sozialdemokraten die *Bereitstellung weitestgehender Behandlungsmöglichkeiten für jedermann ohne Unterschied, ob der betreffende Kranke die Kosten seiner Behandlung selbst tragen kann oder nicht.* Heutzutage sind wir noch weit entfernt von diesem Ziele, denn oft sind die umständlichsten Wege erforderlich, um einem unbemittelten Kranken zu der ihm notwendigen Behandlung zu verhelfen. Der Staat hat allen Grund, freigebig zu sein, weil er dadurch oft weit höhere Ausgaben für die soziale Versorgung durch Krankheit Beschädigter vermeiden kann, die aufgewendet werden müssen, wenn durch unzweckmäßige und unrichtige Behandlung einer Erkrankung Arbeitsunfähigkeit oder Erwerbsbeschränkung eingetreten ist oder wenn ein nicht rechtzeitig behandelter Kranker seine Krankheit auf eine größere Zahl anderer Personen überträgt.

Selbstverständlich ist für uns auch die gesundheitliche Überwachung aller Volksangehörigen während des ganzen Lebens, Säuglingsfürsorge, Kleinkinderpflege, Schulgesundheitspflege, gesundheitliche Überwachung in den Fortbildungsschulen, gesundheitliche Überwachung der Erwachsenen auf Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und dergleichen mehr.

Ungemein wichtig ist ferner die Forderung einer *allgemeinverständlichen Aufklärung über Gesundheitsgefahren.* Hier werden die Gesundheitsämter eine ihrer wichtigsten organisatorischen Aufgaben finden, und es wird einer großen Anzahl ärztlich geschulter Fachleute bedürfen, die Aufklärungsarbeit durchzuführen.

Neben diesen Forderungen kommen als selbstverständlich noch solche in Betracht, die aus unserer neugeistigen Einstellung zu Kulturfragen ohne weiteres resultieren. Die Forderung eines *Ausbaus der Arbeiterschutzmaßnahmen in den Betrieben und die Forderung des Achtstundenarbeitstags* als wichtigste Grundlagen einer Gesundungsmöglichkeit der Hand- und Kopfarbeiterschaft müssen auch an dieser Stelle erhoben werden. Von besonderer Bedeutung, mitten in den Tageskampf hineingreifend, ist weiter die Neuordnung des Prostitutionswesens. Auch hier glaubte man ein Jahrhundert lang durch staatliche Zwangsmaßnahmen, wie sie in der polizeilichen Reglementierung der Prostitution vorliegen, ein Allheilmittel gefunden zu haben, um heute erkennen zu müssen, daß ein derartiges Vorgehen nur soziale Schäden, aber keine Sanierung brachte. Auch im Prostitutionswesen muß die Grundforderung sein: Fort

mit dem Polizeigeist, statt dessen Forderung der sozialen Hilfsmaßnahmen. In unserem Programm können wir an einer entsprechenden Forderung für die Neuordnung dieses für das Kulturleben so außerordentlich wichtigen Gebiets nicht stillschweigend vorübergehen.

Ich glaube, daß es gelingen müßte, die von mir vorstehend skizzierten Forderungen so kurz und prägnant zusammenzufassen, daß sie sich als leicht übersehbarer Abschnitt in das Parteiprogramm einfügen lassen.

Das südostdeutsche Wirtschaftsgebiet in der Entwicklung zur sozialen Wirtschaft

Von Dr. Hermann Schützinger

1. Die ökonomische Struktur des südostdeutschen Wirtschaftsgebiets

Seit dem Emporwachsen der deutschen Sozialdemokratie auf dem Nährboden des mitteldeutschen und rheinisch-westfälischen Industriegebiets haben sich in den vom Industriezentrum abliegenden, mehr agrarischen Grenzgebieten »Richtungen« innerhalb der Partei gebildet, die nicht einem eigensinnigen Meinungsstreit ihr Dasein verdanken, sondern einer tiefgehenden Verschiedenartigkeit der wirtschaftlichen Struktur dieser Länder. Den Gegenpol gegen die aus dem Arbeiterelend der Fabrikstädte und -dörfer sich erhebende Tendenz der Katastrophen- und Klassenkampfstimmung bildet seit jener Zeit Bayern, das Land der Kleinbauern und Waldarbeiter. Hier konnte der Sozialismus in den breiten Schichten nur Fuß fassen, wenn die Führer der sozialistischen Bewegung dem Kleinbauernbesitz gewisse Konzessionen machten und damit der sozialistischen Propaganda eine Richtung gaben, welche das Endziel des Sozialismus, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, in der schrittweisen Umgestaltung der Eigentumsrechte an den Naturschätzen unter Beibehaltung des kleinbäuerlichen Besitzes sahen. Kein Wunder, daß Eduard David die Kraft und den Rückhalt seiner Agrartheorie sich von Vollmar und seinen Kampfgenossen holte und daß der sozialistische Agrarschutzzöllner Artur Schulz seine politische Tätigkeit in München aufnahm.

Die zurzeit noch überwiegende agrarische Struktur der Wirtschaft in den ehemals wittelsbachischen und habsburgischen Alpenvorländern gibt uns die Richtlinien, welche wir im Auge behalten müssen, wenn wir die Rolle dieser Länder in dem Entwicklungsprozeß des großdeutschen Staatengebildes zur sozialen Wirtschaft erfassen wollen. Während die Gutsherren im ostelbischen Kolonialland durch Legen höriger Bauern die Gutsherrschaft zum Rittergut ausbilden konnten, machten sie in den wittelsbachisch-habsburgischen Gebieten zu Ausgang des Mittelalters nur einen geringen Teil der Hofmarchsherren aus; 56 Prozent des bayerischen Bodens war Obereigentum der Kirche, die meist nicht so rücksichtslos wie die Gutsherren in Norddeutschland ihre Bauern von Haus und Hof jagen konnte. Der landwirtschaftlich benutzte Boden des Südostens ist deshalb nicht wie im Zentrum, im Norden und Osten des Reiches das mächtigste Mittel zur Ausbeutung besitzloser Arbeiter geworden, sondern übt in den meisten Gegenden im wesentlichen nur die Funktion aus, eine ziemlich sichere Grundlage für die Beschäftigung der Ar-

beitskräfte der bäuerlichen Familie herzugeben. Diese Agrarverfassung ist der Angelpunkt für das Verständnis der politischen Entwicklung des Südens und Südostens, seiner Staaten, Klassen und Parteien.

Das seit drei Generationen bestehende, auf die Rheinbundzeit und Napoleons Einfluß zurückzuführende konstitutionelle Leben der süddeutschen Stämme einschließlich der habsburgischen Länder hat zudem eine Bureaukratie heranwachsen lassen, die sich zu einem großen Teil aus dem Bauerntum rekrutierte oder anderen im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit relativ indifferenten mittel- und kleinbürgerlichen Kreisen. Diese Bureaukratie ist, wenn sie auch großenteils noch bedenklich in klerikalen und nationalistischen Doktrinen befangen ist, dort ein Faktor, der in der gewaltlosen, evolutionären Umstellung des Staates zur sozialen Wirtschaft auf der Plusseite gebucht werden darf.

Dazu kommt, daß in Bayern, Tirol und Oberösterreich sich ein umfangreiches landwirtschaftliches Ein- und Verkaufs-Genossenschaftssystem entwickelt hat, das die Argumente der Wirtschaftlichkeit des Kleinbauernbesitzes unter Aufrechterhaltung dieser die Rentabilität des Eigenbetriebs wesentlich steigernden Organisationen in die Köpfe der Bauernschaft auf Jahrzehnte hineingehämmert hat. Die Propaganda für die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft mit ihren großen Mängeln, dem Fehlen der Betriebsleiterautorität, der Beweglichkeit des Ein- und Verkaufs, ist in diesen Gegenden dadurch aussichtslos geworden. Die Eroberung der politischen Macht auf demokratischem Wege ist deshalb in dem südostdeutschen Wirtschaftsgebiet nur möglich durch eine Bewegung, welche sich die Erhebung der Landarbeiter zu kleinen Grundeigentümern zu eigen macht, sie vertieft, ausweitet und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zieht: zum selbständigen Familienbetrieb hinreichender Landbesitz für jeden landwirtschaftlichen Arbeiter!

Aus dieser Wirtschaftsverfassung heraus ergibt sich als nächstes Ziel der Sozialdemokratie für den Kampf um die politische Macht in dem durch wittelsbachisch-habsburgische Mißwirtschaft und klerikale Volksverdummung zurückgebliebenen Wirtschaftsgebiet: Befestigung einer aufrechten, freiheitlichen und aufgeklärten Bauerndemokratie, wie sie in den Schweizer Bergen, in den »Landsgemeinde«versammlungen auf freier Flur zwischen Bergsee und Felsschroffen des Heimatgaus emporgewachsen ist. Die Grundlagen dieser »südostdeutschen Arbeiter- und Bauerndemokratie« im Rahmen des großdeutschen Volksstaats sind die kleinbäuerliche landwirtschaftliche Produktion und deren Intensivierung durch die landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft sowie der Ausbau des wichtigsten vorhandenen Produktionsmittels, der Wasserkraft, durch den Staat, das heißt der »wasserbautechnische Staatssozialismus«.

Die Verhältnisse liegen in Bayern ebenso klar zutage wie in den der gleichen wirtschaftlichen Entwicklung unterworfenen österreichischen Anschlußgebieten. Die Armut an Kohle und Eisen sowie das Fehlen großer Industriezentren wird dieses Wirtschaftsgebiet niemals für eine industrielle Hochblüte reif machen und die sogenannte Schwerindustrie hierher verpflanzen. Als Ersatz für Kohle und Eisen aber hat die Natur diesen Ländern ausbaufähige Wasserkräfte gegeben, die durch ihre »lineare« Eingliederung in das Wirtschaftsgebiet eine wesentliche Hebung der Produktion, sei es durch

Einbürgerung von »Qualitäts«-Industrien, sei es durch Intensivierung der landwirtschaftlichen Betriebsweise in Form von Stickstofferzeugung oder direkter Abgabe von Licht und Kraft, zur Folge haben können. Der Ausbau der bayerischen Wasserkräfte im großen Stil aber konnte aus wasserbautechnischen Gründen erst in Angriff genommen werden, wenn ein großes nutzbares »Staubecken« für die Zeitspanne der Wasserarmut zur Verfügung stand. Als ein solches Staubecken ersten Ranges hat die Technik den »Walchensee« bezeichnet.

So war also schon seit 1904 der Walchenseeausbau die Hoffnung des ganzen Landes. Im Herbst 1907 hatte der Bayerische Landtag die Grundlinien für den Ausbau der Wasserkräfte und die Elektrisierung der südbayerischen Eisenbahnen festgelegt. Da wurde plötzlich 1912 die Regierung gestürzt und an Stelle des liberalen ein klerikales Ministerium eingesetzt, und zwar wurde die alte Regierung vor allem wegen ihrer staatssozialistischen Neigungen auf dem Gebiet der Wasserkraftwirtschaft beseitigt, die der Spekulationslust des Kapitals einen Damm entgegenstellten.

So setzte nach dem Regierungswechsel mit aller Kraft die Reaktion ein. Der neue Verkehrsminister sabotierte im Bund mit den Interessenten des Dampfbetriebs und mit einigen der A. E. G. nahestehenden Reichsräten trotz aller Bemühungen der Sozialdemokratie das in Aussicht genommene Werk.

Der Krieg zeigte bald, wie bitter not der bayerischen Wirtschaft bei der immer knapper werdenden Kohle die Wasserkraftwerke waren. Daher bewilligte der Landtag für den Ausbau des Walchenseewerkes auf Eisenbahnanlehen eine erste Kreditrate von 6 Millionen Mark. Trotz der Bereitstellung dieser Summe versuchte jedoch wiederum das hinter dem Verkehrsminister stehende Privatkapital die tatsächliche Verwendung dieser Millionen zu verhindern — die Sozialdemokratie aber deckte rücksichtslos diesen Verschleppungsschwindel auf.

Um den Ausbau des Walchenseewerkes zu beschleunigen, traten nun 1915 die Freunde der Wasserkraftausnutzung mit dem Gedanken hervor, die Verwertung der gewonnenen elektrischen Kraft durch Gründung einer großen Überlandzentrale, des sogenannten »Bayernwerkes«, sicherzustellen. Aber erst 1918 faßte die Kammer der Abgeordneten einstimmig den Beschluß, daß der bayerische Staat sich an dem »Bayernwerk, G. m. b. H.« mit 5 400 000 Mark beteiligen soll. Die Strommenge war sofort vergeben. Die elektrochemische Industrie investierte zudem auf die Nachricht von der Gründung des »Bayernwerkes« in wenigen Monaten über 50 Millionen Mark in ihre bayerischen Betriebe.

Da kam die Revolution, und als eine der ersten Verwaltungsmaßnahmen ordnete der neue Innenminister und langjährige Vorkämpfer des Wasserkraftproblems, Erhart Auer, den ersten Spatenstich am Walchenseewerk an. Kurz darauf erfolgte der Baubeginn an der zweiten Großwasserkraft, der »mittleren Isar«. In Deutsch-Österreich kam die Bewegung zur Ausnutzung der Wasserkräfte nicht so schnell in Fluß. Die entscheidenden Anordnungen über den Ausbau des Spullerseewerkes und des Stubachwerkes wurden erst Ende 1919 getroffen.

Bisher wurden die Arbeiten in eigener Regie des bayerischen Staates geführt, aber 1919/20 wurden sie aus dem Behördenapparat der Staatsverwaltung herausgelöst und zwei Aktiengesellschaften übertragen, deren

Aktienmehrheit sich in den Händen des Staates befindet. Das für den Bau und den Betrieb nötige Kapital konnte bei der üblen Finanzlage des Staates nicht allein aus staatlichen Mitteln aufgebracht werden: es wurden daher Schuldverschreibungen ausgegeben, für die der Staat die Bürgschaft übernahm. Selbstverständlich steht den Inhabern dieser Schuldverschreibungen kein Einfluß auf den Betrieb zu, so daß das Wesen der gemeinwirtschaftlichen Unternehmung in keiner Weise beeinträchtigt wird.

Als gemischtwirtschaftliche Aktiengesellschaft wurde sodann das obenerwähnte »Bayernwerk« errichtet; die Mehrheit der Aktien bleibt in den Händen des Staates, später sollen auch die Städte, die bestehenden Überlandzentralen und das Reich beteiligt werden. Es wird strenger Aufmerksamkeit der bayerischen Sozialdemokratie bedürfen, um zu verhindern, daß bei dieser Gelegenheit der Gedanke des gemeinwirtschaftlichen Betriebs abgebaut oder doch verwässert wird.

Der gemeinwirtschaftliche Charakter des bayerischen Wasserkraftsystems tritt am deutlichsten in der technischen Anlage zutage. Das Walchenseewerk bildet das Kraftreservoir. Es stellt nicht nur die höchste Kraftleistung durch die vom Walchensee zum Kochelsee herabstürzenden Wassermassen, sondern auch den Kraftspeicher; die Oberfläche des Sees beträgt etwa 16,4 Quadratkilometer. Der Walchensee ist also ein ausgezeichneter Ausgleicher für den Spitzenbetrieb, er ist der Grundpfeiler des gesamten Stromnetzes des »Bayernwerkes«, das die Pulsader der kommenden bayerischen Wirtschaft, der bayerischen Wasserkraftgemeinschaft, werden wird.

Die Ausschaltung der privaten Spekulation mit den Naturschätzen des Landes durch dieses große Werk schildert deutlich Erhart Auer in dem Artikel der Neuen Zeit, Heft 2, 1. Band, Jahrgang 1918: »Das Bayernwerk und sein Zusammenhang mit dem Walchenseewerk« mit den Worten: »Wenn die billige Walchenseekraft mit der kürzesten Leitung nach den bayerischen Industriegebieten geleitet würde, wäre das für den Staat finanziell das Vorteilhafteste.... Der Staat könnte sich dadurch erhebliche Einnahmen sichern, und in den Industriezentren würde die Ansiedlung der Industrie gefördert. Nach der vorgesehenen Regelung wird das mit Vorbedacht verhindert. Die billige Walchenseekraft wird dazu benutzt, die Elektrizität im ganzen Lande verteilen zu können zu einem Preise, der die Verwendung der Kraft in jedem Betrieb rentabel macht. Es sind also nicht engherzige fiskalische, sondern äußerst wichtige kulturelle Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Mit dieser Regelung ist Stadt und Land, der ganzen bayerischen Volkswirtschaft gedient. Die Vorteile für das Land sind sogar noch größer. Trotzdem wurde diese Regelung von den Sozialdemokraten auf das eifrigste gefördert.«

So bereitet sich in Bayern und in ähnlicher Weise auch in den deutsch-österreichischen Anschlußländern, in denen die Eisenbahnverwaltung und die Landesparlamente ebenso Hand auf die Großwasserkraftwerke (Spullersee-, Lünersee-, Stubach- und Mallnitz-Werke) gelegt haben und sie zu Grundpfeilern des Stromnetzes ausbauen, eine Entwicklung vor, die bestimmt ist, den Kampf um das Eigentum an den Produktionsmitteln in ganz neue Bahnen zu lenken. Man wende nicht ein: der Endkampf zwischen Kapital und Arbeit werde ja doch im Norden, im Gebiet der industriellen Konzentration ausgefochten werden, und dieser werde die Expropriateure der bayerischen Produktionsmittel miterteignen! Die organische Entwicklung zur bewußten

Verfügungsgewalt der Gesellschaft über die Produktionsmittel wird um so reibungsloser vor sich gehen, wenn wir innerhalb des großen deutschen Wirtschaftskörpers engere Wirtschaftsgebiete besitzen, die durch ihre landwirtschaftliche und industrielle Struktur sowie durch die staatliche Verfügungsgewalt über das bedeutungsvolle Produktionsmittel »weiße Kohle« Zentren des stetigen Fortschritts zur Umwandlung der Produktion geworden sind.

2. Das südostdeutsche Wasserkraftsystem und seine »Wirtschaftlichkeit«.

Wenn man sieht, wie in den südostdeutschen Alpenvorländern unter Bayerns Führung, an den Stauseen und den Werkkanälen Hacke und Spaten sich rühren, um dem Volke das wertvolle Gut der weißen Kohle zu erschließen, so muß man sich fragen, warum hat sich die so vielgerühmte Unternehmerinitiative nicht mit aller Kraft schon vor dem Kriege dieser so bedeutungsvollen Energiequellen angenommen? Die Untersuchung dieser Frage führt uns zu dem einwandfreien Ergebnis, daß das Vorwalten des nackten Profitstrebens in der privatwirtschaftlichen Wirtschaftsverfassung ungeheure Naturschätze aus Gründen der Gewinnkalkulation brachliegen ließ, deren Erschließung eine gewaltige Hebung der gesamten Wirtschaftskräfte zur Folge gehabt hätte. Gerade das südostdeutsche Wasserkraftproblem ist ein schlagendes Argument für die Notwendigkeit des Eingreifens der Gesellschaft zur Steigerung der Produktivkräfte eines Landes. Über die Wirtschaftlichkeit des Wasserkraftausbaus ist seit dem Kriege unendlich viel geschrieben und gesprochen worden; ich erinnere nur an Thierbachs Aufsatz in der Monatsschrift »Technik und Wirtschaft«, an den Artikel von Professor Halbfaß in der »Elektrotechnischen Zeitung« und Dettmars in demselben Organ. Von größter Bedeutung sind jedoch zwei Vorträge, der eine, den Geheimrat Dr. Schmick im September 1920 vor der »Deutschen Gesellschaft für Bauingenieurwesen« hielt, und der ausgezeichnete, das staatssozialistische Problem besonders gründlich beleuchtende Vortrag des bayerischen Ministerialrats K r i e g e r im Juni 1921 gelegentlich der »Ausstellung für Wasserstraßen und Energiewirtschaft« in München. Die technischen Unterlagen der hier folgenden Ausführungen gründen sich großenteils auf dieses Kriegersche Material.

Das kapitalistische Wirtschaftssystem mit seinem Streben nach individuellem Profit hat durch die Unterlassungssünde der Wasserkraftverwertung vor dem Kriege die südostdeutsche, vor allem die bayerische Wirtschaft um Hunderte von Millionen, die während und nach dem Kriege zu verdienen gewesen wären, geschädigt. Wie kleinlich die kapitalistischen Unternehmer oft zu Werke gehen, möge ein Beispiel vom Ufer des Bodensees zeigen. Ein dort angesiedeltes Fabrikunternehmen lehnte es 1909 ab, den Bezug von Kraftstrom aus dem nächstgelegenen »Kubelwerk« zu nehmen, und entschloß sich, ein neues Dampfkraftwerk zu errichten, da sich der Kohlenbezug aus England über Mannheim in die Schweiz noch einige hundert Franken billiger stellte als aus der in nächster Nähe gelegenen Wasserkraft, die damals als eine der leistungsfähigsten in Europa galt.

Unter dem Einfluß solcher lediglich auf Profitstreben abzielenden wirtschaftlichen Erwägungen konnte die Wasserkraftausnutzung in Deutschland angesichts der günstigen Kohlenpreise natürlich nur ganz langsame Fortschritte machen. Eine wasserwirtschaftliche Durchdringung des Produktions-

apparats war gänzlich ausgeschlossen. Wo sich Wasserwerke bildeten, da waren rein örtliche Momente entscheidend, wie bei den Elektrizitätswerken der Städte, oder es häuften sich die Vorteile billigster Herstellungskosten und günstigster Ausbaubedingungen an einem bestimmten Punkte, zum Beispiel bei den »Bayerischen Stickstoffwerken« an der Alz, der zweitbesten Wasserkraft Deutschlands.

Der Staat nahm keine Veranlassung, in die bestehende Wirtschaftsanarchie einzugreifen. Er beschränkte sich lediglich darauf, der Produktion Kraftmaschinen zu unproduktiven Zwecken zu entnehmen und damit das übelste Beispiel einer solchen »Wirtschaftlichkeitswirtschaft« zu geben. So sind bis heute in Deutschland an Wasserkräften ausgebaut rund 700 000 Pferdestärken; in der deutschen Marine waren aber allein 11 Millionen Pferdestärken Kraftmaschinen eingebaut. Ein einziges Großkampfschiff war schon mit 150 000 Pferdestärken ausgerüstet; das Walchenseewerk, das größte Wasserwerk Bayerns, dessen Existenzberechtigung länger als 10 Jahre »erwogen« werden mußte, liefert 25 000 Pferdestärken und hätte nach Friedenspreisen ungefähr die Hälfte eines einzigen Schlachtschiffes gekostet!

Die Wirtschaftlichkeit des bayerischen Wasserkraftsystems, wie es sich jetzt der Verwirklichung nähert, war weniger auf der Zahl der Kilowattstunden begründet wie auf der Möglichkeit der »Speicherung« der verwertbaren Wasserkraft. Die Wassermenge der Flußläufe steht nämlich meist in ihrer zeitlichen Belieferung durch die Natur in umgekehrtem Verhältnis zum Bedürfnis; das heißt im Winter, wenn die Nachfrage nach Licht am größten ist, besitzen unsere Flüsse den niedrigsten Wasserstand. Erst die Ausnutzung des Walchenseespiegels und die Schaffung des »Speicherweihers« am Werk »Mittlere Isar« löste das Problem der Wirtschaftlichkeit.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Eignung Südostdeutschlands für die Wasserkraftwirtschaft im Vergleich zum übrigen deutschen Wirtschaftsgebiet zu betrachten. Die mittlere Jahresleistung sämtlicher deutschen nutzbaren Wasserkräfte beträgt nämlich 30 Milliarden Kilowattstunden, die Bayerns allein 12 Milliarden Kilowattstunden. Erhöht wird diese wasserwirtschaftliche Bedeutung noch dadurch, daß dieses südostdeutsche Wirtschaftsgebiet eine ganze Zahl speicherfähiger Stauseen besitzt: Walchensee, Chiemsee, Achensee, Spullersee, Lünersee und den Hohe-Tauern-Gletscher im Stubachtal. Freilich konnte an eine Verwirklichung der Pläne erst gedacht werden, als die Entwicklung der Elektrizitätstechnik hierzu die Möglichkeit erbrachte. Erst durch die Vervollkommnung der Elektrizitätshochspannungsleitungen wurden die Vorbedingungen für den Ausbau großer Wasserkräfte geschaffen.

Die Gründe, warum die Sozialdemokratie mit aller Energie an die Aufschließung der Wasserkräfte Südostdeutschlands und des gesamten Reiches herangeht, sind verschiedener Art. Zunächst ein sozialpolitisches Moment: die Möglichkeit, wenigstens einen Teil unserer Volksgenossen von der gefahrvollen Wühlarbeit in den Maulwurfsgängen der Bergwerke zu erlösen und für ein freudvolleres Schaffen freizumachen. Dann eine Forderung der Ökonomie. Kleinliche Rentabilitätsberechnung darüber, ob die Elektrisierung der Bahnnetze zurzeit um wenige Heller oder Pfennige pro Tonnenkilometer billiger kommt oder nicht, muß für uns zurücktreten vor den großen Gesichtspunkten, daß nämlich der Dampflokomotivbetrieb eine

außerordentliche Energievergeudung darstellt und daß die künftige Kohlenbewirtschaftung einen äußerst unsicheren Faktor in der Wirtschaftlichkeitsberechnung für die nächste Zukunft bedeutet. Für uns ist maßgebend, daß in zwei Krafterzeugungsgebieten, in den Elektrizitätswerken und beim Eisenbahnbedarf, im südostdeutschen Wirtschaftsgebiet die gesamte in den nächsten Jahren erzielbare Wasserkraftmenge allein schon untergebracht werden kann. Die Herausschneidung gerade der leistungsfähigsten Kraftquellen aus dem allgemeinen Wasserwirtschaftsnetz zur elektrotechnischen Großfabrikation muß von der Sozialdemokratie mit allen Mitteln unterbunden werden. Vor der Durchführung eines großzügigen Wasserkraftprojekts darf keineswegs zurückgeschreckt werden aus Angst über die einzuschießenden Papiermilliarden in Mark oder in Kronen. Der Wertmaßstab hat sich im Gegenteil durch den Umschwung der Verhältnisse sehr zugunsten des Wasserkraftausbaus verschoben: der Preis der Kohle steigt als Folge der Reparationen, der Steuern und Abgaben ins Unermeßliche. Dagegen sind die Aufwendungen für den Wasserkraftausbau nicht in dem Maße gestiegen, wie sich die Kohle verteuert hat.

Die Planlosigkeit der Wirtschaft hat es mit sich gebracht, daß manche Unternehmungen in der Lage waren, neben der Ausschüttung ungewöhnlich hoher Dividenden ihre Anlagen vollständig abzuschreiben, ja sogar Neuanschaffungen zu dem dreißigfachen Friedenspreis innerhalb zwei bis drei Jahren auf den drei- bis vierfachen Friedenswert abzuschreiben. Da wäre es innerhalb einer planmäßigen Wirtschaft ein leichtes, die Wasserkraftwerke aus den Überschüssen dieser Konjunkturgewinne in wenigen Jahren zu erstellen und in wenigen Jahrzehnten abzuschreiben.

Wir sind aber nicht in der glücklichen Lage, diese Übergewinne in dieser Art und Weise für die Gesamtheit der Volkswirtschaft dienstbar machen zu können; daran hindert uns die kapitalistische Wirtschaftsverfassung. Trotz alledem, trotz der gesteigerten Schwierigkeiten der Geldbeschaffung, trotz der Konkurrenz längst abgeschriebener Friedensbetriebe müssen wir das Kunststück wagen, um den Hunger nach elektrischer Kraft zu stillen, die Produktionskraft zu steigern und letzten Endes dem Staat ein wirtschaftliches Machtmittel in die Hand zu geben, mit dem er die Überführung eines wesentlichen Teiles der Produktionskräfte in späterer Zeit leichter und reibungsloser in die Tat umsetzen kann.

Die frühere Methode der privatwirtschaftlichen Spekulation auf dem Gebiet des Wasserkraftausbaus muß ein Ende haben. Der Ausbau dieser von ihren Geldgebern oft im Stich gelassenen Unternehmungen ging langsam und zögernd vor sich, und die einzelnen Kraftquellen wurden je nach den Bedürfnissen einzelner Interessenten ausgewählt. So kam es, daß Raubbau an Wasserkräften durch Herausschneiden besonders günstiger Strecken ohne Rücksicht auf spätere Aufschließungsmöglichkeiten getrieben wurde. Hier muß die staatliche Überwachung eingreifen, um den Wasserkraftschatz eines Landes systematisch der Verwertung zuzuführen. Sie müssen von einheitlichen Gesichtspunkten aus, von der Allgemeinheit für die Allgemeinheit ausgebeutet werden. Die einzelnen Energiequellen sind Teile eines Ganzen. Alle Wasserkräfte müssen höchstwertig und restlos aufgeschlossen werden; wenn die Rentabilitätsberechnung auch zunächst ungünstig aussieht, ist es Sache der Gesellschaft, des Staates,

der Kommunen, durch Zuschüsse einzugreifen; denn Wasserkraftwerke rentieren sich in der Zukunft immer. Sie sind »Ewigkeitswerte«. Es wäre ein Unsinn, aus privatwirtschaftlichen Gründen, etwa wegen des leichteren Zinsendienstes, eine Wasserkraft, welche sich in einer großen Stufe ausbauen läßt, in zwei kleinere Stufen aufzulösen.

Ist der Staat im Besitz der wichtigsten Kraftwerke, so wird es ihm ein leichtes sein, auch die Krafttarifpolitik auf eine volkswirtschaftlich gesunde Grundlage zu stellen. Wir müssen vor allem verhindern, daß eine private Interessentengruppe einen besonders wertvollen Teil billiger Wasserkraft auf viele Jahrzehnte hinaus (zum Beispiel den bayerischen Inn) sich sichert, während die Erfordernisse allgemeiner Volksinteressen mit teuren Kraftquellen befriedigt werden müssen. Nein, durch Einfügung aller Kraftquellen in einen gemeinsamen Ausnutzungsrahmen müssen alle staatlichen Stromabgaben auf eine mittlere Tarifstufe gebracht werden. Deshalb kann das Kraftsammel- und Kraftverteilungsunternehmen nur ein Geschäftskörper sein, der im Interesse der Allgemeinheit arbeitet. Für die führenden Köpfe aber darf nicht möglichste Wirtschaftlichkeit der Einzelbetriebe die Losung sein, sondern Steigerung der Produktivkräfte der gesamten Volkswirtschaft. (Schluß folgt)

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart[1]

Von Dr. Alfred Guttmann

3. und 4. Hans Pfitzner und Arnold Schönberg

Der Kundige, der diese beiden Namen in einem Atem nennen hört, wird vielleicht lächeln — so entgegengesetzt ist die Kunst dieser beiden Männer. Und so weit voneinander entfernt unter den Charakterköpfen der Gegenwart stehen sie, daß zwischen diesen beiden Extremen sich fast alles unterbringen läßt, was sonst musikschöpferisch wirkt. Und doch sind sie durch den Zeitgeist miteinander verbunden. Wenn wir sie also gemeinsam betrachten, werden sich einige Probleme leichter entwirren, als wenn wir jeden für sich behandelten.

* * *

Zunächst Pfitzner: Kaum ein anderer ist so wenig ohne Wagners Vorbild denkbar, wie dieser Künstler. In seiner ganzen Tätigkeit sowohl als Dichter, wie als Komponist, wie als ästhetisch-polemischer Schriftsteller schreitet er hinter der Fahne her, die Wagner einst entfaltet hat. Selbst wenn man sich noch so stark für Wagners positive künstlerische Leistung begeistert, kommt man um einige Züge in seinem Wesen nicht herum, die schlechthin unerträglich sind. Ich meine nicht etwa seine menschlichen, allzu menschlichen Schwächen äußerlicher und innerlicher Natur, sondern vielmehr seine Einstellung zu gewissen seelischen Problemen. Wagners ganze kleinliche, sächsisch-gutbürgerlich-antisemitische Einstellung ist auch aus dem Milieu seiner Zeit verständlich. Seine Beteiligung an den Kämpfen des Jahres 48 ist nicht nur in seinen eigenen, zu verschiedenen Zeiten gegebenen Darstellungen, sondern auch in denen seiner Zeitgenossen außerordentlich schwankend. Die Legende behauptet, daß auch in Wagners Adern jüdisches Blut fließe: sein eigentlicher Vater sei

[1] Vergl. Heft 20/21 des letzten und Heft 1 des laufenden Bandes der Neuen Zeit.

der jüdische Schauspieler Geyer gewesen, der nach dem Tode ihres ersten Mannes auch die Witwe geheiratet hat, als Richard ein Jahr alt war. Jedenfalls ist Wagners ideale Begeisterung für die germanische Götter- und Heldensage, so reiche Früchte sie auch für die Kunst trug, ein wahres Unglück für die Menschen, die wegen der äußeren Form oft genug den Wesenskern der künstlerischen Produktion verkennen. So wurde aus Wagners altdeutscher Begeisterung später ein Schlagwort für alldeutsche Propagandazwecke, und Wagners Bekämpfung des Judentums in der Musik — dem er doch so viel zu verdanken hatte! — war ein billiger Vorwand, um nun jeden schöpferischen Musiker, der etwa von jüdischer Abstammung oder ihrer verdächtig war, von vornherein zu diskreditieren. So kommt es, daß eine große Schar von musikinteressierten Antisemiten Pfitzner auf den Schild erhebt, um hier den rassereinen deutschen Künstler gegen die volksfremden Undeutschen auszuspielen. Pfitzner macht es seinen Parteigängern auch sehr leicht, ihn als Erben der Wagner-Tradition auszurufen. Er wählt als künstlerische Vorwürfe Stoffe, die durchaus dem Geiste Richard Wagners entstammen, wie die Opern »Der arme Heinrich«, »Die Rose vom Liebesgarten« und »Christelflein«, in denen er Personen auftreten läßt, die zum Teil schon im Namen die größte Übereinstimmung mit Wagnerscher Bezeichnungsart zeigen. Erscheint zum Beispiel im »Siegfried« der Gott Wotan unter dem Namen der »Wanderer«, so heißt eine ebenfalls in der hohen Baßlage singende Figur seiner Oper der »Wunderer«. Der Musikstil wie der Text der meist selbstgedichteten Stoffe zeigt weitgehende Übereinstimmung mit Wagners Ideen, zum Beispiel dem Erlösungsmotiv. Seine musikalische Sprache vermeidet auch bewußt die modernen, farbigen, spielerisch-nervösen Ausdrucksmittel und versucht eine merkwürdige Zusammensetzung der alten Formen klassisch-romantischer Art mit der Ausdrucksweise, die sich auf Wagnerscher Grundlage weiterbaut. Der streitbare Mann hat sich auch publizistisch in einer außerordentlich scharfen, weit über alles Maß hinaus gehenden Broschüre über die Futuristengefahr ausgesprochen, ohne zu sehen, daß in diesen neuen Strömungen sich zum mindesten ein starkes Wollen ausdrückt, ganz neue Wege in der Musik zu gehen (wie ich das in dem Abschnitt, der Busoni gilt, dargelegt habe). Pfitzner steht heute auf der Mittagshöhe des Lebens. Er ist 53 Jahre alt, ist Professor, besitzt den Ehrendoktor der Universität Straßburg, ist Mitglied der Akademie der Künste und ist auch als Dirigent, nachdem er lange als Opernkapellmeister tätig gewesen ist, bekannt. Eigentlich durchgesetzt hat er sich erst mit seiner Oper »Palästrina«, deren reines Wollen und großes Können nicht nur das Publikum begeistert, sondern auch diejenigen Musikfachleute mit Achtung erfüllt hat, die ihm sonst kühl gegenüberstehen. Außer den schon genannten Werken hat er noch viele Lieder, Chöre, Kammermusik und Chorwerke geschrieben, von denen eines den charakteristischen Titel »Von deutscher Seele« führt.

* * *

Von »deutscher Seele« durch eine Welt getrennt, ist Arnold Schönberg, wenige Jahre jünger als Pfitzner, Wiener Jude, von Haus aus als Musiker reiner Autodidakt und erst später als Schüler seines Schwagers, eines bekannten Musikers, in die Theorie und Praxis der Musik eingeführt. Er wirkte als Lehrer für Komposition, erst in Wien, dann in Berlin. Bald ist

er der Bannerträger des äußersten linken Flügels der Modernen. Man kann die Widerstände, die sich gegen ihn regen, kaum besser wiedergeben, als mit dem Abdruck des seltsamen Artikels, der in dem von Hugo Riemann herausgegebenen Musiklexikon über ihn steht — wobei übrigens unklar ist, ob diese Charakteristik von Riemann selbst herrührt, oder auf das Konto von Alfred Einstein kommt, der nach des Verfassers Tode das Lexikon beendet hat. Auf S. 1066 des Buches steht folgendes über ihn zu lesen: »... ein durch die Extravaganzen der Faktur seiner neuesten Werke zum Protest herausfordernder Komponist, dem aber trotz seiner Sucht, Unerhörtes zu leisten, Talent nicht abzusprechen ist, und der auch in seinen früheren Werken ein normales Gesicht zeigt. Seine 1911 erschienene Harmonielehre ist ein seltsames Gemengsel von theoretischen Rückständigkeiten und Befangenheiten, die aus S. Sechters System herrühren, und hypermoderne Verneinung aller Theorie. Das naive Geständnis des Verfassers, daß er nie eine Musikgeschichte gelesen habe, gibt den Schlüssel für dies beispiellos dilettantische Machwerk. Das Kunsthandwerk, welches Schönberg zu lehren vorgibt, ist Gott sei Dank heute noch dem Gemeingefühl fremd. Schönberg erhielt 1913 den Mahler-Preis für Komposition.«

Auf der anderen Seite sehen schaffende und nachschaffende Musiker von Bedeutung in ihm den neuen Messias, der der Welt eine völlig neue Tonkunst geben soll. Wer zum ersten Male Schönbergsche Musik hört, wird geradezu fassungslos sein. Die Konstruktionen Schönbergscher Harmonien sind dem durch Jahrhunderte anerzogenen Harmoniegefühl so vollkommen fremd, daß man zu seinen Klanggebilden als naiver Hörer zunächst ebensowenig eine Beziehung herstellen kann wie etwa zu der sogenannten »abstrakten« Malerei, die nicht mehr versucht, irgendwelche Gegenstände der Welt mit Farben und Formen wiederzugeben, sondern die durch die Aufteilung einer Fläche durch Linien und Farben eine Empfindung ausdrücken will (Expressionismus). Und doch ist diese Schönbergsche Musik alles andere als formenlos. Nur sind die Bausteine, deren er sich bedient, vollkommen anderer Art als unsere mit gewöhnlichem Maßstab zu messenden Formenelemente. Um bei dem Bilde des Bausteins zu bleiben: Wir können uns nur vorstellen, daß man als Bausteine rechteckige Gebilde oder solche mit sonstwie gleichartig gebogenen, geschweiften, gekrümmten Begrenzungsflächen, die logisch ineinander eingreifen, benutzt. Nun stelle man sich vor, es käme ein Baumeister und wolle ein Gebäude errichten, zu dessen Konstruktion er vollkommen ungleichmäßig zackig gestaltete Steine benutzen würde. Es liegt auf der Hand, daß man ein wirkliches Gebäude so nie bauen kann. Und so scheint die Schlußfolgerung auch nahezuliegen, daß man eine wirkliche Musik ebenfalls so nicht schaffen kann. Ist doch Architektur, um einen Ausdruck der alten Ästhetik zu gebrauchen: »gefrorene Musik«. Und solche Bausteine benutzt Schönbergs Musik. Um zu zeigen, wie das geschieht, betrachten wir seine Kammersinfonie. Hier wählt er ein Thema, das nicht wie die sonstigen musikalischen Themen der letzten Jahrhunderte in der Idee eines Dreiklangs (also Terzen c e g) aufgebaut ist — nein, er läßt die Instrumente in dauernd aufsteigenden Quarten das Thema entwickeln. Wenn also der Grundton zum Beispiel f ist, so entsteht folgende eigentümliche Melodie, von unten nach oben aufsteigend: f-b-es-as-des (usw.). Man versuche am besten diese Melodie zu singen oder zu pfeifen (oder spiele sie, was einfacher ist, auf

dem Klavier), und man wird erkennen, wie »unmelodisch« in unserem Sinne dies ist. Auf solcher melodischer Basis ergeben sich also unglaublich seltsame Harmonien (Zusammenklänge). Und hierauf ist nun das ganze große Werk aufgebaut! Man glaube aber ja nicht, daß Schönberg nur derartige Dinge schreibt. Daß er durchaus die alte Kompositionsart beherrscht und sehr gut klingende Werke im alten Stil geschrieben hat, zum Beispiel ein Sextett für Streichinstrumente, durchaus auf der Art von Richard Wagners »Tristan« aufgebaut, zeigt, daß er nicht nur in diesen scheinbar dürren Gefilden wandelt.

Ebenso ist es klar für jeden, der dies Frühwerk mit Stücken aus den mittleren Perioden seiner Entwicklung vergleicht, zum Beispiel einer ganz eigenartigen sinfonischen Dichtung »Pelleas und Melisande«, oder mit Liedern aus der allerneuesten Zeit, die kaum noch irgendwelche Melodiebildung in unserem Sinne zeigen, daß dieser Mann aus einem schweren Ringen heraus sich immer weiter von seinen ursprünglichen, den Publikumserfolg garantierenden Ausdrucksformen entfernt hat, um etwas zu finden, was der grüblerischen Anlage und dem talmudistisch-tüftelnden Verstand notwendig erscheint. Mir persönlich ist es nicht gelungen, mich von der inneren Notwendigkeit der Schönbergschen Musik überzeugen zu lassen, obwohl ich sie sehr willig höre. Aber ich sehe trotzdem die Notwendigkeit ein, daß dieser Mann sich auf einem Wege von der bisherigen Musik entfernt und zielbewußt zu neuen Sternen hinstrebt, die vor seinem Geiste schweben. Und mag man ihn loben oder tadeln, eines ist sicher und steht außerhalb jeder subjektiven Beurteilung: seine neuartige Kunst hat für die europäische Musik größte Anregungen gegeben. Ist es also vielleicht auch ein Irrweg, den er geht, so geleiten ihn auf seinem Wege viel schöpferische Kräfte, die unser aller Hoffnung sind. Vielleicht wird schon in wenigen Jahren all dies klar geworden sein, was hier noch problematisch verhüllt sich der kunstwissenschaftlichen Analyse entzieht. * * *

So glaubte ich diese beiden Gegenpole, zwischen denen die meisten Charakterköpfe innerhalb unserer zeitgenössischen Musik einzuordnen sind, nebeneinander stellen zu sollen, weil in ihnen die Gegensätze unserer musikalischen Ziele den stärksten Ausdruck finden.

Literarische Rundschau

Gust. Radbruch, Kulturlehre des Sozialismus. Ideologische Betrachtungen. Stuttgart und Berlin 1922, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 71 Seiten. Preis 12 Mark.

Unter einem Juristen, dazu noch Professor und Justizminister, konnte man sich früher nichts anderes als einen Paragraphenmenschen mit gut funktionierender altdeutscher Beamtennatur vorstellen. Es scheint mir ein gutes Zeichen der Zeit zu sein, wenn auch der oberste Justizbeamte Verständnis für das pulsierende Leben hat. Dies beweist das vorliegende Buch; denn Radbruch spricht im Grunde nichts anderes aus als das, was wir alle mehr oder weniger bewußt fühlen, ahnen, begriffen haben. Aber daß er es ausspricht — und in einer Form, die stets von Feinheit des Empfindens zeugt —, ist das Besondere, wofür ihm Dank gebührt.

Ausgehend vom Görlitzer Programm, im Einklang mit der ökonomischen Geschichtsauffassung, erläutert er die Ideologie des heutigen Sozialismus.

Es gibt drei Auffassungen sozialer Gebiete: die individualistische, die überindividualistische und die transpersonale. Für die individualistische Ansicht ist die Einzelperson und ihre Freiheit der Ausgangspunkt des sozialen Denkens. Der Staat hat »keinen sittlichen Eigenwert, er hat nur den Wert eines Mittels im Dienste der sittlichen Einzelpersönlichkeiten«. »Der Individualismus denkt sich die ‚Gesellschaft' als ein Vertragsverhältnis.« Kulturwerk ist das Werk des einzelnen Schöpfers; die Kulturgemeinschaft existiert nicht. Ist hier der Gedanke der Person überspannt, so sehen wir das gleiche nur mit entgegengesetztem Vorzeichen bei der überindividualistischen Auffassung. Der einzelne ist nichts. Sein Ich hat jeder in den Dienst der Nation zu stellen, deren Ehre das einzige Wichtige ist. Die Nation ist die überindividuelle »Gesamtpersönlichkeit«. Dies bedeutet letzten Endes nichts als die Aufhebung der Nation. Denn: »Nation ist ein Volk in seiner Eigenart, diese Eigenart drückt sich aus in seiner Kultur, die Nation ist also die Kulturnation. Der überindividualistischen Auffassung aber sind die Nationen ‚Mächte', nach der Quantität ihrer Macht voneinander unterschieden und miteinander vergleichbar, also qualitativ einander gleich.«

Diesen beiden Auffassungen entgegen ringt sich jetzt die transpersonale durch. Der Sozialismus, indem er als Ideologie sich diese Ansicht zu eigen macht, löst sich von seinen individualistischen — manchesterlichen — Einflüssen und wird so in Wahrheit eine kulturelle Einheit. »Die transpersonale Auffassung sucht die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens nicht in ihm selber, im Leben der Einzel- oder der Gesamtpersönlichkeit, sondern in den Werken, die es hervorbringt, und in der Gesamtheit dieser Werke: der Kultur, die höchste Aufgabe des Staates in der Sicherung der Arbeit an der Kultur.« Der Begriff der Gemeinschaft, der des Genossen kristallisiert sich hieraus als notwendige Folge. Genosse, nicht Freund. Denn Freundschaft »kann einseitig sein«, ist ein Gefühl. »Kameradschaft«, genossenschaftliches Zusammenleben, ist Arbeitsgemeinschaft.

Aus der Fülle des anregend Dargebotenen wollen wir nur erwähnen, daß mit vollem Recht Radbruch drei Quellen sieht, aus denen der neue Geist der Gemeinschaft, der Sinn des Sozialismus, zu sprudeln beginnt, um so das weite Land des Volkes zu befruchten. Volkshochschule, Arbeiterjugendbewegung und weltliche Schule heißen die, welche uns die Hoffnung in grauen Tagen für ein besseres Einst sein sollen.

Das Buch sollte weiteste Verbreitung finden. Auch denen, die Sozialismus mit Massenkapitalismus verwechseln, oder solchen, die Rechte ohne Pflichten kennen, sei die Schrift zur besseren Orientierung empfohlen. Dr. Walter Israel

---

Edgar Tatarin-Tarnheyden, **Die Berufsstände.** Ihre Stellung im Staatsrecht und die deutsche Wirtschaftsverfassung. Berlin 1922, Karl Heymanns Verlag. Preis 90 Mark.

Dieses umfangreiche Werk behandelt das zeitgemäße Problem einer berufsständischen Vertretung bei dem Aufbau des Reichswirtschaftsrats und der Betriebswirtschaftsräte. Die kommende deutsche Wirtschaftsverfassung wird sich naturgemäß stützen müssen auf die Berufsstände, und darum ist es ein dankbares Unternehmen, daß der Verfasser dieses Thema vom verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Standpunkt aus beleuchtet.

Einleitend wird der berufsständische Gedanke im Lichte der Grundprobleme des Staatsrechts erörtert, wobei der Begriff und die verschiedenen Arten der Stände erläutert werden. Nach einem geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung des berufsständischen Gedankens und die Versuche, ihn praktisch zu verwirklichen, unter denen der von Bismarck im Jahre 1880 ins Leben gerufene preußische Volkswirtschaftsrat eine bedeutsame Rolle spielt, schildert der Verfasser die Bestrebungen der nachrevolutionären Zeit, den keineswegs neuen Rätegedanken zeitgemäß in die Praxis umzusetzen. Dabei findet der vorläufige Wirtschaftsrat, seine Zusammensetzung, Organisation, Zuständigkeit und staatsrechtliche Stellung eine eingehende

Behandlung, woran sich eine Erörterung über den kommenden Wirtschaftsrat und seine Funktionen anschließt.

Der Verfasser, dessen Sachkenntnis höchstes Lob verdient, bekämpft mit aller Entschiedenheit die landläufige Meinung, daß der Ruf nach einer berufsständischen Vertretung des deutschen Volkes eine reaktionäre Forderung sei. Im Gegenteil, die Berufsvertretung, wie sie im Reichswirtschaftsrat angestrebt werde, entspreche dem Wesen einer Volksvertretung viel besser als eine politische, wie sie in den Parlamenten in die Erscheinung träte. Es sei zu hoffen, daß der Reichswirtschaftsrat sich zu einem berufsständischen Parlament der Arbeit auswachsen werde. Dazu sei aber nötig, daß er zu einem Spiegelbild der gesamten Volksarbeit werde und daß in ihm neben dem Wirtschaftsleben auch das Geistesleben eine gleichwertige Berücksichtigung finde. Der vielgehörte Einwand, daß ein berufsständisches Parlament wesentlich Sonderinteressen vertrete, sei hinfällig, sofern es zu einem Organ der Gesamtheit werde, in dem alle Berufsstände vertreten seien, so daß ein jedes Volksinteresse zu Worte komme. Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß der Aufbau einer Wirtschaftsverfassung von unten auf vollzogen werde, weil sie im Zuge einer großen Rechtsentwicklung liege. Allerdings hänge alles ab von der weiteren geistigen Entwicklung des deutschen Volkes im sozialen Sinne.

Der Meinungskampf über die Frage: Politisches Parlament oder berufsständisches Parlament? ist bislang noch unentschieden. Wer sich für diese wichtige Frage, die eine wirkliche Lebensfrage ist, interessiert, dem sei das Durcharbeiten des vorliegenden inhaltsreichen Buches warm empfohlen. Er wird daraus manche Anregung und manches Wissenswerte schöpfen. Franz Laufkötter

---

Ludwig Heyde, **Abriß der Sozialpolitik.** 2. Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Band 158.) Leipzig 1922, Quelle & Meyer. Preis 18 Mark.

Dieser in Wissenschaft und Praxis gut eingeführte Führer durch die Geschichte der deutschen Sozialpolitik bis zu ihrem heutigen Stande hat nach kurzer Zeit bereits seine zweite Auflage erlebt. Wenn auch die Schrift Heydes nicht die Probleme unserer gesellschaftlichen Zustände tiefgründig durchsuchen, sondern mehr direktes Tatsachenmaterial vermitteln will, so ist doch sehr anzuerkennen, daß alle wichtigeren Fragen unseres sozialpolitischen Lebens bis zur jüngsten Zeit behandelt wurden. Im Mittelpunkt der ganzen Betrachtung steht naturgemäß die Sozialpolitik für den gewerblichen Lohnarbeiter. Nicht unerwähnt blieben aber auch die Maßnahmen gegenüber den Angestellten und den Landarbeitern und das Beamtenproblem. Gerade letzteres wurde bisher im sozialpolitischen Schrifttum ziemlich vernachlässigt, trotzdem uns seine Bedeutung, besonders seit dem jüngsten Eisenbahnerstreik, sehr klar geworden ist.

Zu loben ist auch, daß sich der Verfasser in seinen Ausführungen strenger Sachlichkeit und Objektivität befleißigt. Gerade deshalb empfiehlt sich die Schrift als Einführung allen denen, die sich über Werden und Sein unserer Sozialpolitik zu unterrichten wünschen. W. Schöttler

---

Karl Woebcken, **Wanderfahrten durchs Friesenland.** Wilhelmshaven, Friesenverlag Ad. Heine. 309 Seiten.

Zwei Dutzend Städte- und Landschaftsbilder aus dem oldenburgischen und preußischen Friesland sind in diesem Buche vereinigt, das die Eigenarten der Landesnatur des äußersten Nordwestens Deutschlands und seiner Bewohner trefflich kennzeichnet. Der Natur Frieslands ermangelt zwar die Großartigkeit, aber seine Geest und Marsch haben auch ihre Schönheiten, und eine reiche geschichtliche Vergangenheit — auf die der Verfasser stets Bedacht nimmt — tut sich überall kund. Wer Friesland kennt, wird Freude an dem Buche haben, und wer es nicht kennt, in dem wird das Verlangen wachgerufen, es zu durchwandern. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9 | Ausgegeben am 26. Mai 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Epilog zur Genueser Tragikomödie

Von Heinrich Cunow

Berlin, 18. Mai 1922

Die Genueser Wiederaufbaukonferenz ist beendet. Zwar nicht offiziell; auf Wunsch von Lloyd George, der gern das offene Eingeständnis eines Fehlschlags seiner Konferenzpläne vermeiden möchte, gilt sie nur als so lange vertagt, bis die einzuberufende Haager Sachverständigenkommission die Prüfung der russischen Vorschläge erledigt hat; aber die Bezeichnung des Fallenlassens der Konferenz als bloße Verhandlungsunterbrechung ist lediglich eine äußerliche Formsache. Wenn nach dem als Ende der Ferienpause festgesetzten 26. September die Konferenz tatsächlich im Haag wieder zusammentreten sollte, wird die Fortsetzung der Genueser Parade nicht unter dem in den Ansprachen der Delegierten so viel gerühmten blauen Himmel Genuas stattfinden, die politische Lage wird eine wesentlich andere sein als jetzt, ebenso der Verhandlungsstoff, und schließlich wird dann wahrscheinlich auf Betreiben Englands auch noch ein neuer Teilnehmer hinzugekommen sein: Onkel Sam. Mag man deshalb immerhin aus gewissen Rücksichten auf politische Prestigebedürfnisse die geplante neue Haager Konferenz als Fortsetzung der Genueser bezeichnen — in Wirklichkeit wird sie zweifellos ein neues Spiel mit veränderter Rollenbesetzung sein.

Denkt man heute zurück an manche dem Beginn der beendeten Konferenz in der deutschen Presse voraufgegangene schöne erwartungs- und hoffnungsvolle Ausblicke sowie an die schönen, phrasenreichen Reden von Frieden, gemeinschaftlicher Zusammenarbeit, Geist der Brüderlichkeit usw., die am Eröffnungstag, dem 10. April, im Palazzo San Giorgio gehalten worden sind, und vergleicht man damit das quallige englisch-französische Kompromiß, mit dem nach einem gewaltigen Aufwand an rednerischen Ergüssen, Drohungen und Ermahnungen das buntbewegte Wechselspiel in Genua endet, kann man sich weder eines gewissen wehmütigen Gefühls über die traurige Lage Deutschlands inmitten der übrigen europäischen Staaten noch des herben Spottes über die in Deutschland herrschende naive Vertrauensseligkeit erwehren, die noch immer die Motive Englands falsch beurteilt und annimmt, Lloyd George könnte in der heutigen europäischen Situation ohne Rücksicht auf die Dinge im Orient zugunsten Deutschlands, gewissermaßen aus Sympathie für das neue Deutsche Reich, einen völligen Bruch mit Frankreich riskieren.

Auf die Phasen des bunten Zusammen- und Gegenspiels im »Geiste brüderlicher Gemeinschaftlichkeit«, das in Genua inszeniert worden ist, heute hier nochmals einzugehen, hat keinen Zweck — einmal aus Raumgründen und zweitens, weil diese einzelnen Phasen, im Rahmen des Ganzen betrachtet und am Enderfolg gemessen, eine weit geringere Bedeutung haben, als

die Presse ihnen während der Tagung unter dem Eindruck der jeweiligen wechselnden politischen Gestirnsstellung beigemessen hat. Im ganzen ist der Verlauf dieser Konferenz jenem der ihr voraufgegangenen Zusammenkünfte ziemlich ähnlich: Lloyd George hat wieder große Forderungen im englischen Interesse erhoben, leidenschaftliche Töne angeschlagen und offen mit dem Bruch der Entente und einem englisch-deutschen Bündnis gedroht, um dann doch in den intimen Lunch- und Soupergesprächen vor der Halsstarrigkeit des von Poincaré an sichtbaren Marionettendrähten dirigierten Barthou zurückzuweichen.

Was wollte Lloyd George in seiner Sichselbsteinschätzung als talentiertesten Staatsmann der großen Welt nicht alles in Genua leisten? Er wollte die russische Frage lösen und entsprechend dem bei Beginn der Konferenzverhandlungen überreichten Londoner Sachverständigenmemorandum die bolschewistische Regierung zur Liquidation ihrer alten Vorkriegsverpflichtungen, zur Bezahlung der Kriegsschulden, Rückgabe der sozialisierten, früher im Besitz von Ausländern befindlichen Werke, zur Änderung der Justizverwaltung und zur Abschließung von Wirtschaftsverträgen nötigen, über die man ohne Übertreibung das Motto »Finis Russiae« hätte schreiben können, da sie tatsächlich Rußland in finanzieller und kommerzieller Hinsicht völlig der Entente oder genauer England ausgeliefert hätten. Er wollte ferner — ein Plan, der sich in erster Linie gegen Frankreichs militärische Hegemonie richtete — den europäischen Staaten eine zehnjährige Friedens- und Rüstungspause auferlegen und trotz der Abmachungen von Cannes die sogenannte Reparationsfrage anschneiden und neue Rückerstattungsbedingungen durchsetzen, um Mitteleuropa den wirtschaftlichen Wiederaufbau zu erleichtern. Er wollte schließlich auch England einen stärkeren Einfluß auf Italien, die Tschechoslowakei, Schweden und Jugoslawien sichern. Zugleich sollte Genua die Vorbedingungen schaffen für eine Teilnahme der nordamerikanischen Union an den Verhandlungen über die europäischen Wirtschaftsprobleme, da dessen Finanz- und Handelskreise im wesentlichen das gleiche wirtschaftliche Interesse wie Großbritannien an einer Wiedererstarkung der mitteleuropäischen und russischen Wirtschaft haben, die englische Regierung also in den Vereinigten Staaten eine durch deren Finanzkraft höchst wertvolle Unterstützung finden würde.

Alle diese Pläne sind, wenigstens vorläufig, abgetan. Was Lloyd George in Genua erreicht hat, ist lediglich eine Annäherung Italiens an die Politik der englischen Regierung und eine gewisse beschränkte Isolierung Frankreichs — beschränkt insofern, als Frankreich zwar durch seine eigensüchtige Taktik und das hartnäckige Bestehen auf seinen Shylockschein, das heißt auf den Versailler Friedensvertrag und das Londoner Ultimatum über die Reparationszahlungen, in England, Amerika und zum Teil auch in den skandinavischen Staaten beträchtlich an Sympathie verloren hat, dafür aber andererseits von der sogenannten »Kleinen Entente« mehr und mehr als der Schützer der aus der Auflösung der alten habsburgischen Monarchie hervorgegangenen Staatengebilde anerkannt wird.

Wohl haben die Herren Beneš und Bratianu mehrfach zwischen Barthou und Lloyd George zu vermitteln versucht, und Dr. Beneš hat sogar zuletzt, als im Streit über die russische Frage die französischen Konferenzdelegierten

ihre sofortige Abfahrt nach Paris in Aussicht stellten, durch tschechoslowakische Journalisten erklären lassen, daß er bis zur Schließung der Konferenz in Genua bleiben und über die russische Antwort auf die an die bolschewistische Regierung gestellten modifizierten Forderungen mitberaten wolle; aber die Art der Vermittlung wie die Form der Einstellung der Kleinen Entente auf französische Wünsche lassen keinen Zweifel daran, daß die dieser Entente angehörenden kleinen Staaten aus Furcht vor einer deutschen Wiedererstarkung in allen zwischen England und Frankreich auftauchenden ernsthaften Entscheidungsfragen sich auf die Seite Frankreichs stellen werden. Es heißt die Isolierung Frankreichs weit zu übertreiben, wenn man diese Abhängigkeit der Kleinen Entente (auch Jugoslawiens) von Frankreich als etwas kaum Beachtenswertes einschätzt.

Hinzu kommt noch, daß auch Japans Vertreterschaft auf der Konferenz in Genua eine recht franzosenfreundliche Stellung eingenommen hat — eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß sich Japan, seit die Beziehungen zwischen John Bull und Bruder Jonathan intimer geworden sind, besonders seit der Washingtoner Abrüstungskonferenz, verschnupft fühlt und England gegenüber seinem französischen Alliierten nicht zu viel Macht gewinnen lassen möchte.

Außer engeren Beziehungen zu dem Kabinett Facta und der halben Isolierung Frankreichs bringt aber Lloyd George nichts Nennenswertes heim nach Englands Gefilden. Das noch zu guter Letzt abgeschlossene faule Kompromiß ist sicherlich kein Erfolg des englischen Premierministers; denn in dem zum 26. Juni nach dem Haag einzuberufenden Sachverständigenausschuß zur Beratung der russischen Wirtschaftsprobleme werden den vier englisch-italienischen Stimmen in allen wichtigen Fragen sechs andere Stimmen gegenüberstehen, nämlich die Stimmen Frankreichs, Belgiens und Japans. Zudem werden die Sachverständigen nicht, wie Lloyd George dringend forderte, von der Genueser Konferenz erwählt, sondern direkt von den einzelnen Staatsregierungen ernannt, und die Russen erhalten nicht Sitz und Stimme in dieser Sachverständigenkommission. Es wird ihnen lediglich das Recht zugestanden, eine eigene Kommission nach dem Haag zu berufen, die dort dann, wenn die Sachverständigenkommission der fünf einladenden Mächte mit ihren Verhandlungen so weit ist und das Bedürfnis zu einer Aussprache mit den Russen fühlt, mit diesen in nähere Verbindung treten darf.

Das ist Lloyd Georges ganzer Erfolg. Etwas wenig! Will man, weil es so üblich ist, von Sieg und Niederlage sprechen, dann ist sicherlich der Sieg — allerdings nur ein Pyrrhussieg — auf der Seite Poincarés, der zwar auch keine wichtigen positiven Ergebnisse seiner Beharrungsstrategie aufzuweisen hat, dem es aber immerhin gelungen ist, alle seinem Zielstreben schädlichen Beschlüsse, vor allem jede Behandlung oder auch nur Streifung der Frage auszuschalten, zu welchem Vorgehen die französische Regierung nach dem 31. Mai berechtigt ist. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Lloyd Georges Auftreten in Genua seine Popularität in England vermehrt hat und ihm einen günstigen Ausfall der in nächster Zeit fälligen englischen Parlamentswahlen in Aussicht stellt. Ein Umschwung der englischen Stimmung, den er jedenfalls nach allen Regeln der journalistischen Propagandakunst ausnutzen wird, hat man doch, wenn man so manche seiner Äußere-

rungen in ihrer Wirkung auf die liberale Presse Englands betrachtet, den peinlichen Eindruck, daß er jene Äußerungen hauptsächlich zu Wahlzwecken gemacht hat. Ein äußerst geschickter, auf Stimmungsmache geübter Demagoge ist Lloyd George ja stets gewesen.

Freilich in den Kreisen jener rebellierenden Konservativen, die schon seit längerem gegen ihn Attacken reiten, haben seine Ausführungen über den Bruch den Entente und eine Umgruppierung der europäischen Staaten sicherlich keine Befriedigung ausgelöst; aber, wie es scheint, rechnet er auch gar nicht mehr darauf, nach den Wahlen die alte Parlaments- und Regierungskoalition wieder zustande zu bringen. Augenscheinlich richtet sich seine Taktik darauf, sich die sogenannten Altliberalen günstig zu stimmen und von hintenherum auch mit der Arbeiterpartei Fühlung zu gewinnen. Und man sage nicht, daß die britischen Arbeiterführer, wenn er ihnen gewisse Zugeständnisse hinwirft und sich zur Durchsetzung von wirtschaftspolitischen Maßnahmen zur Minderung der herrschenden Arbeitslosigkeit verpflichtet (Großbritannien hat ungefähr zwei Millionen Arbeitslose), nicht einschwenken werden. Die englischen Arbeiter, auch die Sozialisten, sind in ihrer Masse zunächst national denkende Engländer, in zweiter Linie sind sie in ihrer Art »praktisch«, das heißt sie haben großes Verständnis für Gegenwartsvorteile und schätzen Zukunftsverheißungen ziemlich gering ein, und erst in dritter Linie fühlen sie »international« und sehen im Arbeiter des Festlandes einen gleichberechtigten Klassengenossen. Ich halte es deshalb auch, wie es zum Teil in den Kreisen unserer Partei geschieht, für verkehrt, wenn man von einer liberal-arbeiterparteilichen Regierungskoalition in England unter Führung von Lloyd George eine energische Förderung des Wiederaufbaus in Mitteleuropa erhofft. Wohl würden, soweit englische Interessen dem nicht widersprechen, manche Maßnahmen zugunsten des mitteleuropäischen Wirtschaftslebens ergriffen werden, zum Beispiel Kreditgewährungen, Verminderung und Zurückziehung der englischen Besatzungstruppen, Einschränkungen der Überwachungs- und Aufsichtskommissionen; aber andererseits ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Teil der Maßnahmen zur Verringerung der englischen Arbeitslosigkeit in Antidumping-Gesetzen und in der Verhinderung des deutschen Exports nach England bestehen würde, und ob mit solcher Beschränkung der Ausfuhrmöglichkeiten der deutschen Exportindustrie und den deutschen Arbeitern gedient wäre, möchte ich bezweifeln.

Wie wenig die Genueser Konferenz jedoch auch die naiven, ganz unbegründeten Hoffnungen erfüllt hat, die nicht wenige an sie geknüpft haben, ist sie dennoch nicht nutzlos gewesen, wenigstens nicht für Deutschland. Immerhin ist von den Finanzsachverständigen der Entente und der neutralen Länder im Finanzausschuß der Konferenz die deutsche Auffassung der heutigen Finanzlage des Deutschen Reiches bestätigt worden. Es ist ziemlich allgemein anerkannt worden, daß Deutschland nicht seinen Reichshaushalt in Ordnung bringen und daneben noch große Reparationszahlungen leisten kann. Wenn das deutsche Wirtschaftsleben wieder aufgebaut werden soll, muß dem Reiche zunächst über seine jetzigen Deckungsschwierigkeiten durch eine große ausländische Anleihe hinweggeholfen werden — eine Anleihe nicht auf kurze Zeit zur Deckung der nächsten Verbindlichkeiten sondern auf mehrere Jahre. Das ist zweifellos eine

wertvolle Feststellung, ein Aktivposten, wie man kaufmännisch sagen kann, der uns bei der Verhandlung und Abrechnung mit der Reparationskommission nur nützen kann und uns, richtig angewandt, eine gewisse Waffe gegen die ohne jede Rücksicht auf unsere traurige Wirtschaftslage erhobenen Wiedergutmachungsforderungen liefert.

Zugleich enthält diese Feststellung aber auch einen dringenden Appell an die Finanzmächte, die im eigenen Interesse den Wiederaufbau Mitteleuropas wünschen, zunächst selbst in ihre eigene Tasche zu greifen. Allerdings darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß eine Anleihe in einigermaßen ausreichender Höhe kaum möglich ist, solange die heutige schauderhafte deutsche Finanzmisere andauert, die französischen Truppen zum Einfall bereit am Rhein stehen und der Druck des Londoner Ultimatums nicht aufgehoben oder doch wesentlich gemildert worden ist. Bis das geschehen ist, werden wir nicht nach dem Urteil der Bank von England als kreditfähig gelten, und die amerikanische Bank- und Finanzwelt wird sich vorsichtig zurückhalten.

Wichtiger noch für Deutschlands Stellung inmitten der heutigen Finanzwirtschaft Europas ist das von der deutschen Delegation aus Genua heimgebrachte deutsch-russische Abkommen, der sogenannte Rapallo-Vertrag. Einige deutsche Blätter haben diesen Vertrag sofort für eine überflüssige Brüskierung Englands und Frankreichs erklärt, andere haben gemeint, daß er zu unrichtiger Zeit abgeschlossen oder veröffentlicht worden sei; die Veröffentlichung hätte früher, vor der Genueser Konferenz erfolgen müssen oder nach den Verhandlungen zwischen der Entente und Rußland über das auf Grund der Beschlüsse von Cannes in London fabrizierte und der russischen Delegation überreichte Memorandum. Begründet wurde diese Meinung damit, daß die Vertragsveröffentlichung Lloyd Georges feingesponnene Pläne gestört hätte, der deutsch-russische Vertrag uns auch infolge der jetzigen trostlosen Wirtschaftslage Rußlands kaum in nächster Zeit nennenswerte Vorteile zu bieten vermöge und uns zudem durchaus nicht gegen die Vergebung russischer monopolistischer Konzessionen schütze; auch die Beeinträchtigung künftiger deutscher Handelsunternehmungen in Rußland vermöge er nicht zu verhindern. Alle diese Bedenken sind bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn auch übertrieben; aber die betreffenden Kritiker verstehen die Bedeutung des den Russen überreichten Londoner Memorandums gar nicht, vor allem nicht die Konsequenzen, die sich aus einer auch nur halben Annahme dieses Memorandums durch die bolschewistische Regierung in Verbindung mit den Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags für unser Verhältnis zu Rußland ergeben hätten. In Nr. 7 der Neuen Zeit hat der Verfasser unserer »Außenpolitischen Rundschau« als das Ziel des von den Alliierten, vornehmlich von Lloyd George verfolgten sogenannten Wiederaufbauplans die Ausbeutung Rußlands »auf dem Wege der wirtschaftlichen Erschließung Rußlands durch Deutschland und der Überleitung des Gewinns der deutschen Arbeit in die Kassen der Alliierten« bezeichnet.

Diese Ansicht ist meiner Meinung nach durchaus richtig. Tatsächlich stellt sich das Londoner Memorandum als ein schlauer Versuch der Entente dar, Rußland zu einem wirtschaftlichen Ausnutzungsgebiet Englands, Frankreichs und Belgiens zu machen, Deutschland gewissermaßen als Agenten für ihre Forderungen einzustellen und nebenbei als Lockspeise den Russen einige niedliche Rechtsansprüche gegen Deutschland einzuräumen. Die Annahme des

Londoner Memorandums durch die russische Delegation wäre nicht nur ein Schlag gegen Rußland, sondern zugleich auch gegen Deutschland gewesen.

Das im wesentlichen nachzuweisen, hat heute keinen Zweck mehr; die drohende Gefahr ist vorüber, das Memorandum begraben. Nur auf den dritten Absatz des § 116 des Versailler Friedensvertrags möchte ich kurz hinweisen. Er hat folgenden Wortlaut:

»Die alliierten und assoziierten Mächte behalten ausdrücklich Rußland die Rechte vor, von Deutschland alle Wiederherstellungen und Wiedergutmachungen zu erhalten, die den Grundsätzen des gegenwärtigen Vertrags (das heißt des Versailler Friedensvertrags. H. C.) entsprechen.«

Indem nun das Memorandum diesen Artikel des Versailler Vertrags bestätigt, hätte es Deutschland zum zahlungspflichtigen Kriegsschuldner Rußlands gemacht und uns auf der anderen Seite das Recht genommen, an Rußland irgendwelche Entschädigungsansprüche für solche deutsche Eigentumsverluste im russischen Staatsgebiet zu erheben, die vor dem Beginn der russischen Revolution vorgekommen sind. Wir hätten also zu unseren anderen liebenswürdigen Gläubigern noch einen neuen hinzubekommen, Rußland, ohne die Möglichkeit zu gewinnen, mit diesem neuen Gläubiger Verluste gegen Verluste aufzurechnen, ja wir hätten sogar unter Umständen die Verpflichtung aufgebürdet erhalten, uns an der Eintreibung deutscher Schulden an Rußland zugunsten der russischen Staatskasse zu beteiligen.

Ferner in demselben Maße wie andere gegnerische Länder würde auch Rußland für seine Kriegsentschädigungsforderungen ein Recht auf deutsche Sachlieferungen erhalten und wahrscheinlich infolge seines Mangels an Industrieerzeugnissen bis zur Grenze des Möglichen ausgenutzt haben. Die Regulierung der Lieferungen aber wäre in die Hände der großen Entente gefallen, die damit die schönste Gelegenheit zur Ausübung eines neuen Druckes auf das deutsche Volk gewonnen hätte. Mit dem Rapallo-Vertrag sind diese Möglichkeiten gefallen.

Selbst die zunehmende Isolierung Frankreichs kann als ein für Deutschland günstiges Ergebnis der Genueser Konferenz gebucht werden; denn die Verminderung des Einflusses und der Stellung Frankreichs im Konzern der Weltmächte ist eine der wichtigsten Vorbedingungen der Rückkehr Europas zu einem Zustand der politischen und wirtschaftlichen Stabilität. Leider ist diese Isolierung noch nicht genügend fortgeschritten, wenn auch die achtungsvolle Sympathie, die Frankreich gleich nach dem Kriege in den meisten neutralen Staaten Europas und noch mehr in Amerika entgegengebracht wurde, unter der Wirkung seiner militaristisch-imperialistischen Politik, seiner stetigen Gereiztheit und seines kleinlich nörgelnden Formalismus bereits erheblich zusammengeschrumpft ist. Für die weitere Unterwühlung der französischen Stellung können wir getrost die hinter Lloyd George stehende englische und amerikanische Presse sorgen lassen, die bereits unter dem Banner »Wirtschaftlicher Wiederaufbau, Erneuerung des Welthandels, militärische Abrüstung« begonnen hat, ihrem Lesepublikum auseinanderzusetzen, daß der Abbruch der Konferenz in Genua und die dadurch herbeigeführte Verlängerung des wirtschaftlichen Notzustandes dem Eigensinn und der Eigensucht des militaristischen Frank-

reichs zu danken ist. Bis zu den nächsten Parlamentswahlen in England wird sich diese Beweisführung voraussichtlich noch erheblich steigern — und das kann uns nur recht sein.

Hat demnach die Genueser Konferenz auch die ihr vorgelegten Fragen durchaus nicht gelöst und in ihrer mehr als fünfwöchigen Tagung nicht einen einzigen Beschluß gefaßt, von dem man ehrlich sagen kann, daß er von großer historischer Bedeutung sei, so hat sie doch die politische Lage mit ihren mannigfachen Interessengegensätzen nicht unerheblich geklärt und Vorbedingungen einer künftigen Neugruppierung Europas geliefert.

Genua — die Börse und der Kapitalmarkt

Von Artur Heichen

Seit etwa Anfang März liegt der deutsche Aktienmarkt flau. Vorher war es so, daß das Kursniveau der Aktien mit dem Dollarkurs auf und nieder schwankte. Die Abhängigkeit der Aktienkurve von der Dollarkurve war eine geradezu sklavische. Alles das ist, wie gesagt, etwa seit Februar-März wesentlich anders geworden. Der Dollar purzelt nach wie vor auf und nieder (per Saldo überwiegt das »Aufwärts«). Dagegen hat die Effektenkursbewegung ihre alte Beweglichkeit eingebüßt. Das Kursniveau der Aktien folgte dem Aufstieg des Dollarkurses und der Entwertung der Reichsmark bei weitem nicht mehr in entsprechendem Maße, sondern hat vorher haltgemacht.

Unter dem Eindruck der Konferenz von Genua, die die Ungewißheit und Nervosität zu einem Dauerzustand der deutschen Wirtschaft zu erheben droht, verstärkte sich die Zurückhaltung an den deutschen Börsen, so daß das Kursniveau in den letzten Wochen sogar nach unten abzubröckeln begann. Die Rückwirkungen der Konferenz von Genua auf die Aktivität der deutschen Börsen beschränkten sich jedoch gewissermaßen nur auf »Oberflächenbewegungen«, denn die Grundtendenz der Effektenmärkte wurde nicht so sehr durch die politischen Ergebnisse beziehungsweise Mißerfolge dieser Konferenz, sondern durch die Verfassung des deutschen Kapitalmarkts bestimmt. Schon seit längerer Zeit besteht eine fühlbare Kapitalknappheit. Die Preissteigerungen seit Beginn des Jahres waren so enorm, daß zur Aufrechterhaltung der Produktion wie auch des regulären und durch die Hochkonjunktur der letzten Zeit noch gesteigerten Warenumschlags ganz abnorme flüssige Mittel gebraucht wurden. Diese flüssigen Mittel wurden aus der Effektenspekulation herausgezogen (daher die rückgängigen Aktienkurse) oder aber in verstärktem Umfang von den kurzfristigen Einlagen bei Banken, Genossenschaften, Sparkassen abgezogen. Die Banken als Kreditnehmer mußten dem Druck ihrer Gläubiger, die kurzfristige Gelder als Depositen hingegeben hatten, weichen und sich als Kreditgeber, namentlich hinsichtlich des kurzfristigen Börsengeldes für Effektenspekulationszwecke ihrer Kundschaft, entsprechend zurückhalten oder zum mindesten vorsichtig verhalten. Das notwendige Ergebnis war eine bewußte Kreditrestriktion von seiten der Banken, die viele Effektenbesitzer zur Liquidierung spekulativer Engagements zwang. Dadurch kam viel Aktienmaterial an den Markt, das zusammen mit den jungen Aktien aus der Kapitalserhöhungsflut der letzten Zeit auf Käufer wartete und dadurch auf den Kurs drückte.

Aber wie gesagt, alle diese Vorgänge und Erscheinungen — Kapitalserhöhungsflut und flottantes Aktienmaterial, Kreditrestriktion der Banken — können auf den Generalnenner der Kapitalknappheit gebracht werden. Diese Kapitalknappheit selber ist das interessanteste Phänomen der Gegenwart. An sich ist ja eigentlich eines selbstverständlich! Eine Wirtschaft, deren Produktionsintensität noch unter den Nachwirkungen der Kriegszeit leidet und der ein erheblicher Teil ihres Roheinkommens in Gestalt gegenwertloser »Reparationen«, unproduktiver Besatzungskosten und dergleichen fortgenommen wird — eine Wirtschaft, deren Außenhandel zu einem erheblichen Teil infolge des Valutadumpingsexports Verlustexport bedeutet, eine solche Wirtschaft kann selbst unter den günstigsten Verhältnissen über den laufenden Konsum der Bevölkerung hinaus nur recht geringe Überschüsse liefern. In einer solchen Wirtschaft ist, wenn sie auf sich gestellt ist wie heute noch in Sowjetrußland, eine reale Güterakkumulation aus Ersparnissen der Wirtschaft und der Bevölkerung überhaupt nicht oder nur in sehr mäßigem Umfang möglich. Aber Deutschland hat in der Nachkriegszeit nicht von seinem regulären Einkommen, sondern vom Kapitalverzehr in der Form der Überfremdung seiner Industrie und seines Grundbesitzes, des Zahlungsmittel- und Effektenexports, der Kreditaufnahmen gelebt. Dadurch ist man sich innerhalb der deutschen Grenzen der wirklichen Kapitalarmut des Landes nie so recht bewußt geworden. Über diese Armut senkten sich überdies die trügerischen Schleier der Inflation. Die Notenpresse fabrizierte abseits der realen Produktionsvorgänge Papiergeld, soviel der Staat für sich brauchte. Die schwebende Schuld wurde immer höher getürmt, und auch von den ausgegebenen Schatzwechseln des Reiches verwandelte sich ein Teil in Geld, und zwar in Giralgeld. Auf diese Weise entstand eine Flüssigkeit, die über alle ökonomischen Realitäten hinwegtäuschte. Nicht um verfügbares reales Kapital aus effektiven Ersparnissen handelte es sich hierbei, sondern um die Scheinflüssigkeit papierner Zahlungsmittel und Konsumansprüche.

Im Frühjahr dieses Jahres entstand nun eine besondere Konstellation. Bisher hatten sich Preissteigerung und künstliche Geldschöpfung des Staates durch Emission von Banknoten und Schatzwechseln immer einigermaßen im Einklang miteinander gehalten. Dieser Rhythmus wurde aber in den ersten Monaten dieses Jahres aufs empfindlichste gestört. Die Preissteigerung nahm einen so außergewöhnlichen Umfang an, daß die künstliche Geldschöpfung damit in entsprechender Weise nicht Schritt halten konnte. Dadurch entstand ein Vakuum, eben jene Geldknappheit, die der Verfassung des Kapitalmarkts und der Effektenmärkte ihr besonderes Gepräge in der letzten Zeit gegeben hat. Woher aber kam die so abnorm große Preissteigerung? Nun, das deutsche Preisniveau ist nichts anderes als das Spiegelbild der Preise der fremden Zahlungsmittel, der sogenannten Devisenkurse, unbeschadet der bekannten Spanne zwischen Inland- und Weltmarktpreisen. Valutaverschlechterung und Preissteigerung bewegen sich auch nicht durchaus regelmäßig, das heißt im gleichen Rhythmus und Abstand, sondern der Abstand zwischen Valuta und Inlandpreisen oder, was dasselbe ist, zwischen Binnen- und Außenwert der Reichsmark schwankt, wird bald größer und bald kleiner. Trotz alledem, trotz dieser periodisch wechselnden Distanzen, folgt im großen und ganzen der Zug der Preise der Bewegung der Valuta.

Die Valuta selber, der Stand der Reichsmark im Ausland, ist keineswegs, wie die landläufige Meinung im Inland und Ausland glaubt, eine Funktion des Umlaufs an papiernen Zahlungsmitteln (Inflationstheorie, sondern eine Funktion der Zahlungsbilanz (Bilanztheorie). Die Entstehung und Begründung dieser These, ihrer überraschenden Anerkennung in der Genueser Valutakommission, ihrer Bedeutung für die innerdeutsche Steuerpolitik und besonders für das Problem der Sachwerterfassung soll ein zweiter Artikel gewidmet werden.

Da, wie gesagt, die Preise heute eine Funktion der Valuta sind und diese selber wieder abhängig von der Zahlungsbilanz ist, so sind die Preise gewissermaßen selber unmittelbar abhängig von der Zahlungsbilanz. Da diese in der zweiten Hälfte des Jahres 1921 eine solche Zerrüttung erfuhr, daß der Dollar von zirka 70 bis 80 auf zirka 300 Mark stieg, so ist damit auch die Erklärung für die Preisrevolution des Winters 1921/22 gegeben. Am 31. August erfolgte jene verhängnisvolle Zahlung von 1 Milliarde Goldmark. Von da ab datiert der Verfall der Markdevise, dem — in einem gewissen zeitlichen Abstand — der Aufstieg des deutschen Preisniveaus notwendigerweise folgen mußte. Der Preisauftrieb hat bis in die jüngste Zeit hinein angehalten; freilich sieht es jetzt so aus, als werde die Bewegung in kürzester Zeit ihren Gipfelpunkt erreichen. Sicherlich steht eine Konjunkturwende bevor, wenn nicht — die Reichsmark aufs neue in die Tiefe gleitet.

Konnten wir 1918 weiterkämpfen?

Von P. Haupt

Zwei Broschüren über dieses Thema sind in letzter Zeit erschienen, die Beachtung verdienen. Die eine vom Reichsinnenminister A. Köster, die zum Schlusse kommt, daß wir nicht weiterkämpfen konnten, und als Entgegnung auf diese Schrift ein Bändchen, betitelt »Die Kriegslage im Herbst 1918« vom General der Infanterie v. Kuhl — ein Bändchen, das im Gegensatz zu anderen ähnlicher Art von ehrlichem Bestreben zur Sachlichkeit erfüllt ist. Freilich eine Widerlegung der Kösterschen Schrift gibt v. Kuhl schon deshalb nicht, weil er als Militär an die Frage herantritt, während Köster sie als Politiker betrachtet. Natürlich wird es unter diesen Umständen dem General als militärischem Fachmann leicht, dem Genossen Köster einige Fehler und Unrichtigkeiten nachzuweisen; doch hütet er sich wohlweislich, den Kösterschen Angaben positive Richtigstellungen entgegenzusetzen. Täte er es, so würde er nämlich zu derselben Schlußfolgerung wie Köster gekommen sein, zu der Folgerung, daß ein Weiterkämpfen im Herbst 1918 aussichtslos (was nicht heißen soll — ausgeschlossen), ein politisch wie militärisch nutzloses Blutvergießen gewesen wäre.

Bei seiner Schilderung der sogenannten »Ersatzlage« bestätigt v. Kuhl eigentlich, daß sie verzweifelt war. Wohl hat er recht, wenn er Kösters Behauptung, daß die vom Kriegsminister im Oktober 1918 angebotenen 600 000 Mann »Jüngste und Älteste«, »Schwächste und notdürftig Geheilte« umfaßten, mit dem Hinweis beantwortet, daß der Kern dieser 600 000 Mann der Jahrgang 1900 sein sollte. Er mußte aber als General wissen, daß unter-

geordnete Kommandostellen bei jeder Gelegenheit die körperliche Mangelhaftigkeit nicht nur des Jahrganges 1900, sondern schon der Neunundneunziger betont hatten. »Marmeladebengels« nannten roh, aber treffend die Frontsoldaten diese jungen Menschen, die in der Tat — jeder ehrliche Militärarzt wird es bestätigen — zum größten Teil körperlich weit hinter ihren Jahren zurückgeblieben waren. Zehn Kilometer feldmarschmäßig erledigten diese jungen Infanteristen, eine Viertelstunde Sperr- oder Trommelfeuer, und der junge Artillerieersatz war völlig erschöpft. Aus diesem Grunde, weit weniger weil sie »*antimilitaristisch verhetzt*« waren, wie v. Kuhl an anderer Stelle schreibt, sahen die alten Frontsoldaten in dem jungen Ersatz mehr eine Belastung als eine Hilfe. Die Schuld an diesem schlimmen Zustand trägt neben der ungesunden und entwicklungsuntergrabenden Arbeit in der Kriegsindustrie vor allem die gänzlich fehlerhafte Ernährungspolitik der Heimatbehörden. Ferner muß v. Kuhl zugeben, daß die Aufbringung dieser 600 000 Mann »nur unter merklicher Abnahme des Materialnachschubs und auf Kosten des laufenden monatlichen Ersatzes stattfinden« konnte. Ob das nicht verhängnisvoll bis zur Herbeiführung einer Katastrophe für die deutsche Front gewesen wäre, ist mit Sicherheit nicht zu verneinen. Aus v. Kuhls eigenen Angaben muß man schließen, daß eine solche übermäßige Ersatzleistung (er sieht die Heranziehung einiger weiterer hunderttausend Mann aus der Kriegsindustrie in Betracht) ein Vabanquespiel geworden wäre. Der oben angeführte Grund der körperlichen Untauglichkeit der Neunzehn- und Achtzehnjährigen spielt ferner eine große Rolle bei der Zahl der vom Feinde gemachten Gefangenen und dem »ungeheuren Abgang von Drückebergern hinter der Front«. General v. Kuhl hat sehr recht, dieser Tatsache ein großes Gewicht zuzuschreiben, er vergißt nur, daß weniger schlechter Wille als körperliches und nervöses Nichtaushalten *können* aus den Unterernährten »Drückeberger« und »Deserteure« machte. Ist es nicht selbst im ersten Kriegsjahr oft vorgekommen, daß siebzehn- und achtzehnjährige Kriegsfreiwillige, die begeistert zur Front geeilt, aber den Strapazen des Feldlebens nicht gewachsen waren, körperlich und seelisch zusammenbrachen bis zu »Drückebergern« und »Deserteuren«? Ganz junge Leute, noch dazu mit vierjähriger Kriegsernährung, sind eben keine vollwertigen Soldaten.

In puncto *Heeresgerät* kann der General wiederum dem Politiker eine gewisse Unkenntnis nachweisen. Daß die Geschützzahl der Batterien, wie Köster angibt, im Jahre 1918 allgemein von 4 auf 3 zurückgesetzt war, stimmt nicht. Aber selbst wenn man die Zahlen v. Kuhls als richtig annimmt und die Behauptung Kösters vom »kärglichen Sperrfeuer« der Artillerie als Übertreibung unterstellt, bleibt die Tatsache einer mindestens quantitativen Überlegenheit der feindlichen Artillerie bestehen. Auch die Möglichkeit eines zahlenmäßig ausreichenden Maschinen- und Infanteriegewehrersatzes kann man zugestehen. Von Ausschlag aber, vor allem für die Kampfstimmung, war die Qualität der neuen Waffen, und die war — Herr v. Kuhl frage nur die Waffenoffiziere und Feuerwerker — *sehr schlecht*. Es wäre von Interesse, aus den Verlustlisten festzustellen, in welchem Maße zum Beispiel bei der Artillerie Tötungen und Verletzungen durch eigene Rohrzerspringer seit 1916 zugenommen haben. Es würde sicherlich eine hochprozentige Steigerung festzustellen sein. Jeder Artillerist weiß, wie schnell die 1917 und 1918 hergestellten Geschütze klapperig und ausgeleiert waren, jeder Artillerie-

offizier, wie schnell die Treffsicherheit der neuen Rohre abnahm, wieviel Geschosse schlecht zersprangen, fehlerhaft flogen, nicht zuletzt wegen der Ersatzführungsringe, die wegen Kupfermangel gefertigt werden mußten. Als Beispiel seien nur die berüchtigten C-Geschosse genannt, den französischen nachgebildete Brisanzgranaten, bei deren Verschießen es von Ladungshemmungen und Rohrkrepierern wimmelte und die durch ihre große Streuung allzuoft die eigene Infanterie gefährdeten. Ein schwacher Punkt, der gerade die Leistungsfähigkeit der modernen Artillerie stark herabminderte, waren ferner die Vorholfedern der Rohrrücklaufgeschütze. Sie bestanden oft aus derartig schlechtem Stahl, daß sie gerade im dringendsten Schnellfeuer brachen und das Geschütz damit schießunbrauchbar machten.

Unter ähnlichen Materialfehlern litten auch die Maschinengewehre, und die Schäfte der Infanteriegewehre bestanden zum Teil aus minderwertigem Holz, so daß die Schießsicherheit und Lebensdauer der Gewehre rapide abnahm. Noch ein Hauptpunkt: General v. Kuhl erwähnt zwar an anderer Stelle den Mangel an Betriebsstoff; er vergißt aber ganz das fast völlige Fehlen des für Geschütze und Maschinengewehre nötigen Glyzerins sowie der Schmieröle und Fette. Besonders das letzte, so nebensächlich es aussieht, trug zu dem Versagen der Waffen schwer genug bei. Mit dem wenigen Öl- und Fettersatz liefen sich Verschlüsse und Schlösser oft gerade im härtesten Kampfe, im Schnellfeuer so schnell heiß, daß ganze Batterien und Maschinengewehrzüge das Feuer einstellen mußten. Die Tanks kamen dann den fast Wehrlosen über den Hals.

Um das vorweg zu nehmen: Jedem, der 1918 an der Front stand, wird es völlig rätselhaft sein, wie ein General von einer »musterhaft organisierten Tankabwehr« sprechen kann. Auf dem Papier mag sie wohl bestanden haben, aber was nutzten die besten Schießanweisungen, wenn Geschütze und Tankgewehre nach einigen Schüssen heißgelaufen, das heißt unbrauchbar waren?

Ähnlich verhält es sich mit den Flugzeugen. Ganz nebenbei erwähnt v. Kuhl, daß das deutsche leistungsfähigste Jagdflugzeug erst im April 1918 in seinen ersten Exemplaren fertiggestellt war, und es daher »nicht immer möglich war, alle Verbände mit Flugzeugen neuester Konstruktion auszustatten«. Darauf aber kommt es doch wohl an, daß die neuesten, das heißt die einzigen den feindlichen gewachsenen Flugzeuge nicht in genügender Anzahl an der Front zur Verfügung standen. Und das war, wie v. Kuhl zwischen den Zeilen selbst zugibt, nicht der Fall. Nur, wo unsererseits Offensiven geplant waren, wurden Flugzeuggeschwader genügend — aus anderen Teilen der Front herausgeholt und zusammengerafft. Ferner litt besonders unser Flugwesen unter dem Brennstoff- und Schmiermittelmangel. Kennt Herr v. Kuhl nicht die wiederholten Meldungen der Fliegerstaffeln, daß infolge des schlechten Öles mit Sicherheit Motorversager und Abstürze ohne feindliche Einwirkung vorauszusehen seien? Es gab verantwortungsvolle Staffelführer, Offiziere, genug, die solche Meldungen nach hinten gaben, trotzdem sie wußten, daß man sie dort nicht gern sah. Die Ehrlichkeit gebietet es v. Kuhl, selbst über unser Flugwesen zu schreiben: »Im Frühjahr 1919 wären wir aber doch wohl am Ende unserer Kräfte gewesen, nachdem Rumänien für unsere (Brennstoff. D. Verf.) Versorgung ausfiel.« Wenn er ein paar Zeilen weiter sagt: »Die Leistungen unserer Technik hätten uns

im Herbst 1918 instand gesetzt, weiterzukämpfen,« dann muß man hinzufügen: »aber von Tag zu Tag, von Woche zu Woche war der Niederbruch zu erwarten.« Ob damit etwas gewonnen worden wäre?

Über die strategische Lage des deutschen Westheeres im Herbst 1918 hat Müller-Brandenburg an dieser Stelle in seinen Aufsätzen über den »Feldzug von 1918« schon sehr Beachtenswertes gesagt. Hier möchte ich nur noch auf v. Kuhls Ausführungen über die Tatsache, daß seit Juli die Zahl der Gefangenen und Vermißten immer häufiger der der Toten und Verwundeten gleichkam oder sie gar überstieg, einiges erwidern. Vorauszuschicken ist, daß diese »Tatsache« durchaus nicht so feststeht, wie v. Kuhl es darstellt, da die Akten nicht berücksichtigen, wieviel Verwundete unter den Gefangenen sich befanden. Bekanntlich fällt bei Rückzügen ein sehr hoher Prozentsatz der Verwundeten in Feindes Hand. Doch davon abgesehen, soll ohne Scheu, wie v. Kuhl es wünscht, der »Ursache für die steigenden Verluste an Gefangenen« nachgegangen werden.

Gerade ein Militär wie Herr General v. Kuhl sollte doch die Psyche des Soldaten soweit kennen, um den Grund für diese Erscheinung in nächster Nähe, eben in der Mentalität des Soldaten zu suchen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, der sozialdemokratische Arbeiter an der Front hätte noch dieselbe Mentalität gehabt, die er vorher in der Fabrik hatte. Dem ist nicht so. Die Masse der Soldaten war während des langen Krieges geistig so vollkommen Frontkrieger geworden, daß ihre seelische Einstellung weit mehr dem Landsknechttum als der moderner Zivilisten sich näherte. Der Soldat, besonders im Kriege, hat wenig politisches Interesse, sein Denken nimmt vor allem anderen der Gedanke ein: wie schlage ich den Gegner und wie decke ich mich gegen ihn? Und aus diesem Denken heraus ist ihm das wichtigste seine Waffe. Man braucht wirklich nicht angespannt danach zu forschen, ob irgendwie und irgendwo antimilitaristische Flugblätter an die Front gelangten, die Ursache der Erschütterung des Kampfwillens lag in der Front selbst: der Soldat hatte das Vertrauen in seine Waffe verloren. Oben ist, soweit es in Kürze möglich war, auseinandergesetzt worden, wie unsicher und schlecht das Geschütz des Artilleristen, das Maschinengewehr des Schützen, das Flugzeug des Fliegers arbeitete — ist es da nicht eine psychologisch erklärliche Folgerung, daß der Mann am Geschütz, am Maschinengewehr und im Flugzeug unsicher wurde? Herr v. Kuhl glaubt der Artillerie ein Loblied singen zu müssen. Er hat recht; aber Köster hat mit seinem Wort vom »kärglichen Sperrfeuer« sicher nicht ein Versagen der Artilleristen gemeint, sondern der Geschütze. Die Batterien gaben oft trotz des schärfsten feindlichen Gegenfeuers heraus, was die Rohre hielten; wenn aber ein Rohr nach dem anderen zersprang oder, während die roten Leuchtkugeln der Infanterie um Hilfe schrien, Ladungshemmungen und ersatzfettverschmierte Gleitbahnen das Schießen im dringendsten Augenblick unterbrachen, oder wenn, während Welle auf Welle neuer Amerikaner ansprang, ein Maschinengewehr nach dem anderen das Feuer einstellen mußte, weil das mit Ersatzöl geschmierte Schloß hemmte, mußte da nicht der beste Soldat fluchen: »Macht euch euren Dreck allein!«?

Das mag banal und grob klingen, aber hier liegt die Wurzel des Übels: der Frontsoldat hatte das Vertrauen in seine Waffe verloren. Seine Waffe versagte — zum soundso vielten Male, und

hinter sich sah er das Sperrfeuer einer munitionsverschwenderischen generischen Artillerie — wer kann es nicht verstehen, daß er da manchmal die Hände hochhob?

Zu den Deserteuren. Auch sie folgten nur zum geringsten Teil den Einwirkungen antimilitaristischer Flugblätter. Ausscheiden muß man von vornherein den Teil der Deserteure, die es von Kriegsbeginn an gab, ein Teil, der sich meist aus Lumpenproletariern und Verbrechern zusammensetzte, die sich zur Front nur auf den moralischen Druck der Gefängnisbeamten hin gemeldet hatten, oder aus sogenannten »Vaterlandslosen«, das heißt aus polnischen oder russischen Arbeitern, die seit 1915 für Deutschland Kriegsdienst leisten mußten, vielleicht auch aus einigen Radikal-Pazifisten und Mitgliedern antikriegerischer religiöser Sekten. Die Deserteure von 1918 waren entweder so unterernährte, schwächliche Achtzehnjährige, daß sie schon bei den ersten Schüssen oder dem Anblick von Verwundeten unterwegs nach Hause liefen, oder aber Etappensoldaten aus Rußland und der Ukraine, die völlig kriegsmüde waren. Bewußte Deserteure aus politischen Gründen bei diesen zum größten Teil nervös überreizten Menschen suchen zu wollen, ist barer Unsinn. Nachträglich haben wohl manche politische Gründe vorgeschützt, als die kommunistische Parteiagitation (nach der Revolution) aus jedem Deserteur einen Märtyrer zu machen sich bemühte, aber wer sie kennengelernt hat, weiß, daß die Deserteure in Wirklichkeit fast nur schwache, seelisch zusammengebrochene Menschen waren. General v. Kuhl erwähnt das Weiterkämpfen Frankreichs im Jahre 1871 unter Gambetta. In der einschlägigen Literatur wird er finden, daß auch 1871 in den Volksaufgeboten Gambettas die Zahl der Deserteure von Monat zu Monat wuchs.

Dazu kam der Lebensmittel- und Kleidungsmangel, unter dem das deutsche Heer litt. Ich ersuche Herrn v. Kuhl, die Friedensrationssätze des deutschen Soldaten mit denen im Jahre 1916, 1917 und 1918 im Felde und noch mehr in der Garnison zu vergleichen, an den Wäsche- und Uniformmangel zu denken, und er wird, wenn er sachlich urteilen will, zugeben müssen, daß im November 1918 oder im Winter 1918/19 der Zusammenbruch kommen mußte; war es doch z. B. nicht mehr möglich, das gesamte deutsche Heer im Winter 1918/19 mit genügend warmem Unterzeug und Mänteln zu versehen.

Ganz kurz nur noch die Offiziersfrage. General v. Kuhl sagt selbstbewußt: »Für die Behauptung, daß auch bei Offizieren eine häufigere Drückebergerei stattgefunden habe, fordere ich Herrn Köster auf, den Beweis zu bringen.« Ich antworte: »Über diese Zeilen lacht jeder Frontsoldat.« Gewiß, objektiv muß anerkannt werden, daß die Oberste Heeresleitung viel tat, durch die sogenannten »Hindenburgkommissionen« usw., der Drückebergerei in Offizierskreisen einen Riegel vorzuschieben. Aber gerade daß sie scharfe Untersuchungen und Maßregeln gegen Offiziersdrückebergerei zu ergreifen für nötig fand, beweist, daß eine solche bestand. Und die Heeresleitung hat sie selbst herangezüchtet — dadurch, daß sie, besonders im Anfang des Krieges, eine unglaubliche Protektionswirtschaft durchgehen ließ, die unreife, völlig ungeeignete Leute zu Offizieren machte. Es gab eine Unzahl von Kompagnien und Batterien, die häufiger von älteren Unteroffizieren als von ihren untüchtigen, alle Augenblicke ins Lazarett oder in die Heimat verschwindenden Offizieren geführt wurden. Hat Herr v. Kuhl wirk-

lich nie etwas gesehen oder gehört von dem allzuoft vergeblichen Kampfe, den aufrechte Militärärzte und Offiziere gegen ihre stets »heimatverdächtigen« Kameraden führten? Es würde zu weit führen, die Wirkung der Überheblichkeit vieler Offiziere, die Wirkung der »Liebesmähler« und besonderen Offiziersküchen auf die Kampfesstimmung der Mannschaften zu würdigen; will man aber absolut einen »Dolchstoß« finden, so könnte man von einem solchen »von oben« reden.

Zusammenfassend kommt General v. Kuhl selbst zu dem Ergebnis: »Der Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und Österreich-Ungarns erschwerte unsere Lage zwar außerordentlich und machte sie auf die Dauer unhaltbar, verhinderte uns aber nicht, zunächst noch Widerstand zu leisten.« Das ist das Urteil eines lediglich vom militärischen Standpunkt aus urteilenden Militärfachmannes. Für den verantwortlichen Volksführer ist die Frage entscheidend: »Wird das Weiterkämpfen unsere Lage verbessern?« Und auf diese Frage wagt Herr v. Kuhl selbst nicht mit einem unbedingten Ja zu antworten.

Herrn v. Kuhls Schrift geht daher in die Irre, wenn sie die Hauptursache des Zusammenbruchs der Front in einer radikalen Propaganda und in der Revolution sucht. Die Front brach aus den oben angeführten Gründen innerlich zusammen. Die Revolution war kein »Dolchstoß von hinten«, sondern eine Rettung vor einer nutzlosen Metzelei und einer ungeheuren Katastrophe.

Neuromantische und aktivistische Ideologie

Von Dr. Siegfried March

Neuromantik und Aktivismus sind die beiden markantesten ideologischen Richtungen, die Weltkrieg und Revolution begleitet und bei der Liquidation des Krieges in der Revolution miteinander gerungen haben. In beiden Strömungen sehen wir heute bereits viel Psychose überreizter Tage, aber nach deren Abzug bleibt der Gegensatz zweier typischer Grundhaltungen speziell für den sozialistischen Denker interessant.

Die Neuromantiker unter den Philosophen, Literaten und Künstlern waren es, die einst den »deutschen Krieg« als Triumph aller irrationalistischen Kräfte bejahten. Er erschien ihnen als die Offenbarung der dämonischen und aristokratischen »Kultur« gegen die mechanisierende und nivellierende Zivilisation. Diese Antithese verkörperte sich ihnen in dem militärisch-ritterlichen und glanzvoll isolierten kaiserlichen Deutschland gegenüber dem zivilen, händlerischen, aufklärerisch-platt moralisierenden Westen, seinem Kampfe für die veralteten Ideen von 1789 gegen die ad hoc erfundenen Ideen von 1914. Der instinktive Haß jedes Romantikers gegen die Idee des Fortschritts entzündete sich an den reaktionären Gewalten, wie sie das Deutschland von 1914 und der Krieg selbst darstellten. Die Unsentimentalität des deutschen neunzehnten Jahrhunderts wurde der Sentimentalität des französischen achtzehnten Jahrhunderts entgegengestellt (Goethe, Hegel, Marx, Darwin gegen Voltaire, Rousseau!) und sein Realismus selbst romantisch verklärt.

Drang solche Neuromantik zu einer ihr durch den Aktivismus aufgedrungenen Selbsterkenntnis vor, so mußte sie sich zu »Betrachtungen eines Unpolitischen« zusammenfassen. Dann erkannte sie in einer vornehm ironischen

Resignation die Zusammengehörigkeit jeder Politik und Demokratie, freilich nicht, ohne jenen unpolitischen Charakter auch dem Musik und Philosophie gegen Politik und Zivilisation setzenden deutschen Volke zuzusprechen. Seinem Wesen sei daher der Obrigkeitsstaat allein angemessen. Der demokratisierenden Politik wurde ein kultureller Konservativismus und dem einseitig humanitären Ideal der radikalen Weltverbesserer das humane Goethesche Ideal der sich zur Totalität schaffenden Einzelseele gegenübergestellt.

Der Aktivismus ist in seiner Ideologie der feindliche Bruder der Neuromantik. Er begeistert sich für Voltaire gegen Goethe; er fordert die Politisierung des Geistes und die Vergeistigung der Politik. Mit seinem Schlagwort des »Geistes« meint er den tätigen Geist, der die Welt verändern und verbessern will. Die »Geistigen« im Sinne dieses Typus will er aus der »Diaspora der kulturellen Radikale« zu einer herrschenden Phalanx koalieren. Er denkt ethisch und rationalistisch, wie die Neuromantik artistisch und irrationalistisch denkt. Unbekümmert um die ungeheure Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Wirklichkeiten, glaubt er sie im Sinne einer naiv utopistischen Forderung des zu realisierenden irdischen Paradieses zu meistern, die leere Allgemeinheit seiner humanitären Schlagworte rückt ihn in die unmittelbare Nähe einer primitiven Aufklärung, an der tatsächlich das achtzehnte Jahrhundert spurlos vorbeigegangen ist. Die chiliastische Stimmung, die aus dem Chaos des Weltkriegs das Tausendjährige Reich erwartet, ist sein eigentlicher Nährboden, wie es die Auguststimmung von 1914 für die neoromantische Politik gewesen ist.

Je nach der Nuance des Temperaments tritt der Aktivist verschieden auf: als individualistisch-bürgerlich-radikal dort, wo das humanitär aufklärerische Pathos die Willensseite überwiegt. Oder in voluntaristischer revolutionärer Steigerung ringt er sich zum Kommunismus durch und opfert die Idee der Gewaltlosigkeit dem Durchgang zum Paradies durch das Fegefeuer des Terrorismus, dem Gedanken der militanten Welterlösung.

Am häufigsten aber wird er seine Aufstellung bei jenen »Zentristen« und »Zweieinhalbern« nehmen, die Pazifismus und Diktatur, Revolutionarismus und Menschenliebe zu vereinigen trachten. Dann ist seine typische Losung die Verschlingung der Diktatur des Proletariats und der Diktatur der Geistigen, der Dualismus der revolutionärsten Form der Demokratie und eines eigentümlichen Radikalaristokratismus, der die Geistigen — das sind stets die radikalen ethischen Utopisten — in sich selbst erzeugenden Gemeinschaften organisieren und doch nicht organisieren, politisieren und doch zu keinem politischen Mechanismus machen will.

Man kann diesen beiden Ideologien gegenüber die Stellung einnehmen: eine Literatenangelegenheit, die in aufgeregten Zeitläufen über Gebühr Bedeutung gewann und im nüchternen Gange der zur Norm des Alltags zurückschwingenden Weltverhältnisse verblaßt. In der Tat kommt uns heute bereits so viel als von der realen geschichtlichen Entwicklung hinweggefegt vor, wenn wir die Kriegsschriften der Neuromantiker Scheler und Thomas Mann, die Revolutionsliteratur der Heinrich Mann und Kurt Hiller zur Hand nehmen. Die Politik folgt der Eigengesetzlichkeit ihres ökonomisch unterbauten, sich im Zusammenspiel unendlicher willensmäßiger, gesellschaftlicher und geistiger Strömungen ausgleichenden Mechanismus und geht über die Formeln der Ideologen zur Tagesordnung über. Rezepte der »Vergei-

stigung« würden für den Alltagsgebrauch des politischen Geschäfts nicht viel mehr Wert besitzen wie Vorschläge zur Vergeistigung der Stahl- oder Textilindustrie.

Dennoch sind prinzipiell gestellte Fragen nur prinzipiell beantwortbar. Die Revolutionen von 1914 und 1918 bestimmen auch die Struktur des politischen Alltags und fordern eine Auseinandersetzung des sozialistischen Ideengehalts mit ihrer Ideologie. Die materialistische Geschichtsauffassung ist nicht das Zauberwort zur Lösung aller aufgeworfenen Fragen der Lebensanschauung. Als eine heuristische Maxime neben anderen hat sie stets sowohl das Eigenrecht ideeller Satzungen wie die Komplizität der Wechselbeziehungen zwischen Materiellem und Ideellem zu berücksichtigen. Beiden geschilderten Ideologien gegenüber muß eine schlichte Überlegung im Geiste des historischen Materialismus die Ineinanderverwirrung politisch-geschichtlicher Kämpfe mit geistigen Strömungen erkennen. Für das Wesen der Kriegsideologie ist jene Ineinanderverwirrung schlechthin charakteristisch: reale Interessengegensätze werden in der Erregung des Kampfes in Ideengegensätze umgedeutet oder mit vorhandenen identifiziert.

Auf der aktivistischen Seite ist der Rückfall in den Utopismus, der ohne jede Beziehung auf geschichtliche Gegebenheiten den Geist in »den Dienst der Wünschbarkeit« stellt und mit Weitlingschen Paradieseszielen arbeitet, der ins Unendliche weisende Aufgaben als tagespolitische proklamiert, für jeden durch den historisch-realistischen Sozialismus Hindurchgegangenen in die Augen springend. Aber nicht nur von seinem theoretischen, sondern auch von seinem eigenen innersten ethischen Gehalt aus stellt der Sozialismus eine die aktivistischen und neuromantischen Einseitigkeiten hinter sich lassende Synthese dar. Gegenüber der Alternative humanitäres oder humanes Ideal, Aufklärung oder Romantik, individualistischer Eudämonismus oder universalistischer Gemeinschaftsgeist ist der dialektische Charakter des Sozialismus hervorzuheben, der auf seinen Ausgangspunkt von einer Aufklärung und Romantik als Momente in sich enthaltenden Philosophie, den Hegelianismus, zurückweist. Gewiß will er radikale Weltverbesserung im Dienste des einzelnen und ist in diesem Sinne »humanitär« gerichtet; wenn aber das humane Ideal der philanthropischen Verbesserung des Einzellooses mit der Forderung einer sich zur Totalität gestaltenden Einzelseele gegenübertritt, so projiziert der Sozialismus mit der Idee einer planmäßigen Konstruktion einer alle Kräfte der Gemeinschaft dienstbar machenden Gesellschaft gerade diese Idee ins Soziale. Alternativen wie die von »Kultur« und »Zivilisation« oder die von »Macht« und »Geist« müßte eine Philosophie des Sozialismus als falsche Gegensätze entlarven, zu Momenten herabsetzen und überhaupt neuromantische und aktivistische Ideologie in sich aufheben.

Außenpolitische Rundschau

Der allgemeine Zollkrieg — Die allgemeine Verelendung — Das allgemeine Dumping — Von Washington nach Genua — Das Petroleum als Einsatz Amerika will bestimmen

Das Ergebnis der sterbenden Konferenz von Genua ist so mager, daß sie in der Presse vielfach als völliger Mißerfolg bezeichnet wird. Aber mit einer solchen Feststellung ist wenig getan. Wesentlich bleibt die dadurch ungelöste Frage, was n a c h

Genua kommen wird. Um über diese Frage Klarheit zu gewinnen, ist es notwendig, daß wir rückschauend untersuchen, was die europäischen Mächte nach Genua geführt hat.

Der Krieg und die Friedensverträge haben für die angeblichen Sieger wie für die Neutralen eine Wirtschaftskrise geschaffen, die unerträglich wurde, um so mehr, als es offenbar wurde, daß man es nicht mit einer der periodischen Wirtschaftskrisen der Vorkriegszeit zu tun hat, die abgelöst wurden durch periodische Hochkonjunkturen, sondern daß diese Krise eine Folge eines organischen Konstitutionsfehlers ist, die zu einer langsamen Verelendung der Welt führen muß. Man hat zunächst versucht, an den Symptomen herumzudoktern. Die Brüsseler Finanzkonferenz hat allerlei Ideen zutage gefördert, wie man den Geldumlauf wieder in normale Bahnen lenken könne. Die Staaten haben nacheinander von sich aus und für sich allein der Wirtschaftskrise beizukommen versucht. Man hat sich gegen die Einfuhr fremder Erzeugnisse verbarrikadiert, die Ausfuhr der einheimischen Produkte dagegen durch allerlei Mittel zu forcieren gesucht. England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und noch andere Länder haben durch direkte Subvention oder durch Prämien und andere Ausfuhrerleichterungen versucht, die Ausfuhr ihrer einheimischen Produktion zu heben. Man kann heute zum Beispiel Schweizer Uhren und französische Qualitätsweine im Ausland billiger als im Erzeugungsland kaufen. Dagegen wurden die Zollschranken gegen die ausländischen Produkte immer höher gezogen. Auf der anderen Seite haben die Länder mit stark entwertetem Wechselkurs nicht nur die Einfuhr unterbunden, sondern auch die Ausfuhr gestaut. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß heute die gesamte zivilisierte Welt in einem nicht erklärten Zollkrieg lebt.

* * *

Alle diese Mittel zur Behebung des Übels haben die Krankheit nur verschlimmert. Schon ein ganz oberflächliches Studium der Handelsstatistiken zeigt uns, daß der Welthandel nicht viel mehr als ein Drittel des Welthandels der Vorkriegsperiode ausmacht. Mit dem Außenhandel ist aber auch der innere Konsum zurückgegangen. Der Umfang dieses Rückgangs läßt sich statistisch schwer erfassen. Man braucht aber nur die vom Internationalen Arbeitsamt veröffentlichten Statistiken über die Arbeitslosigkeit in den verschiedenen Ländern zu verfolgen, die Verelendung der Massen in Mitteleuropa zu betrachten und sich die Hungersnot vor Augen zu halten, die das Europäische Rußland heimsucht, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der Rückgang des Welthandels nur eine Begleiterscheinung des Rückgangs des Weltkonsums ist.

Während man in Deutschland und Österreich die Verelendung mehr oder weniger resigniert als eine Folge der Niederlage betrachtet, liegen die Dinge anders in den sogenannten Siegerstaaten. Dort hatten die Regierenden ohne Ausnahme das siegreiche Ende des Krieges als den Anfang einer unerhörten Periode des Wohlstandes angekündigt. Erinnert man sich der Projekte und Beschlüsse, die noch während des Krieges in den alliierten Ländern ausgeheckt wurden, um nach dem Kriege Deutschland und Österreich-Ungarn vom Welthandel auszuschließen, liest man die Bestimmungen der Friedensverträge nach, die auf die wirtschaftlichen Bedingungen sich beziehen, erinnert man sich der Blockade, die 14 Monate lang nach Einstellung der Feindseligkeiten gegen Deutschland aufrechterhalten wurde, der »Quarantäne«, die über Sowjetrußland verhängt wurde, dann kommt man aus dem Erstaunen über die Unwissenheit der einfachsten Wirtschaftsgesetze, die auf Seite der Alliierten geherrscht hat und teilweise noch herrscht, nicht heraus.

In England brach sich zuerst die Erkenntnis Bahn. Man begriff, daß es auf dem Wege des allgemeinen Dumping und des universalen Prohibitivzolls nicht weitergehen könne. Man begriff auch, daß es eine wirtschaftliche Unmöglichkeit ist, von einem großen, hochentwickelten Volke zu fordern, Jahr für Jahr mehrere Milliarden an andere Länder zu zahlen. Denn praktisch kommt das auf die Lieferung von Gratisware für eine gleich große Summe hinaus und auf die Einschränkung des eigenen Verbrauchs im gleichen Umfang. Die Folge muß eben die Valuta-

entwertung, die Arbeitslosigkeit, die Einschränkung des Verbrauchs sein mit allen jenen verheerenden Folgen, die wir kennen. Lloyd George, der von allen Staatsmännern, die während des Krieges regierten, der einzige ist, der sich bis jetzt halten konnte, sattelte entsprechend um. Er begriff, daß es ohne Amerika nicht gehen würde. Wenn man in England im allgemeinen die anderen Völker noch weniger kennt als anderwärts, so kennt man doch dort Amerika und die Amerikaner. Lloyd George fing also ganz folgerichtig den Wiederaufbau Europas mit der Konferenz von Washington an. Diese Konferenz ist zwar von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einberufen worden, aber man braucht sich nur der Kundgebungen zu erinnern, die auf der britischen Reichskonferenz der Einberufung der Washingtoner Konferenz vorausgingen, man braucht sich nur der Reden von Smuts und Churchill zu erinnern, man braucht sich schließlich nur der tiefen Abneigung zu erinnern, die in Amerika gegen Europa und gegen jede gemeinsame Politik mit Europa herrschte — und noch herrscht —, um zur Überzeugung zu kommen, daß die Einberufung der Konferenz von Washington von England aus suggeriert wurde.

Die große Geschicklichkeit bestand eben darin, diese Konferenz nicht selbst einzuberufen, sondern die Idee den Amerikanern zu suggerieren. Wäre diese Konferenz von England beziehungsweise den Alliierten einberufen worden, dann würde Amerika wahrscheinlich wenig Neigung gezeigt haben, die Konferenz zu beschicken, selbst wenn sie, wie die erste internationale Arbeitskonferenz, in Washington stattgefunden hätte.

* * *

Man kann heute nur Vermutungen darüber aufstellen, ob Lloyd George nach dem unbestreitbaren Erfolg, den Amerika in Washington davontrug, die Überzeugung gewann, daß die Vereinigten Staaten reif wären, für die eigene wie für die Weltwirtschaft Opfer zu bringen, oder ob er durch die innerpolitische Situation dazu gedrängt wurde, jedenfalls kam er der von Amerika angekündigten Wirtschaftskonferenz, die der Abrüstungskonferenz folgen sollte, zuvor. Kaum aus Washington zurückgekehrt, berief er nach Cannes die Alliierten zusammen, um das Programm für eine allgemeine Wirtschaftskonferenz aufzustellen. Mit dieser Wirtschaftskonferenz wurden die Alliierten in Cannes offenbar überrumpelt. In Cannes sollte zunächst nur die Zahlungsfähigkeit Deutschlands geprüft und der Londoner Zahlungsplan revidiert werden. Die Zustimmung zur Einberufung der Konferenz von Genua hat Briand mit seiner Demission bezahlen müssen; Amerika aber blieb der Konferenz fern. Und damit war der Erfolg der Konferenz selbst problematisch geworden. Denn parallel mit der Verschuldung Deutschlands an die Alliierten geht die Verschuldung der Alliierten an Amerika. Wenn der Zwang, in dem sich Deutschland befindet, seinen eigenen Konsum einzuschränken und Gratiswaren auf den Weltmarkt zu werfen, behoben oder doch wesentlich gemildert werden soll, dann muß gleichzeitig unter den Alliierten und zwischen den Alliierten und Amerika ein allgemeiner Schuldennachlaß erfolgen. Nach der innerpolitischen Situation der alliierten Länder kann an eine Reduktion der von Deutschland geforderten Schuldensumme erst nach einem Schuldennachlaß unter den Alliierten gedacht werden. Schon deshalb haben wir durchaus keine Ursache, über die ablehnende Haltung, die Amerika bisher eingenommen hat, Schadenfreude zu empfinden.

Welches auch die wirklichen Motive Hardings gewesen sein mögen, die ihn veranlaßten, der Konferenz von Genua fernzubleiben, jedenfalls hat sich Lloyd George sehr bemüht, Amerika zum Wiedereintritt in die internationale Wirtschaftssolidarität zu veranlassen. Und es scheint, als ob Poincaré in letzter Stunde, nachdem er mit der ihm eigenen hartstirnigen Konsequenz Töpfe zerschlagen hat, sich darauf besonnen hätte, daß dabei auch die Chancen Frankreichs in Scherben gehen.

* * *

Lloyd George scheint sehr richtig den Punkt erfaßt zu haben, an dem er einzuhaken hat. Das sind die Petroleumquellen Rußlands. Der Kampf, der sich zwischen

den zwei großen Petroleumtrusts um die Weltherrschaft abspielt, zwischen der amerikanischen Standard Oil Company und der englischen Royal Shell Company, ist bekannt. In diesem Kampfe hat die Royal Shell einen Vorsprung erlangt. Gelingt es England, sich der russischen Ölfelder zu bemächtigen, dann hat sie diesen Kampf gewonnen. Aber dann können die Alliierten auch die Hoffnung aufgeben, daß Amerika ihnen irgendwelche Konzessionen in der Schuldenfrage machen wird. Europa müßte dann zusehen, wie es aus dem Elend allein herauskommt und seine Schulden an Amerika abträgt. Ob das selbst beim besten Willen möglich ist, kann dahingestellt bleiben, denn es fehlt eben schon an dem einfachen guten Willen. Gewiß könnte Rußland durch die vereinigte Anstrengung Deutschlands und Englands wieder der Weltwirtschaft erschlossen werden. Aber in dem Zustand der Zerstörung, in dem sich die russische Wirtschaft durch die Politik der Bolschewisten befindet, wäre das ein Wechsel auf lange Sicht. Europa kann aber nicht mehr warten. Darin liegt die Schwäche der Position von Lloyd George.

Wie so oft im Laufe der letzten Jahre, ist die Außenpolitik Lloyd Georges verhängnisvoll durch sein innerpolitisches Agitationsbedürfnis bestimmt worden. Ohne dieses Agitationsbedürfnis würde er wohl die Konferenz von Genua nicht einberufen haben. Ohne dieses Agitationsbedürfnis würde die Einberufung der Konferenz von Genua wahrscheinlich Amerika überlassen worden sein. Nachdem es aber offenbar geworden war, daß in Genua weder die Reparationsfrage infolge des Widerstandes Frankreichs noch die Russenfrage infolge der Enthaltung Amerikas zu lösen war, hätte die Einberufung der Konferenz nach dem Haag erst nach erfolgter Zustimmung der amerikanischen Regierung erfolgen dürfen. Aber die Alliierten haben sich so sehr daran gewöhnt, allein zu bestimmen — und die mehr als bescheidene Haltung der Neutralen und der Kleinen Entente in Genua konnten sie gewiß nicht von dieser Übung abbringen —, daß sie offenbar gar nicht daran dachten, Amerika könnte die ihm gebotene Gelegenheit, Petroleum gegen einen Schuldennachlaß einzutauschen, ablehnen. So bedingt die Ablehnung Hardings auch klingen mag, in einem Punkte ist sie deutlich und bestimmt: Amerika will nicht nach dem Haag gehen, weil die Konferenz vom Haag eine Fortsetzung der Genueser Konferenz sein soll. Das heißt mit ziemlicher Deutlichkeit, daß Amerika nur an einer solchen Konferenz teilzunehmen bereit ist, die es selbst einberuft, mindestens miteinberuft. Denn die sachlichen Gründe, die die amerikanische Regierung angibt, um ihre Ablehnung zu begründen, sind ebenso fadenscheinig wie die Gründe der Ablehnung einer Beteiligung an der Konferenz in Genua.

* * *

Übersieht man den vorstehend kurz skizzierten Entwicklungsgang, dann leuchtet es ohne weiteres ein, daß die Konferenz vom Haag nur den Zweck hat, das Scheitern der Genueser Konferenz zu maskieren und Amerika nach dem Haag zu locken. Die Klausel in der Antwort der Mächte auf das Memorandum der Russen, daß sie sich gegenseitig verpflichten, während der nächsten drei Monate mit Rußland keine Verträge abzuschließen, kommt einer Fristsetzung gegenüber Amerika gleich. Man wird jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, um Amerika zu überzeugen, daß der Haag eigentlich keine Fortsetzung von Genua ist und auch kein einseitig von den Alliierten festgesetztes Programm hat. Ob man durch solche Diplomatenkniffe die Amerikaner überzeugen wird, ist jedoch fraglich.

Aber schließlich wird es auf dem einen oder dem anderen Wege zu einer Wirtschaftskonferenz, an der auch Amerika teilnehmen wird, kommen; denn auch die Amerikaner, was sie auch sagen mögen, können nicht ohne die Weltwirtschaft leben. Aber wie in Washington, wird auch dort Amerika seine Bedingungen stellen. Und wenn Deutschland dabei voraussichtlich noch am besten wegkommen wird, für Europa als Gesamtheit werden diese Bedingungen wohl nicht die besten sein. J. S.-J.

Die Marxsche Werttheorie

Von Wilhelm Hohoff (Paderborn)

Seit es Privateigentum und Teilung der Arbeit gibt, waren alle vernünftig denkenden Menschen überzeugt, daß die Arbeit in der Regel die Ursache und das Maß des Wertes, das heißt des Tauschwerts sei. Der »Wert« ist kein Gut, sondern ein Übel oder, wie Marx richtig sagt, »eine Schattenseite«. Existierte kein Privateigentum und wäre die Arbeit nicht mühevoll und beschwerlich, so gäbe es keinen Tauschwert. Das hat sogar Bastiat eingesehen.

In der Tat! Billige Zeiten sind gute Zeiten, teure Zeiten sind böse Zeiten. Je höher der Gebrauchswert oder die Nützlichkeit der Dinge, desto größer ist das Glück, das Wohlsein der Menschen. Umgekehrt, je geringer der Tauschwert, je wohlfeiler, billiger die Preise der Waren, desto leichter und vollständiger kann der Mensch seine Bedürfnisse befriedigen.

Aller wirtschaftliche Fortschritt besteht gerade darin, daß der Gebrauchswert, die Nützlichkeit der Produkte gesteigert, der Tauschwert beziehungsweise der »Preis« verringert wird. Alle Fabrikanten streben danach, den Wert immer mehr zu senken, immer billiger zu produzieren, ihre Produktionskosten zu vermindern, um ihre Waren billiger als die Konkurrenten verkaufen zu können und dadurch infolge größeren Absatzes größeren Gewinn zu machen — den Gebrauchswert aber gleichwohl zu erhöhen.

Beim ersten oberflächlichen Nachdenken mag es allerdings als naheliegend erscheinen, die Nützlichkeit sei die eigentliche Ursache und das Maß des Wertes. Ich selbst bekenne mich schuldig, daß das auch mein erster Gedanke war. Als Kind von fünf bis sechs Jahren wunderte es mich sehr, daß der Kaffee mehr als doppelt so teuer war als der Zucker. Nach meiner damaligen Auffassung hätte der süße und nahrhafte Zucker einen weit höheren Wert und Preis haben müssen als der bittere Kaffee, der obendrein keinen Nährwert hat und leicht schädlich wirkt. Mit sieben Jahren war ich aber schon über diesen Irrtum hinaus. Zuerst war es ein biederer Handwerksmeister, der mich dahin belehrte, der Preis einer Ware hänge ab von der menschlichen Arbeit, die das Ding koste.

Ehe ich die Schule besuchte, hielt ich mich bisweilen ein paar Stunden in einer Klempnerwerkstatt auf und sah der Arbeit von Meister, Gesellen und Lehrjungen zu. Eines Tages wurden dort Flüssigkeitsmaße gemacht, ganze, halbe, Viertel- und Achtel-Maße, und zwar von jeder Sorte gleich ein Dutzend. Die halbfertigen Maße standen in langen Reihen auf Brettern an der Wand. Wißbegierig wie ich war, frug ich: »Meister, was kosten die Maße?« »Zwanzig Groschen die großen, fünfzehn die halben, zehn die Viertel, fünfundsiebzig Pfennig die Achtel,« erwiderte der Meister. Nun überlegte ich: warum kosten die einen so viel und die anderen soviel weniger? Mir schien das leicht zu erraten. Ich dachte, das ist ganz wie bei dem Gelde; an einem Taler ist dreimal so viel Silber wie an einem Zehngroschenstück, an diesem doppelt so viel wie an einem Fünfgroschenstück und an dem wieder doppelt so viel wie an einem Kassemännchen (gleich $2^1/_2$ Silbergroschen). Meiner Sache vollkommen sicher, sagte ich: »Meister, ich weiß auch, warum die großen Maße so viel mehr kosten als die kleinen.« »Na, warum denn?« frug der Meister. »Weil an den großen mehr Blech ist als an den kleinen,«

antwortete ich. Fast mit Entrüstung rief der Meister: »Nein, das ist ganz falsch!« »Warum denn kosten die einen mehr wie die anderen?« frug ich weiter. »Weil an den großen mehr Arbeit ist wie an den kleinen,« lautete die Antwort. »Ja, aber an den großen ist doch auch mehr Blech,« sagte ich. »Wenn an den großen mehr Blech ist, so hat das mehr Blech eben auch mehr Arbeit gekostet,« erklärte der Meister. Das war ganz genau die Zurückführung des Wertes auf Arbeit, wie Karl Marx sie auf den ersten Seiten seines »Kapital« in philosophischer Analyse vornimmt.

Kurz darauf fand ich einen messingenen alten Haustürklopfer und eilte mit ihm zum Meister, fragend: »Was ist der wohl wert?« Mit leuchtenden Augen betrachtete er den Klopfer und sagte sofort: »Da steckt ein großer Wert drin.« Erstaunt frug ich: »Woran kann man denn sehen, daß ein großer Wert darin steckt?« »Sieh einmal die große geschickte Arbeit, die der fein ziselierte Klopfer gekostet hat, das ist kein Guß, sondern alles Handarbeit, und zwar sehr geschickte.«

Bekanntlich sagt auch Marx: »Der Wert steckt in der Ware; man kann ihn der Ware nicht anfühlen, nicht ansehen, nicht anschmecken; er ist in der Ware versteckt.«

Schon glaubte ich nach den Worten des Meisters, ich würde einen ziemlich hohen Preis für den wertvollen Klopfer bekommen; da wurde ich aber ausgelacht, und es hieß: »Jetzt ist der Klopfer aus der Mode gekommen, und der Althändler bezahlt dafür nur noch den bloßen Metallwert.«

Einige Zeit später empfing ich zum dritten Male eine Belehrung über den Wert, als ich und mehrere meiner Kameraden auf dem Krammarkt Kindertrompeten gekauft hatten, die aussahen, als ob sie von Messing wären und die doppelt so groß waren als diejenigen, welche wir bis dahin kannten. Wir waren ganz entzückt davon und hielten sie für sehr billig. Jedoch der kundige Meister belehrte uns, sie seien nicht die Hälfte dessen wert, was wir dafür hatten zahlen müssen. »Sie sind doch so groß und so schön,« entgegneten wir. Indes der klügere Kenner des Wertes sprach: »Die Trompeten sind keine 5 Silbergroschen wert, denn es ist fast gar keine Handarbeit daran, sondern sie sind mit der Maschine gepreßt, aus Blech so dünn wie Postpapier, und die schöne Messingfarbe verliert sich durch bloßes Anfassen nach längstens vierzehn Tagen, sie sind nur ganz schwach gelb angelassen. Die Trompeten sind bloß die Hälfte wert von dem, was ihr gegeben habt, daß sie euch so gut gefallen haben und Freude machen, beweist gar nichts für ihren wirklichen Wert.« »Dann hätte ja der Händler uns betrogen,« meinten wir. »Das will ich nicht behaupten; der Mann zieht das ganze Jahr auf Märkten herum, muß stets im Wirtshaus logieren, da kann es sehr gut sein, daß er seine Ware mit 100 Prozent Aufschlag verkaufen muß, um mit Frau und Kindern leben zu können.«

Wie hoch steht doch dieses Handwerksmeisters Einsicht und Wissen in der Wertfrage über der Einsichtslosigkeit und Unwissenheit so mancher offiziellen Professoren der Nationalökonomie! Seit fünfzig Jahren versichern diese Herren, die »Wissenschaft« habe die Marxsche Arbeitswertlehre längst gründlich widerlegt. In der ganzen bürgerlichen »Wissenschaft« gibt es bis heute kaum zwei selbständig denkende Autoren, die in der Wertfrage übereinstimmen. Da heißt es: Quot capita, to sensus, so viel Köpfe, so viel verschiedene Meinungen. Seit 1870 schon soll angeblich die Arbeitswerttheorie

und die daraus mit unerbittlicher Konsequenz sich ergebende Mehrwerttheorie Marxens als »grundfalsch und haltlos« erwiesen sein. Die sogenannte österreichische Schule der Herren Professoren Menger, v. Wieser, Böhm-Bawerk, Philippovich habe, so heißt es, mit zwingender Logik den Nachweis erbracht, daß es keinen objektiven Wert gebe, sondern nur einen subjektiven, und daß daher die subjektivistische Theorie des sogenannten Grenznutzens die allein richtige sei. Auf dieses unwissenschaftliche, oberflächliche Gerede sind sogar manche sozialistische Führer blindgläubig hereingefallen. Sie meinen, weil sie die Einwendungen der Gegner von Marx nicht widerlegen können, Marx habe geirrt, während sie selbst es sind, die in betreff der Wert- und Mehrwertfrage sich im Irrtum befinden.

Wie schon oben bemerkt, hat der gesunde natürliche Menschenverstand seit mehr als zweitausend Jahren schon sich zu der von Karl Marx zuerst evident bewiesenen Arbeitswerttheorie bekannt. Klipp und klar tut das zum Beispiel der um 500 vor Christus lebende griechische Dichter Epicharmos mit den unmißverständlichen Worten: »Die Götter verkaufen uns alle Güter um den Preis unserer Arbeit.«

Der richtige Wertbegriff bildet die Basis, die grundlegende Wahrheit, den Fundamental- und Kardinalsatz der politischen Ökonomie wie der Marxschen Kritik und Analyse der kapitalistischen Produktionsweise, seines »Lebenswerkes«, des vierbändigen »Kapital« sowohl als der gleichfalls vierbändigen posthumen »Theorien über den Mehrwert«.

Ohne richtige Erkenntnis des Wertes gibt es keine richtige Erkenntnis der übrigen ökonomischen Verhältnisse. Mit ihr wird alles hell und klar, was vordem dunkel und verworren war. Wer nicht weiß, was der Wert ist, der weiß natürlich auch nicht, was Kapitalprofit, Zins und Rente ist; denn diese sind sämtlich Wertbeträge.

Wie Kopernikus in der Astronomie, so hat Marx in der Ökonomie »die sichtbare, bloß erscheinende Bewegung auf die innere, hinter der sichtbaren verborgene wirkliche Bewegung« zurückgeführt, er hat an Stelle des oberflächlichen Scheins, der sinnlichen Wahrnehmung den tatsächlichen, der Sinnenerscheinung zugrunde liegenden Sachverhalt enthüllt.

Epochemachend, wie die wissenschaftliche Leistung des Kopernikus, ist auch die wissenschaftliche Leistung von Karl Marx, sie ist aber von unvergleichlich höherem Werte und von sehr viel größerer Bedeutung für das Leben der Menschheit, für die Theorie wie für die Praxis des Rechts, der Wirtschaft, der Gesellschaftswissenschaft im weitesten Umfang. Wenn gerade in unseren Tagen Wucher, Ausbeutung, Übervorteilung, Prellerei, Gaunerei, Betrügerei, Schieberei heillose Dimensionen angenommen haben, die zum Himmel schreien, so trägt die Polemik gegen die richtige Wertlehre und die infolgedessen herrschende Verwirrung daran einen sehr großen Teil der Schuld.

Literarische Rundschau

Hermann Schulte-Vaërting, **Die Friedenspolitik des Perikles.** Ein Vorbild für den Pazifismus. München 1919, Verlag von Ernst Reinhardt. 328 Seiten.

Das umfangreiche Werk ist eine Tendenzschrift großen Stils, die den Zweck verfolgt, für den Friedensgedanken, wie er sich in der modernen pazifistischen Bewegung

verkörpert, Propaganda zu machen. Zu dem Zweck will der Verfasser, der es bedauert, daß alle Historiker bisher Kriegsgeschichtschreiber gewesen sind, die sich um den hervorragenden griechischen Staatsmann Perikles gruppierenden Geschehnisse mit den Augen eines Mannes ansehen, »der den Frieden dem Kriege vorzieht«, er will aus den alten Quellen ein neues Bild zutage fördern, das einen scharfen Vorwurf gegen die Vertreter der Kriegsgeschichte enthält, weil es den Beweis erbringt, daß durch ihre Voreingenommenheit Jahrhunderte hindurch die Wahrheit getrübt worden ist. Der Verfasser stellt Perikles, den großen Feldherrn, als Friedensfreund und Friedensförderer hin, der in seinem ganzen Tun und Lassen die Absicht verfolgte, den Krieg auszuschalten und einen friedlichen Ausgleich zwischen den widerstrebenden Interessen zu schaffen. Als Beweis führt er an, daß Perikles zum erstenmal den Versuch gemacht habe, einen internationalen Friedenskongreß zustande zu bringen, daß er die demokratischen Friedensparteien in Hellas mit Geldmitteln unterstützt und daß er eine allgemeine Abrüstung planmäßig erstrebt habe. Es sei ihm auch gelungen, einen Frieden auf dreißig Jahre zu schließen und das spartanische Heer, das in Attika einfiel, ohne Blutvergießen wieder heimzuschicken, worauf aus öffentlichen Mitteln Gelder bewilligt wurden zur Erhaltung des Friedens. Da Perikles sein Friedensideal nicht verwirklichen konnte, wurde er gestürzt, er brach körperlich und seelisch zusammen, ohne der Welt den Stempel des ewigen Friedens aufdrücken zu können, während die Kriegshelden der Welt das Brandmal des Krieges auf die Stirn gedrückt haben.

Ob die Darstellung des pazifistischen Vorkämpfers in allen Teilen der geschichtlichen Wahrheit entspricht, mögen die Spezialforscher entscheiden, immerhin verdient das vorliegende Buch das Interesse aller jener, die das perikleische Zeitalter, wohl des markantesten Griechenlands, auch einmal unter einem anderen Gesichtswinkel betrachten wollen. Aber auch abgesehen davon bieten die zahlreichen eingestreuten Bemerkungen des Verfassers und seine fortwährende Bezugnahme auf die gegenwärtigen Verhältnisse manche Anregung. Möge seine Arbeit nicht wirkungslos bleiben, möge vor allen Dingen seine Prophezeiung Wahrheit werden: »Heute scheint die Verhimmelung der Feldherren auf ihrem Höhepunkt angekommen, aber niemals wohl war sie auch dem Sturze näher als heute.... Ich weiß, daß die Friedenspolitik des Perikles, ehe hundert Jahre vergangen sind, die herrschende sein wird.« Das würde der Menschheit nur zum Segen gereichen. Franz Laufkötter

---

Johannes Kaster, **Die christlichsozialen Ideen und die Gewerkschaftsfrage.** München-Gladbach 1922, Volksvereinsverlag. Preis 8 Mark.

In dem Vorwort seiner Schrift weist der Verfasser darauf hin, daß sich viele deutsche Katholiken trotz ihres starken sozialen Interesses und ihrer eifrigen sozialen Betätigung mit der modernen Gewerkschaftsbewegung nicht befreunden konnten. Diese Erscheinung will er untersuchen und erklären, da seiner Meinung nach die bisherigen Veröffentlichungen über den christlichgewerkschaftlichen Werdegang nicht genug in die Tiefe gehen, weil sie die der Bewegung zugrunde liegenden sozialpolitischen Gedanken nicht genügend berücksichtigen. Kaster behandelt deshalb zunächst die Entstehung und Entwicklung der christlichsozialen Ideen unter den deutschen Katholiken des vorigen Jahrhunderts, wobei er nach einer Schilderung der antirevolutionären, im Mittelalter steckengebliebenen Romantiker das Wirken der von Lassalle beeinflußten christlichsozialen Führer wie Bischof Ketteler, Domkapitular Moufang, Redakteur Jörg und andere behandelt. Allerdings hielt der Einfluß Lassalles nicht lange vor, denn Ketteler und seine Gesinnungsgenossen stellten sich wieder auf den Boden der zünftlerischen Richtung. Ein scharfer Vertreter dieser Richtung war der Kaplan und spätere Professor Dr. Hitze, doch hat er im Laufe der Zeit den neueren Strömungen Zugeständnisse machen müssen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebten die alten ständisch-zünftlerischen Gedanken

wieder auf, unterstützt durch die päpstliche Enzyklika »Rerum novarum«. Die damalige katholische Führung nahm der modernen Wirtschaftsweise gegenüber grundsätzlich eine ablehnende Stellung ein und erstrebte eine korporative Organisation der Industrie »nach dem Muster des Altbewährten«, das heißt der mittelalterlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Eine derartig rückständige Auffassung konnte natürlich der Entwicklung nicht standhalten. Trotzdem hervorragende Katholiken, darunter auch mehrere Jesuiten wie Pesch und Lehmkuhl, sie vertraten, wurde sie doch schnell beiseite geschoben und durch modernere Auffassungen ersetzt. Die hauptsächlichsten Vertreter wie Pesch und Hitze lernten um und warfen den Gedanken an eine mittelalterlich-ständische Organisation des wirtschaftlichen Lebens über Bord. Damit war ein Verständnis für die neuzeitliche Gliederung der Wirtschaft gewonnen und der gewerkschaftlichen Bewegung die Bahn freigemacht.

Tatsächlich tauchten nun überall Bestrebungen auf, die christlichsozialen Arbeitervereine, die ausschließlich Unterstützungs- und Geselligkeitszwecken dienten (neben der Pflege der Religion), in das gewerkschaftliche Fahrwasser zu bringen. Die Frage des Streiks wurde erörtert, wobei man nicht zu einer unbedingten Ablehnung kam, aber von dem Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit wollte man nichts wissen. Allmählich setzte sich der gewerkschaftliche Gedanke auch unter den christlichen Arbeitern durch, doch mußten zahlreiche Widerstände seitens der Anhänger der alten Richtung gebrochen werden. Noch heute gibt es Reibungen und Mißhelligkeiten, doch kann man wohl sagen, daß die Gewerkschaftsbewegung sich durchgerungen hat. Die fleißige Arbeit Kasters verdient wärmste Empfehlung.

Franz Laufkötter

L. v. Wiese, **Briefe aus Asien.** Köln 1922, Rheinlandverlag. Gebunden 25 Mark.

Das Ergebnis einer Studienreise (1912/13) durch die Türkei, Ägypten, Ceylon, Vorder- und Hinterindien und China wird uns in diesen Briefen von dem bekannten Soziologen dargeboten. Gerade heute, wo der Durchschnittsdeutsche im allgemeinen nicht mehr an große Reisen denken kann, ist eine anschauliche, die unmittelbaren Eindrücke wiedergebende Schilderung fremder Länder, Völker und Sitten besonders wertvoll und anregend, liegt doch in der Kenntnis ausländischer Gewohnheiten und Gebräuche, dem Eindringen in die Sphären fremder Kulturen, ein nicht zu unterschätzendes Erziehungs- und Bildungsmoment.

In buntem Wechsel ziehen die farbenprächtigen Bilder der östlichen Erde an unserem Auge vorüber. Die in der ersten Empfindung eines mit klaren Augen Sehenden niedergeschriebenen Erlebnisse, Dampferfahrten, Wanderungen und Besichtigungen bringen uns der Welt Asiens näher, des Asiens voller dunkler Schatten und Geheimnisse, das der Seele des Europäers weit ferner steht als irgendein anderer Erdteil. Mehrere wohlgelungene photographische Aufnahmen tragen zur Veranschaulichung des Geschilderten bei.

Mit der Herausgabe seiner Asien-Briefe hat der Verfasser aber auch noch einen besonderen Zweck. Hören wir v. Wiese selbst: »Ich will zeigen, daß man über Asiatisches auch anders berichten kann, als es heute im größten Teil der populären Literatur über Asien geschieht. Freilich bilde ich mir nicht ein, daß diese bescheidenen Briefe, die nur Gesehenes und Gehörtes in möglichst realistischer Treue ohne jede Zutat von Gelehrsamkeit und Philosophie wiedergeben wollen, eine Abkehr von der fürchterlichen, gegenwärtig grassierenden Mode eines falschen Asienkults (es gibt auch eine echte Liebe dessen, was aus den alten Ländern und Völkern des größten Erdteils bewundernswert ist) einleiten werden.« Jedoch will der Verfasser wenigstens etwas zu dem Versuch beitragen, einen Gesundungsprozeß in dieser Hinsicht herbeizuführen.

W. Schöttler

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10 | Ausgegeben am 2. Juni 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

„Das friedlose Europa"

Von Dr. Max Quarck, Frankfurt a. M.

Seit dem katastrophalen Kriegsende ist der Mut, gegen siegreiche Übermacht sich innerlich zu behaupten und ihr die eigene Überzeugung entgegenzusetzen, auch wenn dies nicht vorteilhaft ist, noch seltener als früher geworden. Insbesondere hat Deutschland in dem großen Vergewaltigungsprozeß, der mit ihm seit 1918 vorgenommen wurde, sich über einen Überfluß von Anwälten und Helfern in der maßgebenden politischen Welt wirklich nicht zu beklagen gehabt. Vor dem Götzen »Erfolg« beugen sich noch heute unzählige Intelligenzen des Auslandes, die es wirklich besser wissen sollten, seitdem sie die »Früchte« des Ententesiegs auf offenem Markte ausgebreitet sehen. Desto rühmlicher ist die ehrliche Stellungnahme einer freilich noch recht kleinen Gruppe hervorragender Politiker in einigen Hauptländern der Entente, die offen und mit der Absicht, ihre ganze Person für die Vertretung ihrer Überzeugung einzusetzen, als scharfe sachliche Kritiker des Versailler Vertrags auftreten. Kürzlich habe ich in anderem Zusammenhang in dieser Zeitschrift den Engländer Morel als einen der wenigen Tapferen dieser Art genannt. Er überrascht als Engländer durch sein schonungsloses Eingehen auf die bedenkliche Rolle, die England und Frankreich in der Vorgeschichte des Weltkriegs, namentlich seit den marokkanischen Affären, gespielt haben.

Das Buch über »Das friedlose Europa«, welches der frühere italienische Ministerpräsident Franzesko Nitti veröffentlichte und das nunmehr in einer tadellosen deutschen Übersetzung (die durch Margareta Heiden besorgt wurde) im Buchverlag der Frankfurter Sozietäts-druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., versehen mit Bild und Vorwort des Verfassers vom 30. September 1921 vorliegt, ist ganz anderer Art als die Leistung Morels. Es wurde geschrieben von einem warmherzigen südländischen Staatsmann, der die politischen Geschicke Italiens bestimmen und leiten half, leider aber in die hier vorliegenden Fragen praktisch erst eingreifen konnte, als er 1919 Ministerpräsident geworden war und die sogenannten Friedensverhandlungen sich schon in vollem Gange befanden. Infolgedessen zeichnet sich Nittis Schrift dadurch aus, daß sie, von der frischesten Gegenwart ausgehend, aus der unmittelbaren Praxis der Friedensverträge und ihres Zustandekommens einzigartige Mitteilungen von größter Wichtigkeit für Deutschland macht, um damit ein vernichtendes Urteil über die Vertragskämpfe und die sogenannte Friedenspolitik namentlich Frankreichs zu verbinden. Was das bedeutet, kann nur derjenige würdigen, der weiß, daß Italien und Frankreich nicht nur eine große und wichtige Strecke gemeinsamer Landesgrenzen haben, sondern daß sie auch geistig, wirtschaftlich und

politisch seit Jahrhunderten in den engsten Beziehungen stehen, wie sie eben nur zwei charakter- und sinnverwandte Völker haben können.

Nittis Darlegungen zerfallen in drei Hauptteile, die jedoch oft ineinander übergehen. Sie sind in flotter und flüssiger Sprache geschrieben und verzichten völlig darauf, mit staatsmännischer Grandezza oder gar mit diplomatischer Pedanterie zu spielen. Es ist das frische Bekenntnis einer frischen Persönlichkeit, die die politische Wirklichkeit klaren Auges hinter allen Verkleidungen gesehen hat und sich nicht scheut, sie mit unbezwinglichem Wahrheitsdrang zu enthüllen.

Die eine Gruppe der Nittischen Darstellung bezieht sich auf den Weltkrieg selbst und namentlich seine Veranlassung. Sie nimmt den geringsten Raum im Buche ein, ist aber von bestrickender Scharfsichtigkeit, Ehrlichkeit und Objektivität. Für Nitti steht es fest, daß alle europäischen Staaten ein vollgerüttelt Maß an der Kriegsschuld haben. Selbst seinem eigenen Lande Italien spart er diesen Vorwurf nicht. Das faßt er in dem einen Satze zusammen: »Es ist schwer zu erklären, warum Italien 1911 auf eine solche Art und Weise in Tripolis vorging; sie ist allen bekannt und hat den Italienisch-Türkischen Krieg verschuldet, der seinerseits wieder zu den zwei Balkankriegen und zu der Abenteuerpolitik Serbiens führte: eine Episode, die nicht Ursache des Weltkriegs, wohl aber der Anstoß wurde.«

Diese Art, kein Hehl aus den geschichtlichen Sünden des eigenen Landes zu machen und dabei doch das eigene Nest nicht zu beschmutzen, könnte für manchen Rechts- und Linksradikalen in Deutschland ein gutes politisches Muster sein. Die tiefere Ursache des Weltkonflikts sieht Nitti in der Haltung Rußlands, das Serbien und die österreichischen Slawen aufgehetzt habe. Nach der Niederlage im Kriege mit Japan habe seine Militärpartei lebhaft das Bedürfnis eines Erfolges in Europa empfunden. Im ganzen sei also der nachdrücklichste Antrieb zum Kriege von den Ländern ausgegangen, die weniger liberal regiert waren; und doch seien sich die anderen, die sich mit nationalistischen Gefühlen brüsten und auf imperialistische Systeme schwören, nicht darüber klar, daß gerade sie sich *dem Kriege am wenigsten widersetzten*. Man erkennt aus der Fassung dieses Urteils, wie sich der italienische Staatsmann bemüht, sachlich und fein abzuwägen.

Die zweite Hauptgruppe der Nittischen Kriegsforschungen beschäftigt sich mit dem Zustandekommen und den Wirkungen des Versailler Friedensvertrags. Hier kann der italienische Minister schwerwiegende und neue Mitteilungen aus eigener Wissenschaft machen. Er ist zwar nicht gleich von Anfang an als Bevollmächtigter Italiens an den Friedensverhandlungen beteiligt gewesen, aber er hat auch für die Monate, in denen er noch nicht persönlicher Zeuge war, die amtlichen Urkunden aufs gewissenhafteste studiert. Dem Originalprotokoll vom 2. November 1918 über die Waffenstillstandsbedingungen, in dessen Veröffentlichung ihm übrigens der Franzose Tardieu vorausgegangen ist, entnimmt er mit seinem Verständnis für die bloßen *Stimmungen* der Alliierten, aus denen vielfach die härtesten *Bestimmungen* für Deutschland herausgekommen sind, die geradezu erschütternde Hauptstelle. Sozusagen ganz beiläufig und ohne jede sachliche Unterlage plaudert dort Clémenceau plötzlich davon, daß man es in Frankreich nicht verstehen könne, wenn nicht die grenzenlose Klausel der unbeschränkten Reparation mit den verhängnisvollen drei französischen Worten »réparation

es dommages« ohne jede nähere Erläuterung aufgenommen würde. Der nglische Minister Bonar Law wendet dagegen ein, daß es doch keinen Zweck abe, in die Waffenstillstandsbedingungen eine Klausel aufzunehmen, die icht in kürzester Frist durchgeführt werden könnte. Auch Lloyd George pponiert. Aber Clémenceau beschwört die Alliierten, »sich in den Geist der ranzösischen Bevölkerung zu versetzen«. Die Serben, die Belgier, die Italiener fügen hinzu, daß in ihrem Volke dieselbe »Stimmung« herrsche — nd die furchtbare Klausel, die dann aus den Waffenstillstandsbedingungen n den Friedensvertrag übergeht, ist beschlossen! Mit so wenig Überlegung ourde die größte wirtschaftliche Tragödie der Weltgeschichte eingeleitet. Ein olitisches Trauerspiel ist es, daß diese Tatsachen so spät erst, und zwar durch inen Italiener, in die deutsche Kriegsliteratur gebracht sind und daß sie im Verzweiflungskampf Deutschlands gegen seinen wirtschaftlichen Ruin amtlich wie außeramtlich bisher k a u m benutzt worden sind!

Nittis Buch enthält weiter zum ersten Male in wörtlicher Wiedergabe in nicht minder wichtiges Geheimdokument, aus dem die englische und merikanische Presse bis dahin nur Bruchstücke veröffentlicht hatte, sowie en Wortlaut der Antwort Clémenceaus. Es handelt sich um die der Pariser Konferenz am 25. März 1919 überreichte Denkschrift Lloyd Georges, von er Nitti sagt: »Als Lloyd George um sich herum keine Bemühung mehr ah, den Frieden zustande zu bringen, sondern nur das Bestreben, Deutschand zugrunde zu richten, da hatte er in der außerordentlichen Beweglichkeit eines Geistes, unbeschadet aller Hetzreden, erkannt, daß man nicht vor dem wahren Frieden stand.« Es ist geradezu niederschmetternd, heute zu sehen, wie richtig der englische Premier die katastrophale Wirkung des Versailler Friedensvertrags bis in Einzelheiten hinein vorausgesehen hat und wie leichtfertig seine Bedenken von Frankreich und seinen Verbündeten behandelt wurden. Die »Widerlegung« Clémenceaus ist von jämmerlicher Oberflächlichkeit und wirtschaftlich-politischer Gewissenlosigkeit. Man muß dies und die klägliche Rolle, die Wilson als vollkommen einflußloser und unbeholfener Theoretiker in Versailles spielte, in Nittis Buche selbst lesen und den erschütternden Eindruck unmittelbar auf sich wirken lassen....

Die dritte und letzte Gruppe der Seiten des Nittischen Buches beschäftigt sich mit dem Zustand der Zerrüttung, den Versailles für die ganze Welt geschaffen hat, und mit Vorschlägen zur Abhilfe. Der Italiener stellt fest, daß die Merkmale dieses Friedens, »der den Krieg fortsetzt«, in folgendem bestehen:

1. Europa hat mehr Menschen unter den Waffen als vor dem Kriege.
2. Die Produktion wird nur in spärlichem Umfang wiederaufgenommen.
3. Die Schwierigkeiten des Wechselkurses haben sich vermehrt, statt sich zu verringern. Noch besteht zwischen den europäischen Staaten kein normaler Handel wieder. Die Produkte, die heute seinen Gegenstand bilden, sind noch nicht einmal die Hälfte der Werte vor dem Kriege.

Daß diese Feststellungen in ihren maßvollen Ausdrücken noch weit hinter der Wirklichkeit des europäischen Wirtschaftslebens und der nervenzerrüttenden Unsicherheit der Lage zurückbleiben, braucht hier kaum gesagt zu werden.

Etwas deutlicher wird Nitti auf S. 33, wo er von »der wahnwitzigsten nationalen Raserei, dem Hunger nach Land und der Gefahr neuer Völker-

kriege von noch größerer Heftigkeit« spricht, »die ernsthaft drohen, die ganze Kultur zum Scheitern zu bringen«. Von da aus kommt er dann sachgemäß und logisch zur Revision von Versailles (S. 34) sowie zu der Feststellung (S. 275), daß die Schäden, die tatsächlich wieder gutzumachen sind, nicht über 40 Milliarden Mark in Gold betragen und daß Deutschland, wenn es 20 Prozent der interalliierten Schuld übernimmt, bestenfalls eine Entschädigung von 60 Milliarden Franken al pari, zahlbar in Goldmark, aufgebürdet werden könne. »Alle anderen Ziffern beruhen lediglich auf Übertreibung.« Auf die 60 Milliarden will Nitti 20 Milliarden Franken als schon bezahlt rechnen durch all dasjenige, was Deutschland infolge der Verträge bereits abgeliefert hat. 20 Milliarden sollen durch deutsche Kohlen- und Sachlieferungen abgegeben werden. Danach habe es noch 20 Milliarden als Erstattungsanteil an die Länder in bar zu entrichten, die den kriegführenden Ententestaaten Darlehen gegeben haben, natürlich mit Einverständnis der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Reparationskommission sei abzuschaffen, und ihre Vollmachten seien dem Völkerbund zu übertragen, in den natürlich Deutschland aufgenommen werden müßte.

Ganz ausgezeichnet versteht der italienische Premier die heutige Denkweise der deutschen Arbeiter, die sich in einer weit bedenklicheren Lage befänden als in Frankreich, England und Italien. »Wenn sie arbeiten, so wissen sie, daß ein Teil ihrer Arbeit für den Sieger bestimmt ist, ein Teil für den Unternehmer und ganz zum Schluß erst ein Teil für den Arbeiter. Hierzu kommt noch, daß ... der Hunger weite Schichten betroffen hat und daß sich deshalb die Arbeitskraft womöglich noch verringert. Ein vernünftiger Mensch kann sich kaum erklären, wie man dazu kam, eine so unglaubliche Lage zu schaffen, und dabei noch glauben konnte, daß ein solches Regime auf die Dauer von dreißig oder vierzig Jahren ertragen werden könnte.«

Diese Aussprüche werden hier nicht etwa wiedergegeben, um damit auf die Seite der junkerlichen und industriellen Steuerdrückeberger in Deutschland zu treten. Im Gegenteil, der Schreiber dieser Zeilen ist beteiligt an den Arbeiten jener Steuerkommission, die der »Vorwärts« neulich erwähnte und begrüßte, die aus Vertretern der großen Gewerkschaftsverbände und der beiden sozialistischen Parteien zusammengesetzt ist und die eben die Ertragsbeteiligung des Deutschen Reiches an den auch im Goldwert ungeheuer gestiegenen agrarischen und industriellen Vermögen in feste Gesetzesvorschläge zu bringen sucht, um damit eine billigen Ansprüchen genügende und faire Begleichung unserer Schadenersatzverpflichtung in möglichen Grenzen herbeiführen zu helfen. Aber solch ehrliches Bestreben und die Genugtuung über die Feststellungen und Urteile eines anerkannten und mutigen italienischen Staatsmanns können durchaus nebeneinander bestehen. »Es gibt ein Maß in allen Dingen!« Und das Gesamturteil Nittis nicht bloß über die Maßlosigkeit, sondern auch über die verhängnisvolle Unwirtschaftlichkeit der Ententeforderungen an Deutschland wird ewig ein wertvolles Zeugnis für Deutschland und ein Denkmal unbestechlicher Überzeugungstreue und wirtschaftspolitischen Verantwortlichkeitsgefühls für den Verfasser bleiben.

Das Saarparlament

Von Wilh. Kimmritz

Die Regierungskommission des Saargebiets ließ in letzter Zeit mehrfach verkünden, daß in Zukunft ein »engeres Zusammenarbeiten« zwischen ihr und der Bevölkerung stattfinden solle. Besonders der Präsident Rault äußerte sich in seinem zehnten periodischen Bericht an den Völkerbundsrat in diesem Sinne. Ein erheblicher Teil der saarländischen Bevölkerung schöpfte aus diesen Worten neue Hoffnung auf ein nahes Ende der bisherigen politischen Rechtlosigkeit. Doch fehlte es auch nicht an pessimistischen Stimmen, die mißtrauisch auf den Ablauf der Amtsperiode der Regierungskommission und auf ihre bevorstehende Neuwahl durch den Völkerbundsrat verwiesen. Der demokratische Glorienschein, mit dem die Regierungskommission bemüht war, ihre Tätigkeit zu umgeben, hatte nämlich durch die vielen Proteste, Beschwerden, Denkschriften und Publikationen in- und ausländischer Journalisten doch ärger, als man wahr haben wollte, gelitten, und deshalb, so meinten diese Ungläubigen, lasse sich aus der obigen Äußerung nur schließen, daß man die Stimmung des Völkerbundes für die Wiederwahl günstig beeinflussen wolle.

Daß dieses Mißtrauen nur allzusehr berechtigt war, zeigte sich bald nach erfolgter Bestätigung der Regierungskommission. Die von Demokratie triefenden Redensarten der Kommission erwiesen sich wieder einmal als eitel Schall und Rauch, berechnet für einen bestimmten Zweck. Das »engere Zusammenarbeiten« wurde trefflich beleuchtet einmal durch die neue »Lohnabzugsteuer-Verordnung«, die ohne die Mitwirkung der Vertreter gerade derjenigen Bevölkerungskreise zustande kam, die den Hauptdruck dieser Steuer auszuhalten haben, ferner durch die Nichtbeachtung einer umfangreichen und eingehend begründeten Eingabe der 85 000 frei organisierten Hand- und Kopfarbeiter betreffs Erfüllung dringender wirtschafts- und sozialpolitischer, arbeitsrechtlicher, kultureller und verschiedener allgemeiner Forderungen, die zum großen Teil in anderen Ländern längst erfüllt sind und deren Durchführung den Völkern im Friedensvertrag, Teil XIII, zur Pflicht gemacht wird. Am unverhülltesten zeigt sich jedoch der wahre Charakter der erwähnten Regierungsäußerung in der soeben herausgegebenen »Parlamentsverordnung«. Die Verordnung wurde ebenfalls, ohne den Rat der politischen Parteien zu hören und zu beachten, von der Regierungskommission herausgebracht und vom Völkerbundsrat gutgeheißen. Ja auf den letzteren machte dieser »demokratische Zug« der Regierungskommission einen solch überwältigenden Eindruck, daß er sie kurzerhand auf zwei weitere Jahre im voraus im Amte bestätigte und sie zu ihrem freiheitlichen und demokratischen Schritt sogar beglückwünschte. Da diese Tatsache geeignet erscheint, in der Welt ganz falsche Vorstellungen von dem beschlossenen Saarparlament zu erwecken, dürfte eine kurze kritische Würdigung der Verordnung am Platze sein.

Das geplante »Saarparlament« besteht aus einer Art Zweikammersystem, nämlich aus dem Landesrat und dem Studienausschuß. Der erstere besteht aus 30 von der Bevölkerung zu wählenden, der letztere aus 8 von der Regierungskommission zu ernennenden Mitgliedern. Was den Landesrat betrifft, so fällt zunächst seine geringe Mitgliederzahl auf, die

ganz willkürlich festgesetzt erscheint. Warum wurde nicht verordnet, daß auf soundso viel Einwohner (beispielsweise auf 10 000) ein Abgeordneter zu wählen ist? Warum wird ferner dem Landesrat ein ernannter Studienausschuß auf die Nase gesetzt? Sollte wirklich der Landesrat nicht in der Lage sein, aus sich selbst heraus etwaige Studienausschüsse zu wählen? Es liegt klar auf der Hand, daß diese Einrichtung als ein Gegengewicht gegen Beratungs- und Begutachtungsergebnisse des Landesrats gedacht ist.

Über die Aufgaben dieses »Parlaments« wird in der Verordnung folgendes gesagt:

»Spätestens drei Monate nach der Veröffentlichung dieser Verordnung im Amtsblatt wird bei der Regierungskommission des Saargebiets errichtet:

1. ein Landesrat zur Begutachtung (!) aller Gesetz- und Verordnungsentwürfe, bei denen gemäß § 23 und 26 des Kapitel 2 der Anlage zu Abschnitt 4, Teil 3 des Friedensvertrags die gewählten Vertreter der Bevölkerung anzuhören sind,

2. ein Studienausschuß, dessen fachmännische Gutachten (!) die Regierungskommission in allen Fällen, in denen sie es als erforderlich hält, einholen wird.«

Auch in den einleitenden Sätzen der Verordnung wird ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich nur um eine Erfüllung der im Friedensvertrag vorgeschriebenen im Ermessen der Regierungskommission liegenden »Anhörungsbestimmung« handelt. Die Regierungskommission hat mit diesen Darlegungen ihren bisher mit Zähigkeit verteidigten Standpunkt, daß die im Friedensvertrag benannten »örtlichen Vertretungen« eine allgemeine Volksvertretung ausschalten, einer Revision unterzogen. Mit Recht muß aber die Frage aufgeworfen werden, was sich durch ein solches »Parlament« im Vergleich zum heutigen Zustand eigentlich ändert. Begutachtungen der Gesetzentwürfe der Regierungskommission durch die Kreis- und Gemeindevertretungen heute — und Begutachtungen des Landesrats und des Studienausschusses morgen. Wo bleibt das Beschluß- und Mitbestimmungsrecht, das erst einer Volksvertretung den Stempel eines wirklichen Parlaments aufdrückt? Diese »Anhörungsbestimmung«, die der Verordnung das Aussehen einer amüsanten Parlamentsspielerei der Regierungskommission verleiht, erhält aber einen tiefen Sinn. Der Berichterstatter der »Frankfurter Zeitung« in Genf meldet nämlich: »daß die Existenz der Volksvertretung die Gelegenheit zu einer offenen und direkten Aussprache mit der Regierungskommission liefern soll, damit die Vertreter des Saarlandes sich nicht mehr gezwungen sähen, sich mit ihren Klagen unmittelbar an die Genfer Völkerbundsversammlung zu wenden«.

Bei der politischen Reife der Saarbevölkerung ist anzunehmen, daß diese Spekulation ihren Zweck verfehlen wird.

Das Wahlrecht ist ferner an die Bedingung des Besitzes der Saareinwohnereigenschaft geknüpft. Bekanntlich wurde gegen diese Klassifizierung der in einem deutschen Gebietsteil wohnenden Deutschen von seiten der deutschen Regierung beim Völkerbundsrat erfolglos protestiert. Wenn man in Betracht zieht, daß das Saargebiet kein eigenes Staatsgebilde, sondern lediglich ein in fünfzehn Jahren der Volksabstimmung unterliegendes und bis dahin dem Völkerbundsrat zur Verwaltung anver-

trautes deutsches Gebiet ist, dann muß die Wahlberechtigung aller im Saargebiet wohnenden Deutschen als Selbstverständlichkeit bezeichnet werden.

Die Wählbarkeit ist an eine auf den rückständigsten Konservativismus spekulierende Bedingung geknüpft. Wählbar soll nur sein, wer aus dem Saargebiet stammt und dort wohnt. Es scheint also selbst die Saareinwohnereigenschaft nicht mehr als genügende Garantie für die erforderliche Stubenreinheit erachtet zu werden. Mit Recht muß doch hier die Frage aufgeworfen werden, ob die vier ausländischen Mitglieder der Regierungskommission und die zahlreichen anderen höheren ausländischen Beamten hieraus für sich bereits die Konsequenz gezogen haben? Wenn sie sich aber nach wie vor die Qualifikation zur Teilnahme an der Regierungstätigkeit nicht absprechen, womit wollen sie dann die Beschränkung der begutachtenden Tätigkeit auf geborene Saarländer begründen?

Der Vorsitzende des Landesrats wird von der Regierungskommission aus den Einwohnern ernannt. Was für ein nettes »Parlament«, das nicht einmal das Recht hat, seinen Vorsitzenden aus seinen eigenen Reihen selber zu wählen!

Die Einberufung des Landesrats kann nur von dem Präsidenten der Regierungskommission erfolgen. Ist eine größere Vergewaltigung der Demokratie denkbar? Wenn die gewählten Vertreter von 700 000 Seelen den Zusammentritt der Volksvertretung für notwendig erachten, so gilt das nichts im Vergleich zur Meinung des erst seit zweieinhalb Jahren im Saargebiet weilenden Präsidenten.

Damit aber niemand etwa glaubt, diese »Volksvertretung« hätte überhaupt keine Rechte, sei der Ordnung halber erwähnt, daß sie alle diejenigen Gegenstände beraten darf, die ihr von der Regierungskommission zugewiesen werden, daß sie ferner den Haushaltungsplan zur Kenntnis nehmen darf und daß sie schließlich für diese ihre außerordentlich verantwortungsvolle Tätigkeit eine Aufwandsentschädigung (selbstverständlich in Franken) erhalten wird. Das letztere trifft auch für den von der Regierungskommission ernannten Studienausschuß und seinen ebenfalls von der Regierungskommission ernannten Vorsitzenden zu. Aber selbst mit diesen Rechten sieht es mehr wie windig aus, denn beim Studium der Verordnung findet man, daß sie keine einzige Silbe enthält, die von einer Immunität der Abgeordneten spricht.

Die politischen Parteien und die gewerkschaftlichen Organisationen mußten sich aus den angeführten Gründen fragen, ob sie eine stillschweigende Sanktionierung und Verewigung der heutigen politischen Rechtlosigkeit der Saarbevölkerung durch eine protestlose Hinnahme dieses Parlamentsmonstrums verantworten können. Einmütig wurde diese Frage verneint. Die S. P. D., U. S. P., K. P. D. sowie die freien Gewerkschaften erließen gemeinsam eine Erklärung, in der sie gegen die Verordnung auf das schärfste protestieren und den unannehmbaren Bestimmungen demokratische Vorschläge entgegenstellen. Die bürgerlichen Parteien sowie die christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften gaben eine ähnlich lautende Erklärung ab. Auch fanden in den größeren Orten des Saargebiets Massenversammlungen statt, die sich mit der Verordnung beschäftigten. Die Regierungskommission hielt es daher für richtig, selbst mit einer großen Proklamation an die Bevölkerung heranzutreten. Sie suchte ihre Verordnung mit

fadenscheinigen Gründen zu rechtfertigen und erklärte dann kurz und bündig: Die Verordnung wird unter keinen Umständen abgeändert werden, mag kommen was da will. Vorläufig scheint sie noch der Meinung zu sein, daß sich die zum Teil mißtrauisch beobachtenden Parteien schließlich doch an der Wahl beteiligen werden. In dieser Beziehung dürfte sie sich irren.

Das südostdeutsche Wirtschaftsgebiet in der Entwicklung zur sozialen Wirtschaft[1]

Von Dr. Hermann Schützinger (Schluß)

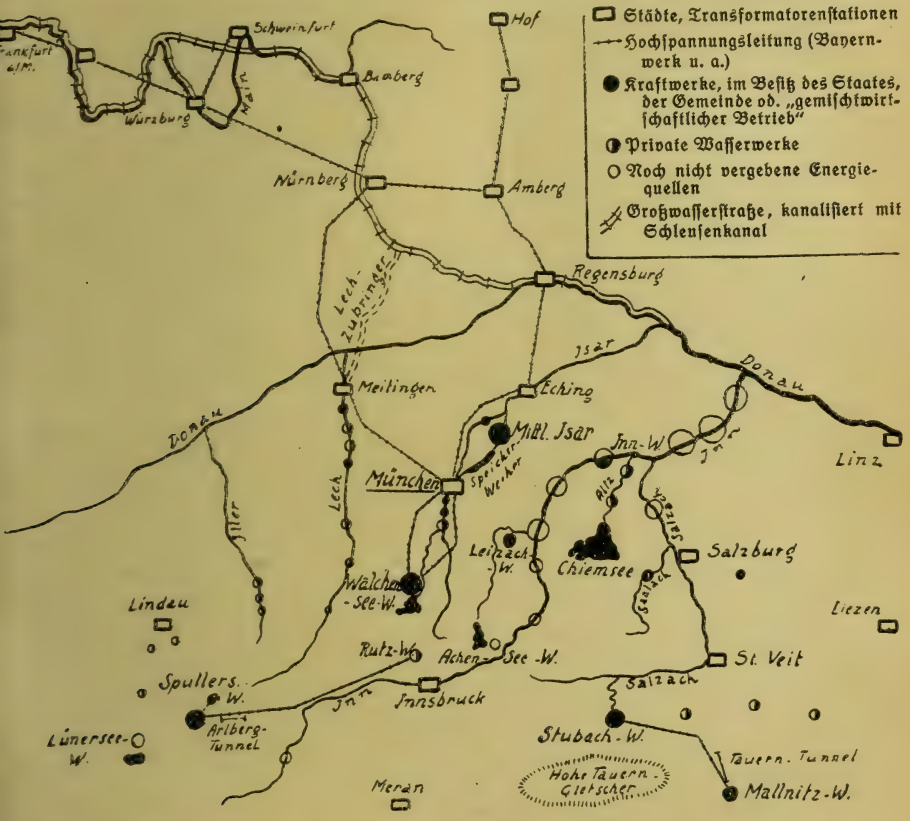
3. Das südostdeutsche Wasserwirtschaftsproblem

Während in Bayern durch den Ausbau der beiden großen gemeinwirtschaftlichen Kraftwerke »Walchenseewerk« und »Mittlere Isar« sowie deren Stromverteiler, das »Bayernwerk« der Grund zum gemeinwirtschaftlichen »Wasserwerktrust« gelegt ist, sind die österreichischen Nachbarstaaten demgegenüber noch eine Stufe zurück; die einzelnen Länder besitzen zwar im Ausbau begriffene Großkraftwerke mit Speicheranlagen; jedoch fehlt bis zur Stunde noch die Vorbedingung des Wasserkraftsystems, der Stromverteiler und Stromausgleicher. Immerhin sind auch bereits in dieser Richtung Bestrebungen im Gange.

In Bayern hat der gemeinwirtschaftliche Betrieb die besten Aussichten, sich als herrschendes Wasserkraftsystem auszubreiten, da nur einige, allerdings mit die besten Kraftstufen, im Besitz des Privatkapitals sind. Vorbedingung dafür ist jedoch, daß der Staat baldigst von den noch nicht vergebenen, äußerst ergiebigen Innwasserkräften Besitz ergreift. Im benachbarten Deutschösterreich ist die oben angedeutete Entwicklung zweifelsohne gewährleistet, da sich die einzig verwendbaren Stauseen in den Händen des Staates befinden und die Privatbetriebe lediglich örtlichen Charakter tragen. Bayern hat sein gemeinwirtschaftliches Wirtschaftssystem auf den drei Eckpfeilern Walchenseewerk, Mittlere Isar, Stromverteiler Bayernwerk bereits aufgebaut. Die Eigentumsverhältnisse an Großwasserkräften stellen sich folgendermaßen dar: In Nordbayern herrscht entsprechend den hydrographischen Verhältnissen der Kleinbetrieb vor; auch die Iller und der Lech sind vom privatwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieb beherrscht. Volkswirtschaftlich bedeutungsvoll sind nur die Großwasserkräfte der Isar, des Inn, der Salzach und die Stauseen Walchensee und Chiemsee. Das Isargebiet enthält das gemischtwirtschaftliche Walchenseewerk, eine Anzahl privater und kommunaler Kraftstufen oberhalb München und das Großwasserwerk »Mittlere Isar« unterhalb München, ferner kommunale Werke ober- und unterhalb Eching. Das Inngebiet, die rentabelste Flußwasserkraft, umfaßt eine Anzahl von Privatbetrieben, die zum Teil durch staatliche Beteiligung finanziert sind: das Innwerk und die beiden Großkraftwerke an der Alz, im Staatsbesitz ist das Leizachwerk und das Kraftwerk an der Saalach. Von größerer Bedeutung sind die außerordentlich ergiebigen, noch nicht ausgenutzten Kraftquellen am oberen Inn und die Deutschösterreich zur Hälfte gehörigen Großwasserkräfte am unteren Inn und an der Salzach.

[1] Siehe Heft 8, S. 180.

Wenn das gemeinwirtschaftliche bayerische Wasserkraftsystem nicht der Gefahr ausgesetzt werden soll, durch eine sich kartellierende und durch Stromverteiler verbundene private Wasserwerkgruppe im Inngebiet, dem Gebiet der weitaus stärksten fließenden Kraftquelle, niederkonkurriert und unterhöhlt zu werden, so ist es höchste Zeit, daß der Staat diese noch brachliegenden Wasserkräfte mit Beschlag belegt und mit seinem Stromverteiler, dem »Bayernwerk« verbindet. Von größter Bedeutung für den sich bildenden



gemeinwirtschaftlichen Wasserwerktrust ist es ferner, sich das äußerst ergiebige Staubecken des Chiemsees zu sichern. Die Oberfläche des Chiemsees ist etwa dreidreiviertelmal so groß wie die des Walchensees. Da die Tiefe des Chiemsees die des Walchensees jedoch keineswegs erreicht, ist nur mit einem zweieinhalbfachen Fassungsvermögen des Chiemsees zu rechnen. Das Chiemseeprojekt ist also von einschneidender Bedeutung für die Erhaltung des gemeinwirtschaftlichen Wasserkraftmonopols, vor allem zur Zeit des Mangels an fließendem Wasser. Leider haben sich aber während der letzten Zeit Bestrebungen in Bayern bemerkbar gemacht, diese Entwicklung zum gemeinwirtschaftlichen Monopol zu unterbinden. Eine Zahl von Unternehmern ist am Werke, die rentabelsten Kraftstufen am »Unteren Inn« in die Hand zu bekommen. Diese projektierten Kraftwerke haben den Vorzug

der Ausbeutungsmöglichkeit des wasserreichsten bayerischen Flusses und die weitere Annehmlichkeit, daß die in ihre Nähe zu legenden industriellen Werke in die Nachbarschaft der großen Wasserstraße Rhein-Main-Donau gerückt sind.

So hat ein betriebsamer Abgeordneter der Rechten die »Kontinentale Stickstoffwerke A.-G.« in München sowie eine zweite Gesellschaft, die »Bayerische Wasserkraft A.-G.«, mit dem Zwecke gegründet, das gemeinwirtschaftliche Wasserkraftmonopol zu durchbrechen. Der Zweck dieser Gründungen ist aber mit diesem Ziel noch nicht erschöpft; es handelt sich für die agrarischen Kreise, die hinter diesem Abgeordneten stehen, darum, durch die Verbilligung der Betriebsstoffe ihrer Werke eine Art Monopol des Stickstoffdüngers in Süddeutschland durchzusetzen. Vor allem haben in Salzburg diese Stickstoffspekulanten einen großen Einfluß. Es wird Sache unserer Genossen in Salzburg und Tirol sein, das Abbiegen des süddeutschen Agrarkapitalismus aus dem bayerischen Wasserhoheitsgebiet zum Schaden des südostdeutschen Arbeiters, Kleinbauern und Konsumenten zu verhindern.

Die baldige Inbetriebsetzung des gemeinwirtschaftlichen Wasserkraftsystems mit seinen Speicherwerken ist demnach für die Entwicklung zur sozialen Wirtschaft von höchstem Wert. Leider hat die Elektrizitätsversorgung im letzten Jahre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, da die Niederwasserkatastrophe die Anschlußbestellungen der Stromabnehmer wesentlich verzögerte. Außerdem haben sich dadurch Hemmungen ergeben, daß die Grundeigentümer der Zwangsenteignung gelegentlich des Ausbaus des Großkraftwerks »Mittlere Isar« heftigen Widerstand entgegengesetzt haben. So mußte sich eine Kommission des Landtags erst an Ort und Stelle begeben, um eine Entscheidung zu treffen. Der Regierungskommissar wie unser referierender Genosse führten im Landtag aus, daß dem Ausbau dieses Werkkanals in ganz unsinniger Weise Hindernisse in den Weg gelegt worden seien. Die durch klerikale Verhetzung aufgepeitschten Bauern rissen allerorts die Pflöcke, die zur Linienführung eingeschlagen worden waren, heraus.

Inzwischen hat der Chef der bayerischen Staatsbauverwaltung dem Landtag eine zusammenfassende Darstellung der Wasserkraftprojekte unterbreitet. Selbstverständlich ist es nicht Sache der Sozialdemokratie, den Ausbau sämtlicher Kleinwasserkraftanlagen durch private Initiative im gegenwärtigen Augenblick zu verhindern. Es nimmt sich aber doch recht merkwürdig aus, wenn der Vertreter der Regierung stolz ausführt, daß sich für die wertvollsten Wasserkräfte, den »Unteren Inn«, bestimmte Unternehmerverbände lebhaft interessieren. Da die Hälfte der gewonnenen Kraft zudem Deutschösterreich zufällt, werden unsere Salzburger Genossen noch ein Wort mitzureden haben.

Besondere Aufmerksamkeit der Sozialdemokratie verdient der Stromverteiler »Bayernwerk«. Hauptkraftquellen sind »Walchenseewerk« und »Mittlere Isar«; Stromverteilungszentralen Eching bei Landshut, Meitingen bei Augsburg, Regensburg, Amberg, Würzburg, Hof.

Mit der Inbetriebnahme des Bayernwerks ergibt sich eine wesentliche Verminderung der Dampfkraftleistung. Der Bedarf für die allgemeine Elektrizitätsversorgung ist dann zunächst durch die Wasserkräfte im wesentlichen gedeckt. Es stehen aber auch aus den beiden Großkraftwerken erhebliche

Kraftmengen für die Elektrisierung der Bahnen zur Verfügung. Dabei haben die Flußwasserkräfte die Grundbelastung, die Speicherkräfte die Spitzendeckung zu übernehmen. Bei guten Wasserständen ist mit außerordentlichem Überschuß an Wasserkraft zu rechnen. Aufgabe der Sozialdemokratie wird es sein müssen, die Ausdehnung der Bayernwerkanlage auf das Inngebiet und den Anschluß an das österreichische Kraftnetz zu betreiben.

Große Bedeutung für die Konsolidierung des gemeinwirtschaftlichen Wasserkraftsystems besitzt die ebenfalls im Ausbau begriffene Großwasserstraße Rhein-Main-Donau mit ihren in Nordbayern, zwischen Regensburg und Frankfurt a. M., gelegentlich der Schleusenanlage projektierten 33 Kraftwerken. Die in der Kanalstrecke liegenden Werke werden durch die zum Zwecke der Kanalisierung durch den »Lechzubringer« überführten Wassermengen gespeist. Diese Wassermenge wird in einem 90 Kilometer langen Zubringerkanal der Scheitelhaltung des Kanals zugeführt und fließt zum größten Teil zum Main ab. Alle Kraftwerke, sei es an der Kanalstrecke, sei es am kanalisierten Main oder an der kanalisierten Donau gelegen, können durch Anschluß an das Kraftverteilungsnetz, das Bayernwerk, für die Gesamtkrafterzeugung günstig verwendet werden. Als Gesamtleistung werden 400 000 Pferdestärken oder 2,5 Milliarden Kilowattstunden angenommen.

Vorbedingung dieser volkswirtschaftlich eminent bedeutungsvollen Zusammenarbeit zwischen Großwasserstraße und Bayernwerk aber ist die Unterordnung der »Rhein-Main-Donau-A.-G.« unter das gemeinwirtschaftliche Wasserwirtschaftssystem Bayerns. Von dem Gründungskapital dieser Gesellschaft von 900 Millionen sollen jedoch von öffentlichen Körpern lediglich 240 Millionen aufgebracht werden. Bayern soll mit dem Reich zusammen die Gewähr für einen Mindestgewinnanteil von 5 Prozent für Vorzugsaktien der Gesellschaft im Nennwert von 300 Millionen übernehmen. Die 300 Millionen Vorzugsaktien sind bereits von einem norddeutschen Bankkonsortium übernommen worden. Wir können also diese Aktiengesellschaft weder als ein gemeinwirtschaftliches noch als gemischtwirtschaftliches Unternehmen in gewöhnlichem Sinne ansprechen.

In den deutschösterreichischen Anschlußgebieten ist, wie oben erwähnt, der Gedanke des gemeinwirtschaftlichen Wasserkraftsystems ebenfalls wesentlich vorgeschritten, allerdings noch nicht bis zu der in Bayern erreichten Stufe. Auch hier ist die Sozialdemokratie die treibende Kraft. Die Staatsbahnverwaltung hat den Ausbau der projektierten Werke tatkräftig in die Hand genommen. Das Gesetz vom 23. Juli 1920 sieht die Einführung der elektrischen Zugförderung bis zum 30. Juni 1925 auf folgenden Strecken vor: Arlbergbahn (Innsbruck-Lindau), Salzkammergutbahn (St. Veit-Liezen), Westbahn (Salzburg-St. Veit), Tauernbahn (St. Veit-Mallnitz). Sie sieht in dem Ausbau der Wasserkräfte die einzige Möglichkeit der allmählichen Gesundung des daniederliegenden Wirtschaftslebens; denn Deutschösterreich wird nur 16 Prozent seines Kohlenbedarfs im Inland decken können, die schlechte Valuta aber macht die Kohlenbeschaffung aus dem Ausland von einem gewissen Zeitpunkt ab völlig unmöglich. Für den Umfang des zunächst zu elektrisierenden Netzes ist die Wirtschaftlichkeit des elektrischen Betriebs maßgebend; Nebenlinien kämen also bis auf weiteres für die Elektrisierung nicht in Betracht.

Von den zahlreichen Projekten sind von der Staatsbahnverwaltung zunächst in Angriff genommen, angekauft und in den Besitz des Staates überführt worden: das Spullersseewerk, das Stubachwerk und das Mallnitzwerk. Sämtliche Werke liegen im Gegensatz zu den bayerischen Anlagen im Hochgebirge an oder über der 2000-Meter-Grenze; ihre Stärke liegt in dem gesteigerten Gefälle, weniger in der nutzbaren Wassermasse. Die »Speicherung« spielt auch hier eine wesentliche Rolle. Mit voller Absicht sind die beiden höchstgelegenen Werke an den Auslauf des Tauernglet[illegible]schers und des Spullersees gelegt worden. Zum Kraftbezug ist lediglich ein privates Wasserwerk, das Rutzwerk der Mittenwaldbahn, in Aussicht genommen. System ist in diese Wasserkraftgemeinwirtschaft hineingelegt worden durch die beabsichtigte Kupplung nicht oder wenig speicherfähiger Anlagen (Rutzwerk, Mallnitzwerk) mit ausgesprochenen Speicherwerken (Spullersseewerk, Stubachwerk), um eine vollkommenere Ausnutzung der Wasserkräfte zu erreichen. Die mit großen Speichern ausgestatteten Hochdruckanlagen sind es, die der Arbeitsversorgung, vor allem des Bahnbetriebs, die nötige Sicherheit verleihen. Sie müssen beim Versagen anderer Werke in die Bresche springen. Weiter war die Anordnung je eines Kraftwerks zu beiden Seiten langer Tunnels (Arlberg- und Tauerntunnel) für die Betriebsführung notwendig. Dieser technischen Anforderung leisten die beiden Kraftwerkpaare Spullersseewerk und Rutzwerk für die Westgruppe (mit dem Arlbergtunnel) und Stubachwerk und Mallnitzwerk für die Ostgruppe (mit dem Tauerntunnel) vorläufig Genüge. Spullersseewerk und Stubachwerk sind, wie in Bayern Walchensee und Mittlere Isar, die Stützpunkte des gemeinwirtschaftlichen Energieversorgungsplans vermöge ihrer in Staubecken angelegten Jahresspeicher, ihrer kurzen, im festen Gebirge liegenden Stollen und ihrer hohen Gefälle.

Außer der Staatsbahnverwaltung haben sich aber auch die Landesparlamente mit der Frage des gemeinwirtschaftlichen Kraftwerksystems befaßt.

Der Landesrat von Vorarlberg hatte der Staatsbahnverwaltung in den Vorarbeiten für den Ausbau des Spullersseewerks alle Hilfe angedeihen lassen; als Gegendienst hatte sich die Staatsbahnverwaltung bereit erklärt, dem Landesrat bei der Abdichtung und dem Ausbau des Lünersees, dem geplanten Kraftwerk des Landes Vorarlberg, finanzielle Hilfe zu leisten.

Im Gebiet Tirols hat sich vor allem die Innsbrucker Sozialdemokratie durch Anschneidung des Achenseeprojekts große Verdienste erworben. Das Achenseewerk soll in den Besitz der Stadtgemeinde Innsbruck überführt werden. Die Genehmigung des Rechts zur Sperrung der Abflüsse gegen Bayern und die Eingliederung in das Wasserkraftsystem der Staatsbahnverwaltung ist leider immer noch nicht erteilt. Ebenso ist das am Oberen Inn geplante Großkraftwerk immer noch bloßes Projekt. Als Betriebsform soll nach bayerischem Vorbild für die beiden Unternehmungen die Aktiengesellschaft mit vorwiegendem Kapitalbesitz von Kommune und Staat gewählt werden. Salzburg besitzt nur ein kommunales Kraftwerk, im übrigen drei private Wasserwerke unterhalb des Tauerntunnels; das weitaus ergiebigste Kraftwerk aber wird das dem Staate gehörende Stubachwerk werden. In Niederösterreich sind zahlreiche Projekte der großenteils mit der bayerischen korrespondierenden Privatindustrie für den unteren Inn und die untere Salzach geplant. Die Bedeutung dieser stärksten süddeutschen

Kraftstufen für die Erweiterung des gemeinwirtschaftlichen Wasserkraftsystems ist schon dargelegt worden.

So sehen wir, wie sich im südostdeutschen Wirtschaftsgebiet das gewaltige Gebäude eines organisch verbundenen Wasserkraftsystems, wenn auch noch unklar und verschwommen, in die Höhe reckt als eine neu sich bildende Stufe der Verwirklichung einer großdeutschen sozialen Wirtschaft.

Die Maßregeln der Besserung und Sicherung im Strafgesetzbuchentwurf in ihrem Verhältnis zum Strafzweck und zum Grundsatz der Gewaltentrennung

Von **Hugo Marx**, Staatsanwalt (Mannheim)

Mehr als auf jedem anderen Rechtsgebiet tritt im Strafrecht der Zweckgedanke in den Vordergrund. Nirgendwoanders wird auch für den Laien so sinnfällig klar, daß mit dem gesetzten Recht bestimmte Zwecke verfolgt werden. Lange Zeit hat man die Strafe oder besser gesagt das Strafen als Selbstzweck betrachtet. Nach dieser Ansicht soll die Strafe verhängt werden über denjenigen, der die Rechtsordnung verletzt. Ihr Zweck erschöpft sich in der Verhängung über den Übeltäter. Er wird gestraft um des Strafens willen; ein weiterer Zweck ist der Strafe nicht gesetzt. Kants Lehre ist noch durchaus von dieser Auffassung der Strafe beherrscht und ebenso diejenige Hegels. Seine Vergöttlichung des Staates hatte notwendig die Forderung zur Folge, daß jede Verletzung der staatlichen Ordnung die Strafe als Sühne nach sich ziehe.

Das neunzehnte Jahrhundert hat der Überzeugung zum Durchbruch verholfen, daß die Strafe nicht um ihrer selbst willen gesetzt, sondern dazu geschaffen sei, ihrerseits bestimmte Zwecke zu erfüllen, daß sie also nur Mittel zum Zweck sei. Als diesen Zweck der Strafe hat man, allerdings gegenüber einer starken Minderheit, die die Aufgabe der Strafe in der Vergeltung sieht, die Sicherung der Gesellschaft vor dem Verbrecher erkannt. Darin liegt beschlossen nicht nur die reine Sicherung, sondern auch die Besserung des Verbrechers, soweit diese möglich ist, und schließlich auch der allgemeinpräventive Gedanke der Abschreckung der Allgemeinheit von strafbaren Handlungen. Wenn der Strafe der Zweck der Sicherung in diesem Sinne gesetzt wird, muß sie den Unverbesserlichen unschädlich machen, den Besserungsfähigen zu bessern versuchen. Ein Strafgesetz, das auf diesen Gedanken aufbaut, darf in seinem Strafensystem nicht mehr absolut auf die Tat eingestellt sein, sondern muß relativ die Eigenart des Täters berücksichtigen.

Das geltende Strafgesetz ist *noch durchaus* auf die Tat eingestellt. Der Sinn seiner Strafen ist Abschreckung und Vergeltung. Die Anhänger der sogenannten klassischen Strafrechtsschule wollen auch das künftige Strafgesetzbuch auf diesen Grundsätzen aufgebaut wissen. Wenn sie einen Ausbau des Strafensystems verlangen, geschieht es aus dem Gesichtspunkt heraus, dem Richter eine bessere Möglichkeit zu gewähren, Vergeltung nach dem Grundsatz der proportionalen (verhältnismäßigen) Gerechtigkeit zu üben.

Aus dem Widerstreit dieser theoretischen Anschauungen erklärt sich die eigenartige Regelung, die man den Strafmitteln im Strafgesetzbuchentwurf von 1919 hat zuteil werden lassen. Wären ausschließlich Anhänger der so-

genannten modernen Strafrechtsschule bei der Abfassung des Entwurfs beteiligt und hätten diese sich konsequent von ihrer Anschauung, daß der Zweck der Strafe in der Sicherung der Gesellschaft vor dem Verbrecher liege, leiten lassen, dann hätte man neben einem Abschnitt »Strafen« nicht Raum finden können für einen weiteren besonderen Abschnitt »Maßregeln der Besserung und Sicherung« (weiterhin kurz als Maßregeln bezeichnet).

Wie ich bereits in meinem Aufsatz über das Strafensystem im Strafgesetzbuchentwurf von 1919 (Neue Zeit, 40. Jahrgang, 1. Band, Nr. 23) ausgeführt habe, besteht zwischen Strafen und Maßregeln begrifflich tatsächlich nicht der geringste Unterschied. Bei dieser Identität dürfen sie auch im System des Gesetzes nicht auseinandergerissen werden, vielmehr sind sie einheitlich zu behandeln, wie dies im Vorentwurf zum italienischen Strafgesetzbuch von 1921 vorbildlich geschehen ist. Der Zweck beider Arten von Strafmitteln ist völlig der gleiche, was auch eine einheitliche systematische Regelung bedingt, wenn nicht eine Verwirrung eintreten soll. Vor allem auf die unnatürliche Trennung ist wohl auch ein schwererer Mangel zurückzuführen, der fast allen im Entwurf vorgesehenen Maßregeln anhaftet: die unhaltbare Verquickung von Justiz und Polizeitätigkeit beim Vollzug der Maßregeln.

Niemand würde heute im Ernste daran denken, den Vollzug der Gefängnis- oder einer anderen Freiheitsstrafe aus dem Bereich der Justiz wegzunehmen und auf die Organe der Polizeiverwaltung zu übertragen. Trotzdem sich die Maßregeln nur dem Namen nach von den Strafen unterscheiden und nicht minder tief, ja teilweise noch tiefer als die Freiheitsstrafen in die persönliche Freiheit des einzelnen eingreifen, will man ihren Vollzug grundsätzlich verschieden davon gestalten. Eine der wichtigsten Errungenschaften des modernen Rechtsstaats, die Sicherung des Bestraften vor dem Polizeiermessen, würde dadurch in weitem Maße preisgegeben werden. Die Eigenart der Maßregeln bringt es mit sich, daß vor allem die unteren Volksschichten davon betroffen werden, die des besonderen Rechtsschutzes bedürfen. Um so mehr gilt deshalb, was die Begründung zum allgemeinen Teil des italienischen Vorentwurfs zu Titel III ausführt: »Alle Sanktionsformen — der italienische Vorentwurf spricht statt von Strafen allgemein von Sanktionen — müssen auch während ihres verwaltungsmäßigen Vollzugs vom Richter überwacht und geregelt werden, da sich auf diese Weise eine ständige Sicherung nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der Verurteilten gegen jeden Mißbrauch und jede durch die Gewohnheit hervorgerufene Verwässerung nach der Verurteilung ergibt.«

Die Befassung des Richters mit dem Strafvollzug hat noch einen weiteren Vorteil, auf den ein ehemaliger Leiter einer der größten süddeutschen Zentralstrafanstalten hingewiesen hat. Der Richter hat auf diese Weise die Möglichkeit, Erfahrungen über die allgemeine und spezielle Wirkung der von ihm angewandten Strafmittel zu sammeln, was für seine Rechtsprechung von unschätzbarem Werte ist. Diesem Gedanken würde entsprechen, daß man den Richter in viel weiterem Maße am Strafvollzug beteiligt, als das heute überhaupt der Fall ist, wo der Richter mit dem abgeurteilten Täter meist nur aus Anlaß von Gnadengesuchen in aktenmäßige Berührung kommt. Es läuft ihm aber durchaus die Absicht des Entwurfs zuwider, den Vollzug eines weiten Kreises wichtiger Strafmaßnahmen dem Gesichtsfeld des Richters so gut wie völlig zu entziehen. Abgesehen davon, ist es schon deshalb unzweck-

mäßig, die Organe zweier ganz getrennter Behördenkreise mit dem Strafvollzug zu befassen, weil dadurch erfahrungsgemäß leicht bureaukratische Reibungen entstehen, bei denen der Verurteilte der leidtragende Teil ist. Er wird sich um so schwerer dagegen wehren können, als jede der Behörden einen eigenen Rechtsmittelzug besitzt und es für den einfachen Mann sehr schwierig ist, sich darin auszukennen.

Schon die erste der Maßregeln, die Verwahrung bei fehlender oder verminderter Zurechnungsfähigkeit, führt zur Erkenntnis, wie notwendig es ist, auch die Maßregeln mit den gleichen Rechtsgarantien zu umgeben wie die übrigen Strafen. Personen, die wegen fehlender Zurechnungsfähigkeit freigesprochen worden und solche, die als vermindert zurechnungsfähig verurteilt worden sind, sollen, sofern die öffentliche Sicherheit es erfordert, auf Anordnung des Gerichts in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt verwahrt werden können. Ob aber die Anordnung tatsächlich ausgeführt, ob der Unzurechnungsfähige oder vermindert Zurechnungsfähige auch wirklich verwahrt wird, ist vom Entwurf in das freie Ermessen der Landespolizeibehörde gestellt. Sie hat es in der Hand, ob sie, wenn der vermindert Zurechnungsfähige zunächst eine Strafe zu verbüßen hatte, nachträglich die angeordnete Verwahrung vollziehen will. Das Gericht hat darüber in keiner Weise zu entscheiden. Auch gibt es gegen die Entscheidung der Verwaltungsbehörde kein Rechtsmittel an das Gericht, sondern nur an die nächsthöhere Verwaltungsbehörde. Das Gericht wird nur dann nochmals mit der Sache befaßt, wenn die Verwahrung, die ihrer Natur nach lebenslang sein kann, über zwei Jahre hinaus erstreckt werden soll.

Eine schlimmere Verwirrung verschiedener Staatsfunktionen ist nicht gut denkbar. Man könnte sich vorstellen, daß man die Verwahrung der gekennzeichneten Personen als reine Verwaltungssache in Anspruch nähme und vollständig den Verwaltungsbehörden, das heißt der Polizei zugewiesen hätte. Da nun aber einmal diese Verwahrung den Charakter einer Strafe hat und die Justiz damit befaßt ist, muß auch der Vollzug im Machtbereich der Justiz belassen werden. Hofacker spricht in seinem Buche »Die Staatsverwaltung und die Strafrechtsreform« im Hinblick auf die Regelung, die der Entwurf den Maßregeln gibt, mit Recht von einer gefährlichen Doppelverwaltung, die das Staatswesen in Unordnung bringe. Die Verwaltungsbehörde muß es zudem als einen schweren Eingriff in ihre Befugnisse empfinden, wenn nach zwei Jahren wieder das Gericht über die weitere Verwahrung entscheiden soll, nachdem sie selbst zunächst über die Einleitung und die Fortdauer des Vollzugs zu befinden hatte. Das Gericht wird auch nicht in der Lage sein, selbständig über den Fall zu entscheiden, da ihm eine eigene Beobachtung über die Wirkung der von ihm angeordneten Strafmaßnahmen fehlt. Es ist im wesentlichen angewiesen auf das Urteil, das ihm die Verwaltungsbehörde vermittelt, und deshalb tatsächlich in seiner Entscheidung von ihr abhängig. In Wirklichkeit fehlen also Rechtsgarantien, deren Notwendigkeit der Entwurf selbst anerkennt. Die Rechtsgarantien sind deshalb besonders dringlich zu fordern, weil die Verwahrung vor allem auf Angehörige der unteren Volksklassen Anwendung finden wird.

Professor Wilmanns, der Direktor der Heidelberger psychiatrischen Klinik, hat in einem aufschlußreichen Referat über die verminderte Zurechnungsfähigkeit im Deutschen Verein für Psychiatrie (»Allgemeine Zeitschrift für

Psychiatrie und gerichtliche Medizin«, 71. Band, S. 691) ausgeführt, daß die anscheinend soziale Maßregel der Verwahrung, die er eine Maßregel von ungewöhnlicher Härte nennt, sich fast ausschließlich gegen die Proletarier wende. Die vermindert Zurechnungsfähigen seien Persönlichkeiten, die, solange sie in geordneten wirtschaftlichen Verhältnissen leben, kaum auffielen, deren psychische Minderwertigkeit meist erst bei ungünstigen Lebensbedingungen in die Erscheinung träten. Soziale Ursachen seien es, die den Minderwertigen überhaupt erst kriminell werden ließen; der vermögende Imbezille erfreue sich zumeist der Achtung seiner Mitbürger. Wilmanns sieht die Gefahr einer Klassenjustiz, weil nach der Vollstreckung der Strafe der eine, der Besitzende, in die Obhut seiner Familie oder in die Freiheit zurückkehre, der andere, der Proletarier, aber eine Freiheitsentziehung zu gewärtigen habe, die unter Umständen — vor allem, weil es sich um intellektuell nicht wesentlich geschädigte Personen handelt — weit schwerer zu ertragen sei als die überstandene eigentliche Strafe. Bei Voraussicht solcher Begleiterscheinungen einer gesetzlichen Maßnahme muß der Gesetzgeber bei der Regelung besondere Sorgfalt walten lassen.

Die unerfreuliche Doppeltätigkeit von Justiz und Polizei findet sich mehr oder minder auch beim Vollzug der übrigen Maßregeln, ohne daß aber ein einheitliches Prinzip ersichtlich wäre, nach dem die Verteilung der Aufgaben auf die beiden Arten von Behörden erfolgt wäre. Es zeigen sich vielmehr eigentümliche, schwer verständliche Unterschiede. Am wenigsten zu begreifen ist die Regelung beim Arbeitshaus. Das Arbeitshaus ist keine völlig neue Einrichtung; auch das geltende Recht kennt es schon, allerdings nur als Nebenstrafe für Bettler, Landstreicher, Zuhälter und Dirnen. Nach dem Grade, in dem es von diesen Personengruppen gefürchtet wird, muß man es als ein sehr wirksames Strafmittel ansprechen. Der Entwurf sieht die Maßregel des Arbeitshauses neben Freiheitsstrafe bei einer Reihe weiterer Straftaten insbesondere bei Diebstahl, Hehlerei und Betrug vor, wenn die Tat auf Liederlichkeit oder Arbeitsscheu zurückzuführen ist. Keine andere Maßregel trägt so den Charakter einer Strafe wie das Arbeitshaus. Man hätte daher auch nicht, wie es geschehen ist, den Vollzug abweichend von dem der anderen Strafen gestalten sollen. Trotzdem die Unterbringung im Arbeitshaus im ganzen die Dauer von drei Jahren nicht überschreiten darf, die Maßregel also gegenüber der Verwahrung vermindert Zurechnungsfähiger mit ihrer unter Umständen lebenslangen Dauer einen weit geringeren Eingriff in die persönliche Freiheit bedeutet, liegt hier die Entscheidung über die Einweisung in das Arbeitshaus in der Hand des Gerichts. Die Polizeibehörde kann also nicht wie bei der Verwahrung ihr eigenes Ermessen walten lassen, sondern muß unbesehen den Spruch des Gerichts vollziehen. Über alles weitere entscheidet sie dann wieder selbständig, insbesondere auch über die Entlassung. Das Gericht hat lediglich darüber zu befinden, ob eine nicht auf drei Jahre lautende Einweisung auf diese Dauer erstreckt werden soll. Auch hier gilt wieder das bei der Verwahrung über den Mangel eines eigenen Urteils des Gerichts Gesagte.

Außerordentlich zu begrüßen ist die im Entwurf vorgesehene Maßregel der Unterbringung von Trunksüchtigen in einer Trinkerheilanstalt, wenn sie wegen einer Straftat, die sie in Trunkenheit begangen haben, oder wegen sinnloser Trunkenheit verurteilt werden und die

Unterbringung erforderlich ist, um sie an ein gesetzmäßiges und geordnetes Leben zu gewöhnen. Das Gericht ordnet die Unterbringung zugleich mit dem Urteil an. Da es sich hier meist um Verwahrung von nicht allzu langer Dauer handelt, hätte es aber ganz besonders naheliegen müssen, den Vollzug der Maßregeln in den Händen der Justiz zu belassen. Es spricht ferner der weitere Umstand dafür, daß auch die Schutzaufsicht, die der Entwurf vorsieht, den Gerichten angegliedert werden wird, die gerade bei Alkoholikern, auch wenn sie aus der Trinkerheilanstalt entlassen sind, von hervorragender Bedeutung sein wird. Eine sachgemäße Ausgestaltung der Schutzaufsicht wird hier sowohl wie bei den anderen Maßregeln die Mitwirkung der Polizei im wesentlichen entbehrlich machen. Die dringend notwendige Bekämpfung des Alkoholismus, der leider gerade in letzter Zeit wieder in unerfreuliche Blüte kommt, wird durch die Übertragung des Vollzugs der gegen ihn gerichteten Maßnahmen keineswegs abgeschwächt. Vielmehr wird im Gegenteil eine als Akt der Justiz empfundene Maßnahme weit nachhaltiger wirken als eine solche, die durch die Art des Vollzugs als ein Akt der Polizei abgestempelt ist.

Verwunderlich ist, daß der Entwurf das Wirtshausverbot aufnimmt, die Ermächtigung des Gerichts, Personen, die zu Ausschreitungen im Trunke neigen, wenn sie wegen einer Straftat, die sie in selbstverschuldeter Trunkenheit begangen haben, oder wegen sinnloser Trunkenheit verurteilt werden, bis zur Dauer eines Jahres zu verbieten, sich in Wirtshäusern geistige Getränke verabreichen zu lassen. Das Wirtshausverbot besteht schon jetzt in verschiedenen Gliedstaaten. Die Erfahrungen, die man damit selbst in kleinen ländlichen Verhältnissen gemacht hat, sind recht schlecht. Auch dort, wo man an sich glauben könnte, daß seine Anwendung von Nutzen sein werde, hat es sich als gänzlich wirkungslos erwiesen. In dichtbevölkerten Gegenden, insbesondere in den Städten scheidet das Wirtshausverbot wegen der Unmöglichkeit der Überwachung als praktisch anwendbare Maßregel vollkommen aus. Unter diesen Umständen tut man gut daran, das Wirtshausverbot gänzlich aus dem Entwurf zu streichen. Dagegen empfiehlt es sich, eine Strafbestimmung gegen denjenigen Wirt aufzunehmen, der einem sichtbar Trunkenen geistige Getränke verabreicht oder vorsätzlich die Trunkenheit fördert. Für solche Fälle sollte dem Gericht zugleich die Befugnis eingeräumt werden, in dem strafenden Erkenntnis dem Wirt die Berechtigung zur Führung der Wirtschaft zu entziehen.

Kann das Wirtshausverbot wegen seiner praktischen Wirkungslosigkeit im künftigen Strafgesetzbuch keinen Platz finden, so auch nicht die Maßregel des Aufenthaltsverbots, schon deshalb nicht, weil sie ihrem eigenen Zweck entgegenwirkt. Durch das Aufenthaltsverbot erhält, kurz gesagt, die Landespolizeibehörde durch Anordnung des Gerichts die Befugnis, einem Verurteilten in bestimmten Fällen nach Verbüßung seiner Strafe den Aufenthalt an Orten, an denen er eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bildet, zu untersagen. Unter einer anderen Bezeichnung wird hier tatsächlich die allseitig verurteilte Polizeiaufsicht des jetzt geltenden Rechts wieder in Vorschlag gebracht. Die Polizeiaufsicht, mit der das Aufenthaltsverbot inhaltlich im wesentlichen übereinstimmt, hat es dem Verbrecher meist unmöglich gemacht, sich in ein geordnetes Leben zurückzufinden, weil er, ständig von der Polizei überwacht, kontrolliert und schikaniert, von Ort zu Ort gejagt und so erst recht wieder dem Verbrechertum in die Arme ge-

jagt wurde. Es ist durchaus dem beizutreten, was Goldschmidt in der vergleichenden Darstellung des inländischen und ausländischen Strafrechts ausgeführt hat: »Die Polizeiaufsicht ist als Fürsorgemaßregel schädlich und als Sicherungsmaßregel unnütz.« Von diesem Standpunkt aus muß sie beseitigt werden. Ist ein Verbrecher besserungsfähig, so wird die Schutzaufsicht, die der Entwurf weit ausbauen will, erheblich bessere Dienste leisten als die Polizeiaufsicht beziehungsweise das Aufenthaltsverbot, und wo es sich um einen unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher handelt, gibt es für ihn nur die Lösung der dauernden Verwahrung.

Die Verwahrung auf bestimmte Zeit oder auf Dauer ist die eigentlichste Sicherungsmaßnahme gegen das Gewohnheitsverbrechertum. Gerade bei ihr zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit, daß die Systematik des Entwurfs, die Strafen und sichernde Maßnahmen trennt, fehlerhaft ist. Sie bedingt den Ausspruch von Strafe und Verwahrung nebeneinander und verschiebt so die Tatsache, daß die Verwahrung des gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrechers, der für die allgemeine Rechtssicherheit gefährlich ist, die Hauptsache bildet. Es hat keinen Sinn, neben der Verwahrung noch auf eine Freiheitsstrafe besonderer Art zu erkennen, das Gericht wird vielmehr ausschließlich die Verwahrung anzuordnen haben. Bei solchem Vorgehen ergibt sich dann sofort die Erkenntnis der Unmöglichkeit, der Landespolizeibehörde, wie dies der Entwurf vorschlägt, den Vollzug der Verwahrung zu übertragen. Die Aufgabe der Justiz gipfelt in dem Schutze der Gesellschaft vor dem gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrecher. Es bedeutet daher eine Verkennung und eine Erschwerung ihrer Aufgabe, wenn man den Vollzug der Verwahrung ihrem Einflußgebiet entzieht.

Die Verfasser des Entwurfs haben sich durchgehend bemüht, die Sprache des Volkes zu sprechen. Es ist ihnen dies in hohem Maße gelungen. Sie hätten aber auch bestrebt sein müssen, in der Bezeichnung der von ihnen zur Erreichung ihrer Strafzwecke gewählten Mittel sich dem allgemeinen Sprachgebrauch und dem Volksempfinden anzupassen. Diesem Grundsatz aber widerspricht es, wenn die im vorstehenden behandelten Strafmittel Maßregeln der Besserung und Sicherung genannt und abweichend von den Strafen geregelt werden. Das Volk wird diese Maßregeln als Strafe empfinden und für die rein theoretischen, teilweise nur historisch zu verstehenden Erwägungen, die zu einer anderen Benennung Anlaß gegeben haben, kein Verständnis besitzen. Die Strafmittel, die im Abschnitt Maßregeln der Besserung und Sicherung enthalten sind, werden übrigens auch im Bewußtsein des Volkes eine viel nachhaltigere Wirkung haben, wenn sie als Strafe gekennzeichnet sind. Und schließlich wird es sich noch aus einem anderen Grunde empfehlen, die jetzt bestehende Trennung aufzuheben: Wie die Dinge liegen, werden die Maßregeln vor allem auf Proletarier Anwendung finden. Bleiben sie für sich geregelt bestehen, so werden die proletarischen Volksschichten sehr bald sehen, daß ein weiter Kreis von Strafmitteln sich fast ausschließlich gegen sie wendet, und gar leicht wird sich dann das Empfinden einer Klassenjustiz einstellen. Deshalb muß für das künftige Strafgesetzbuch gefordert werden, daß die Maßregeln in das allgemeine Strafensystem Aufnahme finden. Bei einer derartigen Regelung wird sich dann die gerügte Durchbrechung des Grundsatzes der Trennung der Gewalten von selbst ausschalten.

Neue Bände der Philosophischen Bibliothek

Von **Karl Vorländer**

Franz Brentano, **Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis.** 2. Auflage. Nebst kleineren Abhandlungen zur ethischen Erkenntnistheorie und Lebensweisheit. Herausgegeben und eingeleitet von Oskar Kraus. Band 55 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. XIV und 108 Seiten. Preis geheftet 18, gebunden 28 Mark.

Franz Brentano, **Die Lehre Jesu und ihre bleibende Bedeutung.** Mit einem Anhang: Kurze Darstellung der christlichen Glaubenslehre. Herausgegeben aus seinem Nachlaß von Alfred Kastil. Leipzig 1922, F. Meiner. XVIII und 149 Seiten. Preis geheftet 21, gebunden 33 Mark.

Goethes Philosophie aus seinen Werken. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. 2. Auflage. Band 109 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1922, F. Meiner. CXXXI und 319 Seiten. Preis geheftet 45, gebunden 65, in Geschenkband 90 Mark.

Karl Vorländer, **Immanuel Kants Leben.** 2. Auflage (4. bis 6. Tausend). Band 126 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1921, F. Meiner. XI und 223 Seiten. Preis geheftet 30, gebunden 45, in Geschenkband 75 Mark.

J. G. Fichte, **Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten** (Jena 1794). Band 127e der Philosophischen Bibliothek. 1922. 61 Seiten. 12 Mark.

Franz Brentano (nicht zu verwechseln mit dem sozialliberalen Münchener Volkswirtschafter Lujo Brentano), der als beinahe Achtzigjähriger 1917 starb, ist in Österreich das Haupt einer weitverbreiteten philosophischen Schule geworden. Ursprünglich katholischer Theologe, schied er nach Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas (1870) aus der Kirche aus und widmete sich ganz der Philosophie. Er erblickte in der Psychologie (Psychologie vom empirischen Standpunkt, 1874) die philosophische Haupt- und Grundwissenschaft, auf der die übrigen philosophischen Disziplinen der Logik, Ethik und Ästhetik aufzubauen sind. Nach seinem Tode (17. März 1917) wurden seine Schüler, Professor O. Kraus in Prag und A. Kastil in Innsbruck, mit der Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses betraut, von dem bis jetzt die beiden oben erwähnten Bände vorliegen. Der erste stellt den Wiederabdruck eines im Jahre 1889 in der Wiener Juristischen Gesellschaft gehaltenen Vortrags dar, der auf eine Rede des bekannten Rechtsphilosophen Rudolf v. Ihering »über die Entstehung des Rechtsgefühls« antwortete und ursprünglich den Titel »Von der natürlichen Sanktion für Recht und Sittlichkeit« führte und den der Verfasser selbst als »das gereifteste Erzeugnis unter allem, was ich bisher veröffentlichte«, bezeichnet hat. Er gibt in dem kurzen (nur 36 Seiten zählenden) und allgemeinverständlich geschriebenen Vortrag den Entwurf einer ethischen Erkenntnistheorie, die unser Handeln von allen eigenen und fremden, menschlichen und übermenschlichen Sittengeboten unabhängig macht und es lediglich gründet auf das »sichere Bewußtsein« von der »Richtigkeit unserer Liebe und unseres Hasses«: wie man sieht, eine teils psychologische, teils idealistisch-intuitionistische Begründung, die unseres Erachtens methodisch nicht haltbar ist, übrigens vom Herausgeber mit einer großen Menge erläuternder Anmerkungen (S. 41 bis 74) begleitet wird. Der »Anhang« (S. 75 bis 104) fügt dann noch eine Reihe kleiner Aufsätze oder briefliche Äußerungen teils über theoretische, teils über praktische Fragen der Ethik (wie: Strafmotiv und Strafmaß, den Krieg, Glück und Unglück) hinzu. Brentano ist Gegner Kants, Pazifist, Gottesgläubiger.

Das geht auch aus der zweiten (bisher noch nicht in die »Philosophische Bibliothek« eingereihten) religionsphilosophischen Schrift hervor. Trotz seines Ausscheidens aus der römischen Kirche ist er Anhänger der christlichen Ethik, der Lehre von der geistigen Natur und Unsterblichkeit der Seele und in der Metaphysik des »Glau-

bens an einen unendlich vollkommenen Verstand« geblieben, »der die Welt geschaffen hat und sie mit seiner bis ins einzelne und entfernteste gehenden Fürsorge durchwaltend zum Guten führt« (Kastil, S. IV). Von diesem Standpunkt aus stellt er dann Jesu Sittenlehre und seine Lehre von Gott und Welt und seiner eigenen Person und Sendung nach den Evangelien (deren Berichte selbst nicht weiter untersucht werden) dar. Die Straußsche Frage: »Sind wir noch Christen?« will er in dem Sinne bejahen, daß selbst die »Vorgeschrittensten« ihn »in sehr wesentlichen Beziehungen im Denken und Tun sich zum Lehrer und zum Vorbild nehmen« (S. 38 f.); während er an anderer Stelle (S. 18 f.) meint, wir sollten lieber fragen: ob wir schon Christen seien, schon wahrhaft »an Gott glaubten«, und würden dann diese Frage verneinen müssen. Es folgt eine interessante und ausführliche Kritik der Argumente eines der scharfsinnigsten Verteidiger des Christentums, des berühmten Mathematikers und Verfassers der »Lettres provinciales« gegen die Jesuiten, B. Paskal (S. 40 bis 128); weiter eine geistvolle Parallele von Jesus und Nietzsche (S. 129 bis 132) und zum Schluß eine vielleicht doch auch für den modernen Menschen nicht überflüssige »Kurze Darstellung der christlichen Glaubenslehre« (S. 134 bis 145). Denn in vollster Objektivität von einem authentischen und wie wenige sachkundigen Darsteller in einem Dutzend Seiten zusammengefaßt, zeigt sie uns, welch ungeheure, unüberbrückbare Kluft heute auch den gemäßigtesten Anhänger der Vernunft von der Weltanschauung der katholischen und orthodox-evangelischen Kirche trennt.

In eine ganz andere Welt versetzt uns »Goethes Philosophie aus seinen Werken«: von dem Herausgeber M. Heynacher, Oberschulrat in Hannover, als »Buch für jeden gebildeten Deutschen« bezeichnet und dennoch erst nach siebzehn Jahren zu einer zweiten Auflage gelangt. Da die Neuausgabe keine Änderungen von Belang enthält, so begnügen wir uns mit einem empfehlenden Hinweis darauf. Den vielen philosophisch interessierten Lesern Goethes wird eine solche, wenn auch in erster Linie auf die studierende Jugend, insbesondere der höheren Schulen und Lehrerseminare, zugeschnittene Auswahl des wichtigsten Philosophischen aus Goethes Schriften, wie es ähnlich der Verlag auch für Lessing (Herausgeber P. Lorentz), Herder (H. Stephan), Schiller (E. Kühnemann) getan hat, gewiß sehr willkommen sein. Ich bin zwar mit der Auffassung des Verfassers von Goethes Stellung zu Kant keineswegs einverstanden,[1] wohl aber mit seiner Gesamtauffassung, daß Goethe auch auf diesem Gebiet nicht in eine Schablone zu pressen ist, sondern »zeitlebens ein Werdender war« (S. V).

Von meiner eigenen, jetzt in zweiter Auflage erschienenen Kant-Biographie sei nur so viel gesagt, daß sie — merkwürdigerweise — seit der gänzlich veralteten Schubartschen von 1842 die einzige in ihrer Art ist und daß sie zahlreiche Einzelverbesserungen und -ergänzungen enthält: dank meinem inzwischen erfolgten ausgedehnten und langjährigen Vorarbeiten zu einer einem anderen Verlag übergebenen großen, auch das Lebenswerk des Philosophen schildernden Kant-Biographie, die infolge der ungünstigen Zeitverhältnisse bisher noch nicht veröffentlicht werden konnte.

Das Fichte-Heft enthält einen Sonderdruck von Fichtes fünf Vorlesungen »Über die Bestimmung des Gelehrten« aus der im gleichen Verlag erschienenen sechsbändigen Fichte-Ausgabe von Fritz Medicus, vermehrt um einige übrigens nicht besonders bedeutsame Zusätze, die Fichte einer dänischen Übersetzung (1796) seiner Schrift beigab und die nun hier in deutscher Rückübersetzung gegeben werden.

---

[1] Ich verweise auf mein in Kürze in zweiter Auflage erscheinendes Buch »Kant — Schiller — Goethe« (Leipzig, F. Meiner) sowie auf meine noch in diesem Jahre im Dietz-Vorwärts-Verlag herauskommende »Philosophie unserer Klassiker (Lessing, Herder, Schiller, Goethe)«.

Literarische Rundschau

Soziologie des Volksbildungswesens. Herausgegeben im Auftrag des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln von Leopold v. Wiese. München und Leipzig 1921, Duncker & Humblot. XIV, 578 Seiten Oktav. Preis geheftet 120 Mark.

Das Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften in Köln tritt in dem vorliegenden Bande seiner Schriften mit einem großangelegten Werke auf den Plan. Ob es an der Zeit war — was mancher bezweifeln wird —, schon jetzt auf dem Gebiet des Volksbildungswesens, wo noch außerordentlich viel erst im Werden ist, ein solches grundsätzliches Werk herauszubringen, soll hier nicht näher untersucht werden; ein Werk wie das vorliegende wird auf alle Fälle der ernstesten Beachtung aller der Kreise, denen das geistige Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, sicher sein können, unbeschadet der Stellungnahme des einzelnen zu diesem und jenem strittigen Punkte.

Das Forschungsinstitut hatte zunächst eine Doppelredaktion und die Heranziehung eines breiten Mitarbeiterkreises vorgesehen, dann wurde jedoch die Redaktion des Bandes, der in der vorliegenden Form 21 Mitarbeiter zählt, von Wiese allein übernommen. Der Soziologie und dem Volksbildungswesen soll das Werk gleichermaßen nützen. Eine streng beziehungswissenschaftliche Arbeit über das hier gewählte Thema ist heute aus Mangel an geeigneten Mitarbeitern in der Tat wohl kaum möglich. So finden wir in diesem Sammelband neben soziologischen Beiträgen solche, die ohne eigentlich methodologische Einstellung in der Hauptsache aufschlußreiche Materialien aus der Praxis bieten. Unter Volksbildung faßt der Herausgeber alle allgemeinen (nicht fachlichen) Bildungsanstalten für Erwachsene außerhalb des obrigkeitlich organisierten Schulwesens zusammen. Da die Untersuchung der Soziologie des Volksbildungswesens gilt, wird versucht, die Beziehungen zu verdeutlichen, wie sie auf dem Boden der Volksbildung und durch sie zwischen Volksgenossen herbeigeführt werden. Die Ursachen, Formen und Wirkungen dieser Beziehungen, der Zusammenhang von Volksbildung und Kultur und andere wichtige psychologische und pädagogische Fragen werden grundsätzlich und im Hinblick auf die Veränderungen, die sie im gesellschaftlichen Leben bewirken, untersucht.

Das umfangreiche Werk ist in folgende Hauptabschnitte eingeteilt:

A. einen theoretischen einleitenden Hauptteil, zu dem Wiese den begrifflichen Beitrag (Der Begriff und die Probleme der Volksbildung, soziologisch betrachtet) und Paul Honigsheim den geschichtlichen (Grundzüge einer Geschichtsphilosophie der Bildung) lieferten;

B. einen deskriptiven Teil, der die Typologie des tatsächlich Vorhandenen wiedergeben soll und in den sich Honigsheim (Übersicht über die bestehenden Volksbildungseinrichtungen und Strömungen) und Emmi Lasken (Übersicht über die Träger der bestehenden Volkshochschulen in Deutschland) teilen;

C. den speziellen Hauptteil: Einzelprobleme der Soziologie des Volksbildungswesens und Materialien zur Praxis der Volksbildung. An diesem fast 400 Seiten umfassenden umfangreichen Teile des Sammelwerks haben Max Scheler, Johann Tews, v. Wiese, der Hamburger Pastor Heitmann, der Eisenacher Pfarrer Fuchs, Georg Baumgarten, Josef Aug, P. Honigsheim, Anny Ohrnberger, Ernst Foerster, Emma Keller, Ernst Schultze, S. Simchowitz, Jakob Menzen, M. H. Baege, A. Lampa (Wien), Georg Küffer (Bern), Else Hildebrandt, Anton Sandhagen und Robert Michels (Basel), also neben nicht gerade zahlreichen bekannten Volksbildnern neuerer und älterer Richtung offenbar auch Soziologen, deren Einstellung auf Volksbildungsfragen nur kleineren Kreisen bekannt gewesen sein dürfte, mitgearbeitet. Hier werden behandelt: Fragen der Organisation, Pädagogik und Didaktik des Volksbildungswesens, die Beziehungen zwischen Volksbildung und Ge-

selligkeit, zwischen Volksbildung und Kirche, zwischen Volksbildung und Politik untersucht, wird das ländliche Volksbildungswesen, die Bedeutung des weiblichen Geschlechts im Volksbildungswesen, das Jugendproblem sowie die Frage Volksbildung und Arbeiterschaft näher geprüft, werden die Werkzeuge der Volksbildung (das Buch, künstlerische Darbietungen, das Kino, die Presse) methodologisch behandelt — wobei nicht immer der im Vorwort ausgesprochene Grundsatz, »sich nicht in Spezial- oder Methodenfragen mit lebhafter Befürwortung eines persönlichen Lieblingsplans und in schroffer, nicht genügend begründeter Ablehnung einer anderen Richtung zu verlieren«, beachtet wurde — und endlich Beiträge über die Gestaltung des Volksbildungswesens in einigen Staaten des Auslandes.

In einem letzten synthetischen Teile D gibt der Herausgeber Umrisse eines Versuchs der Synthese des Volksbildungswesens.

Ich muß mich darauf beschränken, aus der Zahl der Anmerkungen, die ich mir bei der Lektüre der fast allgemein hochwertigen Beiträge gemacht habe, einige wenige hier anzuführen: Honigsheim läßt in seiner Übersicht (B, 3) ein das Wesen der Volksbühne erfassendes Verstehen und wesentliche Literaturangaben zu diesem Thema vermissen. Unter den Heimvolkshochschulen, die in diesem Beitrag aufgeführt werden, durfte die Tinger Volkshochschule nicht fehlen. Die sozialistischen Volksbildungseinrichtungen mußten (nicht nur als politische, sondern viel mehr noch) als weltanschauliches Bildungswesen behandelt werden. Eine Erwähnung der Volksbildungsämter (vergl. »Aus Gesellschaft und Erziehung«, Heft 5, Pieth, »Das Bildungsamt der Großstadt«, Berlin 1919, und die einschlägige Zeitschriftenliteratur im Volksbildungsarchiv und anderes) durfte hier erwartet werden. Emma Kellers beweislose Behauptung, der Gedanke der sozialistischen Weltanschauung sei von der Mehrheitssozialdemokratie in ihrer praktischen Bildungsarbeit aufgegeben, soll nicht unerwähnt bleiben. Ihre Feststellung, daß die Betriebsräteschulen im Gegensatz zu den eigentlichen Arbeiterbildungseinrichtungen ein starkes, unmittelbares Interesse der Arbeiter an solchen beruflichen Schulungseinrichtungen zeitigen, wird mancher Leiter einer Betriebsräteschule mit schmerzlichem Lächeln lesen; aber auch hier dürfte ein abschließendes Urteil noch verfrüht sein. Besonders beachtlich scheinen mir neben den grundsätzlichen Teilen A und B der Beitrag Wieses über die Presse, Lampas Ausführungen über das österreichische und Baeges knappe Übersicht über das russische Volksbildungswesen sowie Else Hildebrandts Beitrag über die Volksbildung in den nordischen Ländern zu sein.

Daß der synthetische letzte Hauptteil trotz seiner feinen Bemerkungen und sorgfältigen Zusammenfassung letzten Endes doch nicht das bringt und bringen kann, was mancher vielleicht erwartet, scheint mir darin begründet zu sein, daß wir erst in der Vorstufe der eigentlichen Volksbildungsarbeit stehen. Dr. Pieth

---

F. O. Waldmann, **Praktischer Ratgeber für Selbstversorger und Siedler.** Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 240 Seiten. In Halbleinen gebunden 90 Mark.

Selbstversorgung und Siedlung sind Stichworte unserer Tage geworden. Im öffentlichen und sozialen Interesse ist alles zu begrüßen, was ehrlich bestrebt ist, die Wohnungsnot zu lindern und den Lebensmittelmarkt zu entlasten. Staat, Gemeinde und Privatinitiative wetteifern auf diesem Gebiet miteinander, dem einzelnen die Wege zu ebnen, sich als Selbstwirtschafter auszuleben. Vieles steckt noch leider im Stadium des Experiments, manches aber hat sich bereits als lebensfähig erwiesen. Diese Lebensfähigkeit der Selbstversorgung und Siedlung zu vertiefen, hat sich das vorliegende Buch, das ausschließlich aus der Praxis schöpft und für die Praxis wirbt, zur Aufgabe gemacht. Dieser Vorsatz ist mit anerkennenswertem Erfolg durchgeführt. Alles theoretische und verwirrende Beiwerk ist vermieden, knapp und klar werden Ratschläge erteilt. Ratschläge so ziemlich auf allen Gebieten des Feld- und Gartenbaus und der Kleintierzucht. Mit der Haltung von

allen Geflügelarten beschäftigt sich der Inhalt des Buches. Von Kaninchen, Schweinen, Ziegen, Schafen ist die Rede. Die Ausnutzung kleiner Teiche wird behandelt, Imkern werden beachtenswerte Ratschläge erteilt. Kartoffel- und Obstkultur, Gemüse- und Spargelbau, Getreide-, Rüben- und Weinanbau wird erörtert. Wie der Dünger — Stallmist und künstlicher Dünger — zu verwerten ist, wird anschaulich auseinandergesetzt. Saat- und Bruttabellen fehlen nicht. Von Schädlingen im Stall und im Garten wird berichtet, den Krankheiten der Haustiere ist ein ausführliches Kapitel gewidmet usw. Das Ganze will darauf hinaus, daß jeder, der Neigung hierfür in sich fühlt, durch Gartenbau und Tierhaltung seine eigene Lebenshaltung nicht unbeträchtlich verbessern und verbilligen kann. Durch seine praktischen Hinweise aber will das Buch auch den Neuling vor unnötigen Ausgaben und Enttäuschungen nach Möglichkeit bewahren. Zahlreiche farbige Tafeln und einfarbige Bilder beleben den Text und machen den Inhalt anziehender und leichter verständlich. Sie sind es auch, die das in Lexikonformat gehaltene Werk zu einem Prachtband stempeln, wie er heute nur ganz selten noch auf dem Büchermarkt zu erscheinen pflegt. Die ganze Aufmachung und äußere Ausstattung des Buches ist als eine künstlerisch einwandfreie und erstklassige zu bezeichnen. Trotz seines hohen Preises, der in Anbetracht der gediegenen Ausstattung ein relativ mäßiger zu nennen ist, ist die Anschaffung des Werkes auch solchen Arbeitern zu empfehlen, die die Liebe zur Natur hinaus aufs Land getrieben hat. Und wo dem einzelnen Arbeiter die Anschaffungskosten dennoch zu hoch erscheinen sollten, wäre es angebracht, dem Werk einen Platz in der Bücherei einer Siedlungsgenossenschaft zu gewähren. L. L.

Das Saargebiet in Wort und Bild. Saarbrücken 1920, Hofer. 38 Seiten Text und 58 Seiten Bilder.

Beiträge verschiedener Autoren zeigen dem Leser das Saarland. Sie erzählen von den Schönheiten und Reichtümern seiner Natur, von seinen Bewohnern, ihrem Denken und Fühlen wie ihrem Schaffen. Handelskammersyndikus Schlenker schreibt über das Wirtschaftsleben, Fr. Schön über die Mundarten, A. Franke über das geistige Leben, F. Münch über die Sportbewegung, K. Lohmeyer über barocke Kunst, Studienrat Ruppersberg über die historische Entwicklung.

Daran schließen sich Schilderungen der wichtigeren Städte und Landschaften. Die Bilder sind gut gewählt und ausgeführt. H. Fehlinger

---

Herm. Levy, **Die englische Wirtschaft.** Leipzig und Berlin 1922, B. G. Teubner. Preis 26 Mark.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist zweifellos einer der besten England-Kenner, die wir gegenwärtig in Deutschland haben. Er hat bereits vor zehn Jahren ein Werk geschrieben über die Entwicklung der Monopole, Kartelle und Trusts in Großbritannien, und noch früher hat er die Not der englischen Landwirte zur Zeit der hohen Getreidezölle in einer Schrift behandelt. Nicht minder auch sind seine soziologischen Studien über das englische Volk (1920) lesenswert. Wenn ein solcher Fachmann die englische Wirtschaft nach allen Richtungen hin untersucht und zergliedert, so ist von vornherein die Gewähr gegeben, daß der Leser aus diesem Buche manches lernen kann.

In äußerst interessanter Weise macht uns Professor Levy bekannt mit den Grundlagen der englischen Wirtschaftsentwicklung in bezug auf Volkscharakter und geographische Lage, mit der Bedeutung Englands als Handelsmacht und Industriestaat, wobei er die Entwicklung und die Organisation des Großhandels und der Großindustrie erörtert, mit den Problemen der englischen Landwirtschaft als Betriebs- und Besitzproblem sowie mit der inneren Kolonisation der Bodenreform. Auch die soziale Bewegung als Arbeiterfrage, Arbeiterschutz und soziale Fürsorge

findet eine sachgemäße, objektive Darstellung. Im Schlußkapitel wird die neubritische Wirtschaftspolitik eingehend behandelt, wobei allerlei interessante Probleme aufgerollt werden. Allen denen, die sich für die wirtschaftlichen Verhältnisse Englands interessieren — und wer in Deutschland sollte sich nicht dafür interessieren? —, kann das Buch aufs wärmste empfohlen werden. F. Laufkötter

---

Adolf Paul, **Aus der Chronik des Schwarzen Ferkels.** München, Verlag A. Langen. 112 Seiten. Preis gebunden 15 Mark.

Das »Schwarze Ferkel« ist eine Berliner Künstlerkneipe, in der neben Strindberg, Drachmann und einigen anderen auch der unlängst verstorbene Karl Ludwig Schleich ein und aus ging oder besser: in der diese Korona regelmäßig ihre feuchtfröhlichen Sitzungen abhielt. Diese nun schon eine Reihe von Jahren zurückliegenden Zusammenkünfte hat Adolf Paul, der auch mit von der Runde war und heute wohl ihr einziger Überlebender ist, zu einer phantastischen Erzählung gestaltet, in der viel von der Kunst, der Liebe, dem Leben und verwandten Dingen philosophiert wird; doch muten uns diese leidenschaftlichen Debatten heute bereits ziemlich fremd an. Zudem muß man schon tiefer in den Lebensgewohnheiten der betreffenden literarischen Kreise zu Hause sein, will man die etwas verschwommenen Gestalten deutlich erkennen. Für Kenner der Dinge wird freilich das Büchlein eine amüsante Lektüre sein. Kl.

Notizen

Die wachsende Bedeutung des New Yorker Geldmarktes. Seit Beginn des Weltkriegs ist die Bedeutung New Yorks als Anleihemarkt stetig gestiegen. Da England sein Geld für die Kriegführung und die Gewährung von Krediten an seine Verbündeten brauchte, wendeten sich die neutralen Staatsregierungen, Provinzial- und Kommunalverwaltungen, die Geld gebrauchten, an die Banken der nordamerikanischen Union. Und ebenso suchten die großen Eisenbahn- und Industriegesellschaften, besonders Südamerikas, Asiens und Australiens, ihren Anleihebedarf in den Vereinigten Staaten von Amerika zu decken. Bereits ist die Inanspruchnahme des New Yorker Geldmarktes durch ausländische Staaten und Gesellschaften so beträchtlich geworden, daß die Regierung in Washington die amerikanischen Banken mehrmals aufgefordert hat, vor der Gewährung größerer Anleihen an das Ausland sich mit der amerikanischen Regierung zu verständigen.

Nachdem im Jahre 1921 an ausländische Regierungen Anleihen in Höhe von 488 Millionen Dollar und an nicht amerikanische Gesellschaften in Höhe von 162 Millionen Dollar gegeben worden sind (von dieser 650 Millionen Dollar betragenden Summe war rund ein Drittel zu Neufundierungszwecken bestimmt), sind in den beiden ersten Monaten des neuen Jahres bereits weitere ausländische Anleihen in einer Gesamthöhe von 159 Millionen Dollar in den Vereinigten Staaten untergebracht worden, darunter folgende Anleihen:

	Zu Proz.	Unkündbar bis	In Höhe von Mill. Dollar
1. Königreich der Niederlande, 75 Millionenanleihe, rückzahlbar al pari	6	1972	30
2. Argentinische Republik	7	1927	27
3. Niederländisch-Indien	6	1947	40
4. Provinz Ontario	5½	1937	15
5. Provinz Alberta	5½	1947	4
6. Staat Queensland	6	1947	10
7. Provinz Neubraunschweig	5½	1932	2
8. Melbourne Electric Supply Co., Ltd. . .	7½	1946	3

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11 Ausgegeben am 9. Juni 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kronprätendenten-Politik

Von Heinrich Cunow

Der Weltkrieg mit seinen Folgen hat uns in Deutschland eine neue Gattung von Schriftstellern beschert: fürstliche, staatsmännische und generalstäbliche Memoirenschreiber, die nicht nur durch schöne Versicherungen zu beweisen suchen, wie edel vom deutschen Volke, selbst von seinen sogenannten unteren Schichten, sie stets gedacht haben, sondern auch, daß der Krieg unzweifelhaft ganz anders verlaufen wäre, wenn ihre Absichten, Pläne und Anregungen größere Beachtung gefunden und nicht irgendwelche andere ihre klugen Zirkel gestört hätten.

Unter diese Memoirenschreiber, deren Zahl sich noch immer mehrt, ist auch der frühere Kronprinz Wilhelm von Preußen [1] gegangen; nur darf man bei ihm, wie bei so manchen anderen seiner jüngsten Fachgenossen auf dem Gebiet der Memoirenfabrikation, das Wort Memoirenschreiber nicht zu wörtlich nehmen. Diese über Nacht zu Schriftstellern gewordenen vornehmen Herren fühlen sich begreiflicherweise noch etwas unsicher in dem von ihnen neu ergriffenen Beruf und befürchten daher, daß sie vielleicht nicht den richtigen stilistischen Ausdruck für die Tiefe ihrer Gedanken finden könnten — sie holen sich daher Mitarbeiter, sogenannte literarische Kulis, heran, die das eigentliche Schreiben der Memoiren übernehmen. Sie selbst beschränken sich in weiser Zurückhaltung darauf, diesen Kulis lediglich anzugeben, was sie vor und während dem Kriege gedacht haben oder gedacht haben wollen, und ihnen die ihrem Zweck entsprechenden Aufzeichnungen, Tagebuchblätter, Briefe usw. auszuliefern. Aus solchen Fragmenten dann je nach Wunsch einen Beweis der politischen oder militärisch-strategischen Befähigung seines Auftraggebers, ein Heldengemälde oder einen sentimentalen Appell an kleinbürgerliche Tränendrüsen zu machen, bleibt der Geschicklichkeit des Herrn Kuli überlassen.

Der frühere Kronprinz Wilhelm hat sich zur Abfassung und dekorativen Ausgestaltung seiner seit langem angekündigten und kürzlich im J. G. Cottaschen Verlag erschienenen »Erinnerungen« Herrn Karl Rosner erwählt, bekannt durch seine romantisch-gefühlvolle Kriegsberichterstattung, seine Schriften »Vor dem Drahtverhau«, »Mit der Armee v. Falkenhayn gegen die Rumänen«, »Vor der Siegfriedstellung« usw., besonders aber durch sein in Zehntausenden von Exemplaren verbreitetes, ebenfalls im Cottaschen Verlag erschienenes Buch »Der König. Weg und Wende«. Da die kronprinzlichen »Erinnerungen« zur politischen Stimmungsmache be-

[1] Karl Rosner, Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben. Stuttgart und Berlin 1922, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. 347 Seiten. Preis gebunden 90 Mark.

stimmt sind und zur Empfehlung des ehemaligen Kronprinzen als künftigen Kronprätendenten dienen sollen, zweifellos eine zweckmäßige Wahl. Karl Rosner ist nicht nur ein guter Stilist (wenn auch nach meinem persönlichen Geschmack dem Familienblattstil etwas reichlich zugetan), er versteht sich auch darauf, nicht allzu kritischen, ihrem inneren Impuls folgenden Lesern das »Herz zu rühren«, gemütvoll und flüssig zu schreiben, ohne langweilig zu werden, sich der politischen Gedankenwelt der kleinbürgerlichen Kreise anzupassen und gewisse journalistische Kunstgriffe mit Geschick anzuwenden.

Gleich der Anfang des Buches liefert für dieses Geschick ein Beispiel. Nach einem Bilde, das den Kronprinzen als tief nachdenkenden Mann darstellt, folgt im Faksimile ein allerlei historische Aufschlüsse verheißender Brief des Kronprinzen, ein kurz gehaltenes Vorwort Rosners über seine Herausgebertätigkeit und — darauf eine poetische Schilderung, wie der frühere Kronprinz, nachdem er von einem Spaziergang auf stillen, leeren Wegen zwischen den windgefegten aufgeweichten Weideplätzen der Insel Wieringen in seine stille Pastorie heimkehrt, sehnsüchtig zu den Leuchtfeuern von Den Oever und Texel hinüberblickt, zu den ewig funkelnden Sternen, »den gleichen, die auch über Deutschland stehen«, aufschaut und dann in seinem kleinen Zimmer bei der qualmenden Petroleumlampe stille Betrachtungen über sein Schicksal anstellt, bis er schließlich aus innerem Drang zur Feder greift, um »Erinnerungen an Versunkenes« niederzuschreiben und »sich selbst Rechenschaft über eigenes Tun, Wollen, Unterlassen« zu geben.

Ein recht geschickt entworfenes Stimmungsbild. Und mit derartigen poetischen Schilderungen operiert Herr Rosner (oder der Kronprinz?) vielfach. Immer wieder werden die Erörterungen neuer politischer oder militärischer Fragen durch derartige Natur- und Stimmungsschilderungen von der kleinen diluvialen Sandinsel am Eingang der Zuidersee eingeleitet; doch keineswegs in einförmiger Weise, sondern in mannigfacher Abwechslung, das heißt unterbrochen von Rückblicken auf vergangene frohere Zeiten; Erinnerungen an Besuche von früheren Kameraden sowie von Frau und Kindern — selbst an Entlehnungen bei Heinrich Heine fehlt es nicht. Auch an sonstigen journalistischen Tricks ist kein Mangel. Das Buch bietet keineswegs eine langweilige Aneinanderreihung von Betrachtungen, Bezichtigungen und Selbstentschuldigungen; es liest sich wie eine interessante Selbstbiographie. Mehrfach wird, wenn ein Weiterspinnen des Fadens ermüden könnte, dieser fallengelassen und an anderer Stelle wieder aufgenommen, oder es wird die Erörterung von politischen Streitfragen durch Einstreuung kleiner historischer Reminiszenzen wirksam gesteigert.

Was von dieser geschickten Mache auf Konto des ehemaligen preußischen Kronprinzen, was auf das Konto des Herrn Rosner kommt, läßt sich schwer feststellen, denn eine Trennung zwischen den Manuskripten des Kronprinzen und den »gelegentlichen Zusätzen« des Herrn Rosner ist, wie letzterer sagt, »mit Hinblick auf die Flüssigkeit des Ganzen vermieden worden«. Der Hauptanteil an der Fassung und der stilistischen Ausschmückung der einzelnen Abschnitte dürfte Herrn Rosner zugefallen sein. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß er auch für den Inhalt der verschiedenen Ausführungen des Kronprinzen über die preußische Regierungsform, die englische Verfassung, die Bedeutung des Parlamenta-

rismus, die Diplomatie des Deutschen Auswärtigen Amtes usw. verantwortlich ist; denn bisher hat er weder ein sicheres Urteil über die auswärtige Reichspolitik noch über die verschiedenen deutschen Parteiströmungen und -anschauungen bewiesen. *Hier scheinen noch andere politische Personen als Berater und Retuscheure der kronprinzlichen Gedanken fungiert zu haben.*

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die vom Kronprinzen als geistiges Eigenprodukt vorgetragenen Anschauungen auf einer Höhe der Einsicht in das politische Getriebe ständen, die man Herrn Rosner durchaus nicht zutrauen könne. Im Gegenteil, der Demokratismus des früheren Kronprinzen, von dem jüngst in einigen Blättern viel Aufhebens gemacht wurde, stellt sich bei näherem Zusehen als der bekannte schwachprozentige »Kronprinzenliberalismus« heraus und steht ungefähr auf derselben Stufe wie der englische Business-Liberalismus Kaiser Friedrichs III. Zudem stehen die einzelnen liberalen Ansichten des Kronprinzen in keinem inneren Zusammenhang miteinander, sondern zum Teil sogar in einem direkten Gegensatz zueinander; und nirgends hat man nach der Art, wie sie vorgetragen und in den Text des Buches eingeflochten werden, den Eindruck, daß sie Bestandteile einer gefestigten Weltanschauung sind und einem harten Ringen des Kronprinzen mit den ihm in der Jugend eingetrichterten politischen Grundsätzen und Traditionen der preußischen Hofregierungskunst entsprungen, also etwas Selbstgefundenes und Selbsterarbeitetes sind. Sie erscheinen vielmehr ihrer Form nach als Anlehnungen, in gewissem Sinne kann man sagen als Konzessionen an den Liberalismus eines kleinbürgerlichen Freisinns. Aber trotz der schwächlichen, im ganzen amphibischen Natur dieses Kronprinzenliberalismus verrät doch die biedermännisch-freimütige Art und Weise, wie der Kronprinz sich zu ihm bekennt, daß ein Politiker an den »Erinnerungen« mitgewirkt oder wenigstens auf sie einen Einfluß gehabt hat, der den Liberalismus der deutschen kleinbürgerlichen Erwerbsschichten, besonders gewisser Intellektuellenkreise, genau kennt und weiß, durch welche Räsonnements man sich dort das Ansehen eines liberalen, billig denken Fürsten erwirbt.

Worin besteht denn der angestaunte Demokratismus des »Verbannten von Wieringen«? Im wesentlichen darin, daß er die englische parlamentarische Regierungsform für die beste erklärt, in Eduard VII. von England den modernsten und liberalsten Fürsten seiner Zeit sieht, sich als Freund einer politischen Verständigung mit England bekennt, die während der letzten Jahrzehnte in Elsaß-Lothringen und Polen getriebene Politik einerseits zu nachgiebig, andererseits zu rücksichtslos findet, über das Hofzeremoniell räsoniert und die Abhängigkeit der deutschen Auslandspolitik von der Wiener Ballplatzpolitik bedauert — Ansichten, wie wir sie fast täglich in liberalen Blättern lesen. Ein tieferes Eindringen in die politischen Fragen der letzten Jahrzehnte, eine selbständige Kausalbetrachtung der Vorkriegsereignisse in ihrem historischen Zusammenhang sucht man in den »Erinnerungen« vergebens. So sieht denn auch Kronprinz Wilhelm nicht, in welchem Maße der überwuchernde Militarismus an dem unglücklichen Ausgang des Krieges die Schuld trägt — nicht die Soldaten- und Paradespielerei an sich, sondern das Werden des Militärs aus einem Instrument der Regierungspolitik zu einem die Richtung der inneren wie äußeren Politik be-

herrschenden Faktor im Staate und damit die Stabilisierung eines unverantwortlichen politischen Regiments der Generäle neben der zivilen Regierungsgewalt, also die Stellung der Staatsleitung unter den Einfluß militärischer Cliquen, die, befangen in altpreußischen, halbfeudalen Überlieferungen, die Weltwirtschaftsgestaltung und ihre Anforderungen meist nicht verstanden und allein in einem streng disziplinierten Heer die Bürgschaft staatlicher Machtgeltung erblickten.

Deshalb sieht denn auch der Kronprinz nicht, wie die Übernahme der politischen Staatsgewalt durch die Oberste Heeresleitung während des Krieges und ihre Ablehnung aller auswärtigen Friedensvermittlungsversuche lediglich eine Folge der Nebenregierungsstellung war, die schon lange vor dem Kriege die Generalscliquen erlangt hatten. Er verteidigt die fortwährenden Eingriffe der Obersten Heeresleitung in die Staatspolitik mit der politischen Untätigkeit der Staatsregierung, vor allem der schwächlichen Unschlüssigkeit Bethmann Hollwegs. Die Minderwertigkeit dieses halbliberalen Bureaukraten im Vergleich zu der rücksichtslosen Energie eines Lloyd George und Clémenceau kann meiner Meinung nach nicht bestritten werden; aber nehmen wir an, Bethmann Hollweg oder irgendein anderer Reichskanzler hätte tatsächlich versucht, seine Auffassung der inner- und außenpolitischen Lage gegen die Generäle durchzusetzen — der Erfolg wäre ein offener Konflikt gewesen, in dem unzweifelhaft der Kanzler dem Gebot der Obersten Heeresleitung hätte weichen müssen. Wohl vermochte in England ein Lloyd George das Heer als Instrument seiner Politik fest in der Hand zu behalten und, gestützt auf Englands parlamentarische Institutionen und Regierungsanschauungen, die Aufsässigkeit der Douglas Haig, Robertson usw. niederzuzwingen; in Deutschland war das infolge der Machtstellung der Heerführer und des mit ihren Persönlichkeiten vom großen urteilsunfähigen Publikum getriebenen Heroenkults völlig unmöglich, mochte Kanzler sein, wer wollte.

Der Kronprinz sieht, obgleich er verschiedentlich die englischen Institutionen lobt, diesen großen Unterschied zwischen dem englischen und deutschen politischen Leben gar nicht, wie er denn auch eigentliche Fehler der deutschen Kriegführung nicht anerkennt. Nur der befohlene Rückzug der deutschen Armee nach der Schlacht an der Marne gilt ihm als ein durch die Unfähigkeit des Generals v. Moltke, des Chefs des Generalstabs, und der Kopflosigkeit des Oberstleutnants Hentsch verschuldeter strategischer Fehler. Dagegen verteidigt er sogar die Fortsetzung der Kämpfe um Verdun, nachdem diese durch das Mißlingen der Überraschung des Feindes und durch die von seiten der französischen Heeresleitung ergriffenen Gegenmaßnahmen bereits zwecklos geworden war.

Daß ein derartiger militärisch infizierter mattliberaler Geist auch die Entwicklung und die Charaktereigenheit der deutschen Sozialdemokratie sowie ihre durch die deutsche Staatengeschichte bedingte Einstellung zur militarisierten Staatsmacht, überhaupt den ganzen Komplex der sozialpolitischen Probleme nicht begreift, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung »Die soziale Frage« zusammenfaßt, ist schlechthin selbstverständlich. Wohl erkennt der Kronprinz eine gewisse beschränkte Berechtigung der wirtschaftlichen Bestrebungen der deutschen Arbeiterschaft an; aber wie seine politischen Freunde, besonders Herr v. Oldenburg-Januschau, erblickt auch er in der

Sozialdemokratie weit mehr ein Objekt als ein Subjekt der Staatsgesetzgebung. Wiederholt tritt in seinen »Erinnerungen« die Klage hervor, daß der sozialistischen Arbeiterbewegung nicht schon lange vor dem Krieg, in den ersten Regierungsjahren seines Vaters, energischer entgegengetreten und ihr ferner während des Krieges viel zuviel Spielraum zur Betätigung ihrer defaitistischen, die Kriegsstimmung an der Front schwächenden Neigungen gelassen worden sei.

Wie der Kronprinz im Grunde genommen über die Sozialdemokratie denkt, zeigen am besten folgende an die Adresse Bethmann Hollwegs gerichteten Vorwürfe (S. 103):

Die Sozialdemokratie als Vertreterin großer Teile der von Parteiorganisationen straff zusammengefaßten Arbeiterschaft mußte, soweit ihre politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen sich irgend in das auf Grund seines geschichtlichen Bestandes weiter zu entwickelnde Staatswesen einordnen ließen, unbedingt und ohne Verkennung oder drosselnde Beschränkung des Möglichen berücksichtigt werden — aber die Regierung brauchte und durfte sich trotzdem von ihr nicht in allen Unternehmungen treiben und drängen lassen. In dem ideologischen Bestreben, die Sozialdemokratie von dem Boden der Negation zur positiven Mitarbeit heranzuziehen, und in Verkennung des Umstandes, daß die Sozialdemokratie jener Jahre an ein Aufgeben ihrer Oppositionspolitik im Rahmen der damals bestehenden Verfassung aus rein taktischen Gründen nicht herangehen wollte, hat die Bethmannsche Regierung sich von der außerordentlich geschickt geführten, innerlich gut disziplinierten Partei über Bedarf ausnutzen und schwächen lassen. Auf die übrigen Parteien wurde nur wenig Rücksicht genommen. Ganz hinweggegangen wurde dabei über die Tatsache, daß in dem damaligen Deutschland doch ohnehin schon die soziale Gesetzgebung und Arbeiterfürsorge in ihrem humanen und fortschrittlichen Geiste turmhoch über allen Maßnahmen dieser Art in anderen Ländern stand und daß dieses große Werk unter eifrigster Förderung durch den Kaiser entstanden war.

Besonders hat der Kronprinz in seiner Eigenschaft als Kronprätendent — vielleicht veranlaßt durch seine politischen Ratgeber — darauf gesehen, daß der Unterschied seiner liberalen Anschauungen und seiner bürgerlichen Schlichtheit gegenüber den von seinem Vater vertretenen Regierungsmaximen in seinen »Erinnerungen« deutlich hervortritt. Äußert er sich auch nicht gerade despektierlich über seinen Vater und lobt er immer wieder dessen Edelmut und gute Absichten, so übt er doch stellenweise an dessen Leistungen und staatsmännischen Fähigkeiten eine scharfe Kritik. Die Ahnungslosigkeit, mit der Wilhelm II. dem Treiben seiner Freunde und seiner höfischen Umgebung zusah, die Leichtigkeit, mit der er sich in seiner Meinung durch gewandte Zuträger umstimmen ließ, sein Sinn für repräsentative Galavorstellung, die temperamentvolle, hemmungslose Offenheit, mit der er öffentlich seine innersten Gedanken aussprach, die Überschätzung seiner eigenen persönlichen Wirkung, sein Mangel an Augenmaß in der Beurteilung seiner eigenen Fähigkeiten wie auch seine Redesucht und sein Besserwissenwollen, das oft die zum Vortrag erschienenen Minister kaum zu Worte kommen ließ, werden offen gerügt und getadelt. Doch auch in diesen Kritiken des Kronprinzen fällt immer wieder auf, daß er sich gar keine Mühe macht, in die komplizierte Natur seines Vaters einzudringen, sondern an Äußerlichkeiten hängen bleibt. So fehlt beispielsweise völlig die Erkenntnis, daß die Vorliebe für Galavorstellungen

aller Art, die Sucht, öffentlich nicht nur als gottbegnadeter Monarch, sondern auch als glänzender Redner, Dichter und Künstler hervorzutreten, die Voreingenommenheit für eine wortgewaltige Prestigepolitik — ihre Wurzel in dem alten militärisch-preußischen Selbstherrlichkeitsgefühl und der preußischen Paradetradition haben.

Auf Politiker, die ihre politischen Anschauungen nicht durch bloßes flüchtiges Zeitungslesen erworben, sondern sich selbst erarbeitet haben, wird deshalb auch der Liberalismus oder, wenn man will, Demokratismus des Kronprinzen schwerlich großen Eindruck machen, denn dieser Kronprinzenliberalismus verrät allzusehr den Charakter des Angelernten und aus Opportunitätsgründen Angenommenen. Er zeigt in seiner Unausgeglichenheit deutlich, daß der Kronprinz trotz seiner vierzig Jahre und trotz des schweren Schicksalsschlags, der ihn getroffen hat, doch als Politiker erst ein halbfertiger Mensch ist. Aber für jene Masse, die eine ähnliche gutgemeinte, man möchte fast sagen »hausbackene Freisinnigkeit« in ihrem Herzen hegt, sind die »Erinnerungen« des Kronprinzen in ihrer stilistischen Aufmachung, ihrer jovialen Offenheit und ihrer geschickten Spekulation auf die tief im deutschen Volksgemüt wurzelnde sentimentalen Regungen eine wirkliche Gefahr. Der ehrsame Bürger findet in dem Buche wieder, was er selbst schon oft gedacht hat, und er sieht politische Eigenheiten des vergangenen wilhelminischen Regiments freimütig getadelt, über die er selbst oft die Faust in der Tasche geballt hat — und das vom eigenen Sohne Wilhelms II. Folglich muß doch dieser Sohn ein ganz anderer Kerl als sein Vater sein! Daß das Buch nur in diesem literarisch-feuilletonistischen Aufputz erscheint, um Stimmung für die Kronprätendentenansprüche des letzten Kronprinzen zu machen, dürften im ganzen nur wenige Leser dieser Schichten verstehen.

Gründliche Verwaltungsreform

Von Franz Laufkötter

Wer eine Revolution persönlich erlebt und ihre praktische Auswirkung mit offenen Augen verfolgt hat, verliert den Glauben an die Wunderkraft einer Revolution, falls er diesen Glauben überhaupt besessen hat. Er erkennt, daß eine Revolution nur negativ wirken kann, insofern sie die Hindernisse hinwegräumt, die sich der Entwicklung entgegenstellten, indem sie die Widerstände bricht und dem Neuen die Bahn frei macht. Eigentliche positive Arbeit vermag sie nicht zu leisten, das muß sie der sogenannten Evolution, der allmählichen Umgestaltung, überlassen. Das Werk der Revolution ist der Umsturz des Alten, wobei die Gewalt nicht entbehrt werden kann; dagegen ist für den Wiederaufbau ein sorgsames, gewissenhaftes Arbeiten unerläßliche Vorbedingung.

Das ist der große, verhängnisvolle Irrtum weiter Schichten des Volkes, daß sie an einer Revolution nur die eine Seite, den ganzen oder teilweisen Umsturz des Bestehenden sehen, daß sie aber für die andere Seite, die Neugestaltung der Dinge im Sinne einer höheren Ordnung, kein Verständnis haben. Eine Revolution erscheint ihnen als Selbstzweck, während sie in Wirklichkeit nur Mittel zum Zweck ist. Wie bei der Umwandlung eines alten, baufälligen Hauses in ein neues wohnlicheres Haus der Abbruch des

alten Hauses nur die Vorarbeit des Neubaus ist. Und jeder Kenner weiß, daß zum Bau eines neuen Hauses mehr gehört als zum Abbruch eines alten, nämlich Sachkenntnis und Fachkunde, Gewissenhaftigkeit, Verantwortlichkeitsbewußtsein und Tüchtigkeit jeder Art. Hieraus erklärt sich die allgemein bekannte Tatsache, daß oft jene Leute, die eine Revolution »gemacht« haben, nach längerer oder kürzerer Zeit von der Bildfläche verschwinden, weil sie für die praktische Arbeit des Wiederaufbaus nicht zu gebrauchen sind.

Unser wirtschaftliches und soziales Leben ist ein Organismus, kein Mechanismus, es kann nicht willkürlich stillgelegt, repariert und wieder in Gang gebracht werden, wie dies bei einer Maschine der Fall ist. Es laufen in ihm so viele unsichtbare Fäden von Mensch zu Mensch, die man nicht einfach zerreißen und wieder anknüpfen kann; es bestehen in ihm so viele innere Verbindungen, die man durch einen gewaltsamen Eingriff von außen nicht verändern kann. Die mechanistische Auffassung, daß sich auf dem Wege der Gewalt das wirtschaftliche und soziale Zusammenleben im Handumdrehen umkrempeln ließe, ist durch die Geschichte und die Erfahrung als falsch erwiesen worden. Man hat vielfach von der Maschine als dem größten Revolutionär aller Zeiten gesprochen, wenn man aber das langsame Eindringen der Maschine in die Industrie und besonders in die Landwirtschaft beobachtet, so gewinnt man die Überzeugung, daß die Maschine kein Revolutionär, sondern ein Evolutionär ist. Auch die sogenannte Revolutionierung unseres Lebens in sozialer, geistiger, sittlicher, kultureller und religiöser Beziehung ist in Wirklichkeit eine Evolution, die sich durch Jahrtausende hindurchzieht. Nicht das laute Geschrei der Mundrevolutionäre, die auf dem Markte die neue Weisheit verzapfen, gestaltet die Welt um, die neuen Gedanken, die leise wie auf Taubenfüßen kommen (um mit Nietzsche zu reden), sind es, die dies Wunder wirken. Um die Erfinder neuer Werte dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich.

Heute spielt leider die politische Revolution noch immer eine überragende Rolle in der Gefühls- und Vorstellungswelt der modernen Menschen. Sie erscheint als das Allheilmittel, als die Voraussetzung einer jeden grundlegenden, schnellen Umgestaltung des menschlichen Zusammenlebens. Die Revolutionsromantiker nähren planmäßig diese Illusion, und die Revolutionspraktiker ziehen aus dieser falschen Theorie die falschen Konsequenzen. Sie wollen durch fortwährende Putsche die Revolution weitertreiben und suchen durch Erschütterungen unseres Wirtschaftslebens dieses Ziel zu erreichen, weil sie glauben, eine Regierung ihres Schlages werde aus dem Handgelenk heraus die Welt neu gestalten. Diese Auffassung hat offenbar die Ursache in der rein äußerlichen Bewertung der Revolution und in der Überschätzung der revolutionären Wirkungsmöglichkeiten. Wohl ist es möglich, durch einen kühnen Handstreich in einer Nacht eine Monarchie in eine Republik umzuwandeln — auch das Umgekehrte ist möglich —, aber diese Umwandlung der Staatsform durch Beseitigung des Staatsoberhauptes und Einsetzung eines neuen Staatsoberhauptes ändert am Wesen des Staates nur wenig. Auch ein Staatswesen ist ein lebensvoller Organismus, der nicht mit einem Schlage umgemodelt werden kann, er ist innerlich so ineinander verflochten und verfilzt, daß eine längere Zeit und ein systematisches Arbeiten dazu gehört, um ihn umzuformen.

Einen Monarchen zum Teufel zu jagen ist unter Umständen eine leichte Sache, aber diese Revolution genügt nicht, wenn sie im Äußerlichen steckenbleibt. Eine Umwandlung des Regierungsapparats muß hinzukommen, die Verwaltungskörper, von den höchsten bis zu den untersten, müssen mit dem »roten« Geiste erfüllt werden. Wie schwer dies ist, haben wir in der Nachrevolutionszeit kennengelernt. Eine Verwaltungsbehörde ist nicht zu vergleichen mit einer Wohnung, in die man neue Möbel hineinsetzt, nachdem man die alten weggeräumt hat; hier handelt es sich um lebende Menschen, die nicht nur eigene Anschauungen, Gewohnheiten und Willensrichtungen haben, sondern auch bestimmte Rechtsansprüche besitzen. Wenn man diese Tatsache zugibt, so muß man zu der Ansicht kommen, daß sich auch die politische »Revolution« auf dem Wege der Evolution vollzieht und daß auch die revolutionärsten Revolutionäre dieser Notwendigkeit Rechnung tragen müssen. Es bleibt dabei: eine politische Revolution muß durch eine Verwaltungsreform ergänzt werden, sie muß notwendigerweise in eine politische Evolution auslaufen.

Eine gründliche Verwaltungsreform ist die Forderung der Gegenwart, wenn die politische Revolution vom November 1918 nicht nutzlos verpuffen soll; eine Reform an Haupt und Gliedern ist die Vorbedingung einer politischen Neuorientierung. Das ist eigentlich eine Binsenwahrheit, denn jedermann weiß, daß der Erfolg oder Mißerfolg einer gesetzgeberischen Maßregel im wesentlichen von dem Geiste, der in der Verwaltung lebt, bestimmt wird. Solange in den Behörden, oben wie unten, noch der bisherige unmoralisch-militärische Geist, die reaktionäre Tradition und der bureaukratische Zopf die Menschen beherrscht, so lange hat die Revolution kaum einen praktischen Wert. In jeder Organisation droht die Gefahr einer Verknöcherung und Versteinerung (einer organisatorischen Arterienverkalkung), eine Alterserscheinung, der nur durch die Zufuhr von frischem Blute vorgebeugt werden kann. Es entwickelt sich in den leitenden Personen, die auf ihre langjährige Erfahrung und auf die »unbestreitbaren« Erfolge pochen, ein Geist der Selbstgenügsamkeit und Überheblichkeit, vielfach sogar ein Unfehlbarkeitsdünkel, der instinktiv gegen alles Neue Front macht. Der konservative Zug, der in den meisten Menschen steckt, ist besonders in den Verwaltungskörpern stark ausgeprägt, das Kleben am Alten, die Abneigung gegen das Neue — der Misoneismus, wie Lombroso es nennt — drückt ihrem Tun und Lassen den Stempel auf. So muß denn naturgemäß der neue Geist einen ununterbrochenen Kampf führen gegen das durch die Tradition geheiligte »bewährte Alte«, ein Kampf, der nicht durch gewaltsame Mittel und im Handumdrehen zum siegreichen Ende geführt werden kann.

Es bleibt den Vorkämpfern des Neuen nichts anderes übrig, als daß sie bald hier, bald da einen alten Zopf abschneiden, bald hier, bald da eine Person, die dem Neuen unzugänglich ist, durch eine andere, geeignetere Person ersetzen. Das trifft zu in den Staats- und Gemeindeverwaltungen, in allen Körperschaften, die das öffentliche Leben regeln und beeinflussen. So wünschenswert ein Generalreinemachen, wie es die Feuerköpfe und Dränger wünschen, auch wäre, so scheitert es doch an den harten Tatsachen. Wir haben es eben in den Verwaltungen mit lebenden Menschen zu tun, nicht mit leblosen Dingen. *Die neuen Menschen, die von innen*

heraus die Verwaltungen umgestalten, sind die Voraussetzung eines neuen Geistes. Wie notwendig eine solche Umgestaltung im Gebiet des Unterrichts- und Bildungswesens, des Justiz- und Finanzwesens, kurz auf allen Gebieten ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Die Sozialdemokratie hat sich von Anfang an auf den Standpunkt gestellt, daß eine gründliche Verwaltungsreform notwendig sei. Von jeher hat sie diesen Standpunkt vertreten. Deshalb suchte sie in die Verwaltungskörper einzudringen und dort ihren Einfluß geltend zu machen. Die früher geübte Abstinenzpolitik hat sie längst aufgegeben, und nach der Novemberrevolution erschien sie sofort auf dem Plan zur praktischen Mitarbeit im Staats- und Gemeindeleben. Leider fand sie bei den linksgerichteten Klassengenossen wenig oder gar keine Unterstützung. Letztere beharrten nach dem Grundsatz: Alles oder nichts! in ihrer ablehnenden Stellung. Sie hielten es für richtiger, draußen zu stehen und zu kritisieren, als drinnen zu sitzen und zu reformieren. Die Sozialdemokratie ließ sich gezwungenermaßen sogar auf die Koalition mit bürgerlichen Parteien ein — ein Greuel für die Unentwegten —, weil sie der richtigen Meinung war, es sei besser und für das deutsche Proletariat vorteilhafter, in den Verwaltungen Reformen durchzusetzen oder reaktionäre Maßnahmen zu verhindern, als in bombastischen Redensarten und wirkungslosen Demonstrationen ihre Kraft zu verpulvern. Die einsichtigen Vertreter der Abstinenzpolitik sehen allmählich ihren Irrtum ein, weil sie sich der Wahrheit nicht verschließen können, daß es immer noch besser ist, wenn an der Spitze eines Ministeriums oder innerhalb eines Verwaltungskörpers ein überzeugter und geschulter Sozialdemokrat seines Amtes waltet, als wenn die Gegner des Sozialismus den Verwaltungsapparat allein in der Hand haben.

Es ist ein wahres Trauerspiel, daß es noch heute Leute gibt, die sich für Politiker halten, die aber die Wahrheit dieses Satzes nicht einsehen wollen. Denn die Tatsache steht fest: Solange der Wortrevolutionarismus nicht durch den Tatreformismus verdrängt wird, wird alles Sozialisieren vergeblich sein.

Wenn man die Frage einer gründlichen Verwaltungsreform von praktischen Gesichtspunkten aus betrachtet, so sieht man sofort, daß sich ihrer Lösung große Schwierigkeiten entgegentürmen. Im wesentlichen handelt es sich um eine Personenfrage, um die Frage, ob die Möglichkeit gegeben ist, ungeeignete Persönlichkeiten durch geeignete zu ersetzen. Nun besteht zurzeit zweifellos ein Mangel an Kräften, die den Beruf und die Eignung in sich haben, die betreffenden Stellen einzunehmen und auszufüllen. Es gibt sicherlich innerhalb der Sozialdemokratischen Partei zahlreiche tüchtige Männer und Frauen, die wohl die erforderliche Befähigung besitzen, denen es aber an der technischen Fertigkeit, den vielen Handgriffen und Spezialkenntnissen mangelt. Zu den meisten Verwaltungsfunktionen gehört nicht gerade ein überragendes Genie, aber es gehört dazu eine gewisse Vorbildung und Schulung, ein Eingearbeitetsein in das bestimmte Ressort. An diesen Dingen fehlt es vielen tüchtigen Proletariern, weshalb sie sich vor der Übernahme eines Amtes scheuen.

Dieser Mangel erklärt sich daraus, daß man in der Vorkriegszeit Sozialdemokraten systematisch von allen öffentlichen Ämtern fernhielt und ihnen dadurch die Möglichkeit nahm, sich in eine Verwaltungstätigkeit einzu-

arbeiten. Hinzu kommt noch der bedauerliche Umstand, daß sozialdemokratische Verwaltungsbeamte bei vielen ihrer Mitarbeiter keine Unterstützung finden, sondern vielfach auf passiven Widerstand stoßen. Wer unseren bisherigen Beamtenkörper kennt, wer im Verwaltungswesen Erfahrungen gesammelt hat, der weiß, wie schwer es einem Neuling, der als unwillkommener Eindringling scheel angesehen wird, in den allermeisten Fällen gemacht wird, sich durchzusetzen und sich einzuleben. Neben dem konservativen Zug, der an und für sich das Verwaltungswesen charakterisiert, spielen ja auch Gegensätze in politischen und Weltanschauungsfragen eine wichtige Rolle. Hinzu kommt noch die Abneigung gegen die Außenseiter, die nicht den vorgeschriebenen Bildungsgang durchgemacht haben, und gegen die »gewöhnlichen« Arbeiter, die man früher gar nicht auf der Rechnung hatte. (Typisch hierfür ist das Naserümpfen zahlreicher Beamten über den Sattlergesellen, der Reichspräsident geworden ist.) Auch die Erziehung durch den Klassenstaat und die militärische Dressur hat die Mehrzahl der Beamten kapitalistisch verseucht. Diese Leute mit kapitalistischer Gesinnung und proletarischem Geldbeutel leisten rein gefühlsmäßig der Neuordnung im Sinne des demokratischen Sozialismus zähen Widerstand, trotzdem sie eigentlich alle Ursache hätten, der Neuorientierung Vorschub zu leisten.

Ein zweites Hindernis einer gründlichen Verwaltungsreform besteht darin, daß sich während und nach einer Revolution allerlei Leute herandrängen, die die Gelegenheit für günstig halten, sich eine gute Stellung zu ergattern. Sie pochen auf ihre gefestigte sozialdemokratische Gesinnung und beteuern, daß sie im Herzen schon immer Sozialdemokraten gewesen seien, aber sich unter dem Drucke des Staates früher hätten zurückhalten müssen. Jetzt aber sei die Zeit gekommen, daß sie imstande seien, ihre bewährte Kraft in den Dienst der großen Sache zu stellen. Leider kann man den Menschen nicht ins Herz blicken, und darum ist es schwer, die Spreu von dem Weizen, die Streber und Stellenjäger von den ehrlichen und aufrichtigen Genossen zu unterscheiden. Eine Revolution ist zu vergleichen mit einem Sturm, der das Meer in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt und neben Perlen und Korallen auch viel Schmutz und Schaum ans Ufer spült. So zeigt sich in revolutionären Zeiten viel Edelmut, Charakterstärke und Überzeugungstreue, daneben aber macht sich auch Strebertum, Selbstsucht und Ehrgeiz bemerkbar. Da liegt denn die Gefahr nahe, daß sich Renommiersozialdemokraten und Revolutionsgewinnler in die Stellen hineindrängen und daß andererseits tüchtige neue Genossen von solchen Stellen ferngehalten werden. Nach beiden Richtungen hin haben wir in der Nachrevolutionszeit eigenartige Erfahrungen machen und allerhand Sachen erleben können.

Auf einen Umstand muß noch hingewiesen werden, der das gedeihliche Wirken der praktischen Verwaltungsreformer sehr erschwert. Man kann häufig beobachten, daß ein Genosse, der in eine Stellung hineinkommt, auf die Abneigung oder gar Feindschaft seiner Genossen stößt. Die Frage wird aufgeworfen, warum gerade e r der Auserwählte ist, da doch so viele andere tüchtige Genossen eine größere Befähigung und ein größeres Anrecht auf die Stellung hätten, und in manchem Herzenswinkel brennt die enttäuschte Hoffnung wie verzehrendes Feuer. Es braucht nicht gerade Neid zu sein oder Mißgunst, was die ablehnende Haltung veranlaßt, aber aus dem Gefühl der Mißstimmung heraus wird manche Anstellung oder Beförwortung

mit dem Ausruf: »Aha, jetzt ist's erreicht!« aufgenommen, und im Kreise der »Eingeweihten« tuschelt man unter Kopfschütteln über den »offenbaren Mißgriff« bei der Auswahl. Leider lebt in weiten Proletarierschichten auch noch das Vorurteil als Erbstück des Beamtenstaats, daß ein Arbeiter sich zu einem höheren Verwaltungsposten nicht eigne. Einen früheren Maurer als Oberpräsidenten oder einen früheren Schlosser als Staatsminister vermag man sich kaum vorzustellen, und wenn dann dieses »große Tier« auch keine Wunderdinge verrichten kann, sondern ebenfalls mit Wasser kochen muß, so geht das Nörgeln los.

Dabei vollzieht sich diese Kritik vielfach in vollster Öffentlichkeit, nicht nur am Biertisch und in der Werkstatt. Die Folge davon ist, daß die Bürgerlichen triumphierend die Nörgler als Kronzeugen aufmarschieren lassen für die Behauptung, daß die neuen Leute unfähige Stellenjäger seien, die lediglich durch die hohen Gehälter angelockt würden. Wie sehr eine solche verletzende Unterschiebung die Wirksamkeit der Verwaltungsreformer erschwert und ihre Arbeitsfreudigkeit lähmt, ergibt sich daraus, daß sich feinfühlende Leute weigern, als Leute, die aus der Staatskrippe fressen, gebrandmarkt zu werden, und daß andere mit Ekel den Posten niederlegen, weil sie keine Lust mehr haben, sich mit Schmutz bewerfen zu lassen.

Ein besonderes Kapitel, das gerade heute zeitgemäß ist, ist die größere Sparsamkeit in den einzelnen Verwaltungen. Überall wird geschimpft über den allzu großen und zu teuren Beamtungsapparat, der durch eine Entlassung von überflüssigen Beamten verkleinert und verbilligt werden müsse. Vielfach wird sogar gefordert, daß das Verwaltungswesen entstaatlicht und nach kapitalistischen Grundsätzen organisiert werden müsse. Besonders in bezug auf das Eisenbahnwesen wird diese Forderung erhoben. Auf die grundsätzliche Erörterung dieser Frage können wir uns hier an dieser Stelle nicht einlassen. Es sei aber hervorgehoben, daß eine gründliche Verwaltungsreform nicht nur darauf hinausläuft, den gesamten Apparat mit dem Geiste des demokratischen Sozialismus zu durchsäuern, sondern daß sie auch den Zweck verfolgt, den Grundsatz der Sparsamkeit zu verwirklichen. Allerdings erleben wir auch hier wie so oft wieder, daß sich eine theoretisch begründete Forderung praktisch nur sehr schwer durchführen läßt. Zweifellos sind in manchen Behörden zuviel Beamte vorhanden, weshalb eine Entlassung der entbehrlichen Personen durchaus angebracht erscheint. Aber in der Praxis zeigt sich jedesmal, daß in einem bestimmten Ressort oder Bureau nicht zu viel, sondern zu wenig Beamte beschäftigt sind, wenn man die Beteiligten fragt. An anderen Stellen, so heißt es, mag wohl Überfluß an Beamten bestehen, in unserer Dienststelle ist eine Knappheit und als Folge davon eine Arbeitsüberbürdung zu beklagen. Und wenn trotzdem eine Einschränkung der Beamtenzahl verfügt wird, steigt die Personenfrage als Schreckgespenst auf. Wer soll entlassen werden, wer soll die Auswahl der zu Entlassenden vornehmen, nach welchen Gesichtspunkten soll die Entlassung vorgenommen werden, und wo sollen die Entlassenen bleiben? Das sind alles schwierige Fragen, deren praktische Beantwortung Stürme der Entrüstung verursacht. Daß hier persönliche Interessen mitsprechen, Vetternwirtschaft und andere unlautere Momente eine Rolle spielen können, leuchtet ohne weiteres ein.

Am Schlusse unserer Ausführungen, die der Beobachtung und Erfahrung ihre Entstehung verdanken, wollen wir noch einmal auf die Notwendigkeit,

aber auch die Schwierigkeit einer durchgreifenden Verwaltungsreform hinweisen. Doch die Schwierigkeit der Aufgabe darf uns nicht beirren und in unserem Willen wankend machen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg — dieser alte Satz soll uns mit Eifer und Zuversicht erfüllen und uns anspornen, alle Kräfte an das große Werk zu setzen. Die Verwaltungsreform ist zwar nur ein Teilproblem, aber ein sehr wichtiges, sie ist ein Teil jenes gewaltigen Aufgabenkomplexes, den wir die soziale Frage nennen. Sie ist eine Sache der Erziehung und Bildung und der sozialen Auslese, weil es darauf ankommt, die richtigen Menschen an die richtige Stelle zu stellen. Es soll bei der Besetzung der Stellen neben der Überzeugungstreue die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit ausschlaggebend sein und nicht Kriecherei und Streberei. Nach der Mahnung des Dichters Storm an seinen Sohn:

Was du immer kannst zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen!

In den Verwaltungen wie überhaupt im Leben muß bei der sozialen Auslese der Tüchtigen die größte Vorsicht walten. Aber das muß und wird gelingen. Wenn die erforderliche Einsicht und der starke Wille vorhanden sind, wenn das deutsche Proletariat in seiner Gesamtheit (Arbeiter, Angestellte und Beamte) einig und geschlossen dasteht, dann wird auch diese Aufgabe gelöst werden, wie schon so manche Aufgaben gelöst worden sind, die anfangs unlösbar erschienen.

Die geistige Erweckung der Landarbeiter

Von Max Groger (Berlin)

Es ist nur zu begreiflich, wenn die in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Arbeiter heute vor allem versuchen, ihre materiellen Existenzbedingungen zu verbessern. Die Möglichkeit hierzu wurde erst geschaffen durch die deutsche Republik mit ihrer demokratischen Gesetzgebung und Verfassung. Mit dem Haufen der die Landarbeiter bedrückenden Gesetze hat die Revolution gründlich aufgeräumt. Frei von allen lästigen Hemmungen entwickelte sich aus kleinen Anfängen nach der Revolution die Landarbeiterbewegung. In Massen strömten die bisher unterdrückten Landarbeiter zu der Gewerkschaft, die zunächst nicht imstande war, sie organisatorisch zu umfassen. Dazu reichte ihr technischer Apparat nicht aus. Unter Überwindung aller Schwierigkeiten wurde jedoch in verhältnismäßig kurzer Zeit alles Erforderliche geschaffen, um den Deutschen Landarbeiterverband so auszugestalten, wie es die Dinge erforderten. Jetzt ist er allen Anforderungen gewachsen.

Die Gewerkschaft gab den wirtschaftlichen Bestrebungen der Landarbeiter eine starke Stütze. Über das ganze Reich wurden Tarifverträge, vorwiegend kreisweise, abgeschlossen, die die Lohn- und Arbeitsbedingungen regeln. Grundsätzlich ist eine völlige Umgestaltung im Arbeits- und Rechtsverhältnis der Landarbeiterschaft herbeigeführt, jedoch läßt die praktische Auswirkung des neuen Rechts und seine Handhabung noch viel zu wünschen übrig. Die Ursachen hierfür sind verschieden. Einige mögen im nachfolgenden gewürdigt werden.

Sicherlich ist die materielle und wirtschaftliche Besserstellung der Land- und Forstarbeiter eine zwingende Notwendigkeit, aber nicht minder bedeutungsvoll ist ihre geistige Schulung. Die in der Land- und Forstwirtschaft Tätigen laufen Gefahr, daß sie — eingekapselt in geistiger Enge — den Blick für das Große in der Arbeiterbewegung nicht gewinnen. Hart und zäh ringt jeder in seiner kleinen Welt, der Brutstätte eines kurzsichtigen, kalten Egoismus. Die Arbeiterbewegung braucht jedoch klarblickende Menschen, die hingebungsvoll für die Ideale ihrer Klasse eintreten, Menschen, die es vermögen, sich für eine große Idee einzusetzen, ohne dabei den Boden unter den Füßen zu verlieren. Um das zu erreichen, müssen sie zum politischen und wirtschaftlichen Denken erzogen werden. Die geistige Erweckung der Landarbeiter ist die erste Voraussetzung dauernder Erfolge der Bewegung. Wirtschaftlich erkennbare Errungenschaften der Organisation bilden die ersten Stufen dazu. Sie sind die anziehende magnetische Kraft. Die rein materiellen Forderungen dürfen jedoch nicht so weit in den Vordergrund gestellt werden, daß sie die egoistischen Instinkte über Gebühr fördern. Das Interesse für das Ganze muß das des einzelnen überragen.

Die großen stark umstrittenen politischen und kulturellen Probleme der Gegenwart berühren den Landarbeiter nur dann, wenn sie in seine wirtschaftlichen Interessen oder seine ererbte traditionelle Auffassung über das Wesen der Dinge eingreifen. Schuld hieran sind meist die schlechten Schulverhältnisse auf dem Lande, das geringe Lesebedürfnis des Landarbeiters und seine lange Tätigkeit in der Wirtschaft (in der des Unternehmers und der eigenen), schließlich auch der Mangel an geistiger Anregung.

Die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kämpfe der Arbeiterschaft können ohne die tatkräftige Mitwirkung der Landarbeiter nicht erfolgreich durchgekämpft werden. Ziffermäßig, als Glied der Wirtschaft, sind die Landarbeiter so einflußreich, daß bei allen Kämpfen der Arbeiterschaft mit ihnen gerechnet werden muß. Die opferreichen Kämpfe, die die Industriearbeiterschaft geführt hat, sind dem Landarbeiter unbekannt und damit auch deren Erfahrungen. Die Industriearbeiterschaft hat in langem zähem Ringen sich die Positionen geschaffen, die sie heute als ihre stolzen Errungenschaften betrachtet. Anders steht es beim Landarbeiter. Seine politischen und wirtschaftlichen Freiheiten sind ihm durch die Revolution und die deutsche Republik kampflos in den Schoß geworfen. Die zähe organisatorische Tätigkeit, die hingebungsvolle Liebe an ein großes Ziel fehlen. Wohl ist der Landarbeiter leicht zu entflammen für eine ihm besonders am Herzen liegende Sache. Sein Beruf erfordert Ausdauer und Zähigkeit, auch Schicksalsschläge beugen ihn nicht leicht. Aber in dem Kampfe, wie ihn die Arbeiterbewegung zu führen gezwungen ist, läßt er jegliche Zähigkeit vermissen. Zum Teil bedingen das die Umstände. Entscheidungen müssen in den weitaus meisten Fällen sehr schnell herbeigeführt werden. Ein großer Teil der Landarbeiter besteht aus Deputatarbeitern, das heißt ein Teil ihres Lohnes wird ihnen in natura in Lebens- und Futtermitteln und Gestellung einer freien Wohnung gewährt. Treten die Arbeiter in eine Lohnbewegung ein, laufen sie Gefahr, daß ihnen das Deputat entzogen wird. Das hat die Bedeutung, daß unter anderem der Anspruch auf Lieferung der Futtermittel hinfällig wird. Einen großen Vorrat an Viehfutter aufzusammeln ist ihm nicht möglich und wird auch aus Gedankenlosigkeit unterlassen. Dem Landarbeiter steht aber

sein Vieh sehr nahe. Hungert das Vieh, weil das Deputatfutter nicht geliefert wird, drängt er auf Abbruch der Lohnbewegung. Ähnlich so verhält es sich auch mit den Lebensmitteln. Er weiß auch außerdem, daß ihm die Wohnung vom Unternehmer gekündigt wird, er sie also verlassen muß. Die Gutsbesitzer sind mit Räumungsklagen sehr schnell bei der Hand, und die Gerichte kommen den Wünschen der Gutsbesitzer meist willig nach und sprechen die Räumung aus. Die Vollstreckungsbehörden vollziehen dann ungesäumt den Beschluß der Prozeßbehörden.

Diese Tatsachen zeigen, daß die Kämpfe der Landarbeiter, soweit Deputatarbeiter in Frage kommen, erheblich schwieriger zu führen sind und der einzelne viel unfreier in seinem Handeln ist als der Industriearbeiter. Gelingt es der Gewerkschaft nicht in kurzer Zeit, die Unternehmer an den Verhandlungstisch zu bringen, dann besteht außerdem noch die Gefahr, daß es zu Zusammenstößen kommt. Die Leidenschaften werden wachgerufen und entflammen. Roheitsdelikte sind dann keine Seltenheiten.

Die Gewerkschaft verfügt über zahlreiche Anhänger in allen Teilen des Reiches. In rund 10 000 Ortsgruppen sind 700 000 Mitglieder vorhanden. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben für eine großzügige Entwicklung. Wenngleich der Verband bereits im Jahre 1909 ins Leben getreten ist, konnte an eine eigentliche Schulung bis zum Jahre 1914 kaum gedacht werden, stieg doch der Mitgliederbestand bis zu diesem Jahre nur auf rund 20 000. Der Prozentsatz der Organisierten war also ein so geringer, daß an Lohnkämpfe nicht zu denken war. Die bestehenden Gesetze machten überdies eine organisatorische Betätigung in der Art der Industriearbeiter nicht gut möglich. Die Furcht vor Maßregelungen bedrückte jeden einzelnen. Die Unternehmer übten ein Willkürregiment aus, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Unter solchen Umständen fehlten alle Voraussetzungen zum Abschluß von Tarifverträgen. Was praktisch geleistet werden konnte, bestand in der Gewährung von Rechtsschutz. Die Anträge dieser Art waren außerordentlich zahlreich. Im Jahre 1913 wurden nicht weniger als 1500 Anträge eingereicht, zu deren Durchfechtung in 900 Fällen ein Anwalt gestellt wurde. Daraus geht bereits mit aller Deutlichkeit hervor, nach welcher Richtung hin die Gewerkschaft ihre Tätigkeit entfalten mußte. Dann kam der Krieg. Die Mitgliederzahl schmolz zusammen bis auf 8000.

Nach der Revolution machte sich ein glänzender Aufschwung bemerkbar; aber auch neue Gefahren stiegen herauf. Die Landarbeiterschaft blieb von den politischen Wirren nicht verschont. Alle Parteien versuchten, an die Masse der Landarbeiter heranzukommen, um mit ihrer Hilfe ihre Macht und ihren Einfluß zu erhöhen. Waren bisher die Rechtsparteien ausschließlich diejenigen gewesen, in deren Heerlager sich die Landarbeiter befanden, so trachteten jetzt, nachdem die Gewerkschaft einen erheblichen Aufstieg zu verzeichnen hatte, die extremen Linksparteien die Landarbeiter zu gewinnen. Mit allerlei demagogischen Mitteln versuchten sie, das Ziel zu erreichen. Die Führer der Gewerkschaft wurden verdächtigt und in den Schmutz gezogen, die Leistungen des Verbandes verkleinert. Den Landarbeitern wurde vor allen Dingen Land versprochen. Zu dem Zwecke sollten die Gutsbesitzer enteignet und das so enteignete Land ihnen zugesprochen werden. Es wurde ein Landhunger großgezüchtet, wie er schlimmer nicht gedacht werden konnte: ein Vorgehen, das mit Sozialismus nichts zu tun hat, aber den Zwecken der

extremen Linksparteien entsprach. Die Folge davon war, daß die junge Bewegung zersplitterte. In Mitteldeutschland sowie in Ostpreußen und anderwärts entstanden kommunistische Organisationen. So entspann sich in den Reihen der politisch noch völlig unreifen und ungeschulten Landarbeiterschaft ein heftiger »Bruder«kampf, der eine ungeheure Schwächung der Gesamtbewegung darstellte und es ermöglichte, daß die Unternehmer ein leichtes Spiel gegenüber den in sich zerklüfteten Landarbeitern hatten. Wären diese Spaltungen nicht mutwillig herbeigeführt worden, so wäre die wirtschaftliche Lage der Landarbeiter in kürzester Zeit erheblich gestiegen, und eine systematische Aufklärung und geistige Schulung im sozialistischen Sinne hätte erfolgreich angebahnt werden können. Aber alle Keime wurden vernichtet. Erst jetzt darf gesagt werden, daß diese Organisationszersplitterung fast nahezu beseitigt ist. Soweit noch Absplitterungen bestehen, führen sie ein kümmerliches Dasein. Die inneren Wirren, die durch die linksextremen Gruppen geschaffen wurden, haben sich die deutschnationalen Gegner mit großem Vorteil zunutze gemacht. Die Grundbesitzer fanden Gelegenheit, ihre erschütterte Macht wieder zu festigen und auszubauen. Insbesondere gilt das für den Reichslandbund, der teilweise mit gutem Erfolg, besonders in Pommern, Boden gewann. Durch Lockungen und Versprechungen zog er einen Teil der Landarbeiter an sich. Durch den Bruderkampf verwirrt und in ihren Hoffnungen getäuscht, standen zunächst manche Landarbeiter indifferent beiseite, um dann den Lockungen der Landbündler zu folgen.

In der Zeit, wo die Kämpfe dieser Art sich abspielten, fehlte die Möglichkeit, das Persönlichkeitsbewußtsein des einzelnen, das an sich schon in der Landarbeiterschaft nicht stark ausgeprägt ist, in dem Maße zu fördern, wie es im Interesse der Sache unbedingt notwendig ist. Dieser Mangel tritt noch jetzt stark in die Erscheinung. Würde er behoben, könnten die Verhältnisse sich für den Landarbeiter erheblich bessern. Der Mangel an Persönlichkeitsbewußtsein offenbart sich deutlich bei den Betriebsräten. Sind die Mitglieder des Betriebsrats sich über ihre Aufgaben und über ihre Befugnisse klar und haben sie die innerliche Stärke, die mit der Ausübung des Amtes verbunden sein muß, dann können sie in mancher Beziehung segensreich wirken. In den weitaus meisten Fällen fehlt ihnen aber das sichere Auftreten, fehlt die Kraft zur Wahrnehmung ihrer Rechte als Mitarbeiter. Der Besitzer herrscht und bestimmt. Widerspruch gegen falsche und gesetzwidrige Anordnungen wird von seiten der Arbeitnehmer nur selten erhoben. Bei jeder Kleinigkeit muß der Organisationsvertreter eingreifen. Das ist ihm aber nicht immer möglich. Dadurch entstehen neue Verbitterungen. Daß unter solchen Umständen der Arbeitgeber noch ein verhältnismäßig leichtes Spiel hat, liegt klar auf der Hand.

Unstreitig ist, daß an eine Besserung der Verhältnisse nur dann gedacht werden kann, wenn die in der Land- und Forstwirtschaft Tätigen auf eine höhere geistige Warte gehoben und ihr Persönlichkeitsbewußtsein erheblich gestärkt wird. Dadurch erwachsen der Partei und den Gewerkschaftsorganen bestimmte Aufgaben, die mit allem Nachdruck und aller Entschlossenheit durchzuführen sind. Gewiß ist dabei zu beachten, daß die starken Stützpunkte, die die Partei unmittelbar nach der Revolution auf dem Lande hatte, durch besondere Umstände, die hier eine Beurteilung nicht erfahren können, vielfach aufgehoben sind. Es genügt die Feststellung der Tatsache. Das darf aber

kein Hinderungsgrund sein, ernsthaft und unverzüglich mit der Arbeit zu beginnen. Noch sind Stützpunkte genügend vorhanden; ihre Verwertung ist das Entscheidende. Es muß zunächst eine systematische Aufklärungsarbeit betrieben werden, um die Landarbeiter mit den Grundlagen der Wirtschaft und Politik in einer ihnen verständlichen Art vertraut zu machen und sie die Notwendigkeit der Solidarität für den Befreiungskampf der Arbeiterklasse begreifen zu lernen. Dazu ist erforderlich, ihnen den ökonomischen Gegensatz zwischen ihnen und den Unternehmern klarzumachen sowie die Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Interessen. Ferner muß die Freude am Studium angeregt werden. Heute fehlt noch das Bedürfnis, Bücher zu lesen und zu kaufen. Es sind deshalb von allen Organisationen Bibliotheken aus Vereinsmitteln anzulegen. Die Möglichkeit ist trotz der Widrigkeit der Zeitumstände vorhanden. Der Deutsche Landarbeiterverband hat, um die Anschaffung billiger Schriften zu erleichtern, eine eigene Verlagsbuchhandlung geschaffen und kleine zweckentsprechende Bibliotheken zusammengestellt. Von dieser Seite wird alles versucht, die Lesefreudigkeit anzuregen. Die Versuche zur Einrichtung und Schaffung von Bibliotheken haben jedoch bisher nur ein leidlich zufriedenstellendes Ergebnis gehabt.

Immerhin darf man die Hoffnung hegen, daß all das, was die Volksschule in bezug auf die Bildung der Landarbeiter verabsäumt hat, durch die Macht der Organisation und durch die Entschlossenheit der führenden Persönlichkeiten in verhältnismäßg kurzer Zeit nachgeholt wird. Eile tut jedoch dringend not. Das Machtbewußtsein der Unternehmer in der Landwirtschaft steigert sich täglich. Die Verbindung, die die pommerschen Grundbesitzer mit Kahr angeknüpft haben, und die Verbrüderungsfeste, die beide Teile gemeinsam feierten, lassen den Schluß zu, daß sie ernstlich gewillt sind, den Kampf gegen die demokratisch-republikanischen Mächte aufzunehmen. In dem Kampfe um die Erhaltung der wirtschaftlichen und politischen Freiheit der Arbeiterklasse sind aber die Landarbeiter ein bedeutsamer Faktor. Sie auch geistig zu gewinnen für die großen Ziele der Arbeiterbewegung, ist eine lohnende Aufgabe, der sich keiner entziehen sollte.

Reorganisation des intersozialistischen Studentenbundes an den deutschen Hochschulen

Von **Walter Kraus** (Leipzig)

Kriegsende und Revolution ließen auch die im allgemeinen ziemlich politisch desinteressierte deutsche Studentenschaft nicht unberührt. Die Wucht der Ereignisse zwang jeden einzelnen, politisch Stellung zu nehmen und seine Blicke mehr denn je auf die Realitäten des täglichen Lebens zu lenken. Während das Gros der Studenten, das infolge der ökonomischen Entwicklung bereits in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg zu einem nationalkonservativen Bollwerk geworden und durch den Zusammenbruch plötzlich all seiner Hoffnungen beraubt und in seiner Vorzugsstellung bedroht wurde, ohne viel Erwägung und Bedenken zu den Parteien hinüberschwenkte, deren Programme Wiedererlangung beseitigter Vorrechte versprachen, zog ein numerisch schwächerer, aber politisch zweifellos geschulterer Teil aus der veränderten Situation die Folgerungen und versuchte, sich auf dem Boden der gegebenen Tatsachen zu orientieren. Trugen die politischen Verhältnisse schon dazu bei, einen Zug von nüchterner, praktischer Lebensauffassung gegenüber der

viel belächelten und viel besungenen idealistisch-romantischen studentischen Ideologie in den Vordergrund treten zu lassen, so taten die wirtschaftlichen Verhältnisse das Weitere dazu, die geistige Einstellung unserer Intellektuellen zu beeinflussen und umzugestalten. Die ursprünglich verschwindend kleinen Grüppchen sozialistischer und kommunistischer Studenten, die sich unmittelbar nach dem Umsturz an einigen Universitäten bildeten, fanden infolgedessen einen verhältnismäßig günstigen Boden zur Verbreitung ihrer Ideen unter der deutschen Studentenschaft. Und in der Tat, wir sehen kurz nach den revolutionären Novembertagen von 1918 Scharen von Intellektuellen, von den mannigfachsten Motiven getrieben, zu den sozialistischen Studentenvereinigungen kommen. Fast in jeder größeren Universität sprießen revolutionäre Studentenbünde von oft beträchtlicher Stärke auf, voller Enthusiasmus, aber verworren in ihren Handlungen und Zielen. Zur Vergrößerung der chaotischen Verwirrung unter diesen Intellektuellengruppen trug der Streit der sozialistischen Parteien untereinander noch erheblich bei. Bald war es ganz klar, daß die Lebenskraft dieser sozialistischen Diskutierklubs eine äußerst geringe war. Die Tagungen in Jena (1919) und in Leipzig (1919), die rastlos arbeitende Heidelberger Zentrale konnten den Zusammenbruch der sozialistischen und kommunistischen Intellektuellenbewegung nicht aufhalten. Die Gesamtorganisation zerfiel. Ein Teil der Intellektuellen, die in einem Aufwallen revolutionärer Begeisterung »Sozialisten« geworden waren, fiel ab oder wurde indifferent; der spärliche Rest wirklich sozialistischer oder kommunistischer Studenten formierte sich meist zu örtlichen Vereinigungen, deren Hauptaufgabe die theoretische Behandlung des wissenschaftlichen Sozialismus bildete. Aber gerade dieses Häuflein der »Aufrechten«, das den Rückschlag überdauerte, war es, das Hand anlegte zu einem Neuaufbau der sozialistischen Gesamtorganisation. Durch die Erfahrungen dreier Jahre gewitzigt, war man eifrigst bedacht, alle die Fehler der vergangenen Zeit, die zu ständigen Streitigkeiten innerhalb der Vereinigungen führten, zu vermeiden und eine Konstruktion zu finden, die das Zusammenwirken der sozialdemokratischen Studenten (S. P. D. und U. S. P.) und der kommunistischen Studenten möglichst reibungslos gestaltet. Der Verband sozialistischer und kommunistischer Studenten Deutschlands und Österreichs glaubt behaupten zu dürfen, daß ihm diese schwierige Aufgabe nunmehr gelungen ist.

Der Anstoß zur Neukonstituierung eines sozialistisch-studentischen Gesamtverbandes ging von der intersozialistischen Studentengruppe Leipzigs aus. Dieser Vereinigung war es binnen kurzer Frist geglückt, sowohl organisatorisch wie auch parteipolitisch eine Plattform zur gemeinsamen Zusammenarbeit der sozialistischen Studenten aller Richtungen zu schaffen. Die erfolgreiche Konsolidierung im Innern des Bundes gebar die Initiative zum Wiederaufbau einer neuen gesamtdeutschen intersozialistischen Studentenorganisation. Das positive Ergebnis war der Leipziger Kongreß der sozialistischen und kommunistischen Studenten Deutschlands und Österreichs im März 1922. Der Ruf zum Sozialistischen Studententag war nicht klanglos verhallt, fast alle deutschen Hochschulen sandten sozialistische oder kommunistische Studentendelegierte — ein Beweis, daß unter allen sozialistischen Intellektuellen der Gedanke zu einem einheitlichen Zusammenschluß mächtig wieder aufgelebt war und Verwirklichung erstrebte.

Dieses erste Debüt der sozialistischen und kommunistischen Studenten Deutschlands und Österreichs kann als geglückt angesehen werden. Die Kongreßreferate (»Organisationsfragen prinzipieller Natur«, »Student und Proletarier«, »Student und Wissenschaft«, »Hochschulpolitik und Jugendbewegung«) umfaßten so ziemlich alles, zu dem der sozialistische Student Stellung zu nehmen hatte.

Dem Problem »Student und Arbeiter« wurde naturgemäß das Hauptaugenmerk zugewendet. In den breiten Schichten der Arbeiterschaft steht man den Intellektuellen und vorzugsweise den Studenten mißtrauisch gegenüber. Resultiert diese Strömung einmal aus der Abneigung der Arbeiter gegen den Standesdünkel der Studenten, so ist doch schwer zu verkennen, daß die wahren Gründe, die Geistes-

und Handarbeiterschaft trennen, tiefer liegen und psychologisch wie ökonomisch zu begründen sind.

Das Milieu, dem Hand- und Kopfarbeiter entstammen, ist nur in seltenen Fällen des gleichen, nämlich proletarischen Ursprungs. In den überwiegenden Fällen rekrutieren sich die geistigen Arbeiter aus dem bürgerlichen beziehungsweise kleinbürgerlichen Lager; aber selbst die, die der Abstammung nach aus proletarischen Verhältnissen hervorgegangen sind, haben durch eine andere Umwelt andere Lebensanschauungen und -gewohnheiten angenommen. Diese Faktoren, die notwendigerweise zu einer gewissen Divergenz zwischen Intellektuellen und manuellen Arbeitern führten, suchen die sozialistischen Studenten durch Zusammenarbeiten mit der Arbeiterschaft zu überbrücken. Sie sehen in praktischer Tätigkeit, in den politischen Organisationen, in Bildungsvereinen und nicht zu vergessen in der sozialistischen Jugendbewegung einen Weg zu einer erfolgversprechenden Annäherung, der schließlich zu einem für beide Teile fruchtbaren gemeinsamen Wirken führen muß.

Ein anderes Kapitel bildete die Einstellung des sozialistischen und kommunistischen Studenten zur Wissenschaft. Während die kommunistischen Vertreter dem heutigen Wissenschaftsbetrieb ablehnend gegenüberstanden, sahen die sozialdemokratischen Studenten in ihm kein so wesentliches Hindernis, das sie davon abhielte, Erfahrungen zu sammeln für den geistigen Kampf um die sozialistische Weltanschauung.

Von unmittelbarer und praktischer Bedeutung war die Stellungnahme zu den Fragen der Hochschulpolitik und des organisatorischen Ausbaus der Gesamtvereinigung. Waren im ersten Punkt die Mittel eines erfolgreichen Kampfes gegen reaktionäre studentische Mehrheiten an deutschen und österreichischen Hochschulen, die Koalitionspolitik mit hochschulpolitischen Linksgruppen, die Frage der Altakademiker Gegenstand lebhaftester Erörterung, so bildete Punkt 2: »Organisation des regenerierten Bundes« Haupttätigkeitsgebiet der Kommissionen, denen es gelang, am dritten Konferenztag eine von allen Gruppen akzeptierte »Verfassung« unter Dach zu bringen.

Damit war der Intersozialistische Studentenbund Deutschlands (erweitert durch den Anschluß der österreichisch-sozialistischen Studenten) erneut ins Leben getreten. Es liegt keine Veranlassung vor, zu verschweigen, daß er politischen Charakter trägt. Die intersozialistische Studentenvereinigung betrachtet sich als vorgeschobenen Posten. Sie stellt sich bewußt in den Gegensatz zu den monarchistischen Studenten und tritt für die sozialistische Gesellschaftsordnung ein.

Die Existenz einer kraftvollen, nicht das Licht der Öffentlichkeit scheuenden sozialistischen Studentenorganisation ist aber auch aus anderen Gründen erforderlich.

Bekanntlich ist die »Deutsche Gesamtstudentenschaft« aus den internationalen Studentenverbänden so gut wie ausgeschaltet. Der Intersozialistische Studentenbund, der bereits mit ausländischen Bruderorganisationen in Fühlung steht, wird am ehesten in der Lage sein, diesem Zustand entgegenzuwirken. Er wird eine wirksame sozialistische Studenteninternationale erstreben, in der die Nationen als pares inter pares gemeinsame Arbeit leisten werden.

Außenpolitische Rundschau

Eine zerstörte Hoffnung — Die Grundlagen der Internationale — Die Ursachen der Spaltung — Die Kommunisten — Der russische Imperialismus — Die mögliche Einigung — Die gefährliche Reparationsanleihe

Die Hoffnung, die viele auf die endliche Wiedervereinigung der Arbeiterbewegung gesetzt haben, die Hoffnung, daß der Sozialismus und die Gewerkschaftsbewegung endlich in der Innen- wie in der Außenpolitik sich in bestimmender Weise

geltend machen würden, ist mit dem Auffliegen der aus den drei Internationalen gebildeten Neunerkommission zerstört worden. Als unbedingter Anhänger der sozialistischen Wiedervereinigung ist es mir wohl gestattet, jetzt ein Nachwort zu dem gescheiterten, zum Scheitern verurteilten Versuch zu schreiben.

Es soll hier nicht in dem Tone der Propheten gesprochen werden, die es nachher immer vorausgesehen haben. Schon aus rein taktischen Rücksichten konnte man die von der sozialistischen Partei Frankreichs ausgehende Initiative nicht von vornherein abweisen. Unsere französischen Genossen selbst können ja ernsthaft keine Illusionen gehegt haben. Was sich die verschiedenen Gruppen auch gedacht und was sie auch beabsichtigt haben mögen, das Problem war jedenfalls unlösbar. Wir haben drei internationale Vereinigungen politischer Richtung, aber nur zwei gewerkschaftliche Internationalen, wovon die eine, die von Moskau, eine sehr fragwürdige Existenz führt. Denn außerhalb Rußlands gibt es keine ernst zu nehmende Gewerkschaftsbewegung, die der angeblich roten Gewerkschaftsinternationale angeschlossen ist. Auch die Gewerkschaften, die zur Amsterdamer Internationale in Opposition stehen, wie der französische abgespaltene Gewerkschaftsbund, oder die innerhalb der Amsterdamer Internationale Opposition treiben, wie die Schweizer und die italienischen Gewerkschaften, wollen von einem Anschluß an Moskau, der gleichbedeutend ist mit einer Unterwerfung unter die Moskauer Diktatur, nichts wissen. Niemand wird behaupten wollen, daß es sich bei den Gewerkschaften in höherem Maße als bei den politischen Parteien um doktrinäre oder gar um persönliche Meinungsverschiedenheiten handelt. Die Gewerkschaftsbewegung ist ihrem ganzen Wesen nach eine Massenbewegung der Lohnarbeiter.

Eine politische Partei kann sehr wohl eine aus verschiedenen Bevölkerungsschichten zusammengesetzte Minderheit sein. Was sie zusammenhält, ist ein als Ideal vorschwebendes staatspolitisches Ziel, ist der politische Kampf selbst. Eine Gewerkschaft — wenn es sich nicht um eine von den Unternehmern ausgehaltene gelbe Gewerkschaft handelt — kann überhaupt nur dann existieren, wenn sie praktische Erfolge erzielt, wenn sie imstande ist, auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen einzuwirken. Und das kann sie nur, wenn sie mindestens periodisch die große Mehrheit der Arbeiter zu vereinigen versteht. Schon deshalb müssen alle doktrinären und alle persönlichen Momente in den Hintergrund treten. Wenn es also auf der einen Seite nur eine Gewerkschaftsinternationale gibt, während auf der anderen Seite in Wirklichkeit nur die in die fragwürdigen russischen Gewerkschaften hineingepreßten russischen Arbeiter stehen, so ist diese Tatsache schon ein schlagender Beweis, daß man es auf politischem Gebiet nicht mit drei Internationalen zu tun haben kann.

* * *

Wir müßten zu weit ausholen, wollten wir von Land zu Land, von Partei zu Partei die Ursachen der Spaltung aufzeigen. Wir begnügen uns, zusammenfassend zu sagen, daß in allen Ländern — abgesehen von England, Holland und Rußland, wo aus sehr verschiedenen Ursachen schon vor dem Kriege eine Spaltung bestand — der Krieg es gewesen ist, der die sozialistischen Parteien auseinandertrieb. Und dies in allen Ländern, auch in Österreich, so winzig auch der Anhang der Frey und Genossen sein mag. Der taktisch unlösbare Widerspruch, mit dem die Stellung der Internationale zum Kriege mehr verschleiert als bestimmt wurde, hielt der furchtbaren Tatsache des Krieges nicht stand. Und jede einmal vollzogene Parteispaltung vertieft sich sozusagen von selbst. Das braucht leider nicht erst bewiesen zu werden. Dazu kamen die durch den Krieg aufgerührten und genährten nationalistischen Leidenschaften. Wäre die Sozialdemokratie Deutschlands nicht der Zweiten Internationale treu geblieben, die sozialistische Partei Frankreichs würde ihr nie untreu geworden sein.

Dazu kam, daß die Zusammensetzung der sozialistischen Parteien infolge des Krieges sich wesentlich veränderte. Aus dem Kleinbürgertum, aus den Schichten der

Intellektuellen und der Beamten, ja selbst aus adligen, Offiziers- und Bourgeoiskreisen kamen in großer Zahl Leute zu uns, die nur von der Empörung gegen diesen Massenselbstmord zu uns getrieben wurden. Dazu kam die Masse der Proletarier, die ohne jede sozialistische oder gewerkschaftliche Vorbildung zu uns kamen, und zwar getrieben von ähnlichen Gefühlen wie jene bürgerlich-intellektuellen Gefühlsmenschen und denen, wie diesen, nichts schnell genug ging. Diese Massen müssen wir sozusagen erst verdauen. Der Zwiespalt der Partei rührt *heute* wesentlich von der verschiedenen Schichtung her, die die sozialistischen Parteien durch diesen plötzlichen und unvorbereiteten Zuwachs erfahren haben.

* * *

Aber die *Kommunisten*? *Außerhalb* Rußlands handelte es sich, von wenigen, besonders veranlagten Köpfen abgesehen, fast ausschließlich um sogenannte Kriegs- oder Novembersozialisten, auch in den neutralen Ländern. Ist es nicht natürlich, daß der grauenhafte Krieg so viele Leute aus ihrem seelischen Gleichgewicht gebracht hat? Wo aber wären alle diese angeblich kommunistischen Parteien, wenn sie nicht von Moskau geleitet und unterstützt worden wären! Denn die Moskauer Diktatur über die kommunistischen Parteien der ganzen Erde ist insofern berechtigt, als sonst diese großen Kinder, die sich in Jugoslawien und in Nordamerika, in Kleinasien und in Irland Kommunisten nennen, noch größere Dummheiten machen würden, als man ihnen zu machen befiehlt, und weil sie sonst längst außerstande wären, auch nur ein Wochenblatt erscheinen zu lassen.

Was die *russischen* »Kommunisten« selbst betrifft, so muß man unterscheiden zwischen den Massen, die für uns vorläufig nicht erreichbar sind, und jener dünnen Oberschicht von Abenteurern, die einst als Sozialisten in der ganzen Welt zerstreut lebten und die heute an Stelle des Zaren und des russischen Adels herrschen. Wir wollen ihnen zubilligen, daß sie ursprünglich ehrlich geglaubt haben mögen, sie könnten das unwissende russische Volk durch die Magie von Dekreten zu Sozialisten machen und die kapitalistische Entwicklung überspringen. Die slawischen Völker leiden alle an einem mystischen Nationalismus, der sie, wie Kinder, zu dem Glauben verleitet, sie wären imstande, Unerhörtes auszuführen.

Aber heute? Können sie heute noch diesen Glauben haben, sie, die die Kapitalisten aller Länder um Hilfe anrufen? Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Lenin, Trotzki und deren Satrapen nur noch *herrschen, um zu herrschen*, weil ja schließlich niemand außer ihnen da ist (sonst wären sie längst zum Teufel gejagt), dann ist es die Geschichte der kaukasischen Petroleumfelder.

* * *

Rußland ist ein an Naturschätzen reiches Land. Aber in dem Grade der Zerstörung, in dem sich die russische Wirtschaft heute befindet, wird es eine erhebliche Zeit und viel Arbeit bedürfen, bevor diese Naturschätze wieder der Weltwirtschaft zugänglich gemacht werden können. Anders liegt es mit den Petroleumquellen im Kaukasus, die zum großen Teil direkt am Schwarzen Meere, nie sehr weit davon liegen, somit leicht zugänglich sind. Es kommt hinzu, daß sie in dem Kampfe, den sich die beiden großen Trusts, die amerikanische Standard Oil Company und die englische Royal Shell Company, um die Herrschaft auf dem Petroleummarkt liefern, den Ausschlag geben. Als die Moskauer Diktatoren begriffen, daß sie nach dem Zusammenbruch ihrer Versuche auch nicht mehr auf die »Weltrevolution« rechnen können, daß alle »kommunistischen« Parteien nur ausgeblasene Eier sind, daß die einzige Hilfe nur mehr vom Kapitalismus kommen kann, da taten sie, was die Imperialisten und Abenteurer aller Zeiten stets getan haben: sie überfielen mit überlegener Waffengewalt ihre Nachbarn, die kaukasischen Republiken, eroberten sie und üben dort noch heute ein Schreckensregime aus. Und dann schickten sie ihre Leute hinaus, um mit den Engländern, den Amerikanern, den Franzosen usw. über die Abtretung dieser Petroleumfelder zu verhandeln.

Man mag diese Leute beurteilen, wie man will; man mag alle erdenkbaren geschichtlichen Entschuldigungsgründe anführen; eines ist jedenfalls unbestreitbar: daß ihr ganzes Handeln seit drei Jahren allen sozialistischen Grundsätzen, allem, was mit Sozialismus irgendwie in Zusammenhang gebracht werden kann, direkt ins Gesicht schlägt. Mit diesen Leuten uns einigen wollen, heißt uns zumuten, uns mit Leuten à la Ludendorff zu vereinigen. Und die Entwicklung vieler deutscher Kommunisten zum sogenannten Nationalbolschewismus ist eine ganz natürliche.

* * *

Etwas anderes ist es, wenn der Versuch unternommen werden sollte, die sozialistischen Parteien aller Länder wieder in einer Internationale zu vereinigen. Die Vereinigung auf nationaler Grundlage braucht ihr keineswegs vorausgehen. Waren doch auch in der Internationale vor dem Kriege verschiedene sozialistische Parteien eines und desselben Landes vereinigt. Die Voraussetzung einer solchen Wiedervereinigung ist aber eine klare Grundlage internationaler sozialistischer Aktion, ohne taktische Überkleisterung von unvereinbaren Gegensätzen, also die Ausarbeitung eines Aktionsprogramms internationaler Politik.

* * *

Der Kampf um die Petroleumfelder, der die Kulissenarbeit in Genua beherrscht hat, geht inzwischen weiter. Auch die in Paris verhandelte Reparationsanleihe ist ein Teil dieses Kampfes. Die englische Regierung, die durch die doktrinäre Haltung der amerikanischen Kapitalisten, die es nicht nötig zu haben glaubten, einen erheblichen Vorsprung gewonnen hat, nutzt ihn aus. Andererseits hat aber die amerikanische Regierung den großen Trumpf der europäischen Verschuldung in der Hand. Wenn die amerikanischen Kapitalgrößen Vanderlip und Morgan in eigener Person verhandeln, dann kann man ohne weiteres annehmen, daß das Geschäft ernst ist. Mit Kleinigkeiten geben sich Dollarmilliardäre nicht ab. Wieweit die Engländer und die Amerikaner sich schon einig sind, wird man im Haag konstatieren können. Jedenfalls kann man ohne weiteres annehmen, daß Pierpont Morgan nicht nach Paris fuhr, einzig um Europa aus dem Schlamassel zu helfen. Die philanthropischen Stiftungen der amerikanischen Dollarfürsten sind immer großzügige Kapitalanlagen.

Interessant, wenn auch nicht überraschend ist die Haltung, die in Deutschland die Stinnes und Helfferich gegenüber der »drohenden« Reparationsanleihe einnehmen. Die Bedingungen, soweit sie bis zur Stunde bekannt sind, und die Deutschland zu erfüllen hätte, sind im ganzen akzeptabel. Sie enthalten weder die angedrohte Finanzkontrolle noch die (von Stinnes seinerzeit in London angebotene) Verpfändung der Eisenbahnen oder die Auferlegung von neuen Zahlungsverpflichtungen. Nur die Notenpresse soll zum Stillstand gebracht werden.

Was würde die Erfüllung dieser Bedingung aber für Konsequenzen haben? In erster Linie den Einhalt der Markentwertung, eine Hebung und dann eine Stabilisierung der Papiermark. Die weitere Konsequenz würde sein, daß die Verelendung der Proletarier zum Stillstand käme. Außerdem müßten die Kapitalbesitzer wie die Lohnarbeiter den vollen Betrag ihrer Steuern zahlen und nicht einen um zwei Drittel entwerteten Betrag in Papiermark. Dieser Stillstand der Ausplünderung des deutschen Volkes durch die Roh- und Halbstoffbesitzer erscheint den Stinnes und Helfferich als höchst bedenklich. Eine Ruhrbesetzung? Nun ja, das würde Wasser auf ihre nationalistische Mühle treiben und ihren Profit nicht schmälern. Aber eine Reparationsanleihe mit möglicher Sanierung der deutschen Finanzen ist höchst bedenklich.... J. S.-J.

Literarische Rundschau

Dr. Friedrich Schoendorf, **Die Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin.** Heft 4 der Aufsätze des Osteuropa-Instituts in Breslau aus der Abteilung Recht und Wirtschaft. Leipzig, B. G. Teubner. 34 Seiten.

Man hat bei uns in Deutschland auch vor dem Kriege selbst in den Kreisen der Juristen über das Zivilrecht keines der uns benachbarten Staaten so wenig Bescheid gewußt wie über dasjenige Rußlands. Daran trug wohl vor allem die geringe Verbreitung russischer Sprachkenntnisse in Deutschland Schuld. Zur Fortbildung unseres heimischen Rechts hätte das russische Recht allerdings auch wenig beitragen können. Das ist eines der wesentlichsten Erkenntnisse, die uns die Schoendorffsche Schrift vermittelt. Sie zeigt an einer Vielzahl von Fällen, wie das Kassationsdepartement des Petersburger Senats sich in seiner Eigenschaft als Auslegungsgerichtshof bemüht hat, die außerordentlich zahlreichen Lücken des bürgerlichen Rechts auszufüllen; aber weniger die Einzelfälle erwecken unser Interesse, als das Gesamtbild des russischen Zivilrechts, das sich daraus ergibt. Man hat ein Recht in einem verhältnismäßig primitiven Zustand vor sich, den unsere westeuropäischen Rechte längst überwunden haben. Noch herrscht schlimmster Formalismus, nur verständlich aus der Entstehungszeit der Rechtsnormen, die zumeist vor 1830 liegt, und den vorwiegend bäuerlich beschränkten Verhältnissen Rußlands. Die elementarsten Rechtsformen jedes nur einigermaßen modernen Verkehrsrechts, wie zum Beispiel die zweite Hypothek, sind dem geschriebenen russischen Recht unbekannt. Dies war um so bedeutsamer, als — eine Eigentümlichkeit besonders absolutistisch regierter Staaten — die strengste Bindung des Richters an das Gesetz vorgeschrieben war, der Richter sein Erkenntnis nur dem vom Staate gesetzten geschriebenen Recht entnehmen durfte. Diese »gesteigerte staatliche Rechtsauffassung« (Ehrlich) zusammen mit der außerordentlich starken Lückenhaftigkeit des russischen Zivilrechts zwang den Senat, die zweifelhaftesten juristischen Methoden anzuwenden, um den Formen des modernen Wirtschaftslebens nur einigermaßen Rechtsschutz gewähren zu können. Indessen war dieser Rechtsschutz dadurch etwas problematisch, daß der Senat keine Behörde mit richterlicher Unabhängigkeit war, sondern in hohem Maße politischen Einflüssen unterlag und seine Ansichten bisweilen mit der politischen Richtung, die an der Macht war, wechselten. Insgesamt also ein höchst unbefriedigender und wenig vorbildlicher Zustand. Ein neues Zivilgesetzbuch, mit dessen Vorarbeiten zu Anfang des Jahrhunderts begonnen wurde, sollte eine gründliche Reform bringen. Der Krieg hat dieses Gesetzeswerk nicht zu Ende kommen lassen. Nunmehr wird der Neuaufbau des russischen Staatswesens ein von Grund auf geändertes Recht im Gefolge haben. Für die Praxis wird deshalb die vorliegende Schrift von geringer Bedeutung sein. Um so wertvoller aber ist sie für die vergleichende Rechtswissenschaft und die Rechtsgeschichte, denen sie reiches Tatsachenmaterial zur Verfügung stellt. Marx

---

Debes-Schmidt, **Westfälischer Schulatlas.** Kleine Ausgabe, bestehend aus: Schmidt, Westfälischer Heimatatlas in 12 Karten und Debes-Schlee, Kleinerer Schulatlas in 24 Karten. 26. Auflage. Ladenpreis gebunden 24 Mark. — Mittlere Ausgabe, 12 und 48 Karten. 104. Auflage. Preis 34 Mark. — Große Ausgabe, 12 und 72 Karten. 67. Auflage. Preis 44 Mark. Leipzig 1922, Verlag von H. Wagner und E. Debes.

Das Neue an diesen Ausgaben des bereits seit Jahren rühmlichst bekannten Debesschen Schulatlas ist vor allem die Hinzufügung von zwölf Heimatkarten der Provinz Westfalen, die der als Schul- wie als geographischer Fachmann bekannte Professor Dr. Max G. Schmidt, Direktor des Realgymnasiums in Lüden-

scheid (Westfalen), zur Bearbeitung übernommen hatte. Gerade Westfalen weist a in Bodengestalt, Klima, Volksdichte, Wirtschaftsleben, Religionsbekenntnis und geschichtlicher Entwicklung eine größere Mannigfaltigkeit als die meisten übrigen preußischen Provinzen auf. Von den zwölf ihm gewidmeten, technisch außerordentlich gelungenen Karten ist die erste eine Fluß- und Gebirgskarte, die zweite eine politische, welche die einzelnen Stadt- und Landkreise in deutlich abgrenzender Farbentönung vortrefflich wiedergibt. Übrigens sind die kleinen Nachbarfreistaaten Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, von denen es hoffentlich nur eine Frage der Zeit ist, daß sie in die preußische und damit die deutsche Gesamtrepublik aufgehen werden, mit berücksichtigt. Dann folgen drei genaue Sonderkarten des nordwestlichen, nordöstlichen und südlichen Teiles der Provinz, darauf eine geologische, die auch das ganze Rheinland und einen großen Teil von Hessen-Nassau mitumfaßt, sodann eine besonders instruktive »Wirtschaftskarte«, welche einen klaren Überblick über die Land- und Forstwirtschaft, den Bergbau, die Industrie und die Verkehrswege (Eisenbahnen, Kanäle, Flußschiffahrt) gibt, der Industriebezirk erhält außerdem noch eine besondere Karte. Die nächsten Karten betreffen die Bevölkerungsdichte und die Verteilung der Konfessionen sowie die geschichtliche Entwicklung (mit zwei Sonderkarten der politischen Verteilung von 1800 und 1812). Die letzten verkleinerten Karten endlich, entworfen von P. Polis und E. Debes, stellen die verschiedenen Temperatur- und Niederschlagsgebiete Westfalens dar.

Natürlich sind auch die politischen Karten des außerwestfälischen Teiles nach dem Stande der Dinge seit Abschluß des Weltkriegs geändert, auch eine Reihe sorgfältig ausgeführter neuer — in der großen Ausgabe, soweit wir feststellen konnten, fünfzehn — Karten hinzugekommen.

So macht der »Debes«, unserer Ansicht nach schon vor dem Kriege der beste Schulatlas, auch in seinem neuen Gewand seinem alten guten Ruf alle Ehre. Die kleine Ausgabe ist für den Unterricht auf den Volksschulen und der Unterstufe der höheren Lehranstalten, die große für den wissenschaftlicheren Unterricht auf den obersten Klassen bestimmt. Denjenigen höheren Schulen, die bei den heutigen Teuerungsverhältnissen einen Atlas für sämtliche Unterrichtsjahre wünschen, dürfte die mittlere Ausgabe am meisten zu empfehlen sein. Aber nicht bloß die Schüler, auch die Erwachsenen können und werden aus Schmidt-Debes viel lernen können. Besonders reizvoll und lehrreich werden für sie die Schmidtschen Heimatkarten sein, auch für den Arbeiter. Es wäre deshalb zu wünschen, einmal, daß der Heimatatlas auch besonders abgegeben wird (was, wie wir hören, der Fall sein soll), und zweitens, daß das neue Prinzip der Beigabe von Heimatkarten auch auf die übrigen preußischen Provinzen und größeren deutschen Länder soweit wie möglich angewandt wird.

K. Vorländer

Bertrand Russel, **Grundlagen für eine soziale Umgestaltung.** München 1922, Drei-Masken-Verlag. Preis 25 Mark.

Das vorliegende Buch, das von Margarete Hethey ins Deutsche übertragen worden ist, ist während des Krieges im November 1916 in England erschienen und hat dort großes Aufsehen erregt. Sein Verfasser, ein bedeutender Philosoph und Mathematiker, war Professor an der Universität Cambridge, wurde aber wegen seiner Friedenspropaganda aus dem Amt entfernt. Den Inhalt des Buches bilden Vorlesungen, die Russel im Jahre 1915 an der Universität gehalten hat. Sie sind entstanden aus der Absicht, eine politische Philosophie aufzustellen, die auf der Überzeugung beruht, daß der triebhafte Impuls einen größeren und stärkeren Einfluß ausübt auf die Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens als der bewußte Zweck. Fast alle Impulse können in zwei Gruppen eingeteilt werden: in solche, die darauf abzielen, Besitztümer zu erwerben und zu bewahren, und in solche, die schöpferischer Natur sind und der Menschheit neue Werte schenken. Die schöpferischen Impulse, die das Leben gut und schön und lebenswert machen, müssen in

den Vordergrund gestellt, die anderen müssen zurückgedrängt werden. Staat und Gesellschaft haben die wichtige Aufgabe, die schöpferische Tätigkeit zu fördern und den Erwerbstrieb und die Liebe zum Besitz einzudämmen. Daß der Krieg im entgegengesetzten Sinne wirkt, leuchtet ohne weiteres ein, und daß die bestehenden Eigentums- und Besitzverhältnisse ebenfalls einen ungünstigen Einfluß ausüben auf die Schöpferarbeit, braucht nicht erst gesagt zu werden.

In sehr interessanter Weise behandelt Russel das Entwicklungsproblem und seine Förderung beziehungsweise Hemmung durch die staatlichen Einrichtungen, den Krieg als eine ständige Erscheinung im Völkerleben und die Möglichkeit seiner Beseitigung, das Eigentum und seine Auswirkung auf das menschliche Zusammenleben, die Erziehung, die Ehe und die Religion. Zum Schluß erörtert er die Frage, was geschehen muß, um die Welt umzugestalten, und was jeder einzelne dazu beitragen kann, um diese Wiedergeburt der Menschheit zu fördern und zu beschleunigen. Es sind gute, beherzigenswerte Vorschläge, die er macht, und es sind fruchtbare Gedanken, die er ausstreut. Möge das Buch viele Leser finden, dann wird es seinen Zweck erfüllen.

Franz Laufkötter

Notizen

Arbeitslosigkeit in Polen. Auch die polnische Arbeiterschaft leidet unter einer beträchtlichen Arbeitslosigkeit. Nach einem Bericht des polnischen Arbeits- und Sozialfürsorgeministeriums an das Internationale Arbeitsamt hat die Arbeitslosigkeit seit Oktober vorigen Jahres fast ständig zugenommen. Wenn auch die zahlreichen Rückwanderer aus Rußland zu dieser Steigerung beigetragen haben, so war doch die unmittelbare Ursache das Steigen der polnischen Mark, wodurch die schon bisher großen Schwierigkeiten der Ausfuhrindustrie noch vermehrt wurden, während einheimische Verbraucher mit Käufen zurückhielten. Die für Polen wichtigen tierischen Rohstoffe blieben hoch im Preise. Ein regelmäßiger Handelsverkehr mit den meisten Nachbarstaaten fehlt immer noch. So stieg die Zahl der Arbeitslosen am 20. November 1921 auf 146 000 (von denen die Hälfte ehemalige Soldaten sind) gegenüber 120 000 am 1. November 1921 und 80 000 am 1. Oktober. Die Zahl stieg bis zum 1. Dezember 1921 sogar auf 173 000.

Zur Milderung dieser Krise des Arbeitsmarktes wurden der Regierung vom Ministerium für Industrie und Handel eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen, die erst zum Teil durchgeführt werden konnten. So wurde die 20prozentige Kohlensteuer aufgehoben, die Eisenbahnfrachten für gewisse Rohstoffe, insbesondere Holz, Petroleum usw. ermäßigt sowie Krediterleichterungen für die Industrie von der staatlichen Darlehenskasse gewährt. Ende des Jahres 1921 betrugen die Gesamtvorschüsse dieser Kasse 35 Milliarden polnische Mark. Außerdem wurde die Ausfuhr nach Möglichkeit gefördert, soweit dies ohne allzu große Verluste möglich war.

Die verfassunggebende Versammlung hat die von der Regierung zur Behebung der Krise eingeleiteten Schritte gutgeheißen und den Wunsch ausgesprochen, daß energisch vorgegangen werde, um die Lebenskosten herabzusetzen. Auch forderte sie die Ausarbeitung eines Planes öffentlicher Arbeiten für das kommende Jahr und die Vorlage eines vorläufigen Gesetzes über eine Arbeitslosenfürsorge, das später durch eine Arbeitslosenversicherung abzulösen wäre. Zurzeit kann nämlich Arbeitslosenunterstützung auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1919 nur für 13 Wochen im Jahre gewährt werden.

Die Anträge der sozialistischen und nationalen Arbeiterpartei, die dahin gingen, die Regierung möge gegen die Schließung gewerblicher Betriebe wie gegen deren Betriebseinschränkung vorgehen und nötigenfalls Zwangsmaßnahmen dagegen ergreifen, wurden vom Landtag abgelehnt.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12 | Ausgegeben am 16. Juni 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der englisch-russische Gegensatz in Zentralasien

Von Erwin Barth

I

Man darf sich nicht der Täuschung hingeben, daß der englisch-russische Gegensatz mit dem Zusammenbruch des zaristischen Rußland ausgelöscht ist. Ein über Jahrhunderte hinweg dauerndes stilles und offenes zähes Ringen zwischen zwei gegensätzlichen Kräften muß den beteiligten Völkern und Staaten einen kräftigen Stempel aufdrücken und die politischen wie wirtschaftlichen Kräfte anhaltend beeinflussen. Der Zarismus ist verschwunden, aber die Tradition der russischen Außenpolitik ist nicht mit ihm gestorben. Es ist gar kein Wunder, daß die Sowjetregierung, sobald sie sich auch in der Weltpolitik etwas regen konnte, auf die Tatsachen, die durch den russisch-englischen Gegensatz in Asien geschaffen worden sind, wieder hinstieß. Es wäre sehr reizvoll, politisch-philosophische Betrachtungen über die Wesenheit und Ursachen weltpolitischer Konstellationen, Bündnisse und »Erbfeindschaften« anzustellen und dabei die Außenpolitik Rußlands seit Bestehen seiner Staatlichkeit zu analysieren. Doch das kann hier nicht geschehen.

Der russisch-englische Gegensatz in Zentralasien ist wieder wach geworden. Seine Austragsformen zeigen natürlich einen ganz anderen Charakter als vor dem Weltkrieg. Das liegt in den großen Veränderungen begründet, die der Krieg gebracht hat. Der Gegensatz liegt noch stark abseits von den großen Problemen, die gegenwärtig die Weltpolitik beherrschen. Aber ich bin überzeugt, daß er sich im gleichen Tempo mit der inneren Kräftigung Rußlands mitten in den Kreis der großen Politik hineindrängen wird. Vorläufig hat der Kräftigungsprozeß Rußlands noch nicht begonnen. Er wird jedoch viel rascher ablaufen als anderwärts; Rußland ist ein Agrarland voll großer natürlicher Reichtümer und zählt nur etwa 22 Menschen auf den Quadratkilometer (24 vor dem Kriege). Das sagt alles. Die Wahrscheinlichkeit, daß der russische Riese in absehbarer Zeit wieder auf den Beinen steht, gibt diesem in der Hauptsache historischen Thema Aktualität.

* * *

Seit Vasco da Gama 1498 in Indien landete und von dort nach Portugal eine »reiche Ladung Gewürze und Edelsteine« mitbrachte, war die europäische Habsucht nach den sagenhaften Reichtümern Indiens, die Triebkraft des primitiven Imperialismus, erweckt und der Anfang zur Kolonisierung Indiens gegeben. Schon 1500 rüstete der Portugiesenkönig eine große Flotte nach Indien aus und etablierte dort eine Faktorei, der im Laufe der folgenden Jahrzehnte andere und damit an diesen Plätzen eine sehr harte Kolonialherrschaft folgten. Die Holländer kamen ein Jahrhundert später nach Indien und fast gleichzeitig mit ihnen die Engländer. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts tauchten dann auch die Franzosen als »ehrsame Kaufleute« auf.

Sie alle fühlten sich als die Erben der indischen Reichtümer, und die Rivalitäten zwischen ihnen, die vom ersten Tage an begonnen hatten, arteten in blutige Kämpfe um das Alleinausbeutungsrecht aus. 1610 wurde von den Engländern die Ostindienkompanie gegründet. Sie erhielt bald besondere Regierungsvollmachten und führte eigene Kriege mit europäischen Nebenbuhlern und Indern zur Unterwerfung des Landes unter die englische Oberherrschaft. Sie prägte eigenes Geld, wurde politische Verwaltung und wuchs schnurgerade in die offizielle englische Regierung über Indien hinein. Die Holländer, Franzosen und Portugiesen wurden bald von der Ostindienkompanie aus Indien hinausgeworfen. Die Kompanie unterwarf in zahlreichen Kriegen mit den indischen Fürsten allmählich das ganze Land. 1858 wurde die Ostindienkompanie, die als Handelsgesellschaft begonnen und als indische Regierung geendet hatte, vom englischen Parlament aufgelöst. Indien wurde nun direkt unter die englische Krone gestellt. Die noch nicht unterworfenen Teile Indiens hat die englische Regierung dann unter ihrer direkten Verantwortung auf die Knie gezwungen. Indien ist englische Kolonie. Der natürliche Reichtum des Landes liegt nur in englischen Händen.

Rußland ist erst spät an die große Politik herangekommen. Erst lange nach der Tatarenherrschaft. Es genügte dem Leben seiner Menschen durch den natürlichen Reichtum seiner Erde. Das Land war weit, und seine Entfernungen waren durch keinerlei Verkehrsorganisation gemildert. Die Bojarengeschlechter, die bei den jederzeit bestrittenen Grenzen ihrer »Länder« ihre nie ruhende Rivalität um die größere Macht und um die Großfürstenstellung alltäglich kriegerisch auswirken lassen konnten, vermochten das Land nicht zu ruinieren. Wie Pflanzen nach warmem Regen, sprang nach den zerstörenden Raubkriegen immer wieder neues Leben aus den Ruinen. Die dünne Bevölkerung des Landes, das bei Ausbruch des Krieges erst 24 Menschen auf den Quadratkilometer zählte (gegen 123 in Deutschland), fand im Lande immer genügend Unterhaltsmittel für seine primitiven Ansprüche. Die Bojaren hatten genug Händel mit ihren Rivalen und mit den Städten; sie empfanden nichts von der großen Politik, die in der übrigen Welt spielte. Rußland war ein großes, politisch zerrissenes Landgebiet ohne Staatsgefühl und Staatsgesinnung. Die Fürsten hofierten bei den Tataren, ohne deren Gunst sie null und nichts waren.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelang es, das Großfürstentum Moskau zu konsolidieren. Die Befreiung von den Tataren, die bald darauf folgte, war nicht einem Befreiungskrieg, sondern dem Verfall der Tataren zu danken. Rußland war noch nicht wach. Aber die Moskauer Großfürsten usurpierten allmählich die Herrschaft über das Land, und Iwan der Schreckliche, der als erster bei seiner Krönung den Titel »Zar« annahm (1547), hatte das Innere Rußlands schon fest in der Hand. Er war ein Alleinherrscher in der verwegensten Bedeutung des Wortes und seine Nachfolger nicht minder. Von da an hat eigentlich Rußland bis in seine letzte monarchistische Vergangenheit Eroberungskriege zur Ausweitung des Reiches nach allen Seiten geführt.

Erst Peter der Große, ein Mensch von ganz ungewöhnlicher Beweglichkeit, Tatkraft und Kühnheit, hob Rußland als Staat aus der Taufe. Er war der erste, der weit über die Grenzen des Landes hinausschaute und einen sicheren Instinkt für die politische Zukunft seines Landes hatte. Er zimmerte

als junger Bursch mit eigener Hand primitive Boote, mischte sich unter die Handwerker und Soldaten, brachte ausländische Handwerker ins Land. Er zog nach Archangelsk, lernte das Meer kennen und gründete dort die erste Handelsflotte Rußlands. Später ging er nach Holland, lernte dort den Schiffsbau und tollte und soff in den Schifferkneipen herum. In ihm wurde der Drang Rußlands zum Meere, der die ganze spätere Geschichte Rußlands als unstillbarer Trieb beherrschte, zuerst lebendig — und auch ein starkes Verlangen nach den märchenhaften Reichtümern Indiens und die Gegnerschaft gegen England. Der englisch-russische Gegensatz ist, wenn man so sagen darf, schon eine Erfindung Peters des Großen.

Hier muß eingeschaltet werden, daß es falsch erscheint, den Grundzug des Charakters des russischen Volkes als imperialistisch hinzustellen. Das russische Volk ist eigentlich immer ein Werkzeug der Zaren gewesen, die ihm in seiner Allgemeinheit als Verkörperung von Vaterland, Staat und Religion galten. Die weltgeschichtliche Bedeutung Rußlands ist dem breiten Volke nie bewußt geworden. Der Zar machte alles. Darin schickte man sich leidenschaftlich oder still ergeben. Das moderne, erwachende Rußland war bis heute eine dünne Oberschicht der Geburtsvorrechte oder des Intellekts. Sie hat neben dem Zaren den politischen und wirtschaftlichen Imperialismus Rußlands repräsentiert.

Peters ganzes Trachten war zunächst nach einem offenen Meere gerichtet, um die Monopolstellung des Auslandes im Handel mit Rußland zu sprengen. Die Türkenmauern, die den Zuzug zum Schwarzen Meere sperrten, waren ihm zu dick. Die schwedische Herrschaft, die den größten Teil der Ostsee umklammerte, schien ihm schwächer. Der Nordische Krieg gegen Karl XII. begann und wurde trotz anfänglicher Mißerfolge zäh bis zur Gewinnung der ganzen Randstaaten durchgeführt. Nachdem Schlüsselburg erobert war, legte Peter den Grundstein zu Petersburg, eine unerhörte Verwegenheit, denn dies Gebiet war noch schwedisch. Karl ließ sich das nicht gefallen, und er wurde darin von Holland und namentlich England unterstützt, die nichts von einem Ausgang Rußlands zur Ostsee wissen und Rußland auf den meist vereisten Hafen von Archangelsk beschränken wollten. Nach achtzehn Jahren aber hatte Peter Wiborg und den größten Teil der baltischen Randstaaten (Ingermanland, Est- und Livland) fest in Händen. Unmittelbar darauf stieß er am entgegengesetzten Ende seines Landes vor und eroberte Derbent und Baku an der kaspischen Küste des Kaukasus sowie die am Südrand des Kaspisees gelegenen Provinzen Persiens (die letzteren wurden später wieder an Persien herausgegeben).

Rußland hatte für seinen Vormarsch nach Süden und Südosten verschiedene Beweggründe:

1. Gewinnung eines offenen Ausgangs in und durch das Schwarze Meer (Krieg den Türken, denen die Nordküste des Schwarzen Meeres gehörte);
2. Herrschaft auf dem Kaspischen Meer, um den Handel mit Zentralasien in die Hände zu bekommen (Eroberung des Kaukasus);
3. Schaffung fester Grenzen in Transkaspien und Sicherung des Handelswegs gegen die ewig fluktuierenden Nomaden der Steppen;
4. Gewinnung eines Weges nach Indien oder mindestens nach dem Indischen Ozean. Eroberung des Südufers des Kaspischen Meeres und Durchdringung Persiens und Afghanistans.

Die offenen Kämpfe um das Schwarze Meer gegen die Türken fanden erst 1877 ihr Ende, wobei den Russen Bessarabien und im Südwesten des Kaukasus in Asien Kars, Ardahan und Batum zufielen.

Die Unterwerfung des Kaukasus haben die Russen mit kolossalen Geld- und großen Menschenopfern durch einen halbhundertjährigen Kleinkrieg erst 1859 beenden können.

In Transkaspien sind die Russen durch die zahlreichen Rückschläge und den Verlust der im heißen Wüstensand untergegangenen Expeditionen nicht abgeschreckt worden, sie haben in zäher Ausdauer von fast zweihundert kampfvollen Jahren das ganze transkaspische Gebiet bis an die chinesische und die afghanische und persische Grenze in ihre Gewalt gebracht. Erst mit der Besitzergreifung von Merw im Jahre 1884 endete dieses Unternehmen.

Den Weg nach Indien haben sie nicht erringen können. England hatte die Vorposten seines Widerstandes und des Schutzes Indiens in weitestem Kreise gegen Rußland ausgestellt.

* * *

Indien ist im Kreise des britischen Weltreichs wohl die wichtigste, ja die lebenswichtige Besitzung. Aus dem englischen Herrschafts- und Wirtschaftssystem läßt sich Indien überhaupt nicht herauslösen, ohne daß alles ins Wanken kommt. Diese Wahrheit und die darum erklärliche Sorge Englands um den Schutz seines indischen Besitzes bilden den Schlüssel zum Verständnis der englischen Orientpolitik. Die einzig ernsthafte Gefahr für Indien drohte bisher aus Rußland.

Es ist Tradition der englischen Politik, eine überragende Führerstellung irgendeines Landes in Europa nicht zu dulden und ihr entgegenzuarbeiten. Daraus erklären sich größtenteils die früheren und die jetzigen Interessenkonflikte mit Frankreich, das Eingreifen in den Krieg gegen Deutschland und die Kampfstellung gegen Rußland. Rußlands Macht wuchs in Asien und in Europa; es war der robuste Rivale Englands um die Oberherrschaft auf dem asiatischen Festland und der mächtigste Schwergewichtspolitiker in Europa. Seine ganze Kraft war auf seinen Vormarsch gegen das warme Mittelmeer und den Indischen Ozean gerichtet. Ob Rußland in dem letzten halben Jahrhundert noch ernsthaft die Absicht auf eine Erwerbung Indiens aufrechterhielt, ist zweifelhaft. Mit der Erforschung Zentralasiens erwuchs ihm wohl auch die Erkenntnis der fast übermenschlichen Schwierigkeiten, die einem solchen Plan entgegenstanden. Die Russen strebten daher nach der Hegemonie im mittleren und auch vorderen Orient. Wenn England, das ohnehin in der Defensive war, nicht resigniert quittieren und seinen Einfluß im Orient und damit schließlich auch die Kolonialherrschaft über Indien preisgeben wollte, mußte es auf den offenen Konflikt gerüstet sein.

Die Existenz des britischen Imperiums hatte ihre verwundbarste Stelle in Indien. Das galt es zu schützen. Schon bei den Feldzügen Rußlands in Transkaspien und im Kaukasus wurden englische Waffen und auch politische Unterstützungen an die Gegner Rußlands gegeben. Das half nicht auf die Dauer. Aber England erreichte wenigstens, Rußland an der Grenze Afghanistans und an der heutigen Grenze Persiens zum Stehen zu bringen. Ebenso vermochte es Rußland an der Meerenge aufzuhalten.

Solange das Schwarze Meer türkisches Binnengewässer war, hatte die Meerengenfrage keine praktische Bedeutung. Schon Peter der

Große suchte freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und Durchfahrt durch die Meerengen zum Ägäischen Meer zu erlangen. Das wurde — auch ohne englische Mitwirkung — durch die Türken verhindert. Erst 1774 im russisch-türkischen Frieden von Kütschük-Keinardsche konnte Rußland die Duldung einer eigenen Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer durchsetzen. Die Einfahrt in den Bosporus oder gar in die Dardanellen blieb ihm verwehrt. 1833 wurde den Russen die Durchfahrt mit Handelsfahrzeugen, die Militär- und Kriegsausrüstung transportierten, erlaubt, acht Jahre später aber durch den Londoner Meerengenvertrag wieder beseitigt. Der Pariser Frieden nach dem Krimkrieg (1856) entzog das Schwarze Meer allen Kriegsflaggen einschließlich jener der Uferstaaten. Rußland durfte also dort keine Kriegsflotte mehr unterhalten. Diese Bestimmung wurde erst 1871 wieder aufgehoben. Als die Russen 1878 bis vor die Tore Konstantinopels gedrungen waren, sprengte eine starke englische Kriegsflotte die Dardanellensperre und legte sich vor Konstantinopel. Ein englisch-russischer Krieg wurde jedoch durch europäische Vermittlung vermieden. Rußland ging zurück, und England erhielt das maritim wichtige Zypern im östlichen Mittelmeer. Die Dardanellen aber blieben gesperrt für Kriegsfahrzeuge. Rußland rannte also fortgesetzt gegen das um seine Verbindung nach Indien, um seine Oberherrschaft im Mittelmeer besorgte England und mußte sich immer wieder die Türe zum Mittelmeer von den Engländern vor der Nase zuschlagen lassen.

England hatte währenddessen das Mittelmeer, den bequemsten Weg nach Indien, fest in seine Hände gebracht. Gibraltar, Malta, Zypern, Suez (und die Landdeckung dafür, Ägypten) bilden eine starke militärische Etappenlinie. Der Indische Ozean wurde ein rein englisches Meer, das nach allen Anfahrtsrichtungen überwacht werden konnte. Aden, am Ausgang des Roten Meeres, und die Nebenküste sind englisch, durch die Gründung des Königreichs Hedschas ist sogar die ganze Ostküste des Roten Meeres unter englischen Einfluß gekommen. Der Sultan von Oman hat den Engländern die Festsetzung auf der den Persischen Golf gegen den Indischen Ozean abriegelnden Landzunge gestattet, der Fürst von Kuweit ist mit seinem für die Kontrolle des Schatt el Arab wichtigen Lande für England gewonnen, und selbst die Bagdadbahn konnte nur über ein englisches Endstück an den Persischen Golf gelangen. Die militärische und maritime Kontrolle und Sicherung des Zuganges nach Indien ist von England vervollständigt dadurch, daß es sein Kolonialgebiet nach Unterwerfung Beludschistans bis an die Grenze Persiens herangeführt und die beiden Hauptübergänge von Afghanistan nach Indien durch starke, mit einem strategischen Eisenbahnaufmarschnetz verbundene Festungen (Peschawar, Quetta) abgeriegelt hat. Seit der Aufrichtung des Königreichs Mesopotamien umfaßt es tatsächlich die ganze Land- und Seegrenze Südpersiens.

Auch Napoleon hat die Verwundbarkeit Englands in seinen südasiatischen Besitzungen klar gesehen. Er plante 1800 mit dem Zaren Paul I. zusammen einen Einfall in Indien. England begegnete dem durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem persischen Schah. 1807 schickte Napoleon zur Organisation und Ausbildung eines persischen Heeres eine siebzigköpfige Militärmission unter General Gardanne nach Persien. Die Arbeit begann in Aserbeidschan und Kermanschah. 1808 antwortete England darauf durch eine Erneuerung

des Bündnisvertrags mit dem Schah und fügte dem eine jährliche Rente an den Schah von 160 000 Toman (damals etwa 1,5 Millionen Goldmark) und das Anerbieten hinzu, soviel englische Offiziere als Instrukteure der persischen Armee zur Verfügung zu stellen, als nur gewünscht würden. 1814 gestaltete es den Bündnisvertrag aus. Durch den ersten Artikel dieses Vertrags sollte Persien Schutzstaat für Indien werden: die persische Regierung sollte »keinem europäischen Heer erlauben, persisches Gebiet zu betreten, noch nach Indien zu marschieren ... und verpflichtet sich auch, nicht zu erlauben, daß irgendwelche Staatsangehörige solcher europäischen Nationen, welche den Plan hegen, nach Indien einzufallen, oder im Kriegszustand mit Großbritannien stehen, persisches Gebiet betreten«.

Die englische Politik wählte den Weg der indirekten Verteidigung durch Festigung eines Ringes von Pufferstaaten gegen Rußland und Sicherung seines Einflusses auf die Politik und die Regierung dieser Länder. Afghanistan wurde im Laufe der Zeit, nachdem die wiederholten Niederlagen eindringender englischer Truppen gezeigt hatten, daß dieses Land nur unter ganz gewaltigem Kraftaufwand hätte forciert werden können, ähnlich wie einst Persien unbequemen Fremden verschlossen. Der Emir erhielt eine jährliche englische Rente von 1 800 000 Rupien (1 Rupie gleich nominell 1,92 Goldmark). Der Türkei leistete England bis zum Weltkrieg als »Beschützer des Islam« jeden Beistand gegen Rußland, um deren Bestand zu gewährleisten. Daß es mit Persien ebenso geschah, haben wir eben gesehen. England hat mit größtem Geschick operiert und das Vertrauen der zentralasiatischen Staaten gewonnen. Der Emir Abdur Rahman von Afghanistan hat noch um die Jahrhundertwende in seinem Testament niedergeschrieben: »Mein vierter Rat geht dahin: England darf Persien und die Türkei nicht, wie es früher getan hat, vernachlässigen; es muß die Besitznahme dieser Länder durch Rußland oder eine Unterwerfung unter dessen Einfluß verhindern ... (es muß) mit allen Mitteln die Türkei, Persien und Afghanistan zu einem Dreibund untereinander zu bewegen suchen.«

Die russische Politik suchte die englische Pufferstaatentheorie zu durchlöchern, indem es auf die innere Zermürbung der Puffer seine Kraft setzte. In Afghanistan mischte es sich mit Geld- und Waffenlieferungen in die Kämpfe um den Thron. Am Ende blieben jedoch die von England unterstützten Prätendenten des Thrones siegreich. Gegen die Türkei mobilisierte es die Balkanstaaten und Armenierunruhen, aber der mittelbare Erfolg blieb gering. Dagegen hat es in Persien, das als wichtigstes Land im System der Pufferstaaten galt und schließlich zum Sammelpunkt des russisch-englischen Interessenkampfes wurde, die Engländer Schritt um Schritt zurückdrücken und das Land allmählich in größte Schwierigkeiten bringen können. Rußland und England bemühten sich mit wechselndem Erfolg, die wirtschaftliche und politische Oberhand in Persien zu erlangen. Rußland war im Angriff, war robuster und erfolgreicher.

Bis Ende der achtziger Jahre hat England durch wichtige wirtschaftliche und Verkehrskonzessionen seine »friedliche Durchdringung« des Landes fördern können; dann aber war Rußland so weit gelangt, den Handel Persiens immer fester an Rußland anzuschließen und die englische Konzession mehr als wettzumachen. England hatte den indoeuropäischen Telegraphen mit einer wichtigen Verzweigung im Süden durch Persien und den größten

Teil der persischen Staatstelegraphen gebaut oder in Ausbeutung genommen. Die englischen Telegraphenkontore genossen das Recht der Exterritorialität und bildeten politische Stationen Englands. England erhielt 1889 die Konzession der Imperialbank of Persia mit einem Monopol zur Errichtung von Bankstellen und des Banknotendrucks für Persien. Rußland errichtete unmittelbar darauf trotz des Widerstandes der persischen Regierung die Eskomptebank für Persien als Filiale der russischen Staatsbank. Im Jahre 1882 hatte der Schah zu seinem eigenen Schutze russische Offiziere zur Bildung einer Kosakenbrigade in Teheran zugelassen. Die Offiziere waren Russen und empfingen bald ihre Befehle direkt aus Petersburg; die 1200 bis 1800 Kosaken waren Perser unter dem Befehl Petersburgs, mußten aber von Persien bezahlt werden. Das war der Haupthebel der russischen Erfolge gegen England und Persien. In englischen Konzessionen usw. in Persien waren 1913 insgesamt 9,67 Millionen Pfund (über 193 Millionen Mark), in russischen aber schon 163,7 Millionen Rubel (360 Millionen Mark) angelegt. Rußland hatte fahrbare Chausseen nach allen wichtigen Städten in Nordpersien gebaut, die von Russen verwaltet und tatsächlich russische Enklaven waren, die Persien an die Militärmagazine und Verkehrsadern Rußlands direkt anschlossen. Persien hatte ferner auf dem Kaspischen Meere seine Schiffahrts- und Fischereirechte in russische Hände geben müssen. 1906 bis 1907 war der Anteil Englands am persischen Gesamthandel auf 10,5 Prozent zurückgegangen, der Rußlands auf 53 Prozent gestiegen. Über die Hälfte des persischen Außenhandels ging also durch russische Hände.

Rußland hatte bisher die englischen Eisenbahnkonzessionen zu hintertreiben gewußt. 1890 verpflichtete es die persische Regierung, während der nächsten zehn Jahre keine Eisenbahnkonzessionen zu vergeben oder Eisenbahnen zu bauen. Dieses Abkommen wurde 1900 auf abermals zehn Jahre verlängert. 1913 baute es dann selbst die erste Eisenbahn in Persien, die Täbris, die dichtigste Stadt der wichtigsten Provinz Persiens, Aserbeidschan, direkt an die russischen Militärarsenale in Tiflis anschloß.

Rußland trachtete Persien auch finanziell in die Hände zu bekommen. Früher war es ein englisches Monopol, den Persern Anleihen und Vorschüsse zu geben. 1900 lieh Rußland der persischen Regierung 22,5 Millionen Rubel, davon wurden sofort 500 000 Pfund in Gold nach London zur Ablösung der englischen Anleihen gegeben. Zwei Jahre später erhielt Persien abermals eine Anleihe von 10 Millionen Rubel, wogegen es sich verpflichtete, keine neuen Anleihen von einem anderen Staat als Rußland aufzunehmen, bevor die Schulden an Rußland zurückgezahlt seien. Gegen diese russischen Kredite, die sich wiederholten, wurden nach und nach die Zolleinnahmen fast ganz Persiens verpfändet. (Schluß folgt)

Eine Milchmädchenrechnung!

Von J. Steiner-Jullien

Die Reparationskommission hat nach reiflicher Überlegung beschlossen, den vorläufig erteilten vorläufigen Zahlungsaufschub für das Jahr 1922 unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen in einen endgültig vorläufigen

Zahlungsaufschub, der aber jederzeit widerrufen werden kann, zu verwandeln. Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß diese waghalsige Großmut der Reparationskommission von der Furcht eingegeben wurde, bei einer Verweigerung des endgültig vorläufigen (oder vorläufig endgültigen) Zahlungsaufschubs könnte die internationale Anleihe für Deutschland nicht zustande kommen. Und diese angeblich für Deutschland, in Wirklichkeit für die Alliierten bestimmte Anleihe hat endgültig zum Zweck, ein starkes Drittel der in London festgesetzten Schuldsumme, die Deutschland aufzubringen hat, von Amerika zahlen zu lassen.

Die Sache ist zwar für das Auge des Laien auf den ersten Blick etwas unklar, in Wirklichkeit aber höchst einfach. Am 6. Mai 1921 fing es in London an, als man festsetzte, daß Deutschland an die Alliierten 132 Milliarden (die in Wirklichkeit 138 Milliarden sind, weil als kleine Nachtragsforderung noch 6 Milliarden hinzukommen, die Belgien den Alliierten schuldet) zu zahlen hat, selbstverständlich zuzüglich der Zinsen und Zinseszinsen, eine Summe, die sich jeder leicht in Papiermark ausrechnen kann. Am 26. Juni 1922 geht die Geschichte weiter im Haag. Dazwischen liegen Krisen, Konferenzen, Börsenkrache und Marksturze sonder Zahl, aber auch Arbeitslosigkeit, Hunger, Massenelend und Riesenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit auf der einen Seite; Teuerungswellen auf Teuerungswellen, Riesenpapiergewinne, die sich in Realwerte, Lohnerhöhungen, die sich in Papier verwandeln, Verelendung des Proletariats und Proletarisierung der städtischen Mittelschichten auf der anderen Seite. Die Besetzung von Frankfurt, die Vorbereitung der Besetzung des Ruhrgebiets durch die Besetzung der Ruhrhäfen, die »Hand am Kragen« Deutschlands, die Verdopplung der Reparationskommission durch das Garantiekomitee, die Zerreißung Oberschlesiens, kurz, nichts wurde gespart, um Deutschland zum Zahlen zu bringen. Und als Deutschland die erste Goldmilliarde — in ausländischem Papiergeld — zahlte, fing das Elend an. Sehen wir uns das Problem, wie es sich jetzt darstellt, näher an.

Also der Antrag der deutschen Regierung vom 16. Dezember 1921 auf Erteilung eines Zahlungsaufschubs hat in Cannes dazu geführt, daß der Oberste Rat der Alliierten einerseits der Reparationskommission den Auftrag erteilte, Deutschland für das Jahr 1922 einen vorläufigen Zahlungsaufschub zu gewähren, andererseits nach Genua eine Wirtschafts- und Finanzkonferenz einberief, weswegen der Vorsitzende des Obersten Rats, der damalige Ministerpräsident Briand, unfreiwillig seine Demission gab. Der Nachfolger Briands, Poincaré, erließ darauf ein Rundschreiben an die Regierungen, in dem es heißt: »Die Einladungen sind erfolgt im Namen der auf der Konferenz von Cannes vertretenen Mächte, unter denen sich Frankreich befand. Die französische Regierung hat daher eine Einladung, an deren Absendung sie selbst teilgehabt hat, weder anzunehmen noch abzulehnen; sie könnte sich jedoch der Teilnahme enthalten, wenn die Einladung unter Bedingungen angenommen würde, die ihre Rechte schädigten oder ihre Interessen bedrohten.« In diesem Stil geht es vier bedruckte Folioseiten weiter, um damit zu schließen, daß die von Frankreich beschlossene, aber weder angenommene noch abgelehnte Einladung zu der Konferenz, an der Frankreich wahrscheinlich nicht teilnehmen würde, nur dann richtig zu verstehen sein wird, wenn die Konferenz »wenigstens

drei Monate« n a ch dem festgesetzten Datum stattfindet. Sonst würde nur »Unordnung und Verwirrung« entstehen. Im übrigen hat Poincaré soeben einen noch längeren und spitzfindigeren Kommentar zu der Haager Konferenz verschickt, die er zwar selber durch seinen »jungen Mann« Barthou hat beschließen helfen, deren Annahme, Ablehnung, Stattfinden, Vertagung und Aufgeben ihm jedoch gleicherweise höchst gefahrvoll erscheinen.

In dieser angenehmen Weise geht es weiter. Wenn wir den Kern des Problems herausschälen, damit sich noch andere Leute als juristisch beschlagene Berufsdiplomaten zurechtfinden, dann haben wir folgende Feststellungen zu machen: Deutschland hat für 1922 statt der im Londoner Zahlungsplan festgesetzten 2 Milliarden Goldmark plus 26 Prozent Ausfuhrabgabe 720 Millionen Goldmark plus 1450 Millionen Sachlieferungen zu leisten, unter welchen Sachlieferungen auch die von England erhobene 26prozentige Einfuhrabgabe auf deutsche Waren zu rechnen ist. Diese Zahlungsherabsetzung für 1922 läßt jedoch die in London festgesetzte Summe unberührt. »Geschenkt« soll uns nichts werden. Außerdem wird diese Herabsetzung der Zahlungen für 1922 an gewisse Voraussetzungen geknüpft: die Einstellung der Ausgabe von ungedeckten Banknoten, die Balancierung des deutschen Budgets usw. Die deutsche Reichsregierung hat diese Voraussetzungen zu erfüllen sich bereit erklärt unter der zwar nicht ausdrücklich ausgesprochenen, aber impliziert aufgestellten und angenommenen Voraussetzung einer i n t e r n a t i o n a l e n A n l e i h e. Die Reichsregierung hat entsprechend den Wünschen der Reparationskommission das Budget für 1922 revidiert. Die Einnahmen wurden auf Grund der Geldentwertung und einschließlich der vorgesehenen Zwangsanleihe um 79,2 Milliarden erhöht. Auch die Ausgaben wurden entsprechend erhöht, und zwar um rund 25 Milliarden. Dadurch ergibt sich ein Überschuß von rund 71 Milliarden. Zur Deckung der Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag wären aber rund 213 Milliarden erforderlich. Somit bliebe immer noch ein Fehlbetrag von rund 142 Milliarden Papiermark, trotz Zwangsanleihe und Zahlungsaufschub.

Dazu ist vielerlei zu bemerken. Zunächst ist die Umrechnung statt bisher auf Grund der Umrechnung von einer Goldmark in 45 Papiermark auf Grund von 70 Papiermark für eine Goldmark erfolgt. Käme aber die Anleihe zustande, dann würde sich die Mark heben, und die Umrechnung könnte zu einem erheblich niedrigeren Kurse erfolgen. Der Fehlbetrag würde sich somit entsprechend verringern. Außerdem ist anzunehmen, daß die 1450 Millionen Sachlieferungen bei weitem nicht angefordert werden. Man kann ohne optimistisch zu sein diese Summe für 1922 auf die Hälfte herabsetzen. Es wäre also durchaus möglich, daß sich im Jahre 1922 die Einnahmen und Ausgaben des deutschen Budgets ausglichen.

Doch diese Möglichkeit ist sozusagen nur theoretischer Art. Denn es ist wenig wahrscheinlich, daß die Zwangsanleihe bereits im Jahre 1922 voll in die Reichskasse fließt, zumal bei steigendem Wechselkurs Geldknappheit eintreten wird. Es ist aber auch mehr als fraglich, ob die internationale Anleihe zustande kommen wird. Die sogenannte Anleihekommission setzt sich aus den Vertretern der Geldgeber zusammen. Man weiß zwar noch nichts Gewisses über die Ansichten und Absichten der Morgan und Vissering, man braucht aber durchaus nicht im Rate der Götter zu sitzen, um zu wissen, daß

kein nüchtern denkender Mensch — und die Bankiers denken sehr nüchtern — einem so ruinierten Staate wie Deutschland Geld pumpen wird, solange auf ihm eine Hypothek von 138 Goldmilliarden, abzüglich von ungefähr 12 Goldmilliarden, lastet. Die erste Bedingung, die diese eventuellen Geldgeber stellen werden, ist die wesentliche und nicht nur vorläufige Herabsetzung der deutschen Schuld.

Nun ist es ein offenes Geheimnis, daß die Alliierten, was auch Herr Poincaré von der »Heiligkeit der Verträge« sagen mag, durchaus bereit wären, die deutschen Schulden herabzusetzen. Aber auch sie stellen eine Bedingung auf. Dieser Schuldennachlaß darf sie selbst nichts kosten. Wir sind den Vereinigten Staaten Geld schuldig, sagen sie, oder würden sie sagen. Wenn die Vereinigten Staaten unsere Schulden streichen, dann wären wir bereit, in der gleichen Höhe die Schulden Deutschlands zu reduzieren. Ganz Schlaue schlagen vor, eine entsprechende Schuldsumme, die Deutschland den Alliierten zu zahlen hätte, an die Vereinigten Staaten zu übertragen. Aber die Amerikaner haben sich bisher hartnäckig gestellt und machen keinerlei Miene, auf diese pfiffige Rechnung einzugehen. Man lockt sie zwar außerdem mit den russischen Petroleumquellen, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß das Geschäft unter diesen Bedingungen zustande kommen wird.

Nun wird man bescheidener und spricht von einer »kleinen« Anleihe von etwa 4 Milliarden Goldmark, die für ein Jahr ausreichen würden. Dann würde man weiter sehen. Es ist zwar immer eine riskante Sache, den Propheten zu spielen. Aber man braucht sich in diesem Falle nur die einfache Frage vorzulegen, ob man selbst einem bankrotten Europa, das weder Vernunft annehmen will, um seine inneren Finanzverhältnisse auf eine mögliche Basis zu stellen, noch bereit ist, seine militaristischen und imperialistischen Luxusausgaben einzustellen, noch Vorschub leisten würde, indem man ihm Geld zur Fortsetzung seiner Wahnsinnspolitik leiht. Diese Frage kann sich jeder selbst beantworten. Somit bleiben vorläufig alle Versuche, das deutsche Budget auf dem Papier zu balancieren, die »Heiligkeit« des Londoner Zahlungsplans durch vorläufige Moratorien zu wahren, aus einem Staate mit passiver Handelsbilanz Milliarden zu erpressen, weiter nichts als eine Milchmädchenrechnung.

Das Grundproblem der Genossenschaftstheorie und seine Lösung

Von Professor Dr. Hans Müller

I

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß wir heute zwar ein hochentwickeltes und außerordentlich mannigfaltiges Genossenschaftswesen besitzen, daß uns aber eine klare und systematisch ausgebildete Genossenschaftstheorie fehlt. Die Lehren, die in bezug auf das Genossenschaftswesen vorgetragen werden, sind so wenig einheitlich wie die Organisation der Genossenschaften selbst. Wie es unter den letzteren und ihren Verbänden zahlreiche Richtungen gibt, so auch in bezug auf die Anschauungen, die von diesen Verbänden in ihrer Presse und Literatur vertreten werden. Obwohl hier und da die Ansicht verfochten worden ist, daß der Genossenschaftsbewegung ein »Ein-

heitsgedanke« zugrunde liege, das heißt von ihr ein einheitliches Prinzip verkörpert werde, so sehen wir sie doch durch die verschiedene geistige Einstellung ihrer Glieder zu den Grundsätzen und Grundlagen der heutigen kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung faktisch gespalten. Noch auf dem letzten Genossenschaftstag des deutschen, hauptsächlich aus Kreditvereinen bestehenden Schulze-Delitzschen Verbandes in Wiesbaden hat dessen Leiter, Professor Dr. Hans Crüger, sein altes Bekenntnis, daß die Genossenschaften jenes Verbandes fest auf dem Boden kapitalistischer Prinzipien ständen und sich als Glieder der bestehenden Wirtschaftsorganisation betrachteten, mit Emphase erneuert, ein Bekenntnis, das abzulegen sich die in den meisten nationalen Verbänden der Konsumvereine vereinigten Genossenschaften wohl energisch sträuben würden; denn die hierin vereinigten Genossenschafter vertreten in ihrer großen Mehrzahl mit guten Gründen die Auffassung, daß ihre Organisationen Glieder einer im Werden begriffenen gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftsordnung seien, sie also nicht für den Kapitalismus, sondern gegen ihn und für den Sozialismus arbeiteten. Es liegt auf der Hand, daß bei solchen auseinandergehenden Anschauungen in den Verbänden verschiedener Genossenschaftsarten eine einheitliche Genossenschaftstheorie nicht ausgebildet werden kann, ungeachtet der Tatsache, daß diese Verbände oftmals bei genossenschaftspolitischen Fragen und Angelegenheiten praktisch zusammenarbeiten.

In Wirklichkeit ist es in keinem Lande mit entwickeltem Genossenschaftswesen bisher zur Aufstellung einer einheitlichen, alle Genossenschaftsarten auf ein Prinzip zurückführenden und allgemein von ihnen angenommenen Theorie gekommen. Es fehlt ihnen dementsprechend auch in der Praxis das Bewußtsein, Zweige und Äste eines Stammes, Erscheinungsformen eines und des gleichen Gedankens, Glieder einer großen Bewegung zu sein. Die theoretisch behauptete Einheitlichkeit des Genossenschaftswesens ist noch nirgends in Gestalt großer allgemeiner, das heißt alle Genossenschaften umfassender Verbände mit einem gemeinsame Ziele formulierenden Aktionsprogramm handgreiflich geworden. Die zwischen den verschiedenen Genossenschaftsarten und ihren zentralen Organisationen sich geltend machenden realen oder vermeintlichen Interessengegensätze waren bisher stets größer als ihr Bewußtsein gleicher Abstammung und innerer Verwandtschaft. Es wäre daher auch sicher eine Übertreibung, behaupten zu wollen, die Genossenschaftsbewegung strebe heute in allen ihren Gliedern und mit den in ihr sich verkörpernden wirtschaftlichen Kräften bewußt ein hohes soziales Ideal an. Selbst die Versuche, ihre verschiedenen Zweige und Gruppen zur Kooperation für gemeinsame höhere Interessen zu veranlassen, haben bisher nur spärliche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Wir verweisen zur Illustration dieser Tatsache nur auf die Schwierigkeit, zwischen den landwirtschaftlichen Genossenschaften und den Konsumvereinen direkte Geschäftsverbindungen herzustellen und dauernd aufrechtzuerhalten, ferner auf die Tatsache, daß der Internationale Genossenschaftsbund in der Hauptsache nur konsumgenossenschaftliche Organisationen umfaßt.

Scheint demnach die heutige Gestalt des Genossenschaftswesens dem namentlich von Heinrich Kaufmann mehrfach und energisch verfochtenen Satze, daß das Genossenschaftswesen eine Einheit sei, zu widersprechen, so möchten wir ihn doch nicht als gänzlich unrichtig und unbegründet verwerfen. Es liegt ihm,

unserer Ansicht nach, ein gutes Körnlein Wahrheit zugrunde, insofern nämlich, als alle Formen des heutigen Genossenschaftswesens nicht nur geschichtlich zusammenhängen und sich aus einer Wurzel entwickelt haben, sondern auch sich begrifflich auf ein einheitliches Prinzip zurückführen lassen. Und zwar ist dies Prinzip nicht bloß ein formales, als welches das der Assoziation oder der »Selbsthilfe« meist genannt wird, sondern ein materielles, das heißt ein ökonomisch-sozialer Zweckgedanke, wie wir noch beweisen werden. Allerdings ist dieser letztere infolge des großen Einflusses, den die von den Juristen ausgebildete Genossenschaftslehre auf das genossenschaftliche Denken ausgeübt hat, nicht unbeachtet geblieben.

Schon Schulze-Delitzsch, von Haus aus mehr juristisch als nationalökonomisch vorgebildet, erblickte das Prinzip der Genossenschaften in der freien Selbsthilfe, in dem formalen Zusammenschluß vieler kleiner Kräfte zu einer starken Massenkraft, und Otto v. Gierke, der kürzlich verstorbene Geschichtschreiber und Theoretiker des deutschen Genossenschaftsrechts, gab dem Genossenschaftsbegriff eine so weite Fassung, daß darin alle denkbaren Formen menschlicher Vereinigungen, vom losen Verein an bis zu Gemeinde und Staat, Platz fanden. Es ist leicht zu begreifen, daß sich auf einer solchen gedanklichen Grundlage keine das eigentümliche ökonomisch-soziale Wesen der Genossenschaften herausarbeitende Genossenschaftstheorie entwickeln konnte. Sie blieb Bruchstück, zersplitterte sich in Detail-Doktrinen, die durch Analyse einzelner Formen der Genossenschaften, wie zum Beispiel der Konsumgenossenschaft, gewonnen wurden, und vermochte deshalb auch auf die Gestaltung und Leitung des Genossenschaftswesens in seiner Gesamtheit keinen Einfluß zu üben. Was heute in den wenigen vorhandenen Lehrbüchern über das Genossenschaftswesen gelehrt wird, verdient wohl nicht den Namen einer Theorie, das heißt eines wissenschaftlichen Systems von Gedanken, durch das uns die Erscheinung der Genossenschaftsbewegung erklärt wird, sondern es ist eine Summe von geschichtlichen Tatsachen und Doktrinen, die mit der Entwicklung des Genossenschaftswesens aufgetreten sind, stellt bestenfalls eine *Kunde* davon, *nicht aber eine Wissenschaft* dar.

Soll die heutige Genossenschaftskunde zum Rang einer wissenschaftlich begründeten Genossenschaftstheorie erhoben werden, so ist das erste Erfordernis, daß der *Begriff* der Genossenschaft vor allem nach seiner materiellen Seite, nach seinem ökonomisch-sozialen Inhalt festgestellt wird. Denn bevor irgendeine Theorie uns über die Formen, Grundsätze und Einrichtungen der Genossenschaften zu belehren unternimmt, muß sie uns sagen können, worin ihr Wesen, das heißt das sie von anderen Vereinigungen unterscheidende Prinzip besteht. In der Aufstellung eines richtigen und fruchtbaren Genossenschaftsbegriffs liegt also das Grundproblem der Genossenschaftstheorie. Das haben auch alle Schriftsteller und Genossenschaftsmänner, die sich in neuester Zeit mit dem Genossenschaftswesen theoretisch beschäftigt haben, mehr oder weniger deutlich gefühlt und waren daher bemüht, eine Definition der Genossenschaft zu liefern.

Heinrich Kaufmann, dem verdienten Führer der neueren deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung, gebührt das Verdienst, die Frage nach dem Inhalt des Genossenschaftsbegriffs zuerst wieder aufgeworfen, in Fluß gebracht und ihre Beantwortung versucht zu haben. Auf Grund umfangreicher Erörterungen, die er in zwei im Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Kon-

sumvereine enthaltenen Abhandlungen (Jahrgang 1907 und 1908) veröffentlicht hat, gelangt er zu folgender Definition des Genossenschaftsbegriffs: »Genossenschaften sind Gesellschaften einer unbestimmten Anzahl von Personen oder Personenvereinigungen, die durch freie Vereinbarung und unter gleicher Verantwortung und Berechtigung wirtschaftliche Funktionen ihres Erwerbsbetriebs oder ihrer Hauswirtschaft zwecks Erzielung wirtschaftlicher Vorteile einem gemeinschaftlichen Betrieb übertragen.«

Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Formulierung des Genossenschaftsbegriffs durch Kaufmann gegenüber den früher aufgestellten Definitionen ein Fortschritt lag. Der als Genossenschaftstheoretiker vielfach genannte, unseres Erachtens aber auch oft überschätzte Viktor Aimé Huber faßte das Prinzip der Genossenschaft in folgende allgemeine Formel: »Verwertung eines durch viele kleine Beträge gebildeten größeren Kapitals in einem Geschäft, dessen positiver oder negativer Vorteil und Gewinn jedem einzelnen Beitragenden zugute kommt.« (Artikel Assoziation im Bluntschli-Braterschen Staatswörterbuch, 1. Band, S. 467.)

Man sieht dieser Definition Hubers sogleich an, daß auch für ihn, dem eine sozial vertiefte Auffassung nachgerühmt wird, die Genossenschaft nichts anderes war und bedeutete als eine Aktiengesellschaft kleiner Leute, die in einem größeren »Geschäft« ihr kleines »Kapital« möglichst profitabel anlegen wollen. Mit dieser Ansicht können sich auch die Vertreter der manchesterlich-liberalen Genossenschaftsschule einverstanden erklären, denen die Genossenschaften Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind. Wohl nicht in letzter Linie war es die ökonomisch-soziale Inhaltlosigkeit seines Genossenschaftsbegriffs, die V. A. Huber daran hinderte, daraus eine großzügige und fruchtbare Genossenschaftslehre zu entwickeln. Das gleiche gilt auch von Schulze-Delitzsch und seinen Nachfolgern, denen es ebenfalls nicht gelang, den Kern des Genossenschaftsgedankens zu erfassen. Sie blieben bei ihren Definitionen an rein formalen Merkmalen, wie der »nicht geschlossenen« Mitgliedschaft und dem Vorhandensein eines »gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs« haften, die vielleicht für die juristische Abgrenzung gegenüber Vereinen und Aktiengesellschaften zur Not ausreichend sein mochten, aber doch über das Wesen der Genossenschaft nichts von Belang aussagten.

Von diesem Fehler, aus den äußerlich sichtbaren Kriterien, die der Form der Genossenschaften eigentümlich sind, ihren Begriff abzuleiten, hat sich auch H. Kaufmann unserer Ansicht nach nicht völlig freizuhalten vermocht. Seine Definition versucht nur an einem Punkte die formalistische Schablone zu durchbrechen, dort, wo sie davon spricht, daß bei den Genossenschaften wirtschaftliche Funktionen, welche bisher die Mitglieder einzeln ausgeübt haben, zwecks Erzielung größerer Vorteile einem gemeinschaftlichen Betrieb übertragen werden. Selbst wenn das in allen Fällen richtig wäre, so ist doch sehr fraglich, ob hierin eine nur die Genossenschaften charakterisierende Eigentümlichkeit liegen würde. Das von Kaufmann hervorgehobene Moment läßt sich unschwer auch bei den höchsten Assoziationsformen des Kapitalismus, bei den Kartellen und Syndikaten nachweisen. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat dürfte dann mit Fug und Recht als eine Genossenschaft angesprochen werden, wie es auch tatsächlich R. Liefmann in seiner Schrift über die Unter-

nehmungsformen zu tun fertig gebracht hat, während umgekehrt manche Formen echter Genossenschaften, die von jeher zum Genossenschaftswesen gerechnet wurden, auszuscheiden hätten, weil bei ihnen eine Übertragung bisher von den Mitgliedern in ihrer Haus- oder Erwerbswirtschaft ausgeübter Funktionen auf einen gemeinsamen Betrieb nicht stattfindet. Dahin gehören zum Beispiel die autonomen Produktivgenossenschaften, die Konsumentenproduktionsgenossenschaften, die Pacht- und Viehzuchtgenossenschaften, die Molkereigenossenschaften und andere mehr.

Nehmen wir an, daß eine Anzahl bisher unselbständig erwerbender Schriftsetzer, Maschinenmeister und sonstiger Druckereiarbeiter eine Genossenschaft zur Herstellung von Buchdruckerzeugnissen ins Leben rufen, so übertragen sie gewiß nicht Funktionen ihrer bisherigen Erwerbswirtschaft auf einen gemeinschaftlichen Betrieb, sondern fangen an, neue Funktionen, die ihnen bisher fern lagen, auszuüben. Mit anderen Worten, sie beginnen sich als Unternehmer zu betätigen. Sie fahren dabei wie bisher fort, graphische Arbeiten auszuführen; ihre Genossenschaft soll ihnen diese Funktion keineswegs abnehmen, sie soll nur den wirtschaftlichen Ertrag derselben vergrößern, und zwar dadurch, daß sie den betreffenden Arbeitern ermöglicht, selbst auf eigene Rechnung zu schaffen, die Rolle ihres eigenen Unternehmers zu spielen.

Noch weniger trifft das von Kaufmann betonte Moment der Funktionsübertragung bei den zahlreichen Produktionsgenossenschaften der Konsumenten und den Verarbeitungsgenossenschaften landwirtschaftlicher oder gewerblicher Produzenten zu. Wenn hundert Familienväter sich auf genossenschaftlichem Wege mit Brot, Fleisch, Gemüse, Milch usw. zu versorgen beschließen und zu diesem Zweck eine Bäckerei, eine Metzgerei, eine Gemüsegärtnerei, eine Molkerei errichten, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie vorher in ihrer Haushaltung Brot gebacken, Rinder und Schweine geschlachtet, Kohl und Salat angepflanzt und Kühe gemolken haben und nun diese Tätigkeiten auf eine Genossenschaft übertragen würden. In der großen Mehrzahl der Fälle werden bei solchen Genossenschaftsgründungen Funktionen von fremden Bäckern, Metzgern und Gemüsegärtnern durch den Entzug der Kundschaft auf einen neuen Betrieb übertragen. Die Bauern, die eine Molkerei- und Viehzuchtgenossenschaft gründen, verbutterten oder verkästen ihre Milch nicht immer selbst, sondern verkauften sie meist an einen auf eigene Rechnung arbeitenden Sennen, züchteten auch kein Rassenvieh, sondern wandten sich dieser Aufgabe erst mit der Bildung ihrer Viehzuchtgenossenschaft zu. Und wie liegt die Sache bei den Konsumvereinen? Übertragen deren Mitglieder wirklich ihre bisher individuell ausgeübte Einkaufsfunktion auf einen Genossenschaftsbetrieb, oder schalten sie damit nicht vielmehr die ihres bisherigen Spezereihändlers aus und übertragen die ihnen bisher von diesem geleisteten Großeinkaufsdienste auf eine Genossenschaft? Nach wie vor muß jedes Mitglied eines Konsumvereins die Funktion der Deckung seines Bedarfs durch Bezug eines Warenquantums aus dem Genossenschaftsladen selbst ausüben. Der einzelne Familienhaushalt löst sich keineswegs in einen allgemeinen Genossenschaftshaushalt auf.

Diese und andere beliebig zu vermehrende Erwägungen zeigen die Irrtümlichkeit der Auffassung Heinrich Kaufmanns, wonach das Wesen der Genossenschaft in der Verwandlung bisher individuell ausgeübter Funktionen ihrer Mitglieder in kollektive bestehe. Gewiß findet bei den Genossenschaften

eine Vergesellschaftung wirtschaftlicher Funktionen statt, da sie als Kollektivwirtschaften meist an die Stelle von Privatwirtschaften treten, die bis dahin einzelne Unternehmer betrieben haben. Aber diese Eigentümlichkeit teilen die Genossenschaften mit den Aktiengesellschaften und anderen Formen großkapitalistischer Kollektivunternehmungen; sie kann also nicht als ihr Spezifikum zu ihrer Begriffsbestimmung verwandt werden.

Wohl infolge der mehr oder weniger klaren Erkenntnis ihrer Irrtümlichkeit hat die Kaufmannsche Definition des Genossenschaftsbegriffs sich auch nicht durchgesetzt, sondern es ist auch nach ihrer Aufstellung wiederholt und von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, sie zu verbessern oder durch eine andere zu ersetzen, so von Franz Staudinger und in allerneuester Zeit von Robert Deumer. Während Staudinger das entscheidende Merkmal der Genossenschaft darin glaubt erblicken zu müssen, daß sie »den Mitgliedern nach Maßgabe des Kapitalanteils, sondern nach der Inanspruchnahme des Geschäftsbetriebs selbst Nutzen bringen soll«, glaubt Deumer die Eigenart der Genossenschaft in der bei ihr angeblich vorhandenen Identität von Kundschaft und Unternehmer gefunden zu haben. »Die genossenschaftlich verbundenen Personen«, sagt er in seinem kürzlich erschienenen Büchlein über das deutsche Genossenschaftswesen (Sammlung Göschen), »sind Inhaber, gemeinschaftliche Unternehmer des Betriebs und zugleich Benutzer, Kunden ihres Unternehmens.« (S. 9.)

Es läßt sich wiederum nicht bestreiten, daß die von Staudinger und Deumer hervorgehobenen Merkmale sich bei zahlreichen Genossenschaften nachweisen lassen. Aber andererseits gibt es auch Genossenschaften, bei denen sie fehlen. Wer nimmt zum Beispiel bei einer Maurerproduktivgenossenschaft den Geschäftsbetrieb in Anspruch? Die maurenden Mitglieder oder die Auftraggeber von Maurerarbeiten? Doch wohl die letzteren. Hat bei einer Magazingenossenschaft derjenige Möbeltischlermeister den größten Nutzen, der in ihren Verkaufsmagazinen die meisten Möbel einlagert, oder derjenige, der dadurch die meisten absetzt? Es ist wiederum der außerhalb der Organisation stehende Käufer und Kunde, der über den Nutzen solcher Genossenschaft für die Mitglieder entscheidet, nicht das Maß der »Inanspruchnahme« durch die letzteren selbst. Nicht viel anders verhält es sich bei den Produktiv- und Verkaufsgenossenschaften mit der »Identität von Kundschaft und Unternehmer«. Sind bei letzteren die »Unternehmer« zugleich auch ihre »Kunden«? Kaufen und konsumieren die Bauern, die eine Mostereigenossenschaft errichtet haben, den von dieser hergestellten Birnen- und Apfelmost, oder suchen sie sich dafür nicht außerhalb der Genossenschaft die Kundschaft? Wer der Genossenschaft Birnen und Äpfel zur Mostbereitung übergibt, ist doch nach gewöhnlichem Sprachgebrauch weniger ihr Kunde als vielmehr ihr Lieferant.

Mit unseren bisherigen Darlegungen glauben wir eines unwiderleglich nachgewiesen zu haben: Durch Festlegung der wie immer gearteten Verhältnisse zwischen der Genossenschaft und ihren Mitgliedern in einer Definition der Genossenschaft wird man niemals ihren richtigen Begriff aufzustellen imstande sein, denn diese Verhältnisse können über das ökonomische Wesen und Prinzip der Genossenschaften nichts aussagen. Will man dieses ermitteln, so muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden; es

muß nach der Entstehungsursache der Genossenschaften gefragt, das heißt untersucht werden, welche Art von Interesse ihre Bildung veranlaßt hat.

Das Interesse ist, wie Lorenz v. Stein in der Einleitung zu seiner berühmten »Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich« treffend dargelegt hat, das Prinzip der Gesellschaft, aller Gesellschaftsbildung; es ist das »alle menschliche nach außen gerichtete Tätigkeit beherrschende, allgegenwärtige, in jedem einzelnen lebendige, seine ganze gesellschaftliche Stellung bedingende Bewußtsein«. Wie Stein weiter auseinandersetzt, hat dieser Begriff des Interesses sein eigentümliches System; die uns umgebende gesellschaftliche Ordnung bietet es uns dar. Stein unterscheidet weiter das Interesse des Grundbesitzes von dem des Geldbesitzes und des industriellen Besitzes, die in der Gesellschaft einander entgegenwirken und sich durchkreuzen. Wo der Besitz ein Grundbesitz ist, da sei das Interesse der Besitzenden, daß dieser Besitz nicht geteilt und nicht verloren werden könne; wo der Besitz Geldbesitz ist, da gehe das Interesse der Besitzenden dahin, daß sein Kapital die ganze Arbeit und mithin den ganzen Verdienst des Kapitals erhalte; wo der Besitz ein industrieller ist, da wolle der Besitzer eine solche Einrichtung der Arbeit und des Lohnes, daß der Gewinn allein dem Unternehmer zufällt. »Wo alle drei Arten des Besitzes zugleich vorhanden sind, da steht das Interesse der einen Art wieder dem der anderen entgegen; der Grundbesitzer will nicht vom Kapitalisten abhängig sein, dieser nicht von jenem; dasselbe Verhältnis herrscht zwischen diesem und den Unternehmern. Wiederum in derselben Klasse streitet das Interesse des großen Besitzes mit dem kleinen, indem der große Besitz stets den kleinen von sich abhängig zu machen sucht. Je inniger sich die Arten des Besitzes und des Erwerbs durchdringen, desto mannigfaltiger und verwickelter werden die Interessen, und desto schwerer wird es, sie mit einem Wort auszudrücken. Allein das System der Interessen ist unzweifelhaft in den obigen Punkten gegeben.«

Diese von der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft, wie wir glauben, viel zu wenig beachteten Ausführungen Lorenz v. Steins sind geeignet, trotz ihrer Unvollständigkeit den Weg zu einem wissenschaftlich haltbaren und fruchtbringenden Genossenschaftsbegriff zu ebnen.

Anknüpfend an das von ihm mit wenigen Strichen skizzierte System der Besitzinteressen möchten wir zunächst darauf hinweisen, daß es sein Gegenstück in den Interessen der Arbeit und der Arbeitenden hat, ja daß diese Interessen für den Bestand einer jeden Gesellschaft eine noch viel größere Bedeutung haben als die Interessen des Besitzes und der Besitzenden. Denn jede wirtschaftende Gesellschaft ist in erster Linie eine Organisation von arbeitenden Menschen, weil die Arbeit stets und unter allen Umständen den alle Güter, von denen eine Gesellschaft lebt, schaffenden Faktor darstellt. Sie ist, wie Marx im »Kapital« sehr wahr bemerkt hat, »als Bildnerin von Gebrauchswerten eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln« (1. Band, S. 9).

Es sind zweifellos Arbeitsinteressen gewesen, die die Menschen zuerst zu wie immer gearteten gesellschaftlichen Verbänden zusammengeführt haben, denn nur durch Kooperation verschiedener Menschen miteinander vermögen

sie den Zweck zu erreichen, den sie mit ihrer Arbeit anstreben, nämlich eine möglichst ausreichende Befriedigung ihrer Bedürfnisse herbeizuführen. Ohne Kooperation ist keine Steigerung der Produktivität der Arbeit denkbar. An dieser aber haben alle Arbeitenden ein eminentes Interesse. Das Arbeitsinteresse besteht also schlechthin in einer möglichst zweckmäßigen und produktiven Organisation der Arbeit, das heißt in einem Zustand der gesellschaftlichen Wirtschaft, bei dem alle an ihr beteiligten arbeitenden Glieder gut und reichlich versorgt werden.

Zu diesem fundamentalen Arbeitsinteresse der großen Volksmassen tritt das Besitzinteresse im Laufe der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung erst unmerklich, dann immer ausgesprochener in einen prinzipiellen Gegensatz. Seine Träger werden diejenigen Volkselemente, die sich entweder auf dem Wege der Gewalt oder unter Benutzung wirtschaftlicher Faktoren in den Besitz des Grund und Bodens und der anderen Produktionsmittel setzen. Sie sind es, die zum Schutz ihrer Besitzinteressen eine Rechtsordnung schaffen, den Staat gründen. Damit beginnt nun zwischen den Freien und Sklaven, den Patriziern und Plebejern, den Baronen und Leibeigenen, den Zunftbürgern und Gesellen jener ununterbrochene, bald versteckte, bald offene Kampf, auf den Marx im Eingang des Kommunistischen Manifestes zur Begründung seiner Klassenkampftheorie hingewiesen hat. Das beständige Ringen zwischen den Interessen der Arbeitenden und der Besitzenden, die auf wirtschaftlichem, politischem und geistigem Gebiet vor sich gehende Auseinandersetzung zwischen denen, die von ihrer Arbeit, und denen, die auf Kosten der letzteren von ihren Renten leben wollen, bildet, wenn auch nicht den ganzen Inhalt, so doch in der Tat einen großen und sehr bedeutungsvollen Teil des Inhalts aller bisherigen Geschichte. (Schluß folgt)

Eine Erinnerung an Ferdinand Lassalle

Von Robert Horn

I

Ein kaum 20 Seiten starkes Schriftchen fällt mir in die Hand. Vor gerade vierzig Jahren — 1882 — ist es gedruckt worden. Der Schriftsteller Paul Lindau ist der Verfasser, »Ferdinand Lassalles letzte Rede« der Titel und eine Breslauer bürgerliche Firma der Verleger. Das kleine Heft wurde seinerzeit viel von Arbeitern gekauft und findet sich noch hier und da in alten Arbeiterbildungs- oder Fachvereinsbibliotheken.

Ferdinand Lassalles letzte Rede? Diese Überschrift ist nicht ganz richtig. Lassalle hat, wie sein Biograph Eduard Bernstein in seiner Schrift »Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Arbeiterklasse« feststellt, den letzten Vortrag seines Lebens am 3. Juli 1864 vor der Mitgliedschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Frankfurt a. M. gehalten — ein Vortrag, der sich vornehmlich mit der Stellung der Fortschrittspartei in Preußen zur Schleswig-Holsteinischen Frage beschäftigte. Am 4. Juli brachten darauf die Mitglieder des Vereins Lassalle ein Ständchen, und am 6. Juli reiste dann Lassalle weiter in die Pfalz zu einem Besuch und schließlich, Mitte Juli, über Karlsruhe in die Schweiz — seinem Verhängnis entgegen.

Die letzte öffentliche Rede, von der an dieser Stelle gesprochen wird, wurde in einem dumpfigen unsauberen Verhandlungszimmer bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung am 27. Juni 1864 vor der Düsseldorfer Korrektionellen Appell-

kammer gehalten. Nur ein geringer Bruchteil der Hunderte von Anhängern Lassalles aus dem Arbeiterstand konnten der Verhandlung beiwohnen; viele mußten am überfüllten Saale haltmachen und umkehren. Dagegen war die Freundin Lassalles, die Gräfin Hatzfeldt, zugegen und ferner der als Berichterstatter der »Düsseldorfer Zeitung« mitwirkende Redakteur Paul Lindau.

An den letzteren hatte Lassalle einige Tage vorher einen Vertrauensmann gesandt mit der Bitte, in jenem liberalen Organ ein Schreiben Heinrich Heines zu veröffentlichen, in dem dieser Dichter in begeisterter Weise über den jungen hochbegabten Ferdinand Lassalle sich ausspricht. Es scheint das der Empfehlungsbrief Heines vom Jahre 1846 an den Schriftsteller Varnhagen von Ense gewesen zu sein, in dem die Worte stehen:

»Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité (Geschicklichkeit) des Handelns, die mich in Staunen setzt. ... Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unsere Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt....«

Die Veröffentlichung dieses Briefes in der »Düsseldorfer Zeitung« sollte dem angeklagten, von allen liberalen Blättern aufs heftigste angegriffenen Agitator gewissermaßen einen günstigen Boden für die Beurteilung seiner Persönlichkeit schaffen. Der Abdruck dieses Briefes ist auch kurz vor dem Prozeß erfolgt und hat dem die Bedeutung Ferdinand Lassalles anerkennenden Paul Lindau allerlei Vorwürfe von dessen liberalen Gesinnungsgenossen und von anderen rheinischen Blättern eingetragen.

Der Prozeß, um den es sich handelte, war eine Berufung Lassalles gegen eine ihm in erster Instanz auf Grund des Haß- und Verachtungsparagraphen des Preußischen Strafgesetzbuchs zudiktierte Gefängnisstrafe von einem Jahre. Das Vergehen war gefunden worden in der Rede »Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, drei Symptome des öffentlichen Geistes« — ein Vortrag, den Lassalle in den Tagen vom 20. bis 25. September 1863 in Barmen, in Solingen und in Düsseldorf gehalten hatte. Er ist später als die »Rheinische Heerschau-Rede« in der Parteiliteratur bezeichnet worden.

Die erste Begegnung Paul Lindaus mit Ferdinand Lassalle fand in dem Garten eines Versammlungslokals in Düsseldorf statt, und hier dankte Lassalle dem ihm gefälligen Schriftsteller für die Veröffentlichung jenes Empfehlungsbriefs. Die beiden kamen bald in ein längeres und so lebhaftes Gespräch, »daß wir (wie Lindau schreibt) gar kein Ende finden konnten und das Quadrat des Karlsplatzes vielleicht vier-, fünfmal plaudernd umwandelten, bevor Lassalle in sein Hotel trat«. Lassalle führte dabei die Kosten der Unterhaltung allein, nur unterbrochen von Zwischenbemerkungen seines gespannt aufhorchenden Zuhörers. Ausdrucksvolle, etwas zu unruhige Gebärden begleiteten die in ihrer Tonlage wechselnde Rede Lassalles, der dabei oft stehenblieb. Die Stimme Lassalles schildert Lindau als eine hohe und wohltönende. »Er artikulierte sehr scharf und sprach mit Aufmerksamkeit, aber den Schlesier konnte er doch nicht verleugnen.«

Am anderen Tage fand Paul Lindau seinen neuen Bekannten in »amerikanischer« Art auf dem Sofa seines Hotelzimmers ausgestreckt, mit Blaustift an dem Konzept seiner Verteidigungsrede arbeitend, die er am folgenden Morgen im Gerichtssaal halten wollte. Gar bald entspann sich wieder eine fröhliche und lebendige Unterhaltung, bei der Lassalle alles mögliche erwähnte, namentlich einige Deputationen, die er aus den benachbarten rheinischen Städten am Vormittag empfangen hatte. Dann kam Lassalle, wie natürlich, auf die Zukunft seiner Partei zurück, zu der er großes Vertrauen habe. Mühseligkeiten seiner Agitation, das anstrengende Reisen, Reden,

den leidigen Verkehr mit Nichtswissern und Schwätzern, die Behelligungen der Behörden bildeten den weiteren Stoff für die folgenden zweieinhalb Stunden. Das auf ein Uhr verabredete gemeinschaftliche Mittagessen konnte erst um halb vier Uhr eingenommen werden....

II

Der 27. Juni, der Tag der Verhandlung, war sehr heiß. Lassalle war kurz vor neun Uhr zur Stelle. Aus Achtung vor dem hohen Gerichtshof hatte er Balltoilette angelegt: Lackstiefel, Frack und weiße Krawatte. Zum Entsetzen des Staatsanwalts und des ihm beigegebenen Verteidigers trug Lassalle unter dem linken Arm »eine so erhebliche Anzahl von Büchern aller Art, wie dieser überhaupt zu fassen vermochte«. Nicht genug damit, schleppte sich aber noch der Vertrauensmann Lassalles, ein Düsseldorfer Kaufmann, hinter ihm mit einer noch größeren Anzahl von Büchern ab. Eine ganze Bibliothek wurde in den Sitzungssaal gebracht. Eine der schon anwesenden Amtspersonen ließ den mit gedämpfter Heiterkeit aufgenommenen Ausruf hören: »Um Gottes willen!« Das ganze Material: Bücher, Hefte, Zeitungen, Schriftstücke usw. wurden von Lassalle selbst noch vor Eintritt des Gerichtshofs auf einem herbeigeholten Tische geordnet, an dem dann der Angeklagte auf seine Bitte hin Platz nehmen konnte.

Lassalle verteidigte auch hier in der Hauptsache sich selbst. Er sprach zunächst von halb zwölf bis ein Uhr und nach dreistündiger Vertagung von vier bis halb sieben Uhr, also volle vier Stunden.

Nach den Angaben Paul Lindaus machte Lassalles Vortrag durchaus den Eindruck einer freien, wenn auch vorher reiflich durchdachten und durch gedrungene schriftliche Aufzeichnungen gefestigten Rede. Er hielt in der rechten Hand eines der Oktavblättchen, die der Berichterstatter tags zuvor bei seinem Hotelbesuch schon bemerkt hatte — Blättchen, auf die der Sprechende von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick warf. Musterhafte Deutlichkeit, rednerischer Schwung, das Herumspringen eines modulationsfähigen Organs in allen Stimmlagen zeigten sich dem Zuhörenden. Der Vortrag, im höchsten Grade wirksam, war nicht ganz frei vom Theatralischen, sehr Beabsichtigten, vorher Studierten, zum mindesten vorher Probierten. Ob spöttisch oder ironisch über und für die Richter, ob im Pathos, im Brustton der Überzeugung oder mit wehmütigem Ausdruck eines Märtyrertums — immer suchte Lassalle zu wirken. Lindau wiederholt dabei seine Meinung über das Schauspielerische in Lassalle, das »trotz aller Bewunderung für die Schärfe der Gedanken, für die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, für die hohe Beredsamkeit« er (Lindau) nicht recht hätte los werden können. Dazu kamen noch das lebhafte Mienenspiel und die Gesten des Redenden. Sein Gesicht wechselte beständig, er lächelte, schloß die Augen und erhob sie bei bestimmten Redewendungen, sein Kopf drehte sich, oder er warf ihn »vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator«. Dabei begleitete Lassalle seine gesprochenen Gedanken mit unausgesetzten Hand- und Armbewegungen. Er stützte sich bald mit der linken Hand auf den Tisch, die rechte mit dem Oktavblättchen in der tief ausgeschnittenen Weste verbergend, bald schnellte er den rechten Arm nach vorn oder fuchtelte wie drohend mit der Hand, wobei ihm mehrfach die beschriebenen Seiten entfielen. Auch die Stellung veränderte sich während der langen Rede Lassalles häufig. Von seinem mit Büchern bedeckten Tische vorschreitend war er am Schlusse seines Vortrags »allmählich ganz unmerklich« hart an den Stufen angekommen, die zu dem Podium des Gerichtshofs führten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, »daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückzog«.

Die Rede hatte die tiefste Wirkung. Lassalles Rechtsanwalt beschränkte sich auf wenige Worte. Der Staatsanwalt soll geschickt seine schwierige Aufgabe gelöst haben. Die schneidigen Waffen, mit denen Ferdinand Lassalle kämpfte, hat er nicht gebraucht oder nicht gebrauchen können. Nach Lindau hatten

alle Zuhörer die Überzeugung, daß der Angeklagte freigesprochen werden würde. Dieser selbst soll ebenfalls davon durchdrungen gewesen sein; jedoch war dem nicht so: das am 1. Juli 1864 verkündigte Urteil setzte lediglich die in der ersten Instanz ausgesprochene einjährige Gefängnisstrafe auf eine solche von sechs Monaten herunter. »Ein nichtswürdiges Urteil« nennt Lassalle das Düsseldorfer Erkenntnis in einem Briefe vom 4. Juli an Willms, den von ihm bevollmächtigten Vereinssekretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Da Lassalle, der inzwischen nahe an die vierzig herangekommen und durch seine Tätigkeit übernervös geworden war, außerdem von Berlin her noch vier Monate Gefängnis abzumachen hatte, war dieser Ausgang für ihn ein harter Schlag.

Paul Lindau, der mittels eigener Schnellschrift diese Verteidigungsrede aufnahm, hat zur völligen Fertigstellung seines Berichts sich an Lassalle selbst um Unterstützung gewandt. Bereitwilligst ist ihm diese geworden. Nach dem Diktat und den Verbesserungen Lassalles ist die 12 bis 15 Spalten der »Düsseldorfer Zeitung« füllende Rede darauf in drei Nummern erschienen — in genau demselben Wortlaut, wie sie in dem Düsseldorfer Gerichtssaal gehalten wurde. Bei Gelegenheit der gemeinschaftlichen Bearbeitung jenes Berichts fragte Paul Lindau nach dem Manuskript des Lassalleschen Gerichtsvortrags. Die wörtliche Übereinstimmung des Diktats mit der vor den Richtern gehaltenen Rede legte dem Düsseldorfer Schriftsteller die Vermutung nahe, daß auf den mehrfach erwähnten Oktavblättchen die Rede wörtlich aufgeschrieben sei. Das war aber nicht der Fall. Mit dem Bemerken: »Sehen Sie sich das Ding genau an, es ist sehr praktisch! Sie können vielleicht einmal von dieser Art Arbeit Gebrauch machen. Wenn es Ihnen Spaß macht, mögen Sie es behalten; Sie haben sich ja genug gequält!« reichte Lassalle dem Anfragenden seine Niederschrift hin.

Lindau nahm natürlich gern und mit Dank das für ihn merkwürdige Geschenk zu sich und ist so in den Besitz der letzten Rede Ferdinand Lassalles gekommen.

III

Ein Vergleich dieses Manuskripts mit der gesprochenen Verteidigung ist, sagt Lindau, lehrreich und interessant. Das Manuskript umfaßt nur 21 ziemlich weit geschriebene Oktavseiten und läßt sich in demselben Tempo, in dem Lassalle sprach, bequem in 25 Minuten vorlesen. Lassalle hat, wie man gesehen hat, vier Stunden gesprochen, und gleichwohl fehlt in dieser geschriebenen Redeskizze nicht nur kein Glied, es fehlt nicht ein einziges Wort, auf das es irgendwie ankommt, so daß ein jeder, der die Rede gehört oder gelesen hat, imstande ist, bis auf einige wenige Sätze am Schlusse nahezu den ungekürzten Wortlaut derselben nach dieser kurzen Aufstellung wiederherzustellen. »Mit einem Wort: es ist eine geradezu meisterhafte Skizze!«

Schon in dem Äußerlichen, meint Lindau, erkennt man die gedankenvolle, systematische Anordnung dieses Vortrags, der von Anfang bis zu Ende eine Kritik des Urteils der ersten Instanz vorstellt und diesem Zug um Zug folgt. Seine Entgegnung hat Lassalle in Haupt- und Nebengruppen eingeteilt, die er wiederum zerteilt, abzweigt und zerlegt. Die einzelnen Rubriken sind sinnreich mit kleinen und großen lateinischen und griechischen Buchstaben und mit römischen und arabischen Ziffern 1, 2, 3 bezeichnet. Man erkennt nach einiger Prüfung des kunstvollen Werkes den wunderbar klaren Kopf eines Denkers.

Nur zwei Beispiele sollen der Anschaulichkeit halber hier stehen. Zunächst aus einer längeren Stelle der Rede:

VIII. Komme jetzt zu dem letzten Motiv des Urteils, dem wichtigsten, dem wahren Tragebalken.	Ich komme jetzt zu dem letzten und wichtigsten Motiv des Urteils, dem wahren Tragebalken desselben, dessen Betrachtung ich oben deshalb bis jetzt verschoben habe.

An einem anderen Punkte schreibt und spricht Lassalle wie folgt:

Welch merkwürdiger Prozeß, wo die wichtigste Frage usw.

Welch merkwürdiger Prozeß, wo die wichtigste Frage, um die es sich handelt, nicht einmal plädiert werden kann!

Denn Zeit

Denn welche Zeit wäre wohl erforderlich, Ihnen zu entwickeln die philosophischen und ökonomischen Gründe, die historischen und statistischen Beweise, kurz das gesamte Material, welches das geistige Fundament meiner Agitation bildet und einen Umfang von fast siebzig Bogen füllt. Sie finden gewiß schon, daß ich jetzt einen ungebührlichen Gebrauch von Ihrer Zeit mache, wieviel Tage und Wochen würde ich aber plädieren müssen, um diese Frage zu erörtern?

Beim Rückblick auf die gewaltigen Resultate, die seine Agitation in der kurzen Zeit gehabt habe, skizziert und spricht der angeklagte Lassalle wie folgt:

Wie dieser rasende Erfolg möglich, und im Laufe eines Jahres?

Wie war dieser rasende Erfolg nur möglich, und zwar im Laufe eines Jahres? Pflegt sich die Wissenschaft so rasch die Praxis zu unterwerfen?

Endlich beinahe am Ende:

=(Schluß)= Wissenschaft.

Endlich, meine Herren, wie komme ich zu dieser Bewegung und wie ist sie entstanden? Bin ich ein unruhiger Zeitungsschreiber? Nachdem ich einen schweren praktischen Kampf beendet, der in den Annalen dieser Provinz seinerzeit Aufsehen gemacht hat und zu dem mich, ich darf es sagen, nur mein praktisches ritterliches Pathos drängte, zog ich mich in die Stille des Studierzimmers zurück. . . .

Hier folgen nun im Druck des Paul Lindauschen Schriftchens links 7, rechts nicht weniger wie 76 halbe Druckzeilen!

In herzlicher Innigkeit, mit einer ganz seltsamen Rührung hat Ferdinand Lassalle einige Tage nach der Gerichtsverhandlung von Paul Lindau Abschied genommen. Er hat ihm beim Einsteigen in den Zug, der ihn nach Süden führte, mit Worten und unter Händeschütteln gedankt für seine »Freundlichkeit, die er nie vergessen werde«. Zum Schlusse hat der Scheidende den vor seinem Wagenabteil noch stehengebliebenen Redakteur in seine Arme geschlossen und ihm aus dem abfahrenden Wagen heraus »Leben Sie wohl!« zugerufen.

Lindau ist übrigens nach der Veröffentlichung der Lassalleschen Rede angeklagt und später wegen Beleidigung verurteilt worden. Lassalle sah dieserhalb ebenfalls einer richterlichen Verfolgung entgegen, ein Prozeß, der nie zum Austrag kam, da der Tod den großen Erwecker der deutschen Arbeiter am 31. August 1864 abberief.

Upton Sinclairs Romane

Von **Joseph Kliche**

Der Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam bringt einen neuen Roman von Upton Sinclair heraus, betitelt »Der Liebe Pilgerfahrt«. Mit diesem Werke liegen fünf gute Übertragungen von Romanen des mutigen und rührigen Amerikaners vor, und man geht keineswegs fehl, wenn man behauptet, daß von den lebenden Schriftstellern Amerikas Upton Sinclair der einzige in Deutschland näher bekannte ist; denn was an belletristischer Ware seit einem Jahrzehnt über das große Wasser zu uns drang, war durchweg nur schnell vergessenes Mittelgut. Allein Sinclairs gehaltvolle Arbeiten machten eine rühmliche Ausnahme.

Aber nicht nur eine Ausnahme in rein künstlerischer Beziehung; in Sinclairs Büchern lebt sich zugleich eine aktuelle soziale und politische Tendenz aus, und zwar

sachlich und künstlerisch überzeugend. Dabei wird der Leser von Anfang bis Ende in Spannung gehalten. Alles Eigenschaften, die es bewirkten, daß Sinclairs konzessionslose Bücher auch in jenen Kreisen willige Leser fanden, deren Repräsentant dieser Amerikaner keineswegs ist. Und dieses in Amerika sowohl als auch bei uns in Deutschland.

Zum dritten Male ist es jetzt, meines Wissens, daß eine sozial bedeutsame und wertvolle Erzählerstimme aus Amerika zu uns dringt. Siebzig Jahre sind es her, seit Harriet Elisabeth Beecher-Stowes »Onkel Toms Hütte« erschien, jenes aufsehenerregende Buch, das für die Sklavenbefreiung eintrat und das bald in alle Kultursprachen übertragen wurde. Dann kam fünfzig Jahre später Frank Norris mit seinem »Oktopus«, dem Epos des Weizens. Ein umfangreich geplantes Werk, dessen erster Teil den Kampf der Farmer mit den Eisenbahnen und dessen zweiter die Weizenspekulation an den Börsen schildert (den dritten Teil nahm der jung gestorbene Dichter mit ins Grab), und das besonders in der deutschen Arbeiterwelt starke Beachtung fand. Seit einem Jahrzehnt ist es nun Sinclair, der als Vertreter amerikanischer Erzählungsliteratur bei uns gilt. Dazwischen liegen freilich noch zwei sehr bedeutsame Autoren, Edward Bellamy mit seiner bekannten sozialutopistischen Zukunftsphantasie und der jetzt dreißig Jahre tote Dichter Walt Whitman. Doch mit der obigen dreigliedrigen Kette haben diese beiden keine Berührungspunkte. Bellamy flog mit einem Zaubermantel in die Fernen einer besseren Zukunft; Whitman aber besang das Amerika der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Schilderer und epische Gestalter des modernen Amerikas, des Amerikas der Riesenfabriken, der Trusts und Monopole, des Amerikas gewaltigster Kapitalskonzentrationen und ebensolcher Arbeiterausbeutung jedoch ist der jetzt fünfundvierzigjährige Upton Sinclair.

Man kann Sinclair mit dem Russen Gorki, dem Franzosen Zola, dem Dänen Nexö messen, doch würde man ihm dadurch noch keinesfalls gerecht. Sinclair ist nicht bloß Epiker im Sinne Zolas, er ist bewußter Kämpfer, Anwalt der Armen, Ankläger der Reichen. Als solcher gibt er sich in seinen Romanen, als solcher auch in seinen gelegentlichen Aufsätzen in Zeitschriften und Tageszeitungen. Wer irgendwie an der Wahrscheinlichkeit der durch ihn gestalteten, sozial rückständigen Zustände zweifelt, dem führt er unter Beibringung von durchschlagendem Beweismaterial die Tatsachen als Nachworte zu seinen Büchern beweiskräftig vor Augen. Nicht minder deutlich wird er in seinem im Vorjahr gleichfalls in deutscher Übersetzung erschienenen Buche »Der Sündenlohn«, einer Studie über den amerikanischen Journalismus, in der er die Beziehungen zwischen Kapital und Presse schonungslos aufdeckt und brandmarkt, Beziehungen, wie sie leider nicht nur in Amerika existieren.

Sinclairs erster Roman erschien vor nunmehr sechzehn Jahren. Er führte den Titel »Dschungel« (zu deutsch »Der Sumpf«) und brachte die geradezu himmelschreienden Mißstände in Chicagoer Schlachthäusern vor die Öffentlichkeit. Alles, was dort jahrein jahraus an üblen Dingen in den Fleisch- und Konservenfabriken in dreistester Ungeniertheit und brutalster Selbstverständlichkeit vor sich ging, alles das brachte er in gewissenhaftem Studium der Dinge erst in seinen Kopf und dann in ungeschminkter naturalistischer Treue in sein Buch. Ein Anklagebuch; eine schonungslose Enthüllung der aus kapitalistischer Gewinnsucht und ebensolcher Gewissenlosigkeit geborenen Fabrikationsvorgänge und sozialen Rückständigkeiten. Und Sinclairs Ruf wurde gehört. Er beschäftigte die obersten Behörden seines Landes und bewirkte, daß regierungsseitig Maßnahmen zur Abstellung der größten Übel verfügt wurden. Darüber hinaus aber gab der Roman aller Welt ein Bild von dem in mancherlei Hinsicht wenig delikaten, vom sozialen Gewissen wenig beschwerten modernen Amerika.

Und im Sinne des »Sumpf« waren auch die ferneren Bücher. Stets drang der Dichter in jene den nichtproletarischen Gesellschaftsschichten verschleierten Bezirke,

allwo der rücksichtslos angestrebte Profit unbarmherzig alles Menschentum zu Boden stampft. Um möglichst hohen Gewinn zu erjagen, werden in den Bergwerken die dringend notwendigen Sicherheitsvorrichtungen außer acht gelassen. Im »König Kohle« schildert der Dichter eine schwere Grubenkatastrophe mit traurigen Folgen. Elend entlohnte, geknechtete und in jeder Beziehung unterdrückte Proletarier im freien Amerika gehen dort zugrunde. Das Grubenkapital fand in diesem Buche seinen formgewandten, meisterlichen Ankläger.

Stellte der Verfasser in den genannten beiden Büchern die wirtschaftlichen und sozialen Verbrechen des amerikanischen Kapitalismus an den Pranger, so schildert er in seinen »Hundert Prozent«, dem Roman eines Patrioten, den politischen und gesellschaftlichen Bodensatz der geschworenen Feinde der amerikanischen Arbeiterbewegung. Nächst Rußland ist wohl die neuere proletarische Bewegung, die Emanzipation der untersten Klasse, in keinem Lande mit so brutaler, behördlich geduldeter Willkür bekämpft worden wie in jenem Lande, an dessen Europa zugewendeter Küste das Kolossalbild der bürgerlichen Freiheit steht. Es ist, als ob der große Betrug, als ob das Feuerwasser und die Flintenkugel, die vor vielen Jahrzehnten unter den Rothäuten aufräumten, als ob diese beschämenden Dinge unserer Zeit in etwas abgeänderter Form den eigenen Landsleuten gegenüber ihre Wiederholung fänden. Enorme Summen wurden durch die Kapitalsvertreter aufgebracht, um Vorbeugungsmaßnahmen gegen den aus eiserner Not, aus Blut und Tränen geborenen politischen Radikalismus zu treffen. Spitzeltum, Meineide, Justizkorruption, Militäraufgebote, Justizmorde, Deportationen in großem Maßstab, Vergewaltigungen schlimmster Art — alles, um die politischen und sozialen Bestrebungen der Arbeiter niederzuhalten. Was gelegentlich zu uns nach Deutschland drang, das war nur ein magerer Ausschnitt aus den politischen Ludereien, die dort drüben gegenüber der untersten Volksschicht angewendet wurden. Krasse Dinge erzählt Sinclairs Roman; so kraß, daß der Verfasser sich genötigt sah, wie in dem vorgenannten, so auch in diesem Buch in einem zehn Seiten langen, rein sachlichen Nachwort Beweisbeispiele vor etwa zweifelnden Lesern auszubreiten.

Wie an so vielen Menschen diesseits und jenseits des Ozeans, so ist auch an Upton Sinclair der viereinhalbjährige Weltkrieg nicht spurlos vorübergegangen. Er schrieb aus dessen Eindrücken heraus den Sozialistenroman »Jimmie Higgins«, ein Buch voller Lebensfülle, gestaltet und geformt von dem größten amerikanischen Epiker der Gegenwart. Es schildert einen amerikanischen Sozialisten beim Ausbruch des Krieges, seine politischen Anschauungen, sein Verhalten an der Front, seine revolutionäre Propaganda und sein Zerbrechen durch rücksichtslose militärische Maßnahmen; dazwischen Kriegsindustriebilder, sozialistische und pazifistische Gedanken. Kurz: ein Spiegelbild jener furchtbaren Jahre.

Auf die eine große Idee: auf die Aufzeigung der schwarzen Lose der unteren Klassen und auf den Kampf für die Befreiung dieser Klassen sind alle Bücher Sinclairs eingestellt, sowohl die Romane als auch seine gelegentlichen Novellen und das eben erwähnte Pressebuch. Zum Roman des Schlachthofschmutzes, zu dem des Bergarbeiterelends, zu dem Buche des politischen Kampfes und dem sozialistisch-pazifistischen Zeitbuch kommt schließlich der Roman des idealistischen Poeten. Jenseits des Lebens, der Arbeit und des Kampfes des amerikanischen Proletariats steht dieser neue Roman (broschiert 50, gebunden 70 Mark); dennoch ist »Der Liebe Pilgerfahrt« mit seinem abgeschmackten, den Kern der Sache nicht treffenden Titel nur ein Glied in der obigen Kette. Denn voraussetzungsloser Wahrheitsdienst ist auch die Aufgabe des Helden dieses Buches. Und wie dem sozialistisch gesinnten Jimmie Higgins, so bleiben auch dem Schriftsteller Thyrsis in dem großen Kampfe mit dem Besitz, mit den Vorurteilen und den Geschmacksrichtungen der offiziellen Gesellschaft die Enttäuschungen nicht erspart. Doch er selbst bleibt stark und ungebeugt, aber das durch die Verständnislosigkeit und die Abgunst der Gesellschaft heraufbeschworene Leid fällt schwer auf seine Familie. Und das ist es, was

Thyrsis niederzwingt, ihn zur Abkehr vom reinen künstlerischen Schaffen und hinein in den politischen Kampf treibt.

Es dürfte viel Selbsterlebtes in diesem vorläufig letzten Buche Sinclairs stecken, in diesem Buche, das an seinem Schlusse begeistert der Idee des Kommunistischen Manifests huldigt und die Denkerarbeit von Marx und Engels feiert.

Wie schon bemerkt: Upton Sinclairs schöngeistiges Wirken ist rückhaltloser Kampf, kein salonsozialistisches Geplänkel, sondern klarer, deutlicher Kampf für die ökonomische Befreiung. Seine Bücher sind Zeitgemälde, sind Schwurzeugen für den sozialen und politischen Kampf in der offiziellen nordamerikanischen Union. Wer sich für den inneren sozialen Charakter des modernen Amerika, wer sich für die dortige Arbeiterbewegung interessiert, dem leisten die spannend geschriebenen Romane Upton Sinclairs gute Führerdienste.

Literarische Rundschau

Amtsgerichtsrat Dr. Walter Hoffmann, **Die Reifezeit.** Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. 264 Seiten Oktav. Preis geheftet 34 Mark, in Halbleinen gebunden 40 Mark.

Das Hoffmannsche tiefgründige Werk ist ein sehr wertvoller Versuch einer Entwicklungspsychologie der Reifezeit. Wohl lagen schon früher einzelne Ansätze zu einer Untersuchung der höchst bedeutsamen Probleme der Übergangszeit der Jugendlichen vom Kindes- zum Erwachsenenalter vor; eine Studie von diesem Umfang und dieser Tiefgründigkeit jedoch fehlte uns. Ausgehend von den Erscheinungsformen der Kindheit, schildert das Werk in gemeinverständlicher Form die geistige, die geschlechtliche und die soziale Reifung; es ist dem Verfasser eben darum zu tun, eine Auseinandersetzung des Jugendlichen mit seiner Umwelt in den wichtigsten Fragen, die auf den Jugendlichen einstürmen, zu geben. Hoffmann ist Jugendrichter und ist auch als Freund der Jugend, als Jugendführer und Jugendberater mehr als viele andere berufen, über diese verwickelten Fragen, die von einem Erwachsenen leicht falsch betrachtet und behandelt werden, zumal über die Entwicklungsnöte zu sprechen. Wenn wir Hoffmann auch nicht in allen Stücken in jenem Abschnitt, der die soziale Reifung behandelt, zustimmen können, so müssen wir doch alle diejenigen, denen es um das seelische und körperliche Gedeihen unserer Jugend, die infolge des Krieges mehr als je gefährdet ist, ernstlich zu tun sein muß, auf dieses von edlem Bemühen um unsere Jugend getragene Werk nachdrücklich hinweisen. Nicht nur Ärzte, Psychologen, Pädagogen und Juristen, sondern alle diejenigen, denen die Zukunft unseres Volkes am Herzen liegt, können aus diesem Buche wertvollste Anregung und Erkenntnis schöpfen. Dr. Pieth

Workmen's Compensation Legislation in the United States and Canada. (Bulletin 272, U. S. Bureau of Labor Statistics.) Washington 1921. 1211 Seiten.

Diese Veröffentlichung des amerikanischen Arbeitsministeriums enthält einen kurzen geschichtlichen Überblick der Unfallentschädigungsgesetzgebung in den Vereinigten Staaten, deren Anfänge nur bis 1910 zurückreichen, eine analytische Darstellung der wichtigsten Bestimmungen der einschlägigen Gesetze sowie eine Erörterung der Fragen betreffend die Verfassungsmäßigkeit derselben, wobei die wichtigeren Gerichtsentscheidungen erwähnt werden.

Ein besonderer Abschnitt behandelt Kanada, das nördliche Nachbarland der Vereinigten Staaten. Der Wortlaut der Gesetze ist auf S. 267 bis 1178 abgedruckt.

H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 13 Ausgegeben am 23. Juni 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der bayerisch-österreichische Separatismus und die Sozialdemokratie

Von Dr. H. Schützinger

Altbayern, Tirol, Salzburg, Kärnten und Oberösterreich sind Gebiete des ehemaligen Stammesherzogtums der Bajuvaren, eines keltisch-alemannischen Mischvolkes. Lediglich der Aufstieg der Markgrafen der Ostmark, des heutigen Niederösterreich, zu Herzögen und Kurfürsten hatte die Zerreißung der alten Stammlande und die Abbröckelung der östlichen und südlichen Marken zur Folge. Die Wiedervereinigung unter Napoleon I. dauerte nur wenige Jahre; dann zerstörte der Wiener Kongreß das rekonstruierte, keineswegs organisch zusammengewachsene Gebilde.

Das Gefühl der Stammesverwandtschaft blieb auch das letzte Jahrhundert über lebendig. Nirgends führte man sich so toll auf, wie wenn die Kapelle der K. u. K. Innsbrucker »Kaiserjäger« in München oder die des »K. B. Infanterie-Leibregiments« in Innsbruck, Graz oder Salzburg konzertierte. Schützen- und Trachtenvereine wetteiferten jahrzehntelang in freundnachbarlichen Besuchen.

Neuerdings wird diese frühere Stammesverwandtschaft von der politischen Rechten mit aller Geflissentlichkeit weiter gehegt und gepflegt. Auf der einen Seite steht der »Andreas-Hofer-Bund für Tirol«, auf der anderen eine Unzahl von sogenannten »völkischen Verbänden« wie der »Bayernbund«, der »Heimat- und Königsbund«. Ein »Vaterländischer Festabend« des Andreas-Hofer-Bundes in München im April dieses Jahres zeigte deutlich die gewandte Regie der »völkischen Wiedervereiniger«. Die Tiroler »Speckbacher-Kapelle« in Alttiroler Tracht war aufmarschiert, Tiroler Trachtenvereine wirbelten in ihren historischen Kostümen durch den Saal, und das alte »Andreas-Hofer-Lied« erscholl. Dann aber kam der Hammer der Politik, um die Stimmung für die Vereinigungsaktion reif zu machen. In verschiedenartigen Variationen wurde verkündet: »Sehnsucht herrscht im ganzen Tiroler Land nach Wiedervereinigung mit den Stammesbrüdern. Dem bajuvarischen Stamm kommt der Schutz gegen äußere und innere Feinde zu. Am bajuvarischen Wesen soll das deutsche Volk genesen.«

Neben der Stammesverwandtschaft ist es vor allem das gemeinsame konfessionelle Bekenntnis, das, wie es heißt, die beiden Stämme eint: der Katholizismus. Er prägt dem ganzen Parteileben den Stempel der konfessionellen und kulturellen Unduldsamkeit auf. Die »Bayerische Volkspartei« und die deutsch-österreichische »Christlichsoziale Partei« sind Gebilde, die keineswegs mit dem deutschen »Zentrum« identifiziert werden können. Dem deutschen Zentrum ist immerhin an der Entwicklung einer gewissen Demokratie und an dem Ausgleich der Klassengegensätze einiges gelegen.

Unsere deutschösterreichischen Parteiblätter berichten denn auch immer mit Neid von den Reden der deutschen Zentrumsführer auf den Parteitagen und in den Parlamenten. Von diesem Geist ist in der Christlichsozialen Partei und in dem Bayerisch-Tiroler Klerus rein gar nichts zu spüren. Schärfster Klassenhaß und brutale Unduldsamkeit ist die Parole. Das Ziel ist die Wiederaufrichtung der Monarchie mit starkem klerikalem Einschlag.

Selbstverständlich ist der Ton, mit dem unsere Tiroler Genossen auf dieses Treiben antworten, kein sanfter. Fast die Hälfte aller Leitartikel und politischen Repliken unserer wenigen Organe befaßt sich mit der Abwehr der klerikalen Verdächtigungen und Anwürfe von der Kanzel herab und in der klerikalen Presse. Den besonderen Haß der Tiroler Geistlichkeit hat sich eine mächtig aufblühende Verbindung unserer Genossen, der Gebirgswanderverein »Naturfreunde«, zugezogen. Selbst im »Fastenhirtenbrief« 1922 beschimpfte der österreichische Episkopat diese sozialistische Jugendbewegung mit alpinem Einschlag in unflätigster Weise. Die Aufpeitschung des noch großenteils in Bigotterie versunkenen Volkes ging so weit, daß harmlose Wandererzüge der sozialistischen Jugend in Vorarlberg von klerikal verhetzten Wegelagerern mit Steinen beworfen und mißhandelt wurden.

Gelegentlich der Beratung des »Katechetengesetzes« im Tiroler Landtag erhob deshalb die sozialdemokratische Fraktion schärfsten Protest gegen die Hetze der Geistlichkeit in Kirche und Schule, vor allem gegen die Aufpeitschung der niederen Volksinstinkte. Religionsvorträge und Predigten würden dazu benutzt, erbärmliche Lügen zum Beispiel über einen »imaginären Kreuzfrevel der Kinderfreunde bei Leoben« zu verbreiten. Die Fraktion verließ zum Protest gegen die klerikale Tiroler Kulturschande den Saal.

Bei der Gleichheit der Geistesverfassung in Bayern und Tirol ist es neuerdings auch den Münchener antisemitischen Agitatoren gelungen, ihre Kulturbewegung über die Bayerischen Alpen hinwegzutragen. Auf dem Wege dorthin, in dem Kurort Garmisch-Partenkirchen, haben sie allerdings schlechte Geschäfte gemacht. Nachdem die landschaftlich schönsten Punkte mit Hakenkreuzen beschmiert waren, engagierten die Hotelbesitzer eine Anzahl von Büchsenschützen, um bei Wiederholung des Unfugs Selbsthilfe mit bayerischen Schrotflinten anzuwenden. Seitdem ist es still geworden.

Neben Innsbruck hat sich eine große Zahl von anderen Tiroler Städtchen und Dörfern der berühmten »nationalsozialistischen« Münchener Führung unterworfen. Selbst die Dorfgeistlichkeit hat sich der neuen Kampfparole »Gegen die Juden« angenommen. So trägt eine der neuen Glocken für eine Pfarrkirche in Vorarlberg jetzt den frommen Spruch, in Erz gegossen: »St. Joseph, laß uns nicht mehr fallen — in jüdische Wucherkrallen!«

Ein weiteres Ferment des Zusammenschlusses ist der in Bayern wie in Tirol noch immer lebendige Königsgedanke. Die bayerischen Monarchisten können kaum mehr die Hoffnung hegen, die Wittelsbacher Dynastie im Rahmen der großdeutschen Republik wieder in ihre »Rechte« einzusetzen, um so eifriger sind sie am Werke, die deutschösterreichischen Anschlußgebiete für ein südostdeutsches Königtum unter Wittelsbacher Flagge zu gewinnen. Und sie sind dabei auf begeisterte Gegenliebe bei den antisozialistischen Parteien in Tirol, Vorarlberg und Salzburg gestoßen. Der Gedanke eines Anschlusses an Bayern sitzt dort in den Köpfen so fest, daß an eine Restitution der Habsburger nicht zu denken ist. Das wittelsbachische Königtum wir

den Bauern mundgerecht gemacht durch den Hinweis auf einen Zusammenschluß mit Bayern unter »vorübergehender« Trennung vom Reich. Am bayerischen Wesen werde auch Deutschland wieder genesen, und die großdeutsche Monarchie würde dann die Wiederkehr aller für Adel, Klerus und Bauernführer so begehrlich erscheinenden Herrlichkeiten bedeuten.

Tatsächlich beherrscht dieser großbayerisch-monarchistische Gedanke die Köpfe der ehemaligen bayerischen »Einwohnerwehr« und der immer noch bis an die Zähne bewaffneten Tiroler »Heimatwehr«. Das Ziel dieser Verbände ist es, die beiden Länder als Glieder ihrer angeblich allzu zentralisierten Staaten nicht zur Ruhe kommen zu lassen, fortgesetzt gegen Wien und Berlin aufzupeitschen, die Sozialdemokratie als die Bringerin alles Übels hinzustellen und so die Bevölkerung für eine Abstimmung über die Einführung einer südostdeutschen Monarchie reif zu machen. Der Geist dieser Volksbeglücker geht am deutlichsten aus einem Rundschreiben des Vorsitzenden des »Bayerischen Ordnungsblocks« hervor, das mit aller Offenheit für die Loslösung Bayerns vom Reich, Vereinigung mit Salzburg und Tirol und Anschluß dieses neuen wittelsbachischen Königtums an Frankreich eintritt. Ähnlich lautet ein Tiroler Heimatwehr-Brief vom März dieses Jahres, der unter der Überschrift »Von unseren Feinden im eigenen Lande« allerlei Lügen verbreitet über die Aufstellung von »Arbeiterregimentern« in Landeck und Innsbruck, die in Nachahmung der Bolschewistenarmee sogenannte »Zündabteilungen« gebildet hätten. Der Zweck dieser Abteilungen sei, den Bauern »den roten Hahn aufs Dach zu setzen«.

Also auch hier Aufpeitschung des müde gewordenen Volkes zur Trennung vom »roten« Berlin und Wien, Bereitstellung zur Tat! Unser Innsbrucker Parteiblatt nennt das Ziel dieser Propaganda mit klaren Worten: »Zerreißung Deutschlands, Abtrennung von Bayern, Wiederaufrichtung einer süddeutschen Monarchie unter den Wittelsbachern und Anschluß der österreichischen Alpenländer.«

Typisch ist, daß der Tod des ehemaligen Kaisers Karl von Österreich in Tirol, Salzburg und Kärnten genau dieselben Erscheinungen hervorrief wie der Tod Ludwigs von Wittelsbach in Bayern: Aufmarsch des Klerus und der Beamtenschaft zu offiziellen Trauerfeiern, Bearbeitung der Kinder in den Schulen und Klöstern, Trauerparade der waffenfähigen monarchistischen Jugend, Protest der Sozialdemokraten und Gewerkschafter in Gemeinderäten und Landesparlamenten.

Zu diesen Parallelen gesellt sich eine auf der gleichen wirtschaftlichen Struktur beruhende Zoll- und Handelspolitik. Der Führer der Verschmelzungsbewegung mit Bayern in Tirol Dr. Steidle erklärte im Dezember vorigen Jahres: »Was brauchen wir Wien, was brauchen wir Berlin? Bayern und Tirol sind agrarische, sich selbst genügende Wirtschaftsgebilde; durch ihren Zusammenschluß entstände ein unabhängiges Wirtschaftsgebiet, das sich um das Ausland nicht zu kümmern brauchte!« Nun stimmt das, vor allem soweit Bayern in Betracht kommt, keineswegs in jeder Beziehung. Bayern mußte zum Beispiel im letzten Jahre wesentliche Quantitäten an Lebens- und Futtermitteln einführen. Die Triebkraft des Zusammenschlusses steckt vielmehr in der beiden Ländern eigenen, vorwiegend agrarischen Interessenpolitik. Der bayerische Landwirtschaftsminister deckt kraft der hinter ihm stehenden bäuerlichen Land-

tagsmehrheit alle gesetzgeberischen Maßnahmen, die der Profitgier der landwirtschaftlichen Erzeuger und deren Genossenschaften angezeigt erscheinen. Der Tiroler Landtag macht sich ebenso alle Forderungen zu eigen, die von den agrarischen Verbänden zur Steigerung des Gewinnanteils der Bauern am Volkseinkommen erhoben werden. Als der Geldgewinn der Tiroler Viehhandelsverbände durch Valutageschäfte, vor allem mit Bayern und Italien, allmählich zu einem öffentlichen Skandal anwuchs, entschloß man sich endlich zur Erhebung einer Ausfuhrabgabe in Form eines Valutazuschlags. Diese Prämien verteuerten jedoch lediglich die Lebenshaltung der Konsumentenschichten in Bayern und in Südtirol; sie wirkten durch ihre preistreibenden Folgen wieder auf die Tiroler Verbraucherschaft zurück. Anstatt nun aber durch Ausschüttung der durch die Ausfuhrabgabe in der Landeskasse Tirols zusammenströmenden Millionen an die Tiroler konsumierenden Volksschichten einen billigen Ausgleich herbeizuführen, fand der Tiroler Landtag Mittel und Wege dazu, diese Prämiengelder der Landwirtschaft auf dem Umweg durch die Staatskasse zukommen zu lassen.

Die Folge dieser die Interessen der Verbraucher schwer schädigenden Agrarpolitik in Bayern und Tirol ist natürlich die schroffe Opposition der Arbeiterparteien gegen die wirtschaftlichen Maßnahmen der Landesregierungen. So hält die Innsbrucker Sozialdemokratie mit aller Zähigkeit an Wien, der Zentrale des deutschösterreichischen Sozialismus, fest, in dem Gefühl, daß der Zusammenschluß mit Bayern, o h n e Rücksicht auf das großdeutsche Wirtschaftsgebilde, dem politischen und wirtschaftlichen Rückschritt gleichkommen würde. Das kommt vor allem in der Kritik der Umstellung der Tiroler Hauptstadt als Handels- und Stapelplatz zum Ausdruck. Während der ersten Nachkriegsjahre herrschte in den deutschösterreichischen Alpenländern eine wirtschaftliche Depression sondergleichen. Die Scheinblüte des Handels infolge der Entwertung der österreichischen Zahlungsmittel hatte nicht nur einen Teil der Einrichtungsgegenstände des privaten Haushalts gelegentlich dieses großen »Ausverkaufs« entführt, sondern auch wertvolle Produktionsmittel privater und öffentlicher Betriebe.

Aus dieser Depression beginnt sich Deutschösterreich allmählich wieder hochzuarbeiten; der Transitverkehr aus der Schweiz und Italien nach München und Wien hat in Innsbruck derartige Formen angenommen, daß der Ausbau der Innsbrucker Verkehrsanlagen zu einem modernen Stapelplatz in nächste Nähe gerückt ist. Die großbayerische Richtung hat nun ihr Augenmerk darauf gerichtet, Innsbruck für den Nord-Süd-Verkehr auszunutzen und zu einem Handelsvorort Münchens umzugestalten. Die Sozialdemokraten aber stehen auf dem Standpunkt, daß Innsbruck wegen der Nähe Münchens als Umschlagplatz für den Nord-Süd-Verkehr nicht in Frage komme, sondern für den Ost-West-Verkehr. Der verkehrstechnische Ausbau Innsbrucks könne nur in Zusammenarbeit mit der Bundesregierung in Wien gelöst werden. Innsbruck müsse in erster Linie zum westlichen Eckpfeiler des österreichischen Handels gemacht werden. Mit dem Geschrei »Los von Österreich!« sei der Arbeiterschaft nicht gedient. Auch mit Bettelbriefen an das Ausland und durch die Absendung eigener Tiroler Diplomaten nach Amerika würde dem Lande nicht geholfen. Tirols Blühen und Gedeihen hänge von der baldigen Eingliederung des gesamten Deutschösterreich in die großdeutsche Wirtschaft ab.

Tatsächlich liegt die Zukunft des südostdeutschen Wirtschaftsgebiets in der Einfügung dieser Länderecke in das gesamtdeutsche Wirtschaftsgetriebe. Großbayerischer Zusammenschluß aus parteipolitischen und religiösen Motiven bedeutet Separation; Separatismus aber bedeutet langsames wirtschaftliches Verkümmern, kulturellen und geistigen Rückschritt. Ein wirtschaftlich sich selbst genügendes Groß-Bayern wäre ebenso dem Ruin verfallen wie das heutige lebensunfähige Deutschösterreich. Und die Arbeiterklasse dieses Staatengebildes ist in beiden Fällen vor allem der leidtragende Teil. Das heutige Deutschösterreich ist gezwungen, drei Viertel seiner Lebensmittel und fast seinen gesamten Kohlenverbrauch zu Weltmarktpreisen zu beziehen. Das bedingt bei dem viel geringeren Wert der österreichischen Ausfuhr eine passive Handelsbilanz und den Niederbruch der Währung.

Die Tiroler Arbeiterschaft ist sich völlig darüber klar, daß eine Stabilisierung der deutschösterreichischen Wirtschaft nicht unabhängig von der Wirtschaft der daniederliegenden Staaten verwirklicht werden kann. Ein Unding ist es, dieses Gleichgewicht lediglich auf Kosten der Löhne und der Arbeitszeit herstellen zu wollen. Die Löhne und Gehälter in Tirol sind sowieso um 30 bis 50 Prozent niedriger, als es den Teuerungsverhältnissen entspricht. Es ist ein Irrtum ersten Ranges, die Existenzfähigkeit eines wirtschaftlich unmöglichen Landes auf Kosten einer um 50 Prozent herabgedrückten Lebenshaltung der arbeitenden Klassen erzwingen zu wollen.

So weist die bittere Not die Arbeiterklasse der deutschösterreichischen Alpenländer auf den Zusammenschluß mit Deutschland hin. Doch wird dieses Ziel nicht erreicht durch Königsfanfarengeschmetter, durch Priesterchöre, Mord und Totschlag, Hochverratsverfahren und Erschießungen, sondern durch den Aufbau dieser Länder als lebensfähiger Gliedstaaten im Rahmen der großdeutschen Wirtschaft.

Der englisch-russische Gegensatz in Zentralasien

Von **Erwin Barth**

(Schluß)

II

An der Wende des neunzehnten Jahrhunderts war der russisch-englische Gegensatz bis zur Spitze getrieben. In diesen Jahren war die Schwelle zum Krieg alle vierzehn Tage einmal halb überschritten. England suchte nach einer Ablenkung Rußlands, weil es den Druck nicht mehr ertragen konnte. Zu dieser Zeit bemühte es sich um ein Bündnis mit Deutschland mit dem ganz offenen Ziel eines deutschen Angriffs auf Rußland, der dieses schwächen — also in seiner zentralasiatischen Politik lähmen sollte. Deutschland ging darauf nicht ein. Dafür kam aber ein englisch-japanisches Abkommen zustande, das schließlich zum Kriege und zur Niederlage Rußlands im Jahre 1905 führte. Damit war zunächst die akute Gefahr von der russischen Seite abgebogen. Die russische Autorität im Orient war hart mitgenommen.

Aber in Europa war Deutschlands Macht in stürmischem Tempo gewachsen. Seine Flotte, deren Bau England vergeblich durch Verhandlungen in ein langsameres Fahrwasser zu drängen sich bemühte, wurde von England als eine gegen seine Seegeltung gerichtete Offensivwaffe empfunden. Vorher waren die törichten Äußerungen Wilhelms II.: »Der Dreizack gehört in unsere Faust« und vom »Admiral des Atlantischen Ozeans« gefallen. Eng-

lands Aufmerksamkeit wandte sich zunächst gegen Deutschland, das sich nicht dazu hergegeben hatte, Rußland und damit sich selbst durch einen Krieg erheblich zu ruinieren. Deutschland konnte ohne Rußlands Mittun nicht ernstlich gefaßt werden. Es galt also Rußland, den Gegner von heute, zum Genossen von morgen zu gewinnen.

Dazu holte England zu einer generösen Geste gegenüber Rußland aus. Statt die durch Krieg und Revolution geschwächte Lage Rußlands zu benutzen und es rücksichtslos aus Persien hinauszuwerfen, schloß es mit ihm den Vertrag von 1907 über Persien und Afghanistan. Rußland desinteressierte sich dadurch in Afghanistan und stimmte zu, daß die auswärtige Politik durch die Hände Englands lief. Hinsichtlich Persiens sicherte England den Russen das alleinige Recht auf Konzessionen für die ganze nördliche — die wertvollste — Hälfte Persiens; England nahm das gleiche Recht nur für den kleinen Schutzsektor am Indischen Ozean und der Grenze von Beludschistan in Anspruch. In der dazwischen liegenden neutralen Zone sollte jedermann nach Belieben Konzessionen anstreben dürfen. Das mußte von Rußland als ein großes Entgegenkommen Englands, ja fast als ein Verzicht auf die wirtschaftliche Geltung Englands in Persien aufgefaßt werden. Rußland hatte bis zur wirtschaftlichen Durchdringung des ungeheuren Gebiets seiner Einflußsphäre in Persien lange Jahre zu tun. In dieser Zeit konnte es mit Machtmitteln, die ja zunächst auch noch erheblich geschwächt waren, nicht auf England drücken. England dachte aber gar nicht daran, Rußland die Durchdringung Nordpersiens allzu leicht zu machen. Das alte Ränkespiel wurde fortgesetzt. Rußlands Ausdehnungsdrang war imperialistischer Natur, die wirtschaftliche Tätigkeit in den eroberten Gebieten war viel mehr ein Mittel der russischen Politik, als die russische Politik ein Mittel der wirtschaftlichen Raumschaffung war. Das muß festgehalten werden; Rußland hätte sonst im Innern ein überreiches Terrain für hundert Jahre wirtschaftlicher Arbeit gehabt; aber es wollte sich Persien politisch hörig machen.

1906 war der Schah Muzaffer ed din gezwungen worden, dem Land eine Verfassung und Volksvertretung zu geben. Die konstitutionelle Bewegung war von England als Gewicht gegen den russischen Einfluß gefördert worden. Rußland besaß indessen im Kronprinzen Mohammed Ali, der Generalgouverneur in der reichsten Provinz Persiens (in Aserbeidschan) war, ein ihm absolut ergebenes Werkzeug. Sein Erzieher war ein Russe gewesen. Als der Kronprinz im Januar 1907 zur Regierung kam, schwor er der Verfassung Treue. Rußland wünschte jedoch seine Kreatur im Besitz der absoluten Macht, und darum wurde von Stund' an der Staatsstreich organisiert. 1908 bezog der Schah außerhalb der Stadt Verteidigungsstellung und verhängte über Teheran den Belagerungszustand. Durch die von russischen Offizieren kommandierte persische Kosakenbrigade ließ er dann das Parlament zusammenschießen. Die Hauptvertreter des Parlaments wurden gefangen und gefoltert. Der russische Gesandte v. Hartwig war die Seele des Staatsstreichs. Der Schah wurde bald von den revolutionären Streitkräften, die mit englischen Waffen kämpften, vertrieben und floh nach Rußland. Von da aus fiel er wiederholt ins Land ein, mußte aber jedesmal wieder unter russischen Schutz zurückkehren. Die Russen besetzten in der Folgezeit mit etwa 15 000 Mann die wichtigsten Städte Nordpersiens und blieben dort bis in den Weltkrieg hinein.

Die persischen Patrioten wollten ihr Land endlich zur Ordnung bringen. Sie beriefen 1911 den Amerikaner Morgan Shuster als Schatzmeister, der unter fast einmütiger Gefolgschaft des persischen Parlaments mit strenger Energie an die Finanzreform ging. Er begegnete von der ersten Stunde an dem offenen Widerstand der russischen Gesandtschaft. Als er die Besitzungen des Bruders des Exschahs wegen dessen Teilnahme an den Einfällen Mohammed Alis in Persien beschlagnahmen ließ, wurden seine Gendarmen auf Befehl der russischen Gesandtschaft von persischen Kosaken vertrieben. Als Shuster seinerseits die schwache Kosakenbesatzung wieder aus dem beschlagnahmten Gebiet herausdrängen ließ, erhob Rußland den Fall zum Konflikt und stellte ein Ultimatum an die persische Regierung, Shuster sofort zu entlassen. Parlament und Regierung dachten nicht daran, aber Rußland drohte mit Einmarsch in Teheran, und so mußte Persien den ersten erfolgversprechenden Versuch, sich finanziell unabhängig zu machen und seinen Staatshaushalt in Ordnung zu bringen, wieder aufgeben. England wagte nicht, die Russen zu reizen, und gab ihnen, wohl in der Hoffnung auf einen baldigen Gegenerfolg, nach.

In der persischen Regierung überwog bald der russische, bald der englische Einfluß. »Der englisch-russische Gegensatz, der Normalzustand des Friedens im mittleren Orient, preßt alle Organe der persischen Regierung entweder in ein russisches oder in ein englisches System, die gleichmäßig gut konstituiert sind und den mindesten Umstand ausnutzen, um neue Ziele zu setzen und die gegnerische Situation anzugreifen.« [1]

* * *

Der Weltkrieg hat England nicht nur in Europa den Gewinn gebracht, die deutsche Seegeltung vollkommen zu zerstören, sondern auch die russischen Herrschaftsbestrebungen in Zentralasien vernichtet. Während des Krieges war der englisch-russische Gegensatz in Persien nicht tot, er lebte nur mit verminderter Lebenskraft weiter und schwächte sich gegen die Zeit des Zusammenbruchs des Zarismus immer mehr ab. Nach dem Kriegsende gab England in Persien allein den Ton an und sicherte sich namentlich alle die reichen Petroleumvorkommen, die das Land hatte. Die politische Macht Englands im Orient schien gesicherter als je, und seine wirtschaftliche Macht war durch den Gewinn und den energischen Ausbau der Petroleumproduktion Persiens gewaltig gestiegen. Bis zum Ende des Weltkriegs hatten die Bolschewisten im Innern Rußlands alle Hände voll zu tun und konnten sich um Persien überhaupt nicht kümmern. England selbst hatte im Kaukasus Truppen gelandet. Es konnte sich der Errichtung selbständiger kaukasischer Staaten freuen, die allerdings nur für kurze Zeit das System der Pufferstaaten gegen Rußland erweiterten. Die Umtriebe Englands, um sich in den Besitz der enormen kaukasischen Petroleumrechte zu setzen, und die stille Blockade Sowjetrußlands machten die Russen bald wieder auf England aufmerksam und trieben sie im schnellsten Tempo in die außenpolitischen Bahnen, die der Zarismus seit Jahrhunderten beschritten hatte.

Der englisch-russische Gegensatz lebte, in anderer Form allerdings, rasch wieder auf. Während die zaristische Orientpolitik auf Zertrümmerung und Zersetzung des Pufferstaatenringes im Südosten hinarbeitete, wählten die

[1] Aubin (Pseudonym für den französischen Gesandten in Persien Decos), »La Perse d'aujourd'hui«, Paris 1908.

Bolschewisten, ihren tatsächlichen Kraftverhältnissen entsprechend, den psychologisch richtigen Weg, die Pufferstaaten in ihrer staatlichen Unabhängigkeit zu stärken, das Gefühl für russische Feindschaft vollkommen auszulöschen und dadurch die Kräfte dieser Staaten gegen den anderen Feind und Einmischer, England, freizumachen.

Die englische Politik macht ihnen die Verfolgung dieses Zieles sehr leicht. Die Absichten Englands auf Zertrümmerung und auf Beseitigung des für die ganze Welt des Islam bedeutungsvollen osmanischen Kalifats, das es nach dem Zusammenbruch Rußlands als Hilfsmittel seiner Politik gegen Rußland nicht mehr nötig zu haben glaubt, weckte in allen muselmanischen Ländern und auch unter den hundert Millionen Mohammedanern Indiens Bitterkeit und Empörung gegen England. Die bolschewistischen Emissäre hatten es leicht, sich diese Bewegung dienstbar zu machen. Rußland lieh den nationalistischen Türken seinen militärischen und politischen Beistand gegen das tolle Friedensdiktat von Sèvres. Der türkische Widerstand ist bis heute noch mächtig und hat sich jetzt schon die prinzipielle Revision dieses Diktats erkämpft. Die neue russische Regierung gab weiterhin den transkaspischen Gebieten Autonomie und ermöglichte durch die Annullierung der gewaltigen Schuldenlast Persiens an Rußland und durch die Zusicherung der vollen Unverletzlichkeit des persischen Territoriums ein Freundschaftsverhältnis mit Persien und selbst mit Afghanistan. Der russische Einfluß in Teheran wuchs von Stund' an und wurde von den Persern selbst begrüßt und gefördert. Auch in Afghanistan, dessen Emir nach ziemlich zuverlässigen Angaben jetzt eine russische Subvention von jährlich 240 000 Rubel in Gold oder Silber erhält, war es möglich, den englischen Einfluß fast aufzuheben und durch den russischen zu ersetzen.

Rußland erschien jetzt den Orientalen nicht mehr als Bedrücker, sondern als Bundesgenosse gegen Englands Oberherrschaft in diesen Ländern. Der frühere afghanische Emir hatte den Engländern empfohlen, einen mohammedanischen Dreibund (Türkei, Persien und Afghanistan) unter englischer Führung zu organisieren. England hat diesem Rat keine Folge gegeben, weil es wohl ein gewisses Gefühl dafür hatte, daß infolge der Zerrissenheit des Islam und der Feindschaft zwischen der sunnitischen und schiitischen Bevölkerung ein Zusammenschmelzen des schiitischen Persien mit der Türkei und Afghanistan, die beide sunnitisch sind, nicht möglich war. Nunmehr hat sich die Situation verschoben. In allen mohammedanischen Ländern herrscht die Faust Englands; alle diese Länder sehen daher als Gegner und Bedrücker fast ausschließlich nur noch die Engländer an. Gegen diesen gemeinsamen Feind eine Front der Staaten zu bilden, mußte ein leichtes sein. Und die russische Sowjetregierung, die auf jede innere Einmischung in diesem Staat verzichtet hatte, die außerdem über den ganzen mittleren Orient die Fackel der Empörung und Befreiung von englischer Vormundschaft schwang, erschien als gegebene Führerin. So wurde der mohammedanische Dreibund mit der Front gegen England zu einer Tatsache. Die konfessionellen Gegensätze im Islam, die sich staatenmäßig abheben, traten zurück hinter dem Wunsche, sich von der fremden Bevormundung durch England freizumachen und selbständig zu werden.

Unterstützung finden die Russen in ihrem Gegensatz zu England in der indischen Freiheitsbewegung, die von ihnen durch Emissäre und gewiß auch

durch materielle Hilfe gefördert wird. Das Erwachen des Islam hat auch auf die Freiheitsbewegung der Hindu nachhaltig eingewirkt. In Indien war es sogar möglich, die abgrundtiefen religiösen Verschiedenheiten der in religiösen Dingen besonders empfindsamen Bewohner Indiens, zwischen den Hindu und den Mohammedanern, zu überbrücken und beide Gruppen in der Ghandi-Bewegung unter der Parole »Indien den Bewohnern Indiens« zu einer Zweckgemeinschaft gegen England zusammenzuführen.

Heute steht der Orient erneut unter den Zeichen des englisch-russischen Gegensatzes. Es wäre natürlich Vermessenheit, vorherzusagen, zu welchem Ende das führen wird. Sicher ist jedoch, daß der Bolschewismus in den zentralasiatischen Ländern eine ungeheure Anhängerschaft hat. Dabei darf man nicht denken, daß in diesen ganz anders gearteten, erst kaum an die Schwelle der Zivilisation herangekommenen Ländern der Bolschewismus als wirtschaftliches System verstanden wird. Der Bolschewismus wird in diesen Ländern vielmehr nur verstanden als Ferment der Gegnerschaft gegen die fremde englische Einmischung und Oberherrschaft. Sicher ist weiterhin, daß England ebenso wie in den zaristischen Zeiten in der Defensive ist und langsam Schritt auf Schritt zurückweichen muß. Der zaristische und jetzt bolschewistische General Rennenkampff hat unlängst in einem Interview gesagt, daß die bolschewistische Außenpolitik sich in den Geleisen der traditionellen russischen Politik bewege und daß in dieser Hinsicht die ehemals zaristischen Offiziere geschlossen hinter der Sowjetregierung stünden.

Aus der englischen Presse kann man unschwer die Besorgnisse Englands um die Zukunft der englischen Stellung im Orient wahrnehmen. England hat ein starkes Interesse daran, *daß die Wiederaufrichtung Rußlands nicht zu einer unabhängigen starken Staatlichkeit mit großer Stoßkraft nach außen führt*. Darum versteift sich Lloyd George auf die Bildung eines internationalen Aufbausyndikats für Rußland und auf Bedingungen für den Aufbau, die die russische Staatsverwaltung unter feste auswärtige Kontrolle bringen. Solange diese Kontrolle unter dem hervorragenden Einfluß Englands geübt wird, können Gefahren und Konfliktsmöglichkeiten zwischen Rußland und England im Orient leicht abgewehrt werden. Der Weg des Aufbaus ist mit Leichtigkeit so zu legen, daß er nicht gleichzeitig von imperialistischen Kräften Rußlands benutzt werden kann. England hat die größte Befürchtung, daß der Plan, Rußland unter eine Oelrepublique zu stellen, nicht zustande kommt und daß die freie Konkurrenz schließlich zu einem Aufbau Rußlands gelangt, der der Marschrichtung des russischen Eigenlebens folgt. Die Rede Lloyd Georges vor dem englischen Parlament über Genua ließ deutlich die Angst vor einem Rußland erkennen, das im Konzert der Mächte sein eigenes Instrument spielen kann. Seine mit erhobener Stimme vorgetragene Warnung über die Möglichkeiten der Entwicklung im europäischen Osten ist nur verständlich unter dem Eindruck einer Vision, die den Staatsmann das mögliche Bild außenpolitischer Aktionen Rußlands gegen Englands Orientstellung vorausschauen ließ.

Württembergische Revolutionstage

Von Heinrich Cunow

Die Revolutionstage des Novembermonats 1918 und die ihnen alsbald in verschiedenen deutschen Gegenden folgenden blutigen Kämpfe zwischen den sozialistischen und kommunistischen Parteirichtungen haben in unseren Reihen eine beträchtliche Anzahl von Büchern und Broschüren hervorgerufen, in denen an den lokalen Kämpfen hervorragend Beteiligte ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Eindrücke schildern. Für das Eindringen in die sozialistische Parteipsyche, wie sie sich in den einzelnen Landesteilen Deutschlands *vor* dem Kriege, besonders aber *während* des Krieges unter dem Einfluß der Kriegspsychose gestaltet hatte, vornehmlich aber für die Beurteilung der in unserer Partei wie auch in den unabhängig sozialistischen und kommunistischen Gruppen zur Zeit des Revolutionsausbruchs herrschenden Illusionen und Erwartungen haben diese Schriften größtenteils eine hohe sozialgeschichtliche Bedeutung. Wer einst in späteren Zeiten eine Geschichte der geistigen Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie oder der in den Jahren 1918/20 in den sogenannten unteren Volksschichten zum Durchbruch gelangenden politischen Strömungen zu schreiben unternimmt, kann an diesen Schriften nicht achtlos vorbeigehen. Aber als eigentlich politische Geschichtsquellen haben sie mit einigen Ausnahmen nur geringen Wert, nicht nur, weil die Verfasser oft lediglich ein sehr eingeengtes lokalpolitisches Gebiet in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen und nicht genügend berücksichtigen, daß dieses Gebiet nur einen Teilausschnitt aus dem Gesamtbild der Revolutionsbewegung darstellt, sondern noch mehr, weil sie sich nicht darauf beschränken, wahrheitsgetreu das zu schildern, was sie gesehen und erlebt haben und diesem Erlebten die nötigen Dokumente hinzuzufügen. Meist wollen sie zugleich *propagandistisch* wirken, und dieses Bestreben veranlaßt sie, Einzelerfahrungen in breitester Weise zu verallgemeinern, unliebsame Ereignisse zu übergehen oder zu beschönigen und sich in lange spitze Polemiken gegen irgendwelche ihrer Auffassung entgegenstehende Ansichten einzulassen, nicht selten sogar in rein theoretische Streitfragen, die mit den betreffenden Vorgängen nichts zu tun haben. Daß dadurch ihre Schilderungen jedem kritischen Historiker von vornherein als Ausflüsse einer tendenziösen Parteihistorik verdächtig erscheinen müssen, ist manchen Verfassern solcher Revolutionsschilderungen allem Anschein nach bei der Niederschrift ihrer Erlebnisse gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Stehen die meisten dieser Schilderungen auch, historisch betrachtet, höher als die jüngst von Eugen Prager veröffentlichte tendenziös-verschrobene «Geschichte der U. S. P. D.», die auf jedem Blatt beweist, daß ihr Verfasser zum Historiker ungefähr soviel taugt wie der Esel zum Lauteschlagen, so leiden sie doch größtenteils an demselben Grundfehler: *an einer einseitig-parteiisch-agitatorischen Einstellung*.

Zu den wenigen Schriften, die von einer höheren historischen Zinne die Ereignisse der vergangenen Revolutionsjahre betrachten, gehört die jüngst vom Genossen Wilhelm Blos veröffentlichte Schrift »*Von der Monarchie zum Volksstaat*«.[1] Auch Blos bietet nicht eine zusammen-

[1] Wilhelm Blos, Von der Monarchie zum Volksstaat. Zur Geschichte der Revolution in Deutschland, insbesondere in Württemberg. Stuttgart 1922, Verlag von Bergers Literarischem Bureau und Verlagsanstalt. 111 Seiten.

fassende Geschichte der revolutionären Novembertage und ihre Folgen in den verschiedenen Teilen Deutschlands, selbst die wichtigen Vorgänge am 9. und 10. November 1918 in Berlin und der Sturz der Reichsregierung bleiben unberücksichtigt. Seine Darstellung beschränkt sich im wesentlichen auf die Schilderung der Ereignisse, die sich am 9. November in Stuttgart abgespielt haben, der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Württemberg und der von ihr aufgenommenen Arbeiten sowie des Stuttgarter kommunistischen Januarputsches; aber was Blos als Darsteller jener Begebenheiten vor vielen anderen Schilderern der Novemberrevolutionstage auszeichnet, ist sein historischer Sinn, der ihn die einzelnen Tatsachen in ihrer historischen Bedingtheit und ihrem inneren ursächlichen Zusammenhang erkennen läßt und ihn vor phantastischen Hoffnungsträumen bewahrt. Seine Einstellung zu den sich vor seinen Augen abspielenden Vorgängen ist von vornherein eine kritische. Er betrachtet die Vorkommnisse in ihrer Verknüpfung als bedingte Einzelerscheinungen in einem längeren Entwicklungsverlauf. Dazu kommt, daß ihm, dem sozialistischen Geschichtschreiber der großen Französischen Revolution und der deutschen Revolution der Jahre 1848/49, so manche Abweichungen und Ähnlichkeiten zwischen den früheren und den neuesten revolutionären Erscheinungen weit mehr auffallen mußten als Autoren, die nur die allgemeinen Umrisse jener früheren Revolutionsbewegungen kennen, und daß er ferner infolge seiner schon am 9. November erfolgten Wahl zum Vorsitzenden der provisorischen Regierung Gelegenheit fand, tiefer als andere in den Regierungsapparat hineinzublicken.

So ist das neueste Blossche Werk zu einer Gedenkschrift selbsterlebter Revolutionsereignisse geworden, zu einer Darstellung, die in kurzen, scharfen Strichen eine ungeschminkte und unretuschierte Überschau über den Verlauf der Revolution in Württemberg bietet, vom 9. November 1918 an bis zur Eröffnung der neuerwählten Landesversammlung am 23. Januar 1919. Durchweg faßt Blos seine Aufgabe lediglich als die eines historischen Berichterstatters auf, der möglichst wahrheitsgetreu zu referieren hat. Von eitlen Selbstglorifizierungen, wie man sie oft in ähnlichen Aufzeichnungen findet, hält er sich frei. Zwar nimmt er mehrfach Anlaß, die gegen ihn und seine ministeriellen Mitarbeiter erhobenen Anschuldigungen zurückzuweisen, aber nirgends steigert sich die Abweisung zu einer Art offener oder versteckter Selbstbeweihräucherung. Meist läßt Blos einfach die Tatsachen sprechen.

Das besagt nicht, daß er sich der Kritik enthält. Die ebenso perfide als lächerliche Rolle, die in der am 9. November eingesetzten provisorischen Regierung Württembergs einige unabhängige und kommunistische Führer gespielt haben, wird scharf kritisiert. Besonders kommt Crispien, der jetzige Vorsitzende der Unabhängig-Sozialdemokratischen Partei und einstmalige Lieblingsschüler Rosa Luxemburgs, in der Blosschen Darstellung schlecht weg. Wie in dem Rat der Volksbeauftragten in Berlin alsbald die heftigsten inneren Streitigkeiten ausbrachen, die die dringendsten Verfügungen und Reformen hemmten und hinderten, so auch in der neu entstandenen provisorischen Regierung Württembergs. Zunächst hatte am 9. November 1918 Crispien dem Genossen Blos selbst zugeredet, das ihm angebotene Amt eines Vorsitzenden der provisorischen Regierung zu übernehmen; er hatte auch selbstbewußt in dem neuen Ministerium den wichtigen Posten eines Ministers des Innern übernommen und ohne weiteres die von der neuen

Regierung erlassene Proklamation unterschrieben, in der es heißt: »Die Regierung ist provisorisch und betrachtet es als ihre erste Aufgabe, eine konstituierende Landesversammlung auf Grund der in unserem Programm bekanntgegebenen Wahlrechtsforderungen vorzubereiten.

Auch als dann in der Nacht zum 10. November der Spartakist Thalheimer, der, obgleich zum Finanzminister erwählt, hinter dem Rücken seiner ministeriellen Kollegen eine Konspirationsaktion gegen die neue Regierung unternahm, aus dem neuen Ministerium ausgeschifft und nun auf Befürwortung von Blos, Lindemann, Keil und Mattutat eine sogenannte Erweiterung der Regierungsgrundlage durch Eintritt von je einem Mitglied der Demokratischen, Zentrums- und Nationalliberalen Partei beschlossen wurde, hatte Crispien dagegen nichts einzuwenden, er schloß sich vielmehr der Erweiterungsforderung der sozialdemokratischen Minister an. Als Crispien dann aber von seinen Parteifreunden wegen seiner Haltung angegriffen und in seiner Parteigruppe die Forderung der sogenannten »Diktatur des Proletariats« die Oberhand gewann, schlug seine Ansicht um. Nun verkündete auch er, daß die parlamentarische Demokratie durch die Diktatur der Arbeiter- und Soldatenräte ersetzt werden müsse. Zugleich mit Crispien begann der neue Kriegsminister der provisorischen Regierung, der Unabhängige Schreiner, sich zu mausern und kommunistische Prinzipien in seinem Kopf zu entdecken.

Bald stießen im Ministerium die verschiedenen Parteianschauungen aufeinander, während zugleich die Spartakisten unter Führung von Thalheimer, Hörnle und Rück die Arbeiter- und Soldatenräte für ihre Zwecke zu gewinnen suchten. Die Schilderung der einzelnen Phasen dieses inneren Kampfes und der von der provisorischen Regierung ergriffenen Abwehrmaßnahmen würde hier zu weit führen; erwähnt sei nur, daß der Kriegsminister Schreiner aus der Regierung austrat und sich den Spartakisten anschloß, während Crispien im Ministerium blieb, aber sich wenig um sein Amt kümmerte, sondern im Lande herumreiste und gegen die Einberufung einer verfassunggebenden Landesversammlung und für die Errichtung einer proletarischen Diktatur agitierte.

Die Gegensätze verschärften sich, und am 9. Januar 1919 kam der von den Spartakisten vorbereitete Putsch endlich zum Ausbruch unter Führung der Spartakisten beziehungsweise Kommunisten Hörnle, Rück, Münzenberg, Barthel, Schreiner, unterstützt von Crispien sowie dem neuen Kriegsminister Fischer, einem früheren Vizefeldwebel. Das Ministerium flüchtete in das neue unfertige Bahnhofgebäude, wo sich das Hauptquartier der von dem früheren Leutnant Hahn organisierten Sicherheitstruppen befand. Doch dauerte die Gefangenschaft im Bahnhofturm nicht lange. Schon am 10. Januar gelang es den Sicherheitstruppen, den größten Teil der Aufständischen ohne Blutvergießen zu entwaffnen; die in Stuttgart liegenden Regimenter 119 und 125 erklärten sich für die provisorische Regierung, und die beiden unabhängig-sozialdemokratischen Minister Crispien und Fischer wurden entlassen. Beide erließen darauf, damit der Putsch nicht ohne komischen Schluß bleibe — eine kuriose Proklamation, in der es heißt:

Die Unterzeichneten haben heute dem Landesausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte nachfolgende Erklärung überreicht: Die Provisorische Regierung Würt-

tembergs hat sich durch die Ausschaltung der beiden Minister Crispien und Fischer seit dem 9. Januar 1919 als Rumpfregierung etabliert, damit hat die Mehrheit der Regierung es uns unmöglich gemacht, unsere Mandate ferner auszuüben. Wir legen unsere Mandate in die Hände der Arbeiter- und Soldatenräte zurück und erwarten von ihnen, daß sie sich unverzüglich mit der Reorganisation der Regierung befassen.

Damit war der Putschversuch der Spartakisten und Unabhängigen erledigt. Am 12. Januar 1919 konnten ohne nennenswerte Störung die allgemeinen Wahlen zur konstituierenden Landesversammlung vor sich gehen und am 23. Januar 1919 deren Eröffnung stattfinden. Die Wahlen trugen der mehrheitssozialistischen Partei 52, der Demokratischen Partei 38, dem Zentrum 31 Mandate ein — der unabhängig-sozialdemokratischen Partei hingegen nur 4 Mandate.

Mit der Feststellung dieses Wahlergebnisses und des Resultats der württembergischen Wahlen zur Weimarer konstituierenden Nationalversammlung endet der historische Bericht des Genossen Blos. In einem zweiten anschließenden Teil will er die Zeit vom Zusammentritt der verfassunggebenden Landesversammlung Württembergs bis zum Rücktritt der sozialistischen Minister im Juni 1920 behandeln.

In der Blosschen Darstellung treten die einzelnen Episoden dieses Kampfes der Sozialdemokratie mit den Machenschaften der unabhängigen und kommunistischen Gruppen scharf hervor. Neben den ernsten Episoden fehlte es aber auch nicht an heiteren, ja geradezu hochkomischen Zwischenspielen. Recht ergötzlich ist zum Beispiel, was Blos über das Streben des bekannten Theo- und Anthroposophen Dr. Rudolf Steiner erzählt, Mitglied der württembergischen Regierung zu werden. Herr Steiner empfahl sich nicht nur selbst in einer vom Arbeiterrat auf seine Veranlassung einberufenen Volksversammlung als Ministerkandidaten, er ließ auch in einigen Stuttgarter Versammlungen von seinen Anhängern einen Beschluß fassen, daß er in das württembergische Ministerium aufgenommen werden müsse. Außerdem kamen Abgesandte zu Blos, die zum Wohle des Landes Württemberg Steiners sofortige Aufnahme in die Regierung mit der überzeugenden Begründung forderten, er sei der bedeutendste Mann Europas und kenne die Geheimnisse aller Landesregierungen.

Blos vermochte sich jedoch, wie er sagt, trotz solcher Empfehlungen nicht zu überzeugen, daß Herr Steiner durchaus für das württembergische Ministerium nötig sei. Er entgegnete daher, daß ihm Steiners staatsmännische Befähigung nicht genügend bekannt sei und er, wenn er etwas über die Geheimnisse fremder Regierungen erfahren wolle, sich lieber an die Archive in Württemberg halte. Die Folge der Antwort war, daß die Verehrer Steiners verschnupft abzogen.

Lustig ist auch, was Blos über Eisners, des bayerischen Ministerpräsidenten kuriose Amtsführung berichtet. Unter den beim kommunistischen Putsch verhafteten Krakeelern befanden sich auch einige Russen, Als einer derselben, Axelrod (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Führer der Menschewiki), Blos vorgeführt wurde, verfiel er in einen Wutkrampf. »Erschießen Sie mich, erhängen Sie mich!« schrie er, »wir sind in Ihrer Gewalt!« Blos lachte ihn aus und sagte: »Lassen Sie diese alberne Komödie. Sie wissen recht gut, daß wir keine Bolschewisten sind. Sie werden Württemberg verlassen; hüten

Sie sich aber, wiederzukommen!« Axelrod wurde mit zwei anderen Russen unter Bedeckung nach München abgeschoben. Darauf meldete Eisner, daß er die Leute in einem Sanatorium untergebracht habe. Das lautete an sich ganz gut; nur scheint es ein merkwürdiges Sanatorium gewesen zu sein, denn direkt von dort wurde Axelrod in die Finanzverwaltung der Münchener Räterepublik berufen, wo er bekanntlich allerlei sonderbare terroristische Finanzexperimente ausführte.

Hoffentlich läßt uns Blos nicht zu lange auf die Fortsetzung der Schilderung seiner Erlebnisse als württembergischer Staatspräsident warten. Sicherlich wird er sich durch seine ungeschminkte, alle Phrasen und aufgeregte Kulturschwätzereien vermeidende Darstellung manche Angriffe zuziehen; aber nur derartige historische Berichte wie der seinige, die sich streng an die Tatsachen halten und die Wiedergabe phantastischer Gerüchte verwerfen, haben wirklichen Geschichtswert.

Das Grundproblem der Genossenschaftstheorie und seine Lösung

Von Professor Dr. Hans Müller (Schluß)

II

Im Verlauf des Kampfes der im vorigen Artikel aufgewiesenen Besitz- und Arbeitsinteressen um ihre soziale und politische Geltung bilden die sie vertretenden Volksklassen die mannigfachsten Organisationen zum Zweck ihrer Wahrnehmung aus. Im allgemeinen sind die Organisationen, die den Interessen der Besitzenden zu dienen bezwecken, zahlreicher und machtvoller; diejenigen, mit denen Arbeitsinteressen verfolgt werden sollen, lassen sich nicht einmal in allen Perioden der Geschichte der Gesellschaft und des Staates nachweisen und vor allem nicht in der Sphäre des Wirtschaftslebens, wo die arbeitenden und meist zugleich besitzlosen Volksklassen es besonders schwer haben, ihre Interessen gegenüber denen der Besitzenden zur Geltung zu bringen. Wo immer aber eine Anzahl Personen oder gar breitere Schichten der arbeitenden Bevölkerung sich daran machen, ihre wirtschaftlichen Interessen zu organisieren und sich unabhängig von der ökonomischen Herrschaft der Besitzenden zu machen, da sehen wir allemal Gebilde entstehen, die den heutigen Genossenschaften in ihrem Wesen außerordentlich ähnlich sind. Sie sind sämtlich Organisationen, deren Teilnehmer durch ihr gemeinsames Arbeitsinteresse zusammengeführt werden und die bezwecken, dies Interesse zum Prinzip ihres gemeinsamen wirtschaftlichen Handelns und Verhaltens zu machen. Auch die Entstehungsgeschichte des modernen, in der Gegenwart zu so großer Verbreitung und Blüte gelangten Genossenschaftswesens liefert den unwiderleglichen Beweis dafür, daß es stets Arbeitsinteressen, das heißt Interessen von Menschen, deren Existenz sich auf ihre Arbeit gründete, waren, welche sich in den ersten Genossenschaften verkörperten. Letztere sollten dazu dienen, deren Mitglieder aus der Abhängigkeit von irgendwelchen Unternehmern, Fabrikanten, Händlern, Bankiers usw. zu befreien, ihnen ein größeres Einkommen oder einen höheren ökonomischen Nutzen aus ihrer gesellschaftlichen Arbeitsleistung zu verschaffen und damit ihre Existenz erträglicher und sicherer zu gestalten. Es gibt keine Genossenschaftsart, bei deren Entstehung sich nicht dies Arbeitsinteresse nachweisen ließe.

Aus dieser Tatsache können wir daher auch die Schlußfolgerung ziehen, daß die Genossenschaften wirtschaftliche Vereinigungen sind, die Arbeitsinteressen verkörpern und durchsetzen sollen, oder anders ausgedrückt, daß ihr Wirtschaftsprinzip in dem Interesse der Arbeit, aller Arbeit leistenden Personen der Gesellschaft besteht.

Die Einführung dieses neuen Begriffs des Arbeitsinteresses in die Genossenschaftstheorie — neu allerdings nur insofern, als damit in ihr bisher nicht operiert worden ist — erweist sich nicht nur in bezug auf die Aufstellung einer richtigen Definition der Genossenschaft als fruchtbar, sondern auch in bezug auf die Aufstellung eines brauchbaren und logischen Systems der verschiedenen Genossenschaftsarten, an dem es bisher ebenfalls mangelte.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle die verschiedenen Einteilungsgrundsätze, nach denen H. Kaufmann, Franz Oppenheimer, Ed. Jakob, C. R. Fay, Hetz, Perterfilie und andere bei Aufstellung ihrer Systeme verfahren sind, einer Kritik unterwerfen. Sie leiden ebenfalls alle an dem Fehler, daß sie äußeren Verhältnissen der Genossenschaften entnommen und nicht aus der unterschiedlichen Anwendung ihres Prinzips geschöpft werden. Definiert man aber die Genossenschaft als eine vom Prinzip des Arbeitsinteresses beherrschte Kollektivwirtschaft, so ergeben sich daraus leicht und ungezwungen die beiden Hauptkategorien der Erwerbs- und der Wirtschaftsgenossenschaft. Die Erwerbsgenossenschaft ist die Wirtschaftsform, bei der das Arbeitsinteresse beim Einkommenserwerb, die Wirtschaftsgenossenschaft die Form, bei der es beim Einkommensverbrauch in der Hauswirtschaft wahrgenommen wird. Das sind zwei scharf voneinander abgegrenzte Funktionen, die zwar auch nebeneinander in einer Genossenschaft vorkommen können, wie zum Beispiel bei den landwirtschaftlichen Bezugs- und Konsumvereinen, die aber doch, jede für sich, den Genossenschaften einen besonderen Charakter geben und eine ausgesprochene Wesensverschiedenheit begründen und in der übergroßen Mehrzahl der Fälle auch mit innerer Notwendigkeit dazu geführt haben, für eine jede Funktion eine besondere Form auszubilden. Und da die Erwerbszwecke, bei denen das Arbeitsinteresse eine Rolle spielen kann, viel mannigfaltiger sind als die Zwecke des Einkommensverbrauchs, so finden wir auch unter den Erwerbsgenossenschaften erheblich zahlreichere Formen vor als bei den Wirtschaftsgenossenschaften.

Bei den Erwerbsgenossenschaften müssen wir zunächst wieder zwischen denen unterscheiden, die den Interessen selbständig und unselbständig erwerbender Personen dienen. Die erstere Kategorie wird von Kleinunternehmern, deren eigene Arbeit in ihrem Betrieb noch eine ausschlaggebende Rolle spielt, gebildet, wie das bei den Bauern, Handwerkern, Kleinhändlern usw. der Fall ist. Die zweite Kategorie liefern die Genossenschaften der unselbständig erwerbenden Lohnarbeiter, die sich zu gewerblichen und landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften zusammenschließen.

Bei der Kategorie der Kleinunternehmergenossenschaften haben wir wiederum zwischen solchen zu unterscheiden, die der rationellen Gestaltung und Führung des individuellen Betriebs der Genossen dienen sollen, und jenen, die errichtet werden zur rationellen Verwertung der Erzeugnisse dieser Betriebe. Zu den Betriebsverbesserungsgenossenschaften haben wir in erster Linie die verschiedenen Formen der Kreditgenossenschaften (Volksbanken,

Vorschußvereine, Spar- und Darlehenskassen der verschiedenen Systeme) zu zählen, denn sie bezwecken, durch Gewährung von Krediten den Betrieb der Genossen zu entwickeln und ertragreicher zu gestalten. Ferner gehören hierher die Bezugsgenossenschaften aller Art, die landwirtschaftliche und gewerbliche Kleinunternehmer wie auch in jüngster Zeit die Detailllisten errichten, um Rohstoffe, Utensilien und andere Waren möglichst vorteilhaft einzukaufen. Weiter reihen sich hier an die Werkgenossenschaften, die den gemeinsamen Betrieb von arbeitsparenden Maschinen und Einrichtungen (Walkmühlen, Kornspeicher, Dreschmaschinen usw.) ermöglichen sollen, sowie die Viehzucht-, Alp- und Weide-Meliorationsversicherungs- und ähnliche Genossenschaften dieser Art. Die schon genannten Verwertungsgenossenschaften gliedern sich in Absatz- und Verarbeitungsgenossenschaften. Zu den ersteren gehören die Magazingenossenschaften der Handwerker und die Verkaufs- respektive Exportgenossenschaften bäuerlicher Produzenten von Vieh, Milch, Obst, Eiern, Wein, Honig, Tabak, Kaffee, Gemüse usw. Den letzteren sind zuzuzählen die Molkerei-, Schlächterei-, Mosterei-, Brennerei- und ähnliche Genossenschaften der Bauern sowie die Abfallverwertungsgenossenschaften der Metzger usw. Endlich sind hier zu nennen die Produktionsgenossenschaften, zu denen sich manchmal eine Anzahl Bauhandwerker zur selbständigen Herstellung von Wohnhäusern verbinden.

Das gemeinsame Kennzeichen aller dieser mannigfachen Arten von Erwerbsgenossenschaften ist es, daß sie Arbeitsprodukte oder Arbeitskräfte oder beide zusammen rationeller verwerten und dadurch ihren Besitzern zu einem höheren Arbeitseinkommen verhelfen sollen, das heißt den Erwerb kleiner, teils selbständiger, teils unselbständiger Existenzen zu sichern und zu verbessern. Dabei wird jedoch die Form der privatwirtschaftlichen, vom individuellen Privatinteresse beherrschten Unternehmung für die Genossenschaftsbetriebe beibehalten. Die Erwerbsgesellschaft verschmilzt und vergesellschaftet die Unternehmungen ihrer Mitglieder nicht zu einem neuen, einheitlichen und in anderer Art wirtschaftenden Betrieb, und soll das auch gar nicht, sondern setzt im Gegenteil voraus, daß sie in ihrer Selbständigkeit und in ihrer Eigenschaft als kapitalistisch geleitete Unternehmungen bestehen bleiben. Sie ergänzt sie nur mit ihrer Wirksamkeit, wo jene Gefahr laufen, vor größeren, kapitalstärkeren Betrieben technisch oder organisatorisch im freien wirtschaftlichen Wettbewerb überholt zu werden; sie soll sie leistungsfähiger machen, um ihren Inhabern einen größeren und gesicherteren Erwerb zu verschaffen. In der Erwerbsgenossenschaft beätigt sich also das Arbeitsinteresse der Mitglieder in der gleichen Form der Unternehmung, wie es auch die Besitzinteressen der kapitalistischen Unternehmer tun. *Das individuelle Erwerbsinteresse der selbständig und unselbständig wirtschaftenden Personen vermag die kapitalistische Unternehmungsform auch dann nicht zu sprengen, wenn es selbst vorwiegend ein Arbeitsinteresse ist.* Daher wächst denn auch die Erwerbsgenossenschaft nicht prinzipiell über den Rahmen der heutigen Wirtschaftsordnung heraus, darf also mit Recht noch als ein Glied derselben angesehen werden. Sie bildet zwar schon genossenschaftliches Eigentum, aber nicht, um damit die Geltungssphäre des Privateigentums zu beschränken oder gar im Prinzip aufzuheben, sondern vielmehr, um ihm diese Sphäre zu erhalten, es selbst zu befestigen.

Eine ganz andere Struktur weisen die Genossenschaften unserer zweiten Hauptkategorie auf, diejenigen, die das Arbeitsinteresse beim Einkommensverbrauch in der Hauswirtschaft bezwecken und die wir darum als Wirtschaftsgenossenschaften bezeichneten. Die wichtigsten Typen derselben bilden die verschiedenen Formen der Konsumvereine, der Bau- und Wohngenossenschaften, der Verpflegungs- und Versicherungsgenossenschaften. In all diesen Genossenschaften organisieren sich nicht die Inhaber von kleinen Erwerbswirtschaften, in denen sie selbst allein oder nur mit wenigen Hilfskräften arbeiten, sondern die Inhaber einkommensschwacher Hauswirtschaften, Familienvorstände mit kleinem Portemonnaie, denen es Mühe und Sorge bereitet, die eigenen und die Bedürfnisse der in ihrer Fürsorge befindlichen Personen in bezug auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, Erholung und Unterhaltung angemessen zu befriedigen. Indem sie sich genossenschaftlich organisieren, um aus ihrem wie immer erworbenen Arbeitseinkommen einen größeren ökonomischen Nutzeffekt zu ziehen, mit anderen Worten, die Kaufkraft ihres Geldes bei der Güterbeschaffung zu erhöhen, rufen sie Wirtschaftsbetriebe ins Leben, die naturgemäß auch eine andere innere Struktur aufweisen als die vom Besitzinteresse geschaffenen und für seine Zwecke eingerichteten Unternehmungen, ja selbst eine andere als die den Erwerbsinteressen der Arbeit kleiner Unternehmer dienenden Erwerbsgenossenschaften. Die Wirtschaftsgenossenschaft will den Familienhaushalt, die Hauswirtschaft der nur über ein beschränktes Arbeitseinkommen verfügenden Familie aus dem Zwang, für die von ihr benötigten Güter auf dem Markt als Einzelkäufer aufzutreten, sie sich von Unternehmern liefern und herstellen zu lassen, befreien und Veranstaltungen treffen, daß die Haushaltungen zunächst später gemeinsam als Käufer, sogar als Selbstproduzenten ihres eigenen Bedarfs in der Wirtschaft auftreten und sich betätigen können. Die Wirtschaftsgenossenschaften arbeiten also nicht wie die Erwerbsgenossenschaften respektive wie deren Mitglied für den Markt, sondern gleichsam mit Umgehung des Marktes, indem sie ihre Mitglieder davon unabhängig zu machen suchen. Sie negieren de facto das Prinzip der planlosen Marktwirtschaft, des Handels und der Produktion für den Profit, des Wettbewerbs um den Absatz, und suchen es durch das Prinzip der planmäßigen Bedarfsdeckungswirtschaft zu ersetzen. Sie schaffen Einrichtungen zum gemeinsamen Wareneinkauf und zur eigenen Produktion von Nahrungsmitteln, Haushalt- und Bekleidungsgegenständen, Wohnungen, Bildungs- und Unterhaltungsgelegenheiten, damit die ihnen angeschlossenen Haushaltungen aus dem zu konsumierenden Arbeitseinkommen einen größeren ökonomischen Nutzeffekt für ihre Angehörigen erzielen und zugleich aus dem Zwang befreit werden, in den Preisen für die zu verbrauchenden Waren einen Profittribut an das Kapital zu entrichten. Die Wirtschaftsgenossenschaft stellt gleichsam einen erweiterten Familienhaushalt dar, für dessen Bedürfnisse, wie in der alten Naturalwirtschaft, die Arbeit der Familienglieder organisiert ist, der von fremden Erwerbswirtschaften sich mehr oder weniger unabhängig machen will. Diese Tendenz führt naturgemäß dazu, Gemeineigentum für eine immer weiter und breiter sich entwickelnde Gemeinwirtschaft anzusammeln, prinzipiell immer mehr Produktions- und Austauschmittel in den Genossenschaftsbesitz überzuführen. Es herrscht also in den Wirtschaftsgenossenschaften eine andere Wirtschaftsweise und eine andere Absicht bei der genossenschaftlichen Eigen-

tumsbildung als bei den Erwerbsgenossenschaften vor. Das Arbeitsinteresse betätigt sich in den Wirtschaftsgenossenschaften in einer neuen, von der Unternehmung prinzipiell verschiedenen Gestalt; es führt hier zur Bildung und Entwicklung gemeinwirtschaftlicher Betriebe und damit zu ökonomischen Institutionen, die den Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems sprengen, prinzipiell den Gegensatz dazu, das heißt Sozialismus darstellen.

Die vorstehenden Ausführungen lassen hinreichend erkennen, daß der von uns hier aufgestellte und begründete Genossenschaftsbegriff sowohl ermöglicht, zu einem klaren und logischen System der Genossenschaften zu gelangen, als auch die Erklärung dafür zu liefern, warum das moderne Genossenschaftswesen einen Januskopf auf seinen Schultern trägt, dessen eines Gesicht sich der noch bestehenden, auf dem Besitzinteresse gegründeten, aber seiner Auflösung entgegengehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung zuwendet, während das andere in die künftige, im Werden begriffene und auf dem Arbeitsinteresse sich aufbauende sozialistische Ordnung blickt. Auch für die Bewältigung aller anderen Probleme der Genossenschaftstheorie sowie für die praktische Genossenschaftsentwicklung dürfte sich die Wahrheit als fruchtbringend und wegweisend erweisen, die der kurze Satz enthält: Die Genossenschaft ist die Wirtschaftsform der Arbeit. Mit dieser Formel glauben wir das Grundproblem der Genossenschaftstheorie richtig gelöst zu haben.

Wir sind uns bei dieser Lösung wohl bewußt, auf den Schultern des ersten großen Theoretikers der modernen Genossenschaftsbewegung, Dr. William King, des Herausgebers und Verfassers des »Co-operator« von Brighton (1828 bis 1830) zu stehen, glauben aber auch seine Gedanken weitergeführt zu haben. Dr. King, hinsichtlich dessen Ansichten wir den Leser dieser Abhandlung auf unsere Veröffentlichung im zweiten Jahrbuch der internationalen Genossenschaftsbewegung (London 1913) aufmerksam machen möchten, gelangte noch nicht zu einer klaren und wissenschaftlich befriedigenden Definition des Genossenschaftsbegriffs. Er bezeichnete die Genossenschaft als eine Vereinigung, die den Zweck habe, gegen gewisse Übelstände zu schützen, denen die Menschen in ihrer Vereinzelung ausgesetzt wären, und ihnen gewisse Vorteile zu verschaffen, die sie sonst entbehren müßten. Aber an mehreren anderen Stellen des »Co-operator« brach doch schon bei King die Erkenntnis durch, daß die Arbeit die »Grundlage« und das »Geheimnis« des Genossenschaftswesens sei, und daß die auf der Arbeit beruhende Genossenschaft sich siegreich durchsetzen könne und werde, weil die genossenschaftlich organisierte Arbeit schließlich doch der stärkere ökonomische Faktor sei als das assoziierte Kapital. Die Arbeit sei imstande, für ihre Zwecke und Bedürfnisse Kapital zu bilden und anzusammeln, weil alle Produktionsmittel schließlich wieder von der Arbeit hervorgebracht würden oder doch gegen Austausch gegen Arbeitsprodukte erworben werden könnten, während umgekehrt das Kapital, wenn es nicht von der Arbeit befruchtet würde, zerfallen und verschwinden müßte. »Wer die Wahrheit hat, hat alles«, erklärte King. Seine Ausführungen über das Verhältnis der Genossenschaften zur individualistischen Wirtschaft lassen ferner deutlich erkennen, daß er in ihnen eine Organisationsform der arbeitenden Klassen im Gegensatz zu solchen der Besitzenden erblickte, wenn bei ihm auch die Begriffe des Arbeits- und Besitzinteresses noch nicht erscheinen und in ihrer Gegensätzlichkeit entwickelt

werden. Aber im Keim ist die von uns seit vierzehn Jahren vertretene Auffassung, wonach das Interesse der Arbeit das Wirtschaftsprinzip der Genossenschaft bilde, bei King unzweifelhaft enthalten, und wir möchten nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß das Studium von Kings »Co-operator«, den wir im Februar 1908 im British Museum in London zum erstenmal in die Hände bekamen, und der bis dahin völlig der Vergessenheit anheimgefallen war, unsere eigenen genossenschaftstheoretischen Auffassungen geklärt und in der Folge zur Reife gebracht hat.

Außenpolitische Rundschau

Die gescheiterte Anleihe — Das unlösbare Problem — Friedenskundgebungen Was uns von Frankreich trennt — Der italienische Konflikt — Wie können wir Österreich helfen?

Das Gutachten der Finanzsachverständigen über die Möglichkeit einer internationalen Anleihe, um die Erfüllung der deutschen Zahlungsverpflichtungen zu ermöglichen, ist ausgefallen, wie wir es vorausgesehen haben. Es bedurfte wirklich keiner sonderlichen Prophetengabe, um vorauszusehen, daß kein vernünftiger Mensch einem Staate Geld leihen wird, der für ein halbes Jahrhundert alljährlich an das Ausland Zahlungsverpflichtungen hat, die so groß sind wie die Summe seiner gesamten gegenwärtigen Ausfuhr. Es ist also ausgeschlossen, daß Deutschland außer der unmöglichen Abführung seiner vollen Einnahmen aus dem Auslandgeschäft, die gegenwärtig übrigens nicht einmal seine Ausgaben des Außenhandels decken, noch die neue Zinsenlast tragen könnte, die das Ergebnis einer solchen Anleihe wäre. Denn für Deutschland drückt sich eine derartige Anleihe nur in der Erhöhung seiner Zahlungsverpflichtungen aus, da heute unter einem Zinsfuß von 8 Prozent eine internationale Anleihe nicht zu placieren wäre. Nach dem Vertrag von Versailles haben wir aber nur 5 Prozent Zinsen zu zahlen.

Und deshalb ist es überraschend, daß die Alliierten an ein derartig fragwürdiges Rettungsmittel überhaupt ernsthaft gedacht haben. Freilich hatte diese Erwägung einen Hintergedanken: die eigene Verschuldung gegenüber Amerika. Jedes Kind konnte wissen, daß eine Anleihe, wenn überhaupt, nur zustande kommen würde, wenn die Alliierten in eine wesentliche Herabsetzung der deutschen Schuld einwilligen würden. Die Alliierten wären dazu vielleicht bereit gewesen, wenn Amerika seinerseits auf die Schuldforderungen an die Alliierten verzichtet hätte, mit anderen Worten: die Hypothek auf England, Frankreich, Italien, Belgien vertauscht hätte mit einer Hypothek auf Deutschland. Es ist begreiflich, daß ein solcher Tausch nicht sehr verlockend sein konnte. Man fügte also gewissermaßen als Prämie den höheren Zinssatz hinzu. Deutschland hätte also den Nachlaß auf eine schon um ihrer Höhe willen problematische Schuldenlast eingetauscht gegen eine erheblich niedrigere mit einer weit höheren Zinsenlast. Man sprach von einer Herabsetzung der deutschen Schuld auf 35 Milliarden. Bei einer Verzinsung von 8 Prozent würde das allein an Zinsen alljährlich nahezu 3 Milliarden Goldmark ausmachen. Nun rechne man die Amortisierungskosten hinzu, und man wird zu dem Schlusse kommen, daß wir durchaus keine Ursache haben, über das Scheitern der Anleihe untröstlich zu sein.

* * *

Vom Standpunkt der Alliierten wäre deshalb der Appell an die Vereinigten Staaten unbegreiflich, wenn nicht dahinter die Hoffnung versteckt wäre, dadurch die eigenen Verpflichtungen gegenüber Amerika loszuwerden. Aber so viel steht heute schon fest: Amerika wird erst auf einen Schuldennachlaß eingehen, nach-

dem die Alliierten ihre Schuldforderungen an Deutschland herabgesetzt haben. Damit ist freilich keineswegs gesagt, daß wir dabei günstiger wegkommen werden. Gesetzt den Fall, die Alliierten erklärten sich bereit, die deutsche Schuldsumme auf 35 Milliarden herabzusetzen. Bei einem Zinsfuß von 5 Prozent würde das 1750 Millionen, mit Amortisierungskosten etwas über 2 Milliarden ausmachen. Wird diese herabgesetzte Schuld aber »mobilisiert«, dann hätten wir statt 2 Milliarden jährlich 3½ Milliarden zu zahlen. Eine unmögliche Zahl. Eine Zahl, die so ungeheuer ist, daß kein Bankier der Welt im Ernst glauben kann, sie würde von Deutschland getragen werden können, auch wenn wir befreit wären von allen Sanktionsdrohungen, Besatzungen und Kommissionskosten.

Wir stehen also vor einem finanziell unlösbaren Problem. Das Gutachten der Bankiers bedeutet im Grunde nichts anderes als eine schwere Niederlage der poincaristischen Politik, die durch die Weigerung des französischen Delegierten, seine Unterschrift darunter zu setzen, noch unterstrichen wurde. Eine Niederlage Poincarés ist aber gleichbedeutend mit einem Erfolg von Lloyd George, der offenbar darauf ausgeht, die von Frankreich verfolgte Politik ad absurdum zu führen. Wie man das Problem auch stellen mag, das durch die Verschuldung Deutschlands an die Alliierten und dieser an die Vereinigten Staaten ein doppeltes ist, es läßt sich mit den üblichen finanziellen Mitteln nicht lösen. Es gibt im Grunde nur eine Lösung, und die ist in dem deutsch-russischen Friedensvertrag vorgezeichnet: die Streichung aller internationalen Schulden. Doch diese Lösung ist vorläufig nicht möglich. Es ist aber auch nicht möglich, daß Frankreich und Belgien verpflichtet werden, ihre zerstörten Provinzen aus eigenen Mitteln wiederherzustellen. Hier liegt für Deutschland eine moralische und politische Verpflichtung, die wirtschaftlich nicht unmöglich wäre.

* * *

In den letzten Tagen haben in Berlin deutsch-französische Kundgebungen für den Frieden stattgefunden. Wir wollen durchaus nicht die Wirkung solcher Kundgebungen in der gegenwärtigen Atmosphäre unterschätzen; es wäre aber verfehlt, wenn wir die französischen Gäste, ehrenwerte, respektable Männer, in ihre Heimat mit der Illusion zurückkehren ließen, sie hätten wirklich irgend etwas für den Frieden getan. Es hat uns sehr gefreut, uns durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß es friedfertige Franzosen gibt; aber wir haben dabei nichts gelernt. Daß die Franzosen im Durchschnitt bessere Redner als die Deutschen sind, war uns nicht unbekannt. Daß es friedfertige Franzosen gibt, wußten wir gleichfalls. Ja, wir möchten beinahe sagen, daß das deutsche Publikum durch diese Kundgebung nur den Eindruck gewinnen konnte, die Friedfertigen seien in Frankreich nur eine ohnmächtige Minderheit, während wir wissen, daß die Franzosen in ihrer großen Mehrheit ebensosehr jeden Krieg zum Teufel wünschen wie die große Mehrheit der Deutschen. Aber was nutzen uns alle Parolen »Nie wieder Krieg!« und »Guerre à la guerre!« — wenn wir uns hüben wie drüben nicht einig sind über die Friedensbedingungen? Denn was zwischen Frankreich und Deutschland steht, ist nicht der Krieg. Der Krieg hat in Deutschland keinen Haß zurückgelassen, wenigstens keinen solchen Haß, der eine Gefahr für die Zukunft wäre. Zwischen Deutschland und Frankreich steht der Frieden von Versailles, das heißt die Versklavung der deutschen Arbeiterschaft infolge der unmöglichen Forderungen, die schon durch ihr Bestehen allein aus Deutschland einen Bankrotteur machen.

Solange die Friedfertigen Frankreichs — und sie sind in ihrem Lande die Mehrheit — sich nicht entschließen können, daheim für die Neuregelung der deutschen Schulden durch ein unparteiisches Schiedsgericht einzutreten und diese Schulden auf den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete zu beschränken, solange die Friedfertigen Frankreichs daheim nicht eintreten für die Aufhebung der Besetzung des linken Rheinufers, solange die Friedfertigen Frankreichs sich nicht entschließen

können, daheim mit Entschiedenheit diese Politik zu vertreten und der poincaristisch-clémencistischen Politik der systematischen Schwächung Deutschlands eine Politik der Verständigung und der gegenseitigen Unterstützung Frankreichs und Deutschlands entgegenzuhalten, so lange werden die schönsten Friedenserklärungen bestenfalls ästhetische Genüsse bleiben. Die Kriegsgefahr wird aber nicht geringer werden, auch wenn wir alle Tage in der Wüste, die der Vertrag von Versailles geschaffen hat, den Frieden predigen. Denn in diesem Frieden liegt die Gefahr. Der Krieg hat die Arbeiterschaft und die Mittelschichten revolutioniert. Der Frieden von Versailles hat die Reaktion obenauf gebracht und in die Arbeiterklasse Zersetzungselemente hineingetragen.

* * *

Diese Zersetzungselemente machen sich in allen Ländern der Welt geltend. Wie viele Schlachten hat das Proletariat nicht in den letzten zwei Jahren verloren! Und es sieht nicht so aus, als befänden wir uns wieder auf einer aufsteigenden Linie. In Italien, wo die Masse des Parteikörpers bisher alle bolschewistischen Sprengungsversuche überwunden hat, werden die Risse in der Partei immer tiefer, und dies trotz aller Gefahren, die die Arbeiterbewegung bedrohen. Jetzt ist es zu offenem Konflikt zwischen der Parteimehrheit auf der einen, der Kammerfraktion und den Gewerkschaften auf der anderen Seite gekommen. Die Ursache des Konflikts haben wir seinerzeit hier bereits besprochen. Die italienischen Gewerkschaften, denen man die Gewerkschaftshäuser niederbrennt, die Organisationen zerstört, ohne daß die Regierung, wie sie auch heißen mag, dagegen ernsthaft vorgeht, verlangen von der Partei, daß sie das Gewicht ihrer 130 Abgeordneten in die Wagschale wirft, um den Einfluß der Faszisten und der von ihnen terrorisierten Abgeordneten aufzuheben. Das zu tun, weigert sich aber die Partei, weil sie keine bürgerliche Regierung offen unterstützen will. Die sozialistischen Abgeordneten aber, die mit den Stimmen der Arbeiter gewählt wurden, sind begreiflicherweise weniger unversöhnlich. Sie fühlen schließlich auch das Lächerliche der Situation, die in dieser Selbstverurteilung zur Ohnmacht liegt. Sie sind auch der Meinung des Gewerkschaftsbundes, daß sie in das Parlament gewählt worden sind, um dort ihren Einfluß für die Arbeiterklasse geltend zu machen, und nicht nur, um vor den faszistischen Raubzügen Mauer zu stehen. Wegen dieser Häresie wurden sie von der Parteileitung gerüffelt, wie kürzlich bei uns die unabhängige Parteileitung die Redaktion der »Freiheit« wegen einer ähnlichen Haltung gemaßregelt hat. Da aber in Italien der Konflikt nicht zwischen der Fraktion und der Partei, sondern zwischen dieser und den Gewerkschaften besteht, ist die Angelegenheit ernster und wird tiefere Wirkungen haben als die internen Parteikonflikte der Unabhängigen, die sich damit nur selber ausschalten.

* * *

Und wieder steht das Problem Österreich zur Debatte. Nach dem letzten Börsenkrach, bei dem das englische Pfund auf 100 000 Kronen stieg, hat der französische Senat sich »beeilt«, die seinerzeit von der Kammer bewilligten 55 Millionen auch zu bewilligen. Und mit solchen Lappalien glauben die Scheuklappenpolitiker noch etwas zu verhindern, nämlich den Anschluß an Deutschland. Um Deutschland zu schwächen, hat man Österreich zerschlagen. Man hat damit nur bewirkt, daß die Trümmer ohne eigenes Schwergewicht nach Deutschland gravitieren. Der Fall Österreich gibt uns jedoch Pflichten. Es ist Zeit, daß wir unseren Beitritt zum Völkerbund anmelden. Heute wird kein Mensch sich unserer Aufnahme widersetzen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß wir sozusagen bedingungslos um unsere Aufnahme nachsuchen. Aber wir sind überzeugt, daß eine vertrauliche und unverbindliche Rundfrage bei den Regierungen ergeben wird, daß man durchaus geneigt ist, Deutschland nicht allein aufzunehmen, sondern auch einen Sitz im Völkerbundsrat und damit den entsprechenden Einfluß einzuräumen. Wir dürfen nicht vergessen, daß es vom Völkerbund abhängt, ob Österreich über sich frei verfügen kann; daß der Völker-

bund das Schicksal des Saargebiets, Danzigs und des Memellandes, den Schutz der deutschen Minderheiten in Polen und anderwärts in Händen hat. Diesen »Auslanddeutschen« gegenüber haben wir Pflichten. Die wirksamste Hilfe, die wir ihnen, die wir vor allem den Österreichern gegenwärtig angedeihen lassen können, ist unser Beitritt zum Völkerbund. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Veröffentlichungen der Stadtbibliothek zu Lübeck. Erstes Stück. Von Dr. Pieth. Lübeck, Verlag Max Schmidt. Preis 80 Mark.

Aus Anlaß der am 28. Mai veranstalteten Dreihundertjahrfeier der Lübecker Stadtbibliothek hat deren Direktor, Genosse Dr. Pieth, eine knappe und schlichte Geschichte (gleichzeitig mit einer Arbeit von Dr. Paul Hagen über die deutschen theologischen Handschriften der Lübecker Stadtbibliothek) herausgegeben. Das eigentliche Jubiläumsjahr fiel allerdings schon in das Jahr 1916. Wegen des Krieges hatte man damals von einer Feier Abstand genommen. Nun benutzte man den Tag, an dem der erste Katalog der Büchersammlung vollendet wurde, um das Versäumte nachzuholen. Mit der Jubiläumsfestlichkeit wurde auch eine Bucheinbandsausstellung der Stadtbibliothek veranstaltet.

Aus den chronologischen Angaben des Genossen Pieth sei hervorgehoben, daß die Idee einer öffentlichen Bibliothek in Lübeck bis auf das Jahr 1530 zurückgeht und daß zunächst von Bugenhagen ein Raum des Franziskanerklosters für die Aufstellung in Aussicht genommen war. Die Verwirklichung des Planes verzögerte sich jedoch erheblich; erst den Bemühungen des Bürgermeisters Alexander von Lüneburg gelang es, gemeinschaftlich mit dem Senator Jürgen Pauels von Weissenow, dem Superintendenten Georg Stampel und dem späteren ersten Bibliothekar Rektor Johann Kirchmann, im Jahre 1616 die Absicht Bugenhagens von 1530 in die Tat umzusetzen. Durch Überweisungen von Büchern aus dem Rathaus und von verschiedenen Kirchen kamen bei der Eröffnung 1100 Werke zusammen.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich durch zahlreiche Stiftungen von Privatbibliotheken, von denen die 1749 dedizierte Sammlung des Hauptpastors Scharbau allein 6000 Bände umfaßte, durch Ankäufe im Ausland und durch die Gebefreude weiter Kreise der Bücherbestand derartig vermehrt, daß er jetzt auf rund 150 000 Bände angewachsen ist. Dazu kommen 5031 Universitäts- und Schulschriften, 900 Wiegendrucke, 1122 alte Handschriften und 6615 musikalische Werke. Letztere sind besonders bedeutungsvoll durch die Stiftungen der verstorbenen Musikprofessoren Häßler, Dr. Stiehl, Karl Gramman und anderer. Ferner ist in jüngster Zeit geschenkweise die 13 000 Bände zählende Bibliothek des ärztlichen Vereins mit der Stadtbibliothek vereinigt worden.

Zweifellos gehört die Lübeckische Stadtbibliothek seit langem zu den bedeutendsten Büchereien des ganzen Deutschen Reiches. Ihre kostbaren Handschriften, die bis ins achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichen, und ihre wertvollen Inkunabeln ziehen alljährlich zahlreiche Gelehrte und Interessenten aus dem In- und Ausland nach der alten Hansestadt. So kam es, daß bis vor wenigen Jahren die Lübecker Stadtbibliothek den Charakter einer Gelehrtenbücherei hatte. Moderne politische Schriften fehlten, zum Beispiel waren ihre Bestände an sozialistischen Schriften nur gering. Vorwiegend waren sie von unserem verstorbenen Genossen Theodor Schwartz gestiftet. Hier ist ein Wandel eingetreten. Seit im Jahre 1919 dem Genossen Dr. Pieth die Leitung der Bibliothek übertragen worden ist, sind auch die Bestrebungen der Gegenwart berücksichtigt und die vernachlässigtesten Stoffgebiete ergänzt worden. Eine den Bedürfnissen der breiten Volksmassen angepaßte Katalogisierung und Bücherauslieferung hat die Bibliothek in jeder Weise modernisiert. Dr. Pieth stampfte buchstäblich eine Landeswanderbücherei aus dem

Boden, die heute schon im Lübecker Landgebiet 14 Bücherstellen umfaßt. Auch die Angliederung der öffentlichen Bücher- und Lesehalle an die Stadtbibliothek ist nur noch eine Frage der Zeit. Auch die Arbeiterschaft in Lübeck kann es heute ruhig wagen, die von der Lübecker Genossenschaftsbäckerei gegründete und unterhaltene Arbeiterbücherei, die alle alten Lübecker Gewerkschaftsbibliotheken und die Bücherei der Partei umfaßt, der Stadtbibliothek anzugliedern. Die Person ihres Leiters, der es verstand, innerhalb weniger Jahre sich zu einer Autorität auf dem Gebiet des Bücherei- und Volksbildungswesens emporzuarbeiten, bietet die Gewähr, daß die Lübecker Stadtbibliothek ein wirkliches unparteiisches, neuzeitliches Volksbildungsinstitut ist und bleibt. Genosse Pieth sagt am Schlusse seiner Arbeit: »Die zielsicher entwickelte deutsche Stadtbibliothek aber ist über den alten philologisch-historischen Gesichtspunkt und über die Zäune veralteter Benutzungsordnung hinausgewachsen. Die neue Bücherei ist nicht sowohl um der Bücherei als um der Benutzer willen da. Zeigt die alte Gelehrtenbibliothek ein rückwärts gewandtes Gesicht, so ergibt sich, wie ich in der erwähnten Programmabhandlung bereits betonte, für historisch aufgebaute Stadtbibliotheken wie die lübeckische, wenn sie öffentliche Bibliotheken im wahren Sinne sind, das Bild des Januskopfes mit einem vorwärts und einem rückwärts gewandten Antlitz. Die Bibliothek soll ein Spiegel der Zeit sein, für die Gegenwart nicht weniger als für die Vergangenheit. Ja, sie soll mehr sein: sie soll durch umsichtige Prüfung des Literaturmarktes und mutige, zielsichere Auswahl des Geeigneten Führerin in geistiges Neuland sein. Die Aufgabe einer großen öffentlichen Bibliothek, deren Bedeutung in dieser Zielsetzung zusammengefaßt wurde, wächst noch durch das fortschreitende wirtschaftliche Unvermögen weitester Kreise der Bevölkerung, die kaum noch in der Lage sind, auch nur das notdürftigste geistige Arbeitszeug käuflich zu erwerben.«

W. Bromme

Bernhard Wilhelm, **Im Pelz und Federkleid.** Kleintiergeschichten. Hannover, Dörnke & Mey (Volksbuchhandlung). Preis 10 Mark.

Unser bisher ausschließlich als Lyriker in die Öffentlichkeit getretener hannöverscher Parteigenosse Wilhelm hat uns in dem vorliegenden Bändchen (dem gleichfalls einige lyrische Beigaben nicht fehlen) ein wunderhübsches Geschenk gemacht, das ähnlich wie Kurt Grottwitz' Buch sich mit den Bäumen unserer Heimat, sich mit ihrer Tierwelt beschäftigt. Überaus anschaulich und malerisch sind die einzelnen kurzen Kapitel des Buches gehalten. Ein scharfes Beobachten und eine große Tierliebe leuchten uns Zeile um Zeile entgegen. Dabei sind alle Schilderungen von einem goldigen Humor umsonnt. Gar manchem wird das Buch Anregungen geben, und namentlich den Kindern und Jugendlichen der Arbeiterkreise sollte es recht oft in die Hand gegeben werden.

I.

Arnold Ulitz, **Ararat.** Roman. München, Verlag A. Langen. 440 Seiten. Preis gebunden 30 Mark.

Nach zwei Novellenbüchern und einem Band Gedichte ist Arnold Ulitz jetzt mit einem großen gehaltvollen Roman auf den Plan getreten. Mit einem »antibolschewistischen Zeitroman«, der sozialutopistisch orientiert ist und sich durch eine eigene, starke Sprache auszeichnet. Kurz die Fabel: Nach der durch den europäischen Krieg bedingten allgemeinen Kulturzerstörung bleiben schließlich nur zwei Menschen übrig, die — Repräsentanten einer neuen, menschlicheren, liebevolleren Zeit — jetzt als Adam und Eva Menschheit und Kultur wieder von vorne anfangen müssen. Also eine Robinsonade, die in den russischen Urwäldern ihre Heimat hat. Doch das hier Bemerkte gestaltet sich erst am Ende des kraftvollen, eigenartigen Buches; vorher durchleben wir erst alle Konsequenzen wüstester Zerstörung, symbolisiert durch bolschewistische Vorgänge in Petersburg. In diesem Phantasieroman erfüllt die russische Revolution eine Mission, nämlich die der allgemeinen Vernichtung

des von keinen edlen Trieben mehr beschwerten Europa. Aus primitivsten Naturverhältnissen geht dann der neue Mensch gesittet und geläutert hervor.

Das von heißem Atem durchlohte Werk stellt eine Tendenzschrift gegen den Krieg, seine Ursachen und seine Folgen dar. Gegen den Bolschewismus ist es kaum gerichtet. Für jeden ist der Roman nicht bestimmt. Man muß viel Ruhe und Reife mitbringen, will man das Werk in seiner ganzen Tiefe erfassen; denn trotz der in ihm verstreuten prächtigen Naturschilderungen und leichterzählenden Partien ist es ein an das Mythisch-Legendäre streifendes Buch, dessen Titel jener Berg abgibt, auf dem, wie die biblische Sage erzählt, nach allgemeiner Vernichtung einst Noahs Arche landete. Kl.

Knut Hamsun, **Die Weiber am Brunnen.** Roman. München, Verlag A. Langen. 450 Seiten. Preis gebunden 45 Mark.

Im selben Jahre, in dem Hamsuns deutscher Verlag sich zur Herausgabe einer Gesamtausgabe der Werke des norwegischen Erzählers anschickt, bringt dieser zugleich einen neuen Romanband dieses fleißig poussierten Autors auf den Markt. Ein umfangreiches Buch, dessen Handlung, wie meist bei Hamsun, in einer nordischen Küstenstadt spielt und das uns in bunter Mannigfaltigkeit allerlei redliches und unredliches Menschentum vor Augen führt. Die Hauptperson des Romans ist der geriebene Herr Anderson; ein Ehemann, der eines körperlichen Defekts wegen zu einem solchen nicht mehr recht taugt, der seine Frau mit den gutsituierten Bürgern des Städtchens nach Belieben Ehebruch treiben läßt und der diese äußerlich ehrbaren und honetten Herrschaften dann gründlich dafür schröpft. Es ist also eine richtige Schmarotzerexistenz, die dieser Gauner sich nach und nach erobert hat. Aber wer wollte ihm sonderlich böse sein oder gar einen Stein nach ihm werfen, sind doch viele von denen, die äußerlich im Mantel der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit durchs Leben der Heimatstadt wandeln, moralisch nicht viel besser als er. In dieser Hinsicht hält Hamsun mit scharfem Griffel in gelungener Zustandsschilderung den ehrenwerten Zeitgenossen des verbummelten Hahnrei einen Seelenspiegel vors glatte Gesicht. Darüber hinaus steckt in dem Roman auch viel Tüchtigkeit. Wir machen die Bekanntschaft von aufstrebenden ehrlichen und soliden Leuten und legen am Schlusse der Lektüre das fesselnde Buch mit dem Gefühl einer gewissen Befriedigung aus der Hand, just so, wie es uns bei dem vorletzten Werke des fruchtschweren Norwegers, bei seinem »Segen der Erde« erging. Kl.

F. K. Ward, **In farthest Burma.** London 1921, Seeley, Service & Co. 311 Seiten. Preis 25 Schilling.

Während der Jahre, die dem Weltkrieg unmittelbar vorausgingen, gab es viel kleinlichen Streit um die Ausdehnung des kolonialen Einflusses, der manchmal dem Frieden der Völker recht gefährlich zu werden drohte. Auch das entlegene Hinterland Birmas, das von Bergen und Nebeln erfüllte Gebiet an den Grenzen Chinas und Tibets, war lange Zeit eine Ursache politischer Konflikte zwischen China und Großbritannien, bis es 1913 von letzterem annektiert wurde. Seine bald danach ausgeführte Reise durch den neuerworbenen Grenzbezirk schildert Ward in dem vorliegenden Buche, das reichliche Aufschlüsse über Landesnatur und Bevölkerung bietet. Im letzten Abschnitt werden die Gründe dargelegt, die zur Annexion führten. Ferner werden die Möglichkeiten der Anlage eines neuen Handelswegs von Birma nach den anstoßenden östlichen Provinzen Tibets erwogen. Die geplante transasiatische Südbahn konnte wegen der großen Terrainschwierigkeiten das birmesische Hinterland nicht berühren; sie müßte vielmehr im Norden des Irrawadi-Dreiecks vom Tsangpotal in Tibet nach den Tälern des Salween und Mekong geführt werden. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14 | Ausgegeben am 30. Juni 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Kulturmission der Entente in den früheren deutschen Kolonien

Von Heinrich Cunow

Als nach dem Kriege die deutschen Kolonien unter die sogenannte Mandatsherrschaft verschiedener Ententestaaten gestellt wurden, geschah dies nach der Angabe der Entente, um in erster Linie das Wohlergehen und die kulturelle Entwicklung der diese Kolonien bewohnenden Völker zu fördern. Unter Bezugnahme auf die seltsame Botschaft des Präsidenten Wilson vom 8. Januar 1918 wurde von den »alliierten und assoziierten Mächten« die Wegnahme des deutschen Kolonialbesitzes mit folgenden Sätzen begründet:

Endlich haben die alliierten und assoziierten Mächte sich davon überzeugen können, daß die eingeborenen Bevölkerungen der deutschen Kolonien starken Widerspruch dagegen erheben, daß sie wieder unter Deutschlands Oberherrschaft gestellt werden; und die Geschichte dieser deutschen Oberherrschaft, die Tradition der deutschen Regierung und die Art und Weise, in welcher diese Kolonien verwendet wurden als Ausgangspunkte für Raubzüge auf den Handel der Erde, machen es den alliierten und assoziierten Mächten unmöglich, Deutschland die Kolonien zurückzugeben oder dem Deutschen Reiche die Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung der Bevölkerung anzuvertrauen.

Und in der Antwortnote der alliierten Mächte auf die Einwendungen der deutschen Friedensdelegation heißt es:

Bei dem Verlangen, daß Deutschland auf alle Rechte und Ansprüche auf seine überseeischen Besitzungen verzichte, haben die alliierten und assoziierten Mächte in allererster Linie die Interessen der eingeborenen Bevölkerung berücksichtigt, für die Präsident Wilson im fünften seiner vierzehn Punkte der Botschaft vom 8. Januar 1918 eingetreten ist. Es genügt, auf die deutschen amtlichen und privaten Zeugnisse vor dem Kriege und auf die im Reichstag besonders von den Herren Erzberger und Noske erhobenen Anklagen Bezug zu nehmen, um ein Bild von den kolonialen Verwaltungsmethoden Deutschlands, von den grausamen Unterdrückungen, den willkürlichen Requisitionen und den verschiedenen Formen von Zwangsarbeit zu erhalten, die weite Strecken in Ostafrika und Kamerun entvölkert haben, ganz abgesehen von dem aller Welt bekannten tragischen Schicksal der Herero in Südwestafrika.

Deutschlands Versagen auf dem Gebiet der kolonialen Zivilisation ist zu deutlich klargestellt worden, als daß die alliierten und assoziierten Mächte ihr Einverständnis mit einem zweiten Versuch geben und die Verantwortung dafür übernehmen könnten, 13 bis 14 Millionen Eingeborener von neuem einem Schicksal zu überlassen, von dem sie durch den Krieg befreit worden sind.

Auch in Artikel 22 der einen Bestandteil des Versailler Friedensvertrags bildenden Völkerbundssatzung wird ausgeführt:

Das Wohlergehen und die Entwicklung dieser Völker bilden eine heilige Aufgabe der Zivilisation, und es ist geboten, in die gegenwärtige Satzung Bürgschaften für die Erfüllung dieser Aufgabe aufzu-

nehmen. Der beste Weg, diesen Grundsatz durch die Tat zu verwirklichen, ist die Übertragung der Vormundschaft über diese Völker *an die fortgeschrittenen Nationen*, die auf Grund ihrer Hilfsmittel, ihrer Erfahrung oder ihrer geographischen Lage am besten imstande sind, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen, und die hierzu bereit sind; sie hätten die Vormundschaft als Mandatare des Bundes und in seinem Namen zu führen.

Danach sollten also die alliierten Mächte nur vom Völkerbund erwählte Vormünder der einheimischen Bevölkerung des früheren deutschen Kolonialbesitzes sein, »*Mandatare des Völkerbundes*«, wie es in dem betreffenden Aktenstück heißt, die ihre Vormundschaft im Namen des Bundes auszuüben hätten.

Wie so viele andere Bestimmungen der Völkerbundssatzungen ist auch diese auf dem Papier stehengeblieben — eine Bestimmung, die von den Ententemächten von vornherein lediglich als *schöner Kulturaufputz* betrachtet und alsbald, als es an die Verteilung des deutschen Kolonialbesitzes ging, durchbrochen wurde. Ohne den Völkerbund zu fragen oder auch nur seine Existenz zu beachten, teilte einfach am 7. Mai 1919 der Oberste Rat (das heißt die Vertreter der fünf Großmächte) die deutschen Kolonien unter den verbündeten Mächten auf. Es erhielten England Deutsch-Ostafrika oder, wie es jetzt von England genannt wird, das Tanganjikaterritorium, die Südafrikanische Union Deutsch-Südwestafrika. Ferner wurden der englischen Kolonie Neuseeland die deutschen Samoa-(Schiffer-)Inseln zugewiesen, die Insel Nauru von England übernommen und die übrigen deutschen Südseekolonien derart verteilt, daß Australien alle Gebiete südlich des Äquators, Japan alle Gebiete nördlich des Äquators (Karolinen und Marschallinseln) zufielen. Außerdem erhielt Japan durch Artikel 156 des Versailler Friedensvertrags Kiautschou. Wer die Herrschaft oder, um im Stil der Völkerbundssatzung zu sprechen, die »Verwaltung« von Kamerun und Deutsch-Togo erhalten solle, blieb zunächst unentschieden. England und Frankreich sollten sich darüber verständigen und dann ihr Übereinkommen dem Völkerbund vorlegen. Die Teilung erfolgte schließlich in der Weise, daß Frankreich den überwiegenden Teil beider Kolonien und England nur je einen breiten Streifen an der Westgrenze erhielt.

Alle diese Ententestaaten betrachteten von vornherein das ihnen als Mandatare zugefallene Verwaltungsgebiet als festen Herrschaftsbesitz. Besonders deutlich geht das daraus hervor, daß England schon am 30. Mai 1919 ohne Rücksicht auf die Mandatsverteilung eigenmächtig mit Belgien vereinbarte, diesem den nordwestlichen Teil des früheren Deutsch-Ostafrika, nämlich die Sultanate Urundi und Ruanda, zu überlassen. Tatsächlich hatte der Artikel 22 der Völkerbundssatzung auch nur die Bedeutung einer nachträglichen rein formellen Bestätigung einer bereits längst erfolgten Besitzergreifung des deutschen Kolonialbesitzes durch die Entente. Schon 1914 waren die deutschen Südseekolonien und Togo von der Entente in Besitz genommen. Dann fielen auch Kiautschou, Deutsch-Südwestafrika (1915), Kamerun (1916) und Deutsch-Ostafrika (1918) in ihre Hände. Und die neuen Besitzer richteten sich alsbald häuslich in den neugewonnenen Kolonialgebieten ein, bauten die Verwaltung nach ihren angeblich weit höheren und edleren Verwaltungsgrundsätzen um und vertrieben — nur in Südwestafrika verfolgte man eine andere Praxis — die angesiedelten Deutschen aus dem Lande.

Es stehen also eigentlich die früheren deutschen Kolonien nicht erst seit 1918 oder 1919, sondern zum Teil schon *seit 1914 und 1915* unter fremder Verwaltung. Was ist nun seitdem aus diesen Kolonien geworden? Wie haben sie sich wirtschaftlich entwickelt? Was ist zur kulturellen Hebung der Eingeborenen geschehen? Wie ist es um das Wohlergehen der einheimischen Bevölkerung bestellt, zu deren Nutzen doch angeblich die Kolonien ihren früheren Besitzern entzogen worden sind?

Wer das belgische Verwaltungssystem im Kongogebiet, das kulturelle Wirken der französischen Regierungen — ob etwas mehr oder weniger demokratisch ausstaffiert, ist nebensächlich — in Tongking und auf Madagaskar, die Kolonialgeschichte Britisch-Ostindiens, die Kriege der englischen Kolonialverwaltung in Südafrika mit den Kaffernvölkern, das einstige brutale Vorgehen der englischen Kolonialbehörden gegen die Tasmanier (welche seit dem Jahre 1876 ausgestorben sind) und Australier kennt, für den mußte von vornherein das Gerede von der Kulturmission Belgiens, Englands und Frankreichs in den einstigen deutschen Schutzgebieten als eine nur der Verdeckung rücksichtsloser Machtansprüche dienende *Kulturheuchelei* erscheinen. Sicherlich, die deutschen Kolonialbehörden haben manchen Fehler begangen. Sie haben buraukratische Maßnahmen in Gebiete getragen, für die diese nicht paßten, und oft ohne genügende Kenntnisse der Sitten und Gebräuche der eingeborenen Bevölkerung Rechtsverordnungen erlassen, welche die Eingeborenen zum Widerstand reizen mußten, fehlte es doch vielfach den hinausgesandten Kolonialbeamten an den nötigsten ethnologischen Kenntnissen. Aber was in kurzer Zeit auf verhältnismäßig ungünstigem Boden, zum Beispiel in Ostafrika, die deutschen Kolonialbehörden in bezug auf die Hebung des Bildungsstandes der Eingeborenen, an Schuleinrichtungen sowie an Bekämpfung einheimischer Krankheiten und Seuchen geleistet haben, damit kann sich weder Frankreich und Belgien noch England messen.

Daher war, als 1919 die Verteilung der deutschen Kolonien unter die Ententestaaten erfolgte, wohl jedem, der sich ohne politische Voreingenommenheit mit Kolonialfragen beschäftigt hat, völlig klar, daß vielleicht den weißen Ansiedlern, Pflanzern und Kaufleuten in den bisherigen deutschen Kolonialgebieten künftig größere Bewegungsfreiheit, richtiger Ellbogen- und Ausbeutungsfreiheit, eingeräumt werden würde, daß aber für die Hebung der Eingeborenenbevölkerung weit weniger geschehen werde als bisher unter deutscher Herrschaft. Und diese Befürchtungen haben sich seitdem völlig bestätigt; *ja selbst die Wirtschaftsverhältnisse haben sich* — von Südwestafrika abgesehen — *verschlechtert*. Leider dringt über die Zustände in den von England übernommenen ehemaligen deutschen Kolonien nur selten etwas durch Reisende und englische liberale Blätter in die Öffentlichkeit. Auch die französische Presse bringt nur selten Mitteilungen aus Kamerun, und dieses wenige, das ihr meist durch Regierungskanäle zufließt, ist überdies sehr geschminkt. Zudem mangelt es an neueren offiziellen Berichten. Der letzte englische Bericht über das Tanganjikaterritorium, der die Zeit vom Abschluß des Waffenstillstandes (1918) bis Ende 1920 umfaßt, ist als Parlamentsdrucksache erst im Juli 1921 erschienen, und der letzte französische amtliche Bericht über Kamerun (1916 — Mitte 1921) wurde am 9. September vorigen Jahres im »Journal officiel« ver-

öffentlicht. Um so mehr Anerkennung verdient eine jüngst erschienene Schrift des früheren Generalgouverneurs Dr. H. Schnee, betitelt »Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft«,[1] in der Schnee zusammenträgt, was er in ausländischen Zeitungen und amtlichen Berichten über die jetzigen Zustände in den früheren deutschen Schutzgebieten gefunden hat.

Auf dieses Material im einzelnen einzugehen, verbietet der Raum; ich muß mich auf einige kurze Auszüge beschränken.

Betrachten wir Kamerun. Die Plantagenwirtschaft und der Handel befinden sich, nachdem im Jahre 1920 infolge der großen Nachfrage nach Ölfrüchten vorübergehend ein starker Export stattgefunden hat, in stetigem Rückgang. Und noch schlechter steht es um die Lebenshaltung der Eingeborenen. Mit der Abnahme des Handelsverkehrs sind auch die früheren Verdienstmöglichkeiten für die einheimische Bevölkerung geschwunden. Dagegen sind die den Eingeborenen auferlegten Steuern beträchtlich erhöht worden. Die Eingeborenen bezahlen heute ein Drittel an Kopfsteuer mehr als unter deutscher Herrschaft, und zudem wird jetzt auch von Frauen ohne Kinder die Hälfte der Kopfsteuer erhoben. Ferner ist eine Weidesteuer für Pferde, Rinder und Schafe sowie eine durch Geld ablösbare zehntägige gouvernementale Arbeits- oder Fronpflicht eingeführt worden. Zudem wurde, nachdem der Oberste Rat die französische Regierung für berechtigt erklärt hat, die in Kamerun und Togo ausgehobenen schwarzen Truppen auch in Frankreich zu verwenden, die allgemeine militärische Dienstpflicht eingeführt. Statt der abgeschafften deutschen Missionsschulen, die 1912 bereits 41 500 Schüler unterrichteten, hat die französische Verwaltung französische Schulen eingeführt, die aber Ende 1920 erst 9000 Schüler hatten. Noch mehr ist das Sanitätswesen verkommen. Vor dem Kriege waren in Kamerun — was der amtliche französische Bericht als »travail gigantesque« bezeichnet — 57 Regierungsärzte und Sanitätsoffiziere in Kamerun stationiert, deren Hauptaufgabe in der Bekämpfung der Schlafkrankheit bestand, jetzt sind dafür nur zwei europäische Ärzte mit farbigem Hilfspersonal angestellt.

Ein ähnliches Bild der Verkommenheit bietet das einstige deutsche Ostafrika. Das Areal der Pflanzungen ist beträchtlich zurückgegangen; auch der Handel liegt danieder. 1913 unter deutscher Herrschaft betrug die Einfuhr rund 38 Millionen Rupien, die Ausfuhr 27 Millionen, im Rechnungsjahr 1919/20 betrug sie hingegen nur 17 beziehungsweise 14 Millionen Rupien. Dagegen sind die Verwaltungskosten enorm gestiegen. Im Jahre vor dem Kriege betrug der deutsche Reichszuschuß (nur für die Unterhaltung der Militärs verwendet) zu den eigenen Einnahmen Deutsch-Ostafrikas 3,3 Millionen Mark (Goldmark), dagegen verlangte der englische Kolonialminister Winston Churchill am 22. Juni 1921 für das Tanganjikaterritorium $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling (mehr als 30 Millionen Goldmark). Erhalten hat er freilich vom englischen Finanzminister nur 914 000 Pfund Sterling (ungefähr $18^1/_2$ Millionen Goldmark). Dabei kommt in Betracht, daß die deutschen Schutzgebietsanleihen für den Bau der ostafrikanischen Eisenbahnen noch immer vom Deutschen Reich verzinst und getilgt werden.

[1] Dr. Heinrich Schnee, Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft. Leipzig 1922, Verlag von Quelle & Meyer. 98 Seiten. Preis geheftet 24 Mark.

Noch weit schlimmer ist es um das Schulwesen und die Seuchenbekämpfung sowie die Gesundheitspflege der Eingeborenen bestellt. Vor dem Kriege waren im Sanitätsdienst der deutschen Regierung 48 Ärzte beschäftigt, ferner 10 besonders vorgebildete deutsche Ärzte mit einem zahlreichen Hilfspersonal zur Bekämpfung der Schlafkrankheit. Die englische Regierung begnügt sich mit 11 Sanitätsbeamten und 8 indischen Heilgehilfen (Sub-Assistant-Surgeons). Die Folge ist, daß die Pockenseuche, die Schlafkrankheit und die Wurmkrankheit sich wieder mehr und mehr ausgebreitet haben.

Diesen Rückgang der Kultur erkennen auch manche englische Berichterstatter an, die in letzter Zeit Ostafrika bereist haben. So wird zum Beispiel der »Times« (24. Mai 1921) von ihrem Korrespondenten geschrieben:

Man kann ehrlicherweise nicht sagen, daß die letzten drei Jahre die Verbesserung in den Zuständen des Tanganjikaterritoriums gesehen haben, die man vernünftigerweise hätte erwarten sollen.

Und der »Common Sense« vom 2. Oktober 1920 berichtet:

Das ganze Gebiet befindet sich in einem absoluten Chaos, und die Verwaltung ist eine lächerliche Farce (a screaming farce).... Das britische Mandat ist somit ein Mißerfolg.

Ein besonders trauriges Los hat jedoch unter der Herrschaft der neuseeländischen Regierung Samoa, die »Perle der Südsee«, getroffen. Auch hier überall Verfall und Rückgang des Plantagenbaus, vornehmlich aber eine völlige Versumpfung der Gesundheitspflege. Infolge der Nachlässigkeit der neuseeländischen Regierung wurde in den letzten Kriegsjahren die spanische Grippe eingeschleppt, und diese hat, da es an Ärzten und den nötigsten sanitären Einrichtungen fehlte, derart gewirkt, daß ungefähr der vierte Teil der eingeborenen Bevölkerung zugrundegegangen ist — ein entsetzliches Massensterben, wie es in dieser Furchtbarkeit noch niemals seit ihrer Entdeckung die Samoa-Inseln heimgesucht hat.

Wieweit die Unzufriedenheit der Bevölkerung, nicht nur der Eingeborenen, sondern der weißen, nichtdeutschen Bevölkerung (die Deutschen sind abgeschoben worden) mit der neuseeländischen Regierung geht, beweist eine längere, von 131 weißen Ansiedlern (darunter 66 Engländern) im Juli 1921 an den neuseeländischen Minister Lee gerichtete Eingabe. Es heißt darin:

Gelegentlich Ihres Besuchs in Samoa wünschen wir, die unterzeichneten Steuerzahler, unsere Empfindung der Hoffnungslosigkeit mit Bezug auf die Zukunft Samoas unter Neuseeländer Kontrolle zum Ausdruck zu bringen.

Wir erkennen, daß es vergeblich ist, unsere Gedanken hinsichtlich der richtigen Verwaltung der Gruppe vorzubringen, da wir endgültig zum Resultat gekommen sind, daß in der Zukunft wie in der Vergangenheit unsere Anregungen und Proteste unbeachtet gelassen werden, obgleich wir meist Leute von zehn- bis vierzigjähriger Erfahrung in den Inselangelegenheiten sind....

Wir brauchen Sie kaum darauf hinzuweisen, daß die Einwohner, sowohl Europäer wie Eingeborene, jetzt mehr denn je von dem Stande der Dinge auf Samoa angeekelt sind, und wir bitten Sie daher dringend, Ihre stärksten Bemühungen anzuwenden, um das ständige Hintreiben des Landes auf den Bankrott zu verhindern durch Einführung strikter Ersparnisse und durchgreifender Verminderungen der Ausgaben, um so die schwere Last der Steuern zu erleichtern.

Wenn dies nicht getan werden kann, glauben wir, daß Sie gezwungen sein werden, uns darin zuzustimmen, daß im Hinblick auf die Tatsache, daß es die doppelte Einnahme und ungefähr zweieinhalbmal soviel Gouvernementsbeamte erfordert, um

eine beträchtlich verminderte Bevölkerung zu kontrollieren, Neuseelands Kontrolle über Samoa ein hoffnungsloses Fiasko gewesen ist. ...

Überall ein gründliches Fiasko! Das ist das Resultat der »wirtschaftlichen und kulturellen Hebung« der früheren deutschen Kolonialgebiete durch die »fortgeschrittenen Nationen« der Entente. Die seit dem Kriege verflossenen dreieinhalb Jahre haben so manche schöne verlogene Kriegs- und Kulturphrase abgetan, wohl keine aber so gründlich wie die, der Kolonialbesitz müsse Deutschland entzogen werden, um die dortige eingeborene Bevölkerung vor einem tragischen Schicksal zu bewahren.

Eine Währungsunion mit Österreich?[1]

Von Artur Heichen

Genosse Otto Bauer, Führer der deutschösterreichischen Sozialdemokratie, hat in jenen verhängnisvollen Tagen, als die österreichische Krone einen neuen Absturz in die Tiefe erlebte, im Wiener Kabinettsrat eine aufsehenerregende Rede gehalten, die seitdem sowohl in Deutschösterreich bei den Sozialdemokraten und bei den Großdeutschen als auch in Deutschland starken Widerhall gefunden hat. Wenn dieser Artikel im Druck erscheint, dann mag freilich zunächst das Bauersche Projekt durch die neuesten Ereignisse überholt erscheinen. Bekanntlich hat sich die Regierung Seipel-Ségur inzwischen zur Errichtung einer neuen Notenbank entschlossen. Eine Kritik dieses Projektes soll an dieser Stelle vorläufig unterbleiben. So viel kann aber schon jetzt gesagt werden: Das Projekt mag eine gewisse psychologische Wirkung und demgemäß einen finanziellen Effekt gehabt haben insofern, als eine Dämpfung der Devisenhausse erfolgte, aber diese Wirkung kann nicht lange andauern. Darauf, worauf es ankommt, wenn nicht Deutschösterreich dem Verfall und Zerfall entgegengehen soll, nämlich auf eine Stabilisierung der österreichischen Valuta — diesen Erfolg kann die Errichtung einer österreichischen Notenbank, von Augenblickserfolgen abgesehen, gar nicht haben. Die österreichische Regierung ist denn auch in ihrer Ankündigung bezeichnenderweise recht vorsichtig. Die Bank soll das Recht haben, metallisch fundierte Noten auszugeben, die aber, so heißt es bezeichnenderweise, nicht in Umlauf gesetzt würden. Die mit so großem Tamtam angekündigte Notenbank ist also eine Eventualnotenbank, eine Notenbank, die die Hauptfunktion eines solchen Instituts, nämlich Geldwertstabilisierung durch Regelung des Zahlungsmittelumlaufs, gar nicht auszuüben bestimmt ist. Fürwahr ein eigentümliches Projekt! Eine Notenbank in Deutschösterreich, ohne umfassende Auslandskredite, ist ein unmögliches Ding und von vornherein zum Mißerfolg verdammt.

Das Defizit der deutschösterreichischen Volkswirtschaft ist unheilbar. Es ist der größte Irrtum, zu glauben, daß irgendeine Saldierung des Staats-

[1] Wir bringen obigen Artikel wegen seines sachlich-instruktiven Inhalts gern zur Veröffentlichung, möchten aber, um nicht Hoffnungen zu mehren, die nach unserer Meinung in Anbetracht der jetzigen Wirtschaftslage Europas wenig Aussicht auf Erfüllung haben, hervorheben, daß wir die einer Verwirklichung des Bauerschen Währungsprojekts entgegenstehenden Hindernisse für weit größer halten, als unser Mitarbeiter Artur Heichen. Die Redaktion der Neuen Zeit

budgets auf Grund eines Finanzplans durch fiskalische Einsparungen und erhöhten Steuereinzug eine Stabilisierung des Kronenwertes herbeiführen könne. Dieser Irrtum ist die Folge schiefer währungstheoretischer Anschauungen. Nicht die innere Inflation, wie sie im Notenumlauf und im Anwachsen der schwebenden Schuld zum Ausdruck kommt, bestimmt den Kronenwert, sondern die Zahlungsbilanz. Der Zahlungsbilanztheorie ist endlich von den Sachverständigen in Genua die gebührende Anerkennung zuteil geworden, obgleich die Inflationstheorie noch heute allenthalben, namentlich in der populären Publizistik, die Köpfe verwirrt und nicht einmal in Deutschland gänzlich ausgerottet ist. Für die Reichsmark läßt sich der statistische Nachweis sehr leicht erbringen, daß ihr valutarischer Wert nicht von der inneren Aufblähung des Zahlungsmittelumlaufs und der schwebenden Schuld, sondern von außen her, von der Zahlungsbilanz aus bestimmt wird. Was von der Reichsmark gilt, gilt für die Krone in weit höherem Grade. Solange also das Defizit der Zahlungsbilanz nicht durch umfangreiche Auslandskredite verstopft wird, gibt es keine Stabilisierung des Kronenwertes — selbst nicht mit Hilfe einer Notenbank. Ohne solche Kredite muß das Defizit der Volkswirtschaft immer wieder zum Durchbruch kommen, müssen immer neue »Valutahaussen« und »Kronenstürze« das Land heimsuchen. Gegenüber ökonomischen Gesetzmäßigkeiten gibt es eben kein Entrinnen.

Aus diesem Grunde muß der Bauersche Plan, auch wenn er heute infolge des Notenbankprojektes von der Tagesordnung scheinbar abgesetzt ist, immer wieder bei solchen neuen Valutakrisen aktuell werden. Deshalb tut auch die deutschösterreichische Sozialdemokratie gut daran, das neue Notenbankprojekt mit größter Reserve zu behandeln und sich eventuell für andere Lösungen bereitzuhalten.

Was läßt sich nun vom reichsdeutschen Standpunkt aus zu dem Bauerschen Projekt sagen, daß Deutschland in Deutschösterreich eine Notenbank errichten und dadurch schließlich eine Währungsunion beider Länder herbeigeführt werden soll? Genosse Bauer will die Notenbank mit einem Papiermark-Fonds ausgestattet sehen, der die österreichischen Kronennoten beinahe bedeckt. Dazu wären nach seiner Berechnung acht Milliarden Mark erforderlich. Die Bank soll die Verpflichtung übernehmen, auf Verlangen die Krone zu einem gesetzlich fixierten Austauschverhältnis gegen Mark umzuwechseln. Damit wäre die Krone an den Markkurs gebunden und würde Österreich de facto in den Bereich der Reichsmark rücken. Der Notenumlauf in Österreich beträgt gegenwärtig über 400 Milliarden Kronen. Bei einem valutarischen Kurs von 40 bis 50 Kronen für die Reichsmark wären also, um die Krone durch die Reichsmark gänzlich zu ersetzen, 8 bis 10 Milliarden Papiermark erforderlich. Dabei sind allerdings die im Ausland schwimmenden Kronennoten nicht einbezogen. Ein etwas höherer Betrag ergibt sich auf eine andere Art der Berechnung. Der Papiergeldumlauf der Reichsbank beträgt zurzeit 160 Milliarden. Bringt man davon 30 Milliarden als Markbestände des Auslandes in Abzug, dann bleiben zur Zahlungsmittelversorgung Deutschlands 130 Milliarden bei einer Bevölkerung von 60 Millionen. Deutschösterreichs Bevölkerung beträgt 6 Millionen, also den zehnten Teil. Es würde sich also — pro Kopf der Bevölkerung den gleichen Zahlungsmittelbedarf vorausgesetzt — als Gesamt-

bedarf Deutschösterreichs ein Betrag von zirka 13 Milliarden Reichsmark ergeben, falls die Krone gänzlich von der Reichsmark ersetzt werden sollte. Da das aber nicht erforderlich ist, sondern Krone und eventuell Papiermark umlaufen sollen, so kann die Bauersche Ziffer von 8 Milliarden als untere Grenze gelten. Auf jeden Fall müßte man damit rechnen, daß die Kronennoten in sehr erheblichem Umfang zum Eintausch gegen Reichsmarknoten präsentiert werden würden, nachdem einmal ein fixes Wertverhältnis zwischen Krone und Reichsmark hergestellt worden ist. Dann würden sich im Umlauf Kronen- und Papiermarkscheine befinden, als deren Deckung der entsprechende Wertbetrag von Kronen und Papiermark bei der Notenbank verbleiben würde.

Eigenartig wäre freilich die Konstruktion dieser Notenbank, aber sie könnte durchaus funktionieren und ihren Zweck einer Bindung der Krone an die Reichsbank erfüllen, wenn diese Notenbank selber keine neuen Kronennoten mehr emittieren dürfte. Das setzt voraus, daß der deutschösterreichische Staat die neue Notenbank nicht für seine laufenden finanziellen Bedürfnisse durch Hingabe von Schatzwechseln in Anspruch nehmen darf, sondern sein Budget durch reguläre Einnahmen aus Steuern und Anleihen ins Gleichgewicht bringen müßte. Eine solche Möglichkeit ist in Deutschösterreich durchaus gegeben, auch wenn die Krone mit der Mark weiter sinken würde, weil auf dem Budget Deutschösterreichs nur verhältnismäßig kleine Valutaverpflichtungen lasten. In Deutschland beanspruchen die Ausgaben für Reparationen und dergleichen allein eine Zweidrittelquote.

Selbstverständlich läßt sich die Notenemission nicht sofort abstoppen. Für die Übergangszeit müßte Deutschösterreich ein einmaliger Markkredit gewährt werden. Otto Bauer berechnet dafür einen Betrag von weiteren 8 Milliarden Mark. Insgesamt wären also zur Durchführung der Währungsunion nach diesem Projekt etwa 16 Milliarden Papiermark erforderlich. Da es sich bei dieser Währungsunion nicht um einen staatsrechtlichen Zusammenschluß handelt, den die Friedensverträge unter Verbot gestellt haben, so bietet sich rechtlich nur dann eine Handhabe für die Entente, die Währungsunion zu verhindern, wenn deren Realisierung eine Steigerung der deutschen Inflation herbeiführen würde. (Beispielsweise besteht ja auch zwischen Litauen und Deutschland durch das Bindemittel der Papiermark eine Währungsunion, obgleich keinerlei staatsrechtliche Zusammenhänge gegeben sind.) Für die Garantiekommission böte vielleicht das Bradbury-Abkommen, das die Fixierung der schwebenden Schuld Deutschlands nach dem Stande vom 31. März 1922 vorsieht, eine Handhabe, um die Währungsgemeinschaft zu verhindern.

Unter solchen Umständen darf die Durchführung der Währungsunion für die Reichsfinanzen keine derartige Belastung bedeuten, daß dadurch die schwebende Schuld zusätzlich erhöht wird. Wie also sind die erforderlichen 16 Milliarden aufzubringen? Nach dem Bauerschen Vorschlag soll das deutsche Privatkapital 8 Milliarden und die übrigen restlichen 8 Milliarden das Reich aufbringen. Unmittelbar — das heißt eventuell ohne langwierige Transaktionen und ohne inflatorische Maßnahmen — könnte das Reich unter Umständen 4 Milliarden Mark zur Verfügung stellen, die es in einiger Zeit aus dem gebundenen Markbesitz Belgiens zurückerhalten

wird. (Das Markabkommen mit Belgien soll soeben perfekt geworden sein; von den 6 Milliarden Reichsmark aus belgischem Besitz löst Deutschland 4 Milliarden ein, während Belgien die restlichen 2 Milliarden im freien Verkehr verwerten soll.) Es blieben demnach noch 12 Milliarden aufzubringen. Verschiedenerlei Wege könnten unter Umständen gangbar gemacht werden. Auch die folgenden Vorschläge könnten in mancherlei Richtung modifiziert werden. Vor allem muß an die Reichsmarkbestände des Auslandes gedacht werden, die doch einmal bei einer Währungsstabilisierung konsolidiert werden müssen, soweit sie im regulären Geschäftsverkehr noch nicht zurückgeflossen sind. Im Herbst vorigen Jahres wurde der Betrag der im Ausland schwimmenden Reichsmarknoten mit 30 Milliarden beziffert.

Man könnte beispielsweise den ausländischen Markbesitzern anbieten, die derzeit in ihren Händen befindlichen Reichsmarknoten gegen Goldobligationen auszutauschen, deren Verzinsung und Amortisation zunächst entweder vom Reich oder von dem deutschen Privatkapital zu übernehmen wäre. Die Marknoten müßten dabei zu einem Kurs zur Einlösung gelangen, der nicht nur über dem valutarischen Wert, sondern erheblich über der derzeitigen Kaufkraftparität der Reichsmark liegt, um dem ausländischen Privatkapital einen genügenden Anreiz zur Erzielung von Spekulations- und Kursgewinnen zu bieten. Auf diese Weise würde ausländisches Privatkapital die Währungsunion mitfinanzieren helfen. Als weiteres Behelfsmittel könnte auch an eine kleinere innere Goldanleihe der deutschen Erwerbsstände gedacht werden.

Jedenfalls ist es dabei zweckmäßig, das Reich bei solchen Transaktionen auszuschalten, die von dem Einspruch der Garantiekommission bedroht sind. Die Verzinsung und Tilgung der zu diesem Zweck im Inland oder im Ausland aufgenommenen Anleihen müßte freilich in letzter Instanz von seiten Österreichs, vom Staate sowohl als der Privatwirtschaft, erfolgen.

Solange nämlich die Mark *nicht* stabilisiert wird, sondern abwärts gleitet und damit auch die mit der Mark verbundene Krone, so lange trägt Deutschösterreich gewissermaßen die Reparationslast mit, die die Ursache des Hinabgleitens des Markwerts ist. Sobald aber die Mark und damit die Krone stabilisiert wäre, würde *einseitig* auf der *deutschen* Produktion die Belastung aus dem Friedensvertrag ruhen, während die österreichische Industrie um so bessere Konkurrenzbedingungen hätte. Vielleicht würde dann die Währungsunion zu einem Anstoß für industrielle Umsiedlungen aus dem Reich nach Österreich. Um das zu verhindern und eine *Ausgleichsbelastung* herbeizuführen, wäre es nur recht und billig, wenn die deutschösterreichische Staats- und Privatwirtschaft an Stelle der Lasten aus dem Friedensvertrag die Verzinsung und Tilgung jener Goldobligationen übernehmen würde, die an Stelle der flottanten Markbestände treten sollen.

Nun zum wirtschaftspolitischen Effekt einer solchen Währungsunion. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß das *Defizit der deutschösterreichischen Volkswirtschaft nunmehr auf das Defizit der deutschen Volkswirtschaft übertragen und mit ihm unlöslich verknüpft wird*. Und darauf kommt es bei dieser ganzen Maßnahme an! Da das Defizit der deutschösterreichischen Volkswirtschaft *unheilbar* ist, so kommt es, wenn keine ausreichenden

Kredite zu erlangen sind, darauf an, Anlehnung an ein größeres Wirtschaftsgebiet und an eine größere Währungsgemeinschaft zu suchen. Die Vereinigten Staaten und England wären in dieser Hinsicht vielleicht am geeignetsten, aber die Verbindung mit dem Dollar und dem Pfund würde sich in bezug auf den Außenhandel Deutschösterreichs als tödlich erweisen. Die Verbindung einer schlechten Papierwährung mit einer Gold- oder goldähnlichen Währung ergibt einen schlechten Klang. Die Verbindung der österreichischen und der tschechoslowakischen Krone oder aber der Krone mit dem Schweizer Franken ist deshalb inopportun, weil die Schweiz und die Tschechoslowakei viel zu kleine Staatsgebilde sind. So bleibt schließlich nur Deutschland, dessen Bevölkerungsziffer zehnmal so groß ist als die Österreichs. (Von nationalen Gesichtspunkten soll hier nicht die Rede sein, sondern lediglich von finanziellen und wirtschaftlichen.) Die »Fusion« beider Wirtschaftsgebilde erfolgt gewissermaßen in der Relation 1 : 10. Die Wirkung einer solchen Fusion von Reichsmark und Krone ist wesentlich geringer, als man anfänglich glauben mag. Das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz ohne die Reparationsleistungen beträgt etwa 1 bis 2 Milliarden Goldmark. Das Defizit der österreichischen Handelsbilanz wird auf 200 Millionen Dollar gleich 0,8 Milliarden Goldmark jährlich geschätzt. Rechnet man, daß von diesen 200 Millionen Dollar Defizit der Handelsbilanz etwa die Hälfte durch andere Einnahmen der Volkswirtschaft gedeckt werden, so verbleibt ein endgültiges Defizit der deutschösterreichischen Zahlungsbilanz von etwa 0,4 Milliarden Goldmark. Dieses Defizit, das man zur Sicherheit etwas höher mit 0,5 Milliarden Goldmark anschlagen kann, würde zum Defizit der deutschen Zahlungsbilanz in Höhe von 1 bis 2 Milliarden Goldmark noch zusätzlich hinzutreten. Durch eine Währungsunion würde die relative Passivität der beiden Volkswirtschaften zusammengenommen zwar etwas erhöht; die Verschlechterung der deutschen Zahlungsbilanz wäre aber bei weitem nicht so groß, als man anfänglich glaubt, wenn man bedenkt, daß die Verschmelzung beider Volkswirtschaften in der Relation 1:10 vor sich geht. Überdies treten ja zum Defizit der deutschen Zahlungsbilanz in Höhe von 1 bis 2 Milliarden Goldmark noch die Reparationsbarleistungen und andere Lasten aus dem Friedensvertrag hinzu.

Aus alledem errechne ich, daß die Verschlechterung der Passivität der Zahlungsbilanz beider Wirtschaftsgebiete zusammen den verhältnismäßig kleinen Bruchteil von höchstens 18 Prozent ausmacht. Daß eine Währungsunion eine Hineinziehung Deutschlands in den Zerfall Deutschösterreichs bedeuten würde, dieser Auffassung vermag ich somit nicht zuzustimmen. Zweifellos würde die Übernahme des Defizits der deutschösterreichischen Zahlungsbilanz in Zukunft auf die Markdevise etwas drücken, der Preis dafür aber wäre, daß Deutschösterreich mit Deutschland so lange über Wasser gehalten wird, bis das Reparations- und Kriegsschuldenproblem eine endgültige Regelung durch die amerikanisch-englische Finanz erfährt. Das amerikanische Kapital betrachtet sowieso Deutschösterreich als Anhang Deutschlands und denkt nicht daran, Österreich — einen zweifelhaften Schuldner — für sich allein zu sanieren. Frankreich, das ein politisches Interesse an der Auseinanderhaltung beider Länder hat, ist aber allein gar nicht imstande, die erforderlichen Stützungskredite für Deutschösterreich zu

gewähren. Bagatellkredite sind jedoch ein unzulänglicher Preis für die Verhinderung einer Währungsunion mit Deutschland, die allein dem österreichischen Volk eine erträgliche Lebenshaltung sichern und das Abgleiten in die wirtschaftliche Verelendung verhindern kann. Um die internationale Solidarität des Proletariats aus dem Dunste von Resolutionen und Beschlüssen herauszuholen und wenigstens einmal in der Geschichte wahr zu machen, dazu haben doch die Arbeiterklassen Deutschlands und Deutschösterreichs, die eines Volkes sind, die allererste Veranlassung. Deshalb ist es notwendig, daß sich die österreichische Sozialdemokratie dem neuen Notenbankprojekt gegenüber nach Möglichkeit reserviert verhält und sich für eine andere Lösung des Problems Deutschösterreichs in Bereitschaft hält, wenn die bürgerlichen Parteien nach neuen Valutakrisen, die notwendigerweise immer wieder kommen müssen, abgewirtschaftet haben werden. Diese andere Lösung aber lautet: Währungsunion mit Deutschland!

Die Entschädigung der Wittelsbacher und Hohenzollern

Von Dr. Hermann Schützinger (München)

Der Kampf um die Abfindung der Hohenzollern hat seine Wellen bis nach Bayern geschlagen und dort ein »Rechtsgutachten« über die Vermögensansprüche der Wittelsbacher gezeitigt, das als Kulturdokument wittelsbachischen »Erwerbstriebs« und wittelsbachischer Rücksichtslosigkeit gegenüber dem »angestammten Volk« ernste Beachtung verdient. Wenn wir die im Gange befindlichen Entschädigungsaktionen der Wittelsbacher und Hohenzollern einander gegenüberhalten, so können wir konstatieren, daß innerhalb der deutschen Republik von seiten des Volkes mit einer Sachlichkeit und Ruhe an das Problem herangegangen wird, wie sie im Zeitalter der Kabinette völlig unbekannt waren. Als 1866 außer dem Kurfürsten von Hessen auch der König von Hannover infolge eines unglücklichen Krieges den Thron verlor, da dachten die Hohenzollern und Bismarck nicht im mindesten daran, dem abgesetzten König sein privates Eigentum auszuhändigen, sondern sie nahmen es ihm aus rein politischen Erwägungen weg, um daraus den berüchtigten »Welfenfonds« zur Korruption der Presse und der öffentlichen Meinung zu machen, der im Volksmund den Namen »Reptilienfonds« erhielt. Bismarck selber war es, der gegen die Fürsprecher des abgesetzten Welfenkönigs dieses Vorgehen auf das entschiedenste verteidigte. Am 13. Februar 1869 führte er im Preußischen Abgeordnetenhaus aus: »Über die Frage, welches Privateigentum einem kriegführenden Monarchen nach dem Kriege bleibt, entscheidet erst der Friedensschluß. Einen anderen Richter darüber gibt es nicht! — — Schuldig sind wir dem König Georg nichts!«

Es macht der deutschen Republik alle Ehre, mit welcher Behutsamkeit sie nach dem Zusammenbruch der deutschen Fürstenthrone an diese Probleme gerade in den beiden größten Bundesstaaten Preußen und Bayern herangetreten ist. Selbstverständlich war die politische Struktur der beiden Länder maßgebend für die Energie, mit der hier die Entschädigungsfrage im Zusammenhang mit den Ansprüchen des souveränen Volkes angepackt wurde.

In Bayern schien bereits im Dezember 1918 die Frage einer Regelung nahe. Erhard Auer hatte eine gemeinsame Basis mit Vertrauensmännern

des Hauses Wittelsbach gefunden, von der aus das Entschädigungsproblem mit Hilfe weniger Papiermillionen gelöst zu sein schien — da legte Kurt Eisner sein Veto ein. Nach der Niederschlagung der Räterepublik und der gewaltsamen Beseitigung der Mehrheitssozialisten aus der bayerischen Regierung kam die Angelegenheit völlig ins Stocken. Diese Verhandlungspause, die von seiten der klerikalen Landtagsmehrheit wohl nicht ohne Absicht dem Hause Wittelsbach zugebilligt wurde, nutzten die Wittelsbacher dazu aus, ihren Hausgelehrten, den Geheimrat Dr. Beyerle, zu umfangreichen archivalischen Studien zu veranlassen, der denn auch im Frühjahr 1922 zwei umfangreiche Werke »Die Rechtsansprüche des Hauses Wittelsbach« und »Das Haus Wittelsbach und der Freistaat Bayern, Teil I« der Öffentlichkeit vorlegte. Die bayerische Sozialdemokratie hatte, wohl im Gefühl ihrer parlamentarischen Ohnmacht, bis zum Mai 1922 die Zeit ungenutzt verstreichen lassen.

In Preußen war man, dank der mit der Sozialdemokratie eingegangenen Regierungskoalition (abgesehen von der durch das Ministerium Stegerwald eingetretenen Unterbrechung) mit größerem Zielbewußtsein an die Entschädigungsfrage herangetreten. Bereits 1920 hatte der Vorwärts-Verlag mit einer Flugschrift »Verdienste der Hohenzollern« die Diskussion eröffnet, in der es heißt: »Viele hundert Milliarden hat die Wahnsinnspolitik Wilhelms das deutsche Volk gekostet. Und da soll ihm das Volk noch ein Vermögen herauszahlen, das größer ist als selbst des reichsten Mannes in Deutschland? Ein Fundamentalgesetz des Rechtes ist es, daß jedermann mit seinem Vermögen für den Schaden haftet, den er vorsätzlich oder fahrlässig angerichtet hat. Daß Wilhelm II. zum mindesten grob fahrlässig gehandelt hat, können selbst seine Anhänger nicht bestreiten. Es ist schon eine ungeheure Großmut der Nation, wenn sie diesen Mann in der Lage läßt, ein in jeder Beziehung menschenwürdiges Leben zu führen. Verlangen die Hohenzollern außerdem ein Riesenvermögen, so antworten wir: Wir schulden Wilhelm nichts!«

Doch konnte man bei dieser einfachen Argumentation nicht stehenbleiben. So wurde eine Anzahl von Gelehrten, darunter auch der Republikaner und Pazifist Professor Schücking, beauftragt, Gutachten auszuarbeiten. Sache des Staatsministeriums wird es sein, sich über die weitere Behandlung der Angelegenheit und über eine Vorlage an den Landtag, worüber der Staatsrat vorher zu hören ist, schlüssig zu machen. Eine endgültige Lösung ist also noch nicht gefunden. Neuerdings will man die Abgrenzung des Eigentums einem Schiedsgericht überlassen. Dieses Schiedsgericht wird seine Entscheidungen natürlich nur nach juristischen und finanziellen Gesichtspunkten treffen, und es besteht daher die Gefahr, daß bei der Trennung des Eigentums organisch Zusammenhängendes auseinandergerissen wird und Werte von künstlerischer oder historischer Bedeutung dem preußischen Volk verlorengehen.

Zur Wahrung dieser geschichtlichen und künstlerischen Werte ergriff kürzlich eine Anzahl prominenter Vertreter der Kunst und Wissenschaft das Wort in einer Kundgebung. Sie wiesen auf die Pflicht jeder Regierung hin, das geistige Besitztum der Nation als Denkmal ihres Bildungs- und Kunstfleißes unversehrt der Allgemeinheit zu erhalten, und zitierten folgende Stelle aus dem Testament des alten Fritz: »Ich habe die Einkünfte des Staates als einen Teil des Lebenssaftes meiner Völker betrachtet, worüber ich ihnen Rechenschaft schuldig bin, und niemals habe ich auch nur den kleinsten Teil

zu meinem Privatgebrauch verwendet. Deshalb sterbe ich arm, doch reinen Gewissens.« Die Kundgebung bezeichnet als unerläßlich, daß die Entscheidung über diese Fragen, die vorwiegend eine kulturelle und allgemein ethische Bedeutung haben, nicht rein privatrechtlichen Normen unterworfen werden dürfen.

Die Konsequenz solcher Anschauungen ist, daß kulturelle Schöpfungen des Monarchen an Staat und Volk zurückfallen müssen, denen sie ihre Entstehung verdanken. In Bayern hat man sich dagegen bis jetzt auf bürgerlicher Seite zu der Forderung einer restlosen Rückerstattung des gesamten Kunstbesitzes völlig kritiklos verhalten.

Zum Zweck der Gegenüberstellung der wittelsbachischen und hohenzollernschen Entschädigungsfrage dürfte ein Überblick über die Eigentumsverhältnisse der ehemaligen deutschen Bundesfürsten angebracht erscheinen. Die vermögensrechtliche Lage der deutschen Fürstenhäuser im vorrevolutionären Staatsrecht war sehr verschieden, je nachdem sich die Gesetzgebung mit der Domänenfrage, der eigentlichen Schicksalsfrage der deutschen Fürstenvermögen, abgefunden hatte. Man kann in den deutschen Ländern etwa vier Gruppen unterscheiden.

Die Staatsdomänen wurden grundsätzlich verstaatlicht in Preußen (1713), Württemberg (1819) und Sachsen (1831). In einer Anzahl anderer Staaten wurden dagegen die Domänen noch im neunzehnten Jahrhundert ausdrücklich als Eigentum der regierenden Fürsten erklärt. Hierher gehören vor allem Baden (Verfassungsurkunde von 1818) und Hannover (1857 Anerkennung des königlichen Domäneneigentums), ferner eine Anzahl thüringischer Kleinstaaten. Eine klare Teilung des Domänenvermögens zwischen Staat und Fürstenhaus wurde vorgenommen in Hessen (1820), Oldenburg (1840), Sachsen-Gotha (1855), Anhalt (1871) und Sachsen-Altenburg (1874). Dagegen fand in Mecklenburg und einer Zahl mitteldeutscher Kleinstaaten eine solche Teilung nicht statt.

Nun versucht der Anwalt der Wittelsbacher, Dr. Beyerle, eine willkürliche Hypothese aufzustellen des Inhalts, daß in dem »Staatsgut« Bayerns das Hausgut der Wittelsbacher mitenthalten sei. Die bayerischen Rechtslehrer von Kreittmayr bis Max v. Seydel haben jedoch einhellig die Verstaatlichung des vormaligen wittelsbachischen Hausbesitzes durch die Abfindung der letzten Erbin der rechtsrheinischen wittelsbachischen Linie im Frieden zu Teschen (1779) aus Steuergeldern und die Anerkennung dieses Zustandes in der Verfassungsurkunde von 1818 anerkannt. Auch die bayerische Regierungspraxis und der Bayerische Landtag haben immer den gleichen Standpunkt eingenommen. Der Rechtszustand in Bayern wird allerorts jenem in Preußen, Sachsen und Württemberg im Sinne einer Verstaatlichung des vormaligen Kammerguts gleichgesetzt. Es ist also eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit, wenn der wittelsbachische Anwalt behauptet, in Wirklichkeit sei Bayern auf der Rechtsstufe jener deutschen Länder stehengeblieben, in denen, wie zum Beispiel in Mecklenburg, bis zur Revolution von 1918 eine ausdrückliche gesetzliche Regelung der Eigentumsfrage am Kammervermögen nicht erfolgte.

Ähnlich wie die Domänenfrage liegt die Frage des sogenannten »Schatullguts«. Die Verwandlung des altbayerischen Allodiums der Wittelsbacher in Staatsvermögen trat, wie oben erwähnt, ein durch den Frieden zu

Teschen, und sie war ihrem Rechtsgrund nach keine Schenkung an den Staat. Das »Schatullgut« Karl Theodors (das heißt die sein Hand- oder Taschengeld liefernden Erträgnisse bestimmter Gerechtsame und Liegenschaften des Amtsvorgängers der letzten bayerischen zur Abdankung gezwungenen Wittelsbacher Linie) wurde durch Aufhebung der Kabinettsgüteradministration im Reskript des ersten bayerischen Königs 1799 für Staatseigentum erklärt. Das war wieder keine Schenkung; denn einmal gehörten zu diesem Kabinettgut Regalien wie die Einkünfte aus dem Lottospiel und Reichslehen, zum anderen war die Erbschaft Karl Theodors überschuldet und wurde aus Staatsmitteln saniert.

Der gleiche Rechtsvorgang hatte sich bereits früher in Preußen abgespielt, als dort Friedrich Wilhelm I. durch das Edikt vom 13. August 1713 den Unterschied zwischen Domänen und Schatullgütern aufhob und beiden die Natur und Eigenschaft rechter Domanial-»Kammer- und Tafelgüter« beilegte. Damit schon und nicht erst, wie Beyerle behauptet, durch das preußische Allgemeine Landrecht ist in Preußen das fürstliche Kammergut zum Staatsvermögen gezogen worden. Das Allgemeine Landrecht hat diese Einverleibung nur bestätigt, indem es das Eigentum an den Kammergütern dem Staat, das Nutzungsrecht dem König zuschrieb.

In Bayern hat weder die Domanialfideikommißpragmatik von 1804 noch die Verfassungsurkunde von 1818 bezüglich des vormaligen Familienbesitzes der Wittelsbacher neues Recht geschaffen. Er war, wie einige Redner des Bayerischen Landtags darlegten, längst in Staatseigentum übergegangen.

Eine überraschende Ähnlichkeit der Rechtslage bietet auch die Auseinandersetzung über die Neuerwerbungen der Herrscherhäuser im vergangenen Jahrhundert, soweit darüber keine rechtsgültigen Testamente vorliegen. Die hohenzollernsche »Dispositio Achillea« von 1473 räumt dem Herrscher zwar ein Verfügungsrecht an den von ihm aus Privattiteln erworbenen Liegenschaften ein; hat er aber über solche Neuerwerbungen nicht disponiert, so fallen sie nach seinem Tode an den Staat. Diese Bestimmung der Dispositio Achillea findet sich auch in der bayerischen Verfassungsurkunde, im preußischen Allgemeinen Landrecht und in der französischen Verfassung von 1793. Im Regelfall überwog der Nutzen dieser Vorschrift, zumal der Herrscher bei seinen Verfügungen nicht an die Beobachtung der genauen Rechtsformen des bürgerlichen Rechtes gebunden war. An das Auftreten dauernd geisteskranker Herrscher hatte man aber bei der Schaffung der Verfassungsurkunde nicht gedacht. Ein geisteskranker Herrscher kann nicht rechtsgültig verfügen. Der Tod des bayerischen Königs Otto zeitigte nun das Ergebnis, daß die Neuerwerbungen seiner Vorgänger, selbst wenn sie diese durch letztwillige Verfügung dem Staat entzogen hatten, nur deshalb dem Staat zufielen, weil Otto nicht geschäftsfähig war. Nach langen Verhandlungen zwischen den beteiligten Ministerien und Hofstellen mußte schließlich doch der »Staat« als Eigentümer der fraglichen Grundstücke ins Grundbuch eingetragen werden.

In Preußen liegt die Sache ähnlich. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß König Friedrich Wilhelm III., obwohl er die Schwierigkeiten kannte, die sich beim Tode seines ohne Testament verstorbenen Vaters ergeben hatten, dennoch aus dem Leben schied, ohne ein gültiges Testament zu hinterlassen. Daß er damit seinen gesamten liegenden Besitz dem Staat über-

lieferte, mußte er aus seiner Kenntnis des preußischen Landrechts wissen. Mit seinem Tode setzten nun die Bemühungen ein, aus den zerstreuten Aufzeichnungen und letztwilligen Entwürfen ein rechtsgültiges Testament zu machen und damit dem Hause Hohenzollern die ihm nach dem Landrecht verlorengegangenen Güter und Besitzungen wiederzugewinnen und zu erhalten. Nach der Einholung der fehlenden ministeriellen Deckung ordnete Friedrich Wilhelm IV. am 14. Januar 1843 die Niederlegung der zum formellen Testament nachträglich erhobenen Bruchstücke von Aufzeichnungen seines Vaters im Kabinettsarchiv an.

Dieser königliche Beschluß *steht in direktem Widerspruch zu den auch das Königshaus verpflichtenden Bestimmungen des preußischen Landrechts*. Daraus geht hervor: daß das »Testament« nur ein künstlich zusammengestelltes, gegen das damals wie heute geltende Recht verstoßendes und für den Staat außerordentlich nachteiliges Dokument ist und daß es demgemäß Pflicht und Aufgabe der preußischen Regierung ist, das damalige Unrecht wieder gut zu machen und den Staat in den Besitz dessen zu setzen, was ihm rechtlich zusteht. Die Abfindungsfrage in den beiden größten Staaten der deutschen Republik ist von großer Bedeutung nicht allein für die Festigung der Staatsfinanzen, sondern auch für die ungeschmälerte Erhaltung kultureller Werte und vor allem für die Verhinderung einer finanzkräftigen antirepublikanischen Propaganda.

In Preußen kann man bei dem Einfluß der Sozialdemokratie und der republikanischen Parteien des Bürgertums wohl im ganzen auf eine billige, den Interessen der Volksgesamtheit entsprechende Lösung der Frage hoffen. Anders liegt die Angelegenheit in Bayern. Die Sozialdemokratie ist politisch ausgeschaltet, eine republikanische bürgerliche Partei gibt es nicht, und die überwiegende Mehrheit des Landtags steht ganz auf der Seite des ehemaligen Königshauses. Trotzdem ist die bayerische Sozialdemokratie nicht gewillt, kampflos den Milliardenbesitz der Wittelsbacher nach dem jedem Rechtsbewußtsein und jeder Billigkeit geradezu ins Gesicht schlagenden »Rechtsgutachten« den Wittelsbachern zu überlassen. Die bayerische Landtagsfraktion wird sich deshalb demnächst mit einem im Auftrag der Sozialdemokratie hergestellten »Gegengutachten«, von dem die »Münchener Post« einige Abschnitte der Öffentlichkeit übergeben hat, befassen. Wittelsbachs staatsrechtlicher Herold, der Rechtsgelehrte Karl v. Amira, bläst bereits zum Rückzug und stellt in der Presse zur Abwiegelung des Beyerleschen Gutachtens fest, daß Wittelsbach bereit sei, sich im Vergleichsweg mit dem Staat auseinanderzusetzen und zu diesem Zweck erhebliche Opfer zu bringen. Es wird also in aller Öffentlichkeit zugegeben, daß der erste staatsrechtliche Böllerschuß weniger auf das juristische Denkvermögen als auf die händlerische Geschicklichkeit der ehemaligen Untertanen abgefeuert worden ist. Trotz alledem müssen sich unsere Vertreter im Preußischen und Bayerischen Landtag darüber klar sein, daß es sich in diesem Falle nicht allein um Fragen des öffentlichen und privaten Rechtes handelt, sondern um Kulturgüter der Volksgemeinschaft, auf die wir geschriebene und ungeschriebene Ansprüche erheben können *kraft der Kulturarbeit unserer Väter*.

Frankreichs Reparationszahlungen 1871 bis 1873

Von K. Gerth

»Im Frühjahr 1872«, so erzählt Ludwig Bamberger, »fuhr ich in Begleitung eines französischen Bekannten von Köln nach Lüttich. An einer Haltestelle zwischen Aachen und Herbesthal, an welcher zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren, die Geleise auf Seitensträngen und Abzweigungen zu vermehren, klopfte mir mein Gefährte auf die Schulter und sagte halb ironisch, halb schmerzlich lächelnd: »Ce n'est pas étonnant! Nos cinq milliards!« (Das ist kein Wunder! Unsere fünf Milliarden!) Vergeblich bewies ich ihm, daß die Arbeiter, von deutschen Müttern geboren, durch den Krieg jedenfalls vermindert, nicht vermehrt worden seien, daß die Schienen aus dem Eisenwerk von Burbach, daß der Taglohn aus unserem Talervorrat und die Kapitalien aus dem alten Betriebsfonds der Eisenbahn stammten: er blieb dabei, daß dies alles nur das Werk der fünf Milliarden sei.«

Deutschland forderte ursprünglich 6 Milliarden Franken Kriegskosten von Frankreich. Der französische Unterhändler geriet in höchste Erregung, als er diese Summe vernahm, und sagte, um die Forderung Bismarcks als ungeheuerlich hinzustellen: »Wenn mit Beginn der christlichen Zeitrechnung die Auszahlung dieser Summe begonnen hätte, wäre man heutigentags noch nicht damit fertig.« Bismarck aber nahm, witzig wie er war, Gelegenheit, auf das jüdische Glaubensbekenntnis seines Finanzsachverständigen — es war Bleichröder — hinzuweisen, der als Jude nicht von Christi, sondern von Abrahams Geburt an zähle.. Deswegen habe er ihn mit nach Versailles genommen. Trotz des guten Witzes konnte aber Bismarck auf seiner ursprünglichen Forderung nicht stehenbleiben. Die Franzosen versuchten danach, mit Hilfe Englands aus allen möglichen Gründen eine Ermäßigung der Summe zu erreichen.

Bereits am 8. Januar wies der englische Außenminister Granville »auf die mögliche Unfähigkeit Frankreichs hin, Deutschland für die Kosten des Krieges schadlos zu halten«. Tatkräftiger wurde die Herabsetzung der Summe betrieben, seitdem der Herzog von Broglie als französischer Botschafter die Vertretung der französischen Interessen an der Themse übernommen hatte. Am 24. Februar war er in London eingetroffen und wurde schnell bei den englischen Behörden eingeführt. Am Morgen des Ankunftstags machte er bereits dem Minister des Auswärtigen seinen Antrittsbesuch, und um $1^1/_2$ Uhr erschien er bei der Königin zur Überreichung seines Beglaubigungsschreibens. Er suchte am 25. Februar die Vermittlung der englischen Regierung nach wegen Herabsetzung der Kriegskosten, die Frankreich »vorbehaltlich mehrerer noch nicht festgestellter Abzüge fast unverzüglich zahlen sollte. Es würde nicht möglich sein, eine solche Summe zu zahlen, und es sei nicht ehrenhaft, eine Zahlungsverpflichtung zu übernehmen, die zu erfüllen absolut außer Frankreichs Macht stehe. Frankreich bringt in die Regierung Ihrer Majestät, der deutschen Regierung die Unmöglichkeit einer solchen Zahlung darzustellen.« Granville verspricht: »Ihrer Majestät Regierung will in Anbetracht, daß keine Zeit zu verlieren

ist, Deutschland über die Ziffer der Entschädigungssumme Vorstellungen machen und im Geiste der Freundschaft für beide Teile ihre guten Dienste in der Überzeugung anbieten, daß Deutschland wie Frankreich ein Interesse daran haben, daß die Entschädigungssumme einen Betrag nicht übersteigt, von dem man vernünftigerweise hoffen kann, daß er bezahlt werden kann.« Auf Frankreichs Bitte sollte England »seinen Schiedsspruch in der Festsetzung der Entschädigungssumme anbieten, eine Sache, die gleich wichtig für die Sieger wie für die Besiegten wäre und die zugleich alle handeltreibenden Länder interessierte, die viel von der finanziellen Störung zu leiden haben würden, die eine übermäßige Kontribution verursachen würde«.

Bereits am folgenden Tage, am 26. Februar 1871, dem Tage des Abschlusses des Versailler Vorfriedens, konnte der englische Vertreter im deutschen Hauptquartier melden, daß die Kriegsentschädigung von 6 auf 5 Milliarden herabgesetzt worden sei und von Thiers genehmigt war. Die Vermittlung Englands hatte also schnell einen Erfolg zu verzeichnen, wahrscheinlich, da die englischen Einflüsse in den deutschen Hofkreisen sehr stark waren. Die stärker werdende Einmischung Englands hatte es Bismarck ratsam erscheinen lassen, mit Frankreich zum Abschluß zu kommen, damit nicht aus der Interventionsmöglichkeit Englands, die Bismarck bereits »schlaflose Nächte« machte, eine Interventionswahrscheinlichkeit werde. Wurde so die Höhe der Reparationszahlungen im Versailler Vorfrieden bereits festgesetzt, so bestimmte erst der Frankfurter Friede vom 10. Mai 1871 die Zahlungstermine.

Frankreich befand sich zur Zeit des Friedensschlusses in schwieriger Lage. Versailles stand gegen Paris in erbittertem Kampfe: Nationalversammlung gegen Kommune. Am 28. Mai war der Kampf nach blutigem Straßenkampf zu Ende. Mac Mahon war Herr der Stadt. Von diesem Tage an begannen die in Frankfurt festgesetzten Zahlungstermine zu laufen. Innerhalb eines Monats nach dem Sturze der Kommune war die erste halbe Milliarde fällig, eine weitere Milliarde bis Ende 1871, eine halbe Milliarde bis Mai 1872. Die verbleibenden 3 Milliarden bis zum 2. März 1874, doch wurde diese Frist durch ein besonderes Abkommen um ein Jahr verlängert. Die Zahlung einer so gewaltigen Summe war damals die größte Geldoperation der Weltgeschichte. Die Weltwirtschaft mußte aufs stärkste davon beeinflußt werden.

Frankreich trug bekanntlich schneller, als in Frankfurt festgesetzt war, seine Kriegsentschädigung ab. Bereits eine Woche nach dem Einzug Mac Mahons in Paris gingen die ersten 40 Millionen Franken ein. Im Laufe des Juli 1871 375, im August 175 Millionen, im September eine halbe Milliarde usw. Die letzte Zahlung wurde zum größten Erstaunen der Finanzwelt bereits am 5. September 1873 mit 273 Millionen Franken geleistet, also ein halbes Jahr vor dem festgesetzten Endtermin. Dadurch erzielte Frankreich den früheren Abzug der deutschen Truppen und sparte an Zinsen; denn die am 2. März 1874 fälligen 3 Milliarden Franken mußten bereits vom 2. März 1871 an mit 5 Prozent verzinst werden, wodurch eine besondere Einnahme von über 301 Millionen Franken an Zinsen entstand. Außerdem mußte Frankreich, wenn es mit Wechseln zahlte, die erforderlichen deutschen Wechselstempelmarken bezahlen, wodurch sich abermals eine

Einnahme von 1 Million Franken für das Deutsche Reich ergab. So trug ein Wechsel von über 24 Millionen Mark 619 Zehntalerstempelmarken, deren Anbringung den Wechsel zu einem »fast fingerdicken Heft« machte.

Die Zahlungen wurden zur Hälfte in Straßburg, zur anderen Hälfte in Paris geleistet. Von deutscher Seite war mit der Entgegennahme der Straßburger Zahlungen zuerst der Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen, später der Oberpräsident von Hessen-Nassau v. Möller beauftragt. Frankreich bezahlte $4^1/_4$ Milliarden in Wechseln, hauptsächlich auf deutsche Firmen laufend, die für Rechnung der französischen Regierung in verschiedenen Ländern angekauft wurden, auch Wechsel auf das Ausland, besonders auf London. Ein bis zwei Monate vor Fälligkeit wurden sie der deutschen Regierung zur Einlösung übergeben. Konnten sie nicht eingelöst werden, so mußte das französische Schatzamt sie zurücknehmen. Unter den Banknoten entdeckte man bei der Nachprüfung auch sogenannte »Blüten«, die zu Reklamezwecken in Deutschland verausgabt waren. Sie waren über die deutschen Besatzungstruppen in die Hände der französischen Bevölkerung gelangt und von da in die Kammern des französischen Schatzamts, das deutsches Geld zur Zahlung der Kriegskosten aufkaufte und dabei auch auf diese »Blüten« hereingefallen war. Insgesamt 105 Millionen Mark in deutschem Geld hatte das französische Schatzamt aus den Händen der französischen Bevölkerung an sich gezogen.

Bamberger berichtet in seinen »Politischen Schriften«, S. 242: »Eine der anfänglichen Operationen bestand darin, daß die Berliner Bankhäuser von Paris aus den Auftrag erhielten, jede Nachfrage nach französischen Wechseln vermittels Ziehungen auf Paris zu befriedigen. Alle Anschaffungen, welche der deutsche Handel in Frankreich gemacht hatte, wurden dadurch so geregelt, daß die französische Regierung ihren Staatsangehörigen die nach Deutschland verkauften Waren zahlte, während die deutschen Staatsangehörigen der Reichsregierung den Preis der Waren entrichtete, welche sie von Frankreich gekauft hatten.« So wurde die deutsche Regierung die Gläubigerin, die französische dagegen die Schuldnerin ihrer Bürger.

Über dreiviertel Milliarden Franken wurden in barer Münze gezahlt. Französische Beamte brachten diese Gold- und Silbermassen in eigenen Zügen nach Straßburg. Die Wagen waren mit Schlössern versehen, deren Schlüssel man in Paris zurückhielt, vielleicht eine Sicherheitsmaßnahme der französischen Regierung. Ein Straßburger Schlosser mußte zur Öffnung der Schlösser zugezogen werden. Über die abgelieferten Mengen wurde Quittung erteilt. Auch die Säcke und Kisten, in denen man das Gold und Silber brachte, wurden bei der Übernahme durch die deutschen Beamten der französischen Regierung gutgeschrieben. Die Gold- und Silbermassen konnten bisweilen nicht sofort nach Berlin abtransportiert werden. Ihre Unterbringung in Straßburg machte bei dem Mangel an sicheren Gebäuden große Schwierigkeiten. Als eine Viertelmilliarde Franken in Silber infolge Wagenmangels auf der Eisenbahn nicht weiterbefördert werden konnte, griff man in der Verlegenheit auch zur Heranziehung ungeeigneter Räume, 30 Millionen Franken in Silber glaubte man dem einstigen Weinkeller des Herzogs von Nassau anvertrauen zu können. Das Gebäude schien in gutem Zustand, wie es sich für einen herzoglichen Weinkeller gehört. Doch als der Rhein Hochwasser führte, kam auch der Keller mitsamt seinem wertvollen

Schatz unter Wasser. Über ein Meter hoch stand das Grundwasser über dem französischen Silber, und als es sich endlich verlief, waren Säcke, Silber und Sand zu einem derartigen Klumpen zusammengeballt, daß man gut zu tun glaubte, es an den Meistbietenden zu versteigern. Die Straßburger Firma, deren Höchstgebot der Zuschlag erteilt wurde, versicherte später, kein schlechtes Geschäft dabei gemacht zu haben.

England hat, nach Bamberger, »periodenweise darunter gelitten, daß wir uns mittels der von Frankreich erhaltenen Anweisungen Prägematerial aus seinen Geldvorräten verschafften. Diese Barabflüsse haben, indem sie die Metalldeckung der Englischen Bank verminderten, zu Zinserhöhungen und anderen Verschiebungen im Verkehr gezwungen.« Die Zahlungen in Hartgeld verursachten in Frankreich einen empfindlichen Mangel an Kleingeld. Die Notenpresse stellte daher auch kleinere Werte: 1, 2, 5 Franken in Banknoten her, und die Städte hatten ihr Stadtgeld. Dasselbe Papiergeldelend also wie jetzt bei uns.

Die Einwirkung der französischen Milliardenzahlungen auf die deutsche Volkswirtschaft faßt Hübener (»Die deutsche Wirtschaftskrisis von 1873«) in folgendes Urteil zusammen, »Die Kriegskostenzahlung Frankreichs an Deutschland entsprach nicht den in sie gesetzten Hoffnungen, war kein unerschöpflich auf die Volkswirtschaft herabstürzender Goldregen, der da machte, daß ‚das Geld auf der Straße liegt'. Aber sie war auch nicht als ein Danaergeschenk zu bezeichnen, das über die Beschenkten ungeahntes Elend bringen mußte. Man wird ja nicht umhin können, zu gestehen, daß die wirtschaftlichen Erschütterungen Deutschlands durch sie verstärkt sind.«

Der Hauptgrund der Polemik gegen die Arbeitwertstheorie

Von Wilhelm Hohoff

Solange die Wertverteilung noch nicht zur »brennenden« Frage geworden war, konnte die Wertentstehung unparteiisch und unbefangen, ohne Furcht vor Nachteil oder Gefahr für die Privilegierten erörtert werden. Damals zweifelte man nicht, daß der Wert nur durch die menschliche Arbeit entstehe, aber man zweifelte auch nicht, daß die herrschende Wertverteilung naturgemäß, notwendig und völlig gerecht sei. Heute bezweifelt man hüben das eine und drüben das andere. In demselben Maße, wie mit dem Auftreten der älteren englischen Sozialisten und mit der Zunahme des Klassenkampfes seit den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die wissenschaftliche Unbefangenheit geringer wurde, entwickelte sich auch der Kampf gegen die Arbeitswerttheorie durch die bezahlten und unbezahlten Verteidiger des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Vorwiegend praktischen Interessen verdankt die Polemik gegen die klassische Wertlehre ihren Ursprung, wenn auch sehr viel geistige Impotenz dabei im Spiel ist.

»Der Ausbruch der sozialen Kämpfe zwischen den Arbeitern und den Unternehmern läutete« — wie Marx sehr wahr sagt — »die Totenglocke der wissenschaftlichen bürgerlichen Ökonomie. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, ob dieses oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es dem Kapital nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, ob polizeiwidrig oder nicht. An die Stelle uneigennütziger Forschung trat bezahlte Klopffechterei, an die Stelle unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung das böse Gewissen und die schlechte Absicht der Apologetik (der Rechtfertigung des Kapitalismus).« [1]

---

[1] Marx, »Kapital«, I, S. XII.

Professor James Thorold Rogers (Oxford) sagt sehr richtig: »Die gewöhnliche Lehre der politischen Ökonomie behauptet als ihre erste Definition, daß der Reichtum das Produkt der Arbeit ist; aber sie versucht selten zu zeigen, wie der Produzent sein Produkt sich aneignen könnte. Sie handelt von der Art, wie Reichtum produziert wird, und vernachlässigt die Umstände, welche dessen Verteilung beeinflussen, indem sie sich, wie es scheint, nur hauptsächlich durch die Faktoren angezogen fühlte, durch die dessen Anhäufung stattfindet. Ihre Schriftsteller waren gewöhnt, den Reichtum zu schätzen wie der General die militärischen Kräfte, und sie beschäftigten sich mehr mit dessen Konzentration als mit dessen Verteilung. Es ist auch nicht überraschend, daß dies der Fall war. Die meisten Schriftsteller der politischen Ökonomie waren Leute von großem Reichtum oder mindestens günstigen Verhältnissen. Sie beobachteten mit Interesse und Genugtuung das Anwachsen des Reichtums jener Klasse, zu der sie gehörten oder mit welcher sie verwandt oder intim waren. Sie haben alles Interesse für den Mann, der gewinnt und ansammelt, auf welche Weise immer; aber sie haben keine Rücksicht für den Mann, der arbeitet.« [2]

Jene Ökonomen hatten Interesse für das Kapital, sie hatten kein Interesse für die Arbeit. Sie hatten also wahrlich keine Veranlassung, in der Frage nach der Entstehung des Wertes zugunsten der Arbeit zu irren. Aber freilich, sie hatten auch keine Furcht vor der Arbeit, deshalb konnten sie in der Wertfrage unbefangen sein. Es fiel denn auch keinem vernünftigen Menschen ein, ihre Unbefangenheit und Objektivität in diesem Punkt in Zweifel zu ziehen. Erst in allerneuester Zeit hat man gewagt, den absolut grundlosen Vorwurf gegen sie zu erheben: sie hätten »der Arbeit zu viele Komplimente gemacht und die Bedeutung derselben überschätzt«.

Die Frage nach der Wertentstehung hat die klassische politische Ökonomie im wesentlichen richtig beantwortet und, wenn auch noch in unvollkommener Weise, bewiesen. Von Marx ist dann die Wahrheit, daß die Arbeit die Ursache und das Maß des Wertes sei, so evident und stringent bewiesen wie irgendein mathematischer Lehrsatz; und, »was das Wichtigste ist, er ist gegen alle Sophismen einer Hintergedanken hegenden Lehre unauslöschlich ins Volksbewußtsein geprägt«. So sagt sehr wahr Rodbertus.

Es ist eine traurige, aber unbestreitbare Tatsache, daß die gegenwärtige zünftige Nationalökonomie nur auf dem geschichtlichen und beschreibenden Gebiet noch etwas leistet, auf dem theoretischen aber mit völliger Unfruchtbarkeit und Verblendung geschlagen ist. Zumal in der Werttheorie wandelt die gesamte offizielle Ökonomie fast ausnahmslos, aus bösem Gewissen, parteiischer Befangenheit und Furcht vor den Arbeitern, auf dem Irrweg sophistischer Verdunkelung der Wahrheit. Wer die Arbeitswerttheorie verwirft und bekämpft, erweist sich insofern als Feind der Arbeiter und als Anwalt des Kapitalismus, mag er dabei auch im besten Glauben handeln und von den wohlmeinendsten Absichten geleitet sein. An der Bona fides der weitaus meisten Autoren zweifeln wir durchaus nicht. Aber Irrtum bleibt Irrtum. Er wirkt stets verhängnisvoll und verderblich. Ohne richtige Einsicht in das Wesen des Wertes gibt es keine solide ökonomische Wissenschaft, sondern nur schwankende Meinungen, Tappen im Dunkeln, unsichere und unklare Gefühlspolitik in wirtschaftlichen Dingen.

Wer die geschichtliche Entwicklung der Arbeitswerttheorie aufmerksam und unbefangen verfolgt hat, für den ist klar, daß nicht diese, wie unzählige Male behauptet wird, sondern vielmehr die Polemik dagegen tendenziösen Gründen und Absichten ihren Ursprung verdankt.

Die Grundlage, der Ausgangspunkt der Physiologie des kapitalistischen Systems, des Begreifens seines inneren organischen Zusammenhanges und Lebensprozesses ist die Bestimmung des Wertes durch die Arbeit. Wer nicht an dieser Wertbestimmung als Grundlage festhält, gibt damit allen Grund und Boden

[2] Rogers, Six centuries of work and wages. 1886, S. 523.

wissenschaftlichen Verhaltens auf und ist völlig außerstande, durch den äußeren Schein hindurch das »innere Wesen« und die innere Gestalt der kapitalistischen Produktion zu erkennen.[3]

Leider hat Marx nur allzusehr recht, wenn er sagt: »Der wohlmeinende gute Wille, in der kapitalistischen bürgerlichen Welt die beste aller möglichen Welten zu entdecken, ersetzt in der Vulgärökonomie jede Notwendigkeit der Wahrheitsliebe und des wissenschaftlichen Forschungstriebs.« (»Kapital«, III, 2, S. 380.)

Mit einer richtigen Werttheorie kann man keine Apologie des Kapitalismus liefern und mit einer falschen wissenschaftlich nichts Vernünftiges anfangen und leisten. Darum hat denn auch Stanley Jevons den Volkswirtschaftern den weisen Rat erteilt, man solle die Worte »Kapital« und »Wert« (value) »gar nicht gebrauchen«, weil niemand mit Gewißheit sagen könne, was darunter zu verstehen sei. Denselben Rat erteilen Professor Robert Liefmann und andere Vulgärökonomen.

Eine bequemere Ausflucht gibt es nicht, aber auch keine faulere, als auf solche Weise den »philosophischen« Agnostizismus auch in die politische Ökonomie einzuführen. Wem fällt da nicht der Spottvers ein:

Man fand die Ignoranz bequem
Und machte flugs sie zum System;
Wer heut gelehrt sein will, der muß
Bekennen: »Ignorabimus.«

Soviel wir uns erinnern, war Malthus der erste Ökonom, der die »Gefahr« witterte, die von der Arbeitswertlehre dem Kapitalismus drohte. Ihm folgten andere. Um »jedem Mißbrauch« volkswirtschaftlicher Doktrinen gründlich vorzubeugen, ließen die neueren Bourgeosökonomen die »gefährliche Ricardosche Wertlehre« fallen, desgleichen den traditionellen Kapitalbegriff, und flüchteten vom Kapital als Geldwert zur »stofflichen Substanz« des Kapitals, zu seinem Gebrauchswert als Produktionsbedingung der Arbeit, Maschinerie, Rohstoff usw. Kapital sollte jetzt nicht mehr eine Geld- oder Wertsumme sein, sondern körperliche, materielle Dinge.

Sowenig aber die Sklaverei und Hörigkeit materielle Dinge waren, so wenig ist es das Kapital. Daß Sklaven und Hörige für ihren Herrn Mehrarbeit leisteten, war zu offensichtlich, als daß irgend jemand es hätte bestreiten können. Daß der moderne »freie« Lohnarbeiter in gleicher Lage sich befinde, das konnten zahlreiche Vulgärökonomen mit einigem Advokatenscharfsinn in Abrede stellen und »beweisen«, daß in der kapitalistischen Wirtschaft der Arbeiter auch nicht eine Viertelstunde lang seinem »Herrn« unbezahlte Mehrarbeit zu leisten brauche.

Literarische Rundschau

Shaw Desmand, **Demokratie.** Roman. Aus dem Englischen übertragen von Hermynia zur Mühlen. Berlin-Fichtenau 1922, Verlag Gesellschaft und Erziehung, G. m. b. H.

In demselben Verlag, in dem vor einiger Zeit der amerikanische Sozialistenroman »Der Hafen« erschien, ist soeben ein Roman aus der englischen Sozialistenbewegung herausgekommen, der als Zeitbild gleichfalls ein erhebliches Interesse bietet. Er ist im ganzen mehr Zeitbild als Roman, denn wenn auch in der Persönlichkeit, um die sich alles Geschehen gruppiert, in Destin, sein Hineinwachsen in den Sozialismus geschildert wird sowie sein persönliches Erleben in politischer Arbeit,

[3] Siehe Marx, »Kapital«, III, 1. Teil, S. 147, 148 und »Theorien über den Mehrwert«, 1905, II, 1. Teil, S. 3, 4.

so ist er doch gewissermaßen nur der Kleiderstock, auf den die verschiedenen politischen Garderobenstücke gehängt werden. Geschickte bürgerliche Politiker, Vertreter kapitalistischer Interessen, Gewerkschaftsführer, sozialistische Realpolitiker, jene, die den Parlamentarismus ablehnen, die Syndikalisten, der Ausbruch des Krieges, der »Trommelwirbel«, der Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter: alles das, obschon es speziell englische Prägung hat, zieht so lebendig an dem Leser vorüber, bietet so viel gerade der deutschen Sozialistenbewegung und ihrer Richtungsspaltung Gleichartiges, daß man über dem Interesse daran die vorhandene Fadenscheinigkeit des menschlichen und seelischen Erlebens übersieht. Seelisch vertiefter ist nur Augan, der Absolute, der Mann der »direkten Aktion«. Der von ihm geführte Aufstand wird von den Soldaten blutig niedergeworfen. Nun wird er der irregeführten Masse zum Schuldigen, zum Verräter. Man kreuzigt ihn. Es ist wohl kein Zufall, daß diese Todesart gewählt ist. Desmand hat diesen Schwärmer, der »von einer Zeit träumt, da alles auf Erden herrlich sein wird«, der Christusgestalt angleichen wollen. Er läßt Augan in einer Vision sehen, wie er das Volk durch die Tore des neuen Jerusalem führt. Sie kreuzigen ihn, dem sie oft Hosianna riefen. Diese Kreuzigung, die mit ergreifender Größe dargestellt ist, bildet den Schluß des Buches. Deshalb möchte ich Augan den eigentlichen »Helden« des Romans, um diesen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, bezeichnen. Destin, der Realpolitiker, der Vertreter des Parlamentarismus neben ihm, ist sympathisch, verständig und — klein. Auch seine durch die Politik geformte Liebesgeschichte hat wenig menschliche Wärme. Dennoch ist er das gesunde und vernünftige Prinzip des Romans. So überlebt er den Größeren, der unrecht hat, wo er selbst recht hat.

Ich halte das Buch gerade für uns in Deutschland lehrreich; denn Welterlösungsschwärmer, welche mit einer gewissen heiligen Seeleneinfalt glauben, durch die »direkte Aktion« einfach und schnell von heute auf morgen die Erde zum Paradies machen zu können, sind auch unter den deutschen Kommunisten zu finden, und es ist schade um sie, denn sie müssen zugrunde gehen, müssen mindestens seelisch gekreuzigt werden wie jener, den Desmand schildert, weil sie Unmögliches wollen wie er. Das Buch liest sich spannend. Die Übersetzung ist gut. H. Lehmann

---

Sir Henry Penson, **Is Germany Prosperous?** London 1922, Edward Arnold & Co. 124 Seiten. Preis 3 Schilling 6 Pence.

Der im März erschienenen ersten Auflage dieses kleinen Buches folgte im Mai bereits die zweite — was beweist, daß die Frage, ob Deutschland prosperiert, in Großbritannien großem Interesse begegnet. Der Verfasser sucht diese Frage zu beantworten auf Grund der Erfahrungen, die er gelegentlich einer anfangs 1922 gemachten Reise sammelte und durch Auskünfte ergänzte, die ihm von britischen und deutschen Sachverständigen in Westdeutschland geliefert wurden. Er kommt zu dem Schlusse, daß die gegenwärtige rege wirtschaftliche Tätigkeit in Deutschland augenscheinlich zum großen Teil auf abnormale Verhältnisse zurückzuführen ist und nur die fortschreitende Geldentwertung sie aufrecht erhält. Abgesehen von der steten Beschäftigung, die eine bescheidene Lebenshaltung ermöglicht, bringt die Hochkonjunktur der Bevölkerung Deutschlands kaum nennenswerte Vorteile; von einer allgemeinen Prosperität kann nicht die Rede sein. Das ist das Urteil eines durchaus objektiven Fremden, der zur Abgabe eines Urteils wohl qualifiziert ist, war er doch früher Vorsitzender des »War Trade Intelligence Department« und Direktor der Nachrichtenabteilung der britischen Delegation zur Pariser Friedenskonferenz von 1919.

In dem Buche gibt der Verfasser auf wenigen Seiten seine Reiseeindrücke wieder, dann macht er den Unterschied klar zwischen dem äußeren und dem inneren Wert der Mark, wobei unter anderem gezeigt wird, daß die vom französischen Auswärtigen Amt veröffentlichten Vergleiche über Besteuerung und Preise in Deutschland und Frankreich unter Zugrundelegung des äußeren Wertes der Wäh-

ungen beider Staaten zu völlig falschen Ergebnissen führen mußten. Weitere Abhnitte betreffen »Einkommen und Lebenshaltung«, »Die wirtschaftliche Lage« und Die Möglichkeit der Zahlung« (der Reparationsverpflichtungen). Die auf Reparationszahlungen bedachten fremden Staatsmänner werden im Schlußwort davor ewarnt, drastische und plötzliche Eingriffe in das deutsche Wirtschaftssystem erpingen zu wollen, da solche Eingriffe leicht eine Krise hervorrufen könnten. Ohne iner Aufgabe der Reparationsansprüche das Wort zu reden, wünscht der Verfasser ine durchgreifende Revision der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Friedensertrags, die so zu gestalten wären, daß sie der tatsächlichen wirtschaftlichen Leiungsfähigkeit Deutschlands entsprechen und daß nicht die Zahlungswilligkeit durch berspannung der Ansprüche und üble Behandlung unterdrückt wird. Was für böse Folgen schlechte Behandlung haben muß, sah der Verfasser deutlich in den von Franzosen besetzten Gebieten Westdeutschlands. Die Art und Weise des französichen Auftretens in diesen Gebieten muß unvermeidlich das Übelwollen der Bevölerung hervorrufen. Über das deutsche Volk sagt Sir Henry Penson manches anrkennende Wort.

H. Fehlinger

James Bryce, **International Relations.** London 1922, Macmillan & Co. 275 Seiten. Preis 10 Schilling 6 Pence.

Das Buch enthält acht Vorträge, die der wohlbekannte britische Diplomat im Institut für Politik zu Williamstown (Massachusetts) in den Vereinigten Staaten hielt. Der erste Vortrag behandelt die Entwicklung der Beziehungen der Völker bis zum Weltkrieg, der zweite zeigt das Wirrsal der staatlichen Umgestaltungen auf, welches die Friedensverträge nach diesem Kriege schufen. »Das Werk, das die in Paris versammelten Vertreter der siegreichen Mächte vollbrachten, hat in Europa fast nur Tadel begegnet. Es gibt manche Leute, denen gewisse Teile der Verträge gefallen, aber ich kenne niemanden, der jemals einen der Verträge als Ganzes gelobt hätte. Unter den Verträgen von 1919/20 ist keiner, dessen Abänderungsbedürftigkeit nicht zugegeben würde. Einige sind als völlig verwerflich bekundet durch die Folgen, die sie zeitigten. Von manchen sieht man, daß sie geradeswegs zu künftigen Kriegen hinleiten.« Von der Pariser »Friedenskonferenz« hat Bryce keine hohe Meinung. Unter den dort versammelten Vertretern der Siegerstaaten waren Leute, die den persönlichen politischen Erfolg über alles stellten. Im übrigen lag ihnen daran, »populäre Vorurteile und Leidenschaften zu befriedigen«.

Im dritten Vortrag werden die wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren beleuchtet, welche die internationalen Beziehungen beeinflussen. Wenn auch wirtschaftliche Rivalität zwischen den Völkern zu Reibungen und Verstimmungen führen kann, so bietet sie allein doch niemals Anlaß zu Kriegen. Auf wirtschaftlichem Gebiet werden die Gegensätzlichkeiten durch gemeinsame Interessen aufgewogen. Gefährlich werden kann allerdings der Einfluß des Rüstungskapitals und der Finanzleute.

Von anderen als wirtschaftlichen Faktoren, die für Völkerfreundschaft oder -feindschaft maßgebend werden können, spricht Bryce im vierten Vortrag. Dynastische und religiöse Konflikte haben in Europa aufgehört, den Frieden zu bedrohen, letztere aber sind noch im Expansionsbereich des Islam eine stets gegenwärtige Gefahr. Die meiste Unruhe verursacht in unserer Zeit der Nationalismus, über dessen gute und schlechte Seiten Bryce manches Beachtenswerte sagt. Das Recht der nationalen Selbstbestimmung war eine der Verheißungen bei Abschluß des Waffenstillstandes von 1918, die jedoch nicht durchweg geachtet wurde. (Der Referent möchte sagen, nur soweit dieses Recht zugunsten der Alliierten in Betracht kam.) Alte Klagen blieben ungehört, und neue Klagen haben die Friedensverträge selbst veranlaßt. Bryce hat recht damit, daß es nicht überall angeht, die politischen mit den ethnographischen Grenzen zusammenfallen zu lassen. Aber widersprochen werden muß seiner Rechtfertigung des groben nationalen Unrechts, das Deutschen und Madjaren bei Schaffung des Tschechenstaats geschah. Als früher nicht ge-

kannte Anlässe der Beunruhigung der Völker werden die extreme Klassengesinnung und namentlich der Bolschewismus sowie der vorwiegend üble Einfluß der Presse auf die Völkerbeziehungen angeführt.

Der nächste Vortrag befaßt sich mit der Diplomatie und dem internationalen Recht. Die Versuche zur internationalen Regelung gewisser Angelegenheiten und zur Schaffung internationaler Institute waren bisher nicht durchweg und nicht voll erfolgreich, aber einer der großen Vorteile, die sie mit sich bringen, ist, »daß sie die Völker an gemeinsame Arbeit gewöhnen und den Sinn dafür erwecken, Bürger einer weiteren Welt zu sein. Je mehr verschiedene Völker zu derartigen Zwecken miteinander in Verbindung treten, desto mehr lernen sie einander als Mitglieder einer Gemeinschaft betrachten, deren jedes an der Wohlfahrt des anderen interessiert ist, desto besser ist es für jedes einzelne Volk und den Fortschritt der Menschheit.« Bryce tritt ein für das Zustandekommen eines kodifizierten internationalen Rechts, dessen Grundsätze von einer Sachverständigenkommission auszuarbeiten und den Staaten zur Annahme vorzulegen wären. Zwar würden nicht alle Vorschläge von allen Staaten angenommen werden, wohl aber würden viele Staaten einem großen Teil derselben zustimmen und diese Bestimmungen einhalten. (Wie schwer die allgemeine Annahme internationaler Rechtsbestimmungen durchzusetzen ist, beweisen die Erfahrungen der Internationalen Arbeitsorganisation.)

Die Kontrolle der auswärtigen Politik durch die Volksmassen und die Staatsmoral hat der nächste Vortrag zum Gegenstand. »Eine Demokratie ist nicht konsequent demokratisch, wenn sie die Entscheidung über Krieg oder Frieden in den Händen weniger Personen läßt, die sie verpflichtet, bevor sie gefragt werden. Geheimverträge haben oft Übles bewirkt, während Öffentlichkeit die verborgenen Gefahren aufgedeckt hätte. Die Geheimverträge, die im jüngsten Kriege unter den Alliierten geschlossen wurden, werden nun allgemein bedauert.« Dennoch, meint Bryce, werden die bisherigen Methoden in der Außenpolitik nicht völlig aufgegeben werden können, solange die Beziehungen zwischen den Staaten auf Rivalität, Argwohn und Ausdehnungsstreben begründet sind. Aber fast alle Einwände, die Bryce gegen die Kontrolle der Außenpolitik durch die Massen anführt, gelten ebenso, wenn auch teilweise in geringerem Maße, für die Innenpolitik. Auch in inneren Angelegenheiten sind weite Volkskreise oft ohne eigene Erfahrung und Urteilsfähigkeit, kommt der Parteieinfluß überwiegend zur Geltung usw. Und doch würden wir deswegen nicht geneigt sein, den Volkseinfluß auf die innere Politik wieder auszuschalten. Als dringend notwendig erkennt Bryce eine Hebung der Staatsmoral und die Vermeidung der Anwendung von Mitteln, die im bürgerlichen Leben als untauglich gelten. Überdies wird der Abbau der Geheimpolitik wohltätig wirken. »Wenn die Minister eines Landes ihre Verhandlungen und Verträge dem öffentlichen Urteil unterbreiten müssen, bevor ein Volk für einen bestimmten Kurs festgelegt wird, dann mag bessere Aussicht auf Vermeidung unedler, unfreundlicher und aggressiver Aktionen bestehen. Ein Volk, das geneigt sein mag, Geschehenes als vollendete Tatsache hinzunehmen, selbst wenn es unwürdig ist, würde vielleicht seine Zustimmung verweigern, wenn es vorher Gelegenheit hat, die Sache öffentlich zu diskutieren.«

Im siebenten Vortrag befaßt sich Bryce mit den Mitteln, die zur Beilegung internationaler Streitigkeiten empfohlen wurden, wie zum Beispiel den diplomatischen Konferenzen, der Verminderung der Rüstungen, dem übernationalen Schiedswesen und der Vermittlung bei Streitigkeiten zwischen Staaten.

Mit Betrachtungen über die gegenseitige Abhängigkeit der Wohlfahrt der Völker, die Notwendigkeit weltbürgerlicher Gesinnung und die Verantwortlichkeit der Bürger demokratischer Gemeinwesen schließt das an Tatsachenmaterial und Gedanken reiche Buch. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15 | Ausgegeben am 7. Juli 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Was nun?

Von Heinrich Cunow

Die tiefe Entrüstung über das feige Attentat auf den Reichsminister Rathenau, den ausgesprochensten Vertreter des Wiederaufbaugedankens im gegenwärtigen Reichsministerium, hat in den Parlamenten, in der Presse und in den Riesendemonstrationen der großstädtischen Arbeiterschaft einen derartigen mächtigen Ausdruck und Widerhall gefunden, daß es als ein lästiges, durch die vorwärtsstürmenden Zeitereignisse überholtes Bemühen erscheinen würde, wollte die Neue Zeit den vielen Nekrologen, die in den letzten Tagen die Tagespresse gebracht hat, eine neue Würdigung Rathenaus anreihen, zumal die vorliegende Nummer kaum vor dem 8. Juli in die Hände der Leser kommt. Ebensowenig kann es sich für die Neue Zeit um die Untersuchung der Frage handeln, in welchen Kreisen der nationalistisch überspannten Bevölkerung die Meuchelmörder zu suchen sind und welche Mitschuld die Leiter der nationalmonarchistischen Partei durch die von ihnen in den Parlamenten und in ihren Preßorganen betriebene Hetzpolitik an der Tatsache haben, daß sich in gewissen sogenannten völkischen Kreisen, wie der Reichskanzler in seiner Rede vom 26. Juni treffend sagte, eine dumpfe Mordatmosphäre, eine politische »Vertiertheit« entwickelt hat, die in ihrer völligen Verkennung aller heutigen politischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen des deutschen Volkes glaubt, durch Abschießung demokratischer und sozialistischer Minister und Parlamentarier die traurigen Folgen eines verlorengegangenen Krieges beseitigen zu können.

Wohl bietet ein Vergleich der heutigen Politik der preußischen und bayerischen Monarchisten mit jener der französischen Royalisten in den ersten drei Jahren der Französischen Revolution manche interessante Analogien. Wer die politische Taktik der damaligen Hof- und Amtsroyalisten in der verfassunggebenden Nationalversammlung und ihre Gründungen sogenannter königstreuer Vereine kennt, der findet geradezu überraschende Ähnlichkeiten, und was die Verspottung, Verleumdung und Beschimpfung der gegnerischen Staatsmänner und Politiker anbetrifft, können sich nicht nur die kleinen rechtsbolschewistischen bayerischen Blätter, sondern auch »Deutsche Tageszeitung«, »Tägliche Rundschau«, »Deutsche Zeitung« e tutti quanti durchaus mit Antoine Rivarols »Apostelgeschichte«, Abbé Royous »Königsfreund« oder Jacques Gautiers »Hof- und Stadtjournal« messen — das heißt soweit Gesinnungsroheit und Gewissenlosigkeit in Betracht kommen, in puncto Esprit und Witz standen die französischen antirevolutionären Blätter freilich auf weit höherer Stufe.

Doch das Treiben der monarchistischen Hetzblätter und ihren die niedrigsten Instinkte wachrufenden Einfluß auf das politische Volksleben an einzelnen Beispielen nachzuweisen sowie die Verbindungslinien aufzuzeigen, die

zwischen der Verleumdungstaktik dieser Presse und den meuchelmörderischen Geheimorganisationen bestehen, ist Aufgabe der Tagespresse und ihres Nachrichtendienstes. Ein Wochenblatt kann das nicht leisten. Es kann niemals in gleichem Sinne »aktuell« sein. Notwendig wird es immer den Ereignissen nachhinken. Überdies aber hat meines Erachtens eine Wochenschrift wesentlich andere Aufgaben als eine Tageszeitung. Ich möchte deshalb auch die Erörterung der jüngsten Mordanschläge übergehen und mich auf die Frage beschränken: Was muß geschehen, um die Wiederholung solcher Meuchelmorde möglichst zu verhindern, die reaktionären Geheimbünde zu unterdrücken und vor allem die deutsche Republik gegen Putsch- und Aufstandsversuche à la Kapp widerstandsfähig zu machen?

Teilweise zeigen den dahin führenden Weg bereits die am 24. Juni vom Reichspräsidenten auf Grund des Artikels 48 der Deutschen Reichsverfassung zum Schutze der Republik erlassenen Verordnungen sowie die von verschiedenen Fraktionen des Reichstags und des Preußischen Landtags gestellten oder angekündigten Anträge. Aber durchweg enthalten alle diese Verordnungen und Vorschläge doch nur Abwehrmaßregeln. Sie verfolgen lediglich den Zweck, solche Vereinigungen, Geheimbünde, Versammlungen und Druckschriften, die den Bestand der Republik gefährden, zu verbieten oder Beschimpfungen und Verleumdungen der republikanischen verfassungsmäßigen Staatsinstitutionen und der Regierungsmitglieder unter harte Strafe zu stellen.

Alle diese Maßnahmen sind nötig, wie selbst die deutschvolksparteilichen Fraktionen des Reichstags und des Preußischen Landtags anerkannt haben, wenn nicht die gewalttätigen Angriffe auf die republikanische Staatsform des Deutschen Reiches sich mehr und mehr steigern und zum Bürgerkrieg führen sollen; aber immerhin können sie nur als Verteidigungsmaßregeln gelten, nicht als weiterer Ausbau der republikanischen Staatseinrichtungen und Verstärkung des diese tragenden Fundaments. Zur Erreichung solcher Verstärkung ist vor allem eine gründliche Verwaltungsreform nötig — im Reich wie in den Gliedstaaten beziehungsweise Ländern, vor allem in Preußen, und zum Zweck der Durchführung dieser Reform eine Änderung der Disziplinargesetze. Es wäre verkehrt, Gesinnungsschnüffelei zu treiben und von älteren Beamten, die unter anderen Regierungsverhältnissen aufgewachsen sind, zu verlangen, daß sie sich auf Kommando umstellen und ihre Gesinnung wechseln; aber was verlangt werden muß, ist, daß sie als Staatsfunktionäre nicht gegen die jetzige Regierung intrigieren und agitieren oder gar deren Arbeiten sabotieren und Vereinigungen angehören, deren Zweck ein gewalttätiger Sturz der republikanischen Staatsform ist. Vor allem aber ist nötig, daß jene höheren politischen Verwaltungsämter, auf die es in der Stunde der Gefahr ankommt, mit Beamten besetzt werden, auf die in jedem Falle Verlaß ist.

Immer wieder ist von uns gefordert worden, daß die sogenannte Diskrepanz zwischen dem Reich und den Einzelstaaten beseitigt, in der preußischen Staatsverwaltung durch Vereinfachung des bureaukratischen Apparats gespart, überflüssige Institutionen abgeschafft, die neben den Oberpräsidien bestehenden Regierungspräsidien aufgehoben und bei der Besetzung politischer Ämter die politische Einstellung der dafür vorgeschlagenen Beamten mit in Berücksichtigung gezogen werde. Bisher ist jedoch in dieser Richtung fast

nichts geschehen. Warum nicht? In der Hauptsache deshalb nicht, weil zur Durchführung einer solchen Reform eine kräftige, von einer starken, geschlossenen Parlamentsmehrheit getragene Regierung erforderlich ist. Hat auch selbstverständlich das Attentat auf Rathenau die zwischen den Koalitionsparteien in Preußen bestehenden Unterschiede der politischen Auffassung und des Zielstrebens nicht beseitigt, so hat es doch bewirkt, daß diese Unterschiede jetzt etwas zurückgedrängt und die Notwendigkeit eines engeren Zusammenhaltens der Koalitionsparteien gegen die Deutschnationale Partei auch in einem wesentlichen Teile des Zentrums und der Deutschen Volkspartei mehr als bisher anerkannt wird. Diese Lage gilt es auszunutzen und endlich mit der langgeforderten Verwaltungsreform energisch zu beginnen. Gerade jetzt unter dem Einfluß der veränderten politischen Strömung wird es verhältnismäßig am leichtesten sein, sie durchzuführen.

Weiter ist zur Sicherheit der republikanischen Staatsform nötig, daß aus dem Reichsheer die in den Traditionen des altpreußischen, halbfeudalen Offizierkorps aufgewachsenen Offiziere entfernt werden, die es als ihre Aufgabe betrachten, von dem preußisch-konservativen militärischen Geist zu retten, was noch irgend zu retten ist, und in diesem Sinne auf ihre Untergebenen einzuwirken. Das Reichsheer ist keine politische Körperschaft, die als solche ihre besondere selbständige Politik treiben darf. Im demokratischen Staate kann das Heer, wie das in England der Fall ist, nur ein Instrument in den Händen der Regierung sein, das deren Politik stützt. Auch im Deutschen Reich wird angeblich vom jetzigen Kriegsminister mit aller Entschiedenheit die »Entpolitisierung« der Armee betrieben, bisher hat sie jedoch meist nur zur Folge gehabt, daß republikanisch gesinnte Offiziere — freilich im ganzen ein ziemlich spärliches Element — durch monarchistische ersetzt worden sind. Nach meiner Ansicht liegt übrigens das Zentrum der reaktionär-militaristischen Bewegung nicht in Berlin, am Sitze des Kriegsministeriums, sondern die eigentlichen Hauptherde dieser Bewegung sind die im Lande verstreuten Kommandostellen, vornehmlich im Osten, wo die Offiziere meist enge Beziehungen zu den großagrarischen und landbündlerischen Kreisen unterhalten.

Ebenso wie das Reichsheer muß auch die Schutzpolizei »entpolitisiert« werden. Dazu ist freilich meiner Ansicht nach nötig, daß die Dienstzeit der Mannschaft nicht auf zwölf Jahre beschränkt bleibt und deshalb lediglich als eine Durchgangsstufe zu irgendeiner Beamtenstellung betrachtet wird.

Vielleicht noch nötiger ist eine Reform des Justizdienstes. Die heutigen skandalösen, oft geradezu unverständlichen Urteile der deutschen Gerichte, namentlich in politischen Prozessen, finden ihre Erklärung darin, daß der Richter wegen seiner Urteile nicht abgesetzt werden kann. Der Richter nimmt innerhalb der ganzen Beamtenschaft eine besondere Rechtsstellung ein. Er wird auf Lebenszeit ernannt, und eine Absetzung, vorläufige Amtsenthaltung, Versetzung und Pensionierung kann nicht, selbst nicht in den dringendsten Fällen, durch die Staatsregierung, sondern nur durch Richterspruch von Standesgenossen erfolgen. Als Errungenschaft einer liberalen Ära ist diese Bestimmung in die Grund- und Verfassungsrechte verschiedener deutscher Länder und schließlich in Weimar auch in die neue Reichsverfassung

übergegangen, in der sie (im ersten Absatz des Artikels 104) folgende Fassung erhalten hat:

»Die Richter der ordentlichen Gerichtsbarkeit werden auf Lebenszeit ernannt. Sie können wider ihren Willen nur kraft richterlicher Entscheidung und nur aus den Gründen und unter den Formen, welche die Gesetze bestimmen, dauernd oder zeitweise ihres Amtes enthoben oder an eine andere Stelle oder in den Ruhestand versetzt werden.«

Dienen sollte solche Bestimmung einst dazu, den Richter von der Staatsexekutive unabhängig zu machen, ihn möglichst in seinen Urteilen dem Einfluß der Regierung, vornehmlich des Monarchen, zu entziehen und ihm eine Garantie gegen Entlassung aus politischen Motiven zu bieten. Wegen dieses Zwecks (der übrigens vielfach nicht erreicht worden ist) wird solche Bestimmung von den Liberalen als unentbehrlich betrachtet und auch von manchem Mitglied unserer Partei für etwas Unantastbares gehalten. Ich bin, offen gestanden, anderer Ansicht. Aus ganz anderen Verhältnissen als den heutigen herausgewachsen, hat sie ihren einstigen Zweck fast völlig verloren und dient heute nur dazu, den Richter, wenn er im Gerichtssaal Klassen- oder Parteipolitik treibt, gegen den Einspruch drr Staatsregierung sicherzustellen, auch gegen den des Justizministers.

An eine Aufhebung des § 104 der Reichsverfassung ist indes unter den heutigen Parteiverhältnissen Deutschlands nicht zu denken, wohl aber wäre zu erwägen, ob nicht durch besondere Gesetze diese Ausnahmerechtsstellung des Richters eingeschränkt werden könnte. In gewissem Sinne bedeutet ja schon die vom Reichspräsidenten verfügte Errichtung eines Staatsgerichtshofs in Leipzig und seine Besetzung mit Richtern, die nicht notwendig die Eigenschaft zum Richteramt besitzen müssen, eine Einschränkung. Aber sie genügt nicht!

Sollen diese Reformen zur Durchführung gelangen, dann ist jedoch die erste aller Vorbedingungen, daß die jetzige Regierungskoalition in Preußen schärfer gegen rechts abgegrenzt, das heißt die Deutschnationale Partei noch mehr als bisher isoliert wird, und daß ferner innerhalb der Koalition die sozialdemokratische Fraktion sich eine stärkere Geltung verschafft. Deshalb halte ich auch den von einigen Gegnern der erweiterten preußischen Regierungskoalition gemachten Vorschlag, die augenblickliche Situation dazu zu benutzen, die Deutsche Volkspartei wieder auszuschiffen und statt ihrer die Unabhängigen in die Koalition einzubeziehen, für völlig verfehlt. Eine derartige neue Koalition würde selbst dann, wenn — was nach meiner Ansicht höchst unwahrscheinlich ist — Zentrums- und deutschdemokratische Fraktion für eine solche Umgruppierung zu haben wären und andererseits die ganze Fraktion der Unabhängigen sich zu einem Zusammenarbeiten mit diesen beiden Parteien bereit fände, ein so schwächliches, innerlich zerrissenes und arbeitsunfähiges Gebilde sein, daß jede ernste Reform unmöglich würde. In der neuen Regierungskoalition würde sofort eine Intrige die andere jagen und fortgesetzte Zwistigkeiten jede Arbeitstätigkeit lähmen, denn die Unabhängigen haben nun mal, abgesehen vielleicht von ein paar Personen des mattgesetzten rechten Flügels, keinen einzigen Politiker in ihren Reihen, der über seine Nase hinweg in die Zusammenhänge der großen Politik hineinzublicken vermag und die gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten begreift. Die Fraktion der unab-

hängigen Sozialdemokratie im Preußischen Landtag hat — das zeigte ihr Verhalten bei der Attentatsdebatte aufs neue — nur Agitatoren mit engbegrenztem Horizont, deren heutige Politik lediglich darin besteht, aus der jetzigen Stimmung der Arbeiterschaft einige Zutaten für ihren Parteisuppentopf herauszufinden.

Begreiflicher ist die von einem Teil unserer Presse vertretene Forderung, der Reichstag müsse so bald wie möglich aufgelöst und eine Neuwahl angesetzt werden. Das Motiv der Forderung ist die Annahme, daß eine Neuwahl in Anbetracht der jetzt in der Arbeiterschaft herrschenden erbitterten Stimmung uns einen Zuwachs an neuen Mandaten bescheren werde. Wohl mag, wenn im Reichstag das Zentrum und die demokratische Fraktion bei ihrem Widerstand gegen die von der Sozialdemokratie geforderte höhere Getreideumlage beharren, die Reichstagsauflösung ein notwendiges Mittel sein, um die Brotverteuerung abzuwehren, aber ein Mittel zum Schutze der Republik und zur Durchführung demokratischer Reformen ist sie sicherlich nicht. Die aufgestellte Rechnung stimmt schon insofern nicht, als wir bei der Wahl, ob wir wollen oder nicht, nicht einen Kampf gegen e i n e Front, sondern gegen z w e i Fronten zu führen hätten, denn die Kommunisten wie auch der größte Teil der Unabhängigen würden, da sie von den bürgerlichen Parteien keinen Zuzug zu erwarten haben, ihren Kampf vornehmlich gegen uns richten, indem sie uns vor den Arbeitermassen anklagen, wir hätten durch unser Paktieren mit dem Zentrum und der Stinnes-Partei die Schwäche der Republik und den Übermut der Monarchisten verschuldet.

Möglich, daß wir trotzdem im Wahlkampf einige Mandate gewinnen könnten; aber was würde uns das nützen? Daß wir so viele Reichstagssitze gewinnen, um allein oder zusammen mit den Unabhängigen im Reichstag eine arbeitsfähige Mehrheit zu haben, glaubt wohl kein ernsthafter sozialdemokratischer Politiker! Wir müßten also doch wieder an einer Koalitionsbildung teilnehmen. Die vorhandene Spannung zwischen den jetzigen Koalitionsparteien im Reiche würde aber, da das Zentrum und die Demokraten entschieden gegen eine Reichstagsauflösung sind, sicherlich nicht durch den Wahlkampf gemildert, sondern vergrößert werden, und noch weniger ist mit einer Ausgleichung der Gegensätze zwischen den sozialistischen und kommunistischen Parteien infolge des Wahlkampfes zu rechnen. Der Erfolg der Neuwahl wäre also nur eine Hinausschiebung der Reformen und eine Schwächung des inneren Zusammenhangs jener Koalition, die nun mal nach unserer historischen Entwicklung und den für den weiteren Fortschritt gegebenen Bedingungen eine Notwendigkeit ist.

Ich weiß, daß manche Stimmungspolitiker unserer Partei diese politischen Erwägungen unrichtig oder mindestens unangebracht finden werden. Vielleicht werden sogar wieder einige besonders Gescheite entdecken, daß ich nur die zweifellos aus dem Wahlkampf hervorgehende große Einheitsfront verhindern wolle. Aber alle Mißbilligung kann mich nicht bewegen, die Veröffentlichung der vorstehenden Darlegungen zu unterlassen; denn die Neue Zeit hat nach meiner Ansicht nicht die Aufgabe, sich den in der heutigen Zeit alle Augenblicke wechselnden Stimmungen und Strömungen anzupassen, sondern neuauftauchende Vorschläge und Projekte auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Der elfte Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands

Erster Bundestag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes

Von Gertrud Hanna, Mitglied des Preußischen Landtags

Die Arbeiterbewegung beginnt zu gesunden. Sie hat die Krisenzeit überstanden, in der einige wenige in ihren Reihen, die zwar über starke Stimmittel und Dreistigkeit, keineswegs aber über gewerkschaftliche Erfahrung und über Verantwortungsgefühl verfügten, in bestimmten Kreisen Eindruck machen und sie zu allerlei sinnlosen Beschlüssen hinreißen konnten. Es wächst erfreulicherweise die Zahl derjenigen, die zu unterscheiden wissen zwischen sachlicher Kritik in dem aufrichtigen Bestreben, bestehende Mängel zu beseitigen, und jener Kritik, die grundsätzlich alles, was geschehen ist und noch geschieht, verurteilt — ohne Rücksicht auf die Folgen.

Diesen Eindruck, der fast auf allen gewerkschaftlichen Tagungen der letzten Zeit zur Geltung gekommen ist, machten auch die Verhandlungen auf dem Gewerkschaftskongreß, der in der Zeit vom 19. bis einschließlich 24. Juni in Leipzig stattfand. Er war beschickt von 690 Delegierten aus 49 Verbänden, die insgesamt 7 574 825 gewerkschaftlich organisierte Arbeiter und Arbeiterinnen vertraten. Ferner nahm an den Verhandlungen eine Reihe Vertreter ausländischer Gewerkschaften teil, darunter Vertreter aus Belgien, England, Frankreich sowie zahlreiche Vertreter von Reichs-, Staats- und städtischen Behörden.

Die Teilnahme ausländischer Gäste an einem Kongreß der freien Gewerkschaften Deutschlands ist keine ungewohnte Erscheinung. Dennoch verdient die Anwesenheit belgischer, englischer und französischer Gewerkschafter auf dieser zweiten Gewerkschaftstagung nach Beendigung des Krieges hervorgehoben zu werden. Neu war dagegen die Anwesenheit von Vertretern der Behörden. Vor der Revolution blieben diese in der Regel den Veranstaltungen der Arbeiterorganisationen fern, falls sie nicht als Überwachungsorgane dort fungierten. Nur einmal wurde diese Regel durchbrochen, 1902, auf dem Gewerkschaftskongreß in Stuttgart, wo aber auch nur einige wenige Beauftragte eines Ministeriums während der Beratungen bestimmter Fragen anwesend waren. Diese Herren beziehungsweise ihre Auftraggeber nahmen aber damals an dem zur Ausschmückung des Saales verwendeten roten Tuch Anstoß und kamen deshalb nicht wieder.

An diesen Unterschied zwischen früher und jetzt erinnerte Leipart in seiner Begrüßungsrede, deren erste Worte den seit dem letzten Kongreß verstorbenen hervorragenden Männern der Gewerkschaftsbewegung gewidmet waren, vor allem dem Andenken Legiens, der alle bisherigen Kongresse eröffnet und geleitet hat. Leipart erwähnte ferner in seiner Begrüßungsrede die auffallende Ähnlichkeit, die zwischen dem diesjährigen Gewerkschaftskongreß und dem besteht, der genau vor fünfzig Jahren unter der Leitung Theodor Yorks in Erfurt stattgefunden hat, ein Kongreß, der sich wie der diesjährige mit der Organisationsform der Gewerkschaftsbewegung zu beschäftigen hatte. Schon damals wurde eine Konzentration der Kräfte angeregt, die herbeigeführt werden sollte durch eine »Gewerkschaftsunion«. Diese »Union« wurde auch geschaffen, aber nicht als Einheitsorganisation, sondern als ein Bund der Verbände, weil, wie York sagte, das Wesen der Gewerkschaften nur gedeihen könne, wenn die Selbständigkeit der Gewerkschaften bestehen bleibe.

Ein Kongreß mit einer Teilnehmerzahl von 700 Delegierten ist ein schwerfälliger Apparat und nicht besonders geeignet zur Beratung und Entscheidung wichtiger, strittiger Fragen, wie sie dem diesjährigen Gewerkschaftskongreß vorlagen. Es wird notwendig sein, bei zukünftigen Kongressen dies zu beachten; die Änderung der Vorschriften der Bundessatzungen für die Beschickung späterer Kongresse, die der Kongreß vorgeschlagen hat (anstatt eines Delegierten auf je 10000 Mitglieder einen Delegierten auf 15000 Mitglieder), scheint mir nicht ausreichend und nicht zweckmäßig zu sein.

Überdies wurden die Beratungen in Leipzig außer durch die zu große Teilnehmerzahl erheblich erschwert durch die auch diesmal wieder bei einem Teil der Delegierten hervortretende Neigung zu grundsätzlicher Opposition gegen den Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, gegen den Bundesausschuß und gegen die Arbeiten des Kongresses — lediglich vom einseitigsten Parteistandpunkt diktierte Opposition. Wie in Nürnberg (1919) gab es auch in Leipzig »Fraktionsberatungen« und »Fraktionsredner«, nur mit dem Unterschied, daß diesmal die übergroße Mehrheit der Kongreßteilnehmer, wohl reichlich drei Viertel der Delegierten, energisch gegen diese Art der Vertretung politischer Parteiinteressen auf einem Gewerkschaftskongreß protestierte. Die übergroße Mehrheit des Kongresses lehnte deshalb auch den von Kommunisten gestellten Antrag ab, bei der Zusammensetzung des Bureaus die drei politischen Richtungen der Arbeiterbewegung zu berücksichtigen. Die Konzession, beim Geschäftsbericht je einem Redner als Vertreter einer dieser Richtungen eine Redezeit von einer Stunde zu gewähren, war das Höchste, wozu sich der Kongreß zu entschließen vermochte. Der Beschluß wurde nur gefaßt, um jeder Richtung ausreichende Gelegenheit zu geben, zum Wort zu kommen und vor der Öffentlichkeit ihre Gründe darzulegen. Auch diejenigen, die mit diesem Beschluß nicht einverstanden waren, dürften sich im Laufe der Debatte überzeugt haben, daß er zweckmäßig war. Der Hauptredner der Kommunisten Walcher (Berlin) hatte wirklich nichts anderes vorzubringen als Redensarten, die von einer blinden Parteileidenschaft diktiert und durch keinerlei Sachkenntnis getrübt waren. Außer bei den Kommunisten fand er kein Gehör.

Auch Dißmann, der für die Unabhängigen sprach, hat in Leipzig wesentlich schlechter abgeschnitten als in Nürnberg. Selbst die einseitige Berichterstattung der »Leipziger Volkszeitung«, über die auf dem Kongreß offiziell Beschwerde geführt wurde, konnte daran nichts ändern. Dißmann fand scharfe Worte der Kritik an der Tätigkeit des Bundesvorstandes und des Bundesausschusses; er fand aber auch scharfe Worte gegen die Kommunisten, denen er sagte, daß die Einheitsfront des Proletariats nicht hergestellt werden könne, solange sie gegen jede Koalitionspolitik sind und ihre Befehle von Moskau entgegennehmen.

August Brey als Redner der auf dem Boden der S. P. D. stehenden Delegierten konnte seine sachlichen Ausführungen unter der gespanntesten Aufmerksamkeit nahezu der gesamten Kongreßteilnehmer machen. Er wies nach, daß die Kritiken der Opposition unberechtigt sind und zur Durchführung der von ihr gestellten Forderungen die nötigen Voraussetzungen fehlen. Auch auf die Inkonsequenz in der Haltung der Opposition wies er hin, indem er ausführte, daß die Opposition wohl gegen ein Zusammenarbeiten mit den Unternehmern in der Zentralarbeitsgemeinschaft sei, dagegen aber, wie zum

Beispiel die Metallarbeiterschaft, im Eisenwirtschaftsbund und in den Außenhandelsstellen mitarbeite.

In der Abstimmung über den Geschäftsbericht wurde denn auch ein Antrag, der dem Bundesvorstand das Vertrauen ausspricht, mit Dreiviertelmehrheit angenommen. Dadurch erledigte sich eine Reihe von Anträgen, die sich gegen die vom Bundesvorstand und vom Bundesausschuß geübte Praxis aussprachen. Für die Bandwurmresolutionen der Kommunisten, in denen allerlei Selbstverständlichkeiten mit unmöglichen Forderungen gemischt waren, stimmten nur die Kommunisten selbst. Angenommen wurden ferner Anträge zur Wohnungsfrage, zur Frage der Versorgung der Bevölkerung mit Brot, zur Teuerung, zur Jugendfrage, zur Freilassung politischer Gefangener und zu dem Prozeß gegen die russischen Sozialrevolutionäre. Eigentümlich wirkte es, daß die Kommunisten die letztgenannte Forderung nicht unterstützten.

Die Haltung der Delegierten zum Geschäftsbericht gab von vornherein ein Bild der Haltung der Mehrheit der Kongreßteilnehmer zu der Mehrzahl der Fragen, die den Kongreß beschäftigten und fast ausnahmslos im Geschäftsbericht und in der Debatte über diesen berührt worden waren. Als besondere Verhandlungsgegenstände standen auf der Tagesordnung:

»Betriebsräte und Gewerkschaften.« Referent E. Nörpel, Berlin.

»Organisationsformen und Methoden der Gewerkschaftsbewegung.« Referent F. Tarnow, Berlin.

»Arbeitsgemeinschaften und Wirtschaftsräte.« Referent R. Wissell, Berlin.

»Das zukünftige Arbeitsrecht in Deutschland.« Referent Professor Sinzheimer, Frankfurt a. M.

»Änderung der Bundessatzungen.«

»Wahl des Bundesvorstandes.«

Zu den Punkten »Arbeitsgemeinschaften« und »Organisationsformen« wurden Dißmann und Simon als Korreferenten zugelassen.

Der in dieser Zeitschrift zur Verfügung stehende Raum gestattet kein näheres Eingehen auf die Referate, Diskussionen und auf die dazu gefaßten Beschlüsse. Nicht vorübergegangen werden kann jedoch an der Abstimmung über den Punkt »Arbeitsgemeinschaften«, die beinahe den Rücktritt sämtlicher Mitglieder des Bundesvorstandes zur Folge gehabt hätte. In namentlicher Abstimmung wurde nämlich ein Antrag, aus der Zentralarbeitsgemeinschaft auszutreten, von 327 Delegierten, die 3 803 238 Mitglieder vertraten, gegen die Stimmen von 345 Delegierten mit zusammen 3 582 429 Mitgliedern, in namentlicher Abstimmung abgelehnt. Da bei namentlichen Abstimmungen nicht die Delegiertenziffer, sondern die Mitgliederzahl entscheidet, veranlaßte dieses Resultat den gesamten Bundesvorstand (dem sich auch die nicht stimmberechtigten Leiter der Abteilungen des Bundesbureaus anschlossen), zu erklären, daß ihm ein weiteres Amtieren unmöglich sei, wenn die Gegner der Zentralarbeitsgemeinschaft mit ihrer Abstimmung die Richtung für die zukünftige Politik des Bundesvorstandes hätten bestimmen wollen. Der Antrag bedinge in seiner Konsequenz eine Ablehnung des paritätischen Zusammenwirkens mit den Unternehmern auf den verschiedensten Gebieten, zum Beispiel im Reichswirtschaftsrat, deren Ernennungskörper die Zentralarbeitsgemeinschaft sei, und auch an anderen Stellen, wo der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund durch seine Vertreter für die

Demokratisierung der Wirtschaft eingetreten sei. Das wollten die Befürworter des Antrags, der den Austritt aus der Zentralarbeitsgemeinschaft verlangt, jedoch nicht wahr haben. Sie erklärten, daß sie sich keineswegs gegen die für die einzelnen Berufe bestehenden Arbeitsgemeinschaften gewendet hätten und diese nicht beseitigen wollten. Die Krise wurde beseitigt durch eine mit großer Mehrheit angenommene, von Bundesausschußmitgliedern eingebrachte Entschließung und durch die Stimmabgabe bei der Wahl des Bundesvorstandes, der in seiner jetzigen Zusammensetzung mit großer Mehrheit wiedergewählt wurde. Gegenvorschläge wurden von keiner Seite gemacht; dagegen waren auf 152 abgegebenen Stimmzetteln sämtliche Namen durchgestrichen.

Die angenommene Entschließung lautet:

Der Kongreß erklärt, daß die Abstimmung über den Antrag auf Austritt aus der zentralen Arbeitsgemeinschaft — der zwar abgelehnt wurde, für den sich aber eine erhebliche Minderheit entschieden hat — keine grundsätzliche Entscheidung über die vom Bundesvorstand vertretene wirtschaftspolitische Auffassung bedeutet. Ein Teil der Delegierten lehnt aus Zweckmäßigkeitsgründen die Mitarbeit in der zentralen Arbeitsgemeinschaft ab, ohne jedoch darauf verzichten zu wollen, alle sonstigen Möglichkeiten zu benutzen, die geeignet sind, die Verwirklichung der wirtschaftlichen Demokratie zu fördern.

Der Kongreß erkennt an, daß die vom Bundesvorstand eingeschlagene Richtung in der Gewerkschaftsarbeit und Wirtschaftspolitik übereinstimmt mit den auf dem Nürnberger Gewerkschaftskongreß beschlossenen »Richtlinien für die künftige Wirksamkeit der Gewerkschaften«. Er fordert den Bundesvorstand auf, auf dem Boden dieser Richtlinien seine Tätigkeit fortzusetzen, bis veränderte Verhältnisse eine andere Taktik bedingen.

Die Behandlung dieses Tagesordnungspunkts und die Abstimmung zeigen, wohin die Parteileidenschaft zu führen vermag. Das Wort »Arbeitsgemeinschaft«, dem sich in der Regel noch der Name »Stinnes« zugesellt, ist zu einem Gespenst in der Arbeiterschaft geworden. Wie einst das Wort »Tarifgemeinschaft«, so wirkt heute das Wort Arbeitsgemeinschaft, weil der großen Masse der Arbeiterschaft das Wesen und Wirken dieser paritätischen Körperschaft nicht genügend bekannt ist.

Ein ebenfalls zu namentlicher Abstimmung gestellter Antrag, der die Schaffung von Industrieverbänden forderte, erfuhr durch nähere Erklärungen eine erhebliche Abschwächung. Die Befürworter dieses Antrags waren in der Hauptsache die großen Verbände, deren Vertreter geschlossen stimmten und dadurch eine große Stimmenzahl in die Wagschale zu legen vermochten; sie betonten aber übereinstimmend, daß auf die Organisationen, die entweder grundsätzlich gegen Industrieverbände seien oder den Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachteten, kein Zwang ausgeübt werden solle, sich solchen Verbänden anzuschließen. Die Gegner der Entschließung, darunter auch Vertreter von Industrieverbänden, erklärten übrigens fast ausnahmslos, daß die Entwicklung wohl diesen Weg nehmen werde, man ihr aber nicht vorgreifen solle. Sie hielten die vorgelegten Pläne nicht für durchführbar und betonten außerdem, daß die Stärke einer Organisation nicht nur durch die Zahl der Mitglieder bestimmt werde, sondern vornehmlich durch die Art, wie diese sich zur Organisation stellen, und daß daher die Anhänglichkeit zahlreicher Arbeiter an ihre Berufsorganisation bei der Beurteilung der Frage der Organisationsform berücksichtigt werden müsse. Die Durchführung des mit großer

Mehrheit gefaßten Beschlusses blieb also der Zukunft überlassen. Bundesvorstand und Bundesausschuß sollten Richtlinien dafür aufstellen.

Die übrigen Punkte der Tagesordnung boten weniger Grund zur Opposition, obgleich auch gegen die Auffassung des Referenten über »Betriebsräte und Gewerkschaften« Stellung genommen wurde mit der immer wiederholten Behauptung: es sei nichts geschehen und nichts erreicht worden. Das Betriebsrätegesetz böte den Arbeitern nur Scheinrechte. Der Bundesvorstand habe nichts getan, um diese Rechte zu erweitern oder praktisch auszunutzen. Die Entschließung des Referenten, die praktische Vorschläge zur Erweiterung der Rechte der Betriebsräte enthielt, wurde schließlich angenommen.

Das Referat von Dr. Sinzheimer, das unter atemloser Aufmerksamkeit des Kongresses angehört wurde, soll gedruckt und als Broschüre verbreitet werden.

Der Gewerkschaftskongreß hat unter schwierigsten Verhältnissen eine Riesenarbeit verrichtet. Zwar hat er nur Stellung nehmen können zu jenen wichtigen Fragen, die zur Entscheidung drängten, doch war die Erledigung dieser Fragen auf dem Kongreß ein Ergebnis, das Bewunderung auslösen muß. Wohl nie zuvor sind die Kongreßteilnehmer in ihrer großen Mehrzahl mit so großer Aufmerksamkeit den Verhandlungen gefolgt, wie auf diesem Kongreß. Das ist bei einer so großen Anzahl von Delegierten anerkennenswert und ein Beweis dafür, daß trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die auch in den Gewerkschaften vorhanden sind, doch der Wille gegenseitigen Verstehens sich mehr und mehr durchringt. Er berechtigt zu der Hoffnung, daß die Vernunft Sieger über die politischen Leidenschaften bleiben wird. Zwischen Nürnberg und Leipzig lassen sich erhebliche Unterschiede feststellen. Dort eine große Opposition unter der Führung von Leuten, die vor der persönlichen Verunglimpfung der Vertreter einer anderen Meinung nicht zurückschreckten, eine Opposition, die auch eine größere Anzahl alter Gewerkschafter zu ihren Anhängern zählte. Dagegen hielt sich in Leipzig die Opposition frei von derartigen persönlichen Angriffen. Sie beschränkte sich ferner auf eine sehr viel geringere Zahl von Delegierten, zumeist Neulinge in der Gewerkschaftsbewegung. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ausgesprochen wird, daß auf dem nächsten Gewerkschaftskongreß diese Art der Opposition kaum noch anzutreffen sein wird. Die Erfahrung in nahezu sämtlichen Gewerkschaften berechtigt zu dieser Annahme.

Bedauerlich bleibt freilich dennoch die grundsätzliche Opposition, die auch in Leipzig hervortrat. Durch sie ist verhindert worden, daß Fragen zur Besprechung kommen konnten, die der Besprechung durchaus wert waren, wie zum Beispiel die Frage des Sozialloh ns, die bei dem Punkte »Organisationsformen und Methoden der Gewerkschaftsbewegung« sehr gut hätte erörtert werden können. Es bleibt daher dem Bundesvorstand und dem Bundesausschuß die Aufgabe vorbehalten, alle nicht erledigten brennenden Fragen möglichst bald einer Klärung entgegenzuführen. Diesen beiden Körperschaften sind vom Kongreß zahlreiche Anträge und Entschließungen überwiesen worden, unter anderem eine Entschließung, die die Aufstellung von Regeln für die Führung von Lohnbewegungen und für die Unterstützung von Streiks in gemischten Betrieben vorschlug.

Im ganzen bedeutet jedenfalls der elfte Gewerkschaftskongreß einen entschiedenen Fortschritt der gewerkschaftlichen Bewegung.

Samuel Gompers und die amerikanische Arbeiterpolitik

Amerikanischer Brief von Jakob Willig

Chicago, 10. Juni 1922

Ob dieser Ausflug in das Gebiet der Arbeiterbewegung von Wert für die Leser der Neuen Zeit sein wird, weiß ich nicht; vielleicht wird er zu einigen Vergleichen anregen, vielleicht auch als überflüssig erscheinen. Es mag bloße Eitelkeit meinerseits sein, anzunehmen, daß das, was ich hier mitzuteilen beabsichtige, dazu beitragen könne, das rechte Verständnis über so manches Unverständliche in Amerika zu fördern.

Die Genua-Konferenz liegt hinter Euch und auch hinter »uns«. »Wir« gratulieren »uns«, daß wir nicht dabei waren. Wir werden auch nicht nach dem Haag gehen, ehe die Russen nicht die Heiligkeit des Privateigentums zugestanden haben. »Expropriation ohne Kompensation!« Einfach scheußlich. Mit solchen Leuten wie diesen Russen wollen »wir«, wir Amerikaner, nichts zu tun haben, sagt Samuel Gompers, von dem neuerdings bekannt wurde, daß er »ein in Riga geborener Jude ist, dessen Eltern nach London flüchteten und dort sich naturalisieren ließen«, wodurch der damals junge und jetzt kindische große »Labor-Leader als Engländer einregistriert wurde, als er in die U. St. A. kam. Ich weiß nicht, ob er sich hier hat naturalisieren lassen. Es kommt fast gar nicht oder doch nur selten vor, daß Engländer Amerikaner werden — selbst wenn es ihnen noch so bequem gemacht wird. Dafür sind sie desto einflußreicher in der Politik, im Handel und in der »höheren Gesellschaft«.

Wenn ich den Fehlschlag aller Bemühungen, hier eine zielbewußte Arbeiterbewegung in Fluß zu bringen, kurz bezeichnen soll, so sage ich »Gompers«, in zweizölligen »Capital-Letters« gedruckt. Seit 35 Jahren habe ich den magischen Einfluß beobachtet, den der »Grand old Man« — wie er in der »Sterling-Presse« häufig genannt wird — ausübt. Als ich ihn kennenlernte, war seine Weste so blank wie meine polierten Schuhe; heute aber sitzt er mit den Schwabs, Garys und anderen Kapitänen der Industrie, des Handels und der Finanz zu Tische und ist ein durchaus zuverlässiger Kämpe gegen die Bolschewiki und Radikalen aller Schattierungen, von deren Prinzipien er ungefähr ebensoviel weiß wie seine Tischgenossen. Vielleicht ist sein instinktiver Haß gegen die Sozialisten noch etwas intensiver als bei jenen, das aber schadet ihm bei den Arbeitern nichts, denn von Zeit zu Zeit gebraucht er recht scharfe Redensarten gegen die »Bosse« und die »Scabs«, und da in der Hauptsache sich hier der Kampf der Gewerkschaften nur um höhere Löhne dreht und sich nicht gegen das kapitalistische System an sich wendet, so ist ja eigentlich ein tieferes Studium der sozialen Frage auch eher vom Übel als von Vorteil. Da genügen einige Schlagworte; sie werden am meisten applaudiert. Und auf dem Applaus baut sich die Popularität des Mannes auf.

Die gewissenhafte Fernhaltung der amerikanischen Arbeiterorganisationen von internationalen Verbänden, selbst der konservativsten Tendenz, ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß Gompers' Wissen nicht hinreicht, irgendeiner Körperschaft außer der Konvention der American Federation of Labor imponieren zu können. Es gibt zwar auch in den amerikanischen Unions eine ganz stattliche Zahl intelligenter Menschen; aber wenige, die

den Gedankenkreis des Unionismus überschritten haben. Wo immer ein solcher durch Zufall oder durch die Verhältnisse in den Vordergrund gedrängt wird, geschieht dies gewiß nicht mit Unterstützung der Exekutive der »American Federation of Labor«. Sie wacht darüber — und damit zahlt sie dem Kapitalismus in die eine Tasche zurück, was sie ihm angeblich aus der anderen Tasche nimmt —, daß die »Radikalen« und »Isten« keinen festen Fuß fassen. Letztere haben deshalb auch auf die Gesamtbewegung wenig Einfluß. Es ist einstweilen noch unmöglich, daß eine Annäherung der American Federation of Labor an die internationalen Bestrebungen der Arbeiter beschlossen werden könnte. Gompers ist Herr und Meister sämtlicher Ausschüsse, und er ist sehr »gewissenhaft«, namentlich in der Zusammensetzung des Ausschusses für Resolutionen.

Für Außenstehende ist es schwer, in das Innere der Geisteswerkstatt der Gewerkschaften einzudringen. Ein Exempel: Die Arbeiter des Stahltrusts streikten. Die Leiter des Streiks aber waren Herrn Gompers persönlich unangenehm; Foster, einer der Organisatoren, ward zur Zielscheibe des Angriffs des Stahltrusts erkoren, denn er war früher ein J. W. W. (International Workers oft the World) gewesen. Die Arbeiter des Stahltrusts haben kaum irgendeinen Anteil an der Aufwärtsbewegung der Löhne während der Kriegsperiode gehabt. Sie waren nicht organisiert und konnten nichts erzwingen. »Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe« wurden die Löhne zwar verbessert, aber der Trust war auch der erste, der sie wieder auf den alten Punkt zurückschraubte. Bei dem Streik handelte es sich in der Hauptsache nur um die Achtstundenschicht und das Organisationsrecht, also um Forderungen, die fast sämtlichen Stahlarbeitern Europas bewilligt sind. Gompers verweigerte dem Streik die Anerkennung; denn »er war nicht autorisiert«, und so ging der Streik, der die Sympathie von wenigstens vier Fünfteln der Bevölkerung hatte, verloren. Das Verhalten des »Grand old Man« erscheint aber noch in einem anderen Lichte, wenn man weiß, daß er diese Stellung einnahm, weil ihm J. W. Foster und Fitzpatrick, die er zu den »Radikalen« zählt, verhaßt waren. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich bei dem Streik der Schlachthausarbeiter im Winter. Die Lehren, welche diese Streiks für die Arbeiter hatten, bestimmten die Führer, für eine große Union zu agitieren. Natürlich war das Hochverrat, und Gompers fuhr sein schwerstes Geschütz auf. Er denunzierte unter dem Beifall der kapitalistischen Presse den Foster als einen Abgesandten Lenins, der mit dessen Millionen Goldrubel die amerikanischen Gewerkschaften zu korrumpieren versuche. Und der Blödsinn zog! Auch der Streik der Schlachthausarbeiter ging verloren.

Wie nimmt sich diesem »Gewerkschafter« Gompers gegenüber der Präsident der Vereinigten Staaten aus? Kürzlich sind 52 Repräsentanten der Stahlindustrie von Harding nach Washington beschieden worden, um den »Schandfleck Amerikas«, die zwölfstündige Schicht zu besprechen. Die republikanische Staatsverwaltung kann wohl kaum in den Verdacht kommen, mit Foster zu sympathisieren, aber sie scheint doch eingesehen zu haben, daß die zwölfstündige Arbeitszeit heute ein Brandmal der amerikanischen Industrie und damit auch des amerikanischen Volkes ist. Gompers merkt von allem dem nichts. Er ist gegen jede Einmischung staatlicher oder anderer Faktoren in die Arbeiterkämpfe. Die Folgen davon sind, daß wir einerseits

Löhne haben, die einem das Blut kochen machen, wie die der Stahlindustrie erst jetzt hat die Lakawanna Steel Company die Löhne der Tagarbeiter von 23 auf 26 Cent »erhöht«) und die der Bauhandwerker, die in Chicago in einem erbitterten Kampfe begriffen sind, um eine Reduktion ihrer Löhne von 1,25 auf 1,15 Dollar pro Stunde abzuwehren. Nichts kann die Gegensätze schärfer kritisieren als diese Gegenüberstellung der Löhne. Wenn ich sage »Kampf«, so halte ich mich nur an den Sprachgebrauch; es ist ein Krieg, der mit Revolvern, Bomben, Brandfackeln usw. geführt wird. Die Zahl der Toten wird gewissenhaft gemeldet: vor einigen Tagen waren es zwei Polizisten an einem Tage.

Die Bauhandwerksgewerkschaften, die in der Tat von einem Verbrecherkonsortium regiert werden, gehören der Gompersschen American Federation of Labor an. Wie ist es zu erklären, daß diese höchstbezahlten Arbeiter absolut teilnahmlos sich den schlechtestbezahlten Arbeitern gegenüber benehmen und sie stets herzlos in ihrem Kampf im Stiche lassen? Es ist die Gewerkschaftsschule der American Federation of Labor — des Herrn Gompers. »Alles für mich selbst; der Teufel hole den anderen!«

Dieser Egoismus aber ist die Philosophie der ganzen Gompers-Gesellschaft. Es gibt kaum ein Land, wo die Extreme so dicht nebeneinander zu finden sind wie hier. In den Kupferbergwerken Arizonas wurden die Bewohner ganzer Dörfer, weil sie streikten, in die Wildnis getrieben, während hier die wohlhabenden Frauen philanthropische Gesellschaften bilden, um »dem Elend der Großstädte zu steuern«. In dem Staate Westvirginia werden gepanzerte Eisenbahnwagen für die Grubenbesitzer gebaut, um die Versammlungen der Streikenden besser überfallen zu können. Auf der anderen Seite des Landes, in Texas, wurden drei Neger nach voraufgegangener Verstümmelung lebendig verbrannt, weil der eine von ihnen ein weißes Mädchen überfallen haben sollte. Und das Volk tanzte und jubelte, als die Neger am Strick hingen! Selbstverständlich gehört dort die gesamte Bevölkerung einer der zahlreichen christlichen Sekten an. Jedes Dorf von hundert Einwohnern hat zwei, nicht selten sogar drei Kirchen, deren Reverends sich einander die Konfirmanden wegschnappen wie die Geschäftsleute die Kunden. Daß in einer Familie jedes Glied einer anderen Kirche, jedes der alleinseligmachenden, angehört, ist nichts Seltenes. Niemand braucht sich daher zu wundern, wenn er selbst bei den hervorragendsten Personen solche »Contradictions« wahrnimmt, wie zum Beispiel beim Expräsidenten Wilson, der das Hohelied der Demokratie sang, mit beiden Füßen auf den Pedalen — und doch seine beispiellos erscheinenden Zwangsgesetze gegen sie fabrizieren ließ. Noch heute befinden sich 103 »Verbrecher« in den Bundesgefängnissen, weil sie nicht einzusehen vermochten, daß der Krieg ein erhabenes und daher unentbehrliches Kulturmittel sei.

Ebensowenig wird der Kenner amerikanischer Verhältnisse darin eine staunenswerte Inkonsequenz sehen, daß der Präsident Harding, dessen Reden förmlich von Menschlichkeit und tiefer Frömmigkeit triefen, immer noch über hundert Leute, die nichts verbrochen haben, was sie entehren könnte, im Bundeszuchthaus festhält. Seine schönen Worte stehen in grellem Kontrast zu der Weigerung, die Frauen, die für ihre Männer, die Mütter, die für ihre Söhne und die Kinder, die für ihre Väter den Präsidenten um Begnadigung bitten wollten und zu diesem Zwecke den Weg von St. Louis bis

nach Washington machten, zu empfangen. Freilich, Harding hat Debs begnadigt, obgleich ihm der verstockte Sünder gesagt hat, er werde »unter gleichen Umständen wieder das gleiche tun«. Debs war jedoch das »geistige Haupt der Sozialisten«, und vielleicht wollte man gerade diesen zeigen, daß »man« doch nicht so ist, wie behauptet wird. Debs hat »gedroht«, seinen Rest der Strafe absitzen zu wollen, denn solange die anderen noch sitzen, die viel weniger gesagt haben wie er, habe auch er kein Recht auf seine Freiheit.

Von draußen betrachtet, werden solche Dinge von vielen unerklärlich gefunden werden. Hier fallen diese Widersprüche nicht auf. Sie sind so regelmäßig, daß man jemand, der auf Konsequenz hält, mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Wer sich über die Masse erhebt, dem geht es wie dem Spargel, der, kaum den Kopf aus dem Beete reckend, alsbald ausgestochen wird. John J. Ingalls sagt irgendwo: »Amerika erwählte niemals einen großen Mann zum Präsidenten und wenn, dann wurde er gewählt, weil er unbekannt war.« Die Wahrheit des Satzes wird nicht nur alle vier Jahre bei der Präsidentenwahl aufs neue bestätigt, sondern auch fast *täglich* im gewöhnlichen Leben. Die Demokratie — so wie sie hier von den Massen verstanden wird — scheint kein guter Boden zu sein für große Männer. Auf dem Gebiet der Arbeiterbewegung wird — ich meine *hier* — allenfalls das, was wir »shrewdness« (Verschlagenheit) nennen, in die Front gepreßt; niemals aber Charakter und Prinzip. Weil man meist mit den besten Advokaten und geriebensten Geschäftsleuten zu verhandeln hat, so glaubt man »Talent« gegen »Talent« aufbieten zu müssen. Das die Arbeit repräsentierende »Talent« zog in zehn Fällen neunmal den kürzeren, und die Folge war und ist heute mehr als je, daß auch die Arbeiter hochbezahlte Advokaten als ihre Vertreter bei Verhandlungen zwischen den Arbeiter- und Unternehmerverbänden anstellen, deren juristischer Verstand allerdings bei der Sache sein mag, aber noch nie habe ich ihr Herz dabei gefunden. Nun scheint mir aber gerade das ebenso wichtig zu sein, daß, wenn ich die öffentliche Meinung erfolgreich für eine gute Sache bearbeiten will, ich selbst an meine Sache glauben muß, besonders dann, wenn das juristische Recht gegen mich ist und ich mich auf das soziale oder moralische Recht berufen muß. Die öffentliche Meinung aber ist in den großen Kämpfen der Arbeiter von ausschlaggebender Bedeutung. Jeder große Streik, der das Publikum in starkem Maße unangenehm berührte, ging hier den Streikern verloren. Dadurch wurden die Arbeiterorganisationen rabiater; sie gingen mehr und mehr zur Taktik der Syndikalisten, zur Sabotage über. In der Folge verschwand die Intelligenz immer mehr aus der Leitung, und die harte Faust, der Schlagring, Bully, Revolver und Bomben kamen zur Herrschaft. In den letzten Wochen sind in Chicago etwa zweihundert Personen wegen Verdacht des Mordes, der Brandstiftung und anderer Verbrechen gegen Non-Union-Labor sowie gegen Unternehmer und Polizei verhaftet worden. Der Kampf erreichte seinen Höhepunkt mit der Ermordung zweier Polizisten und dem Niederbrennen eines großen Gebäudes. Der moralische Schaden, den die organisierte Arbeiterschaft dadurch erlitten hat, wird noch ungemein dadurch vertieft, daß an der Spitze der Zentralorganisation der Unions in der Tat Verbrecher stehen. Der Terrorismus dieser »Führer« ist endlich so stark geworden, daß die Staatsanwaltschaft, Richter, Fach- und Geschäftsorganisa-

ionen sich miteinander verbanden, demselben ein Ende zu bereiten. Dabei kommt wieder eines jener Extreme, die man psychologisch nicht begreift, zum Vorschein: ein sehr reicher Backsteinfabrikant und Kandidat für das Mayorsamt, namens Carey, stellt Kaution im Betrag von 175 000 Dollar für zwei des Mordes angeklagte Arbeiterführer, Mader und Murphy, ersterer mit einem Verbrecherrekord und der zweite wegen Postraub von einigen hunderttausend Dollar verurteilt, aber gegen Kaution vorläufig auf freiem Fuße gelassen.

»Arbitration« ist hier zwar das Schlagwort, nicht nur in der internationalen Politik, sondern auch für die Arbeiterbewegung geworden. In den meisten Fällen wird aber erst dann »arbitriert«, wenn beide Kämpfer ihre Ohnmacht erkannt haben und so entkräftet sind, nicht mehr weiterkämpfen zu können. Für die Eisenbahnarbeiter besteht ein von dem Kongreß eingesetzter Railroad Labor Board (Eisenbahn-Arbeitsrat), der über die Arbeitsbedingungen urteilt und Lohnerhöhungen oder Abzüge diktiert. Zweimal mußten sich die Arbeiter einen Abzug gefallen lassen (20 und 10 Prozent), haben aber auch durch den Board eine Erhöhung von 50 bis 85 Prozent seit 1917 erhalten. Derselbe Board diktierte auch eine 10prozentige Reduktion der Frachtraten und machte einen »Trick« der Eisenbahnverwaltungen, die für die sogenannte »offene Werkstatt« sind, unmöglich. Da es den Verwaltungen verboten ist, die Arbeitszeit zu verlängern — der Achtstundentag ist unter Wilson Gesetz geworden und gilt im ganzen »Interstate Railroad-System« — oder die Löhne zu verringern, so gaben sie Kontrakte für Reparaturen an Privatunternehmer und vermieteten ihnen Gebäude, Maschinen, Werkzeuge usw. Das geschah in so plumper Weise, daß selbst ein Singhalese erkennen mußte, was damit erzielt werden sollte. Es war eine rechte und echte Ferkelstecherei der »legal advisers« (gesetzmäßigen Ratgeber, das heißt juristischen Berater) der Eisenbahndirektoren, deren eigene Intelligenz auch nicht besonders glänzte. Die Entscheidung des Boards ist zwar nicht absolut, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird den 600 000 Eisenbahnangestellten die Streikfrage gestellt; ich zweifle aber, daß es zum Streik kommen wird, denn noch stehen trotz des zweimaligen Abzugs die Löhne noch immer ziemlich höher, als sie 1915 waren, und eine Armee von Unbeschäftigten wartet auf Beschäftigung.

Eine andere Beleuchtung des Prinzips der Arbitration. Der Streik der Bauhandwerker in den meisten Großstädten des Landes brachte die Bautätigkeit fast allerwärts zum Stillstand. Die Kontraktoren würden gern wie früher mit einigen Arbeiterführern einen »Bargain« (Handel) gemacht haben, denn beide ehrlichen Händler waren sich darüber einig, daß ja letzterhand die Konsumenten die Kosten zu zahlen haben würden. Die Banken weigerten sich aber, Darlehen für Bauzwecke zu geben, weil es immer deutlicher wurde, daß diese Preistreiberei schließlich zum Krach führen werde. Das zwang die Kontraktoren, die Forderungen abzulehnen. Der Streit wurde von dem naiven Teil des Publikums für Ernst genommen; die Eingeweihten aber wußten Bescheid, darunter auch eine Anzahl der anständigen Führer der Bauhandwerkerunionen. Zwanzig derselben beschlossen, ihre Sache einem »Arbitrator« zu unterbreiten, und beide Teile, Kontraktoren und Unionen, versprachen, sich dessen Entscheidung zu fügen. Bundesrichter Kenesaw Mountain Landis (Landis ist Familienname; der Vorname ist ein

Berg in einem Südstaat, auf dem ein Gefecht im Bürgerkrieg stattfand, in welchem der Vater Landis' kommandierte, Richter Landis wurde am Tage des Gefechts geboren und wurde nach dem Berge getauft) wurde dazu berufen. Der Schädel dieses Richters genießt den Ruf in den ganzen Vereinigten Staaten, daß er die Qualität des Granitfelsens hat. Gesetz ist vor ihm Gesetz, auch wenn die Welt darüber zugrunde geht; jedoch ist sein Talent, die verwickeltsten Angelegenheiten analysieren zu können, sowie seine Menschenkenntnis allen Rechtsverdrehern und krummen Praktikern zum Schrecken geworden. Diesem furchtlosen — es gibt auch Leute, die ihn für verrückt erklären — Bonzen der Gerechtigkeit vertraute man die Entscheidung darüber an, was ein gerechter Lohn für die einzelnen Gewerke der gesamten Bauindustrie sei. Die Zimmerleute, die alle Außenarbeit und innere Schreinerarbeit monopolisieren, traten dem Abkommen nicht bei, und einige andere Unions von geringerem Einfluß folgten dem Beispiel. Die Entscheidung des Richters befriedigte im großen und ganzen niemand, doch obwohl die Lohnreduktion bei weitem nicht den Erwartungen der Baumaterialfabrikanten und -händler sowie der Bauunternehmer entsprach, so fügten sie sich. Auch die meisten Gewerkschaftsverbände fügten sich; doch einige nicht, worauf dann, soweit diese in Betracht kamen, gegen sie die »offene Werkstatt« proklamiert wurde. Das ist die Ursache des jetzigen »Krieges«. Ich finde, daß einige der Führer wie auch eine ganze Anzahl der Kontraktoren im Interesse der Allgemeinheit und zum Wohle der Arbeiterbewegung ihre Pension mit freier Wohnung fürs ganze Leben im Zuchthaus erhalten sollten.

Wie groß das Verbrechen ist, das an der Arbeiterbewegung von diesen Verschwörern begangen wurde, ist noch nicht abzusehen. Einstweilen ist das Vertrauen der Arbeiter auf ihre Verbände gewaltig erschüttert.

Das Chaos auf dem industriellen Schlachtfeld ist so groß, daß eine Handlung, die auf dem rechten Ufer des Ohio völlig erlaubt ist, jemand auf dem linken Ufer ins Gefängnis bringt. So ist es fast über das ganze Land. In manchen Teilen macht man kurzen Prozeß und jagt die Organisatoren einfach aus dem Distrikt, den sie organisieren möchten, manchmal schwarz und blau geschlagen oder mit einer Kugel im Bein. Eine krassere Rechtsbeugung, als sie sich z. B. der Vereinigte Staaten-Generalanwalt Palmer gegen Hunderte von »Radikalen« und »Verschworenen« herausgenommen hat, ist wohl selbst in Rußland nie unter den Zaren vorgekommen, wie ein Protest von zwölf Anwälten an den Bundessenat beweist, der eine Untersuchung angeordnet hat. Es ist kein Wunder, daß hier gar mancher an dem Segen der Demokratie zu zweifeln beginnt. Nach meiner Ansicht hat freilich das Prinzip der Demokratie gar nichts mit diesen Zuständen zu tun, und zwar deshalb nicht, weil wir zwar eine Republik, aber noch lange keine Demokratie haben. Sie besteht einstweilen noch in der Phantasie eifriger Patrioten. Wer sich aber ein wenig Mühe gibt, das Konglomerat von mehr als 36 Nationen mit ebenso vielen Rasseninstinkten und Temperamenten zu studieren — darunter Mongolen aus allen Ländern der Welt —, der kommt zu dem Ergebnis, daß es Generationen erfordern wird, bevor wir von einer dem Sinne des Wortes entsprechenden Demokratie werden reden können. Und selbst dann müßte sich die Einwanderung auf Deutsche, Skandinavier, Angelsachsen, Kelten usw. beschränken. In der Rassenverschiedenheit muß

nan zu einem wesentlichen Teil die Ursache suchen, daß dieses Land keine on einer besseren Weltanschauung beherrschte Arbeiterbewegung hat; daß s keine geistigen Führer mehr erzeugt und auf dem Kulturgebiet so ziemlich ie letzte Bank ziert — trotz seiner Hegemonie auf wirtschaftlichem Gebiet.

Außenpolitische Rundschau

Rathenau — Das Abkommen von Wiesbaden — Das Moratorium von Cannes Der Vertrag von Rapallo — Die Voraussetzungen unserer Außenpolitik

Es soll hier nicht über die innerpolitischen Folgen gesprochen werden, die die Ermordung des Reichsaußenministers Rathenau haben *könnte*, und ebensowenig soll der Versuch gemacht werden, die Persönlichkeit dieses großen Eingängers zu würdigen; es soll nur versucht werden, in kurzen Strichen die außenpolitische Wirksamkeit Rathenaus und die Wirkung seiner Ermordung festzuhalten.

Ratheanu gehörte zu den Ausnahmen unserer Bourgeoisie, die nicht nur »Geldverdiener« und bestenfalls daneben auf eine politische Partei eingeschworen sind, im übrigen aber mit Scheuklappen durch die Welt gehen. Zum guten Teil verdankt Rathenau seinen Ruf, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausging, der Seltenheit seiner Persönlichkeit in der deutschen Bourgeoisie, der er als ein Sonderling, als ein schrullenhafter Mensch erschien. Erscheinungen wie Rathenau sind in der französischen, englischen, italienischen oder skandinavischen Bourgeoisie ziemlich verbreitet. Wir meinen damit Persönlichkeiten, die sich nicht einfach darauf beschränken, gute (oder schlechte) Geschäftsleute zu sein und eventuell noch ihre Sonderinteressen politisch durchzusetzen suchen, sondern für die die Wirtschaft im weitesten Sinne eine öffentliche Angelegenheit ist und die über die öffentlichen Wirtschaftsinteressen hinaus sich bemühen, den Gesamtkomplex der menschlichen Entwicklung zu erfassen und mit ihren Wirtschaftsinteressen — manchmal sogar ihre Wirtschaftsinteressen mit den Bedürfnissen der menschlichen Entwicklung — in Einklang zu bringen.

Gewiß sind auch diese Leute zumeist Konservative. Aber welcher Unterschied zum Beispiel zwischen einem englischen und einem deutschen Konservativen! Deshalb ist es in den genannten Ländern so leicht, in der Bourgeoisie Persönlichkeiten zu finden, die gute Minister sind, ja sogar als Staatsmänner und Diplomaten eine große Rolle zu spielen vermögen. Wie schlimm es dagegen damit bei uns bestellt, ist so recht klar geworden, seit die Minister nicht nach Monarchengunst aus den Kreisen der höheren Verwaltungbeamten genommen werden. Rathenau gehörte zu jenen Ausnahmen, die, aus ihrem Direktionsbureau in eine Ministerkanzlei versetzt, nicht zur komischen Figur werden. Und Rathenau wurde gerade auf den Posten gestellt, auf dem der deutsche Bourgeois sich heimisch fühlt wie der Elefant auf dem hohen Seil. Was aber noch viel merkwürdiger war: als Rathenau zum Außenminister ernannt wurde, begrüßte man ihn im Ausland wie eine allen bekannte, zu diesem Amte berufene Persönlichkeit.

* * *

Die wenigen Monate der Tätigkeit Rathenaus als Außenminister reichen nicht aus, um darüber ein Urteil zu fällen wie über das abgeschlossene Werk eines Staatsmannes, zumal Rathenaus Tätigkeit in eine Übergangsperiode fiel, in der viel Klein- und Vorarbeit zu leisten war, in der aber große Entscheidungen nicht reifen konnten. Immerhin können einige Punkte hervorgehoben werden, die die Kurve der Politik Rathenaus erkennen lassen.

Da ist zunächst das *Abkommen von Wiesbaden*, das Rathenau als Wiederaufbauminister abschloß. Man wird hier einwenden können, daß dieses Abkommen nie in Wirkung getreten ist und schon deshalb ein Fehlschlag war. Dar-

auf ist zu erwidern, daß das Wiesbadener Abkommen das Schicksal aller Abkommen teilt, die seit dem Vertrag von Versailles von den Alliierten mit Deutschland getroffen wurden. Kaum gefaßt, erschienen sie bereits überholt, revisionsbedürftig. Das Wiesbadener Abkommen, dessen Kritik leicht ist, unterscheidet sich aber von seinen Vorgängern in einem wesentlichen Punkte: es war der erste freie Vertrag, den Deutschland mit einem der ehemaligen Feindesstaaten abschloß, der erste Vertrag, der uns nicht durch die Gewalt aufgezwungen wurde. Freilich wurde er abgeschlossen auf dem Kampfboden des Vertrags von Versailles, aber, soweit dies auf einer solchen Basis überhaupt möglich ist, setzte er an Stelle des Diktats und unmöglicher Goldzahlungen ein wirtschaftliches Abkommen, dessen Ziel, der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs, die politische Entgiftung zwischen Frankreich und Deutschland war.

Es war der erste Versuch der Umkehr zur Vernunft. Schon deshalb war er bestimmt, zunächst zu scheitern. Zunächst — denn alles, was seither geschehen ist, hat sich um den Kerngedanken dieses Abkommens gedreht: an Stelle unmöglicher, für alle Teile ruinöser Goldzahlungen allein mögliche direkte Sachleistungen zu setzen. Die Entwicklung in dieser Richtung ist noch lange nicht abgeschlossen. Man kann getrost behaupten, ohne zu fürchten, von der Zukunft Lügen gestraft zu werden, daß der ganze Vertrag von Versailles, soweit er sich auf die Pflicht Deutschlands bezieht, die Schäden der alliierten Zivilbevölkerung wiedergutzumachen, schließlich im Geiste des Abkommens von Wiesbaden revidiert werden wird. Selbst der Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinett Poincaré kündigt einen großangelegten Plan an, wonach Deutschland seine Schuld an Frankreich durch die Ausführung großer öffentlicher Arbeiten abtragen soll.

* * *

Der zweite Punkt, der in der Tätigkeit Rathenaus hervorsticht, ist das Moratorium von Cannes, das an Stelle der ungefähr $3^1/_2$ Goldmilliarden, die wir nach dem Londoner Zahlungsplan im Jahre 1922 zu leisten gehabt hätten, 720 Millionen in Devisen und 1450 Millionen in Sachlieferungen setzt. Gewiß, auch dieses Moratorium ist nur provisorisch. Aber es besteht nirgends in der Welt ein Zweifel darüber, daß das Moratorium von Cannes den Londoner Zahlungsplan endgültig erledigt hat. Das Moratorium von Cannes ist zwar nicht rechtlich, aber faktisch die Revision des Londoner Zahlungsplans. Es ist der erste Akt in der großen Revision des Vertrags von Versailles. Die allen noch in Erinnerung befindliche Rede, die Rathenau damals vor den Alliierten hielt, kann als Muster der für Deutschland gegenwärtig allein erfolgreichen Diplomatie hingestellt werden. Freilich begann Rathenau seine Rede nicht wie Stinnes in Spaa: »Ich will stehend sprechen, um meinen Feinden in die Augen sehen zu können.« Dieser Theaterdonner, den Stinnes seinem ehemaligen »kaiserlichen Herrn« abgeguckt hat, ist uns teuer genug zu stehen gekommen. Man kann schon aus dieser Gegenüberstellung begreifen, warum Stinnes ein so verbissener Gegner des Ermordeten war. Diese Gegnerschaft rührt ja schon von Spaa her. Wenn es damals nicht zum Bruch und zum Einmarsch in das Ruhrgebiet gekommen ist, dann ist dies in erster Linie dem Eingreifen Rathenaus zu danken.

* * *

Schließlich ist der in Genua abgeschlossene deutsch-russische Vertrag zu nennen. Wir haben hier wiederholt dazu Stellung genommen und brauchen also darauf nicht zurückzukommen. Wie weit die taktischen Fehler, die damals gemacht wurden, auf die Rechnung anderer Regierungskreise zu setzen sind, wieweit Rathenau selbst die Wirkungen des Vertrags nicht übersah, entzieht sich unserer Kenntnis. Bestehen bleibt aber, daß der Vertrag unser Verhältnis zu Rußland auf eine neue Grundlage gestellt hat, frei von den Fallstricken des Vertrags von Versailles, frei von den Stacheldrähten des Vertrags von Brest-Litowsk.

* * *

Diese wenigen Tatsachen, die wir aus dem außenpolitischen Wirken Rathenaus herausgreifen, lassen es begreiflich erscheinen, daß die unbelehrbaren Nationalisten und Militaristen Deutschlands den Ermordeten mit ihrem besonderen Haß ehrten. Denn Rathenau hinterläßt nach kurzer Tätigkeit eine außenpolitische Situation, die in nicht zu lange währender Frist eine völlige Umstellung der Alliierten gegenüber Deutschland möglich erscheinen läßt.

Dazu sind freilich einige Voraussetzungen erforderlich. Die erste Voraussetzung ist, daß unsere Außenpolitik von einem Manne geleitet wird, der die Psyche des Auslandes zu erfassen versteht, der es vermag, sich in das Gefühls- und Gedankenleben der ehemaligen Feinde hineinzuversetzen und mit dieser so sehr seltenen Fähigkeit den weiten Blick und die umfassende Kenntnis der Wirtschaftslage vereint.

Eine weitere Voraussetzung ist, daß die republikanische Mehrheit die ruhige Kraft und den geschlossenen Willen hat, auf dem beschrittenen Wege der Erfüllungspolitik fortzuschreiten, unbekümmert um die Hetze der Nationalisten jenseits und diesseits des Rheins.

Die dritte Voraussetzung ist, daß die bürgerlichen Koalitionsparteien nicht eine Zweifrontenpolitik treiben: eine *platonische Linkspolitik* und eine *wirtschaftliche Rechtspolitik*. Die Politik wird heute mehr als je von der Wirtschaft beherrscht. Wenn die bürgerlichen demokratischen Parteien die deutsche Wirtschaft den Schwerindustriellen, Spekulanten und Monopolisten auf der einen Seite, den Agrariern auf der anderen Seite ausliefern, dann treiben sie Katastrophenpolitik. Dann kommt es dahin, wovor wir in Spaa standen. J. S.-J.

Zur Reform der Ehegesetze

Von Henni Lehmann

2. Die Stellung der Frau in der Ehe[1]

Die Stellung, welche das Bürgerliche Gesetzbuch der Frau in der Ehe angewiesen hat, ist noch ein Ausfluß der alten Anschauung von der »Hörigkeit der Frau«, wie Stuart Mill sein bekanntes Buch benannt hat, das im vorigen Jahrhundert Aufsehen erregte durch die geistvolle Art, in der Mill für eine Befreiung der Frau aus unwürdigen Abhängigkeitsverhältnissen eintrat. Solche Abhängigkeitsverhältnisse hat das Bürgerliche Gesetzbuch vornehmlich nach zwei Seiten hin festgelegt, das eine Mal in der Richtung der moralischen Verantwortung und Berechtigung, das andere Mal in wirtschaftlicher Beziehung. Selbstverständlich ist zwischen beiden ein enger Zusammenhang vorhanden, denn nur der wirtschaftlich *nicht* Abhängige vermag persönliche Freiheit voll zu wahren. Das hat am besten der Sozialismus erkannt. So ist es kein Zufall, daß gerade Bebel die Unfreiheit der Frau in der Ehe auf das schärfste hervorhob.

Die Abhängigkeit in bezug auf Verantwortung und Berechtigung, die ja überall einander entsprechen, denn nur wer das Recht hat, seine Handlungen zu bestimmen, kann die Verantwortung für sie tragen, kommt zunächst zum Ausdruck in den grundlegenden Bestimmungen des fünften Titels des Familienrechts: Wirkungen der Ehe im allgemeinen. Danach (§ 1354) steht dem Manne die Entscheidung zu »in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten«. Insbesondere bestimmt er über Wohnort und Wohnung. Mir sei die persönliche Bemerkung gestattet, daß ich nie gewagt hätte, meinem Manne allein das Mieten einer Wohnung zu überlassen, und einer großen Zahl von Ehefrauen wird es wohl nicht anders ergehen. Stellt sich die Entscheidung des Mannes als Mißbrauch seines Rechtes dar, so ist freilich die Frau nicht verpflichtet, Folge zu leisten. In gewissen Fällen — wenn er ihre Rechte im häuslichen Wirkungskreis mißbräuchlich be-

[1] Siehe Heft 4, S. 90 des 2. Bandes dieses Jahrganges.

schränkt — kann eine Entscheidung des Vormundschaftsgerichts angerufen werden. Mir ist im praktischen Leben nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem diese Anrufung des Vormundschaftsgerichts stattgefunden hat. Es ist eine papierene Bestimmung, denn wenn in einem solchen Falle eine Frau sich endlich entschließt, zum Gericht zu gehen, dann versucht sie gewöhnlich wegen der unleidlichen Verhältnisse ein Scheidungsurteil zu erstreiten, falls nur irgendein Rechtsgrund dafür zu konstruieren ist.

Weit übler noch als die vorgenannten Bestimmungen sind jedoch diejenigen, welche sich auf das Verhältnis der Eltern zum Kind, auf die sogenannte elterliche Gewalt beziehen. Diese umfaßt das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen. Beide stehen dem Vater zu, dagegen hat die Mutter während der Dauer der Ehe nur das Recht und die Pflicht der Sorge für die Person des Kindes. »Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor« (§ 1634). Diese Bestimmung ist lächerlich, denn sie bedeutet, daß die Frau, die Mutter überhaupt während der Ehezeit kein Bestimmungsrecht hat über ihr Kind. Ist sie mit dem Manne einer Meinung, dann kommt es ja auf ihre Meinung nicht an; die seinige ist maßgebend. Ist sie nicht mit ihm einer Meinung, dann entscheidet er, also sie hat wiederum nichts zu sagen. Es ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit, daß man die Mutter, der wesentlich die Betreuung des Hauskindes und seine Erziehung obliegt, die meist die Art und Anlagen ihrer Kinder weit genauer kennt als der Vater, in dieser Weise einflußlos macht. Es drückt sie in eine unwürdige Stellung herab und ist zugleich gegen das Interesse der Kinder. In einer ganzen Zahl von Fällen, insbesondere wo es sich um die Berufswahl handelte, habe ich verhängnisvollste Folgen dieser Bestimmung beobachtet, und zwar in allen Kreisen der Bevölkerung.

Von gleichem Geiste getragen ist die Bestimmung des § 1305, nach der ein eheliches Kind bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres zur Eheschließung der Einwilligung des Vaters bedarf. Die Mutter tritt an seine Stelle nur, wenn er verstorben ist oder seine Vaterschaftsrechte verwirkt hat. Ist es nicht geradezu eine Ungeheuerlichkeit, daß einer Mutter keinerlei Bestimmungsrecht darüber zusteht, ob ihre sechzehn-, achtzehn- oder zwanzigjährige Tochter sich verheiraten darf oder nicht? Sollte wirklich nur der Mann die geeignete Persönlichkeit sein, solch junges Mädchen richtig beurteilen und verstehen zu können? Vielleicht gewinnt er leichter ein richtiges Urteil über die Person des Bewerbers — das ist aber auch alles.

Im Falle der Wiederverheiratung verliert die Mutter die elterliche Gewalt, die beim Tode des Vaters auf sie übergegangen ist, oder wenn die Ehe aufgelöst ist und der Vater die elterliche Gewalt verwirkt hat. Ihr bleibt zwar Recht und Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen, nicht aber für sein Vermögen. Dazu wird ihr vom Gericht ein Beistand bestellt. Wenn jedoch der Vater sich wieder verheiratet, so behält er die elterliche Gewalt unumschränkt. Warum das? Glaubt man, daß bei der Wiederverheiratung des Vaters und der Unterstellung des Kindes unter eine Stiefmutter dessen Vermögensinteressen besser gewahrt werden als bei einem Stiefvater? Oder meint man, daß eine Frau durch ihre Verheiratung die Fähigkeit verliert, das Vermögen ihres Kindes zu verwalten? Es wäre begreiflich, wenn für den Fall der Wiederverheiratung eines Elternteils dem Kinde ein Beistand bestellt würde; dann hätte dies aber ebenso für die Wiederverheiratung des Vaters wie für die der Mutter zu gelten, denn die Bedingungen liegen in beiden Fällen gleich.

Ferner kann der Vater, dem die elterliche Gewalt zusteht, testamentarisch einen Beistand wählen, den dann das Vormundschaftsgericht zu bestellen hat. So kann er also die gesetzmäßige elterliche Gewalt der Mutter noch nach seinem Tode einschränken; der Mutter ihrerseits steht dies Recht in bezug auf die elterliche Gewalt nicht zu. Auch diese Einschränkung ist ungerechtfertigt. Sie ist ein Ausfluß der alten Anschauung, daß von Hause aus der Mann klüger und besser befähigt ist, über seine Kinder zu entscheiden und für sie zu sorgen, als die Mutter. Die Tat-

sachen des Lebens aber lehren nicht selten das Gegenteil. Und heute, wo die Frau und vor allem die proletarische Frau mehr und mehr in das Erwerbs- und Berufsleben eintritt, gewinnt sie auch mehr und mehr den Überblick über die Dinge des Lebens, die außerhalb des Rahmens des Hauses und Haushalts liegen, und damit zugleich den Blick für alle jene Möglichkeiten, die für ihr Kind in Betracht kommen. Zudem ist es nur eine Frage der Erziehung, künftig die Ausbildung solcher Fähigkeiten zu vervollständigen.

Des öfteren wird der Forderung, Mann und Frau gleiches Bestimmungsrecht in ehelichen Angelegenheiten zu gewähren, entgegengehalten, daß endloser Zank und Streit erwachsen müßte, wenn nicht schließlich ein Teil das Recht der Entscheidung hätte. Mir will das psychologisch nicht einleuchten. Der Friede, der hergestellt wird, weil ein Teil das Recht hat, zu befehlen, der andere gehorchen muß, ist ein rein äußerlicher. Nicht selten wird sich gerade dadurch bei dem zurückgedrängten Teil eine Bitterkeit festsetzen, welche die Ethik des ehelichen Zusammenlebens nicht fördert. Aber auch sachlich ist es ein Gewinn, wenn schwierige Probleme, die in keiner Ehe ausbleiben, in gegenseitiger Erörterung gelöst werden müssen und nicht der eine einfach das Recht hat, auf seiner Meinung zu bestehen. Wenn Mann wie Frau wissen, daß sie sich in schwierigen Dingen einigen müssen, so wird das ganz sicherlich auch den Willen, zu einer Einigung zu gelangen, und die Bemühung, die Meinung des anderen Teiles zu verstehen, stärken. Dadurch wird das innere Band fester geknüpft. Darüber, ob in Fällen, in denen eine Einigung absolut nicht zu erzielen ist, eine dritte Instanz, etwa das Vormundschaftsgericht, berufen sein soll, eine Entscheidung zu treffen, gehen die Meinungen auseinander. Da, wo es sich um Angelegenheiten und Interessen der Kinder handelt, will mir solch eine Regelung wohl denkbar und sinngemäß erscheinen. Aber in anderen Sachen müssen eben Eheleute versuchen, miteinander fertig zu werden, so oder so, wie sie es in tausend Kleinigkeiten des Lebens ja ohnehin gewöhnt sind. Da eine dritte Instanz einzuschieben, wäre recht bedenklich. Wenn zwei Menschen auf Gedeih und Verderb sich zusammenschließen, dann müssen sie lernen, sich zu verstehen und sich gegenseitig zu ertragen. Dabei muß immer jeder etwas von dem Eigenen aufgeben und opfern. Eine rechte Kameradschaft indes kann nur entstehen, wenn in solcher Gemeinschaft beide sich voll verantwortlich und gleichberechtigt gegenüberstehen. Das Wesen der Ehe wird schöner und edler werden, wenn sie als solche Vereinigung begriffen wird.

Literarische Rundschau

Romain Rolland, **Peter und Lutz.** Eine Erzählung. 1920, Kurt Wolffs Verlag.

Der berühmte Verfasser des großen Romans »Johann Christof« gehört zu den Franzosen, deren geistiges Bild wir in Deutschland öfter darstellen sollten als die Karikaturen nationalistischer Hetzer oder degenerierter Wüstlinge. In einem schlichten Mietshaus in Paris lebte bis zum Kriege dieser allen äußeren Ehrungen abholde, allem »Komfort« des Lebens bewußt entsagende Dichter in einsamem, unausgesetztem Schaffen.

In seiner Erzählung »Peter und Lutz« hat er uns ein köstliches kleines Kunstwerk geschenkt. Diese zarte Geschichte der Liebe zweier kinderjunger Menschen spielt im Jahre 1918. Wenn auch der große Kriegstaumel sich schon etwas gelegt hat, so steht doch die ganze Welt noch äußerlich und innerlich im Zeichen des Krieges. Aber unter der Gruppe junger Gymnasiasten, der Peter zugehört, regt sich, bald kräftig aufbegehrend, bald leise resignierend, die Stimmung gegen den Krieg. Peters bevorstehende Einziehung schwebt wie ein grauer Schatten über seinem Leben; aber im Emporblühen seiner Liebe zu der jungen anmutigen tüchtigen Freundin wird dieser Schatten immer wieder von beiden fortgewischt, wird die

Welt des Krieges von der Liebessicherheit einfach »übersehen«. Die beiden seelisch so fein differenzierten Menschen leben ihr (wie sie im Innersten wohl wissen und doch voreinander nicht aussprechen) zeitlich so sehr begrenztes Glück gleichsam neben dem Kriege — bis er selbst eingreift. Am Karfreitag, dem Tage, der sie einander ganz schenken sollte, zieht sie ein sonst ungekanntes Verlangen in die Kirche. Während sie liebesseliger Andacht hingegeben sind, stürzt ein Pfeiler von St-Gervais, durch ein deutsches Ferngeschütz getroffen, über ihnen zusammen.

Die Größe dieses Werkchens liegt weniger in der Herausarbeitung der Charaktere als in der Innigkeit und Zartheit, der Reinheit und dem Duft dieser Liebe, der Feinhörigkeit des Dichters auf die im Innersten strömenden Kräfte der keuschen Liebe. Die Erzählung hinterläßt das Gefühl freudig-wehmütiger Beglücktheit, wie es nur ganz großer Kunst gelingt. Sie webt aber auch ein Band zwischen den Ländern, über die Romain Rolland im Jahre 1912 schrieb: »Wer ahnt in Frankreich die Kraft der Sympathie, die so viele Herzen des Nachbarlandes zu Frankreich hintreibt!... Und ihr seht uns auch nicht, Brüder aus Deutschland, die wir euch sagen: Hier unsere Hände! Trotz der Lügen und der Mächte des Hasses wird man uns nicht trennen. Wir haben euch nötig, ihr habt uns nötig, für die Größe unserer Geister und unserer Rassen. Wir sind die beiden Flügel des Abendlandes. Wer den einen zerbricht, lähmt den Flug des anderen.« Klära Marck

---

Josef Hellauer (Herausgeber), **Argentinien.** Wirtschaft und Wirtschaftsgrundlagen. 10 und 251 Seiten. Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

In diesem Buche sind elf Aufsätze gesammelt, die über die Wirtschaft Argentiniens und seine weltwirtschaftlichen Beziehungen wertvolle Auskunft geben. Es werden hauptsächlich Dinge behandelt, deren Kenntnis für das Verständnis argentinischer Verhältnisse im allgemeinen und besonders für den Deutschen, der sich dort wirtschaftlich betätigen will, von Wichtigkeit sind. Die einleitende Arbeit bietet ein Gesamtbild der Wirtschaftsgrundlagen und der Wirtschaft, dann folgen Aufsätze über Kultur, Presse, Politik und Deutschtum, Probleme der Wanderung und Siedlung (2) und über bestimmte Wirtschaftszweige (7). Die Darstellungen der einzelnen Autoren ergänzen sich gegenseitig. Auch ist es kein Übel, wenn manchmal derselbe Gegenstand in mehreren Aufsätzen berührt wird und dabei abweichende Auffassungen zum Ausdruck gebracht werden. H. Fehlinger

---

A. de Nora, **Die Täuscher.** Roman. 240 Seiten. Leipzig, Verlag L. Staackmann.

Von A. de Nora, dem meist recht witzig gestimmten Mitarbeiter der Münchener »Jugend«, legt der obengenannte Leipziger Verlag ein schwer ernstes, gehaltvolles Werk auf den Rezensententisch. Eine Bauerngeschichte aus Schwaben, der ursprünglichen Heimat des Autors. Im Motiv nicht besonders neu; in diesem Punkte könnte sie schon in des geruhsamen Berthold Auerbach Schwarzwälder Dorfgeschichten gestanden haben, in der Linienführung und Ausarbeitung des Stoffes jedoch absolut eigen, urwüchsig, kraftvoll. Die Ränke der im Dorf lebenden Täuscherbauernfamilie werden geschildert. Einstmals ins Land gekommenes Zigeunerblut lebt sich aus, richtet Unheil an und triumphiert am Schlusse der Tragödie. Unrecht siegt. Mancher hätte es anders gestaltet, doch dann wäre die Geschichte mit altväterlichem Klang versehen gewesen, und solches ist nicht A. de Noras Art. Der Verfasser hat auf jede stilistische Ausschmückung wie auch auf Milieustimmungen verzichtet. Knapp und straff führt er den Faden, wirft er die Sätze hin. Klar, überzeugend, mitreißend. Spannend. Sprachlich eigenartig, dramatisch, packend. Der knappe Roman, dem der Verlag ein wunderhübsches blaugrün geblümtes Dirndlgewand angezogen hat, ist des Lesens wert. Was heutzutage schon etwas besagen will. Kl.

Auslandwegweiser, herausgegeben vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv und dem Ibero-amerikanischen Institut. 5., 6. und 7. Band. Hamburg 1921, L. Friederichsen.

Die neuesten Bändchen der hamburgischen Auslandwegweiser behandeln Mittelamerika (K. Sapper), Venezuela (W. Sievers) und Südafrika (H. Blumhagen). Die Verfasser kennen die Länder, über die sie schreiben, aus eigenem vieljährigen Aufenthalt. Die Darstellungsweise stimmt in den einzelnen Bändchen im wesentlichen überein. Den Kapiteln über Land und Volk und das Staatswesen reihen sich solche an über Landwirtschaft, Handwerk und Industrie, Handel und Verkehr, das Siedlungswesen und die Einwanderungsmöglichkeiten. Soweit wie möglich sind allen Abschnitten statistische Angaben aus amtlichen und anderen verläßlichen Veröffentlichungen beigefügt. Die Bändchen sind nicht nur Auswanderungswilligen von Nutzen, sondern auch allen volkswirtschaftlich Interessierten als Grundlagen für die allgemeine Orientierung über die betreffenden Länder.

H. Fehlinger

Karl Bröger, **Der Vierkindermann.** Ein Sang von Sommer, Sonne und Söhnen. Mit Zeichnungen von Erich Büttner. Berlin-Zehlendorf, Verlag Fritz Heyder.

Karl Brögers Gedichte zeichnet von jeher eine starke persönliche Note aus. In dem neuen schmalen Heftchen ist sie besonders charakteristisch geprägt. Nicht der Kämpfer und Stürmer zeigt sich uns, auch nicht der Sehner und Sucher, als den wir Bröger aus seinen letzten Buchveröffentlichungen kennen, sondern der stille Genießer, dem sich in vierfacher Vaterfreude Welt und Jugend von neuem erschließen. Ein paar sonnige Ferientage hat er in zwanglosen Reimen skizziert. Mit seinen Kindern ist er lachend und tollend hinausgezogen in Feld und Wald. Er selbst ist mit ihnen zum Kinde geworden und läßt die tausend stadtfremden Eindrücke auf sich ergehen. So versinken die brennendsten Fragen der Zeit vor den ewigen Rätseln und Wundern der Natur. Etwas Unberührtes und Weihevolles blüht um diesen kindergesegneten Vater auf. Mit den Augen des Kindes beginnt er zu schauen, mit ihren durch nichts angekränkelten Sinnen zu erfassen. In lachendes Jugendland ist er, der jung Gewordene, zurückgewandert. Und in unseren Augen ist seine Persönlichkeit um eine Note vertiefter, um einen klangvollen Ton noch verinnerlichter geworden. Die hübschen, lustigen Bilder und die ganze geschmackvolle Ausstattung des Büchleins tragen nicht wenig zur intimen Unterstreichung des Inhalts bei. Obwohl es von Kindern handelt, ist es doch kein Buch für Kinder, sondern eher eines für Eltern, die voll und ganz im Wesen ihrer Kinder aufgehen. Hierin liegt eine gewisse erzieherische Bedeutung des Brögerschen Versbuchs, das wir der Herzlichkeit seines Tones halber nicht nur seinen Freunden und Verehrern, sondern allen Arbeitereltern ganz allgemein als Lektüre empfehlen möchten. L.

R. F. Barton, **Ifugao Economics.** (University of California Publications in American Archaeology and Ethnology, XV—5.) Berkeley 1922, University Press. 62 Seiten und 8 Tafeln.

Hier wird eine ausführliche und lehrreiche Darstellung der Wirtschaft des Stammes der Ifugao auf den Philippineninseln gegeben. Es handelt sich um einen Stamm mit verhältnismäßig hochentwickeltem Ackerbau, der aber doch in seiner sonstigen materiellen Kultur noch recht primitiv ist. Die Jagd und die Sammlung tierischer wie pflanzlicher Nahrungsmittel spielen im Wirtschaftsleben der Ifugao eine untergeordnete Rolle; Haustiere werden zwar gehalten, aber nur zu Opferzwecken geschlachtet. Gewerbliche Gegenstände werden meist hausindustriell für den eigenen Bedarf erzeugt; bloß in wenigen dichtbevölkerten Bezirken, deren Bewohner sich von der Landwirtschaft allein nicht ernähren können, arbeitet das Haus-

gewerbe auch für den Verkauf. Die Arbeitsteilung ist nicht weit gediehen; sie besteht in der Hauptsache darin, daß gewisse Arbeiten den Männern und andere den Frauen vorbehalten sind. Als Wertmesser gilt vornehmlich der Reis, doch dienen auch Haustiere, Schmuckgegenstände und anderes diesem Zwecke. Für das Studium primitiver Wirtschaftsformen wird die Schrift gut zu gebrauchen sein.

H. Fehlinger

Notizen

Lohnabbau in Großbritannien. Von 1914 bis 1920 sind in den meisten Industrien Großbritanniens die Löhne durchschnittlich um 120 bis 130 Prozent gestiegen, in einigen Fällen um 200 Prozent, in Ausnahmefällen sogar um 300 Prozent. Seit Januar 1921 hat jedoch ein ständiger Lohnabbau eingesetzt, so daß in einigen Fällen, zum Beispiel bei den Bergarbeitern einzelner Reviere, die Lohnhöhe im Februar 1922 die der Vorkriegszeit nur noch um 20 Prozent überstieg. Nur bei den niedrigst bezahlten Gruppen haben manche Arbeiter noch einen Lohn, der um ungefähr 150 Prozent höher ist als vor dem Kriege.

Der Durchschnitt der Standardlöhne in den wichtigsten Orten Großbritanniens stellte sich 1914, 1920 und 1922 für die nachstehend genannten Berufe nach den Angaben des Internationalen Arbeitsamtes folgendermaßen:

Berufe	Wochenlöhne 4. 8. 1914 Sch. Pence	31. 12. 1920 Sch. Pence	28. 2. 1922 Sch. Pence
Baugewerbe:			
Maurer	40 7	100 10	86 9
Maler	36 3	99 3	84 11
Hilfsarbeiter	26 1	87 3	68 5
Maschinenbau			
Dreher	38 11	89 6	73 6
Eisengießer	41 8	92 10	76 3
Modellmacher	42 1	94 3	77 10
Hilfsarbeiter	22 10	70 9	56 11
Schiffbau:			
Schiffszimmerer	41 4	91 3	75 1
Schiffstischler	40 —	101 —	76 11
"	40 4	90 —	74 1
Nieter	37 9	87 2	71 6
Hilfsarbeiter	22 10	70 4	56 11
Buchindustrie:			
Handsetzer	35 8	93 4	75 1
Buchbinder usw.	33 11	93 8	86 7
Möbeltischlerei:			
Kunsttischler	39 9	102 1	83 9
Tapezierer	38 9	101 1	83 7
Polierer	37 1	101 11	83 6
Bäckerei	30 3	83 3	73 3
Schuhindustrie:			
Gelernte Arbeiter	30 —	68 —	64 —

Vergleicht man mit dieser Lohnentwicklung die Steigerung der Preise für die Lebens- und Genußmittel sowie die notwendigsten Industrieartikel in Großbritannien, dann ergibt sich, daß auch dort sich große Gruppen der Arbeiter heute in wirtschaftlicher Beziehung beträchtlich schlechter stehen als vor dem Kriege.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16 | Ausgegeben am 14. Juli 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Georg von Vollmar †

Von Alwin Saenger

Soiensaß, 2. Juli 1922

Über dem Walchensee liegt warme Sommernacht. Die Berge der bayerischen und Tiroler Alpenwelt, die sich im leicht bewegten Wasser spiegeln, geben der Seele Ruhe und Kraft, Abschied zu nehmen. Um die siebte Morgenstunde des 30. Juni endete mit einem ruhigen, tiefen Atemzug das Leben Georg v. Vollmars. Ruhig war der Schlaf der Nacht. Noch einmal öffneten sich die Augen wenige Minuten vor dem Scheiden und blickten sinnend und fest in die weite Ferne. Die Hand der Gefährtin ruhte auf seinem Herzen.... Und nun liegt der teure Meister nebenan im Arbeitszimmer, das Haupt leicht zu dem See geneigt, dessen Wellenspiel durch das geöffnete Fenster dringt. Nur Schlaf, tiefen Schlaf zeigt das Antlitz; gewaltiger noch wie im Leben tritt dieses Haupt, das den genialen Geist erkennen läßt, hervor. Die Bahre steht an jener Stelle des Raumes, auf der in den letzten Jahren der Lebende auf dem Krankenstuhl lag und mit einer jugendlichen Geistesfrische Rat und Freundschaft, Segen und Glück denen spendete, die ihn aufsuchten.

* * *

Die Chronik meldet uns, daß Georg Karl Joseph Heinrich am 7. März 1850 zu München als der Sohn des Königlichen Geheimen Ministerialregistrators Ritter v. Vollmar auf Veltheim geboren wurde. Das alte bayerische Geschlecht Vollmar ist am 22. Juni 1818 in die Adelsmatrikel aufgenommen worden. Es muß da irgendwo in der Familie eine hereditäre Tradition gelebt haben. Das Bild eines Vollmar aus früheren Jahrhunderten zeigt auffallende Ähnlichkeit mit Georg v. Vollmar.

Die erste Bildung erwarb Vollmar in dem katholischen Benediktinergymnasium Sankt Stephan in Augsburg. Am 18. August 1865 meldete dann aus Freising der Oberst des 3. Kürassierregiments Großfürst Konstantin Nikolajewitsch an das K. Generalkommando in München, »daß er einen Kadeten Georg Ritter von Vollmar auf Veltheim im Regimente, in dem sich bis jetzt nur ein Kadet befindet, angenommen habe, und selber am 17. vor der Parade verpflichtet wurde«. Die Größe des Kadetten betrug »6 Schuh«. Drei Vierteljahre später war der Kadett Unterleutnant im dritten bayerischen Infanterieregiment. Der junge Offizier muß an dieser Waffenart wenig Freude gehabt haben, da er schon alsbald um seine Versetzung zu einem Jägerbataillon »aus besonderer Vorliebe für diese Waffe« mit Erfolg nachsuchte. Aber auch bei den Jägern war sein Bleiben kein langes. Er verließ den militärischen Dienst und trat anfangs 1868 als Freiwilliger in das Korps der Carabiniers

étrangers zu Rom ein und diente in dieser Stadt sowie in der römischen Campagna. Schon Ende 1868 aber trat er aus dem päpstlichen Dienste wieder aus.

Am 20. Juli 1870 richtete an das »Hohe Ministerium des Krieges« der »ehrfurchtsvollst unterzeichnete Königliche Post- und Bahnaspirant« Vollmar die Bitte, ihn als Freiwilligen bei einem Truppenteil im Feld einzustellen. »Nur der lebhafte Wunsch, seinem Vaterland mit seiner Kraft, vielleicht auch durch seine geringen Kenntnisse des französischen Heerwesens zu dienen, konnte den ehrfurchtsvollst Unterzeichneten zu Obigem bestimmen, ein Hohes Ministerium mit einer Bitte zu belästigen, was dasselbe seinem Gebundensein an seinen Wohnort, aber auch seinem Verlangen, im offenen Felde seinem Vaterland zu dienen, zugut halten möge.« Am 14. Januar 1871 trat Vollmar sodann bei der deutschen Feldeisenbahn auf Kriegsdauer als Eisenbahnbetriebstelegraphist in den Dienst. Zwei Wochen später war er für sein Leben zum Krüppel geschossen: zu Blois erhielt er am 29. Januar 1871 bei der Dienstausteilung einen Schuß in das linke Schienbein. Den Schaden für immer verursachte nicht die Schießverletzung allein, sondern auch ein auf dem Transport durch den Bruch der Tragbahre verursachter Sturz.

Eine Woche lang lag Vollmar ohne Nahrung, verlassen in einem brennenden Gehöft, die schwer verletzten Beine hilflos ohne jede Pflege herunterhängend.

* * *

So mag denn als historisches Dokument für Geist und Richtung damaliger Zeit die Urkunde folgen, welche die christlichen Bemühungen erhärtet, einen »vaterlandslosen« Krüppel zum Bettler zu machen, da er in den Verdacht sozialistischer Gesinnung kam. Auf einen Antrag der »Königlichen Polizeidirektion München« hin verlangte das bayerische Staatsministerium des Innern vom Kriegsministerium den Entzug der Militärpension Vollmars. Zur Ehre des Militärministeriums sei es vermerkt, daß dieses Ressort zunächst dem niedrigen Ansinnen widerstand. Der bayerische Kriegsminister v. Maillinger lehnte in einem Schreiben vom 9. August 1877 an das Staatsministerium des Innern (»Betreff: Sozialistische Agitation, hier der Redakteur der sozialistischen ‚Dresdener Volkszeitung' Georg Ritter v. Vollmar«) die »Einziehung der Pensionskompetenzen des p. Vollmar« ab. Aber den weiteren Versuchen des inneren Ministeriums zeigte sich allmählich auch der Kriegsminister gefügiger. Der Minister lehnte zwar am 26. Februar 1881 noch einmal den vollkommenen Pensionsentzug ab, bemerkte aber am Schlusse des Schreibens: »Sollte indessen das K. Staatsministerium des Innern einen Modus zu bezeichnen vermögen, um die fraglichen Bezüge wenigstens zu schmälern, so wird das Kriegsministerium für gefällige weitere Mitteilung nur dankbar sein.« Es muß doch wohl ein Gefühl der Scham die damals Regierenden allmählich überkommen haben, denn weitere Versuche, Vollmar die Kriegspension zu nehmen, wurden nicht mehr gemacht.

* * *

Wir bringen diese Tatsachen aus dem Einzelleben, weil sie Zeitgeschichte sind. Und in jener Zeit törichtester Klassenunbildung und politischer Beengtheit wurde aus dem Kadetten des Kürassierregiments der — Sozialist:

1877 ist Vollmar an der »Dresdener Volkszeitung« als Redakteur tätig. Die Universitäten in Zürich und Paris sehen ihn 1879 bis 1882. Im Sächsischen Landtag wirkt er vier Jahre (1885 bis 1889). Schon vorher, 1881, zieht er für den Wahlkreis Mittweida in den Reichstag. Von 1884 ab vertritt er dann in diesem Parlament — ausgenommen die Zeit von 1887 bis 1889 — München; darauf erkämpft er sich 1893 im Bayerischen Landtag mit vier anderen Sozialdemokraten die ersten Sitze für die Partei. Aus Reichstag und Landtag scheidet er im Herbst 1918 infolge seines verschlimmerten Gesundheitszustandes. Um seine Nachfolgeschaft für den Reichstag stritt sich mit dem sozialdemokratischen Kandidaten — Kurt Eisner!

Überblicken wir das Leben Georg v. Vollmars, erkennen wir zunächst, daß der Politiker in seinem parteipolitischen Bekenntnis sich erhebt über alles, was die deutsche politische Art unter Parteipolitik versteht, und eben darum wirkte er mit größtem Erfolg für seine Partei, darum eben verschaffte er in seiner bayerischen Heimat der Partei Einfluß und Macht, die weit über die zahlenmäßige Stärke, vor allem im Parlament, hinausgingen, darum eben fand seine persönliche Stellung die entsprechende Charakterisierung in dem Scherzwort von »Vollmar, der ungekrönte König von Bayern«.

Die Gewohnheiten hierzulande, das politische Metier in der Austeilung grober Keile auf grobe Klötze zu erblicken, den politischen Mitmenschen mit anderen Anschauungen von vornherein zu deklassieren, den Beifall der Wählermenge durch Originalität und parteipolitische Dialektik zu gewinnen, waren dem Politiker Vollmar unbekannt. Er wirkte immer nur durch die Fülle und Kraft seines Geistes, der auf das vollkommenste frei von Demagogie war und von der Höhe allgemeiner Menschlichkeit die Idee eines Säkulums verkündete. »Wir wollen eine demokratische und keine autoritäre Partei sein«, waren seine Worte auf einer am 27. Juli 1903 in München abgehaltenen Parteiversammlung. Und derselbe Grundgedanke wurde von Vollmar einige Wochen später in Dresden in den historischen Auseinandersetzungen auf dem Parteitag siegreich vertreten; denn die durchschlagende Kraft des Erfolges ist von seiner Dauer abhängig. Der Volkstribun und hinreißende Volksredner gewinnt die Mehrheit für den Augenblick; Sieger ist und *bleibt*, wer die Richtigkeit seiner Anschauungen durch und mit der Zeit bestätigt sieht. Und Vollmar ist der Sieger von Dresden geblieben, eben weil er kein bloßer Parteipolitiker, sondern ein Führer, ein Staatsmann war.

Zu verneinen ist die Frage, ob ein hinreißendes Temperament dem von uns Gegangenen zu eigen war. Aber seiner Rede wohnte eine andere Gewalt inne, die für immer in die Mauern der Gegner Bresche legt: *die hinreißende Gewalt der Überzeugung*. Würden wir in unserem Vaterland endlich mit einer wirklichen politischen Schulung beginnen, die Reden Georg v. Vollmars müßten das Programm eines Semesters sein. Möchten wenigstens die Jüngeren, geistig Regsamen in der eigenen Partei diese Denkmäler eines überragenden Intellekts und vornehmster Sachlichkeit eifrigst studieren! In den Reden Vollmars ist kein Wort zu viel, keines zu wenig. Sie sind Musterbeispiele rhetorischer Prägnanz und eines seltenen Vermögens, zu überzeugen, dabei von reinstem sprachlichem Wohllaut. Hören wir den Schluß der Rede Vollmars, die er am 11. Januar 1906 im bayerischen Parlament über »Sozialdemokratie und Vaterland« hielt:

Um auf unsere Stellung zum Heere im besonderen zurückzukommen, so möchte ich, anstatt Neues zu sagen, heute lieber auf eine frühere Verhandlung dieses Hauses — also auf Aktenkundiges — zurückgreifen. Es war in der Generaldiskussion zum Militäretat von 1893 — also vor nun zwölf Jahren, wo ich ebenfalls die Ehre hatte, namens meiner Partei zu sprechen, um zum ersten Male in diesem Hause unsere grundsätzliche Stellung gegenüber den Heeresangelegenheiten festzulegen. Ich hatte damals unter anderem darauf hingewiesen, daß das Heer trotz allem, was scheinbar dagegen spreche, doch heute im Zuge sei, sich innerlich unaufhaltsam zu demokratisieren. Von einem Redner dieses Hauses war daraufhin der Weheruf ausgestoßen worden: Wenn das so wäre, dann würde ja das Heer zum Tummelplatz der Sozialdemokratie werden, und es werde am Ende dahin kommen, daß das Heer »den gewünschten Schutz nicht mehr gewähre«. Darauf habe ich folgendes geantwortet:

»Da fragt es sich nur, welchen Schutz man vom Heer erwartet. Wenn es sich um die Not und den Schutz des Landes gegen feindliche Angriffe handelt, dann wird man erfahren, daß die Sozialdemokraten ihr Vaterland wahrlich nicht weniger lieben und bei seiner Verteidigung nicht die schlechtesten und am wenigsten opferbereiten Soldaten sein werden. Wenn dagegen jemals der törichte Gedanke auftauchen sollte, das Heer zur Aufrechterhaltung einer hinfällig werdenden Klassenherrschaft, zum Schutze unhaltbarer Vorrechte und zur Knebelung von Bestrebungen anzuwenden, welche in der ganzen politischen und sozialökonomischen Entwicklung unserer Zeit liegen und ihr notwendiger Ausdruck sind — dann allerdings sind wir der festen Überzeugung, daß der Tag kommen wird, wo das Heer sich erinnert, daß es aus dem Volke hervorgegangen ist und daß dessen Interessen seine eigenen sind.«

Konnte ein politischer Gegner hiergegen mit Erfolg Einwendungen erheben? Mußte Vollmar nicht mit dieser Diktion die Hörer bezwingen und sie zum Nachdenken veranlassen?

Ihm war ein weiteres Attribut großer Führerschaft in Vollendung zu eigen: M ä ß i g u n g; sie hinderte ihn an jeglichem Vergreifen und Schwanken und ließ sein Können stets in der Welt realer Möglichkeiten schaffen. So mußte das Ansehen des Führers ein dauernd gesteigertes sein. Universelles geschichtliches Wissen verbot ihm, einem beifallsfreudigen Publikum Sichtwechsel auf irdisches Glück auszustellen, die am Verfalltag nicht eingelöst werden können. Nie mag die Wahrheit, daß die Politik nur die Kunst des Möglichen ist, mit größerer Klarheit zur Richtlinie politischen Wirkens genommen worden sein als von Georg v. Vollmar. Mit unwiderstehlicher Dialektik vermochte er das allmähliche Werden einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung zu schildern.

Auf Ersuchen der Londoner Zeitschrift »National Review« äußerte sich Vollmar nach den Wahlen 1903 über Wesen und Absichten der deutschen Sozialdemokratie folgendermaßen:

Fanatische Vertreter des heutigen Produktionssystems mit seinen Klassenvorrechten glauben deshalb oder geben vor zu glauben, daß die Sozialdemokraten alle bestehende Ordnung gewaltsam »umstürzen« wollen. Aber niemand kann von einer solchen brutalen und törichten Auffassung weiter entfernt sein als die Sozialdemokratie. Soweit an ihr liegt, will sie vielmehr die augenblicklichen Formen der Gesellschaft auf dem einzig natürlichen und vernünftigen Wege umwandeln, auf welchem eine solche Ordnung überhaupt umgestaltet werden kann, nämlich von innen heraus, durch ein allmähliches, organisches Übergehen und Hineinwachsen in die kommende Ordnung. Die Sozialdemokratie ist weder eine Sekte, welche ihren Zukunftstempel nach vorher bestimmten Plänen bauen möchte, noch auch eine

Schule, die sich anmaßt, den notwendigen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung zu unterbrechen und in der Richtung ihrer Lehrmeinungen zwingen zu können. Um was es sich für die Sozialdemokratie handelt, das ist, das soziale Unrecht auf den von der wirtschaftlichen Entwicklung selbst vorgezeichneten Wegen und Etappen zu vermindern und schließlich zu beseitigen. Auch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist darum keine Schablone, die auf alle Verhältnisse gleicherweise und gleichzeitig Anwendung finden kann. Die unmittelbare Vergesellschaftung, die juristische Besitzergreifung hat dort einzutreten, wo die Produktion die Merkmale des Individuellen schon völlig abgestreift und einen sozialen Charakter angenommen hat. Ganz allgemein aber ist das Herrschaftsrecht des Kapitals immer mehr einzuschränken und dagegen das Recht und die Pflicht des Staates zur Beaufsichtigung des gesamten Wirtschaftslebens, vor allem zu Eingriffen auf dem Gebiet der Sozialpolitik, in dem Maße fortgesetzt auszudehnen, als die Entwicklung des Produktionswesens sowie die Interessen der Arbeiterklassen und der ganzen Nation dies jeweils erforderlich machen.

Dieses Bekenntnis des in souveräner Ruhe wandelnden Führers ist die Fortführung jenes berühmten Satzes, der in der Münchener Eldorado-Rede 1891 gesprochen wurde: »Alle politischen und gesellschaftlichen Zustände sind etwas Relatives, sind Übergangsformen. Die heutige Form zu benutzen, um auf die Gestaltung der morgigen Einfluß zu üben, das muß unsere Aufgabe sein.«

Aber noch eines außer diesem Wissen ist es, das Georg v. Vollmar zu seiner Führerschaft berief: seine Wahrhaftigkeit, für den Menschen viel, für den Politiker alles. Über die Lippen dieses Mannes kam niemals ein unwahres Wort. Und es war verständlich, daß die politischen Gegner zu diesem sozialdemokratischen Führer nur in dem Verhältnis der höchsten Achtung standen.

Vollmar war ein großer Staatsmann; denn jene Eigenschaften, denen wirkliche Staatsmänner die Elemente ihrer Lebensarbeit entnehmen, besaß er in überreichem Maße: umfassende Bildung, Klugheit, Selbstbeherrschung. Seine Bildung war von hellenischer Vollendung. Sein Intellekt vermochte ihm jeden Sieg zu verschaffen, und selbst in den bittersten Stunden der Entsagung auf einem jahrzehntelangen Schmerzenslager stand er über dem Leben. Das Größte aber war der Mann als Mensch, als Charakter. Das Wort des Römers von der Anima candida trifft auf ihn in seltenem Ausmaß zu. In der Fülle seines Ruhmes und seiner Erfolge blieb er, was er war: der auf sachlichster Klugheit und Adel der Gesinnung ruhende, in sich selbst begründete Charakter. Die Selbstlosigkeit ging so weit, sorgsamst vorbereitete Reden ohne den Hauch eines Neides oder niederen Ehrgeizes anderen zu überlassen, die auf den Beifallssturm der Applaudierenden mehr Gewicht legten als dieser Denker. Er bahnte der Jugend den Weg zum Aufstieg, wo er nur konnte, ein selten befolgtes Beispiel allen denen gebend, deren inneres Unvermögen das Herannahen neuer Kräfte als Konkurrenten für ihr Halbgötterthum fürchtet. Das scheinbar Paradoxe, daß Vollmar Feind jedes Dogmas und parteipolitischer Thesen war und dennoch eine Schülerschaft hinterließ, erklärt sich aus der selbstverständlichen Menschlichkeit seines Wesens, die eine lernende, begeisterungsfähige jüngere Generation in seinen Bann ziehen mußte. Eine Epoche, deren Merkmal der Historiker der Zukunft dereinst in dem Epigonentum auf allen Gebieten erkennen wird, kann allerdings nur Schüler zeitigen, die im Abstand zu

folgen vermögen. Der Platz eines jeden, der hinübergeht, mag besetzt werden können; aber nicht können ersetzt werden die großen Persönlichkeiten. Vollmar ist unersetzbar.

* * *

Das Spiegelbild des eigenen Ichs fand Georg v. Vollmar in der reinen Seele Julia Kjellbergs. Die Lebensgemeinschaft dieser beiden Menschen war von einer Harmonie, Seelenadel, Reinheit und Innigkeit, wie wir sie fast nur aus den Liedern der Dichter kennen. Diese Gefährtenschaft kannte in des Wortes strengster Bedeutung keine einzige Minute des Zwistes, der Disharmonie. Sie beide waren glücklich vom ersten Augenblick bis zum allerletzten! Die seltene Frau aus schwedischem Geschlecht voll höchster Güte, Aufopferung und Liebe, im Vollbesitz wahrer Bildung hat sich den Dank für immer verdient. Sie ermöglichte es dem Gefährten, sich befreit von allen Erbärmlichkeiten des täglichen Lebens ganz den Aufgaben seines Daseins zu widmen. Möge die Trauer von Hunderttausenden ihre Trauer mildern. Wir aber wollen Erinnerung, Schmerz und Hoffnung beim Abschied von Georg v. Vollmar zusammenfassen in den Worten, die auf dem Grabe Johann Gottlieb Fichtes stehen:

Die edelste Trauer um die Toten ist
Wandeln in ihrer Bahn,
Ihrem Vorbilde nach.

Die Swa-Radsch-Bewegung in Indien

Von H. Fehlinger

Swa-Radsch ist das Losungswort der Jung-Inder, die die nationale Einheit und Unabhängigkeit ihres Landes erstreben. Die Unabhängigkeit wird von manchen so aufgefaßt, daß Indien ein sich selbst verwaltendes Glied des britischen Weltreichs bilden soll, von anderen aber als völlige Unabhängigkeit von England oder jedem anderen Staatswesen. Die Führer der indischen Nationalbewegung sind größtenteils Leute mit europäischer Bildung, die auch ihre Ideen von nationaler Gemeinschaft und Freiheit aus der Kenntnis des Entwicklungsganges der europäischen Völker schöpfen. Die Inder als Gesamtheit bildeten in der vorbritischen Zeit niemals eine Nation. Sie sprechen weder dieselbe Sprache, noch gehören sie zu einer und derselben ethnischen Gruppe, noch bildeten sie in der Vergangenheit eine politische Gemeinschaft, aus der ein nationales Selbstbewußtsein hätte entstehen können. Erst in allerjüngster Zeit hat sich ein solches Selbstbewußtsein entwickelt und eine scharfe Spannung zwischen Indern und Briten hervorgerufen. Dieses neu entstandene Gegensatzgefühl der Inder gegen ihre Beherrscher hat sich seit dem Ende des Weltkriegs rasch gesteigert und Bevölkerungskreise ergriffen, die noch wenige Jahre vorher der Nationalbewegung völlig indifferent gegenüberstanden. Der Antagonismus richtet sich allem Anschein nach weniger gegen die britische Herrschaft an sich, als vielmehr gegen das damit verbundene Eindringen europäischer Kulturelemente und das drohende Verdrängen indischer Eigenkultur. Der gegenwärtig am meisten hervorragende Inderführer M. K. Gandhi schreibt in seinem Buche »Indian Home Rule« (Madras 1919): »Die Austreibung der Engländer ist nicht notwen-

digerweise unser Ziel. Wenn sie indianisiert werden, können wir sie beherbergen. Wenn sie aber mit ihrer Kultur in Indien bleiben wollen, dann haben wir keinen Platz für sie.«

Das Ziel, das Gandhi vorschwebt, ist wesentlich verschieden von dem der führenden Männer auf den ersten indischen Nationalkongressen, deren Ideal die langsame Ausbreitung europäischer Kultur in Indien war. Sie bekannten sich zu der Auffassung, daß der Westen dem Osten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig überlegen sei. Jene Kongresse waren nicht von indischem Geiste erfüllt, sondern vom Geiste des Gladstoneschen Liberalismus; die auf ihnen verfochtenen Bestrebungen fanden daher bald das Mißfallen der orthodoxen Hindu, die ihre traditionellen Einrichtungen bedroht sahen. Sie setzten deshalb 1901 mit einer Gegenbewegung ein, die bald starken Anhang gewann und seit 1905 auch die Nationalkongresse beherrscht. Die neue indische Nationalbewegung unter Führung des Brahmanen B. G. Tilak (der vor einigen Jahren starb) forderte im besonderen die Erhaltung und Achtung der überkommenen Einrichtungen, aber durch verfehlte Maßregeln der britischen Verwaltung, besonders der Regierung Lord Curzons, wurde sie dazu gedrängt, mehr und mehr Gewicht auf politische Forderungen zu legen, die im Verlangen nach uneingeschränkter Selbstregierung gipfelten. Gegen die britischen Verwaltungseinrichtungen wurde immer häufiger der Boykott angewendet, und mehr als einmal schien es, als sollte sich der große Aufstand von 1857 wiederholen. Die Lage wurde noch kritischer, als 1917 die Führer der Moslems sich der Nationalbewegung anschlossen, die bis dahin auf die Hindus beschränkt war. Überdies riefen die Geschehnisse während des Weltkriegs bei den friedliebenden Hindus einen starken Widerwillen gegen die in Machtstreben und Gewaltfähigkeit schwelgenden Briten hervor, der gesteigert wurde durch Bluttaten, die nach dem Kriege in Indien selbst begangen wurden.

Im Januar 1919 wurden Entwürfe zweier Gesetze gegen revolutionäre Bestrebungen veröffentlicht, denen die Vorschläge des unter Vorsitz von Richter Rowlatt amtierenden »Aufruhrkomitees« zugrunde lagen. Die in den Gesetzentwürfen kodifizierten Maßnahmen wurden selbst von politisch gemäßigten Indern und von Anhängern der Regierung als überflüssig und gefährlich bezeichnet. Ihr Bekanntwerden rief große Protestkundgebungen hervor. Gandhi, der noch kurz vorher die Kriegspolitik der Regierung unterstützt hatte, predigte nun den passiven Widerstand. Dennoch wurden die Entwürfe am 18. März 1919 Gesetz, worauf Gandhi und sein Ausschuß für den 30. desselben Monats einen allgemeinen Geschäftsschluß und Einstellung aller Arbeiten ankündigten.

Bei Durchführung dieser Arbeitsruhe kam es in Delhi zu Gewalttaten. Die bewaffnete Macht griff ein und tötete fünf Menschen. Das war das Signal zur weiteren Ausbreitung der Unruhen, in deren Verlauf sich auch die *fürchterliche Bluttat des Generals Dyer* zu Amritsar (Pandschab) am 13. April 1919 ereignete. Dyer ließ auf eine unbewaffnete eingepferchte Menge von 6000 bis 10 000 Personen Feuer geben. *Auf dem Platze blieben 379 Tote und an 1200 Verwundete.* Der General zog nach seiner Tat ab, ohne sich irgendwie um die Verwundeten zu kümmern. Diese Tragödie von Amritsar erschütterte aufs tiefste das Vertrauen des indischen Volkes in die britische Herrschaft.

In einer Depesche, welche die Londoner Regierung aus Anlaß der Bluttat des Generals Dyer an die indische Regierung richtete, wurde diese mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß, wenn bei Unruhen ein militärisches Aufgebot unvermeidlich ist, dieses nur, soweit es dringend erforderlich sei, Gewalt anwenden dürfe. Es wurde mit Bedauern festgestellt, daß Dyer diesen Grundsatz mißachtet und Auffassungen seiner militärischen Pflichten bekundet habe, die gründlich von jenen abweichen, welche die britische Regierung bei ihren Offizieren voraussetzen müsse. Aber die Londoner Erklärungen kamen zu spät; sie konnten das Geschehene nicht ändern und den hellen Aufruhr im Pandschab nicht mehr verhindern. Die von Ghandi geleitete Bewegung des passiven Widerstandes gegen die britisch-indische Verwaltung nahm gewaltig an Anhang zu, und der Widerstand war nicht immer mehr friedlicher Art. Mehr wie jemals zuvor wirkten auf die Massen Gandhis Aufrufe an die religiösen Gefühle der Hindus und Muselmanen, der die Befreiung vom Joche der erniedrigenden europäischen Zivilisation und die Rückkehr zu der indischen Eigenkultur mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit als höchstes Ziel aller Klassen verkündete und der bis heute mit unverrückbarer Entschlossenheit seinem Ziele zustrebt.

* * *

Ein Zugeständnis an Indien, das, wenn es noch während des Krieges gemacht worden wäre, wahrscheinlich die Opposition gegen die britische Herrschaft stark eingedämmt und vielleicht das Aufkommen der europafeindlichen Geistesrichtung verhindert hätte, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen von recht fragwürdigem Werte, nämlich die Einführung einer parlamentarischen Verfassung.

Nach verschiedenen mißglückten Versuchen zu politischen Reformen wurde endlich mit dem »Government of Indian Act« von 1919 eine Verfassung geschaffen, die dem Riesenreich mit 320 Millionen Einwohnern ein gewisses, freilich recht bescheidenes Maß von Selbstverwaltung gewährte. Das Gesetz beruht auf Vorschlägen, die der Staatssekretär Montagu und der Vizekönig Lord Chelmsford in einem gemeinsamen Bericht vom 22. April 1918 machten. Die Befugnisse und Verantwortlichkeiten der indischen Zentralregierung bleiben durch die Reform unangetastet, doch wurde ein allindisches Parlament ins Leben gerufen, das aus zwei Körperschaften besteht, deren eine — die Legislative Assembly — aus gewählten Vertretern zusammengesetzt ist, während die andere, an Mitgliederzahl kleinere Körperschaft — Council of State genannt — teils aus gewählten, teils aus solchen Personen besteht, die von der Regierung ernannt werden oder von Amts wegen die Mitgliedschaft besitzen. Der Vertreter der Krone hat ferner diesem Parlament gegenüber das Vetorecht.

In weiterem Maße ausgebildet wurde die Volksvertretung in den indischen Provinzen Bombay, Madras, Bengalen, Agra-Oudh, Bihar-Orissa, Assam, den Zentralprovinzen und dem Pandschab. Das wesentliche Kennzeichen des Systems der Provinzialverfassungen ist die Dyarchie. Die Funktionen jeder Provinzialregierung werden in zwei Gruppen geschieden, nämlich »reservierte Angelegenheiten« und »übertragene Angelegenheiten«. Reservierte Angelegenheiten sind jene, die mit der Aufrechterhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung in unmittelbarer Beziehung stehen. Sie gehören ausschließlich zu dem Zuständigkeitsbereich des Exekutivrats

bestehend aus dem Gouverneur und je einem britischen und indischen Mitglied. Alle anderen Gegenstände (wie Volkswirtschaft, öffentliche Arbeiten, Volksbildung, örtliche Verwaltung) gelten als übertragene Angelegenheiten, die in den Zuständigkeitsbereich der Provinzialministerien fallen. Die Minister sind einem gesetzgebenden Rat (Legislative Council) verantwortlich, der in seiner Mehrheit aus gewählten Abgeordneten besteht. Die Wahl der Abgeordneten erfolgt durch einen Teil der männlichen Bevölkerung, doch ist das Wahlrecht an gewisse Besitzqualifikationen geknüpft. Die Abgeordneten sind größtenteils Vertreter von geographischen Wahlkreisen, zum kleineren Teil aber vertreten sie bestimmte religiöse oder andere Gemeinschaften. Jeder Wähler hat nur eine Stimme. Die Gesamtzahl der Wähler ist etwa 6 200 000 (noch nicht ganz 3 Prozent der Bevölkerung jener Gebiete, auf die sich das provinziale Vertretungssystem erstreckt). Ausgenommen von der provinzialen Selbstverwaltung sind die Eingeborenenstaaten, die Nordwestgrenzprovinz, Beludschistan, Birma und einige kleine unter britischer Verwaltung stehende Gebiete.

Bei den ersten Parlamentswahlen war die Beteiligung im ganzen eine schwache. In vielen Kreisen stimmte nur ein Zehntel bis ein Fünftel der Wähler ab. Schuld hieran war vornehmlich der von den Nationalisten durchgeführte Boykott. Ferner aber kommt in Betracht, daß das parlamentarische System der übergroßen Mehrheit der wahlberechtigten Männer Indiens etwas durchaus Fremdes ist.

Die Frage, ob der Versuch der Einführung eines parlamentarischen Systems und europäischer Selbstverwaltungsmaximen in Indien Erfolg haben wird, ob die Inder für eine Selbstregierung schon reif sind und nicht, wenn heute ein »freies Indien« entstände, dieses bald dem Schwerte des Islam verfallen würde, kann hier nicht entschieden werden; jedenfalls hat sich die indische Nationalbewegung bereits zu einer Stärke entwickelt, welche die Herrschaft Englands in manchen Teilen des riesigen Gebiets, und zwar gerade den fortgeschrittensten, ernstlich bedroht. Wie in so manchen anderen Gegenden, hat der Weltkrieg auch in Indien Anschauungen und Bestrebungen ausgelöst, die sich nicht so leicht mehr bannen lassen.

Zur Gewinnbeteiligung der Arbeiter

Von Dr. Wilhelm Schöttler

In dem sogenannten Gewinnbeteiligungs- oder Anteilsystem haben wir durchaus kein neues Problem vor uns. Seit die industrielle Entwicklung zu dem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit führte, hat es nie an Stimmen gefehlt, die immer wieder den Gedanken einer Interessengemeinschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter propagierten und die Gewinnbeteiligung als Mittel zum Zweck priesen. Unter dieser ist »eine solche Art der Arbeitsvergütung zu verstehen, bei der auf Grund des Arbeitsvertrags der feste Lohn durch einen Anteil am Gewinn der Unternehmung ergänzt wird, also auch die Gewährung der Gewinnbeteiligung nach Art und Umfang auf rechtlicher Verpflichtung beruht«.[1] Bei uns in Deutschland wurde das Gewinnbeteiligungssystem zuerst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts von

[1] Gruner, Arbeitergewinnbeteiligung. Berlin 1919.

Robert v. Mohl, der eine staatliche Zwangseinführung forderte, vertreten, dann in stärkerem Maße in den sechziger Jahren von manchen Sozialreformern, besonders von dem preußischen Statistiker Engel, der von ihm die restlose Lösung der sozialen Frage erwartete. In den achtziger und neunziger Jahren sehen wir das System bei uns von mehreren — durch ihre besonderen Betriebe besonders dazu geeigneten — Firmen als Lohnsystem angewandt, wo es sich teils bis heute gehalten hat (zum Beispiel bei Max Roesler, Rodach, Heinrich Freese, Berlin, Karl Zeiß, Jena).

Die letzten Jahre mit ihren sozialen Umgestaltungen und ihrem Suchen nach neuen gesellschaftlichen Formen haben das Problem wieder stärker als bisher in den Vordergrund geschoben. Daher ist eine so sachliche und eingehende Behandlung des Gewinnbeteiligungssystems von seinen ersten Anfängen bis zum heutigen Stand, wie sie Goldschmidt in seiner Schrift »Die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer« (Berlin 1922, Karl Heymanns Verlag) gibt, sehr zu begrüßen. Uns sollen hier jedoch nur seine Ausführungen über die Stellung der sozialistischen Arbeiterschaft zur Gewinnbeteiligungsfrage interessieren, besonders ihre Stellung seit unserem politischen Umschwung, denn letzten Endes ist für die ganze Entwicklung des Systems deren Standpunkt ausschlaggebend.

Die Stellungnahme der Arbeiter zur Frage der Gewinnbeteiligung war früher eine durchaus ablehnende. Die Führer der deutschen Arbeiterbewegung erhoben unter tieferer Begründung im wesentlichen als Einwände gegen das Gewinnbeteiligungssystem, daß dieses die Arbeiter zu gesteigerter Arbeitsleistung antreibe, ohne jedoch dafür höhere Arbeitsvergütung zu gewähren; die Gewinnbeteiligung bedeute so eine stärkere Ausbeutung und Schlechterstellung der Arbeiter und wirke insofern sozialpolitisch nachteilig, als sie die Arbeiter an ihre Betriebe fessele, sie ihrer Organisation entfremde und den Klassenkampf schwäche. Ferner werde die Arbeiterklasse dadurch geschädigt, daß mit der Vermehrung der Überproduktion die Krisengefahr gesteigert würde. Gerade an dieser Stelle wurden des öfteren Stimmen in diesem Sinne laut. So faßte Josephine Braun in ihrem Aufsatz »Die Gewinnbeteiligung«[2] ihr Gesamturteil in dieser Frage in den Worten zusammen: »Kein Lohnsystem bietet dem Unternehmer so viele Handhaben, um den Arbeiter nach jeder Richtung hin auf das äußerste auszunutzen, und kein anderes verleiht dem Unternehmer zugleich in der Weise den Schein des aufopferungsvollen Wohltäters und Arbeiterfreundes wie die Gewinnbeteiligung.«

Auch Max Schippel[3] bezeichnete die Gewinnbeteiligung im allgemeinen als ein auf die Ausbeutung der Arbeiter gerichtetes Lohnsystem profitgieriger Unternehmer. Er hält sie schon deshalb für ungeeignet, weil ein Vergleich von Lohnzuschlag und Mehrarbeit der Arbeiter selten möglich sei. Nur die Vorteile für den Kapitalprofit seien als bare Münze zu nehmen. Schippel zitiert Äußerungen Sedley Taylors über die Gewinnbeteiligung. Ein »Surplusprofit« werde geschaffen durch die gesteigerte Wirksamkeit der Arbeiter unter dem stimulierenden Einfluß der Gewinnbeteiligung. Würden die Über- oder Extraprofite ganz unter die Arbeiter verteilt, so stehe sich der Unter-

[2] Neue Zeit, 1886, S. 447 bis 458.
[3] Neue Zeit, 1892/93, 2. Band, S. 562 bis 566.

nehmer immer noch so gut wie früher; behielte er aber einen Teil des neuen Fonds, so fänden beide Parteien ihre Rechnung. Der eigentliche Sinn der Gewinnbeteiligung liegt für Schippel in der Tatsache, daß sich der Unternehmer einen Mehrwert der Arbeit schaffen und sich daran bereichern will.

Die Ausführungen Eduard Bernsteins in seinem Aufsatz »Die Bedeutung der Lohnformen«[4] bewegen sich in ähnlicher Richtung. Er faßt sein Urteil über die Gewinnbeteiligungsfrage wie folgt zusammen: »Wie man eine Zeitlang glaubte, in der Produktionsgenossenschaft die höhere Form der Produktion gefunden zu haben, bis sich ihre Irrationalität geradezu unabweisbar herausstellte, so hat es auch eine gute Weile gedauert, bis man hinter die Irrationalität des Systems der Beteiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn kam. Heute höchstens in kleinen und mittleren Betrieben oder spezialisierten Unternehmungen anwendbar, wo sein Erfolg aber auch — und gerade dies beweist seinen irrationalen Charakter — ganz von der Person des Leiters des Geschäfts abhängt, verliert es bei den für die entwickelte kapitalistische Wirtschaft typischen Unternehmungen jeden Sinn und würde es dem Gedanken einer sozialistischen Wirtschaft geradezu ins Gesicht schlagen. Es ist nicht sozialistisch, sondern partikularistisch.... Die Beteiligung am Geschäftsgewinn bringt die Arbeiter des betreffenden Unternehmens in einen Gegensatz sowohl zum Gemeinwesen als konsumierender Einheit, als auch zu den übrigen Berufsgenossen.«

Und Adolf v. Elm[5] hielt die Gewinnbeteiligung als Reformprojekt auf der Basis der bestehenden Wirtschaftsordnung aus folgenden Gründen für unbrauchbar:

»1. Wegen der Verweigerung des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter bei der Regelung der Arbeitsbedingungen.

2. Wegen der Unmöglichkeit einer wirksamen Kontrolle der Geschäftsführung und Gewinnbeteiligung.

3. Wegen der Gefahr der Ausbeutung unorganisierter Arbeiter durch raffinierte Unternehmer.

4. Wegen der Minderung des Klasseninteresses und des Solidaritätsgefühls der beteiligten Arbeiter.

5. Wegen der Profitgier der Aktionäre und der Selbstsucht der Arbeitgeber, welche eine Schmälerung der Dividenden und Unternehmergewinne zugunsten der Arbeiter nicht gestatten würden.

6. Wegen der Unvollkommenheit der hier erreichbaren Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

7. Wegen der Undurchführbarkeit einer nennenswerten Erhöhung des Arbeitseinkommens in den der internationalen Konkurrenz ausgesetzten Großbetrieben der Massenproduktion, welche Hunderte und Tausende von Arbeitern beschäftigen.«

Diese Ausführungen charakterisieren die bisher durchaus ablehnende Haltung der sozialistischen Arbeiter. Wie stellen sich diese nun heute zur Frage der Gewinnbeteiligung? Haben sich die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit so geändert, daß der bisherige Standpunkt aufgegeben werden kann?

---

[4] Sozialistische Monatshefte, 1904, 1. Band, S. 271.
[5] Sozialistische Monatshefte, 1902, 3. Band, S. 718 bis 731.

Die letzten Jahre blieben in der Tat nicht ohne Einfluß auf die frühere Einstellung der Arbeiterschaft. Vor allem hat der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund eine revidierte Stellungnahme zur Frage der Gewinnbeteiligung eingenommen.[6] Er geht davon aus, daß wegen der Notwendigkeit einer Steigerung der Arbeitsleistungen die Frage der Gewinnbeteiligung nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden würde. Der Zug der Zeit nach Förderung der Gemeinwirtschaft und Einführung des konstitutionellen Arbeitssystems habe in dem Betriebsrätegesetz eine starke Stütze gefunden. Auch die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer läge auf der Linie dieser Entwicklung, weil sie geeignet sei, den Arbeiter auf eine höhere Stufe der Mitarbeiterschaft zu erheben und seinem Mitbestimmungsrecht zu der vom Gesetz neu gewährleisteten rechtlichen Grundlage auch eine reale Grundlage zu verleihen. Die Gewinnbeteiligung dränge die Arbeiter zur Steigerung der Betriebswirtschaftlichkeit und die Unternehmer über die privatwirtschaftliche Richtung.

Maßgebend für die Stellungnahme des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes ist das Problem der Steigerung der Arbeitsleistung. »Nachdem Professor Schumacher schon 1869 aus den Thünenschen Versuchen festgestellt hatte, daß die Einführung des Anteilsystems nur anfangs auf Kosten des Kapitalgewinnes und der Grundrente erfolge, daß aber, sobald das Arbeitsprodukt um einen bestimmten Prozentsatz steige, die Steigerung des Arbeitslohns aus einem neu geschaffenen Ertragsfonds fließe, mehrte sich auch sofort die Zahl der industriellen und wissenschaftlichen Anhänger des Anteilsystems, während die anfängliche Skepsis der Arbeiterschaft gegen wohlgemeinte Beglückungsversuche in scharfe Gegnerschaft gegen ein neues verhülltes Ausbeutungssystem umschlug. Unter diesem Mißtrauen mußten alle Fälle der Gewinnbeteiligung leiden. Der gewerkschaftsfeindliche Sozialpatriarchalismus endlich braucht heute, nachdem das Unternehmertum auf der ganzen Linie vor den Gewerkschaften kapituliert, sie anerkannt, sich zum Abschluß kollektiver Arbeitsverträge verpflichtet und auf die Unterstützung der gelben Betriebsvereine verzichtet hat, nicht mehr gefürchtet zu werden.«

Widerspricht nun aber eine derartige Beteiligung am Geschäftsertrag nicht den Interessen der Gewerkschaften? In dieser Frage nimmt der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund folgende Stellung ein: »Eine Ablehnung von vornherein, etwa grundsätzlich, um den Sozialismus nicht aufzuhalten, wäre nicht sozialistisch, sondern doktrinär. Wird die Gewinnbeteiligung eingeführt, um die Tarifverträge zu umgehen, um die Arbeiter von der Organisation fernzuhalten oder gegen die Organisationen einzunehmen, so werden die Gewerkschaften gegen dieses System Stellung nehmen. Indes haben sie keinen Grund, sich gegen eine Herabsetzung des Unternehmergewinns zugunsten der Arbeiter zu wenden, wenn diese dadurch nicht geschädigt werden. Die bei den heute in Deutschland herrschenden Wirtschaftsverhältnissen äußerst dringende Notwendigkeit der Produktionssteigerung wird sicher einen Teil der Unternehmer veranlassen, sich auf das Anteilsystem zu stürzen, zumal es keiner so umfangreichen organisatorischen Umgestaltungen bedarf wie das

[6] Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes: Zur Frage der Gewinnbeteiligung, I, II, III in Nr. 9 vom 28. Februar, Nr. 10 vom 6. März und Nr. 11 vom 13. März 1920.

Taylorsystem und auch bei der Arbeiterschaft nicht mit dem gleichen Widerstand zu rechnen hat wie manche Arbeitsverdichtungs- und Arbeiterpressungsmethoden.... Wir sagen dies nicht, um für das Anteilsystem zu begeistern, sondern um die Gewerkschaftsleiter auf die realen Tatsachen hinzuweisen, die diesem System in der Übergangswirtschaft vom Privatkapitalismus zum Sozialismus den Boden bereiten.«

Weiter glaubt der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund nicht mehr daran, daß, wie früher, die Gefahr bestehe, durch das Anteilsystem die Arbeiter zwar zur Mehrleistung zu veranlassen, ihnen jedoch nicht die Sicherheit eines entsprechenden Mehrlohns zu geben. Die Lohnsicherung sei dank der gewerkschaftlichen Tariferfolge heute eine ganz andere als etwa vor fünfundzwanzig Jahren. Ferner verbürge das Abkommen mit den Arbeitgeberverbänden eine Verallgemeinerung der kollektiven Regelung der Arbeitsbedingungen und Schlichtungsinstanzen, so daß die Schattenseiten des Anteilsystems künftig vermieden werden könnten. Was die Bindung an die Betriebe betreffe, so sei diese zwar nicht zu verneinen, sie brauche aber heute im Zeitalter der kollektiven Arbeitsregelung nicht mehr als ein so großes Übel betrachtet zu werden wie bei früherer einseitiger Unternehmerherrschaft. Auch die Beeinträchtigung des Solidaritätsgefühls der Arbeiter sei keine notwendige Folgeerscheinung der Gewinnbeteiligung; das gehe daraus hervor, daß sich ja die Großindustrie trotz aller Wohlfahrtseinrichtungen auf die Dauer nicht dem Machtbereich der Gewerkschaften habe entziehen können. Die frühere Ablehnung der Gewinnbeteiligung wegen der Verweigerung des Mitbestimmungsrechts sei heute durch das Betriebsrätegesetz ebenfalls gegenstandslos geworden. Weiter wird noch auf die Erhöhung des Arbeitseinkommens an Hand einiger Zahlen aufmerksam gemacht, ferner nochmals eingehend auf die Vorteile hingewiesen, die das Gewinnbeteiligungssystem gegenüber der drohenden Einführung des Taylorsystems habe. Immer bleibe es jedoch Aufgabe der Gewerkschaften, die Arbeiter gegen eventuelle nachteilige Wirkungen des Anteilsystems zu schützen und seine Durchführung so zu regeln, daß die gewerkschaftlichen Interessen keine Schädigung erführen.

Wenn der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund für die Einführung der Gewinnbeteiligung auch manche Voraussetzungen fordert, wie eine weitgehende Anerkennung gewerkschaftlich geregelter Arbeitsbedingungen (Arbeitszeit, Lohnsätze, Sicherung des Arbeitsverhältnisses, ausgedehnte Mitwirkung der Betriebsräte, Kontrollrecht der Geschäftsergebnisse usw.), so können wir doch feststellen, daß er eine wesentlich veränderte Stellungnahme gegenüber früheren Zeiten einnimmt.

Wie ungeklärt und strittig das ganze Problem jedoch heute noch ist, zeigt das Gutachten einer anderen Arbeiterorganisation, nämlich des Bundeskomitees des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes im Herbst 1919. Dieses kommt aus den bekannten Gründen zu einer entschiedenen Ablehnung des Systems der Gewinnbeteiligung in jeder Form. »Allein das Koalitionsrecht setze den Arbeiter in den Stand, die Arbeitsbedingungen möglichst günstig zu gestalten, wobei er sein Endziel: Vergesellschaftung der Produktionsmittel, Abschaffung des Unternehmergewinns und Nutzbarmachung des Arbeitsertrags für die Gesamtheit, stets im Auge behalten werde! In derselben Richtung geht die Stellungnahme vieler anderer Organisationen.

Ob es für die Arbeiterschaft von Vorteil ist, von dem bisher eingehaltenen Standpunkt abzurücken, bleibe dahingestellt. Eine klare Lösung des Problems ist noch nicht möglich, und es ist gut, der ganzen Frage so nüchtern wie möglich gegenüberzustehen. Durchschlagende Erfolge der Gewinnbeteiligung sind bisher ausgeblieben. »Die Geschichte der Gewinnbeteiligung ist eine Geschichte der Enttäuschungen; sie ist zwar reich an Begeisterung, aber arm an Erfolgen.« Am schwierigsten ist die richtige Zurechnung der Gewinnanteile auf die verschiedenen Produktionsfaktoren (Unternehmer, Kapital, Arbeit), so daß der Anteil der Arbeit am Gewinn nur willkürlich vom Unternehmer festgesetzt werden kann und damit das Gebiet des Experiments beschritten wird.

Regierung und Partei

Von Dr. Werner Peiser

Wer Gelegenheit hat, als Beamter oder Journalist näheren Einblick in den Regierungsbetrieb zu gewinnen, dem drängt sich nach kurzer Zeit ein überraschender Eindruck auf: er findet, daß alle Verhältnisse ganz anders liegen, als er gemeinhin in seiner Eigenschaft als Privatperson anzunehmen gewohnt war, und wenn er mit einer Regierung in Fühlung steht, in der Sozialisten vertreten sind, so möchte er — vorausgesetzt natürlich, daß er selbst Sozialist ist — seine Kräfte vertausendfachen, um den Parteigenossen im Lande zu erzählen, was geschieht, um die Republik zu verankern und die Demokratie auszubauen. Die Vorbedingung hierfür ist natürlich, daß er bei aller objektiven Einstellung zu den Dingen, die erforderlich ist, jenen innerlichen seelischen Konnex mit der Partei behält, der ihm stets neue Kraft verleiht. Wer als Redakteur an einem sozialdemokratischen Blatte tätig gewesen ist, um dann — wie es bei mir selbst der Fall ist — wohl als Republikaner, nicht aber mehr als ausgesprochener Parteimann in der Regierung und für die Regierung zu arbeiten, dem eröffnet sich eine Fülle neuer Gesichtspunkte, und ich glaube, daß die Parteigenossen, die in ihrer Gesamtheit hinter der Regierung stehen, einen wohlerworbenen Anspruch darauf besitzen, einiges von dem zu erfahren, wie es in dieser Regierung aussieht und welche Stellung die Presse der Regierung gegenüber einzunehmen hat, kurz es besteht meines Erachtens ein begründeter Anspruch unserer Parteigenossen darauf, zu erfahren, in welcher Weise sie am wirksamsten die Regierung zu unterstützen vermögen, die durch ihr Vertrauen ans Ruder gekommen ist.

Von vornherein ist auf eine Gefahr hinzuweisen, die sich leicht daraus ergeben kann, daß man Dinge mitteilt, die unter allen Umständen nicht mitgeteilt werden dürfen. Man verstehe mich nicht falsch: Ich bin nicht im mindesten Anhänger jener überwundenen Epoche der Geheimdiplomatie, die nach außen hin verkündete, was niemanden interessierte, und die, was von Interesse war, ängstlich verschwieg, aber es gibt doch bestimmte interne Vorgänge, über die im Interesse des Staatsganzen nicht gesprochen werden darf, auch wenn sie nicht im mindesten das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen haben. Hierbei brauche ich nicht einmal an jene Infamie zu erinnern, die es kürzlich fertig brachte, durch eine noch nicht völlig geklärte Intrige interne preußische Vorgänge im deutschnationalen »Tag« in gehässig entstellter Weise zu veröffentlichen in der durchsichtigen Absicht, der preußischen Regierung ihre gradlinige Politik zu erschweren und eine bestimmte Partei — im vorliegenden Falle das Zentrum — in der gemeinsten und perfidesten Weise anzugreifen; es kann vielmehr sehr wohl vorkommen, daß man von einem vom besten demokratischen Geiste getragenen Beschluß den Parteigenossen nicht eher etwas erzählt, als bis das Staatsministerium die Stunde zur Veröffentlichung für geeignet hält, weil

unter Umständen eine voreilige Mitteilung geeignet wäre, die besten Pläne zu durchkreuzen.

Der Außenstehende macht sich im allgemeinen keine Vorstellung von den Schwierigkeiten einer Koalitionsregierung. Das Wort, das Scheidemann auf dem Görlitzer Parteitag prägte, man könne mit bürgerlichen Parteien nie eine Gesinnungsgemeinschaft, wohl aber eine Arbeitsgemeinschaft eingehen, hat für die gegenwärtige preußische Regierung größte Bedeutung. Man verrät kein Geheimnis, wenn man offen ausspricht, daß zwischen den Anschauungen der Sozialdemokratie und zum Beispiel der Deutschen Volkspartei in den meisten Fragen ein großer Widerspruch klafft. Wenn man sich andererseits aber sagt, daß trotzdem beide Parteien ihre führenden Männer als Minister in die Regierung sandten, so müssen doch wohl zwingende Gründe vorhanden gewesen sein, um das Experiment zu wagen.

Wenn ich in diesem Zusammenhang ein Grundübel, das unsere ganze Partei, nicht nur die sozialistische Presse durchzieht, offen bezeichnen darf, so ist es das: Wir decken unsere regierenden Parteigenossen nicht mit der nötigen Wärme und Kraft. Ein Beispiel hierfür: Wenn ein Kommunist im Preußischen Landtag eine Rede hält, so hat die antiparlamentarische »Rote Fahne« nichts Wichtigeres zu tun, als die ganzen nächsten Tage hindurch die Spalten ihres Blattes mit dem Wortlaut der Ausführungen ihres Fraktionsredners zu füllen. Keine Flegelei, die Herr Iwan Katz sich leistet, kein schriller Zwischenruf, den Rosi Wolffstein ertönen läßt, wird uns geschenkt, und selbst über das Trillerpfeifenkonzert, das die Kommunisten bisweilen zur Belebung der Debatte anzustimmen pflegen, wird von den kommunistischen Chronisten getreulich berichtet. Auf der anderen Seite: Wenn ein deutschnationaler Redner die Regierung angreift, so gibt die gesamte deutschnationale Presse nicht nur diese Rede im Wortlaut wieder, sondern sie fügt noch spaltenlange Kommentare hinzu, um die Rede ihres Fraktionsfreundes auch dem letzten Leser in Hinterpommern recht anschaulich zu Gemüt zu führen. Ganz anders die sozialistische Presse: Die Reden der eigenen Minister werden nicht nur nicht im stenographischen Wortlaut wiedergegeben, sondern sind meist so verstümmelt, daß man sich von ihnen überhaupt kein rechtes Bild machen kann. Man braucht sich daher auch nicht zu wundern, wenn das Echo im Lande ausbleibt und jene Begeisterung fehlt, die ihrerseits wieder unseren Ministern den notwendigen Antrieb für ihre physische Elastizität geben soll. Man wende nicht ein, daß dieses Beispiel äußerlicher Natur sei. Gewiß sind auch Ministerworte keine ewigen Wahrheiten, und die Sozialdemokratie, die sich zur ökonomischen Geschichtsauffassung bekennt, denkt nicht daran, jenem Heroenkultus zu frönen, den das Bürgertum mit seinen Größen treibt. Man soll doch aber nicht vergessen, daß das Volk einen Anspruch darauf hat, mehr von dem zu hören, was seine Vertrauensmänner leisten.

Ein weiteres Wort sei mir zu der Frage der Kritik in der Presse gestattet: Es ist nicht richtig, wie man es oft in Blättern der Koalition liest, daß »die Regierung nichts tut«. Die Parteigenossen, die sich diese Auffassung zu eigen machen, sollten aus eigener Anschauung lernen, mit welch peinlichem Eifer jeder Anregung, jeder Kritik, jeder Mängelrüge nachgegangen wird und wie ununterbrochen ein Schriftwechsel zwischen den einzelnen Ministerien hin und her geht, um Angriffe, die in der Presse erfolgen, richtigzustellen beziehungsweise Fehler, die mit Recht bemängelt wurden, zu beseitigen, sie würden dann vielleicht ein anderes Urteil über die Leistungen der Regierung bekommen. Selbstverständlich soll nicht bestritten werden, daß manche Aktion im Sande verläuft, weil gewisse Geheimräte nicht den Willen haben, einer Sache nachzugehen, die ihnen vielleicht gerade aus den Gründen angenehm ist, die sie zum Gegenstand des Angriffs der sozialdemokratischen Presse macht. Und wenn man hier einwendet, daß es in diesem Falle Aufgabe des Ministers sei, mit eiserner Faust durchzugreifen, so ist hierauf zu erwidern, daß es schließlich nicht möglich ist, mit jeder Angelegenheit, die wohl gerade der kritisierenden Stelle besonders wichtig erscheint, die aber unter größeren Gesichtspunkten

vielleicht nur eine Lappalie ist, beim Minister vorstellig zu werden. Man darf schließlich nicht vergessen, daß jeder Minister nur über zwei Fäuste verfügt, nicht über mehr.

Die enge Wechselwirkung, die zwischen Anregungen in der Presse und Handlungen in der Regierung beziehungsweise umgekehrt herrscht, kann gar nicht lebhaft genug gestaltet werden. Wie die Bevölkerung den Eindruck haben muß, daß ihre sachlichen Interessen in der Regierung eine Stütze finden, so muß umgekehrt diese die Überzeugung besitzen, daß die Bevölkerung bereit ist, sich hinter sie zu stellen und ihren Kampf zu fördern. Wenn — wie vor kurzem — Krisengerüchte mannigfacher Natur umherschwirren, so hat die Regierung die unbedingte Pflicht, allen sachlichen und positiven Angaben der Presse nachzugehen, während andererseits die Presse sich hüten sollte, durch unsubstantiierte Angaben und durch die Beschwörung von Gefahren, die nur in den Gehirnen aufgeregter Politiker bestehen, die Regierung in eine Nervosität hineinzutreiben, die keineswegs günstige Folgen haben kann.

Regieren ist ebenso eine Kunst wie Kritisieren. Beides will gelernt und verstanden sein. Die Sozialdemokratie ist nicht in der glücklichen Lage jener Beamtenkaste der wilhelminischen Ära, die bei jedem Kabinettswechsel Persönlichkeiten an der Hand hatte, denen bereits der Ministerstempel durch Geburt und Tradition auf die Stirn geheftet war. Je mehr es gelingt, den Zusammenhang zwischen der Regierung und dem gesamten werktätigen Volke zu verstärken und zu vertiefen, durch wechselseitige Anregung zu verdichten und zu verknüpfen, um so größerer Nutzen wird der Regierung und wird dem Volksganzen hieraus erstehen.

Zur Reform der Ehegesetze

Von Henni Lehmann

3. Das eheliche Güterrecht

Der normale gesetzliche Güterstand des ehelichen Güterrechts nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, der eintritt, wenn nicht eine besondere vertragliche Regelung getroffen wird, bestimmt, daß das sogenannte »eingebrachte Gut« der Frau, die Vermögenssubstanz, die sie mit in die Ehe bringt, der Verwaltung und Nutznießung des Mannes untersteht. Er ist berechtigt, die dazu gehörenden Sachen »in Besitz zu nehmen«. Über Geld und verbrauchbare Sachen kann er ohne Zustimmung der Frau verfügen. Manchmal begegnet man in proletarischen Kreisen der Auffassung, als sei es für die proletarische Frau ganz gleichgültig, ob diese Bestimmung bestehe oder nicht, denn die Frau bringe ja doch kein Vermögen in die Ehe ein. Diese Auffassung ist unzutreffend, denn eine große Zahl von Frauen aus arbeitenden Kreisen — Hausangestellte, Verkäuferinnen usw. — haben vor der Verheiratung eine kleine Summe gespart, über die sie in diesem Falle nachher als Ehefrau kein Verfügungsrecht mehr haben. Es kommt ferner zum eingebrachten Gut hinzu, was der Frau nach der Eheschließung durch Erbschaft — etwa von den Eltern und anderen Verwandten — zufällt, wenn nicht testamentarisch eine andere Verfügung getroffen ist. Da der Mann über verbrauchbare Sachen selbständig verfügen kann, so würde er, wenn vielleicht die Erbschaft in einem kleinen Kaufladen besteht, die Waren daraus ganz selbständig veräußern können, ohne vorher die Einwilligung der Frau einholen zu müssen. Etwas mehr gesichert gegen Willkür des Mannes ist die Frau, wenn es sich um ein Grundstück handelt; doch auch dann nicht in genügendem Maße. Will die Frau dagegen über ihr eingebrachtes Gut, also über ihr Eigentum, verfügen, so bedarf sie dazu der Einwilligung des Mannes.

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß diese Regelung dem natürlichen Rechtsempfinden völlig widerspricht. Überdies hat die Erfahrung gezeigt, daß sie

auch unzweckmäßig ist, da in sehr häufigen Fällen eine Schädigung der Frau eintritt, deren Folgen sich auch für die Kinder bemerkbar zu machen pflegen.

Die Frau kann allerdings eine Sicherheitsleistung verlangen, wenn die Besorgnis begründet ist, daß das eingebrachte Gut erheblich gefährdet ist durch das Verhalten des Mannes. In bestimmten Fällen kann sie auch die Hilfe des Vormundschaftsgerichts in Anspruch nehmen. Praktisch sind diese Bestimmungen jedoch so gut wie wertlos. Die erhebliche Gefährdung pflegt erst nachweisbar zu sein, wenn sie ziemlich irreparabel ist. Wird in einer Ehe das Gericht zu Hilfe gerufen, so ist so gut wie immer die Ehe dermaßen zerrüttet, daß eine Scheidung oder doch mindestens eine Trennung von Tisch und Bett, eine Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft angestrebt und zumeist auch erreicht wird.

Dem eingebrachten Gut gegenüber steht das Vorbehaltsgut, über das die Frau zu verfügen berechtigt ist. Es gehören dazu die für ihren persönlichen Gebrauch bestimmten Sachen, Kleider, Arbeitsgeräte usw., ferner der Erwerb aus ihrer Arbeit oder dem selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts. Zudem kann durch Ehevertrag oder auch durch letztwillige Verfügung eines Erblassers bestimmtes Vermögen als Vorbehaltsgut erklärt werden. Die Bezeichnung »Erwerb aus ihrer Arbeit« ist cum grano salis, mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen. Es ist darunter die Arbeit für Dritte verstanden. Das Gesetz sieht nämlich auch eine Erwerbsarbeit der Frau vor, für die ihr keine Entschädigung zusteht und an deren Ertrag sie keinen Anteil hat. Die Frau ist verpflichtet, im Geschäft des Mannes zu arbeiten, soweit solche Arbeit unter den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist. Dies letztere trifft ausnahmslos nur für die minderbemittelten Klassen zu. Hier wird die Arbeit der Frau vom Manne nicht entlohnt, sondern die Frau erlangt über das so gemeinsam Erworbene keinerlei Verfügungsrecht. Dies wie alles gemeinsam in der Ehe Ersparte — in der großen Mehrzahl der Fälle hat es die Frau durch ihre Wirtschaftsführung erspart — wird alleiniges Eigentum des Mannes. Es geht demgemäß bei seinem Tode auch in die von ihm hinterlassene Erbmasse über, an der der Witwe nur in gewissem Umfang ein Erbrecht zusteht. Es ist unbedingt zu fordern, daß an Stelle dieser Bestimmung die sogenannte »Errungenschaftsgemeinschaft« tritt, nach der, was Mann oder Frau während der Ehe erwarben, gemeinsames Eigentum beider Ehegatten, also Gesamtgut wird.

Nicht recht befreunden kann ich mich ferner mit dem Vorschlag, der vereinzelt gemacht worden ist, demzufolge auch die Arbeit der Frau in der Leitung des Hauswesens der Erwerbsarbeit gleichgestellt und geldlich entlohnt werden soll. Diese Frauenarbeit ist sicherlich keine Erwerbsarbeit, die im Interesse Dritter gegen Entlohnung getan wird. Es bindet gemeinsames Interesse. Auch wäre es beinahe unmöglich, irgendwelche Normen für den Umfang der Arbeit und die Art der Entlohnung aufzustellen. Wohl ließe sich indes denken, daß ein gewisser Bruchteil vom Arbeitserwerb oder sonstigen Einkommen des Mannes der Frau zufiele zu freier Verfügung als Gegenleistung für ihre im gemeinsamen Interesse getane Arbeit. Eine Entlohnung jedoch der Hausfrauenarbeit nach Art gewerblicher Arbeit würde ihr für mein Empfinden in der ethischen Wertbemessung nicht gerecht werden.

Es erhebt sich die Frage, welches System an die Stelle des bisherigen bei Neuregelung des ehelichen Güterrechts treten soll. Das Gesetz sieht bereits jetzt für gewisse Fälle Gütertrennung vor; ebenso kann diese wie andere güterrechtliche Regelung durch Vertrag bestimmt werden. Diese Gütertrennung beschränkt, wenn sie in den vorgeschriebenen Formen erfolgt ist, vor allem die Vermögenshaftung des einen Teiles für Verbindlichkeiten des anderen Teiles gegenüber Dritten. Sie stellt die beiderseitigen Vermögen unabhängig voneinander. Die Gütertrennung ist ein wenig in Mißkredit gekommen, weil man versucht, sie zu Schiebungen auszunutzen, um der Bezahlung von Schulden zu entgehen. Der Frau wird Vermögen zugeschrieben, um es den Gläubigern des Mannes zu entziehen. Der Gütertrennung

gegenüber steht die Gütergemeinschaft; dadurch wird das Vermögen des Mannes oder der Frau gemeinschaftliches Vermögen beider, Gesamtgut. Zum Gesamtgut gehört auch, was Mann und Frau während der Dauer der Gütergemeinschaft erwerben.

Man kann darüber streiten, ob Gütertrennung mit Errungenschaftsgemeinschaft verbunden oder Gütergemeinschaft das anzustrebende Ziel sein soll. Unter den Frauen, die sich mit diesen Fragen beschäftigt haben, sind Anhängerinnen sowohl der einen wie der anderen Richtung. Nach den heutigen Bestimmungen unterliegt bei Gütergemeinschaft das Gesamtgut der Verwaltung des Mannes, und er hat ein ziemlich weitgehendes Verfügungsrecht. Einerseits wird die Gütergemeinschaft jedenfalls dem ideellen Gedanken der Lebensgemeinschaft am meisten gerecht. Andererseits jedoch wird die individuelle Selbständigkeit dabei weniger gewahrt, und das dürfte, wie nun einmal die Dinge liegen, doch meist eine Benachteiligung der Individualität der Frau bedeuten. Deshalb dürfte das Richtigste Gütertrennung verbunden mit Errungenschaftsgemeinschaft sein; denn dann bleibt jedem Teil, was er vor der Ehe besaß, als freies Eigentum. Das während der Ehe Erworbene oder Ersparte jedoch, das erst erworben oder erspart worden ist nach Beginn der Gemeinschaft, wird gemeinsames Eigentum beider. So wird einerseits das individuelle Recht, andererseits die Gemeinschaft der Interessen gewahrt.

Einen kurzen Anhang möchte ich diesen Ausführungen zur Reform der Ehegesetze geben im Hinblick auf Ehehindernisse. Diese Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs kommen seltener zur Anwendung und finden darum nicht so allgemeine Beachtung. In das Einzelleben greifen sie dennoch manchmal verhängnisvoll ein. Schon bei den Ausführungen über Ehescheidung wurde darauf hingewiesen, daß es unzweckmäßig ist, daß bei Scheidung auf Grund des Ehebruchs die beiden, die den Ehebruch begingen, einander nicht heiraten dürfen. Immerhin ist dies nur eine Soll-, keine Mußbestimmung. Es kann davon Befreiung gewährt werden. Nicht möglich jedoch ist dies, wenn das Ehehindernis der Schwägerschaft in gerader Linie vorliegt. Verschwägert sind die Verwandten des einen Ehegatten mit dem anderen. Danach kann ein Großvater nicht die Stieftochter seines Sohnes heiraten. Warum nicht? Es ist *nicht ein Tropfen gemeinsamen Blutes* in beiden. Und desgleichen darf nicht heiraten — das wird der Schwägerschaft eingereiht —, wer mit Eltern, Voreltern oder Abkömmlingen des anderen Teiles Geschlechtsgemeinschaft gepflogen hat. Befreiung von diesen Bestimmungen ist *nicht* möglich. Eine trotzdem geschlossene Ehe ist im ersten Falle nichtig, im zweiten ist dies nicht gesagt — mit gutem Grunde, denn bei Eheschließungen, wo ein außerehelicher Verkehr zwischen dem einen Eheschließenden und Vorfahren oder Abkömmlingen des anderen vorliegt, kann der Standesbeamte unmöglich eine Nachprüfung vornehmen oder eine Kontrolle ausüben. Das ist nur da möglich, wo eben eine Ehe zur Verschwägerung führte. Ein praktischer Fall, den ich erlebte, mag die Konsequenzen dieser Vorschrift aufweisen. Ein Werkführer (mir persönlich bekannt) verlor seine etwas ältere Frau und blieb mit Kindern zurück. Auf Wunsch der Sterbenden kam nach ihrem Tode ihre erwachsene außereheliche Tochter ins Haus, um Mutterstelle an den Kindern zu vertreten. Der Mann hatte sie nie zuvor gesehen. Sie gewannen einander lieb und verkehrten geschlechtlich miteinander. Sie erwartete ein Kind von ihm. Er ging zum Standesamt, um die Trauung anzumelden. Ihm wurde entgegnet, daß diese unmöglich sei. Das Mädchen war in Verzweiflung. Der Mann ging nun alle Instanzen an. Es war vergeblich. Das Kind, das geboren wurde, *mußte* unehelich bleiben. Die beiden leben noch heute nach Jahr und Tag wie die besten Eheleute zusammen.

Man mag die Bestimmung bestehen lassen, aber als Sollbestimmung, von der Befreiung möglich ist. Überhaupt fasse man die Bestimmungen über die Ehe möglichst biegsam, damit sie den Wechselfällen des Lebens gerecht werden können, die nirgends unberechenbarer sind als da, wo es sich um das rein Menschliche, das Allerpersönlichste, die Angelegenheiten des Herzens handelt.

Gerhart Hauptmann als Erzähler

Von Joseph Kliche

Wenige Monate vor seinem sechzigsten Geburtstag schickt Gerhart Hauptmann sein sechstes Prosawerk hinaus. Einen unter dem nicht gerade übermäßig klaren Titel »Phantom« auf psychologischem Feld ackernden Roman knappen Umfangs. Welch eine Zeitspanne von den ersten, vor dreißig Jahren erschienenen realistischen Versuchen des Dichters, von dem »Bahnwärter Thiel« und dem »Apostel«, bis zu dieser neuesten aus seiner dramatischen und epischen Gestaltungskraft hervorgegangenen Arbeit! In einem Menschenalter sechs Werke — kaum zwei auf das Jahrzehnt. Damit ist schon gesagt, daß Gerhart Hauptmann, der doch während eines langen Zeitraumes im Vordergrund der deutschen Literatur gestanden hat, sich erst in zweiter Linie auf dem Gebiet der Prosa auslebte; ist doch seit der denkwürdigen Aufführung seines dramatischen Erstlings »Vor Sonnenaufgang« kaum ein Jahr vergangen, in dem nicht eine neue Bühnenarbeit aus seiner Hand an den Türen der deutschen Theater um Einlaß pochte. Zwar nicht immer mit Glück; die letzten Jahre haben manche Niete gebracht. Besonders sein im letzten Winter erstmals aufgeführter, schon vor einem Dutzend Jahren geborener »Peter Brauer« verriet in keinem Punkte, daß er von einem Großen der neueren deutschen Dichtung verfaßt ist. Und so schön und in gedanklicher und sprachlicher Hinsicht lobenswert sein vor wenigen Wochen in Dresden gezeigtes, in indianischer Urwelt spielendes Phantasiedrama »Indipohdi« auch ausschaut: höchste dramatische Dichtung, ein von hohem Felsgrat herableuchtendes Firnlicht ist es keineswegs.

In klarer herbwürziger Bergluft geboren ist auch sein jüngster Roman nicht. Da war der in den mittleren Kriegsjahren erstandene »Ketzer von Soana« aus anderem Guß. Damals ein hohes Lied auf Liebe und Liebesgenuß im Goetheschen Sinne, hinbrausend wie ewiger Menschheitssang, heute eine im Tal erdachte Frucht mit starkem kriminalistischem Einschlag und ohne tieferen Sinn, bestenfalls eine psychologische Werktagsarbeit, geschrieben für die — »Berliner Illustrierte Zeitung«, in deren Spalten sie zuerst erschien. Sollte diese Tatsache nicht allein schon zu denken geben! Vielleicht winkte auch dem Schöpfer bei der Abfassung der Arbeit in naher Ferne bereits der Film; und die phantastischen Szenen dieses Buches werden zweifellos die kintoppgierige Menge stärker locken als etwa seine in diesen Wochen aus dem Kurbelkasten gestiegene »Hannele«-Traumphantasie. Die Erlebnisse des Helden sind jedenfalls interessanter, der Stoff ist zeitgemäßer.

Was Gerhart Hauptmanns erste Prosaarbeit, die Tragödie des »Bahnwärter Thiel« auszeichnet, das ist neben einer an Arno Holz erlernten scharfen Zergliederung der Psyche des Bahnwärters und seines derben Weibes vor allem die Ton- und Wortechtheit, wie sie dem Leser aus den kurzen Sätzen des Wärters und aus dem Munde des Erzählers selbst entgegenspringt. Immerhin nannte sie der Verfasser eine Studie. Die gleiche bescheidene Bezeichnung legte er auch dem »Apostel« bei, einer noch kürzer gehaltenen Arbeit, in der der verinnerlichte Berggang eines religiösen Schwärmers nachfühlend gestaltet wird. Von Belang ist der »Apostel« — eine Skizze von etwa zwanzig Seiten — nur als Vorstudie zu dem späteren, größeren Roman des Dichters von dem »Narr in Christo Emanuel Quint«.

Diesem in der Fischerschen Gesamtausgabe annähernd fünfhundert Seiten fassenden Werke fehlt zu einem guten Teil das, was die Bahnwärternovelle auszeichnet: die sprachliche Gedrungenheit, die stoffliche Konzentration. Der Autor schildert das religiöse Narrentum eines armen schlesischen Dorfburschen, der sich berufen fühlt, der schlechten sündigen Menschheit Buße zu predigen, und sich schließlich für den wiederauferstandenen Christus selbst hält. Eine geistige und menschliche Tragödie, in der zwar viel Liebe und Mitgefühl verstreut ist, deren matter Kern jedoch die

unverhältnismäßige Ausdehnung der Schilderung nicht rechtfertigt. In Hauptmanns späteren Schöpfungen, im Roman wie in den Bühnenwerken, vermissen wir häufig die Wirklichkeit; zwar überwiegen und überwuchern die lyrischen Schönheiten, beispielsweise in der schon früh erstandenen »Versunkenen Glocke« und in anderen der scharfen naturalistischen Darstellung abholden Arbeiten, indes die Prinzessin aus Goethes »Tasso« würde keine klare Antwort erhalten auf ihren geflügelt gewordenen Satz: »Ich lieb es gern, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen!«

Was und wie es der Dichter meint! Im »Emanuel Quint« wird ein ziemlich abseits der Möglichkeit liegender Einzelfall zum Motiv eines großen Romans erhoben. Auf die Frage: Basiert das Streben des Schwärmers Quint auf breiterer, im Volk irgendwie verankerter Grundlage? lautet die Antwort: Nein! Nicht einmal als Ausdruck vorübergehender Zeitströmung, als Ausfluß weltabgewandter Sektiererei kann das Werk genommen werden. Man verzeihe den personellen und stofflichen Vergleich, aber der im gleichen Alter stehende Goethe hat uns in seinem »Wilhelm Meister« doch ein eminent wertvolleres, der starken Wirklichkeit abgelauschtes Werk gegeben. Welt- und Zeitbild seiner Tage. Hauptmann schritt vor einem Dutzend Jahre lediglich in unfruchtbarem Nebelland.

Abgeklärte Prosadichtung ist auch der vor zehn Jahren erschienene Roman »Atlantis« nicht. Der Mittelpunkt des Romans ist der vor jetzt dreißig Jahren erfolgte Untergang des deutschen Postdampfers »Roland«. Auf Grund von Zeitungsberichten hat Hauptmann hier eine Schilderung des Herganges der Schiffskatastrophe gegeben; aber so fesselnd der entsprechende Abschnitt ist, die im Vordergrunde der Darstellung stehenden Personen interessieren doch den Leser eigentlich nur wenig, und wenn man das Buch geistig verdaut hat, fühlt man recht deutlich, daß man weder ein reifes Kunstwerk genossen noch seinen geistigen Horizont irgendwie bereichert hat.

Zu den Hauptmannschen Prosaarbeiten ist schließlich auch das zwischen den letztgenannten beiden Romanen erschienene Tagebuch einer Griechenlandreise des Dichters zu zählen, wenngleich es kein erzählender, sondern ein Skizzenband ist. Im »Griechischen Frühling« ist mancher Reichtum inneren Schauens verstreut, und der Freund jener den meisten Menschen nur im Geiste erreichbaren Stätten wird das Buch nicht ohne Gewinn aus der Hand legen: aber dergleichen ist auch schon von anderen mehrfach geschrieben worden.

Am Schlusse des dem sagenhaften Hartmann von Aue nachgebildeten Epos vom Armen Heinrich läßt der Dichter seinen Helden sagen: »Los bin ich von dem Bann, laßt meine Falken, meine Adler wieder steigen!« An diese sagenhaften, lebenbezwingenden Worte gemahnte mich der während des Krieges erschienene, schon genannte »Ketzer von Soana«. Des Dichters tiefstes, bestes, reifstes Prosawerk. Irgendwo im Schweizer Hochgebirge haust der ehemalige Priester, der »Ketzer« in nach mancher Menschen Ansicht sündiger Liebe mit seiner Agata Tage und Jahre. Fern von allem kleinlichen Vorurteil und großem Verkennen der gewaltigen Naturkraft lebt dieses zueinander gehörende starke Menschenpaar allem niedrigen Pfaffenhaß zum Trotz. Das Buch ist ein Hochgesang auf Seelen- und Sinnenliebe, ein Triumph auf die ewigen Zeugungskräfte der Allnatur. Aus Goetheschem Geiste geboren, mit Goethescher Kunst gestaltet, hat hier Hauptmann, einmal in seinem Leben, ein des aufrichtigen Feierns würdiges Prosawerk geschaffen. Perspektiven winkten; was konnte uns dieser hier der Vollendung zuneigende Prosagestalter Hauptmann noch bescheren!

Das war vor fünf Jahren. Heute liegt nun die zwischen neuen Dramen und einem Epos (»Anna«) gezeugte neue Frucht im Zeitschriftenabdruck vor. Und wieder fährt mir die Mahnung der »Tasso«-Prinzessin durch den Sinn: »daß ich verstehen kann, wie er es meint!« Was meint er? Treten wir näher: »Phantom« soll sein »die Lebensbeichte eines Mannes, in dessen Schicksal verbrecherische Schuld und Ge-

heimnis seltsam verbunden sind«. So der Buchhändlerzettel. Ein Zuchthäusler erzählt seine Geschichte, ein armer Bureauschreiber, der aus wahnsinniger Liebe zu einem ihm unerreichbaren vierzehnjährigen Backfisch aus seinem geregelten Lebensgang geworfen und zum Verbrecher wird und der, nachdem Schuld und Strafe verflüchtigt, an einem ruhigen Lebensabend Tat und Erlebnis niederschreibt. Ein kriminalistisches Motiv psychologisch ausgewertet, pointiert mit einigen lokalen Einstreuseln (die Sache spielt in Breslau vor zwanzig Jahren), nicht mehr. Keine tiefere Dichtung, weit entfernt von Dostojewski, der bei solchem Stoff ganz anders zupackte, lediglich eine Kriminalerzählung, geboren aus der Jagd nach dem Erfolg. Bestenfalls eine skizzenhafte psychologische Studie, wie wir sie von diesem Dichter heute eigentlich nicht mehr erwarten sollten.

Dem Erzähler Hauptmann mangelt in den allermeisten Fällen die Klarheit, fehlt die Kraft zur Menschenbildnerei. Schon die Motive zu seinen Büchern sind, bis auf den »Ketzer von Soana«, unwesentlich, und was er im Verlauf der Handlung unter seinen Händen wachsen läßt, das ist bis auf die Bahnwärternovelle und den obengenannten lebensbejahenden abtrünnigen Priester aus den Schweizer Bergen nichts weiter als episches Mittelgut. Von dem Dramatiker Hauptmann, insbesondere von dem Sturmgesellen der neunziger Jahre sei hier nicht gesprochen; als Erzähler aber steht Gerhart Hauptmann lediglich im Vorhof deutscher Dichtung. Bis ins Heiligtum vorzudringen, ward ihm nicht beschieden.

Literarische Rundschau

Karl Marx, Die Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation. Neuausgabe, übersetzt von Luise Kautsky und eingeleitet von Karl Kautsky. Stuttgart und Berlin 1922, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. und der Buchhandlung Vorwärts. 48 Seiten. Preis geheftet 10 Mark.

Die von Marx verfaßte Inauguraladresse der ersten Arbeiterinternationale war, obgleich sie nicht nur eine der wichtigsten programmatischen Schriften unseres großen Lehrers, sondern auch ein bedeutendes Dokument der historischen Entwicklung des Marxismus ist, im Buchhandel verschwunden, und selbst in großen wissenschaftlichen Bibliotheken suchte man oft vergebens nach einem englischen oder deutschen Exemplar der Adresse. Es ist daher ein Verdienst der Vorwärtsbuchhandlung, daß sie eine Neuausgabe dieses Dokuments veranstaltet und dem Neudruck nicht einfach den alten deutschen Übersetzungstext zugrunde gelegt hat. Anerkannt muß werden, daß die neue, von Luise Kautsky vorgenommene Übersetzung verschiedene Vorzüge vor den älteren deutschen Texten hat, wenn ich auch nicht verstehe, warum einige von Marx gewählte Ausdrücke verändert und zum Beispiel das englische Wort »middle class« statt einfach durch »Mittelklasse« durch das französische Wort »Bourgeoisie« übersetzt werden mußten. Gewiß, das Wort »Bourgeoisie« hat sich in der deutschen Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre eingebürgert, und unter »Mittelklasse« oder »Mittelstand« versteht man in Deutschland nicht genau dasselbe wie in England; aber der Unterschied hätte sich leicht durch eine Fußnote erklären lassen.

Der Marxschen Inauguraladresse hat Karl Kautsky die Statuten der ersten Internationale sowie vier Beschlüsse des Genfer Kongresses von 1866, betreffend den Normalarbeitstag, die Kinderarbeit, die Genossenschaften und die Gewerkschaften hinzugefügt. Außerdem hat er zu der Schrift ein einleitendes Vorwort geschrieben, worin er die Entstehung und historische Bedeutung der Adresse schildert und zum Schlusse einen flüchtigen Blick auf die Zukunft wirft. Nach seiner Ansicht ist »in

England und Deutschland die politische Alleinherrschaft des Proletariats nur noch eine Frage weniger Jahre«. Darüber hier zu streiten hat keinen Zweck, zumal die Marxsche Inauguraladresse mit solchen Prophezeiungen nichts zu tun hat.

Heinrich Cunow

Paul Fischer, **Volkstümliche Einführung in das Marx-Studium.** Durchgesehen und vervollständigt von Paul Kampffmeyer. Stuttgart und Berlin, Verlag von J. H. W. Dietz und der Buchhandlung Vorwärts. 47 Seiten. Preis geheftet 6 Mark.

Die beiden Verlagsbuchhandlungen haben zweifellos mit dem Neudruck dieser zuerst 1889 in der von Max Schippel herausgegebenen »Berliner Arbeiterbibliothek« erschienenen Schrift einen guten Griff getan. Es fehlt leider an kleinen populären Schriften zur Einführung der Nichtfachkundigen in die Lehren unseres Altmeisters. Freilich eine eigentliche Einführung in das gesamte Marx-Studium bietet Fischer nicht. Er hat sich im wesentlichen auf eine populäre Darstellung der Marxschen Werttheorie und der von verschiedenen Volkswirtschaftslehrern gegen sie erhobenen Einwände beschränkt und auch, um seine Ausführungen möglichst allgemeinverständlich zu halten, mehrere sich aufdrängende theoretische Fragen beiseite geschoben. Daraus Fischer noch nachträglich einen Vorwurf machen zu wollen, fällt mir nicht ein. Wollte er seine Schrift nicht beträchtlich ausdehnen und sie nicht mit schwerfälligen Auseinandersetzungen belasten, mußte er Beschränkung üben. Selbst in der heutigen volkstümlichen Fassung wird Fischers Abhandlung manchen Arbeitern, die nicht gelernt haben, abstrakt zu denken, immer noch einiges Kopfzerbrechen verursachen. Im ganzen erfüllt jedoch die kleine Schrift ihren Zweck. Sie ist noch wertvoller dadurch geworden, daß Paul Kampffmeyer sie neu bearbeitet, das heißt die polemischen Ausfälle Fischers gegen alte Marx-Kritiker wesentlich gekürzt und aus eigener Feder zwei kurze inhaltreiche Abhandlungen über Marx als Soziologen und Historiker sowie über die Mehrwerttheorie und die neuere kapitalistische Entwicklung hinzugefügt hat. Besonders die erstgenannte Abhandlung Kampffmeyers bietet eine treffliche Bereicherung der Fischerschen Schrift.

Heinrich Cunow

Notizen

Viktor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe. Zum 70. Geburtstag Viktor Adlers erscheint demnächst im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung[1] das erste Heft einer Sammlung seiner Aufsätze, Reden und Briefe. Sie beginnt mit dem Briefwechsel von Viktor Adler und Friedrich Engels, dem die Aufsätze Adlers über die Klassiker des Sozialismus angeschlossen sind. Der Parteivorstand der deutschösterreichischen Sozialdemokratie, der das Werk veröffentlichen läßt, schickt dem Buch ein Vorwort voraus, in dem es heißt:

»Bei dem intensiven politischen Leben der gegenwärtigen Periode, das alle Kräfte für die Aufgaben des Augenblicks in Anspruch nimmt, ist auch diese Arbeit nicht mit einem Schlag zu leisten. Wir haben uns daher entschlossen, Viktor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe heftweise herauszugeben, wobei jedes der Hefte ein abgerundetes Ganzes bilden soll. Die Gliederung des Stoffes kann sich endgültig erst im Laufe der Arbeit ergeben, doch ist vorläufig die Teilung in folgende zwölf Hefte geplant: 1. Viktor Adler und Friedrich Engels. 2. Viktor Adler und Engelbert Pernerstorfer. Briefe aus der Jugendzeit. 3. Viktor Adler und die Grün-

[1] Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, VI, Gumpendorferstraße 18, 1. Heft, 192 Seiten. Preis 64 Mark, auf holzfreiem Papier 68 Mark und 25 Prozent Zuschlag.

dung der österreichischen Sozialdemokratie. 4. Viktor Adlers Reden und Aufsätze über sozialdemokratische Taktik. 5. Viktor Adler und der Wahlrechtskampf in Österreich. 6. Viktor Adler und die ‚Arbeiterzeitung'. 7. Viktor Adler als Parlamentarier. 8. Viktor Adler, die Gewerkschaften und Genossenschaften. 9. Viktor Adler als Arzt, Hygieniker und Sozialpolitiker. 10. Viktor Adler und August Bebel. Aus dem Briefwechsel. 11. Viktor Adler und die Internationale. 12. Materialien zu einer Biographie Viktor Adlers. Bibliographie.

Die Redaktion der einzelnen Hefte werden wir Genossen, die mit der betreffenden Materie besonders vertraut sind, übertragen. Sie werden ihre Arbeit in Verbindung mit Friedrich Adler, in dessen Obhut sich der Nachlaß seines Vaters befindet, ausführen. Die Reihenfolge des Erscheinens der Hefte hängt von der Zeit der Fertigstellung ab.

Wir beginnen die Veröffentlichung mit der Herausgabe des fesselnden Briefwechsels zwischen Viktor Adler und Friedrich Engels, der uns Einblick gewährt nicht nur in eine Zeit der wichtigsten politischen Entscheidungen und Kämpfe, sondern auch in das persönliche Leben Viktor Adlers, das in den schweren Kümmernissen, die ihn in jener Periode bedrückten, erhellt wurde durch die warme Freundschaft des großen Meisters der sozialistischen Theorie und Taktik. Wir glauben, den siebzigsten Geburtstag unseres Viktor Adler nicht schöner feiern zu können, als indem wir diese Briefe, an denen ein Stück seines Herzens hing, allen zugänglich machen, die ihn lieben und verehren.«

Hundert Jahre Bevölkerungsstatistik. Der Beginn einer brauchbaren Bevölkerungsstatistik für das Gebiet des Deutschen Reiches datiert vom Jahre 1816. Statistik ist seitdem eine Notwendigkeit, die Unterlage aller Berechnungen im modernen Leben geworden. Insbesondere ist die Bevölkerungsstatistik zur Mahnung an die führenden Persönlichkeiten des Staates geworden, die Richtlinien für die Volksbewegung der Zukunft darbietet.

Das Wachstum auf dem Reichsgebiet betrug:

	Einwohner in Mill.	Jährlicher Zuwachs in Proz.		Einwohner in Mill.	Jährlicher Zuwachs in Proz.		Einwohner in Mill.	Jährlicher Zuwachs in Proz.
1816 . .	24,8	—	1855 . .	36,1	0,40	1895 . .	52,2	1,12
1820 . .	26,2	1,43	1860 . .	37,7	0,88	1900 . .	56,3	1,50
1825 . .	28,1	1,34	1865 . .	30,6	0,99	1905 . .	60,6	1,54
1830 . .	29,5	0,98	1870 . .	40,8	0,58	1910 . .	64,8	1,40
1835 . .	30,9	0,94	1875 . .	42,7	0,91	1919 . .	60,9	—
1840 . .	32,7	1,16	1880 . .	45,2	1,14	1922 ca.	62,0	—
1845 . .	34,3	0,96	1885 . .	46,8	0,70			
1850 . .	35,3	0,57	1890 . .	49,4	1,07			

Die Jahre nach größeren Kriegen zeigen größere Bevölkerungszunahme, siehe 1820/25 und 1875/80. Intensiv blieb auch die Zunahme nach 1875, als Folge der zunehmenden Industrialisierung des Reiches. In den ersten 50 Jahren eine Zunahme von 2 zu 3, in 100 Jahren von 2 zu 6. Das bedeutet: Wo vor 100 Jahren 2 Menschen lebten, leben jetzt 6. Der Zuwachs, nach Jahrzehnten betrachtet, ergibt den sichtbaren Sieg vom Leben über den Tod: 1855 4,1 Prozent, 1865 10,0 Prozent, 1875 13,0 Prozent, 1885 11,4 Prozent (das Minus bedingt durch starke Auswanderungen), 1895 13,9 Prozent, 1905 13,9 Prozent, und erst der Weltkrieg verringert die Zunahme.

Ein besonderes Kapitel bildet die wirtschaftliche Struktur. Während die ländliche Bevölkerung stagnierte und fast immer im gleichen Zahlenverhältnis blieb, stieg die städtische Bevölkerungsziffer permanent. Noch 1871 entfielen von 41 Millionen Einwohnern 26,5 Millionen gleich zwei Drittel auf die ländliche und 14,5

Millionen gleich ein Drittel auf die städtische Bevölkerung. Seit 1920 ist aber das Gegenteil der Fall. Die Bevölkerungskonzentration in den Städten nimmt immer mehr zu, die Zahl der Großstädte wächst: 1871 hatten wir in Deutschland 8 Großstädte, 1895 28, 1920 über 50 trotz der Gebietsverluste, wodurch 6 bis 7 Großstädte verlorengingen.

Innerhalb der Städtebevölkerung findet ebenfalls Konzentration statt:

Einwohner	1867	1885	1905
	Prozent der Gesamtbevölkerung		
Landstädte von 2000 bis 5000	12,2	12,5	11,8
Kleinstädte von 5000 bis 20000	10,6	12,9	13,7
Mittelstädte von 20 bis 100000	6,7	8,9	12,9
Großstädte über 100000	4,5	9,7	19,0

Infolge des Fehlens regelmäßiger Volkszählungen seit 1910 lassen sich leider brauchbare Vergleiche kaum ziehen. Die Zahl der Großstädte ist aber, wie folgende Zusammenstellung zeigt, weiter gewachsen, ihre Bevölkerungsziffer kolossal gestiegen. Bereits entsteht eine neue Kategorie, Siedlungseinheiten genannt. Die großen Städte ziehen ihre Peripherien immer weiter, der Radius dehnt sich bis zu 20 Kilometer aus.

In diesem Sinne gibt es offizielle Großstädte, das heißt solche, welche zahlenmäßig die 100 000-Einwohnerziffer überschritten haben, aber auch nominelle, das sind Städte mit vorgelagerten Vororten, deren Vereinigung aus verschiedenen Gründen (zum Beispiel der Trennung durch Landesgrenzen) verhindert ist. Diese Städte erreichen nicht 100 000 Einwohner, weil der Zuwachs sich nur auf die nicht mit einbezogenen Vororte schlägt.

Eine neue Umfrage bei den städtischen statistischen Ämtern ergab folgende Städteziffern für 1921:

Einwohner		Einwohner		Einwohner	
Groß-Berlin	3900000	Kiel	203996	Mainz	107229
Hamburg	1039000	Halle	194276	Münster	100271
München	675000	Altona	181674	Buer	100000
Köln	671545	Gelsenkirchen	180805	Ludwigshafen	99433
Leipzig	670000	Kassel	170500	Wiesbaden	98029
Dresden	602900	Aachen	165000	Hagen	96564
Breslau	552788	Barmen	164757	Bonn	94505
Frankfurt a. M.	474000	Elberfeld	163931	Würzburg	91924
Essen	468870	Augsburg	162000	Freiburg	90150
Düsseldorf	424000	Bochum	154172	Städte mit Vororte	
Hannover	413000	Braunschweig	154000	Recklinghausen Stadt u. Amt	130882
Nürnberg	369798	Karlsruhe	138200	Solingen, Wald, Ohligs, Gräfrath, Höhscheid	128740
Dortmund	324947	Erfurt	134749	Bielefeld u. Vor.	109114
Chemnitz	320900	Krefeld	129544	Zwickau und Vor.	102600
Stuttgart	312464	Mühlheim	127653	Herne und Vor.	103700
Magdeburg	299799	Hamborn	127141	Osnabrück u. Vor.	98500
Bremen	280447	Lübeck	121000	Lehe-Bremerhav. und Geestemünde	98000
Königsberg	271605	Saarbrücken	118416		
Duisburg	257657	M.-Gladbach	116000		
Stettin	243614	Plauen	109213		
Mannheim	238739	Oberhausen	107968		

Diese Großstädte werden von fast 18 Millionen Einwohnern bewohnt, 29 Prozent der Gesamtbevölkerung. Jeder dritte Deutsche ist Großstädter. A. Kolb

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

. Band Nr. 17 Ausgegeben am 21. Juli 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Ursachen der Markzerrüttung

Von Dr. A. Heichen (Berlin)

I

»Kein Land kann die Herrschaft über seine eigene Währung behalten, solange sein Staatshaushalt einen jährlichen Fehlbetrag aufweist, der durch die Ausgabe von Papiergeld oder die Inanspruchnahme von Bankkrediten ausgeglichen wird. Erst wenn ein Land diesen Fehlbetrag durch eigene unabhängige Anstrengungen beseitigt hat, ist die Bahn für die Gesundung seiner Währung frei,« so lautet der Artikel 29, Abschnitt Währung, des Berichts der Sachverständigen für die Konferenz von Genua (Londoner Memorandum). Aber in dem Bericht über die Arbeiten der zweiten Kommission für Finanzfragen zur Genueser Konferenz wurde einer anderen, nämlich der deutschen Auffassung Rechnung getragen. Dort heißt es in der Entschließung 7 zu Abschnitt I (Währung): »Der Ausgleich des Staatshaushalts wird durch Einschränkung des inneren Verbrauchs viel dazu beitragen, einer ungünstigen Außenzahlungsbilanz abzuhelfen. Aber es wird anerkannt, daß bei einigen Ländern die ungünstige Bilanz eine derartige ist, daß sie die Erreichung des Gleichgewichts im Staatshaushalt ohne die zusätzliche Hilfe einer Außenanleihe schwierig macht. Ohne eine solche Anleihe kann die verhältnismäßige Stabilität der Währung, von der der Ausgleich des Staatshaushalts zu einem nicht geringen Teil abhängt, unerreichbar werden.«

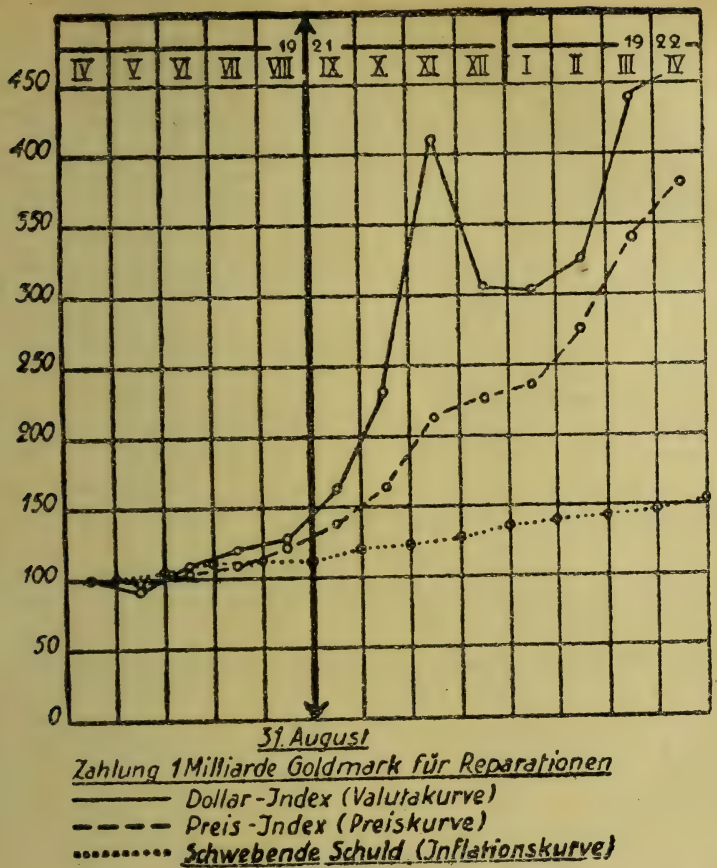
Nun hat der internationale Bankierausschuß in seinem bekannten Bericht an die Reparationskommission eine Anleihe für Deutschland zunächst abgelehnt, wenn auch die Möglichkeit einer kleineren Interimsanleihe nicht ganz ausgeschlossen worden ist. Der Bankierausschuß ist der Meinung, »daß die Wiederaufnahme normaler Handelsbeziehungen zwischen den Ländern und die Stabilisierung der Währung ohne endgültige Regelung der Reparationszahlungen und anderer öffentlicher Schulden unmöglich ist«. Wie gestaltet sich nunmehr — nach Ablehnung der Anleihe durch die internationalen Bankiers — die Zukunft der deutschen Valuta? In dem Bericht des Bankierausschusses wird erklärt: »Eine wesentliche Bedingung einer auswärtigen Anleihe zu jeder Zeit besteht darin, daß die Öffentlichkeit unter dem Eindruck stehen muß, daß Deutschland selbst eine tatsächliche wesentliche Anstrengung unternimmt, seine öffentlichen Finanzen auf eine stabilisierte Grundlage zu stellen.« Angenommen, Deutschland würde eine derartige »Anstrengung« unternehmen und es ihm gelingen, die Inflation restlos abzustoppen (in Deutschland selber bestreitet man ja diese Möglichkeit, und auch die Sachverständigen in Genua waren, wie das obige Zitat zeigt, ähnlicher

Auffassung), angenommen also, es würde gelingen, außer den inneren Ausgaben auch die Sachleistungen und Barzahlungen aus dem Friedensvertrag, die Besatzungskosten usw. durch Steuern und innere langfristige Anleihen zu finanzieren, würde man damit allein eine Stabilisierung der Reichsmark erreichen können? Die Frage muß verneint werden. Die Einstellung der inneren Inflation, selbst wenn sie möglich wäre, würde auf die Bewegung des Wechselkurses ohne Einfluß bleiben, wenn das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz nicht beseitigt würde. Die Einschränkung der inneren Inflation vermindert nur dann das Defizit der Zahlungsbilanz, wenn das Güterquantum, das durch Steuern oder Anleihen dem innerdeutschen Verbrauch entzogen wird, ins Ausland exportiert wird. Gerade an diesem Punkte erheben sich aber die Schwierigkeiten. Das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz ohne die Reparationszahlungen wird gegenwärtig auf 1 bis 2 Milliarden Goldmark pro Jahr geschätzt. Um dieses Defizit zu begleichen, um ferner die Reparationsbarleistungen von 0,7 Milliarden Goldmark, die Besatzungskosten usw. abzudecken, wäre ein Gesamtbetrag von zirka 2 bis 3 Milliarden Goldmark erforderlich. Der Warenexport Deutschlands beträgt aber nur zirka 4 bis 5 Milliarden Goldmark. Um die deutsche Zahlungsbilanz ins Gleichgewicht bringen zu können, müßte also der Export deutscher Waren um etwa 40 bis 75 Prozent gesteigert werden. Für eine solche Exportsteigerung ist aber in der Weltwirtschaft keine Aufnahme vorhanden. Die Exportindustrien des Auslandes würden einem ungeheuren Druck ausgesetzt sein, dem sie natürlich zu entgehen suchen würden.

Daß die Verschlechterung der Markvaluta tatsächlich eine Folge der Zerrüttung der Zahlungsbilanz und nicht eine Folge der inneren Inflation ist, ergibt sich aus meinen folgenden Berechnungen für die Zeit vom April 1921 bis zum April 1922. Als Ausgangsbasis wurde sowohl die schwebende Schuld als auch das Preisniveau und der durchschnittliche Dollarkurs, der das Spiegelbild der Verschlechterung der Reichsmark ist, für April 1921 gleich 100 gesetzt. Daraus ergibt sich folgende Ziffernreihe:

	Dollarindex[1] (Valutakurve)	Preisindex (Preiskurve)	Schwebende Schuld (Inflationskurve)
April 1921	100	100	100
Mai	97,8	98,5	104,9
Juni	108,9	101,8	112,9
Juli	120,4	107,6	115,5
August	132,4	133,3	115,4
September	164,7	140,1	120,5
Oktober	235,8	162,3	122,8
November	412,8	216,6	127,5
Dezember	301,3	226,7	139,3
Januar 1922	301,1	238,7	142,4
Februar	326,3	274,1	146,1
März	446,2	348,1	148,2
April	456,9	428,9	152,5

[1] Der Dollarindex wurde errechnet aus dem monatlichen durchschnittlichen Dollarkurs, der Preisindex aus dem arithmetischen Mittel zwischen offiziellem Großhandels- und Kleinhandelsindex, die Inflationskurve aus dem Gesamtbestand der schwebenden Schuld des Reiches.



Die graphische Übersicht zeigt zunächst den verhängnisvollen Einfluß des 31. August, des Termins, bis zu dem 1 Milliarde Goldmark für Reparationen in bar bezahlt werden mußte. Die Dispersion der drei Kurven von diesem Datum ab spricht ein deutliches Bild. Ferner zeigt sich, daß die Inflationskurve sozusagen ohne inneren Zusammenhang mit der Valutakurve und der Preiskurve steht. Für die Verschlechterung der Markvaluta müssen eben in erster Linie andere Gründe maßgeblich sein als die innere Inflation, denn diese ist, wie das graphische Bild zeigt, bei weitem nicht so groß als die Valutaverschlechterung. Eine Erklärung für diese Erscheinung kann nur in der Zerrüttung der Zahlungsbilanz gefunden werden. Ferner zeigt sich, daß das deutsche Preisniveau eine Funktion der Valutaverschlechterung und damit der Zahlungsbilanz ist. Es ist nicht so, daß die innere Inflation, die Schöpfung zusätzlicher Kaufkraft durch den Staat, das Preisniveau hochtreibt, damit die »Kaufkraftparität« verschiebt und dadurch wiederum den Wechselkurs verschlechtert.

Schon vor der Ermordung Rathenaus begann die Markvaluta langsam bergab zu gleiten. Die Ermordung selbst und die daran anknüpfenden Ereignisse ließen den Dollarkurs von etwa 330 bis 550 emporschnellen. Allerdings

ist zur Zeit der Niederschrift dieses Artikels (das heißt am 13. Juli) der Kurs inzwischen, wie es nicht anders zu erwarten war, erheblich zurückgegangen, und zwar auf 420. Die Entwicklung der Markvaluta nimmt, wie man seit nunmehr drei Jahren beobachten kann, einen geradezu typischen Verlauf. Einige Monate lang bleibt der Markkurs einigermaßen stabil oder sinkt langsam, aber nur allmählich. Irgendwelche politische Ereignisse, oft auch kein ohne weiteres ersichtlicher Grund lösen alsdann einen tiefen Sturz aus. Kurze Zeit darauf bessert sich der Markkurs wieder, ohne jedoch zum alten Ausgangsniveau zurückzukehren. Dann beginnt dasselbe Spiel in einer anderen Höhenlage von neuem.

Die Bewegung der österreichischen Krone zeigt übrigens dasselbe typische Bild. Der tiefere Grund aber ist der, daß eine stetig wirksame und latent ständig vorhandene Kraft vorhanden ist, die den Markkurs immer nach unten treibt und die einer periodischen Auslösung von Zeit zu Zeit bedarf. Diese Grundkraft, deren Schicksal eben das der Markvaluta ist, ist die Passivität der deutschen Zahlungsbilanz. Es kann gar nicht scharf und deutlich genug hervorgehoben werden, daß sich der Preis eines Paritätszahlungsmittels, also auch der Kurs der Reichsmark, ausschließlich und allein aus Angebot und Nachfrage von Devisen und Reichsmark erklärt, wie sie im internationalen Austausch von Waren und Leistungen entstehen. Da aber die deutsche Zahlungsbilanz unter den Folgen der Nachkriegswirtschaft und der Reparationen ständig passiv ist, so muß das Angebot von Reichsmark ständig größer sein als das von ausländischen Zahlungsmitteln, und so gibt es keine andere Konsequenz als die, daß der internationale Wert der Reichsmark ständig abwärts gleitet. Alle anderen Ursachen, die den Kurs einer Valuta bestimmen, wie beispielsweise die Spekulation, sind von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Gerade der Einfluß der Spekulation wird in Kreisen der Sozialdemokratie gewaltig überschätzt. Die Spekulation kann wohl im Verlauf der wenigen Börsenstunden eines Tages, auch zweier oder dreier Tage einen gewissen Einfluß ausüben, aber sie kann von sich aus die Valutakurse nicht eine längere Zeit hindurch entscheidend beeinflussen. Dazu sind so gewaltige Devisenmengen erforderlich, wie sie die zünftige Börsenspekulation, die zudem noch in die ständig einander bekämpfenden Parteien der Haussiers und Baissiers zerfällt, niemals besitzt. Nur die allergrößten Finanzinstitute sind in der Lage, einige Zeit hindurch in nennenswerter Weise kursstützend oder kurssenkend zu wirken. Wie verhältnismäßig schwach aber auch die Kräfte eines Zentralinstituts wie die der Reichsbank sind, erkennt man daraus, daß die jüngste Intervention der Reichsbank anläßlich des Marksturzes mit einem angeblichen Einsatz von zirka 100 Millionen Goldmark ohne nennenswerten Einfluß geblieben ist. Man kann daraus erkennen, wie groß die Kräfte der Spekulation sein müßten, um auf die Bewegung der Reichsmark entscheidenden Einfluß auszuüben.

Der Kuriosität halber sei hier die »Marksturztheorie« der Berliner »Freiheit« verzeichnet. In einem ganzen Leitartikel verwandte die Redaktion dieser Zeitung ihren Scharfsinn darauf, um nachzuweisen, daß die ganze Markkatastrophe wahrscheinlich absichtlich von der deutschen Hochfinanz und namentlich von der Helfferich nahestehenden Deutschen Bank veranlaßt

worden sei. Welche Naivität gehört doch dazu, um an solchen — milde gesprochen — hahnebüchenen Unfug zu glauben. Wenn schon die Hochfinanz in ihrer überwiegenden Mehrheit keine Freundin der deutschen Republik ist, obgleich sie auch unter deren Regime nicht schlecht gefahren ist, so ist es doch kindlich, anzunehmen, daß das Finanzkapital solche Machinationen unternehmen würde, die einen Schnitt ins eigene Fleisch bedeuten. Gerade das Bank- und Finanzkapital aber wird — im Gegensatz zu dem Sachkapital der Industrie — durch die Geldentwertung aufs schwerste geschädigt, besteht doch die Substanz des Finanzkapitals zu einem ganz erheblichen Teil aus Papiermarkforderungen (aus Krediten an die Industrie), Papiermarkeffekten (Schatzanweisungen, Staatsanleihen)), die der Geldentwertung ausgesetzt sind. Daß das Finanzkapital nur aus *politischer* Verärgerung den ökonomischen Ast absägt, auf dem es sitzt, das zu entdecken blieb der neuen Redaktion der »Freiheit« vorbehalten.

Die Dinge liegen in Wirklichkeit ganz anders! Die Bewegung der Markvaluta in ihrer *absinkenden* Tendenz erklärt sich zwangsläufig aus der *Passivität der Zahlungsbilanz*. Daß sich diese Bewegung mitunter sprunghaft vollzieht, ist kein Argument gegen die Natürlichkeit dieses Prozesses. Erstens werden die Kurssprünge nach verhältnismäßig kurzer Zeit, meist im Verlauf von einer, zwei oder drei Wochen, rektifiziert und auf ein erträgliches Maß zurückgeführt. Von einer Kurssteigerung des Dollars von 330 auf 550 verbleibt schließlich nur noch eine solche auf meinetwegen 400. In der Zeit des *größten* Pendelausschlags aber sind die Umsätze an Devisen auf ein Minimum beschränkt. Der Warenhandel tätigt zum Beispiel in dieser Zeit überhaupt keine Importabschlüsse, so daß das innerdeutsche Preisniveau von dem vollen Pendelausschlag nicht berührt wird. Die ganzen Kursnotierungen in einer solchen aufgeregten Zeit haben, weil eben die Umsätze an den Börsen und bei den Banken auf ein Minimum zusammenschrumpfen, wesentlich nur *nominelle* Bedeutung. Die nach erfolgter Rektifizierung noch verbleibenden Kurssprünge erklären sich ziemlich einfach aus der wechselvollen Gestaltung der Zahlungsbilanz. Bald sind politische Auslandszahlungen wie Reparationen, Clearingzahlungen zu bewerkstelligen, bald ist der Devisenbedarf für den *legitimen* Einfuhrhandel vorübergehend ein außerordentlich großer. Wie die deutsche Außenhandelsstatistik zeigt, werden nämlich die Einfuhrbedürfnisse oft einige Monate lang über Gebühr zurückgehalten, oder aber es ist umgekehrt der Deckungsbegehr des Importhandels ein übernormal starker, weil die Geschäftswelt vorher entweder an ein Steigen oder an ein Sinken der Valuta glaubte und dementsprechend disponierte. Durch diesen stoßweisen Import, dem ähnliche Erscheinungen auf der Ausfuhrseite der Handelsbilanz entgegenstehen und der nur in einem Lande mit Papierwährung überhaupt möglich ist, ergeben sich aber *ungleichmäßige Belastungen der Zahlungsbilanz*, die in einer irregulären und sprunghaften Entwicklung des Wertes des nationalen Zahlungsmittels ihr Spiegelbild finden. Es muß immer wieder hervorgehoben werden — und die graphische Darstellung im ersten Abschnitt dieses Artikels zeigt dies gewissermaßen optisch —, daß die *Bewertung einer Valuta so gut wie vollkommen unabhängig ist von den Staatsfinanzen und insbesondere vom Defizit des Staatsbudgets*. In den währungszerrütteten

Ländern Mitteleuropas und namentlich in Deutschland und Deutschösterreich zeigt es sich, daß die Entwertung des Zahlungsmittels um ein Vielfaches der Vermehrung des Papiergeldumlaufs und der Erhöhung der schwebenden Schuld vorangeeilt ist. Wie will man trotz der entgegenstehenden exakten Ziffern immer noch behaupten, daß die Verschlechterung der Reichsmark eine Folge der Vermehrung des Umlaufs an Banknoten und Darlehenskassenscheinen und der Zunahme von diskontierten Schatzanweisungen ist? Wie unausrottbar dieser Irrtum ist, zeigt sich darin, daß sogar ein in wirtschaftlichen Dingen so autoritatives Blatt wie die »Frankfurter Zeitung« in ihrem Handelsteil schreiben kann, daß die deutschen Preise sich nach der Vermehrung des Papiergeldumlaufs und der schwebenden Schuld richten. Genau das Gegenteil ist richtig!

Das deutsche Preisniveau wird, wie die graphische Übersicht zeigt, nicht hochgetrieben von den steigenden Fluten der Notenemission und der Schatzwechselschuld, sondern wird angezogen und folgt zwangsläufig dem Dollarkurs und den übrigen Devisenkursen, das heißt der Verschlechterung der Reichsmark im internationalen Verkehr. Oder mathematisch formuliert: das deutsche Preisniveau ist nicht ein Ergebnis der Staatsfinanzen (des Notenumlaufs und der schwebenden Schuld), sondern ein solches des Defizits der Zahlungsbilanz. *Von diesem Defizit der Zahlungsbilanz hängt*, das muß immer wieder betont werden, *der Auslandswert der Reichsmark allein und ausschließlich ab.*

Zur Charakteristik des Offizierkorps

Von Dr. Alfred Meusel

Das moderne Heer beruht auf der modernen Technik und einer sich immer mehr vervollkommnenden Arbeitsteilung, die die Funktionen der Leitung von denen der Ausführung scharf trennt. Seine Aufgaben im Rahmen eines kapitalistischen Klassenstaats sind verschiedener Art. Als wichtigste Aufgabe steht die Unterstützung des Expansionsdranges des nationalen Imperialismus obenan, mag sich nun diese Unterstützung aktiv oder passiv — das heißt im Vollzug kriegerischer Handlungen oder im bloßen Dasein einer Heeresformation von bestimmter quantitativer und qualitativer Stärke äußern. Der »bewaffnete Friede« wie auch das mit ihm verbundene Wettrüsten basierten im wesentlichen auf dem Gedanken: nämlich durch die Organisation gewaltiger Land- und Seestreitkräfte den um die Absatzmärkte und Rohstoffquellen rivalisierenden Gegner von vornherein mattzusetzen.

Ferner erfüllt das Heer die Aufgabe, den Klassenstaat vor dem Ansturm revolutionärer Gesellschaftsschichten zu bewahren. Die ökonomische Emanzipation einer Klasse kann sich gewiß nicht *ausschließlich* dadurch vollenden, daß die bewaffnete Gewalt in die Hände jener Klasse übergeht; sie kann sich aber auch nicht vollenden, *ohne* daß der militärische Machtapparat seinen Inhaber wechselt. Der Besitz eines disziplinierten und schlagkräftigen Heeres ist eine bedeutsame Stütze für das Bestehen eines Klassenstaats. Das Wort Wilhelms II.: »Ihr müßt auf Vater und Mutter schießen, wenn ich euch das befehle!« drückt scharf und präzis diesen Tatbestand aus; wie denn Wilhelm II. seinen Ratgebern manchen Kummer dadurch bereitet

hat, daß er es zuweilen liebte, mit schöner, aber unpolitischer Deutlichkeit Dinge zu sagen, die die Klügeren nicht aussprachen.

Die Einsetzung des Heeres gegen den »inneren Feind« erfordert neben einer straffen Disziplin die Notwendigkeit, breite Volksschichten, die »die Nation in Waffen« bilden, im unklaren zu lassen über die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, ja diese Unklarheit geflissentlich zu steigern. Dies Bestreben kommt darin zum Ausdruck, daß man den Mannschaftsbestand der Regimenter nicht mit Rekruten aus jener Gegend auffüllt, in der das betreffende Regiment steht. Ein Fraternisieren zwischen Bevölkerung und Militär soll nach Kräften verhindert werden. In Rußland wurde im Jahre 1905 die Arbeiterrevolution von Bauern in Uniform, die Bauernrevolution von Arbeitern in Uniform niedergeworfen. Aber selbst die Angehörigen einer Kompagnie, eines Bataillons, einer Abteilung dürfen nicht zu einer einheitlichen Gesinnung kommen. Das Prinzip »Teile und herrsche!« wird in weitestgehendem Maße zur Geltung gebracht. Die Vorzugsstellung der »alten Leute«, die diese nicht selten in barbarischer Weise ihren jüngeren Kameraden gegenüber geltend gemacht haben, wurde meist nicht nur geduldet, sondern sogar protegiert.

Als das Werkzeug aber, das vor allem geeignet ist, eine sich aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten rekrutierende Masse in ein gefügiges Instrument *eines* übergeordneten Willens zu verwandeln, erscheint die militärische Disziplin. Diese Disziplin prägt sich schon im Äußerlichen aus: im Gleichschritt, in der Gleichförmigkeit der Uniform. Diese Einförmigkeit schreitet fort zur Einförmigkeit der Bewegung und zur Einförmigkeit des die Bewegung auslösenden Willens. Das ausübende Organ, der »gemeine Mann« darf keinen anderen Willen mehr haben außer den zu absoluter Dienstbereitschaft gegenüber den Befehlen seiner Vorgesetzten. Eine gut disziplinierte Kompagnie ist gewissermaßen einer riesigen Klaviatur vergleichbar, auf der der geübte Spieler fast mühelos jeden gewünschten Ton auslöst.

Der typische Erzieher zu militärischer Disziplin, der Offizier kategorisch, ist der Adlige, der Feudalherr, der seinen Bauern die Last des Kriegführens abnimmt. Er bleibt es das ganze Mittelalter hindurch. Das Waffenhandwerk ist ritterliches Handwerk, ist adliges Handwerk. Die absolute Fürstengewalt stützt sich bei ihrem Emporkommen vielfach auf die Bürgerschaft in den Städten und muß unter mehr oder minder schweren Kämpfen die Fronde, den Widerstand des Adels brechen. Nachdem dies gelungen ist, verwandelt sich der Adel, soweit er nicht Gutsbesitzerstand bleibt, in den Hof- und Armeeadel. Das moderne Heer wird — besonders war das in Deutschland der Fall — zum Aufnahmefeld für die jüngeren Söhne der adligen Rittergutsbesitzerfamilien. Sie werden mit Notwendigkeit in die Bahn des Offizierberufs gedrängt. Wo der älteste Sohn die Landwirtschaft übernimmt, muß der jüngere entweder in abhängiger Stellung auf dem väterlichen oder einem fremden Besitz tätig sein, oder er muß sich einen anderen Wirkungskreis suchen.

Zu einem intellektuellen Beruf gehen ihm oft sowohl die Lust wie auch die Fähigkeiten ab. Die Schule hat er — in vielen Fällen die Einjährigen- oder Fähnrichspresse — nur mit Hängen und Würgen durchgemacht; dafür aber kann er reiten, schwimmen, jagen, turnen. Er fühlt sich wohl bei einer unmittelbaren körperlichen Tätigkeit, bei der es Ausdauer, Gewandtheit,

Standhaftigkeit zu zeigen gilt. So wird er denn Offizier. In den meisten Fällen ist über sein Schicksal schon von Kindheit an beschlossen: er wird im Kadettenkorps zum Offizier erzogen. Selbst in einem Lande, wo die bürgerliche Revolution den Adel gründlich aus seinen Machtpositionen verdrängt hat, wie in Frankreich, stellt dieser noch einen im Verhältnis zu seiner Schwäche außerordentlich hohen Prozentsatz für die Armee. In Deutschland genossen die adligen Regimenter ein besonderes Ansehen. Daß gerade in diese feudalen Regimenter der Geldadel in hohem Maße eindringen konnte, war bereits ein Zeichen der Zersetzung der ehemals bindenden Vorstellungsinhalte.

Als eine der höchsten militärischen Tugenden gilt solchem Offizier die Mannentreue in modernisierter Form: die enge gefühlsmäßige Bindung an die Person und an das Haus des Monarchen. Für den Offizier ist der König die einzige Verkörperung der Staatsgewalt — als »oberster Kriegsherr«. Daß es daneben noch andere Institutionen gibt, die auf den Gang der Ereignisse eine entscheidende Wirkung auszuüben trachten, erscheint dem Offizier lediglich als lästige Einengung der königlichen Gewalt. »Der König von Preußen muß jederzeit die Macht haben, zu einem Leutnant zu sagen: ‚Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!‘« Dieses Wort des Herrn v. Oldenburg-Januschau war durchaus nach dem Herzen zahlreicher — wir dürfen wohl sagen: der meisten preußischen Offiziere.

Das Bewußtsein, in einer besonderen Stellung zum Königshaus zu stehen, weitete sich aus und bildete einen Teil des Bewußtseins, einer bevorzugten, exklusiven Schicht anzugehören, zu der (in Preußen-Deutschland) die übrigen Bevölkerungsschichten mit einem gewissen Neid und dennoch mit Bewunderung emporsahen und die sie nachzuahmen trachteten. Dieses Gefühl des Ausgezeichnetseins war so stark, daß es den Offizier unempfindlich machte gegenüber den mancherlei Bedrängnissen und sozialen Nöten, die sich aus der geringen Friedensbesoldung, besonders der jüngeren Offiziere, ergaben: das System der »Zuschüsse«, die sexuelle Notlage, die sich durch die Notwendigkeit einer reichen Heirat oder zumindest einer Heirat, die die fernere Karriere ermöglichte, verschärfte, die Pflicht, »standesgemäß« aufzutreten, sich standesgemäß zu kleiden, standesgemäß zu essen und — vor allem — standesgemäß zu trinken, selbst wenn die Mittel dies nicht gestatteten.

Betrachtet man das Gemeinschaftsleben des Offiziers genauer, so wird man vielfach finden, daß es sich meist in eine Reihe höchst kleinlicher Intrigen und Ränke auflöst: denn das einzelne Regiment bildet wieder eine Hierarchie für sich, in der jeder darauf achten muß, nicht von den anderen zurückgedrängt zu werden, was geschehen kann, selbst wenn in bezug auf Beförderungen usw. das Dienstalter einen maßgebenden Einfluß ausübt. Der Wettstreit, der an sich zweifellos zu einer Erhöhung der Leistungen führen könnte, wird häufig auf ganz anderen Gebieten und in wenig edler Weise ausgetragen. Es gedeiht — besonders in kleinen Orten — der sprichwörtlich gewordene »Garnisonklatsch«. Immerhin bietet einheitliche Erziehung, einheitliches Lebensgefühl, das sich in einem starken exklusiven Standesbewußtsein ausprägt und in einem besonderen Ehrbegriff gipfelt, eine gewisse Gewähr für die Bewahrung eines gewissen Gemeinschafts- und Kameradschaftsgefühls. Diese Einstellung führt dazu, daß der Offizier (solange und

so oft er Uniform trägt) Haltung zu bewahren hat. Er darf sich nicht gehen lassen. Er muß den Leuten, die er anführt, sowie den Ständen, die zu ihm emporschauen, den Anblick äußerster Selbstbeherrschung gewähren. Auf »den Rock« darf kein Makel fallen. Die fast ständige Nötigung, repräsentieren zu müssen, bedingt, daß in den Stunden, wo diese Nötigung fortfällt, die entfesselten Triebe und Leidenschaften sich für die ihnen angetane Einschnürung um so wilder rächen; besonders wenn das Blut jung und stürmisch und vom Alkohol gereizt ist. Die Notwendigkeit, »den Panzer« tragen zu müssen, der das wahrhaft Menschliche am Menschen einengt und verkümmert, wird oft gerade von den Besten als unerträglich empfunden; wie es der Holländer Hermann Heijermans in seinem Drama »Der Panzer« gezeigt hat.

Das Ansehen, welches das Offizierkorps mit seiner alten Tradition, seiner besonderen Stellung, seinem aristokratischen Einschlag in Deutschland genoß, prägt sich deutlich in der Stellung unserer Mittelschichten zum Militär aus. Viele junge Menschen, die, aus bürgerlichen, kaufmännischen oder intellektuellen Kreisen hervorgegangen, ihr »Jahr abdienten«, haben den Zwang und den Drill des preußischen Militarismus am eigenen Leibe erfahren; oft noch stärker als ihre Kameraden aus Werkstatt und Fabrik, weil sie eine weniger harte Kinder- und Jugendzeit erlebt hatten. Daß aus diesen Kreisen dennoch niemals in größerer Anzahl grundsätzliche Gegner des Militärsystems hervorgegangen sind, ist nur dadurch zu erklären, daß die Möglichkeit, einmal selbst Offizier zu werden (wenn auch nur Reserveoffizier), das Bewußtsein erlittener Demütigungen zurücktreten ließ.

Die gleiche Erscheinung konnte in vergrößertem Maßstab im Kriege beobachtet werden. Die in das Offizierkorps aufgenommenen Einjährigen hatten sofort nach ihrer Beförderung keinen höheren Ehrgeiz, als sich möglichst restlos den Anschauungen, der Ausdrucksweise, dem Benehmen des aktiven Offiziers anzupassen. Daß dies in vielen Fällen nicht gelang und oft lächerlich wirkte — sie hatten »ihm«, dem aktiven Offizier, vielfach nicht glücklich abgeguckt, »wie er sich räuspert und wie er spuckt« —, vermag an der Tatsache nichts zu ändern. Es wirkt sich hierin das soziologische Gesetz aus, daß eine soziale Gruppe mit alten Überlieferungen und gefestigten Anschauungen in den meisten Fällen in der Lage ist, neu eintretende Elemente zu assimilieren.

Die Stellung, die der Offizier seinerseits zu den verschiedenen Bevölkerungsschichten einnimmt, ist durch seine soziale Stellung in hohem Maße bestimmt. Wie bereits erwähnt, fühlte sich der deutsche Offizier als unmittelbarer Diener seines Monarchen und nur diesem untertan. Vom sozialen Leben hatte er keine adäquate Vorstellung. Als praktisch orientiertem Menschen ging ihm vielfach jedes Verständnis für allgemeine Zusammenhänge ab. Er faßte alles persönlich auf. Der Konkurrenzkampf der kapitalistisch organisierten Großmächte war für ihn lediglich ein Versuch des Feindes, das Vaterland von jener Weltmachtstellung auszuschließen, auf die es Anspruch hatte. Ein junger Offizier sagte einmal zu mir, Erzberger sei doch »der Kapitalismus«. Der Kampf gegen ein bestimmtes System fiel für ihn ohne weiteres zusammen mit der Anwendung von Waffengewalt gegenüber einzelnen nach seiner Ansicht mit diesem System verbundenen Personen. Daß sich dies wirklich so verhält, beweist die Geschichte der letzten deutschen Revolution auf mehr als einem Blatt.

Die Erziehung im Kadettenkorps, der fast ausschließliche Verkehr mit seinesgleichen zerstörte schon frühzeitig die Verbindung des angehenden Offiziers mit den Kräften des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Der Krieger von Beruf verachtete den Händler von Beruf: den Kaufmann, den Börsenjobber, den Fabrikanten. Der Offizier war zwar durchaus bereit, anzuerkennen, daß Deutschlands Weltmachtstellung seinem wirtschaftlichen Aufschwung in hohem Maße geschuldet sei; aber er verband mit diesen Worten keine konkrete Vorstellung. Wenn er an Deutschlands Größe dachte, so erschien ihm diese im Bilde des Heeres und der Flotte. Darum war ihm auch das Wort so sympathisch, das Reich sei durch Blut und Eisen zusammengeschweißt worden; denn dieser Ausspruch gestattet die Annahme, daß das Reich durch die Tapferkeit seiner Streitkräfte geschaffen worden sei.

In der Abneigung des Offiziers gegen den wirtschaftlich tätigen Kapitalisten spielte neben dem häufig sehr stark in die Erscheinung tretenden Rassenmoment der Gegensatz einer feudalistisch-konservativen Weltanschauung gegenüber dem rationalistischen, traditionslosen, respektlosen Händlergeist eine Rolle. Dieser Widerspruch pflanzte sich in interessanter Weise in der Heeresorganisation selbst fort. Je mehr das Heer gezwungen war, die Fortschritte der modernen Technik in bezug auf Bewaffnung und Ausrüstung zu übernehmen, desto mehr veränderte sich die Stellung des Offiziers innerhalb der Heeresorganisation. Der alte feudale Nimbus begann zu schwinden. Er erhielt sich am längsten in der Kavallerie und der Infanterie. Aber in den eigentlich technischen Truppen, in der Artillerie, bei den Pionieren, der Marine begann eine modernere, mehr liberale Stimmung um sich zu greifen. Die Offiziere dieser Truppenteile waren durch ihre Bildung den übrigen Linienoffizieren überlegen. Sie verkörperten am deutlichsten das Prinzip der Wandlung: an die Stelle der heroischen Einzelleistung trat die Kriegführung als technisches Problem. Nicht, als ob diese nicht auch von dem gewissenhaften Führer ein hohes Maß von persönlichem Mut verlangte, aber die Tapferkeit, die dazu gehört, im Trommelfeuer auszuharren, am Scherenfernrohr zu beobachten, Erkundungsflüge auszuführen ist eine andere als diejenige, die erforderlich ist, einen Berg im feindlichen Feuer zu erstürmen und mit dem Degen in der Hand voranzueilen.

Der Krieg hat den letzten Schimmer der Romantik verloren, an deren Stelle die äußerste Exaktheit des Tötens getreten ist. Er hat auch dem einfachen Soldaten ein hohes Maß von persönlicher Selbständigkeit gegeben. So wenig wie die moderne Industrie dazu geführt hat, den Spezialarbeiter überflüssig zu machen, so wenig hat die Entwicklung der Kriegstechnik einen Zustand zu schaffen vermocht, der die ausübende Funktion zu einer bloßen Betätigung des Muskelsystems macht. Die Bedienung eines Geschützes, eines Maschinengewehrs — ja auch nur die Handhabung des Gewehres Modell 98 erfordert eine gewisse Selbständigkeit. Die Tatsache, daß im modernen Krieg die einzelnen Abteilungen weit auseinandergezogen werden müssen, vermehrt des weiteren die Schwierigkeit, eine unmittelbare Oberleitung in der Kampflinie durchführen zu können. Die Entwicklung des modernen Kapitalismus hat die großen Heere geschaffen. Die sich auf der Basis der kapitalistischen Produktionsweise vollziehenden Fortschritte der Technik untergraben die Möglichkeit, daß diese Organisation in unveränderter Form fortbesteht.

Welche Stellung nahm nun der Offizier gegenüber der Arbeiterbewegung ein? Er hatte von der wirklichen Lage des Proletariats in den meisten Fällen gar keine Vorstellung. Der Offizier, der einer Gutsbesitzersfamilie entstammte, wußte bestenfalls etwas vom landwirtschaftlichen Arbeiter. War er aber der Sprößling einer höheren Beamtenfamilie, so pflegte ihn jene schöne Ahnungslosigkeit in wirtschaftlichen Dingen auszuzeichnen, die das Vorrecht dieser Gesellschaftsschicht war. Er verdankte seine Kenntnis der Arbeiterbewegung gewöhnlich dem gesinnungstüchtigen Geschichtsunterricht auf der Presse oder den Leitartikeln der »Kreuzzeitung«, der »Deutschen Tageszeitung« usw. Was ihn zumeist an der Sozialdemokratie abstieß, war der antimonarchistische Charakter dieser Partei. Die Sozialdemokraten sind eine Rotte von Unzufriedenen und Bösewichtern, die den wirtschaftlichen und politischen Umsturz propagieren — so hatte man ihn gelehrt, und das glaubte er.

Es gibt sonst im wirtschaftlichen Programm des Sozialismus manches, was dem Offizier eigentlich anziehend sein mußte. Die Regelung der Produktion und der Verteilung, die Durchführung eines Wirtschaftsplans entspricht weit mehr den Vorstellungen, die der Offizier von der »richtigen« Wirtschaft hat, als das komplizierte System einer durch den Markt regulierten Wirtschaft. Wenn Spengler in seiner Schrift über »Preußentum und Sozialismus« den Grundriß eines (natürlich utopischen) Sozialismus gezeichnet hat, in dem zum Beispiel die Preise von einer obersten Instanz diktiert werden, so entspricht diese kindliche Auffassung der Wirtschaft in nicht geringem Maße der Simplifikation, in der die Durchführung des Wirtschaftsplans einer ganzen Anzahl von Offizieren erschien und noch erscheint. Daß die Ideologie des »Nationalbolschewismus« gerade in Offizierskreisen Anhänger fand und wohl heute noch findet, beweist neben der Vorliebe für kriegerische Ideale, die Hinneigung des Offiziers zu allem, was auf einfache, klare Richtlinien, was auf Befehl und Gehorsam gegründet ist. Verschiedene Offiziere haben mir versichert, daß ihnen das wirtschaftliche Programm des Sozialismus nicht unsympathisch sei, aber »die internationale Gesinnung«!

Hier gilt es, eine letzte Bindung des Gefühlslebens aufzudecken, die, an sich wirtschaftlicher Natur, im Bewußtsein des Offiziers als durchaus nicht wirtschaftlich erscheint. Die gesellschaftliche Stellung des Offiziers, das Ansehen, das er bei den übrigen Bevölkerungsschichten genießt, hängt ganz und gar von der Existenz »des Feindes« ab. Je stärker der Feind ist, desto notwendiger der Offizier, desto höher die Achtung, die ihm entgegengebracht wird. So paradox es klingen mag: der Offizier darf viele Feinde vernichten; aber nicht *den Feind*.

Die imperialistische Expansionspolitik liefert immer neue Feinde: bald sind es Kolonialvölker, die zur Botmäßigkeit gezwungen werden müssen, bald erhebt der »innere Feind« sein Haupt, bald ist der kriegerische Zusammenstoß mit den anderen imperialistischen Völkergruppen unvermeidlich geworden. Wo der eine Feind ausscheidet, muß der andere Feind an seine Stelle treten. Die Offiziere, die im Weltkrieg gegen die Entente gefochten hatten, fochten nachher vielfach gegen den »Bolschewismus« und gegen die »Spartakisten«. Die russischen Offiziere, die gegen Deutschland kämpften, zogen später gegen Koltschak, Denikin, Judenitsch, Wrangel ins Feld; und die fran-

zösischen Emigranten der großen Revolution traten in die preußischen und österreichischen Heere ein.

In einem Gesellschaftszustand, wie ihn die sozialistische Bewegung zu verwirklichen trachtet, sieht denn auch der Offizier nichts anderes als tödliche Langeweile, Entnervung und Erschlaffung, Verkümmerung aller wahrhaft männlichen Tugenden. Ja er bestreitet überhaupt die Möglichkeit der Verwirklichung einer solchen Ordnung.

Zur Fortbildung des Arbeitsrechts

Von **Wilhelm Schöttler**

Die sozialistische Arbeitnehmerbewegung ist das Produkt jener industriellen Entwicklung, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts einsetzte. Sie ist die Reaktion auf das kapitalistische System, in dessen Staats- und Gesellschaftsordnung kein Raum für eine dem Zeitbewußtsein entsprechende Existenz der arbeitenden Klasse in wirtschaftlicher und körperlicher Hinsicht war.

In diesen Tatsachen liegen zugleich auch die Wurzeln aller jener Bestrebungen, welche sich die Sicherung des materiellen und geistigen Niveaus der zum Verkauf ihrer Arbeitskraft Gezwungenen zum Ziele setzten. War diese Bewegung in ihrem Anfangsstadium mehr eine Bewegung der Industriearbeiter, so ist sie längst zu einer allgemeinen Bewegung der im Arbeitsverhältnis zu einem Unternehmer stehenden Hand- und Kopfarbeiter geworden. Alle, die abhängige Arbeit leisten, sind von dem gleichen sozialen Schicksal erfaßt, dem Arbeitgeber vertraglich verpflichtet zu sein, so daß sich wie zwei feindliche Heere gegenüberstehen einerseits das organisierte Kapital und andererseits die organisierte Arbeitskraft.

Das Ziel der organisierten Arbeitnehmerschaft geht dahin, an der Regelung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse teilzunehmen und so das Schicksal ihrer Angehörigen selbst zu gestalten. Die Gewerkschaftsidee bildet die Bekundung dieses Willens. Der Sachenökonomie und der Sachentechnik unserer heutigen Wirtschaftsordnung, die ganz vergessen zu haben scheint, daß die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse der Zweck alles Wirtschaftens ist, setzt sie die Menschenökonomie entgegen. Getragen von dem Bewußtsein, daß die arbeitende Klasse der Hauptfaktor jeder Wirtschaft ist, fordert die gewerkschaftliche Bewegung, daß das Interesse der Arbeit in den Vordergrund gestellt wird. Nicht sinnloses Walten der natürlichen Kräfte, unter denen die Arbeitskraft nicht mehr als jede andere Ware gelten soll, ist das Wesen der Ökonomie; sie soll vielmehr ein der menschlichen Gemeinsamkeit dienendes und den Menschen als Selbstzweck achtendes Gebilde sein.

Da alle wirtschaftlichen Verhältnisse ihren Ausdruck in rechtlichen Bestimmungen finden, gehen die Bestrebungen der organisierten Arbeitnehmer in erster Linie darauf aus, das Recht in der Richtung ihrer sozialen Anschauungen zu beeinflussen, besonders die rechtlichen Bestimmungen neu zu gestalten, die sich mit der besonderen Stellung der Arbeitnehmer als einer vom Kapital abhängigen Schicht befassen und uns unter dem Begriff Sozial- oder Arbeitsrecht geläufig sind.

Aus diesen Gedankengängen heraus stellt Hugo Sinzheimer (Die Fortbildung des Arbeitsrechts. Vortrag, gehalten auf der ersten Tagung des Afa-Bundes) für die im Werden begriffene Neuregelung unseres Arbeitsrechts drei Forderungen auf, denen bei den künftigen Beratungen größte Aufmerksamkeit zu schenken ist. In erster Linie verlangt Sinzheimer ein einheitliches Arbeitsrecht, in dessen Rahmen für die Bedürfnisse der einzelnen Berufsgrößen Spielraum gelassen werden soll. Als Zweites gibt der lebendige Organisationswille der Arbeiter, Angestellten und Beamten und die machtvolle Entwicklung ihrer sozialen Kräfte Veranlassung, ein autonomes Arbeitsrecht zu fordern. Das dritte Postulat klingt in der

Forderung nach einem sozialen Arbeitsrecht aus, also Persönlichkeitsrecht gegenüber Sachrecht.

1. Was heißt »einheitliches Arbeitsrecht«? Zunächst ist die Selbständigkeit des Arbeitsrechts gemeint. Heute sind die arbeitsrechtlichen Vorschriften in alle Rechtsgebiete zerstreut, ohne jeden äußeren und inneren Zusammenhang. Es entspricht in keiner Weise der Bedeutung dieser Rechtsmaterie, daß sie in die verschiedenen Rechtsbezirke aufgeteilt ist und ein Anhängsel von Rechtsordnungen ist, die ihr innerlich durchaus fremd sind. Die Eigenart des Arbeitsrechts bedarf dringend der eigenen Rechtsordnung, damit sich die ihm eigentümlichen Rechtsgedanken voll auswirken können. Einheitliches Arbeitsrecht bedeutet aber auch ganzes Arbeitsrecht. Die Ansicht, das Arbeitsrecht erschöpfe sich in dem Rechte des Arbeitsvertrags, ist grundfalsch: »Der Arbeitnehmer steht in dreifacher Beziehung zum Rechte. Er tritt dem Arbeitgeber als Partei des Arbeitsvertrags gegenüber. Er gehört dem durch den Betrieb gebildeten Arbeitsverband an. Und er ist, ohne Rücksicht auf ein Arbeitsverhältnis, weil er den Beruf des Arbeitnehmers hat, kraft seiner sozialen Lage im Staate und dem Staate gegenüber besonders privilegiert, indem ihm Rechte und Ansprüche zustehen, die anderen Berufsangehörigen nicht zuerkannt sind. So ist das Arbeitsrecht zusammengesetzt aus dem Rechte des Arbeitsvertrags, des Arbeitsverbandes und des Arbeitsberufs.« Eine planvolle Weitergestaltung, eine von einheitlichem Geiste getragene Fortbildung des Arbeitsrechts kann nur in der gemeinsamen Erfassung und gegenseitigen Durchdringung dieser drei Rechtsbegriffe erhofft werden.

Das künftige Arbeitsrecht soll ferner ein gemeinsames Recht für alle Arbeitnehmer werden. Heute bietet sich uns das Bild einer unförmlichen Zersplitterung. Arbeiter sozial gleicher Art haben ein ungleiches Recht, während Arbeitnehmer sozial ungleicher Art gleiches Recht haben. Geschichtlicher Zufall und politischer Wille zur Teilung der einheitlichen Arbeitnehmerwelt, Erdrückung und Vernachlässigung der besonderen arbeiterrechtlichen Interessen gegenüber den vermögensrechtlichen, aber nicht planmäßiger Geist haben diesen Wirrwarr erzeugt, der es uns zur Aufgabe macht, ihn abzubauen und ein für alle Arbeitnehmer gemeinsames Recht herzustellen. Gemeinsamkeit bedeutet aber keineswegs Gleichheit — Gemeinsamkeit schließt Mannigfaltigkeit des Rechtes nicht aus. Innerhalb der gemeinsamen Interessen der Arbeitnehmer wird es immer besondere Interessen einzelner Arbeitnehmergruppen geben, denen im Rahmen des allgemeinen Rechts leicht Rechnung getragen werden kann. Entscheidend wird dabei immer sein, daß das Allgemeine dem Besonderen vorangeht und besonderes Recht nur dort gelten soll, wo es innerlich gefordert werden muß.

Diese Verallgemeinerung des Arbeitsrechts kann sich jedoch nicht nur auf das materielle Recht, das die Rechtsverhältnisse der Arbeitnehmer ordnet, beziehen, sondern muß auch gelten für die Behörden, die für das Arbeitswesen bestellt sind. Gegenüber der Gestaltlosigkeit des heutigen Behördenwesens auf dem Gebiet des Arbeitsrechts muß in Zukunft eine einheitliche Arbeitsbehörde gefordert werden.

Heute werden die arbeitsbehördlichen Funktionen im Gesamtkomplex mit den Geschäften der Zentralbehörden, der allgemeinen Verwaltungsbehörden und den Behörden und Organen der Selbstverwaltung erledigt. Die Schaffung besonderer Arbeitsbehörden entspricht also nur einem Bedürfnis nach erhöhter Sachlichkeit und Beschleunigung. Wie das Amtsgericht ein Inbegriff mehrerer behördlicher Funktionen ist, rechtsprechender, rechtsverfolgender und rechtsverwaltender Art (freiwillige Gerichtsbarkeit), so kann es auch erreicht werden, daß eine einheitliche Arbeitsbehörde in weiser Ökonomie von Kräften und Mitteln alle Funktionen in sich vereinigt, die für das Arbeitswesen bestehen oder noch entstehen. Besondere Aufgaben finden dann kein neues Amt, sondern höchstens eine neue Abteilung in einem gemeinsamen Amt.

Hierbei bildet die Organisationsfrage besondere Schwierigkeiten, die sofort mit der Frage nach dem Standort der Arbeitsgerichte in Erscheinung treten. Diese Frage stellt sich als das wichtigste Stück der in Angriff genommenen Arbeitsrechtsreform dar, denn das beste Arbeitsrecht steht auf dem Papier, wenn die Rechtsverfolgung versagt. Der heutige Zustand, daß die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil von Arbeitnehmern zuständig sind, ist ganz unhaltbar. Für alle Arbeitnehmer sind die aus dem Arbeitsvertrag entspringenden Ansprüche derart, daß von ihrer Erfüllung in der Regel die wirtschaftliche Existenz abhängig ist. Deshalb bedürfen sie alle des Arbeitsgerichts mit seiner besonderen Zusammensetzung und seinem besonderen Verfahren. Lange ging der Streit über Form und Grundlage der Arbeitsgerichte. Mit Recht wurde die alte Forderung, die Arbeitsgerichte in die ordentlichen Gerichte einzugliedern, als völlig abwegig aufgegeben. Diejenigen, die auch heute noch diese Eingliederung fordern, machen sie unter der Bedingung geltend, daß die Arbeitsgerichte in die ordentlichen Gerichte nur mit all den Kautelen eingestellt werden dürfen, die die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte besitzen.

Wenn diese Eingliederung auch unter diesen bestimmten Voraussetzungen erfolgen könnte, so ist die beste Lösung doch darin zu erblicken, daß das Arbeitsgericht seine Eingliederung im Rahmen der einheitlichen Arbeitsbehörde erfährt, denn dort ist die Atmosphäre, die eine soziale Rechtsprechung braucht, dort sind auch die Kenntnisse und Erfahrungen, deren die soziale Rechtsprechung bedarf.

2. Die Forderung nach einem autonomen Arbeitsrecht findet ihre Begründung in der starken Entwicklung sozialer Gruppen und dem ihnen innewohnenden Organisationswillen, der zu neuen Formen für die Bildung des allgemeinen Willens im Rechte und im Staate führte und führt. Diese Gesellschaftsgruppen können nicht mehr einfach durch Gesetz und Verwaltung autoritativ beherrscht werden. Ihr Streben geht vielmehr darauf aus, Freiheit zur Selbstgestaltung und Beteiligung an den staatlichen Aufgaben zu erhalten. Solchen Drang zur Selbstgestaltung, zur Autonomie finden wir zum Beispiel in dem Wirken frei organisierter sozialer Kräfte außerhalb des Staates. Ihren Ausdruck finden sie im Tarifvertrag und der Betriebsvereinbarung. So haben sich die beteiligten Kreise selbst wichtige Rechtsquellen geschaffen.

Auch innerhalb der staatlichen Tätigkeit sind diese Kräfte am Werke. Es werden staatliche Funktionen, wenn auch unter staatlicher Leitung, den beteiligten Berufskreisen anvertraut, wie wir es in den Gewerbe- beziehungsweise Kaufmannsgerichten und in wachsendem Maße auch in vielen anderen sozialpolitischen Einrichtungen wahrnehmen können. Die Autonomie tritt schließlich an die Stelle staatlicher Tätigkeit, wenn der Staat zur Erfüllung arbeitsrechtlicher Zwecke auf gewissen Gebieten Verordnungsgewalt an die Träger autonomer Lebenskreise überweist. So ist im Artikel 165 der Reichsverfassung vorgesehen, daß das Reich den von ihm geschaffenen Räten Verwaltungsbefugnisse übertragen kann.

Die Vorteile der Autonomie können nicht geleugnet werden. »Der Staat wird entlastet. Die Rechtsbildung wird beweglicher, schmiegsamer. Der Weg vom Rechtsbedürfnis zur Rechtsordnung wird kürzer. Es bedarf des Umwegs über den Staat nicht mehr, der oft zu spät kommt und allzu schablonenhaft verfährt. Die Kräfte, die des Rechtes bedürfen, erzeugen es auch.« »Überall steht die Autonomie den Lebensquellen näher als die reflektierte reine Staatstätigkeit. Das autonome Arbeitsrecht muß deswegen fortgebildet werden. Es muß in einer künftigen Arbeitsgesetzgebung im Vordergrund stehen.«

Besonders gilt dies für die Tarifverträge. Dabei sollen diese nicht wie bisher nur auf die organisierte Arbeiterschaft beschränkt werden, sie sollen sich vielmehr unter bestimmten Voraussetzungen auf alle Arbeitnehmer in tarifgebundenen Betrieben erstrecken. Der Grundsatz der freien Tarifentwicklung soll dabei beibehalten werden, denn die Fruchtbarkeit der Tarifverträge besteht ja gerade in ihrer

Unabhängigkeit von jeder bureaukratischen Fessel. Die Verbindlicherklärung für Nichtangehörige des Tarifvertrags, sobald der Tarifvertrag überwiegende Bedeutung im Beruf erlangt hat, soll jedoch auch weiterhin möglich bleiben. Dasselbe gilt für die Ausgestaltung der Betriebsvereinbarung, deren gesetzliche Regelung noch sehr im argen liegt. Daher wird es eine der hauptsächlichsten Aufgaben sein müssen, so bald wie möglich die Betriebsvereinbarung als ein einheitliches Rechtsinstitut autonomer Betriebsrechtsbildungen auszugestalten.

In Erwägung zu ziehen ist ferner die Übertragung staatlicher Verordnungsgewalt auf autonome Körper. Nach Artikel 165 der Reichsverfassung soll eine Räteverfassung geschaffen werden, deren Wesen darin besteht, besondere Organe für die Wahrnehmung wirtschaftlicher und sozialpolitischer Angelegenheiten zu bilden. Zur Förderung des Autonomiegedankens müssen diese Organe auch die Befugnis erhalten, bestimmte wirtschaftliche Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Ausstattung mit Verordnungsgewalt durch den Staat, wie dies in den Selbstverwaltungen der Gemeinden, Provinzen usw. der Fall ist, ist hierzu der einzige Weg. Bei der definitiven Ausgestaltung der Räteorgane und ihrer Befugnisse kommen wir zu der Frage, ob ihnen auch auf arbeitsrechtlichem Gebiet Verordnungsbefugnisse zur autonomen Verwaltung zu überweisen sind. Vorteile sehen wir darin, daß Sachkundige unmittelbar das Verordnungsrecht schüfen. Bedenken ergeben sich jedoch aus der paritätischen Zusammensetzung der Räte, die sehr unliebsam in Erscheinung treten kann, wenn eine Einigung der verschiedenen Gruppen nicht erfolgt. Eine staatliche Zentralbehörde könnte aber hier immerhin als Entscheidungsinstanz auftreten. Nie kann das Arbeitsrecht ganz autonom werden, weil die sozialen Kräfte nicht gleiche Stärke haben. Bestimmte, zwingende Vorschriften werden nie entbehrt werden können, wie überhaupt jede Autonomie vor dem staatlichen Arbeitsrecht, das die sozialen Grundbedingungen der abhängigen Arbeit sichern muß, haltzumachen gezwungen ist.

3. »Der *soziale Gedanke* im Recht zielt vom Boden einer neuen Anschauung menschlicher Lebensbeziehungen aus auf eine Neugestaltung ihrer Rechtsformen ab.« Das Recht begreift den Einzelmenschen losgelöst von seiner konkreten Klassenlage unter dem abstrakten Begriff der Person. Diese Person hat einen Willen, nicht eine Lebenslage. Soweit nicht ihre staatsrechtliche Stellung in Frage kommt, sind ihre Beziehungen zu anderen Personen grundsätzlich privater Natur. Diese im Recht festgelegte Gleichheit der Person und ihrer Beziehungen zu anderen Personen ist aber keine wirkliche Erscheinung. Wir sehen vielmehr nur Menschen, die sich durch ihre soziale Lage voneinander unterscheiden. »Wenn zwei Menschen eine wirtschaftliche Verbindung miteinander eingehen, so ist sie abhängig von der gesellschaftlichen Konstellation, die sie vorfindet, und erzeugt Wirkungen nicht nur in den Lebenssphären der diese Verbindung Eingehenden, sondern auch darüber hinaus in den Lebenssphären derer, die im Wellenschlag des sozialen Lebens sozial von ihnen abhängen.« Durch den streng individualistischen Geist im Rechte hat sich ein Spannungsverhältnis zwischen ihm und der Wirklichkeit gestaltet; deshalb muß der individualistische Geist im Rechte dem sozialen weichen, und zwar in der Form, daß das Recht dem Menschen einen Ausgleich für seine soziale Lage schafft, indem es ihm die fehlenden Kräfte durch die Gesamtheit zuführt. So erst öffnet es den Weg zur Selbstbestimmung, die der einzelne heute nur formell hat. Ferner erfordert dieser Geist die planvolle Einordnung der Einzelbeziehungen in ein soziales Wesen, in ein sinnvolles Geschehen: »Die Funktionen Privater müssen Funktionen von Organen werden. Dazu bedarf es des Aufbaus eines überindividuellen Gebildes auch in dem Reiche, das bisher ausschließlich dem privaten, selbstsüchtigen Willen vorbehalten war. In diesem Sinne baut das soziale Recht neue Wölbungen über den einzelnen, macht es die Bahn frei für soziale Selbstbestimmung, führt es zu einem Sozialrecht, das sich bemüht, den Zusammenprall der gesellschaftlichen Kräfte in einem Rechte neuer Gemeinschaften aufzulösen.«

In diesen Forderungen liegen die Grundlinien des neuen sozialen Arbeitsrechts. Alle menschliche Arbeit ist eine soziale Angelegenheit. Das soziale Recht strebt deshalb nach einer die gesellschaftliche Form der Arbeit beherrschenden wirtschaftlichen Gesamtsphäre, in der die besonderen durch seine Klassenlage bestimmten sozialen Bedürfnisse und Ansprüche des Arbeitnehmers befriedigt werden.

Ansätze zu einer solchen wirtschaftlichen Gesamtsphäre über den Einzelwirtschaften sehen wir aus dem Zusammenwirken sozialer und staatlicher Kräfte erwachsen. »Tarifverträge und Arbeitsgemeinschaften, wirtschaftliche Selbstverwaltungskörper und Räteorgane — sie alle folgen einer Tendenz.« Das private Verfügungsrecht in der Form des Eigentums muß dem Sozialrecht der Arbeit, dem gesellschaftlichen Verfügungsrecht weichen.

Das Persönlichkeitsrecht des Arbeitnehmers erfaßt diesen als für sich bestehendes Einzelwesen. Sicherung der leiblichen und sittlichen Existenz durch unlösliche Verbindung sozialer Mittel mit seiner Person sind Aufgaben dieses Rechtes, das bestimmte Normen aufzustellen hat, die die Eingriffe in bestimmte Lebensgüter des Arbeitnehmers abweisen oder ihm solche Lebensgüter zuweisen. Die meisten so geschaffenen sozialen Rechte haben ihren Grund im Arbeitsverhältnis, sie setzen dies aber nicht voraus. Auch in der Berufsstellung des Arbeitnehmers können sie wurzeln und stehen ihm dann zu, auch wenn das Arbeitsverhältnis gelöst ist, wie es bei Versicherungsansprüchen, Ansprüchen auf Arbeitsbeschaffung, Erwerbslosenunterstützung usw. der Fall ist.

Das soziale Menschenrecht, das sich bisher in stetiger, wenn auch langsamer Entwicklung befand, wird unaufhaltsam mit dem steigenden Bewußtsein menschlicher Würde fortschreiten und so immer mehr den Warencharakter der Arbeit zerstören. Noch tritt der soziale Gedanke im Arbeitsrecht nicht in gebührendem Maße hervor, aber im Entstehen und Werden des neuen Arbeitsgesetzbuchs wird ihm ein gebührender Platz eingeräumt werden müssen.

Außenpolitische Rundschau

Das veraltete Moratorium — Der Kongreß der Labour Party — Der Kongreß der Federation of Labor

Bei Niederschrift dieser Zeilen kommen aus Paris Nachrichten, wonach der Antrag der Reichsregierung auf Stundung der am 15. Juli fälligen Rate von 50 Millionen Goldmark nicht nur günstig aufgenommen würde, sondern daß darüber hinaus die Mehrheit der Kommission geneigt sei, Deutschland ein Moratorium von zwei bis drei Jahren zu gewähren. Anzunehmen ist, daß es sich bei dieser Stundung nur um die in ausländischen Devisen zu leistenden sogenannten Goldzahlungen handelt. Im Augenblick dazu Stellung zu nehmen ist mißlich, zumal beim Erscheinen dieser Zeilen die Dinge wahrscheinlich eine andere Gestaltung erfahren haben werden. Es kann aber gesagt werden, daß der Zusammenbruch der Mark, der von den internationalen Finanzsachverständigen für den Fall des Nichtzustandekommens der Anleihe vorausgesagt wurde, eingetreten und durch die bekannten innerpolitischen Ereignisse noch verschärft worden ist. Was nun die Gewährung eines Moratoriums von drei Jahren betrifft, ist sie nach den Bestimmungen des Vertrags von Versailles nur zulässig, wenn eine Mehrheit der Reparationskommission so beschließt. Lediglich ein längeres Moratorium oder eine Herabsetzung der Schuldsumme erfordert Einstimmigkeit. Der Widerspruch Frankreichs kann also praktisch eine derartige Stundung nicht hindern. Jedenfalls ist heute schon offenbar, daß das Moratorium von Cannes, das den Londoner Zahlungsplan für 1922 außer Kraft setzte, schon wieder veraltet ist.

* * *

Ende Juni und Anfang Juli hielt die englische Arbeiterpartei in Edinburg ihren 22. Jahreskongreß ab. Die Labour Party ist bekanntlich nicht eine Arbeiterpartei, wie wir sie auf dem Festland kennen, nicht nur und nicht vor allem deshalb, weil ihr auch Gewerkschaften angeschlossen sind. Auch der belgischen Arbeiterpartei zum Beispiel sind Gewerkschaften und Genossenschaften angeschlossen, und doch unterscheidet sich diese wesentlich von der Labour Party. Aber die belgische Arbeiterpartei ist eine Partei mit politischen Zielen, einheitlich organisiert, der die Gewerkschaften sozusagen nur als Hospitanten angehören, um die Partei zu unterstützen und darüber zu wachen, daß diese die besonderen Forderungen der Gewerkschaften im Parlament mit dem nötigen Nachdruck vertritt. Die Labour Party ist dagegen eine politische Vertretung der Gewerkschaften, bestimmt, die Interessen der Gewerkschaften im Parlament zu vertreten. Die daneben bestehenden sozialistischen Parteien sind ihr wohl angeschlossen, ohne aber in der Labour Party aufzugehen. Die englische Arbeiterpartei ist also ein Konglomerat von Gewerkschaften und politischen Parteien. Sie ist entstanden und hat sich behauptet und entwickelt, weil es in England eine einheitliche große sozialistische Partei nicht gab noch gibt. Heute ist die englische Arbeiterpartei die einzige große, wirklich aktionsfähige Oppositionspartei — die einzige große Volkspartei, die imstande wäre, die Zügel der Regierung zu übernehmen, falls die Koalition, die unter Lloyd George regiert, aus den nächsten Wahlen wesentlich geschwächt hervorgehen sollte oder aber — eine Möglichkeit, mit der gerechnet wird — auseinanderfällt. Da nun aber die Wahlen als bevorstehend angesehen werden, kam dieser Tagung besondere Bedeutung zu.

* * *

In Edinburg kam so recht zum Ausdruck, was die Stärke und zugleich die Schwäche der Arbeiterpartei ausmacht. Ihre Stärke liegt in der großen Mitgliederzahl. Wohl sind bei weitem nicht alle englischen Gewerkschaften der Arbeiterpartei angeschlossen, aber immerhin zählt sie mehr als fünf Millionen Mitglieder. Es ist daher natürlich, daß ihre politischen Gegner vor allem darauf bedacht sind, sie numerisch zu schwächen. Deshalb wurde von konservativer Seite im englischen Unterhaus ein Antrag eingebracht, dessen Zweck die Schwächung der Arbeiterpartei ist. Es wird in diesem Antrag verlangt, daß keine Gewerkschaft einer politischen Partei für die Gesamtheit ihrer Mitglieder beitreten dürfe, selbst wenn die Abstimmung darüber einen einstimmigen Beschluß ergeben hätte. Nur für die Mitglieder, die persönlich eine Erklärung in diesem Sinne abgegeben hätten, dürfe die Gewerkschaft einer Partei beitreten. Damit nicht genug, müsse diese individuelle Beitrittserklärung jedes Jahr erneuert werden, andernfalls die Mitgliedschaft als erloschen zu betrachten sei. Ob dieses Ausnahmegesetz, das von einem Mitglied der Konservativen Partei eingebracht wurde und von der Regierung nicht bekämpft wird, noch vor den Wahlen zur Verabschiedung kommt, steht noch dahin.

Die Tatsache, daß die Gewerkschaften die Träger der Labour Party sind, bringt es andererseits mit sich, daß es ihr an politischer Geschlossenheit, an Einheitlichkeit der Auffassung und an taktischer Beweglichkeit und Schlagkraft fehlt. Zu diesen Mängeln kommt noch der empfindliche Mangel einer verbreiteten Tagespresse. Der »Daily Herald« ist die einzige Tageszeitung der Labour Party, und auch dieses Blatt konnte bisher nur unter großen Opfern gehalten werden. Auch in Edinburg wurde in einer geschlossenen Sitzung über den »Daily Herald« verhandelt.

* * *

Alle diese Mängel traten in Edinburg in Erscheinung. Es wurden eine Menge Entschließungen angenommen, dem Exekutivkomitee überwiesen oder abgelehnt, woraus man jedenfalls auf das wachsende politische Interesse der Mitglieder schließen kann. Letzteres ist ein erfreulicher Fortschritt, der um so höher zu bewerten ist, als ein Hauptgegenstand, auf den sich das Interesse der britischen Arbeiterpartei kon-

zentriert, die auswärtige Politik ist, die den Arbeitern durch die Arbeitslosigkeit und das aggressive Vorgehen der Unternehmer — eine Folge des Vertrags von Versailles — aufgezwungen wird. Mit der partikularistisch-insularischen Abschließung der englischen Arbeiterbewegung von der Internationale scheint es vorbei zu sein.

Aber in Edinburg ist versäumt worden, was in einer ähnlichen Situation selbst die kleinste und unerfahrenste politische Partei nicht versäumt haben würde: eine Wahlparole auszugeben, die Partei und die öffentliche Aufmerksamkeit um einige wesentliche Forderungen zu gruppieren. Teilweise mag dies wohl daher kommen, daß es der Partei an überragenden, politisch geschulten, theoretisch in sich gefestigten Köpfen fehlt.

Der letztere Mangel macht sich freilich nicht nur in England fühlbar. Auch auf dem Festland haben wir wohl viele tüchtige Alltagspolitiker, denen aber zumeist jene theoretische Läuterung fehlt, die die Zierde und Überlegenheit der fast ausgestorbenen alten Garde ausmachte. Die Führer der englischen Arbeiterpartei sind nicht nur alle aus den englischen Gewerkschaften hervorgegangen, sie sind auch heute noch fast ausnahmslos vor allem Gewerkschafter und betreiben die Politik sozusagen nur im Nebenamt. Das ist in mancher Hinsicht ein Vorteil. Er bewahrt den Politiker vor dem »parlamentarischen Kretinismus«, vor dem Verwechseln des politischen Scheins mit dem wirtschaftlichen Sein; aber wenn auch der politische Kampf zum guten Teil nur ein Scheinkampf ist, und wenn auch ein politischer Sieg einer Partei sich nicht notwendig in einen Sieg der Klasse umsetzt, die diese Partei vertritt, so muß man doch für diesen Kampf besonders vorbereitet, geübt und gewappnet sein. Und daran fehlt es den Führern wie den Massen der britischen Arbeiterpartei.

* * *

Wenn es auch unnütze Platzvergeudung wäre, alle in Edinburg angenommenen Entschließungen hier wiederzugeben, zumal die meisten davon sozusagen zum stehenden Programm aller Kongresse der Labour Party gehören, so muß doch unterstrichen werden, daß der Höhepunkt des Kongresses der 28. Juni war (zufällig der Jahrestag der Unterzeichnung des Vertrags von Versailles), als die gesamten außenpolitischen Fragen zur Debatte standen. Man mag an dieser und jener Entschließung theoretische oder praktische Aussetzungen und Vorbehalte zu machen haben. Unstreitig ist jedoch, daß durch die ganze Debatte ein großer Zug ging, ein Elan, der aus den Tiefen kam und alle von des Gedankens Blässe angekränkelten Erwägungen fortriß. Die entschiedene, unbarmherzige Verdammung des Vertrags von Versailles — »begründet auf einer Lüge, der tödlichsten und zerstörendsten Lüge der Weltgeschichte — der Lüge, daß Deutschland allein für den Krieg verantwortlich war«, wie der Präsident Jowett in seiner Eröffnungsrede sagte; die ebenso entschlossene, rücksichtslose, alle anderen Erwägungen zurückstoßende Verdammung der Bündnisse, Rüstungen und Kriege; die fast wutschnaubende Ankündigung, daß die Arbeiterklasse sich jedem Kriege mit allen Mitteln widersetzen werde; die brutale Erklärung, daß die Arbeiterpartei keinerlei Bündnis anerkennen werde, das zwischen der englischen und einer anderen Regierung abgeschlossen würde — dies zielte offen auf den zur Diskussion stehenden anglo-französischen Garantiepakt; alle die einstimmig oder mit überwältigender Mehrheit gefaßten Beschlüsse, unterstützt von leidenschaftlichen Reden der Führer der englischen Arbeiterpartei, beweisen deren Entschlossenheit, ihre auswärtige Politik auf eine neue Grundlage zu stellen. Sie beweisen aber auch, wie gründlich die Umkehr von der Kriegspsychose in England selbst ist. Als Wallhead seine Entschließung einbrachte, in der es heißt: »... Die sozialistischen Parteien aller Völker sollen übereinkommen, sich jedem Kriege zu widersetzen, welches auch der offenbare Zweck des Krieges sei«, versuchte Kennedy einen Zusatzantrag durchzusetzen, wonach die sozialistischen Parteien berechtigt wären, »jede Nation zu unterstützen, die durch einen bewaffneten Angriff

gezwungen ist, ihre Unabhängigkeit und demokratischen Einrichtungen zu verteidigen«. Der Antrag wurde mit 3 231 000 gegen 194 000 Stimmen abgelehnt, und zwar weil er, wie Smillie sagte, ein »Schlupfloch für den Militarismus« wäre. Die Forderung auf Revision des Vertrags von Versailles und die Beschränkung der deutschen Reparationspflichten auf den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs und Belgiens ließ gleichfalls keinerlei »Schlupfloch« für diplomatische Hintertürchen offen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Antrag auf Aufnahme der Kommunistischen Partei mit 3 086 000 gegen 261 000 Stimmen abgelehnt wurde.

Alles in allem kann gesagt werden, daß es der britischen Arbeiterpartei wohl an vielem mangelt, das eine große Partei ausmacht, daß sie aber andererseits getragen wird von einem jugendlichen Feuer, das auf den ersten Blick überrascht.

* * *

Ein ganz anderes Bild bot die Tagung des Kongresses der amerikanischen Federation of Labor. Daß die nordamerikanische Gewerkschaftszentrale im vergangenen Jahre unter dem Druck der Krise einen erheblichen Mitgliederrückgang erlitten hat, ist an sich begreiflich und natürlich. Etwas anderes aber ist es, wenn man die für ein Riesenland mit ausgebildeter Industrie, wie die Vereinigten Staaten, niedrigen Mitgliederzahlen in Betracht zieht und daneben den prozentual sehr starken Mitgliederrückgang stellt. Während die American Federation of Labor 1920 erst 4 078 740 Mitglieder hatte, ging sie 1921 auf 3 165 635 zurück. Nun sind zwar nicht alle Gewerkschaften Nordamerikas der Federation of Labor angeschlossen, aber selbst die nicht angeschlossenen Gewerkschaften eingerechnet, sind die Zahlen, die die amerikanischen Gewerkschaften aufweisen können, recht bescheiden neben denen der großen europäischen Industrieländer.

Mit der sozialistischen Bewegung ist es dort freilich noch übler bestellt. Es bedürfte einer gründlichen Untersuchung, um aufzuzeigen, warum die Arbeiterbewegung gerade im Lande der Trusts und der Milliardäre so zurückgeblieben ist. Für heute müssen wir uns mit der Registrierung der Tatsache begnügen.

Schlimmer noch als die numerische Schwäche der amerikanischen Gewerkschaften ist der Geist, von dem sie beherrscht sind. Zur Charakterisierung genügt es, wenn wir verzeichnen, daß der Kongreß von Cincinnati eröffnet wurde mit einer — kirchlichen Weihe und daß dem Kongreß von einem Rev. Diez der Segen erteilt wurde. Als Ergänzung sei hinzugefügt, daß die revolutionärste Rede auf dem Kongreß von dem bürgerlichen Senator La Follette gehalten wurde — allerdings mit stürmischem Beifall aufgenommen. Woran es der amerikanischen Arbeiterbewegung besonders fehlt, das sind sozialistisch durchgebildete Führer — und Massen. Wie gesagt, wir registrieren für heute nur diese Tatsachen, hauptsächlich, weil sie schlecht passen zu den Hoffnungen, die man vielfach auf Amerika setzt. J. S.-J.

Zum Thüringer Wohlfahrtsgesetz

Von **Henni Lehmann**

Am 20. Juni hat der Thüringer Landtag das Wohlfahrtsgesetz verabschiedet, über das ich in Nr. 23 (3. März) der Neuen Zeit berichtete. Der ursprüngliche Regierungsentwurf ist auf Drängen der äußersten Linken einer Änderung in mehreren Punkten unterzogen worden, die zur Folge hatte, daß die bürgerlichen Parteien dem Gesetz nicht zustimmten. Deutschnationale und Deutsche Volkspartei lehnten es ab. Die Demokraten und einige Mitglieder des Landbundes enthielten sich der Stimme. Die Ursache dieser Stellungnahme liegt wesentlich in den Bestimmungen, die sich auf die private Wohlfahrtspflege und die freie Liebestätigkeit beziehen. Im § 2

des Entwurfs war gesagt, daß die freiwillige Tätigkeit zur Förderung der Wohlfahrtspflege durch das Gesetz nicht beeinträchtigt, sondern die öffentliche Wohlfahrtspflege in Verbindung mit der freiwilligen auszuüben sei. Dem Ausschuß hatte ein Abänderungsvorschlag vorgelegen, der die letzte Sollvorschrift in eine Kannvorschrift verwandeln wollte. In der endgültigen Fassung des Gesetzgebungsausschusses kam die ganze Bestimmung in Fortfall. Bei der Ordnung der Zusammensetzung des Beirats des Wohlfahrtsamts hatte es ursprünglich geheißen, demselben müsse »mindestens« ein Vertreter der freiwilligen Wohlfahrtspflege angehören. Dies »mindestens« ist fortgefallen. Damit ist die Zahl auf einen Vertreter beschränkt worden. Geblieben ist dagegen eine Bestimmung des § 12 (§ 13 des Entwurfs), wonach in jeder Gemeinde, respektive in einem aus mehreren Gemeinden bestehenden Pflegebezirk der ehrenamtliche Ortspflegeausschuß »freiwillige Wohlfahrtsarbeit ausübende Stellen zu unterstützen, Anregungen zu geben oder Anträge zu stellen« habe, was er auch gegenüber dem Wohlfahrtsamt oder der Gemeinde tun solle. Damit ist also die Beziehung zur privaten Fürsorge in die Hand der ehrenamtlichen örtlichen Organe gelegt, die sie nach ihrem Ermessen zu fördern in der Lage sind.

Man kann nicht sagen, daß hierdurch tatsächlich die Möglichkeiten der freien Wohlfahrtsarbeit erheblich beeinträchtigt worden sind, wie man es von bürgerlicher Seite darstellte. Es ist an keiner Stelle des Gesetzes *gegen* die freie Liebestätigkeit Stellung genommen, nur den amtlichen Organen größere Bewegungsfreiheit gegeben. Bei der sehr verschiedenen Qualifikation privater Wohlfahrtsarbeit mag das im einzelnen zweckmäßig sein. An eine Beseitigung der privaten Arbeit, das sei nochmals wiederholt, kann und darf nicht gedacht werden — aus pekuniären Gründen ebenso wie aus Gründen, die historisch aus der Entwicklung und innerlich durch das Wesen der Wohlfahrtspflege bedingt sind. Auch Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen treiben Wohlfahrtspflege. Sie ist nicht nur einem Stande oder einer Klasse eigen, nur muß sich jede Wohlfahrtspflege in die Gesamtheit einordnen und sich der Kontrolle der Öffentlichkeit unterstellen. Deshalb ist die gleichfalls angefochtene Bestimmung des Thüringer Wohlfahrtsgesetzes, nach der das Wirtschaftsministerium Leitung und Aufsicht über das *gesamte* Wohlfahrtswesen des Landes hat, sehr zu begrüßen. Hiergegen ist jedoch charakteristischerweise auch von kirchlicher Seite Einspruch erhoben worden. Man hat diesen Einspruch damit begründet, daß nach der Reichsverfassung der Kirche das Recht zustehe, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten. Es ist dieser kirchliche Widerspruch ein merkwürdiges rechtliches Mißverständnis, denn selbstverständlich bezieht sich die Bestimmung der Verfassung nur auf die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, Ordnung des Gottesdienstes usw., nicht auf jede von kirchlichen Organisationen ausgeführte Arbeit oder von ihr getroffene Einrichtung. Sonst würde auch eine Kirchengemeinde, die ein Grundstück eignet und verpachtet, nicht den gesetzlichen Pachtbestimmungen unterstehen. Die Wohlfahrtsarbeit mag aus religiöser Ethik erwachsen wie sie aus anderer Ethik erwächst. Sie ist keine kirchliche Angelegenheit im eigentlichen Sinne. Das sei sehr nachdrücklich hier gegenüber allen derartigen Ansprüchen festgestellt.

In meinen ersten Ausführungen hatte ich als erfreulich die Bestimmung bezeichnet, daß in jeder Gemeinde eine oder mehrere Gemeindeschwestern angestellt werden sollten, getadelt, daß Vorschriften über Anstellung von Kreisfürsorgerinnen fehlten. In der Redaktion des Gesetzgebungsausschusses hat man anstatt der Gemeindeschwestern die Gemeindefürsorgerin eingesetzt. Es kann hierfür angeführt werden, daß dadurch Frauen aller, insbesondere auch proletarischer Kreise zur Fürsorge herangezogen werden nach ihrer Eignung, ohne daß eine Beengung durch die Bestimmungen über die Ausbildung von Schwestern erfolgt. Das ist ein unbedingter Vorzug. Dem steht aber selbstverständlich die große Gefahr entgegen, daß sich gänzlich unqualifizierte Persönlichkeiten in diese Stellung hineindrängen können,

zum Schaden ihrer Pflegebefohlenen. Aus diesem Grunde ist der Forderung zuzustimmen, daß nach dem Gesetz § 18 die Anstellung der Gemeindefürsorgerinnen im Wege des Dienstvertrags erfolgen soll. Man müßte sonst als Frau durchaus dagegen Stellung nehmen, daß hier bei so verantwortungsvoller Arbeit kein eine Lebenssicherheit gewährendes Beamtenverhältnis geschaffen wird. Genosse Otto, der Regierungsvertreter und verdienstvolle Schöpfer des Entwurfs, hat jedoch in der Bezirksfrauenkonferenz zugesagt, daß nach fünfjähriger Dienstzeit die Anwartschaft auf ein Ruhegehalt eintreten soll. Damit ist ein Ausgleich geschaffen.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, einige Worte allgemein zum Schwesternwesen zu sagen. Bei derartigen Beratungen über Wohlfahrtsarbeit tritt innerhalb unserer Partei nicht selten eine sehr scharfe Stellungnahme gegen Schwestern, insbesondere gegen religiöse Schwestern zutage. Es erwächst dies zum Teil aus einem oft hervortretenden üblen Propagandaeifer der kirchlichen Schwestern oder aus dem Umstand, daß sie einseitig die kirchenfrommen Pfleglinge bevorzugen oder sonst kirchliche Machtzwecke fördern. Alles dies zugegeben, darf jedoch nicht verkannt werden, welche ungeheure, opfervolle Arbeit von den Schwestern geleistet worden ist und geleistet wird, und ebensowenig darf verkannt werden, daß bei vielen von ihnen — dies gilt vorzüglich für die katholischen Schwestern — der religiöse Impuls diese Opferwilligkeit zu großer Stärke antreibt. Solche Anerkennung zu zollen, wird nicht nur sachlich fördern, sondern ist auch Gebot der Gerechtigkeit, die wir heute in Deutschland allzu oft im Übereifer politischer Agitation beiseitezusetzen geneigt sind.

Von weiteren Veränderungen des Gesetzes gegenüber dem Entwurf sei hervorgehoben, daß an Stelle des ursprünglich beim Wirtschaftsministerium vorgesehenen Beirats, dessen Mitglieder vom Ministerium berufen werden sollten, ein Landesausschuß für Wohlfahrtspflege gebildet wird, der sich in Vorstand und Beirat gliedert. Den Vorstand ernennt das Wirtschaftsministerium. In den Beirat wählen die Wohlfahrtsämter je ein Mitglied, dazu beruft das Ministerium in der Wohlfahrtspflege erfahrene und bewährte Personen aller Bevölkerungskreise für die Wahldauer der Gemeindevertretung. Es ist eine unbedingte Verbesserung, daß die Wohlfahrtsämter so eine Vertretung haben und nicht nur vom Ministerium berufene Mitglieder dem Beirat angehören, der dann — nach Wahl und Willen des Ministeriums zusammengesetzt — leicht zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt wäre.

Neu vorgesehen ist endlich, daß der Staat zu den Kosten der Wohlfahrtsämter einen Zuschuß zu leisten hat, dessen Höhe alljährlich im Haushaltsplan festgesetzt wird, sowie daß die Wahlen zu den verschiedenen örtlichen Organisationen jeweilig der Wahldauer der Gemeindevertretung entsprechen. Der ursprüngliche Entwurf hatte Wahlen für die Dauer von drei Jahren vorgesehen.

Es ist vorteilhaft, daß die Fertigstellung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes mit der des thüringischen Gesetzes zusammenfällt. Dadurch wird eine einheitliche Gestaltung der gesamten Wohlfahrtsarbeit ermöglicht; man muß aber dringend wünschen, daß die ergänzenden Reichsgesetze, Reichsarmengesetz usw., nun nicht mehr zu lange auf sich warten lassen mögen.

Literarische Rundschau

G. W. F. Hegel, **Die Philosophie der Weltgeschichte.** Vollständig neue Ausgabe von G. Lasson. 5 Bände. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. (Band 171a bis 171e der Philosophischen Bibliothek.)

Die philosophische Geschichtsbetrachtung ist in Deutschland wie überhaupt in den letzten Menschenaltern vor der Spezialforschung, besonders auf dem Gebiet der alten Geschichte, stark in den Hintergrund getreten. Jedoch der Überblick über die

Gesamtkultur ist ebenso nötig wie über die Gesamtnatur. Wir Deutschen besitzen zwei geschichtsphilosophische Werke, denen die anderen Völker nur Älteres oder minder Wertvolles entgegenzustellen haben; wir haben Herder und Hegel. Des ersteren naturwissenschaftlich-kulturgeschichtliche »Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit« sind einigermaßen bekannt, wenn auch in keiner billigen Spezialausgabe verbreitet — Hegels Vorlesungen waren bisher nur in einer gekürzten Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich. Die, soweit es möglich, vervollständigte Ausgabe von Hegels Werk liegt jetzt in vier Bänden (enthaltend die Einleitung »Vernunft in der Geschichte«, die orientalische, die griechisch-römische, die germanische Welt) vor, 942 Seiten stark (gegen nur 581 gleichgroße Seiten in Brunstäds Ausgabe in der Reclam-Bibliothek). Dazu kommt noch als fünfter eine Würdigung Hegels als Geschichtsphilosoph vom Herausgeber.

Hegels Philosophie der Geschichte ist von seinem Gesamtwerk der noch heute lesbarste Teil. Er führt uns zwar nicht am besten in die Gesamtdenkweise Hegels ein, aber er enthält das heute noch am meisten Beachtliche der idealistischen Philosophie Hegels, nämlich den, der sich im Sinne seines eigenen Philosophierens mit seinem direkten Gegenteil, dem Materialismus, zu einer Synthese vereinbaren läßt und vereinbart worden ist, die unter den verschiedensten Namen, als Positivismus, idealistischer Realismus, kritischer oder naturalistischer Idealismus, ökonomische Geschichtsauffassung usw., eine befriedigendere Erklärung des Natur- und Geschichtsverlaufs geben zu können meint, als sie Hegel geben konnte.

Hegels Philosophie, die neuerdings ganz ernstlich wieder aufgenommen wird, ist nicht mehr Theologie, aber sie trägt die Eierschalen des gemeinsamen Ursprungs mit jener noch an sich — weit stärker als Spinozas Gott-Natur. Darum ist Hegel die Weltgeschichte in auffallend hohem Maße Religionsgeschichte. Natürlich ist seine »absolute Philosophie«, wie wir sahen, kein Ende, sondern der Weiterbildung fähig, die aber eben nicht auf dem erschöpften idealistisch-theologischen Gebiet liegen kann. Darum ist auch der Theologe Lasson nicht der Mann, die Hegelsche Philosophie nebst ihren Grundfehlern zu interpretieren, insbesondere den, in alle Dinge »Vernunft« hineinzusehen, in denen höchstens Notwendigkeit steckt. Auch ihre Entfaltung kann er weder zugeben noch darstellen. Er sieht nicht, was noch ungesagt im System liegt. In der Auffassung des Geistbegriffs und der Religion, beide heute längst über Hegel hinausgewachsen, fällt er auf den fromm-christlichen Max Müller zurück, der für die Geistesvorstellung des Urmenschen eine Art monotheistischen Urgeists erdichtete, der später der Entartung in Fetischismus usw. verfiel. Lasson findet, daß die Welt immer sinnvollen Zusammenhang und vernünftige Ordnung hat — für die heutige Zeit ein starkes Stück. Für die Selbstbewegung der Idee, die über sich selbst hinausführt, die dialektische Methode — den wesentlichsten Punkt der Hegelschen Gesamtphilosophie — hat er nicht das geringste Interesse. Er erwähnt sie gar nicht. Hierfür muß man die Geschichte der neueren Philosophie, vor allem aber die bedeutendsten Weiterbildner Hegels, nämlich Marx und Engels, zu Rate ziehen. bf

---

Georg Engelbert Graf, **Entwicklungsgeschichte der Erde.** Neuauflage. Berlin 1922, Verlagsgenossenschaft Freiheit. 112 Seiten. Preis 24 Mark.

Grafs »Entwicklungsgeschichte der Erde« ist in neuer Gestalt erschienen. Vor zehn Jahren kam die erste Auflage heraus; daß sich trotz der hohen Herstellungskosten ein Neudruck notwendig gemacht hat, ist ein Beweis für die Tatsache, daß sich die Schrift eines gewissen Interesses erfreut. Teilweise zeigt die vorliegende Neuauflage gegenüber der ersten Auflage erhebliche Änderungen. So sind zum Beispiel zwei Kapitel neu eingefügt: »Entstehung der Kontinente und Ozeane« und »Umwandlung der Gesteine«. Ersteres ist stark durch die Wegenersche Hypothese beeinflußt. Auch ist der Neudruck um mehrere wertvolle Illustrationen bereichert

worden, und ebenso hat der bereits der ersten Auflage beigegebene Anhang: »Geologische Profile und Erklärung geologischer Fachausdrücke« eine Erweiterung erfahren. E. W. Neumann

---

Dr. Erwin Ritter, Ministerialdirektor, **Von der öffentlichen Verwaltung. Gedanken zum Umbau und Aufbau.** Berlin 1922, Verlag für Politik und Wirtschaft. 80 Seiten.

Der Ruf nach Verwaltungsreformen kommt aus entgegengesetzten Lagern. Der Demokrat und der Sozialist sehen in der heutigen Verwaltung einen Rest des Obrigkeitsstaats und verlangen ihre Demokratisierung; der Händler, Industrielle und Landwirt beschweren sich über die Einmischung des Staates in das Wirtschaftsleben und rufen nach »Abbau des übermäßig angeschwollenen Verwaltungsapparats«; der Verwaltungsfachmann sieht technische Mängel und verlangt Modernisierung. Ritter, Ministerialdirektor im Reichsarbeitsministerium, gehört zu diesem letzten Typ. Er spricht als Verwaltungspraktiker einer Reichszentralbehörde, ohne das ganze Problem — wie ist die abgesonderte Verwaltungsbureaukratie in lebenden Konnex mit der Masse des Volkes zu bringen? — zu behandeln. In dieser Begrenztheit ist er jedoch von außergewöhnlicher Offenheit.

Seine Kritik läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Wir haben eine Überfülle von Gesetzen, in denen sich nicht einmal der Verwaltungsbeamte, geschweige der Laie auskennt. Von gleicher Unübersichtlichkeit sind die den inneren Betrieb regelnden Vorschriften, dank der von Ritter scharf kritisierten Erlaßsucht. Infolgedessen »ist für einen Teil der Beamtenschaft der Erlaß an die Stelle des Lebens, der Vollzug an die Stelle des Denkens getreten«. Das wirkt sich besonders auf finanziellem Gebiet aus. Man sieht nicht die Gesamtheit, nicht das Reichsinteresse, nicht einmal das Gesamtinteresse der Behörde, der man angehört, sondern nur die Etatsposition, und spart unter diesem kleinlichen Gesichtspunkt. Das wird gefördert durch das verknöcherte Revisionswesen. Daneben steht, aus gleichem Geiste geboren, die Vielfältigkeit von Behörden für gleichartige Aufgaben, die Mitwirkung zahlreicher Behörden an der gleichen Angelegenheit und die übertriebene Zentralisation. Zur Abhilfe fordert er Kodifikation der Gesetze mit Hilfe der juristischen Fakultäten an den Universitäten, Kodifikation der Erlasse in den einzelnen Behörden, Ausbildung von Verantwortungsfreudigkeit und Initiative bei der Beamtenschaft, Bildung von Gemeinschaftsbehörden für gleichartige Aufgaben und mehr Selbständigkeit der Außenstellen sowie stärkere Heranziehung von Selbstverwaltungskörpern aller Art. Für die Reichsverwaltung fordert er wie alle Fachleute Verminderung der Zahl der Ministerien, die wegen ihrer Fülle heute durcheinanderregieren, und Entlastung der Zentrale durch eine neue Mittelbehörde, sechs bis acht Reichskreispräsidenten. Mit diesen Reichskreispräsidenten will er das System der preußischen Oberpräsidenten in entsprechend vergrößertem Maßstab auf das Reich übertragen. Schließlich verlangt er zur Sicherung der Einheitlichkeit der Reichsverwaltung Schaffung eines Stabes beim Reichskanzler. Daneben bringt er eine Fülle von Einzelanregungen.

Bittere Kritik ist in vielen Fällen außerordentlich treffend, für einen Ministerialdirektor von verblüffender Offenheit und stets interessant. Seine Anregungen bezüglich der Schaffung von Reichsmittelbehörden und seine Vorschläge für die Schaffung eines Stabes beim Reichskanzler werden wahrscheinlich wenig Freunde finden. Insbesondere sprechen gegen die Schaffung eines Stabes die Erfahrungen des Krieges — Kriegsamt, Stab. Eine solche Vergrößerung der Reichskanzlei würde, statt Einheitlichkeit zu sichern, nur zur weiteren Zersplitterung der Reichsverwaltung führen. (Siehe auch »Verbilligung der Staatsverwaltung«, Neue Zeit, 40. Jahrgang, 1. Band, Nr. 25.)

Alles, was Ritter über die technische Modernisierung des Behördenbetriebs und die Umstellung des Beamten aus einem Vollzugsorgan fester Vorschriften in einen

selbständigen Disponenten, der im Geiste seiner Auftraggeber, aber nicht nach wörtlicher Vorschrift arbeitet, sagt, verdient hingegen größte Beachtung und Berücksichtigung. Bei dem geringen Interesse, das in unseren Parteikreisen gegenüber den Einzelheiten der Verwaltung noch immer herrscht, verdient das Büchlein gerade bei uns besondere Beachtung. Th. Cassau

Notizen

Wanderungsbewegung ausländischer Saisonarbeiter in Deutschland. Über den Umfang, den die ausländische Saisonarbeiterwanderungsbewegung in Deutschland in dem Jahrzehnt von 1910 bis 1920 angenommen hat, unterrichtet trefflich ein Aufsatz der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift »Wirtschaft und Statistik«. Danach nahm bis zum Ausbruch des Krieges die alljährlich sich wiederholende Wanderungsbewegung einen ziemlich regelmäßigen Verlauf in einer gleichmäßig von Jahr zu Jahr steigenden Zunahme. So erhöhte sich in dem Zeitraum von 1910 bis 1913 die Zahl der über den Winter in Deutschland zurückgebliebenen ausländischen Wanderarbeiter von 194 620 auf 220 522, während die Neuzuwanderungen von 444 798 auf 549 990 stiegen. Die Zahl der Abwanderungen schwankte in diesem Zeitraum zwischen 444 321 und 512 740.

Der Krieg brachte darauf eine Stockung in der Abwanderung, da die aus Rußland stammenden Arbeiter nicht mehr dorthin zurückkehren konnten. Zugleich trat eine erhebliche Einschränkung der Zuwanderung ein, die sich auf ein Fünftel des früheren Bestandes verringerte. Seit Kriegsbeendigung hat sich jedoch die Zuwanderungsziffer wieder etwas erhöht, sie betrug 1920 206 714, ungefähr die Hälfte des letzten Standes der Vorkriegszeit.

Im einzelnen zeigt die Wanderungsbewegung der ausländischen Saisonarbeiter während des angegebenen Jahrzehnts folgendes Bild:

Jahr	Bestand an ausländischen Wanderarbeitern zu Anfang des Jahres	Zahl der während des Jahres eingewanderten	Zahl der während des Jahres ausgewanderten	Höchstzahl der Auslandswanderarbeiter (zwischen 15. August und 1. November)
1910	194620	444798	444321	573732
1911	195097	497797	474369	623252
1912	217525	515737	512740	655179
1913	220522	549990	512277	683844
1914	258235	500327	278933	740869
1915	479629	108593	121957	509024
1916	466265	142060	111144	538865
1917	497181	179381	142133	607897
1918	534429	175461	617321	642386
1919	92569	167580	172044	242020
1920	88105	206714	—	240841

Hinsichtlich ihrer Stammeszugehörigkeit gehörten in der Vorkriegszeit die ausländischen Saisonarbeiter zum größten Teil fremdstämmigen Völkerschaften an, darunter vorwiegend Polen, außerdem viele Holländer, Italiener, Belgier, Ruthenen und Tschechen. Auch Dänen, Schweden und Norweger befanden sich in größerer Zahl unter den Wanderarbeitern. Der Anteil der Arbeiter deutscher Stammeszugehörigkeit war vor dem Kriege verhältnismäßig gering, er betrug nur ungefähr ein Dreizehntel der Gesamtzahl. In der Hauptsache kamen die deutschen Arbeiter aus Österreich, zum kleineren Teil aus Rußland und zu einem geringen Prozentsatz auch aus der Schweiz und Ungarn. Die Gesamtzahl der für deutschstämmige Auslandswanderarbeiter ausgestellten Legitimierungen betrug 1913 88 523 gegenüber 681 989 für fremdstämmige. E. W. N.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18 | Ausgegeben am 28. Juli 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Organisationsproblem auf dem Gewerkschaftskongreß

Von Fritz Tarnow

Zu den wichtigsten Beratungsgegenständen auf dem eben beendeten Gewerkschaftskongreß in Leipzig gehörte das Problem der Organisationsform, das in einer häufig anzutreffenden Verkennung gemeinhin in die Frage gefaßt wird: Berufsverband oder Industrieorganisation? In Wirklichkeit handelt es sich aber gar nicht um den in dieser Frage liegenden Gegensatz, nachdem schon der erste Gewerkschaftskongreß 1892 sich grundsätzlich für die Zusammenfassung von Berufsverbänden zu Industrieverbänden ausgesprochen hat. Die Entwicklung ist auch tatsächlich in dieser Richtung verlaufen, und es gibt heute kaum noch Gewerkschafter, die ihr grundsätzlich feindlich gegenüberstehen.

Die Absichten derjenigen, die eine Umformung der Gewerkschaften fordern, werden richtiger wie folgt bezeichnet:

1. Statt der bisher beruflichen Abgrenzung der Gewerkschaften soll die Abgrenzung nach Betrieben vorgenommen werden.

2. An Stelle der freiwilligen Verständigung über Verschmelzungen und Neuabgrenzungen zwischen den Verbänden soll Zwang oder Druck durch den A. D. G. B. treten.

3. Hand- und Kopfarbeiter sollen in einer Organisation vereinigt werden.

Was die letzte Forderung anbetrifft, die nach der Revolution zu einem populären Schlagwort wurde, dürfte sie vorläufig als erledigt angesehen werden können. Abgesehen von einer Handvoll Kommunisten sind sich alle Beteiligten einig darüber, daß an dem bestehenden Zustand, der besondere Gewerkschaften für Angestellte und Beamte zuläßt, zurzeit nichts geändert werden soll. Es wäre deshalb müßig gewesen, sich auf dem Kongreß darüber streiten zu wollen, ob und wann einmal die Voraussetzungen für die organisatorische Einheit der Hand- und Kopfarbeiter gegeben sein werden. Die kühle Behandlung dieser Frage, die vor nicht allzu langer Zeit so leidenschaftlich debattiert wurde, ist ein interessanter Beweis für die Vergänglichkeit von Schlagworten.

Der eigentliche Kern des Problems ist die Frage nach der Abgrenzung der Verbände. Nach der historischen Entwicklung und dem geltenden Recht werden die Grenzlinien nach den persönlichen Berufen der Gewerkschaftsmitglieder gezogen. Auch durch die Schaffung von Industrieverbänden, die mehrere Berufe umfassen, ist dieser Grundsatz nicht aufgehoben worden. Daraus ergibt sich, daß ein Industrieverband wie der der Metallarbeiter oder der Holzarbeiter wohl eine große Anzahl von Berufen umfassen kann, daß aber für jeden dieser Berufe einschließlich der zu ihm gehörenden Hilfsarbeiter nur der eine Verband und kein anderer zuständig

ist. Das geltende Prinzip erkennt also die organisatorische Einheit des Berufs an, was notwendigerweise dazu führt, daß innerhalb eines Betriebs mit mehreren Berufen auch mehrere Gewerkschaftsverbände nebeneinander tätig sein können.

Diesen Zustand wollen die Anhänger der neuen Organisationsform beseitigt wissen. Sie fordern die organisatorische Einheit des Betriebs — was notwendig zur Folge hat, daß die organisatorische Einheit der Berufe zerrissen wird. Dagegen wenden sich begreiflicherweise die Vertreter der Berufsverbände, und zwar nicht nur gefühlsmäßig aus Liebe zu dem in mühsamem Ringen historisch Gewordenen. Sie können auf die engen gemeinsamen Interessen der Angehörigen des gleichen Berufs, auch wenn sie in verschiedenen Industrien beschäftigt sind, verweisen, gemeinsame Interessen sowohl bei der Regelung der Arbeitsverhältnisse wie sozialer Berufsfragen. Sie befürchten, nicht mit Unrecht, daß die gewerkschaftliche Vertretung dieser Interessen leiden würde, wenn die einzelnen Berufe zerrissen und auf verschiedene Verbände verteilt würden. Sie betonen auch, und der Augenschein gibt ihnen recht, daß in den Berufsverbänden das Zusammengehörigkeitsgefühl meist stärker, die gewerkschaftliche Disziplin wie die Organisationstreue besser entwickelt sind als in manchen gemischtberuflichen Industrieverbänden. Wenn sie sich auch der Forderung nach einer Konzentration der Bewegung nicht verschließen und bereit sind, mit verwandten Berufsverbänden eine Vereinigung einzugehen, so wollen sie sich doch nicht zu einem verfrühten Zeitpunkt dazu zwingen lassen.

Nun ist aber das Problem keineswegs damit gelöst, daß etwa das Prinzip der betrieblichen Abgrenzung angenommen und vorgeschrieben wird. Es zeigt sich nämlich, daß der Industrieverband mit betrieblicher Abgrenzung in sich selbst ein neues und sehr verwickeltes Problem darstellt. Nach welchem Grundsatz soll die Zusammenfassung der Betriebe zu Industrieverbänden erfolgen? Die Anhänger der neuen Form stellen sich eine Einteilung in etwa fünfzehn Industriegruppen mit ebensoviel Verbänden vor, also je einen Industrieverband für die Metallindustrie, den Bergbau, das Baugewerbe, das Verkehrsgewerbe, die Gemeindebetriebe usw. Bei genauerem Zusehen stellt sich aber heraus, daß hier willkürliche Konstruktionen vorgenommen sind unter Anwendung verschiedener einander widersprechender Prinzipien. Nach welcher Methode soll die Gruppierung erfolgen? Die Anhänger der neuen Organisationsform haben darüber, ohne daß ihnen das deutlich zum Bewußtsein kommt, sehr unterschiedliche und gegensätzliche Auffassungen, die drei voneinander abweichende Gruppierungssysteme betreffen.

Die eine Auffassung, die außer von den Eisenbahnern insbesondere von den Gemeindearbeitern verfochten wird, verlangt, daß alle Betriebe, die dem gleichen Unternehmen gehören oder der gleichen Betriebsverwaltung unterstellt sind, in eine Organisation zusammengenommen werden. Danach müssen zum Beispiel alle Straßenbahnen, Elektrizitätswerke usw., soweit sie kommunale Unternehmungen sind, dem Gemeindearbeiterverband zugewiesen werden. Auf die Privatindustrie angewendet, würden nach diesem Prinzip beispielsweise die Beschäftigten sämtlicher Stinneswerke, die bekanntlich den verschiedenartigsten Industrien angehören, der gleichen Gewerkschaft angehören müssen. Das wäre die Übertragung des Konzerngedankens auf die gewerkschaftliche Organisation.

Die zweite Auffassung geht dahin, alle Betriebe, die nach dem Produktionsprozeß und nach den Rohstoffen zusammengehören, müßten in der gleichen Organisation vereinigt sein. Man kann diese Form analog einer wirtschaftlichen Konzentrationstendenz als die horizontale Zusammenfassung bezeichnen. Hiernach würden zum Beispiel sämtliche Straßenbahnen, gleichviel ob in kommunaler oder privater Verwaltung, der Verkehrsgewerkschaft angehören müssen, die Elektrizitätswerke der krafterzeugenden Industriegruppe usw.

Die dritte Auffassung schließlich verlangt die vertikale Zusammenfassung. Praktisch ist dieses Prinzip bereits angewendet worden bei der Konstruktion des Baugewerksbundes. Hier sollen alle Beschäftigten in einem Organisationsverband zusammengefaßt werden, die an der Herstellung des Endprodukts beteiligt sind, angefangen vom Arbeiter, der die Rohstoffe herstellen hilft (zum Beispiel Ziegeleien, Kalk- und Zementwerke), bis zum Schlosser, der den letzten Schlüssel einpaßt.

Man erkennt sofort, daß diese drei Forderungen nicht nebeneinander bestehen können, da sie einander schneiden. Man müßte sich also auf eine der drei Richtungen festlegen, aber die Aussicht, daß dies auf dem Wege einer gütlichen Verständigung unter den Verbänden möglich ist, ist sehr gering. Das gilt schon von den Verbänden, die grundsätzlich für die Umformung der Gewerkschaften eintreten, nicht zu reden von dem Gegensatz zwischen den Anhängern der beruflichen und der betrieblichen Abgrenzung.

Aber auch dann, wenn die Entscheidung für ein bestimmtes Abgrenzungsprinzip gefallen wäre und alle Verbände bereit wären oder gezwungen würden, sich ihm zu unterwerfen, gäbe es bei der praktischen Durchführung noch erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die jetzt geltende Abgrenzung nach dem persönlichen Beruf der Gewerkschaftsmitglieder ist überaus einfach, obwohl es auch hier Zweifelsfälle gibt, die zu Grenzstreitigkeiten führen. Sehr viel komplizierter ist jedoch die Feststellung der Industriezugehörigkeit bei zahlreichen Betrieben, die auf der Grenze zwischen zwei Industriezweigen liegen. Und wenn wirklich schließlich alle Grenzlinien gezogen wären, würden alsbald die dauernden Veränderungen im Wirtschaftsleben, die zwischen den einzelnen Industrien jeden Tag neue Zusammenhänge schaffen und alte lösen, zu einer andauernden Quelle von Grenzstreitigkeiten zwischen den Industrieverbänden werden.

Die Einführung des Industrieverbandes mit betrieblicher Abgrenzung wäre also weit davon entfernt, eine Lösung zu sein. Auf dem Kongreß selbst ist eine Antwort auf die vielen Fragen, die hier angedeutet sind, nicht gegeben worden. Es scheint mir so, als ob die Anhänger der Umformung das Gesamtprojekt nur wenig durchdacht und sich darauf beschränkt haben, lediglich die Konsequenzen für ihre eigene Organisation in Betracht zu ziehen.

Dem Kongreß lagen zwei Entschließungen zur Entscheidung vor. Die Resolution Dißmann fordert, »für große zusammenhängende Industrien ... einheitliche Industrieverbände anzuerkennen oder zu schaffen«. Diese nicht ganz präzise Formulierung wird dadurch nicht deutlicher, daß es weiter heißt: »Dies geschieht durch den Zusammenschluß der heute noch vorhandenen Berufsorganisationen.« Wenn nur dies gewollt wäre, würde es unverständlich sein, warum die Resolution an anderer Stelle eine »grundlegende Änderung der bisherigen Gewerkschaftsform« verlangt, denn

eine solche Zusammenfassung entspricht durchaus der Entwicklungsrichtung. In Wirklichkeit wollen die Antragsteller aber — darüber haben sie keinen Zweifel gelassen — die Umwandlung der beruflichen in betriebliche Industrieverbände.

Auf welchem Wege soll diese Umformung durchgeführt werden? Die Resolution beauftragt »den Vorstand und Ausschuß des A. D. G. B., in kürzester Frist eine Vorlage auszuarbeiten, die einen organischen Aufbau von Industrieverbänden und deren Abgrenzung usw. vorsieht. Diese Vorlage ist zunächst den beteiligten Gewerkschaften zur weiteren Beratung zu überweisen.« Damit schließt die Resolution, sie läßt also die Frage der endgültigen Durchführung des neuen Planes offen. Wenn dadurch die ganze Angelegenheit mehr den Charakter eines theoretischen Studienplans als einer praktischen Organisationsänderung bekommen hat, so ist das nicht die Schuld des Antragstellers. Die ursprünglichen Absichten gingen weiter. Wenn nicht schon auf diesem Kongreß die endgültige Entscheidung herbeigeführt werden konnte, so sollte doch zum mindesten in kurzer Frist ein außerordentlicher Gewerkschaftskongreß zu diesem Zweck einberufen werden. Für diese Absicht, die die Androhung eines Zwanges für diejenigen Verbände, die sich nicht freiwillig unterwerfen, enthielt, war jedoch eine Mehrheit auf dem Kongreß nicht zu haben, obwohl der Metallarbeiterverband, der hinter dem Antrag stand, über mehr als ein Fünftel der Stimmen verfügte.

Die Resolution Dißmann wurde mit 4 854 125 gegen 1 925 972 Stimmen angenommen. Wer daraus aber schließen sollte, daß nunmehr die Durchführung der neuen Organisationsform gesichert wäre, würde sich über die Tragweite des Beschlusses irren. Es darf nicht übersehen werden, daß 17 Verbände für, aber 27 gegen die Resolution gestimmt haben (der Landarbeiterverband erklärte sich desinteressiert und stimmte nicht mit; bei drei anderen Verbänden stimmten die Vertreter annähernd je zur Hälfte dafür und dagegen). Unter den kleineren Verbänden, die für die Resolution stimmten, waren die der Dachdecker, Glaser und Töpfer, die bereits vorher ihren Beitritt zum Baugewerksbund beschlossen hatten, ferner die der Lithographen und Buchdrucker, die sich schon vor zwei Jahren mit den anderen beiden graphischen Verbänden in dem grundsätzlichen Beschluß, einen graphischen Verband zu errichten, zusammengefunden haben. Hier handelt es sich um einfache Zusammenschlüsse, die ganz im Rahmen der seitherigen Entwicklung liegen und durchaus keine grundlegende Formenänderung bedeuten. Im übrigen waren es die großen Verbände der Metallarbeiter, Bauarbeiter, Bergarbeiter, Eisenbahner, Gemeindearbeiter, Textilarbeiter und Transportarbeiter, die mit dem erdrückenden Übergewicht ihrer Stimmen die Entscheidung herbeigeführt haben.

Die Dinge liegen demnach so, daß diejenigen Verbände, die von einer Änderung nicht berührt werden oder davon zu gewinnen haben, *für* die neue Organisationsform gestimmt haben; diejenigen Verbände aber, auf die es bei der Abstimmung in erster Linie ankam, die sich nach dem neuen Plane tatsächlich umformen müßten, haben sehr entschieden abgelehnt. Aber auch dieses Ergebnis darf nicht falsch gedeutet werden. Es gibt kaum einen maßgebenden Vertreter der Berufsverbände, der deren Organisationsform für der Weisheit letzten Schluß hält. Auch sie erkennen die Notwendigkeit einer stärkeren Konzentration durchaus an, aber *sie wollen dabei die ge-*

werkschaftliche Einheit des Berufs nicht opfern. Sie wollen auch nicht Zusammenschlüsse in jedem Falle und unter allen Umständen, sondern sie wollen erst die Voraussetzungen dafür erfüllt sehen. In den Statuten, den Verwaltungseinrichtungen, den Kampfmethoden und Vertragsverhältnissen, der Beitragshöhe und den Unterstützungseinrichtungen sind heute zwischen den Verbänden ganz enorme Höhenunterschiede. Man wird es den Mitgliedern fortgeschrittener Organisationen nicht verübeln können, daß sie sich nicht wieder auf ein tieferes Niveau herabdrücken lassen möchten, während andererseits die Verbände, die zurückgeblieben sind, nicht mit einem Sprung auf die Höhe der anderen klimmen können. Wo solche Unterschiede bestehen, muß erst allmählich nivelliert werden, bevor ein haltbarer Neuaufbau geschaffen werden kann. Verschmelzungen können nur dann von Vorteil sein, wenn die neue Einheit auch tatsächlich homogen ist; anderenfalls wird eine solche gewerkschaftliche Ehe der Quell dauernden Mißvergnügens auf beiden Seiten.

Die Resolution Tarnow, die im Einverständnis mit dem Bundesvorstand vorgelegt wurde, forderte ebenfalls »den Zusammenschluß zu großen, leistungsfähigen Industrieverbänden« und empfahl »nachdrücklichst denjenigen Berufsverbänden, deren Organisationsgebiete ausschließlich oder vorwiegend in derselben Industrie liegen, den Zusammenschluß zu einem gemeinsamen Industrieverband«. Sie bezeichnet zwar die Gründe, die für die berufliche Abgrenzung sprechen, als die überwiegenden, lehnt aber andere Formen nicht grundsätzlich ab. Sie hält »eine allgemeine, plötzliche und willkürliche Umformung der Gewerkschaften weder für zweckmäßig noch für durchführbar« und spricht weiter aus, »nur in organischer Entwicklung unter Berücksichtigung aller berechtigten Interessen und im Ausgleich einander widerstrebender Tendenzen kann die Organisationsform verändert werden, ohne die Einheit der Gesamtbewegung zu gefährden. Der Kongreß lehnt es ab, einen Zwang zur Bildung neuer Organisationsformen auszusprechen, überläßt es vielmehr den einzelnen Verbänden, auf dem Wege gegenseitiger Verständigung diejenigen Veränderungen vorzunehmen, die den Beteiligten als zweckmäßig erscheinen.«

Aus der Ablehnung dieser Resolution und der Annahme derjenigen von Dißmann könnte gefolgert werden, daß nun eine andere Form erzwungen werden solle. Gegen die Anwendung von Zwang haben sich aber schon auf dem Kongreß in aller Form auch eine Reihe namhafter Unterzeichner der Resolution Dißmann erklärt. In der Tat wäre die Anwendung von Zwangsmitteln unmöglich, nicht nur auf Grund der geschriebenen Satzungen, sondern viel mehr noch der natürlichen Verfassung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Der Bund ist eine freiwillige Verbindung von Verbänden, die nicht auf ihre Selbständigkeit und ihr Selbstbestimmungsrecht verzichtet haben. Es sind namentlich die größeren Verbände, die einen Eingriff des Bundes in ihre Selbständigkeit stets zurückzuweisen pflegen. Umgekehrt wird man auch den kleineren Verbänden nicht wohl zumuten können, einen Mehrheitsbeschluß der großen Verbände anzuerkennen, der ihnen die Existenz nehmen und sie auseinanderreißen will. Eine Entscheidung darüber kann logischerweise nur gefällt werden von jeder einzelnen Organi-

sation, die es angeht; und alle Erfahrungen haben bewiesen, daß ein Zwang oder Druck von außen her solche Entscheidungen nicht fördert, sondern im Gegenteil eher verhindert.

Der Bundesvorstand soll nach der angenommenen Resolution einen Plan für die Umformung der Gewerkschaftsbewegung in etwa 15 Industrieverbände mit betrieblicher Abgrenzung ausarbeiten und den Verbänden zur Beratung vorlegen. Der Ausgang dieser Aktion ist heute schon vorauszusehen, da solche Beratungen bereits vor dem Kongreß vor einer dazu vom Bundesausschuß eingesetzten Kommission in zahlreichen Sitzungen unter Hinzuziehung der betreffenden Verbandsvertreter stattgefunden haben. Hier zeigte sich zwar, daß in einer Reihe Industriegruppen bereits Zusammenschlüsse in Vorbereitung sind; doch dazu war eine Anregung von außen her gar nicht erforderlich gewesen. Mit überraschender Einmütigkeit wiesen selbst solche Verbandsvertreter, die eifrig für Zusammenschlüsse der erwähnten Art eintreten, die Einmischung anderer Gewerkschaftsinstanzen als diejenigen der direkt beteiligten Verbände und die Anwendung von Zwangsmitteln als unzweckmäßig ab. Eine Wiederholung der Beratungen wird an dieser Auffassung, die sich zwangsläufig aus der ganzen Konstruktion der Gewerkschaftsbewegung ergibt, kaum etwas ändern.

Ist demnach der Leipziger Beschluß mehr von theoretischer als von praktischer Bedeutung, so schließt das nicht aus, daß die Konzentration an sich Fortschritte machen wird. Tatsächlich ist sie schon viel weiter vorgeschritten, als gemeinhin angenommen wird. Wenn es auch noch 49 Verbände gibt, die den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund bilden, so liegt doch heute schon das Schwergewicht in wenigen großen Verbänden. Auf dem Leipziger Kongreß waren nach Größenordnungen vertreten:

Bis 10000 Mitgl.	=	10	Verbände	mit	zusammen	61102	Mitgl. =	0,8 Proz.
von 10000— 50000	-	= 16	-	-	-	381017	- =	5,1 -
- 50000—100000	-	= 11	-	-	-	803155	- =	10,6 -
- 100000—300000	-	= 3	-	-	-	548153	- =	7,2 -
über 300000	-	= 9	-	-	-	5772268	- =	76,3 -

Ungefähr 83½ Prozent der gesamten Gewerkschaftsmitglieder sind also schon in 12 Verbänden zusammengeballt, und die Entwicklung wird hierbei nicht stehenbleiben. Aber sie muß organisch von innen herauswachsen. Der Versuch eines mechanischen Zwanges von außen her könnte nur störend und hemmend auf den Gang der natürlichen Entwicklung wirken.

Die Ursachen der Markzerrüttung

Von Dr. A. Heichen (Berlin) (Schluß)

II

Deshalb werden auch erst dann Notenumlauf und schwebende Schuld wieder einen Einfluß auf den Markkurs gewinnen, wenn die Zahlungsbilanz in regulärer Weise wieder saldiert, das heißt wenn man zu verhältnismäßig normalen Wirtschaftsverhältnissen zurückgekehrt ist. Es gibt keinen größeren Irrtum der Nachkriegszeit als die falsche Theorie vom Zusammenhang zwischen innerer Inflation und Wechselkursverschlechterung. Diese falsche Theorie

beherrscht nach meiner Ansicht auch zum Teil die Sozialdemokratie, die sich durch sie zu falschen steuerlichen und finanzpolitischen Forderungen verleiten läßt. Ich will nur auf eines hinweisen. Als das Garantiekomitee seinerzeit die Forderung erhob, daß die schwebende Schuld fixiert und daß die Notenpresse stillgelegt werden müßte — eine Forderung, die teilweise ihren Niederschlag im sogenannten Bradbury-Abkommen fand —, da waren in manchen sozialdemokratischen Blättern absonderliche Dinge zu lesen. Diese Forderung, hieß es, läge im Interesse der Arbeiterschaft, weil nach ihrer Erfüllung der Geldentwertung Einhalt geboten und der Arbeiterklasse damit ein verhältnismäßig stabiles Einkommen gesichert werde. Tatsächlich ist das Gegenteil richtig! Die Stillegung der Notenpresse und die Fixierung der schwebenden Schuld wird — vorausgesetzt, daß sie überhaupt möglich wäre — keinen Einfluß haben, wenn das Defizit der Zahlungsbilanz fortbesteht. Dann stände die Notenpresse zwar still, aber die Geldentwertung ginge munter weiter. Dagegen würde die Stillegung der Notenpresse gerade aufs allerschwerste die Arbeiter- und Beamtenschaft im Staatsdienst treffen, für die die Mittel für Lohn- und Gehaltszahlungen nunmehr nur noch in beschränktem Maße vorhanden wären. Beamte und Arbeiter müßten entweder teilweise entlassen oder aber in ihrem Einkommen verkürzt werden und würden auf diese Weise zu den Leidtragenden dieser Art von Finanzpolitik.

Die österreichische Sozialdemokratie hat eine ähnliche Erfahrung am eigenen Leibe verspüren müssen. Sie hat seinerzeit der Beseitigung der staatlichen Lebensmittelzuschüsse zugestimmt, weil sie glaubte, daß die Entlastung des Staatsbudgets und der Notenpresse eine günstige Rückwirkung auf den Kurs der Krone haben würde. Nichts von alledem hat sich gezeigt, und heute gibt mancher, beispielsweise Ellenbogen, diesen Fehlschlag zu. Man hat eben die Hauptsache vergessen, nämlich das Defizit der Zahlungsbilanz, auf das man innerfinanzpolitisch nur sehr wenig einwirken kann. Trotz Abbaus des Lebensmittelzuschusses ging die Entwertung der Krone weiter. Die Verteuerung der Nahrungsmittel, die die Folge des Abbaus dieser Zuschüsse war, wurde überwälzt, letzten Endes zu Lasten der Substanz des österreichischen Volksvermögens. Die Kosten der Lebensmittelzuschüsse wurden nicht mehr vom Staat, sondern von der Privatwirtschaft getragen und in die Löhne und Produktionskosten einkalkuliert. An Stelle der staatlichen Preisinflation trat die privatwirtschaftliche Preisinflation, und die Zahlungsbilanz blieb von alledem unberührt.

Die schiefe Theorie, daß die deutsche Finanzpolitik die Ursache der Markverschlechterung sei, ist in außenpolitischer Hinsicht die allergrößte Gefahr. Lägen die Dinge wirklich so, dann hätte Frankreich in der Tat recht, wenn es den gegenwärtigen Marksturz auf ein »schuldhaftes Verfehlen« Deutschlands zurückführt und daraus entsprechende Konsequenzen in bezug auf seine Reparationspolitik zieht.

Daß der Markkurs unabhängig ist vom Umlauf an Zahlungsmitteln und von der schwebenden Schuld, zu dieser Erkenntnis sind die allerwenigsten im Ausland durchgedrungen. Dabei ist die Zahlungsbilanztheorie (nach der sich der Wert gewisser Valuten von der Seite der Zahlungsbilanz her und nicht vom Staatsbudget aus bestimmt) in den Resolutionen der finanzwirtschaftlichen Kommission in Genua implizite anerkannt worden.

Aber sie hat bis zur Stunde, ebenso wie die Ansichten einiger abgeklärter Geister, wie die des schwedischen Nationalökonomen Professor Gustav Cassel, nur sehr wenig Eingang in die Tagespublizistik gefunden. Jüngst noch hat der Handelsattaché der englischen Botschaft in Berlin nach England berichtet, daß die Ursache der Markverschlechterung die deutsche Finanzwirtschaft sei. Und wie sollte er das auch nicht, wenn über diese Frage nicht einmal in Deutschland eine einheitliche Auffassung besteht? Welche gefährliche Form diese schiefe Theorie annehmen kann, das zeigt ein Artikel des großen Deutschenhassers und ehemaligen tschechoslowakischen Finanzministers Rasin, der trotz seiner politischen Verranntheit ein tüchtiger Nationalökonom ist. Freilich muß man in diesem Falle vermuten, daß er seinem Deutschenhaß hat die Zügel schießen lassen und dabei die wissenschaftliche Erkenntnis mit Absicht beiseite gesetzt hat. Er schreibt in einem tschechischen Blatte folgendes:

Deutschland hat durch den ständigen Notendruck zur Deckung der Defizite der Staatswirtschaft, durch Nichteinführung und Nichterhöhung von Steuern und Abgaben die Produktionskosten der Industrie enorm erniedrigt und durch die so geschaffenen billigen Preise eine Exportoffensive durchgeführt, die in den Konkurrenzländern die Räder der Fabriken zum Stillstand gebracht und Arbeitslosigkeit herbeigeführt hat. Durch diese Entwicklung der Industrie, deren Unnatürlichkeit und Künstlichkeit nicht verstanden wurde, hat Deutschland im Ausland enormen Kredit gefunden. Mäßig gerechnet, betrugen die Verpflichtungen deutscher Bürger im Ausland über 100 Milliarden Mark. Inzwischen hat Deutschland seine Währung ruiniert und das Sinken der Mark als Exportprämie seiner Industrie und als Kampfmittel gegen die Konkurrenz der Industrie in Ländern mit geregelter Valuta benutzt. Das vertrauensselige Ausland hat Milliarden an der Mark verloren. Und jetzt entsteht das Geschrei, daß Deutschland seinen Reparationsverpflichtungen nicht nachkommen kann. Das hat Deutschland erzielen wollen, hat es aber nicht erzielt und wird es auch nicht erzielen. Es zeigt auch in diesem Wirtschaftskrieg, daß es keinen Sinn für die Psychologie der anderen Völker hat. Nicht Frankreich und Belgien sind die größten Feinde Deutschlands, sondern jene, die in Deutschland Hoffnungen wecken, daß seine Methoden zum Ziele führen und daß es den Wirtschaftskrieg gewinnen und so den Folgen des verlorenen Weltkriegs entgehen wird. Wenn die Entente in ihrem Entschluß, die Erfüllung der Reparationen zu erzwingen, fest wäre, wenn spontan und von allen übereinstimmend an dem Anspruch über die Reparationen unerbittlich festgehalten würde, so hätten sich die Versuche Deutschlands, sich durch den Wirtschaftskrieg diesen Verpflichtungen zu entziehen, längst geändert — zum Glück für Deutschland selbst und für die Sicherung des Friedens in der Zukunft. Die Folgen des Wirtschaftskrieges Deutschlands, das lieber den Staat und dessen Bevölkerung an den Rand des Bankrotts gebracht hat, werden allen Pazifisten beweisen, daß die Sicherung des Friedens kategorisch erfordert, daß Deutschland seine Reparationsverpflichtungen erfüllt, damit gerade dieser kampflustigste Staat zu der Überzeugung gelangt, daß man nicht ungestraft fremde Gebiete verwüsten und die Räder der Fabriken anderer Staaten durch die unlautere Konkurrenz einer künstlichen Entwicklung zum Stehen bringen darf.

Es verlohnt sich, diese Auslassungen eines maßgebenden Führers der tschechischen Regierungspartei genau zu beachten und als das Geständnis einer schönen Seele festzuhalten. Rasin ist französischer als die Franzosen, deren Sachlichkeit mit der zunehmenden Zuspitzung der Reparationsfrage zu wachsen beginnt. Dieser Tschechoslowake wird mit seinen Gehässigkeiten kaum in Frankreich seinesgleichen finden. Auf ihn wie auf keinen

anderen paßt das Wort Lloyd Georges von den kläffenden und knurrenden Kriegshunden. Ehe diese »Kriegshunde«, gleichgültig welcher Nationalität, nicht zum Schweigen gebracht sind, gibt es keinen Frieden in Europa. Der »absichtliche Ruin der deutschen Währung« durch die deutsche Finanzpolitik, von der Rasin zu erzählen weiß, reduziert sich vom deutschen Standpunkt aus auf den unabsichtlichen Ruin der deutschen Währung durch diejenigen, die das Gebäude der deutschen Volkswirtschaft und namentlich der deutschen Zahlungsbilanz auf verschiedenerlei Weise demoliert haben. Urheber, die außerhalb der Landesgrenzen Deutschlands sitzen, haben das deutsche Valutadumping geschaffen, das Herr Rasin umfälscht in deutsche Bosheit und Aggressivität. Eine falsche Theorie zieht eben weite Kreise! Um so notwendiger ist es, ihr entgegenzutreten.

Der Prozeß der Sozialrevolutionäre und die „Einheitsfront des Sozialismus"

Von Dr. Elias Hurwicz

Ein in seiner Veranlassung, seiner Führung, seinen Absichten monströser Prozeß spielt sich in Moskau ab. Nach vier Jahren, nachdem die Amnestie der politischen Verbrechen wiederholt erklärt, nachdem speziell die Partei der Sozialrevolutionäre legalisiert worden ist, greift man jetzt in Rußland auf den bewaffneten Kampf der Sozialrevolutionäre gegen die Sowjetregierung sowie auf die Attentate gegen Wolodarski und Lenin zurück und setzt das gesamte Zentralkomitee der gegnerischen Partei auf die Anklagebank. Für den Einsichtigen ist der psychologische Zusammenhang klar: In einem Augenblick, da der vergötterte Führer Lenin aus den Staatsgeschäften dauernd oder sogar für immer infolge seines Gesundheitszustandes ausscheiden muß, erwachen die Rachegelüste mit gesteigerter Kraft.

Aber diejenigen, die dieses ungeheuerliche Gerichtsverfahren inszenierten, die wollen der gesitteten Welt einen spontanen Ausdruck des »Volkszornes« vortäuschen. Von der Grenze ab an jeder größeren Eisenbahnstation wurde der Zug der ausländischen Verteidiger (Vandervelde, Theodor Liebknecht und Rosenfeld) von einer johlenden und pfeifenden Menge empfangen, die in den Ruf »Nieder mit den Sozialpatrioten!« ausbrach. Die Künstlichkeit dieser Massendemonstrationen sprang jedoch den Verteidigern bald in die Augen. In Moskau selbst, wo der »Volkszorn« offenbar doch am größten sein sollte, hörten die Verteidiger, wenn sie durch die Straßen nach und von dem Gerichtsgebäude fuhren, Einkäufe machten usw., keine feindseligen Rufe noch sahen sie sonstige Symptome der Volksentrüstung. Wer hat also diese Demonstrationen veranstaltet und geleitet? Eine bessere Antwort darauf als in einem Bericht der (offiziösen!) Moskauer »Iswestja« (Nr. 136 vom 22. Juni) brauchen wir wohl nicht: Die Vertreter des Zentralexekutivkomitees des Moskauer Sowjets und der kommunistischen Internationale Kamenew, Radek, Muratow, Bucharin, Sadoul, Schmeral, Klara Zetkin und andere kommunistische Würdenträger haben den »Volkszorn« persönlich geleitet und sich an der Abfassung der Resolutionen, Erklärungen und Parolen beteiligt.

Auf demselben moralischen Niveau steht die Prozeßführung selbst. Sie hat bekanntlich dazu geführt, daß die Verteidiger ihre Funktionen als vollkommen aussichtslos aufgegeben haben. Der Hauptankläger Krylenko hat sich zu seinen Gehilfen einige Verwandte genommen. Auf verschiedene Einwände der Verteidiger über die Unrechtmäßigkeit der Prozeßführung antwortete er unumwunden, es handle sich um Parteijustiz zum Schutze der Sowjetregierung. Wir haben aber soeben gesehen: es ist nicht nur Parteijustiz, sondern geradezu Familienjustiz, die an die Zustände der italienischen Republiken im Mittelalter erinnert. In der Sowjetpresse vom 24. und 25. Juni finden wir eine jüngste Auslassung des Obersten Gerichtshofs in bezug auf die Erklärung der Verteidiger, in der es an entscheidender Stelle heißt: »Der Gerichtshof erklärt, daß die Arbeiter (sic!) die juristische Fakultät nicht absolviert haben und die guten Umgangsformen nicht kennen, weshalb sie sich beleidigende Äußerungen erlaubt haben, die man im Sitzungssaal nicht machen dürfte. Von diesen Erwägungen geleitet, hält der Gerichtshof es für unzulässig, die harten Worte der Arbeiter besonders zu betonen.« Und weiterhin: »Was die Parteilichkeit des Gerichts anbetrifft, so hat der Gerichtshof schon am ersten Tage des Prozesses erklärt, daß er die heuchlerischen Erklärungen der bürgerlichen Länder, er solle außerhalb des Klassenkampfes stehen und Urteile einer überirdischen Unparteilichkeit fällen, verlacht.«

Diese unumwundene Auslassung eines Gerichtshofs steht nicht nur in der gesamten Prozeßgeschichte einzig da, sondern sie ist auch geradezu von ideengeschichtlichem Belang. Ein hervorragender österreichischer Gelehrter und Sozialist, Anton Menger, war es bekanntlich, der oft mit Recht, oft aber nur künstlich den Klassencharakter gar mancher Rechtsvorschriften aufdeckte. Der Oberste Gerichtshof zu Moskau ist der konsequenteste Fortführer dieser Lehre. Gerade an seinem Gerichtsverfahren müssen wir erkennen und dieser Klassenlehre zurufen: Ja, es gibt auch objektive Rechtsnormen, es gibt eine unparteiliche Justiz, und das Bibelwort, welches verbietet, im Gericht den Reichen und den Armen zu bevorzugen, hat sich als kräftigere Wahrheit denn diese Klassenlehre erwiesen. Das ist wohl auch der Standpunkt der Verteidiger gewesen.

Und die Opfer, die Angeklagten selbst? Sie können wirklich von sich sagen: Ave, Lenin Imperator, morituri te salutant. »Von dem Moment an, da wir in eure Hände geraten sind, waren wir dessen sicher, daß ihr über uns das Todesurteil fällen werdet. Für uns ist es gleichgültig, ob ihr uns amnestieren werdet oder nicht. Aber von diesen Bänken werdet ihr keine Bitte um Begnadigung hören.«

So erklärte der Angeklagte M. Hendelmann. Das Heldentum russischer Märtyrer findet in diesem Prozeß nochmals seine bewundernswürdige Äußerung. Die Angeklagten verwandeln sich aber in Ankläger. Es war wohl der Höhepunkt des Prozesses, als derselbe Angeklagte Hendelmann — ein in der Prozeßgeschichte wohl unerhörter Vorfall — dem Gerichtshof die Stelle aus Marxens »Achtzehntem Brumaire« vorlas, in der die Rede von der nachrevolutionären Regierung ist: »Abenteurer mit verdächtigen Existenzquellen, entartete Sprößlinge der Bourgeoisie, entlassene Soldaten, freigelassene Verbrecher, Literaten, Spieler — kurz hier ist die ganze un-

bestimmte, zuchtlose, schwankende Masse, die die Franzosen die Bohemenennen; mit diesen verwandten Elementen bildete Bonaparte den Kern der Gesellschaft vom 10. Dezember.« Nach diesem Zitat erklärte Hendelmann seinen Richtern: »Die Gesellschaft des 10. Dezember — das seid ihr!«

Dieser Prozeß ist aber nicht nur an und für sich interessant und voller dramatischer Spannungen, er hat auch eine wichtige Bedeutung für das vielbesprochene Problem der »Einheitsfront des Sozialismus«. Mir drängt sich unwillkürlich eine Ideenassoziation mit der Wirkung des Rathenau-Mordes auf.

Diese beiden jüngsten, zeitlich fast zusammenfallenden Akte des politischen Terrors, die die Gemüter so sehr aufrüttelten: die Ermordung Walter Rathenaus in Berlin und die planmäßigen Vorbereitungen zur Ermordung der Sozialrevolutionäre in Moskau — diese beiden letzten Taten der nationalbolschewistischen und der einfach bolschewistischen Reaktion haben nicht nur eine Gegenaktion der Demokratie, sondern auch, nach den Versuchen vom vorigen und Anfang dieses Jahres, wieder einmal das Problem des Zusammenschlusses des zerklüfteten sozialistischen Parteiwesens aktuell gemacht: jene erstere im innerpolitischen, die zweite — im internationalen Maßstab. Doch es ist offenbar, wie eng beides zusammenhängt: wären die bisherigen Versuche der Wiederherstellung der Internationale gelungen, so wäre dadurch auch der Zusammenschluß der deutschen Sozialistenparteien nicht unwesentlich beschleunigt worden; beides bleibt auch künftig in engster gegenseitiger Abhängigkeit und muß vom politischen Beobachter parallel verfolgt werden.

Bei diesen Beobachtungen fällt indessen immer wieder die Fruchtlosigkeit aller Vereinheitlichungsversuche auf. Selbst solche Augenblicke wie jene Bluttat vermögen nur eine vorübergehende Einmütigkeit zu zeitigen; kaum sind sie vergangen — und schon tritt die alte Zwiespältigkeit wieder trennend hervor. Wir sehen, daß in Deutschland, wo alle drei Sozialistenparteien einmütig den Schutz der Republik verlangten, sie sogleich in der Frage seiner Durchführung, in der Frage der Getreideumlage, in der Frage der Koalitionsregierung wieder auseinandergingen und gegeneinander polemisierten.

Dasselbe Schauspiel, nur noch deutlicher und im internationalen Maßstab, wiederholt sich anläßlich des Moskauer Prozesses der Sozialrevolutionäre. Erst am 2. April dieses Jahres fanden die Bestrebungen zur Wiederherstellung der sozialistischen Internationale auf der Berliner Konferenz der drei internationalen Vereinigungen sozialistischer und kommunistischer Parteien einen greifbaren Ausdruck. Gar bald erkannte man freilich auch hier, daß die Trennung immer noch größer ist als die Einigkeit, und ging auseinander. Immerhin wurde Einigkeit wenigstens in dem einen wichtigen, ja zentralen Punkte erreicht: durch den Mund von Radek versprach die Sowjetregierung den Terror gegen die oppositionellen sozialistischen Parteien im bevorstehenden Prozeß gegen die russischen Sozialrevolutionäre zu mildern, vor allem auf die Todesstrafe zu verzichten. In dem Prozeß selbst wurde jedoch dieses Versprechen schmählich Lügen gestraft.

Eine ungeheure Erregung herrscht gegenwärtig infolge dieses Prozesses nicht nur unter den sozialistischen Parteien Rußlands und des Auslands-

russentums, sondern auch Gesamteuropas. In den ersten Tagen des Prozesses berichtete selbst der Nachrichtendienst der Auswärtigen Delegation der Sozialrevolutionäre immer noch: »Man muß es im Ausland wissen, daß der leiseste Protest der europäischen Sozialisten, daß ihr einfachster Wunsch Unruhe und Bestürzung unter den Leitern der Kommunistischen Partei und Regierung hervorruft, die nur scheinbar auf den Versammlungen behaupten, daß sie nicht mit der öffentlichen Meinung Europas rechnen, in der Tat aber sich sogar einfach davor fürchten.«

Leider hat der weitere Verlauf des Prozesses bewiesen, daß die tatsächlichen Leiter des Prozesses, die Kommunistenführer Krylenko (ehemals der erste bolschewistische Oberbefehlshaber) und Pjatakow in der Tat der öffentlichen Meinung Europas und dessen sozialistischer Parteien keine Rechnung tragen wollen. Sehr charakteristisch sind in dieser Beziehung die Äußerungen Vanderveldes, der bekanntlich seinen Verteidigerposten infolge der Unduldsamkeit der russischen Prozeßführer aufgegeben hat. Seine Erfahrungen faßt Vandervelde in die beiden folgenden Sätze zusammen: »1. Die Politik der Blockade und der Stacheldrähte fügte der internationalen Einigkeit mehr Schaden zu, als man es bisher vermutete; denn sie förderte im russischen Volke die Xenophobie. 2. Von einer sozialistischen Einheitsfront in Europa kann so lange keine Rede sein, als in Rußland die Verfolgung der Sozialisten fortdauert.«

Die Internationale — in spe — fühlt sich indessen immer noch als ein mächtiges Instrument nicht nur der Pazifizierung, sondern auch der Demokratisierung der Welt. Daher die immer wieder — trotz aller bisher vergeblichen Versuche — einsetzenden Bestrebungen zu ihrer Wiederherstellung, die jeder politisch Interessierte aufmerksam verfolgen muß. Gerade entgegengesetzte Schlüsse als die pessimistischen von Vandervelde werden in einem Artikel gezogen, der neuerdings in dem Berliner Zentralorgan der russischen Menschewiki-Internationalisten, dem sozialistischen »Westnik« erschien und viel Aufmerksamkeit erregte. »Millionen von Sozialisten«, heißt es hier an entscheidender Stelle, »konzentrieren gegenwärtig ihr Augenmerk auf den einen Punkt: Nieder mit dem russischen Terror! Die endgültige Liquidation des terroristischen Regimes wird zur zentralen Aufgabe unseres politischen Kampfes, zu einer Frage, die über allem Sonstigen dominiert.« Daraus folgt natürlich die Unmöglichkeit der Bildung einer Einheitsfront mit Moskau. Auf der anderen Seite aber hat die Wiener Vereinigung der Sozialistischen Partei in ihrem Programm von 1921 sich nur für einen Zusammenschluß aller drei Internationalen eingesetzt und die Verbindung beispielsweise der Zweiten Internationale mit der Wiener schlankweg abgelehnt. Man kann sich nun in der Tat den beiden Argumenten nicht verschließen, die der Verfasser gegen eine derart maximalistische Haltung ins Feld führt: »Heute stehen ganz neue Aufgaben auf der Tagesordnung: der Kampf um die Demokratie gegen die überall ihr Haupt emporhebende Reaktion, gegen Imperialismus und Kapitalismus — das sind Aufgaben, die eine gemeinsame Aktion der Internationale erfordern.« Sodann aber reden auch die Zahlen eine beredte Sprache: Die Zweite Internationale umfaßt zirka $4^1/_2$ Millionen Mitglieder, dagegen umfaßt alles in allem (auch mit Einschluß der Tschechoslowakei) die Wiener Internationale nur $1^1/_4$ Millionen Mitglieder. Die Zahl der westeuropäischen Kommunisten muß gegen-

wärtig auf nicht über 1 Million veranschlagt werden. Alle drei Internationalen umfassen also zirka $6^1/_2$ Millionen Menschen. Das ist die Gesamtsumme der politisch organisierten Arbeiter Westeuropas. Davon entfallen 70 Prozent auf die Zweite Internationale, zirka ein Fünftel auf Wien und zirka ein Achtel auf Moskau. Diese Ergebnisse im internationalen Maßstab setzen auf die Tagesordnung die Frage der Einheitsfront nicht mit den Kommunisten, sondern der politischen Einheitsfront ohne Kommunisten. Doch für die ganze Zwiespältigkeit des Zentralorgans der Menschewiki ist es charakteristisch, daß die Redaktion des sozialistischen »Westnik« diesen Artikel ausdrücklich als »Diskussionsmaterial« bezeichnet und nicht unterläßt, zu betonen, daß er »von der Stellungnahme der Redaktion schroff divergiert«. Denn der Führer der Menschewiki und Leiter dieses Zentralorgans, Martow, pendelt ja fortwährend zwischen dem Haß gegen den bolschewistischen Terror und der Unmöglichkeit, mit dem Bolschewismus als Avantgarde der Revolution zu brechen, hin und her.

Und gleichsam um das Maß der Uneinigkeit voll zu machen und sie geradezu in Karikaturform, aber doch wirksam vorzuführen, finden wir in der Moskauer »Prawda« mehrere Artikel gegen die Menschewisten, die von den bolschewistischen Skribenten als Verräter, Angeber und Feiglinge bezeichnet werden, weil sie sich geweigert haben, an der von der Regierung inszenierten Demonstration zugunsten der Bestrafung der angeklagten Sozialrevolutionäre mit dem Tode teilzunehmen. Und als Krönung dieser Polemik hat das Moskauer Zentralkomitee der russischen Kommunistischen Partei die folgende Parole ausgegeben: »Es lebe die Einheitsfront der Arbeiter im Kampfe gegen die Könige, die Bourgeoisie und die Sozialdemokratie!«

Unter dem ersten sozialdemokratischen Unterrichtsminister in Preußen

Von **Karl Vorländer** (Münster i. W.)

Am 9. November 1918 wurde Ereignis, was die meisten von uns in dieser Plötzlichkeit nicht erwartet hatten: wir bekamen eine deutsche Republik und in ihr eine völlig sozialistische Regierung. Damit sah auch Preußen zum ersten Male in seiner Geschichte einen sozialdemokratischen Unterrichtsminister, ja in den ersten sechs Wochen der neuen preußischen Republik sogar deren zwei. Bis dahin waren die Herren Minister »der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten«, wie ihr schöner Titel lautete, fast sämtlich konservative Verwaltungsjuristen gewesen, höchstens einmal von einem gemäßigt liberal auftretenden Manne, wie dem Freunde Kants, K. E. v. Zedlitz, dem Freunde Schillers, Wilhelm v. Humboldt, dem »Kulturkampf«-Minister Falk unterbrochen. Jetzt wurden sie zum ersten Male abgelöst von einem Vertreter sozialistischer Weltanschauung, der ein wirklicher »Diener« (gleich Minister) der »Wissenschaft, Kunst und Volksbildung« sein wollte: vom Genossen Konrad Haenisch.

Was hat uns nun das Ministerium Haenisch, das zwar länger als die übrigen sozialdemokratischen Ministerien, aber doch nur etwa zweieinhalb Jahre gedauert hat, gebracht? Von der Zeit des Zusammenwirkens mit

Adolf Hoffmann muß hier abgesehen werden: einmal der Kürze wegen und dann auch, weil nur weniges aus dieser episodenhaften Zeit Bestand gehabt hat. Auch entspricht es unserer sozialistischen Auffassung, wenn wir weniger den einzelnen Mann, als sein Werk, an dem ja auch nicht bloß er, sondern sein ganzes Ministerium beteiligt war, ins Auge fassen. Haenisch hat uns unsere Aufgabe erleichtert, indem er selbst in zwei nicht allzu umfangreichen Schriften über unseren Gegenstand berichtet hat.[1] Wir müssen uns allerdings dabei auf das Allerwichtigste beschränken und es der Feder eines größerer Muße sich erfreuenden Autors überlassen, eine Geschichte des Ministeriums Haenisch zu schreiben. Wir wollen uns dabei vor allem an die Dinge und weniger an die Personen halten, mehr zeigen, was wirklich geschehen ist, als (was sehr leicht wäre) uns aufs hohe Roß subjektiver Kritik setzen; obwohl wir uns andererseits keineswegs scheuen werden, da, wo wir es für nötig halten, auch mit unserer persönlichen Meinung nicht zurückzuhalten.

Das Unterrichtsministerium zerfällt in drei Abteilungen: Volksschulwesen (U III), höheres Schulwesen (U II) und Hochschulwesen (U I). Dieser natürlichen Gliederung soll auch unsere Darstellung folgen, die jedesmal zunächst zeigen wird, was erreicht worden ist, um dann auf das hinzuweisen, was noch fehlt, und gegebenenfalls die Gründe zu untersuchen, weshalb es noch fehlt.

I

Wir beginnen mit der ökonomischen Seite, das heißt der finanziellen Besserstellung der Volksschullehrer. Hier ist, was auch Haenisch (S. 39 f.) von vornherein zugibt, gewiß noch viel in zäher Arbeit zu leisten, aber doch mindestens ein erfreulicher Anfang gemacht: die von den Lehrern immer erstrebte gehaltliche Gleichstellung mit den Verwaltungssekretären erreicht, eine größere Annäherung an die Gehälter der Lehrer an höheren Schulen erfolgt, die Landlehrer sind den Stadtlehrern gleichgestellt. Noch stärker ist der Fortschritt in den Organisationsfragen. Die geistliche Ortsschulaufsicht, dies Kampfobjekt von Jahrzehnten, ist nunmehr restlos beseitigt; an ihre Stelle getreten die hauptamtliche Kreisschulaufsicht durch fachmännisch ausgebildete Kreisschulräte (früher Kreisschulinspektoren genannt), von denen die neuernannten zum größten Teil aus den Reihen der Volksschullehrerschaft hervorgegangen und nach deren Anhören ernannt worden sind; wie denn überhaupt schon seit 1919 Kreis- und Bezirkslehrerräte den zuständigen Regierungsorganen, wenn auch vorläufig nur mit beratender Stimme, zur Seite gesetzt worden sind, beim Unterrichtsministerium ein aus den verschiedenen politischen, kirchlichen und pädagogischen Richtungen zusammengesetzter »pädagogischer Beirat« besteht und, ganz im Gegensatz zu der alten Zeit, die Leiter der großen Lehrerverbände »ständige und stets sehr gern gesehene Gäste in Haenischs Unterrichtsministerium waren« (S. 44) und zahllose Konferenzen des Ministers und seiner Räte mit der Lehrerschaft stattfanden. Die Befreiung der Lehrer von den niederen Küster-

[1] Neue Bahnen der Kulturpolitik. Aus der Reformpraxis der deutschen Republik. Stuttgart und Berlin 1921, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 182 Seiten. Preis 18 Mark. — Staat und Hochschule. Ein Beitrag zur nationalen Erziehungsfrage. Berlin 1920, Verlag für Politik und Wirtschaft. 111 Seiten. — Die Seitenzitate im Text beziehen sich stets auf das erste Buch.

diensten, die (freilich unserer Ansicht nach nur bedingt richtige) Arbeitsmöglichkeit verheirateter Lehrerinnen ist durchgesetzt. Weitergehende Gesetzentwürfe, wie die Abschaffung der »geborenen« Mitgliedschaft der Geistlichen im Schulvorstand, wurden durch die Schlauheit des einen Koalitionsgenossen, des Zentrums, so lange verschleppt, bis im Reich das berühmte Schulkompromiß mit seinem Sperrgesetzparagraphen zustande gekommen war, und verschwanden so, unter dem Beistand der Herren Demokraten, leider in der Versenkung.

Begonnen wurde mit dem Abbau der Lehrerseminare, der Öffnung der Universitäten für die Volksschullehrerschaft und damit mit ihrer Erlösung von dem Fluche der Abseitsbildung, unter dem sie heute noch seufzt. Nicht eine schablonenhaft gleichartige, wohl aber eine gleichwertige Ausbildung gegenüber der Lehrerschaft der höheren Schulen wird erstrebt. Der mit dem Abbau der Standesvorschulen verbundene Aufbau der Einheitsschule, zunächst der Grundschule, wurde vorbereitet, so daß er seit dem 1. April 1921 tatsächlich begonnen ist. Die Vorschulen sind in der Abschaffung begriffen und werden hoffentlich bald der Vergangenheit angehören, obwohl man auch hier meiner Meinung nach viel zu rücksichtsvoll gegenüber dem Bestehenden vorgegangen ist. Auf diesem Gebiet ist überhaupt alles noch im Werden; und der Fortschritt geht viel langsamer, als die Freunde des Neuen erwartet hatten.

Vor allen Dingen sind unsere eigentlichen sozialdemokratischen Programmforderungen noch weit von der Erfüllung entfernt. Die Unentgeltlichkeit nicht bloß des Unterrichts, die ja für die Volksschule glücklicherweise seit Jahrzehnten besteht, sondern auch der Lernmittel ist freilich im Artikel 145 der neuen Reichsverfassung für Volks- und Fortbildungsschulen festgesetzt, aber leider erst in verhältnismäßig wenigen, sozialistisch regierten Gemeinden durchgeführt;[2] im übrigen eine schöne »Soll«-Bestimmung, die so lange auf dem Papier stehenbleibt, bis Reich und Länder sich über Ausführungsbestimmungen und Kostendeckung geeinigt haben werden; was nach allerlei Erfahrungen, mit denen ja Genosse Haenisch am besten Bescheid weiß, »noch manches liebe Jahr dauern kann« (S. 60). Und ebenso ist die weltliche Schule erst an wenigen Stellen in die Praxis übersetzt. Aber immerhin, ein Anfang ist endlich gemacht. Über die inneren und äußeren Gründe dieses allzu langsamen Fortschritts soll in einem späteren Abschnitt noch besonders geredet werden. Die weiteren Fragen der Elternbeiräte und Schulgemeinden, der körperlichen Ausbildung, der Lehrbücher, des Züchtigungsrechts sind den Volks- mit den sogenannten höheren Schulen gemeinsam, zu denen wir nun übergehen.

II

Die Reform der höheren Lehranstalten ist deshalb von so ungeheurer Wichtigkeit, weil aus ihnen, wie es in der Natur der Dinge liegt, im großen und ganzen immer der größere Teil der eigentlich Regierenden in Staat

[2] Über »Schule und Lehrer in der Reichsverfassung« unterrichtet vortrefflich der unter diesem Titel von unserem Genossen und (leider!) gewesenen bayerischen Unterrichtsminister Johannes Hoffmann geschriebene Kommentar dazu (1921, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts, 119 Seiten, Preis geheftet 10 Mark, gebunden 15 Mark), der auch die Entstehungsgeschichte der einzelnen Verfassungsartikel und die darüber geführten Debatten eingehend schildert.

und Wirtschaft hervorgehen wird. Ich habe schon vor genau zwanzig Jahren — damals noch unter dem notgedrungenen Decknamen »Akademikus« — in der Neuen Zeit den damaligen Stand »Unserer höheren Schulen« geschildert und unsere Forderungen an sie entwickelt, insbesondere auch schon die Einheitsschule, die in Namen und Wesen damals noch wenig bekannt war, gefordert.

Auch hier ist durch das Ministerium Haenisch manches ins Rollen gebracht. Dinge, über deren jedes man einen langen Artikel, ja ein Buch schreiben könnte, sind, da der Weg der Gesetzgebung zu zeitraubend gewesen wäre, auf dem der Verordnung eingeführt worden und zum Teil bereits in Fleisch und Blut des Schullebens übergegangen. Wir nennen die Elternbeiräte, die Anfänge der Schüler-Selbstverwaltung in den unteren, ihr Fortschreiten in den mittleren, die mitberatende »Schulgemeinde« in den oberen Klassen, die allwöchentlichen aufgabenfreien Spielnachmittage, die monatlichen Ganzwandertage, die stärkere Bewertung des Turnens (Turnprüfungen!) in den Schulzeugnissen bis zur Reifeprüfung, die Förderung des Werkunterrichts, des Kindergartens, das Abmahnen vom Alkohol- und Nikotingenuß (die beide übrigens schon seit mindestens zwei Jahrzehnten durch die erfreuliche Entwicklung der Körpersportpflege und des Wanderns unter der Jugend unserer höheren Schulen glücklicherweise immer mehr abgenommen haben), das Hinarbeiten auf gänzliches Aufhören der körperlichen Züchtigung.

Das alles bedeutet grundsätzliche Fortschritte, wenn auch im einzelnen ein alter Praktikus wie ich *mancherlei Ausstellungen* zu machen hätte. So sind die Elternbeiräte vielfach leider zu Spielbällen in der Hand konfessioneller und politischer Parteien, das heißt bei den höheren Lehranstalten naturgemäß des Zentrums oder der Rechtsparteien oder auch der Direktoren geworden. Die »Schulgemeinde« *kann* in ungeschickten Händen zur Parlamentsspielerei ausarten. Auch das in einem Teil der Lehrer- und Oberlehrerkreise eine große Rolle spielende Prinzip der kollegialen Schulleitung hat neben seinen Vorzügen auch seine Nachteile, von denen einen auch Haenisch (S. 101) erwähnt. Es kommt eben überall auf den *Geist* an, in dem derartige Erlasse ausgeführt werden, auf die Männer, die sie auszuführen haben. Und da sieht es vielerorts leider noch recht bedenklich aus. Weniger an den Spitzen, als weiter unten, worauf wir in unserem kritischen Abschnitt (IV) noch einmal zurückkommen werden. Denn an die Spitze der drei Unterrichtsabteilungen hat Haenisch neue Männer berufen, die, wenn sie auch keine Sozialisten sind, so doch in neuem Geiste zu wirken sich bestreben (S. 45, 51, 65), und zwar zum ersten Male in der Geschichte des preußischen Unterrichtswesens in der Praxis des Lehrens groß gewordene Schulmänner (Gelehrte). Gerade die Philologen, die immer in dieser Richtung gearbeitet haben, müßten ihm für diese neue Praxis dankbar sein, müßten ihm begeistert zustimmen, wenn er S. 45 ausspricht: »Die Unterrichtsverwaltung darf — die Gefahr ist zurzeit, auch was das höhere Schulwesen angeht, sehr groß — nicht wieder zur Domäne der Juristen werden! Die Juristen sind an sich unentbehrlich, aber nur als dienende Glieder dürfen sie sich dem Gesamtorganismus einfügen. Sie dürfen niemals wieder die Herren der Schulverwaltung werden.« Auch *Sozialisten* sind — das war, als Ganzes genommen, keine Bevorzugung, sondern nur Wieder-

utmachung jahrzehntelanger Zurücksetzung — endlich einmal an ihnen zu-
ommende Stellen berufen worden: siebzehn ins Ministerium (von da frei-
ich wieder zum Teil in die Provinzialverwaltung oder den städtischen Schul-
ienst übergetreten), darunter zwei Frauen, so daß keine Abteilung »dauernd
ozialistenrein geblieben ist« (S. 56); desgleichen finden sich einer (vereinzelt
wei) in »vier oder fünf Provinzialschulkollegien« und »in sechs oder sieben
Bezirksregierungen« (S. 57), daneben noch eine Reihe Demokraten. Von
en 450 Kreisschulräten gehören etwa drei Dutzend der Sozialdemokratie an.

Selbstverständlich muß, wie Haenisch a. a. O. mit Recht betont, fachliche Tüchtigkeit stets die erste Voraussetzung sein. Wenn dies der Fall ist, sollten sich solche Männer (oder Frauen) amtliche Kaltstellung, wie dies nach Haenisch in jüngster Zeit vorgekommen sein soll, auf keinen Fall gefallen lassen. Ich selbst kann aus den beinahe drei Jahren meiner bisherigen Oberschulratschaft in dieser Hinsicht durchaus nicht klagen, würde allerdings eine solche Behandlung auch nicht geduldet haben.

Um wieder vom Persönlichen zum Sachlichen zurückzukehren, so hat mich die Entschiedenheit gefreut, mit der sich Haenisch S. 62 f. gegen die Beseitigung des humanistischen Gymnasiums ausspricht. Gerade wir Sozialisten sollten daran denken, daß Männer wie Karl Marx und Ferdinand Lassalle bis an ihr Ende Verehrer der humanistischen Bildung gewesen sind, daß Bismarck gerade den Gymnasien und ihrer Pflege der Antike vorwarf, sie bildeten die jungen Leute zu Republikanern aus; und sollten uns nicht den Nützlichkeitsphilistern zugesellen, von denen vor Jahren einer mich einmal fragte: ob das Griechische noch gesprochen würde?, und als ich das bedingt verneinen mußte (denn das Neugriechische ist mit dem Altgriechischen bekanntlich nicht identisch), allen Ernstes meinte: dann sollte man doch lieber das Chinesische statt des Griechischen einführen; denn damit könne man doch noch — Geld verdienen! Nur seine — rechtlich bereits seit 1900 beseitigte — Vorzugsstellung darf das Gymnasium nicht wiedergewinnen wollen; und es muß scholastischem Betrieb und bloßer Grammatikpaukerei, wie sie erfreulicherweise immer mehr abgenommen hat, endgültig den Abschied geben. Übrigens gibt nicht das immer noch von der katholischen Kirche bevorzugte Latein, trotz seiner Eigenschaft als vorzügliches Mittel zur Geistesschärfung neben der Mathematik, sondern das Griechische ihm seinen wahren Charakter. Und der taugt allerdings nicht für die große Masse unserer Schüler. Überhaupt ist eine gewisse »Planwirtschaft«, Abbau der (unseres Wissens allerdings nicht häufigen) lebensunfähigen Zwerganstalten, Umwandlung zu neuen Schultypen usw., zumal bei der heutigen Finanzlage des Staates und der Städte, wohl unvermeidlich.

Von neuen, unter dem Ministerium Haenisch schon vorbereiteten solcher Schultypen wie »deutsches Gymnasium« oder, wie jetzt häufiger gesagt wird, der »deutschen Oberschule«, von der »Grund«- und der »Aufbau«schule reden wir hier absichtlich nicht. Denn über jede dieser Schularten müßte man, wollte man sie auch nur zu innerem Verständnis der nicht pädagogisch geschulten Leser bringen, eine lange Abhandlung schreiben.

Höchst bedauerlich ist, daß die Finanznot der Zeit unseren alten Programmpunkt von der Unentgeltlichkeit des gesamten Unterrichts, vom Kindergarten und der untersten Volksschulklasse an bis hinauf zum letzten Universitätssemester, gerade jetzt, wo wir zu Macht und Einfluß gelangt

sind, vorläufig mindestens zur Utopie verurteilt, ja selbst der bescheidenere Artikel 146, Absatz 3 der Reichsverfassung, welcher Erziehungsbeihilfen für »Kinder, die zur Ausbildung auf mittleren und höheren Schulen für geeignet erachtet werden, bis zur Beendigung der Ausbildung« verlangt, vorderhand noch nicht durchgeführt werden kann. Bis dahin müssen wir uns mit dem mageren Ersatz des Schulgelderlasses für die Kinder bedürftiger Eltern (die ja jetzt bis weit hinein in die Kreise der Kopfarbeiter reichen), dessen zeitgemäße Umgestaltung ich schon in meinem Artikel von 1902 (siehe oben) gefordert habe, zufrieden geben und froh sein, wenn die Schulgelderhöhung bisher immerhin hinter der Geldentwertung überhaupt doch noch erheblich zurückgeblieben ist. Es war eine wahrhafte Tragik, daß gerade der erste sozialistische Unterrichtsminister die Erhöhung der Schul- und Kolleggelder notgedrungen und wider sein innerstes Wollen verfügen mußte.

Endlich die Frage der für die sogenannten »Gesinnungs«fächer, Deutsch und ganz besonders Geschichte, höchst nötigen modernen Lehrbücher! Sie ließen sich natürlich nicht aus dem Boden stampfen, da sie nicht bloß hinsichtlich ihres Inhalts, sondern auch methodisch und pädagogisch auf der Höhe stehen sollten. Der Minister mußte sich deshalb zunächst mit Anordnungen negativer Art begnügen: daß bei etwaigen Neuauflagen von Schulbüchern Verherrlichungen der alten Staatsform in Wort und Bild zu verschwinden haben und daß der Geschichtsunterricht bis zur Fertigstellung neuer Leitfäden vorläufig überhaupt ohne Lehrbuch erteilt werden solle; was für den Unterricht in der Klasse ganz wohl möglich, ja sogar heilsam ist und nach meinen bisherigen bei Revisionen gemachten Beobachtungen auch durchgeführt wird. Die neu erschienenen modernen Geschichtstabellen und -bücher sind mir — ebenso wie die Wilhelms II. — noch nicht bekannt geworden. (Schluß folgt)

Frankreich und der bayerische Separatismus

Von Dr. Hermann Schützinger

Der Hochverratsprozeß Leoprechting, der ein vom französischen Gesandten in München, Baron de Dard, gesponnenes Intrigenspiel zur Absprengung Süddeutschlands vom Reich aufdeckte, hat die durch jahrhundertelange Tradition geheiligte bayerisch-französische Konspiration wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Schon im siebzehnten Jahrhundert haben die Bourbonen und Wittelsbacher eine stillschweigende Allianz geschlossen. Als Ludwig XIV. gegen Holland im Felde lag, schickte ihm der bayerische Kurfürst Ferdinand Maria einen Teil seiner Landeskinder. Es war ein ehrlicher Handel. Der Wittelsbacher Kurfürst verjubelte französisches Geld, und der Franzosenkönig vergoß dafür das Blut bayerischer Soldaten. Sein Sohn Max Emanuel fühlte sich in Paris und Brüssel viel wohler als bei seinem vierschrötigen groben Volke. Die Hofhaltung in Brüssel verschlang ungeheure Summen, welche die geduldigen bayerischen Untertanen durch auf das Doppelte erhöhte Steuern aufbringen mußten. Sie drückte der bayerischen Hofgesellschaft, überhaupt dem »offiziellen Bayern« der damaligen Zeit, den Stempel der Nachäffung französischer Kultur inmitten eines in tiefster Unwissenheit und Bigotterie zurückgebliebenen Volkes auf.

Dieser Franzosenkultus in der wittelsbachischen Hofhaltung wurde noch verstärkt durch die Vererbung des altbayerischen Kurfürstenhuts an den pfälzischen Wittelsbacher Karl Theodor. Er brachte aus Mannheim, einer Stadt, die damals völlig unter französischem Einfluß stand, die ganze Liederlichkeit der Pfälzer Verwal-

tung, die Käuflichkeit und Erblichkeit seiner Bureaukratie mit nach München, der Stadt, die durch vorausgegangene Jesuiten- und Günstlingswirtschaft ohnehin verdorben genug war.

Bezeichnend für die traditionelle französisch-bayerische Liaison ist die Tatsache, daß Max Joseph, der erste bayerische König, bis zum Ausbruch der großen Französischen Revolution Offizier im Dienste Ludwigs XVI. war und als Oberst das in Straßburg liegende Regiment d'Alsace kommandierte. Die Rolle der Wittelsbacher in dem Befreiungskampf des deutschen Volkes, dem man zwar schöne Denkmäler setzte, den man aber im Interesse des dynastischen Egoismus sabotierte, war die denkbar schmählichste, lediglich von dem Gesichtspunkt geleitet: Was kann uns unsere Freundschaft zu Frankreich nützen?

Der französische Franken rollte in Bayern, ohne daß sich die frommen Patrioten versucht fühlten, Abscheu zu heucheln. Und die bayerische Regierung ließ es an nichts fehlen, des französischen Wohlwollens würdig zu sein. Bayerische Landeskinder marschierten unter der französischen Trikolore gegen Österreich, gegen Preußen, gegen Tirol, schließlich auch, 30 000 Mann stark, gegen Rußland. Vom 31. Dezember 1805 bis Mitte Januar 1806 hielt sich Napoleon in München auf. Rauschende Festlichkeiten wurden zu Ehren des erlauchten Gastes veranstaltet. Am Odeonsplatz wurde eine lorbeergeschmückte Pforte aufgerichtet, die unter zwei gekrönten Herzen folgende Inschrift trug:

Napoleons und Max Josephs Herzen
Schließen sich fest ineinander,
Verschaffen Ruh und Frieden
Vor Franz und Alexander.

Zwar war die französische Freundschaft den Wittelsbachern recht nützlich; für das arme Volk aber war sie ein Unglück. Es kommt uns heute ganz merkwürdig vor, daß zu jener Zeit die Polizei rücksichtslos jeden auswies, der des »Teutschtums« verdächtig war. Zu Hunderten desertierten die Rekruten. Der Dichter Schmeller schrieb resigniert: »In München ist die deutsche Gesinnung noch verboten!« Der Großdeutsche wurde als der »Fremdstämmige« von den Kanzeln herunter verschrien und von den Amtsstuben aus verfolgt.

Nach Napoleons Niederlage war es selbstverständlich zunächst vorbei mit der schönen Freundschaft. Erst 1871, als der Eintritt Bayerns in das neu zu gründende Deutsche Reich akut wurde, flammte die Franzosenfreundschaft des bayerischen Adels und des Klerus, geschürt von den Brandreden des Partikularisten Dr. Sigl, wieder auf, so daß die neue deutsche Reichsverfassung im Bayerischen Landtag nur mit einer Stimme Mehrheit durchging. Die Revolution des Jahres 1918 und die Erhebung Eisners zum bayerischen Ministerpräsidenten rückte dann die bayerisch-französische Entente cordiale erneut in den Vordergrund. Eisner, Phantast und Schwärmer, entdeckte alsbald sein föderalistisches und frankophiles Herz und streckte Clémenceau die Hand zur Versöhnung hin. Vielleicht erhoffte er dadurch eine Milderung der Friedensbedingungen für das deutsche Volk, vielleicht dachte er auch an eine Verselbständigung seiner süddeutschen Domäne, an ihre Unabhängigmachung von den ihm unbequem gewordenen Leitern der Reichspolitik in Berlin. Clémenceau aber schwieg und vernichtete dadurch Eisners staatsmännische Stellung. Eisners Tod machte jedoch die französischen Außenpolitiker nachdenklich. Man erkannte, daß man vielleicht am Quai d'Orsay eine Unterlassungssünde begangen hatte, und schickte sich an, der Räterepublik gewisse Konzessionen zu machen. In Bayern aber nahm die Entwicklung seit den Maitagen 1919 einen entschiedenen Kurs nach rechts. In Versailles wurde damals um den Friedensvertrag gestritten. Das hinderte gewisse Vertreter von Grundbesitz und Industrie Bayerns nicht, im besetzten Gebiet mit den französischen Militärs zu verhandeln, um unter der Vorspiegelung einer Trennung des deutschen Südens vom Norden zu versuchen, Vorteile für Süddeutschland herauszuschlagen. Die »bolschewistische Gefahr« wurde

als zugkräftiges Argument gebraucht. Man hörte die Abgesandten der bayerischen Separationsbewegung in Wiesbaden und Mainz ruhig an. Konzessionen für »antibolschewistische« Wehrverbände rückten in den Bereich der Möglichkeit. Welcher Art jedoch die Versprechungen von bayerischer Seite als Dank dafür waren, ist bisher nicht bekannt geworden.

Der Kapp-Putsch hat in Deutschland eine merkwürdige Entwicklung eingeleitet. Im Norden des Reiches hat der Zusammenbruch der Bewegung durch die entschlossene Haltung der Arbeiterschaft, des demokratischen Bürgertums und eines wesentlichen Teiles der Beamtenschaft das Prestige der demokratischen Republik gestärkt; nur in Bayern, wo der Putsch ganz lautlos vor sich gegangen war, hat er einen gewissen Erfolg gehabt und die Rückentwicklung von der Demokratie zum monarchistischen Obrigkeitsstaat gefördert. Kabinettschef im damaligen französischen Außenministerium war Paléologue, der frühere langjährige Leiter der französischen Gesandtschaft in Petersburg. Er war Royalist und persönlicher Freund der antibolschewistischen Generäle, somit ein geschworener Feind des Bolschewismus und stiller Verbündeter aller Bestrebungen, die sich gegen Räterußland kehrten. Paléologue ist es auch, der für die neueste französische Politik in Bayern verantwortlich zu machen ist. Er trat in nähere Fühlung mit den bayerischen Separatisten und begann die von diesen eingeleitete monarchistische Bewegung auszunutzen. Von bayerischer Seite aus wurde ihm immer wieder das rote Tuch der bolschewistischen Gefahr vor Augen gehalten und zugleich die Schwächung des Deutschen Reiches durch eine bayerische Separation in Aussicht gestellt. Er schickte den Baron de Dard als Gesandten nach München und stattete ihn mit großen Vollmachten aus. In München aber war man jetzt nicht nur gut deutsch, sondern sogar alldeutsch gesinnt. Das Entgegenkommen Frankreichs nahm man gern an, hütete sich aber wohl, die Geschäfte Frankreichs zu besorgen. Man arbeitete in Bayern mit ausländischer Hilfe für den Sturz der Demokratie und Republik und für die Restauration des Obrigkeitsstaats — zunächst in Bayern selbst, dann im Reich.

So stand Bayern im Sommer und im Herbst 1920 vor einer Lostrennung vom Reich, und zwar nicht, weil die Franzosen es wollten, sondern weil die Staatsstreichversuche der deutschen und bayerischen Reaktionäre diesen Zweck der Zerreißung Deutschlands im Auge hatten. Frankreich seinerseits glaubte mit dieser Politik seinen eigenen Vorteil zu fördern. Darin hat es sich getäuscht, der deutschen Demokratie aber einen ungeheuren Schaden zugefügt. Das Werkzeug des Münchener Gesandten Baron de Dard war der unreife, psychopathische Freiherr v. Leoprechting, der diesem Denkschrift über Denkschrift betreffs der Leichtigkeit der Lostrennung Bayerns vom Reich lieferte und die Kluft zwischen Reichs- und Landesregierung durch dunkle Intrigen und raffinierte Brunnenvergiftung erweiterte. Er wurde zum willenlosen, unselbständigen Instrument in den Händen des französischen Gesandten.

Auch andere bayerische Führer sollen zu Baron de Dard in Beziehung gestanden haben. Die »Münchener Post« veröffentlichte im April 1922 unwidersprochen Dokumente, welche allerlei Beziehungen Dr. Heims und seiner Helfershelfer, vor allem des Führers der bayerischen Königspartei, des Grafen Bothmer, zu den Generälen und Bevollmächtigten der französischen Besatzungsarmee im Rheinland enthüllten. Auch Kahr soll über die Loslösung Bayerns mit Dard verhandelt haben. Er war aber so vorsichtig, sich auf keine schriftliche Fixierung einzulassen. Dagegen besteht angeblich über die Verhandlungen, die Heim geführt hat, ein Protokoll.

Die beständige Versicherung der bayerischen Reichstreue von seiten der Führer der bayerischen Separatistenbewegung ist jedoch keineswegs völlig unehrlich, sie will nur richtig verstanden sein. Zwei Dinge sind in dieser Hinsicht charakteristisch: erstens hat die ganze Bewegung fast nur Hintermänner preußischen Stammes, zweitens ist die nationalistische Welle, ja der Haß gegen Frankreich heute wohl nirgends stärker als in Bayern; aber der zähe Wille, die deutsche Republik zu zer-

chlagen und die alten Dynastien wieder in ihre Rechte einzusetzen, überwuchert lle vernünftigen Überlegungen.

Inzwischen hatte sich in Frankreich die Windrichtung geändert. Moysset trat als Kabinettschef an die Stelle Paléologues. Aber weder die Politik der bayerischen Separatisten noch des französischen Gesandten in Bayern wurde dadurch beeinflußt, und der Rücktritt Millerands und dessen Ersatz durch Poincaré war nicht geeignet, den dunklen Machenschaften zwischen Paris und München ein Ende zu machen.

Der Leoprechting-Prozeß hat einen Teil der im geheimen gesponnenen Fäden aufgedeckt, doch darf man sich nicht durch die pathetischen Versicherungen der bayerischen Rechtspresse und ihr Bekenntnis zum Reich anläßlich dieses Prozesses täuschen lassen. Man brauchte in München ein Opfer, um es der Reichsregierung hinzuwerfen und um die Öffentlichkeit zu blenden. Dieses Opfer war Herr v. Leoprechting.

Gustav Frenssens neues Buch

Von J. Kliche

Im neunundfünfzigsten Jahre seine still-geruhsamen Lebens zog Gustav Frenssen, der Holsteiner, übers Weltmeer, um drüben den einstigen Landsleuten und ihren Freunden von heimatlicher deutscher Art und deutschem Wesen zu sprechen. Nicht mit lauter, marktschreierischer Gebärde, wie es so viele andere getan haben. Kein geschäftsgerissener Impresario bellte in sieben abgestuften Tonarten durch die Gassen, und die stets überfallbereiten Photographen konnten ihre Kodaks zu Hause lassen. Fernab von allem Gemachten, Stutzerhaften ist Frenssen ein still lebender Mann, dem sein Schaffen Herzenssache ist, und hätte nicht soziale Karitas gerufen, er wäre sicher nicht ins neue Land jenseits des At gefahren. So aber tat er es. Ging, um den Dank für die den deutschen Kindern erwiesene Liebe auszusprechen und um aufs neue an mildtätige Quäkerherzen zu appellieren.

Gustav Frenssens Welt ist nicht die des kämpfenden, mit tausend Tagessorgen belasteten Proletariers. Seine schöngekleideten Prosabände atmen nicht lodernden sozialen Zeitgehalt. Aber wenn sein »Hilligenlei«, seine »Drei Getreuen« und sein (vor zwanzig Jahren literarisches Ereignis gewesener) »Jörn Uhl« auch nicht Breviere für Arbeiterstuben sind, das Verständnis für das Schaffen des Mannes blieb auch dort nicht aus, und mancher Gruß flog dem Erfolgreichen auch aus diesen Bezirken zu.

Zudem: Was man auch gegen die »Jörn-Uhl«-Mode und die künstlerischen Schwächen einzelner seiner Bücher einwenden mag: seinen aufrichtigen, ehrlichen Charakter hat der Autor stets bewiesen. Die Sargschiffsgeschichte von dem »Untergang der Anna Hollmann« sprach eine kantige Sprache, nicht minder »Peter Moors Fahrt nach Südwest«. Dort eine wuchtige Reeder-Anklage aus todgeängstigtem Mund im sturmzerrissenen Golf von Biskaya, hier eine realistische Darstellung des Hererokriegs mit den Schrecken grausamster Menschenvernichtung in dem heißen, zeugenlosen afrikanischen Busch. Beide Bücher Dokumente aus einer Zeit des egoistischen Kapitalismus und des seelenlosen Imperialismus — seelische Empfindungen, herauswachsend aus zeitlichen Vorkommnissen sehr realer Art, ohne Wortprunk schlicht erzählt und einfach gestaltet, doch mit starken, herzpackenden Momenten durchsetzt.

Der innerdeutschen Zeitstimmung huldigt Frenssen in zweien seiner jüngsten Bücher, den Romanen »Die Brüder« und »Der Pastor von Poggsee«. Das erstgenannte, vor fünf Jahren herausgebrachte Buch war kein Ereignis. Es lag zwischen den Zeiten, gab Menschenleid in verschiedenerlei Gestalt und blieb eines unter vielen. Sensationelles Ereignis ist freilich auch der »Pastor von Poggsee« nicht, und ein »Jörn-Uhl«-Erfolg wird ihm kaum beschert sein. Dennoch ist das unlängst bei G. Grote in Berlin erschienene, über 600 Seiten starke Buch weiter Be-

achtung wert, ja ich stehe nicht an, zu sagen, daß es mir neben dem letzten zweibändigen Roman der Viebig die wesentlichste belletristische Neuerscheinung zeitaktuellen Charakters zu sein scheint. An Hand des Wirkens und der Erlebnisse eines holsteinischen Landpastors ziehen Vorkriegsjahre, Krieg, Revolution und neueste Gegenwart am Leser vorüber. Gewiß nicht weitausholend, wuchtig, zeitmalend, zeitgestaltend, aber doch die Not der Jahre ans Herz greifend widerspiegelnd. Zudem steckt viel Liebe, viel Glaube und viel Hoffnung in dem Buche, das keinesfalls den Leser lediglich mit dem Heilserum der Kirchenreligion abspeist. Über Frenssens lange zurückliegendes pastorliches Wirken ist mir nichts bekannt — der »Jörn-Uhl«-Erfolg gestattete diesem schon vor zwanzig Jahren, sich abseits von Gescheitelten und Geschorenen zu setzen — aber so, wie den Träger dieses neuen Romans, den Pastor Adam Barsood, würde ich mir, wenn ich gottes- und kirchengläubig wäre, den Pastor wünschen. So gut, so volkstümlich und leib- und seelsorgend. So mit beiden Füßen im Leben stehend, holzschnittwuchtig und frisch in Welt und Zeit schauend.

In einem seiner früheren Bücher, den Erlebnisse und Bekenntnisse gebenden »Grübeleien«, sagt Frenssen einmal: »Ich glaube, daß meine Erzählungen alle so entstanden sind, daß irgendein ungerechter Zustand mich quälte; ich habe immer aus irgendeiner Not, einem Zorn heraus geschrieben.« So scheint es auch bei dem vorliegenden Roman zu sein. Es ist die allgemeine deutsche Not, die aus dem Buche spricht. Frenssen findet offene, klare Worte über die mancherlei Irrtümer politischer und gesellschaftlicher Art, die bei uns diesem Kriege vorangingen, und klar sagt er es allen denen, die ihn hören wollen: weniger himmelwärts wohnender Christus, sondern mehr diesseitiger Goethe; nicht mißmutig oder trotzig beiseite stehen in der Erinnerung an das Gewesene, vielmehr auf dem »Stück Papier von Weimar«, der neuen Verfassung, wirken und bauen. So soll es sein.

Dergleichen Sinnesart verdrießt natürlich manchen Hakenkreuzler. Und Adolf Bartels, Deutschlands antisemitischer Literaturpapst, hat bereits in der »Kreuz-Zeitung« den völkischen Bannfluch gegen den »Poggsee«-Dichter geschleudert: »Gefährlich wird Frenssen dadurch, daß er seine gänzlich unhaltbaren sittlichen, religiösen und politischen Anschauungen in seinen Roman hineinträgt. Vom Christentum kann bei ihm nicht mehr die Rede sein!« Freilich nicht vom Christentum der Deutschvölkischen.

Frenssen ist kein Sozialdemokrat, auch nicht einmal Pazifist. Der zukunfthoffende nationale Gedanke ist in den Schlußkapiteln des Romans stark in den Vordergrund gestellt. Dennoch auch von unserem Standpunkt: ein beachtenswertes lebendiges Buch; ein Buch, gezimmert aus viel politischer Einsicht und aus starkem Glauben.

Literarische Rundschau

G. Bourgin, **Die Französische Revolution.** (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung, herausgegeben von Ludo Hartmann, 7. Band, 1. Halbband.) Stuttgart und Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. 267 S. Großoktav. Preis broschiert 80 Mark.

Der Pariser Historiker, dessen Arbeit Dr. L. Singer übersetzte, ist allgemein bekannt, und seine Darstellung schließt sich dem Gesamtplan des Werkes durchaus an. Auch hier wird das Schwergewicht (fast zu sehr!) auf die Massenerscheinungen gelegt, innerpolitische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse werden mit Ausführlichkeit und Liebe dargestellt. Nach Vorführung der Ursachen der großen Revolution werden die Vorgänge von den Wahlen zu den Generalständen an bis auf die Zeit des Direktoriums und des beginnenden Einflusses Bonapartes, besonders in Paris, geschildert. Hierauf folgt die Darstellung der Revolution im Lande, die, wie sie zum Teil andere Ursachen hatte wie die städtische, auch einen anderen Verlauf nahm. In besonderen Kapiteln werden dann die wirtschaftliche und gesellschaftliche

ntwicklung Frankreichs während des gegebenen Zeitraums, die Rechtsbildung nd die neuen großen staatlichen Einrichtungen gegeben, das Kultuswesen in sei- er grundstürzenden, aber nicht vorhaltenden Umgestaltung betrachtet sowie die lusbreitung der Revolution auf dem Kontinent dargestellt.

Alle Lehren der Revolution können hier, selbst in kürzester Form, nicht vor- eführt werden; nur das glauben wir aus der Darstellung hervorheben zu müssen, aß sich unwiderleglich zeigt, wie alle wirtschaftliche Not vor und noch während er Revolution in Frankreich durch das unbeschränkte Eigentumsrecht, hauptsäch- ch am ländlichen Besitz, herbeigeführt wurde — nicht nur seitens der Seigneurs, ndern auch seitens der späteren kleinen und großen Eigentümer. Der Eigennutz ihrte in der Denkweise des Mittelstandes nach dessen politisch-wirtschaftlichen rfolgen eine vollständige Umwandlung herbei. Die Gleichheitsforderung wurde zur orderung der Freiheit des Besitzes. Auf dem Lande wurden die Gemeindelände- eien zugunsten der Bauern aufgeteilt; die Taglöhner gingen leer aus; es wurde odesstrafe auf die Einbringung eines »Ackergesetzes« (das eine gerechtere Ver- ilung des Grundbesitzes herbeiführen sollte) gesetzt; die Vereinigungen der länd- chen Arbeiter wurden verboten, ebenso ihre einfachen Genossenschaften, in denen e ihre Pfennige zusammenlegten, um bei den Landverkäufen wenigstens gemein- m ein kleines Stückchen Boden zu erstehen. Wie die Bürger der Städte die roßenteils noch rohen und unorganisierten, aber enthusiastischen Arbeiter, die nen stets die Kastanien aus dem Feuer geholt, um die Früchte ihrer Hilfeleistung rachten, sie unterdrückten und am Vorschreiten hinderten, ihre Vereinigungen erboten usw., ist bekannter, wenn auch noch nicht bekannt genug; weniger, daß lbst die radikalste Behörde, der Pariser Gemeinderat, sich gegen die Arbeiter ehrte und daß Robespierre (ein blutdürstiger Kleinbürger und Gewaltmensch, wie im Buche steht) fiel, weil er kein Verständnis für die Bedürfnisse des niederen olkes zeigte und dieses sich endlich von ihm abwandte.

Auch aus der Assignatenwirtschaft, die unserem heutigen Papiergeldrummel in ielen Beziehungen ähnlich ist, dürfte für die Gegenwart manches zu lernen sein, esgleichen vom Zustand des durch die bürgerliche »Freiheit« zerrütteten Schul- esens. Eines haben wir freilich zu bemängeln, nämlich, daß man das Werk nicht it Nutzen studieren kann, wenn man nicht vorher schon den Einzelgang der Re- olutionstatsachen aus einer anderen Darstellung kennt. Auf seinen Landsleuten hr gut bekannte Einzelheiten hat der französische Verfasser allzu wenig Wert elegt, selbst bedeutende, zum Beispiel der 10. August, das Blutbad auf dem Mars- eld usw., werden nur beiläufig erwähnt. Wenn bei einer Neuauflage dieses unktes wegen nicht eine ergänzende Textrevision eintritt, müssen unbedingt eine lnzahl Noten beigefügt werden, die aber etwas ausführlicher ausfallen müssen als as halbe Dutzend, die der Übersetzer gibt. Auch das Durcheinander von christlicher nd revolutionärer Datierung, die aufzulösen dem geborenen Franzosen nicht hwierig sein wird, stört in der Übersetzung. Es sollte überall die noch jetzt gang- are Zeitrechnung angewendet und nur bei den bekanntesten und wichtigsten Vor- ängen die bald verschwundene revolutionäre in Klammern hinzugesetzt werden.

Der zweite Teil des 7. Bandes, desselben Verfassers »Napoleon«, soll in Kürze lgen, ebenso der noch fehlende 6. Band, Kasers »Neuzeit bis 1789«. B. S.

---

r. Enoch Zander, **Die Wunder des Meeres.** Bücherei der Volkshochschule, 19. Band. Bielefeld und Leipzig 1921, Velhagen & Klasing. 134 Seiten.

Der ungeheure Reichtum des Meeres an tierischen Bewohnern und die ver- ickelten Lebensbedingungen, unter denen diese leben, machen das Studium dieser ebewelt zu einer der interessantesten naturwissenschaftlichen Aufgaben. Noch sind ie Tiefen des Meeres nicht erforscht, und niemand weiß, welchen Reichtum sie ergen. Ungeahnte Möglichkeiten tun sich hier auf. Zanders Schrift gibt natürlich ein vollständiges Verzeichnis der im Meere lebenden bekannten Tiere. Das ist

nicht zu bedauern, denn dadurch wäre der zur Verfügung stehende Raum nur mit unnötigem Ballast, mit Fremdwörtern und Erklärungen beschwert worden. Sie leuchtet aber in eine Reihe der verwickeltsten Probleme hinein, und die freie, verständliche Darstellungsweise erweckt ein lebhaftes Interesse für die behandelten Fragen. E. W. Neumann

---

Dr. Alexander Szana, **Länder- und Völkerkunde Jugoslawiens.** Heidelberg, Julius Groos. 176 Seiten.

Herm. Wendel, **Von Belgrad bis Buccari.** Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien. Frankfurt am Mein, Frankfurter Sozietätsdruckerei. 144 Seiten. Preis geheftet 40 Mark, in Halbleinen 60 Mark. Vorzugsausgabe 100 Mark.

Das große Südslawenreich, das nach dem Weltkrieg im Südosten Europas erstanden ist und sich von den Osttälern der Alpen bis hinunter zum Balkangebirge erstreckt, ist keine willkürliche Kriegsschöpfung. Die ganze Kultur dieses Gebiets, der Menschenschlag, seine Sprache bildeten — ziemlich seit den auf die Völkerwanderung folgenden Jahrhunderten — eine Einheit. Und auch im neuen Europa wird dieser Staat sowohl wirtschaftlich wie auch kulturell eine nicht unbedeutsame Rolle spielen. Eine Mittlerrolle wird es sein zwischen Morgenland und Abendland. Diese Bedeutung zeitig erkannt und zeitgemäß erörtert zu haben, darf als ein Verdienst der beiden vorliegenden Bücher gewertet werden.

Dr. Szanas Buch ist eine populär gehaltene wissenschaftliche Arbeit. Ein knapper, von reicher Belesenheit zeugender geschichtlicher Rückblick wird gegeben; ausführlich werden die vier Jahrhunderte der Türkenherrschaft behandelt, weil gerade diese Jahrhunderte den Kampf um die nationale Einheit aller Südslawen vorbereiteten. Auch der Landeskunde, der Volkskunde und der kulturellen Entwicklung der Teilstaaten des neuen Reiches sind lesenswerte Kapitel gewidmet. Ein breit ausgearbeiteter Anhang präsentiert wirtschaftsstatistische Tabellen, die dem deutschen Handel manchen beachtenswerten Fingerzeig geben. Wer sich eingehender mit den einzelnen Gebietsteilen Jugoslawiens beschäftigen will, für den wird das reiche Verzeichnis der einschlägigen Literatur manchen guten Hinweis haben.

Mehr eine journalistische Arbeit kann das verdienstvolle Buch unseres Genossen Hermann Wendel genannt werden, den ja sein Weg nicht zum ersten Male in die Gebiete Jugoslawiens geführt hat. Hier spricht nur der unmittelbar gewonnene Eindruck zum Leser. Alles sprüht von Frische, Farbigkeit und Leben. Ganz unmittelbar werden uns Land und Leute vor Augen geführt. Und wir bekommen nicht wenig zu sehen: in Belgrad beginnt die Reise. Im Automobil jagen wir über Obrenovac, Valjewo, Usize nach Visagrad. Hier besteigen wir mit dem Autor einen Zug der ehemaligen bosnischen Bahn, schauen uns in Serajewo, Mostar und Gravosa um. Der Dampfer trägt uns nach Ragusa und Cattaro. Die Serpentinen des Lovcen hinauf geht es nach Cetinje, der ehemaligen Hauptstadt Montenegros. Von Cattaro ab durchfurcht wieder ein Dampfschiff die blaue Adriaflut. In Spalato und Sebenico wird angelegt; Buccari ist Endstation. Eine bunte Märchenwelt stürmt auf uns ein: Morgenland und Abendland, Südslawentum, Türkentum, Italienertum. Hier und da wird unser Verstehen durch Einflechten einer geschichtlichen oder kulturhistorischen Reminiszenz geschärft. Streiflichter volkswirtschaftlicher oder allgemein-kultureller Art vertiefen den Eindruck. Dazu kommt eine stattliche Anzahl prächtig wirkender Tiefdruckbilder. Wort und Bild unterstützen einander, ergänzen sich gegenseitig. Und schließlich: wer das eine der beiden Bücher mit Genuß und Erfolg lesen will, darf auch das andere nicht liegen lassen. Denn immerhin verdient es Beachtung, daß in der gegenwärtigen Notlage deutscher graphischer Erzeugnisse gerade zwei Bücher zugleich auf den Markt kommen, die beide — wenn auch jedes in anderer Weise — das gleiche Thema behandeln. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19 | Ausgegeben am 4. August 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur politischen Entwicklung des selbständigen Finnland

Von Wilhelm Grotkopp (Kiel)

I

In ihrer Entwicklung stark vom russischen Zarenregiment behindert, sind die finnländischen Arbeiter zu glühenden Vorkämpfern nationaler Freiheit und Demokratie geworden. Ihre Partei, die in der Revolutionszeit 1904/06 begeistert zur Verteidigung der Volksrechte auf die Straße trat, wurde allmählich zu einer kleinbürgerlichen Reformpartei, die im Landtag die Forderungen der hauptsächlich durch den Wahlkampf gewonnenen Mitglieder vertrat und die versuchte, im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung ihre Forderungen durchzudrücken. Das Ziel wurde im wesentlichen ein staatspolitisches: die Schaffung eines freien, vom Volke beherrschten unabhängigen Staates. Im Besitz dieser Grundlage sollte dann der Kampf um die letzten Ziele im Rahmen einer demokratischen Staatsordnung ausgefochten werden. Das erste große Ziel wurde im Sommer 1916 erreicht: die Partei bekam im Landtag die absolute Mehrheit. Aber nicht der Landtag, sondern der Zar herrschte, und dieser berief den roten Landtag nicht ein. Das zweite große Ziel, die Schaffung eines unabhängigen Staates, schien nach Ausbruch der Revolution in Rußland erreicht: die Sozialdemokraten bildeten mit allen Parteien eine nationale Einheitsregierung unter Tokois Führung.

Die Ideensphäre, in der sich die Partei um 1917 bewegte, war demokratisch und patriotisch, nur dann und wann trat in den Reden und Aufrufen der proletarische Gesichtspunkt scharf hervor. Mit aller Kraft setzte sich die Partei dafür ein, das Machtgesetz, durch das die Legislative an den Landtag und die Exekutive an den Senat übergehen sollte, durchzudrücken. Sie machte von der Annahme des Gesetzes ihr Verbleiben in der Regierung abhängig. Falls es abgelehnt werden sollte, wollte sie an das Volk appellieren oder gar zu außerparlamentarischen Mitteln greifen. Das Gesetz wurde mit der notwendigen Mehrheit angenommen, und begeistert stimmten die Arbeiterführer ein in das Hoch auf das freie Finnland. Aber die noch in Finnland herrschende russische Regierung, deren Haltung während der Verhandlungen sehr zweifelhaft gewesen war, widersetzte sich, löste den Landtag auf und schrieb Neuwahlen aus.

Die Finnländer mußten sich fügen, und die Partei zog ihre Vertreter aus der Regierung zurück. Der Weg, den die Partei in dieser Zeit beschritt, war der, den die deutsche Partei in Görlitz zu dem ihrigen gemacht hat. In dieser sicherlich auch für Finnland sehr vorteilhaften Entwicklung wurde sie gehemmt durch die kurzsichtige Politik Rußlands und, wie wir weiter sehen werden, die der Mehrheit des finnländischen Bürgertums, das kaum versuchte, den hervortretenden Gegensatz zwischen Arbeiterklasse und Bürger-

tum zu überbrücken. Das Ergebnis der neuen, unter der Parole »Hie Bürgertum, hie Sozialismus« geführten Wahlen vom November 1917 war eine absolute bürgerliche Mehrheit. Bei der Frage der Regierungsbildung siegte die Ansicht des rechtsstehenden Bürgertums, das nicht nur ohne, sondern auch gegen die Sozialdemokratie regieren wollte.

Welches waren nun die Ursachen, die im Verlaufe eines Vierteljahres zum blutigen Bürgerkrieg führten? Zunächst muß man der Partei Unklarheit und den Führern Unentschlossenheit vorwerfen. Seitdem sie im Landtag saß, kämpften zwei Seelen in ihr. Praktisch war sie in ihren Arbeiten die Partei der Sozialreform, ja nahezu eine kleinbürgerlich-demokratische Partei, der sich deswegen auch immer mehr Schichten des Kleinbürgertums anschlossen, andererseits standen die Theoretiker links, und die Agitation war teilweise revolutionär.

Klar zeigte sich dieser Gegensatz im Sommer 1917. Den Taten der Fraktion standen die U. S. P.-artigen Beschlüsse des Parteitags schroff gegenüber. Man wollte eine große Partei schaffen und in Finnland herrschen, war aber nicht in der Lage, Klarheit und Einheit in die eigene Partei zu bringen. Die Massen hofften auf die Erfolge der Parlamentsarbeit und standen doch andererseits unter dem Einfluß unklarer revolutionärer Phrasen. Von einer eigentlichen Schulung der Parteimitglieder konnte nicht gesprochen werden. Als die russische Revolution eintrat, verfielen daher die Massen in eine Revolutionsschwärmerei. Bei außerparlamentarischen Aktionen fehlte jede Parteidisziplin, Krawalle entstanden, Lebensmittel wurden »expropriiert«, Verhaftungen von bürgerlichen Führern wurden als »Sport« betrieben. Die Führer standen machtlos da. Wenn auch noch auf dem Parteitag im November 1917 erklärt wurde, daß Revolutionen nur berechtigt seien, wenn sie unvermeidlich wären, wenn auch damals die Führer sich noch gegen die Massen zu stemmen versuchten, so verfielen sie doch bald in einen verhängnisvollen Fatalismus. Die Massenbewegung lasse sich, hieß es, nicht kommandieren. Die Entwicklung zeigt deutlich, wie die Führer immer mehr zu Geführten wurden. Schon als das Durchkommen des Machtgesetzes zweifelhaft war, verlangten die Arbeiter, die kein Vertrauen mehr zu parlamentarischen Arbeiten hatten, energisch nach außerparlamentarischen Aktionen. Diese Forderung wurde immer lauter erhoben, je unsicherer sich die Resultate der parlamentarischen Arbeit zeigten und je mehr die Lebensmittelknappheit, die weit stärker war als die in Deutschland, zunahm.

Die Lage spitzte sich zu, im November 1917 brach ein Generalstreik aus, die Revolution schien bevorzustehen. Die Partei wich aber aus, da sie glaubte, im Parlament den bisherigen demokratischen Gewinn besser schützen zu können. Man sagte: Kommt die Revolution, dann kommt sie, wir wollen wenigstens nicht anfangen. Die Beschlüsse im November 1917 wurden unter Einwirkung von Deputationen der Roten Garde gefaßt, die allmählich die ganze Partei terrorisierte. Nun wurde es einigen doch zu toll. In den Sitzungen gab es meist zwei Gruppen: die Rechte und die Linke. Aber beiden stand die Einigkeit der Partei am höchsten, und in der Folgezeit zeigte sich die verhängnisvolle Wirkung dieser Neigung: die Einigkeit über die Einsicht und Einheit zu stellen. Die Massen verloren das Vertrauen, und

nach der Einstellung des Generalstreiks gaben sie die Parole aus: Die Führer haben uns verraten, die Revolution wird fortgesetzt. Die Bürgerlichen versuchten das von den Arbeitern Gewonnene anzutasten, wie den Achtstundentag, die Kommunalreform. Die Arbeiter wurden in die Defensive gedrängt, und nun zeigte sich, daß die »einige« Partei zu jeder energischen Handlung unfähig war, sowohl zur parlamentarischen wie zur außerparlamentarischen.

Andererseits eine unglaublich kurzsichtige Politik auf seiten der Bürgerlichen, die, sobald sie die Mehrheit im Landtag hatten, den Scharfmacher hervorkehrten, die sozialen Reformen über Bord warfen und in dem im Dezember 1917 selbständig gewordenen Finnland nun diejenige Partei ausschalten wollten, die ihre ganze Kraft im Sommer für ein freies Finnland eingesetzt hatte. Eine etwas vernünftigere Politik auf seiten der Bürgerlichen hätte die Revolution wahrscheinlich umgehen können. Die von ihnen getriebene Politik erhöhte aber natürlich die Erregung auf seiten der Arbeiter und trieb Ende Januar 1918 diese zur Verteidigung auf die Straße. Die Revolution war da und nahm einen Verlauf, wie er nicht anders zu erwarten war. Die Arbeiter gingen aus der Defensive in die Offensive über, die Führung riß die Rote Garde an sich. Doch wenn auch die Führung in radikale Hände kam, zumal die Rechtsstehenden sich zurückzogen, kann doch die Revolution nicht als bolschewistisch bezeichnet werden. Von bolschewistischen Ideen und einer geistigen Beeinflussung von seiten Rußlands kann nicht gesprochen werden. Rußland lieferte nur eines: seine noch in Finnland weilenden abenteuerlustigen Truppen, wie Deutschland durch seine Soldaten die »Weißen« unterstützte. Auf seiten der Roten siegten und herrschten die Ideen des sozialistischen Zentrums — soweit nicht der Terror der Roten Garde (die durch eine Revolution innerhalb der Partei die Revolution wesentlich gefördert hatte) ruhige Beschlüsse unmöglich machte. Das Volkskommissariat schlug eine rein demokratische Verfassung vor, die die Möglichkeit geben sollte, auf parlamentarischem Wege den Sozialismus zu erreichen. Kaum einer dachte an die Diktatur.

Die Revolution brach in sich zusammen, und nun verloren auf seiten der bürgerlichen Sieger scheinbar alle die Vernunft. Der Herrschaft des sozialistischen Militarismus folgte die des bürgerlichen. Dem roten Terror folgte der weiße. Der Arbeiter war zeitweilig vogelfrei; Gesetzlichkeit gab es nicht. Im Landtag saß nur noch ein Sozialdemokrat. Und in diesem Landtag herrschte die Rachgier der Reaktion. Als dann jedoch Deutschlands Armeen zurückfluteten und der gewählte deutsche Fürst auf seine Königswürde verzichtete, atmete auch hier die Demokratie wieder auf. Auf beiden Seiten kehrte die Vernunft zurück.

Die Führer der Revolution, wie Kuusinen, Manner, Sirola, flohen nach Rußland, und hier »ging ihnen das Licht auf über den wahren Marxismus«. Der Verfassung, an der sie mitgearbeitet hatten, warfen sie den demokratischen Grundgedanken vor. Die Revolution war ihnen mit einem Male zu bürgerlich gewesen. Für sie gab es nur noch eins: Diktatur des Proletariats. Ihre Schriften zeigen deutlich, daß sie erst als Emigranten in Petersburg Bolschewiki wurden. Nur einer blieb seinen demokratischen Ideen treu und kämpfte unter englischer Flagge gegen die Bol-

schewiki: Tokoi. Als sein Vaterland sich weigerte, ihn aufzunehmen, trieb die Abenteuerlust diesen Arbeiterführer nach Kanada, wo er, Finnlands früherer Regierungschef, heute als Holzarbeiter sein Leben fristet.

Die in dem Lande zurückgebliebenen Führer kamen erfreulicherweise bald zur Einsicht. K. H. Wiik analysierte in einer beachtenswerten Broschüre Ursachen und Verlauf der Revolution, die Partei nahm gegen die Irrlehren auf dem Kongreß Ende Dezember 1918 entschieden Stellung. Als phantastisch verwarf sie in der Resolution zur Taktikfrage die Ansicht, sich der Staatsgewalt unter wirtschaftlich ganz unentwickelten Verhältnissen mit Gewalt bemächtigen zu können. Sie forderte vielmehr die Mitglieder auf, »sich überall zu organisieren, um im Geiste des internationalen Sozialismus mit Erfolg den Klassenkampf zu führen, dessen Ziel darin besteht, schon jetzt in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung so wirksam wie möglich die Rechte der Arbeiterklasse zu behüten, auszudehnen und die Entwicklung zu beschleunigen, die zur Erreichung des Endziels führt«. Mitglieder, die anderer Grundauffassung sind, können ausgeschlossen werden. Also schon gut ein halbes Jahr nach Beendigung der Revolution hatte die Partei nach teuer bezahlten Irrungen den Weg zurückgefunden zu der bis 1917 in ihren praktischen Handlungen gezeigten Einstellung.

Ein Jahr später nahm sie auf dem Kongreß in Helsingfors auch Stellung zu der Frage des Eintritts in die Regierung. Für die vorgeschlagene Resolution: »Die Sozialdemokraten lassen sich nicht in einer bürgerlichen Regierung vertreten, außer wenn es durch Umstände unbedingt erforderlich erscheint, so um einen Krieg zu verhindern, Frieden zu schließen oder einer Reaktion vorzubeugen, die einen Krieg hervorrufen, die Bürgerrechte einschränken und die Organisationstätigkeit der Arbeiter verhindern könnte. In solchen Fällen dürfen Mitglieder der Partei in die Regierung eintreten, um bestimmte Aufgaben zu erfüllen, vorausgesetzt, daß ein Parteitag oder die Partei durch eine Abstimmung diesen Schritt billigt«, stimmten 98, dagegen 39 Vertreter.

Erfreulicherweise kehrte aber auch das Bürgertum nach dem Ausbruch der mitteleuropäischen Revolution zur Vernunft zurück. Ende 1918 konnte schon wieder ein sozialistischer Parteitag stattfinden, Zeitungen konnten wieder erscheinen, Versammlungen abgehalten werden, ja schon im Revolutionsjahr wurde die erste partielle Amnestie gewährt und Todesurteile seitdem nicht mehr vollstreckt. Im Anfang des neuen Jahres sahen dann auch die Bürgerlichen ein, daß sie nicht mehr mit dem von den Sozialisten »befreiten« Rumpfparlament regieren konnten, und schrieben deswegen Neuwahlen aus. *Der erste Wahlkampf war eine glänzende Schlacht für die geknechtete Arbeiterklasse*, die von 200 Mandaten 80 eroberte. Zwei der Gewählten bildeten darauf eine kommunistische Fraktion.

Bei den bürgerlichen Parteien zeigte sich zunächst die nationale Spaltung in Schweden und Finnen. Das wesentliche Interesse der *schwedischen Partei*, die 22 Sitze erlangte, erstreckte sich auf die Erhaltung der Kultur und Sprache der nationalen Minderheit. In anderen Fragen der Innenpolitik sowie der Außenpolitik genossen die Mitglieder weitestgehende Entschlußfreiheit; mit geringen Ausnahmen, wie dem Abgeordneten Schaumann, standen aber alle weit rechts und auf monarchistischer

Grundlage. Die finnische Rechte unter Führung von Professor Erich eroberte 1919 ebenso viele Mandate, während die Fortschrittspartei 26 Abgeordnete in den Reichstag entsandte. Stark demokratisch eingestellt ist ebenfalls die stärkste bürgerliche Partei, die Agrarpartei, die es auf 42 Abgeordnete brachte. Das demokratische Bürgertum überwog also. Seit dieser Zeit hat sich Finnland frei gemacht von dem Ruhme, mit Ungarn zusammen den Hort der Reaktion zu bilden; ein wahrhaft demokratisch eingestelltes Bürgertum bestimmte immer mehr den Gang der Politik. Für die Arbeiterschaft ging es wieder vorwärts auf dem Wege der Demokratie. Mit Recht konnte Finnlands Ministerpräsident vor einem Jahre in einem Interview darauf hinweisen, daß kaum in einem Lande in so starkem Maße sozialer Friede herrsche wie in Finnland. (Schluß folgt)

Oswald Spenglers zweiter Band

Von Dr. Siegfried March

Das Aufsehen, das Spenglers »Untergang des Abendlandes« bei seinem Erscheinen erregte, wird kaum dem jetzt vorliegenden zweiten Bande zuteil werden. Der erste Band wurde zur Sensation, weil er schon durch seinen Titel die aufgewühlte heutige Zeit aufhorchen machte und weil er über diese Wirkung hinaus dem tiefer Eindringenden als eine Art von enzyklopädischer Zusammenfassung der Modeströmungen in der Richtung einer »Philosophie des Lebens« erscheinen mußte. Überdies kam dieser erste Band dem heutigen Bedürfnis nach Universalgeschichte entgegen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Grundgedanken dieses ersten Bandes, der mit Recht einer geschlossenen Ablehnung der Fachmänner der verschiedenen Wissenschaften begegnet ist. Da stand im Mittelpunkt jene Auffassung der Geschichte als eines Schicksalsverlaufs, der im Gegensatz zu dem Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen in der Natur nicht begrifflich und wissenschaftlich, sondern nur durch eine phantasievolle dichterische Einfühlung, durch einen »physiognomischen Takt« zu erfassen sei. Vor dieser Form der Geschichtsbetrachtung löse sich die landläufige Betrachtung der Geschichte als einer einheitlichen ununterbrochenen Reihe, löse sich vor allem das Schema Altertum, Mittelalter, Neuzeit auf, und es träten die Lebensformen der großen Kulturen (ägyptische, arabische, antike, abendländische Kultur in erster Reihe) hervor, die einen in sich abgeschlossenen Lebenslauf des Blühens und Alterns beziehungslos zueinander zu durchmessen haben. Nicht in einem bestimmten Stadium des Fortschritts der einheitlichen Weltgeschichte befänden wir uns gegenwärtig, sondern in einem Zustand des Verfalls der abendländischen Kultur in mechanisierte Zivilisation, die statt Stil nur noch Mode, statt Seele Intellekt und an Stelle des gegliederten Staates nur noch einen über formlose Massen sich erhebenden Cäsarismus hervorzubringen vermöge und daher mit dem wurzellosen Weltstädtertum ihrem Untergang entgegengehe. Der Nachweis dafür sollte durch eine Analogie mit Epochen anderer Kulturen auf derselben Stufe der Entwicklung (insbesondere dem Ausgang der Antike) erbracht werden, sofern bei einem dichterisch-intuitiven Erlebnis der Geschichte überhaupt von »Nachweisen« die Rede sein kann.

Wollte man Spenglers Ausdrucksweise auf seinen jetzt erschienenen zweiten Band anwenden, so könnte man sagen, daß sich seine Gedanken hier bereits im »zivilisatorischen«, nicht mehr im symbolisch-notwendigen Stadium ihrer Entwicklung befinden. Die innere Notwendigkeit dieses zweiten Bandes wird überhaupt nicht deutlich. Er enthält keine Weiterführung, Vertiefung oder schärfere Präzisierung des ersten Bandes. Dessen fertige Gedanken werden nur breit ausgewalzt, in neue terminologische Formen gebracht. Zum Teil verlieren sie sich in Essays ohne jede Ansätze zu einer Systematik, wie sie der erste Band hatte. Nach dessen These nämlich ist im untergehenden Abendland die Philosophie schon eine Weile tot und muß mit der Kunst zusammen der »Morphologie der Weltgeschichte« Platz machen. Unter diesem Namen suchte Spengler sein eigenes wissenschaftliches oder besser: schriftstellerisches Tun zu begreifen und zu rechtfertigen. Auch im zweiten Bande bekundet zwar Spengler fast auf jeder Seite seine Abneigung gegen die Wissenschaft und den theoretischen Menschen wie seine Verehrung für den handelnden Tatsachenmenschen, dies hindert ihn aber nicht, seine breit ausgesponnenen Philosopheme uns in über 600 Seiten darzulegen. Die Eigenart seines zunächst blendenden und fesselnden, auf die Dauer aber abstoßenden Stils tritt dabei noch schärfer hervor: das Arbeiten mit der zugespitzten Antithese nicht zu Ende gedachter, mehr gefühlter als präzis definierter »Begriffe« und ein weitgehender Gebrauch von bestechenden, aber keiner Analyse standhaltenden Analogien.

Dieses Urteil gilt sofort gegenüber der Grundantithese, um die herum das ganze Werk aufgebaut ist: der Gegenüberstellung von »Dasein« und »Wachsein«, von »Kosmos« und »Mikrokosmos«. Sie ist eine terminologische Neuprägung der Antithese von Schicksal und Kausalität und soll dasselbe leisten wie diese, nämlich Leben und Erkennen, oder Eros und Logos, wie man heute sagt, in schroffem Dualismus scheiden. Auf der einen Seite steht alles Fließende, Werdende, Bewegte, der ewige Prozeß des Lebens und der Geschichte, in dem sich alles einzelne in den Zusammenhang eines Ganzen, Universellen, Kosmischen auflöst; auf der anderen das Gewordene als gedanklich festgestelltes Resultat des Werdens, die kleine Welt des wachen, sich gegen eine kosmische Umwelt behauptenden (Hegel nennt dies des »Für-sich-haften«) einzelnen Lebewesens, in höchster Steigerung des denkenden Ichs. Dieser Grundgegensatz, den Spengler mit der ganzen Philosophie des Lebens teilt, erfährt nun bei ihm eine besonders unglückliche Ausgestaltung, wenn er infolge seiner völligen Unbekümmertheit im Gebrauch der eigenen Begriffe, mit dem Gegensatz des handelnden, des realistischen Willensmenschen und des gedanklichen, utopischen Menschen gedeckt werden soll. Das Kosmisch-Daseinshafte wird durch die wurzelhaft und unbeweglich klammernde Pflanze, der Mikrokosmos durch das von der Umwelt gelöste bewegliche Tier symbolisiert. Aber da nun das Handeln wegen seines Gegensatzes gegen das bloße Grübeln von Spengler auf die Daseinsseite gestellt wird, müßte der realistische Willensmensch unter die Kategorie des Pflanzenhaften und Vegetativen subsumiert werden, während er doch immerhin der wachen Beweglichkeit und Aktivität des Tieres näher stände. Ein Handeln ohne »Wachsein« und ein Denken ohne Tätigkeit würden in der Konsequenz der Spenglerschen Antithesen gelegen sein, wenn er überhaupt begriffliche Konsequenzen ausdenken würde. Aber diese unhaltbaren Folgerungen sind

ja nur ein Symptom für die Brüchigkeit der schroffen Entgegensetzung von »Leben« und »Denken«. *Sie bezeichnet die eigentliche Krisis in der Philosophie der Gegenwart*, ja sie ist darüber hinaus tatsächlich ein Verfallssymptom für das heutige Kulturbewußtsein, weit eher als jene von Spengler übertriebenen mechanistischen Tendenzen es sind. Wer an jener starren Entgegensetzung festhält, hat sich eigentlich alle Möglichkeiten des Philosophierens im Ausgangspunkt verbaut. Der Spenglersche Grundsatz »Begriffe töten das Dasein und fälschen das Wachsein« tötet und verfälscht die Philosophie; denn Philosophieren kann eben nur in der denkenden Bewältigung des Lebens und in der Aufhellung der mannigfachen und verwickelten Beziehungen bestehen, die zwischen Gedanken und Tatsachen, dem Erkennen sowie dem Handeln hinüber und herüber spielen. Echtes Philosophieren wird schon in seinem Ausgangspunkt diesen Dualismus aufzuheben sich bemühen, wie dies eine unverlierbare Tendenz des Hegelianismus ist und wie dies auch der Neukantianismus versucht. Spengler aber macht nicht den geringsten Ansatz zu einer Analyse, bei der sich die groben Antithesen seines Ausgangspunktes schrittweise verfeinern und verflüchtigen müßten. Und er kann auch solchen Ansatz gar nicht machen, da er ja jede Analyse als Intellektualismus, als bloß (!) für das Reich der Gedanken und Wahrheiten, nicht der Tatsachen geltend ablehnt.

Unter diesen Gesichtspunkten sind auch von den Prägungen, die den Staatsphilosophen und Politiker bei Spengler besonders interessieren,[1] seine Behandlung der Zusammenhänge von »Rasse«, »Nation« und »Kultur« zu betrachten. Als entschiedener Antidarwinist lehnt Spengler einen naturwissenschaftlich-biologischen Begriff der Rasse ab und sagt in der Polemik gegen die Sicherheit der Kriterien dieses so viel gemißbrauchten Begriffs manches Richtige. Aber ein fest umschriebener Begriff der Rasse wird für ihn nicht wissenschaftliche Aufgabe, vielmehr wird hier jeder Begriffsansatz von ihm *in ein bloß zu erfühlendes Mysterium aufgeweicht*. Rasse wird ihm ein zusammenfassender Ausdruck für die auf dem Daseins- und Schicksalshaften beruhenden Eigenschaften, der Inbegriff alles Unbewußten, im Blute Liegenden, Instinktiven — wobei aber »unbewußt«, »Blut«, »Instinkt« nicht wissenschaftlich geklärt werden dürfen, sondern im poetischen Nebel bleiben müssen. Rasse wird in Spenglers Zusammenhang nur ein anderer Ausdruck für das, was er früher »Stil«, »Urphänomen«, »morphologische Gestalt« nannte. Der naturhafte Gehalt wird aus dem Rassebegriff entfernt und zu einem geschichtlichen Begriff im Sinne der Spenglerschen *mythologischen Geschichte*. Rasse in Spenglers Sinn ist dann etwas ohne verbindende Naturgrundlage in einer Gruppe von Menschen, zum Beispiel durch Kameradschaft zu Züchtendes, aber der Begriff Rasse relativiert sich auch so weit bei ihm, daß jeder einzelne Mensch in jedem Augenblick seines Daseins seine besondere Rasse (Rasse hier eben gleich

[1] Das Werk ist in den untereinander einheitlich zusammenhängenden Teilen staats- und geschichtsphilosophisch orientiert. Aus diesem Rahmen fällt von den fünf Kapiteln »Ursprung und Landschaft«, »Städte und Völker«, »Probleme der arabischen Kultur«, »Der Staat« und »Formen des Wirtschaftslebens« nur der breite Essay über die arabische Kultur heraus. Er soll in diesem Zusammenhang nicht behandelt werden und wird Orientalisten und Theologen genug Anlaß zur Kritik geben.

Stil!) besitzt. Dieser Rasse stellt Spengler die Sprache als etwas Gesetzliches, Gewordenes, Mikrokosmisches, als eine Wachseinsform dem Dasein gegenüber. Der Primat des Geschichtlichen gegenüber der Natur wird auch von Spengler beim Gedanken der Nation durchgeführt, in seinem berechtigten Gehalt aber gerade durch die Beziehung von Nation und Rasse in die Problematik der Spenglerschen Auffassung von Geschichte hineinverwickelt. Spengler will aus dem Begriff der Nation die mehr oder minder naturhaften Merkmale wie gemeinsame Abstammung, gemeinsames Gebiet und Sprache zugunsten eines einzigen entfernen: Nation ist ihm Schicksalsgemeinschaft. »Keine zoologische, keine politische, keine bloß sprachliche, sondern eine seelische Einheit«, beruhend auf dem geschichtlichen Zusammenhang gemeinsamen Durchlebens von Ereignissen, durch die die Völker eigentlich erst geschaffen werden.

Dieser Gedankengang ist gute idealistische Tradition, und es ist eine hübsche, an Hegel erinnernde Formulierung, wenn die Völker als »die sinnbildlichen Formen, in die zusammengefaßt der Mensch der Kulturen sein Schicksal erfüllt«, bezeichnet werden. Ja, über die Formulierungen des Idealismus geht hier Spengler noch hinaus, indem ihm Kultur und Geschichte nicht bloß ratio cognoscendi (Erkenntnisgrund), sondern geradezu ratio essendi (Daseinsgrund) eines Volkes werden, indem er von der natürlichen und politischen Basis (zu Unrecht) bis zum Grade der Bezeichnung von Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaften als Nationen abstrahiert. Aber dieser Vorrang der Kultur und Geschichte über die Natur wird problematisch, wenn sich nun der Begriff der Rasse auch hierbei in den Vordergrund schiebt. Indem der für Spengler so dehnbare Begriff der Rasse als erlebte und gefühlte Schicksalsgemeinschaft auftritt, kann an Stelle der Kultur doch nun wieder die Rasse mit all ihrer biologischen und mythologischen Problematik zur Grundlage der Nation gemacht werden. Dann liegt der Einheit der Nation nicht eine »Idee« (in der Sprache der kritischen Philosophie: die sich geschichtlich realisierenden Kulturwerte), sondern jene Einheit des undefinierbaren »Blutes« zugrunde, dann kann Spengler von allem Nationalen sagen, es sei bis zu dem Grade rassehaft, daß es keine Sprache findet und in allem, was Denken fordert, ungeschickt und hilflos bis zum Verhängnis bleibt. So gehen antinaturalistischer und (freilich ins Mystische transponierter) naturalistischer Begriff der Nation bei ihm durcheinander, so trübt der mythologische Einschlag in seinem Geschichtsgedanken seine idealistische Forderung vom Vorrang des Geschichtlichen über das Naturhafte. Denn tatsächlich arbeitet in seiner Staatsphilosophie, von der schon »Preußentum und Sozialismus« eine Probe gegeben hat, Spengler wesentlich mit diesem problematischen, sich mehr und mehr vergröbernden Rassebegriff. Von diesem aus blieb es ihm vorbehalten, die Staatsphilosophie durch die Einführung grundlegender Begriffe des — Sports zu bereichern. Im staatlichen Leben kommt es darauf an, »in Form«, »in Verfassung« zu sein. Das politisch kulturelle Leben der Völker stellt überhaupt nichts anderes als »Daseinsströme in Form« dar. Nicht irgendeine gesatzte rechtliche Form bedeutet der Staat für nationales Dasein, und beileibe darf die Verfassung nicht ein ideelles, irgendwelche politischen oder grundsätzlichen Rechtsforderungen verwirklichendes Gebilde sein, sondern sie dient als Lebensform nur der Entfaltung höchstmöglicher Leistungsfähigkeit des Volkes. Auch hier führt also die

Spenglersche Erlebnisphilosophie zum Biologosmus älterer Prägung, der die gedanklichen Grundlagen für den Imperialismus abgab, zurück. Von einer solchen Einstellung geht dann auch seine ganze Konstruktion der politischen Geschichte aus. In allen Kulturen ständen sich zwei »Urstände« als Träger der politischen Entwicklung gegenüber, Adel und Priestertum, der Adel ganz »Rasse« (also Herren-, Tatsachen-, Daseinsmenschen), das Priestertum ganz Geist (also auf Wachsein und Wahrheit gerichtet). In Anknüpfung an bekannte Nietzschesche Gedanken ist für Spengler der Gegensatz »gut« und »schlecht« Wertsetzung des Adels, der von »gut« und »böse« Wertsetzung des Priestertums. Der Adel ist ihm der eigentliche Träger der Staatsidee, da er als »kosmischer Stand« Träger der Tradition, des Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verbindenden Zusammenhanges, der »Allianz der Generationen« (wie die Romantiker sagten) ist, und als »Rasse« jenes »in Form sein« sowie den Instinkt eines Volkes zur Durchsetzung und Entfaltung seines Lebens repräsentiert. Der »Stand« wird im Sinne Spenglers als Darstellung des »Metaphysischen im höheren Menschentum« von der bloßen Berufsklasse unterschieden, ohne ein Bedürfnis der Auseinandersetzung mit den mannigfachen soziologischen Versuchen zu einer Abgrenzung von politischem Stand, Berufsstand und ökonomisch bedingter »Klasse«. In den Kulturen erreicht die Entwicklung mit der Blüte der beiden Urstände ihren Höhepunkt, um dann mit dem Abgleiten des dem Staate dienenden Adels zu dem auf Beute gerichteten Wirtschaftsmenschen und des Priestertums zur profanen Wissenschaft in zivilisatorische Entartung überzugehen. In der Zivilisation, die den allmählichen Untergang der Kulturen bedeutet, kommen Wirtschaft und Wissenschaft als die entscheidenden Mächte empor und als ihr Träger der dritte Stand, das städtische Bürgertum, das Spengler konsequenterweise nur als kulturauflösendes Element, als »Nicht-Stand« gegenüber den »Urständen« kennt. Dessen Freiheit sei nur etwas Negatives, die Nichtgebundenheit an die symbolische Ständeordnung, dessen Demokratie stets Plutokratie — es bringt den Geist- und Geldadel hervor —, wobei sein Geist stets und von vornherein als ein Bundesgenosse des Geldes aufgefaßt werden muß.

Spenglers Zivilisationskritik, seine Schilderung des bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters berührt sich in manchem mit der Kritik des Sozialismus an dieser Epoche, freilich nur insoweit, als sich pessimistische Rückwärtsgewandtheit und Zukunftsglaube in Ablehnung einer Gegenwart berühren können (schon das Kommunistische Manifest kennt einen »reaktionären Sozialismus«!). Für Spenglers Zivilisationspessimismus beginnt die Dekadenz mit dem Bürgertum und muß sich gemäß seiner Idee der in sich zum Ende verlaufenden, nach Erlöschen ihrer Zeugungskraft nicht mehr zu regenerierenden Kulturkreise unaufhaltsam vollziehen. Was nach dem Bürgertum heraufsteigt, ist nach Spengler nicht Träger einer neuen Wirtschafts- und Kulturform, sondern der Zerfall auch noch des bürgerlichen »Nichtstandes« in die amorphen weltstädtischen Massen, die, vollständig ungestaltet, zunächst Werkzeug in der Hand des Geldadels, dann am letzten Ausgang der Zivilisation im Cäsarismus, in der Hand der hochkommenden Cäsarennaturen sind. Hat schon Hegel die Organisation des Proletariats zu einem neuen »Stande« gesehen und gefordert, so existieren für Spenglers verblüffende Naivität im Zeitalter der Arbeiterorganisationen hier nur ungestaltete Massen,

wie sie schon in den Weltstädten der ausgehenden Antike auftraten. Infolge dieser Tendenzen soll die Entwicklung der Kulturen von der Epoche der vorgeschichtlichen Urvölker über die geschichtlichen Völker als die eigentlichen Träger einer Kultur zu der Epoche der Geschichtslosigkeit, die mit dem Cäsarismus einsetzt, führen. Denn in dieser haben nicht mehr die Völker selbst ihre Schicksale, sondern sie sind Statisten bei den Privatschicksalen der Herrennaturen, die sich ihrer bemächtigt haben, wodurch die Geschichte aus einer zielstrebigen Entwicklung in das sinnlose Auf und Ab gleichsam »naturhafter« Vorgänge zurückverwandelt wird (der geschichtliche Dreitakt des Pessimismus). Bei dieser letzten »welthistorischen Perspektive« allerdings geraten Spengler, der Kulturphilosoph, und Spengler, der Politiker und Imperialist, der Verfasser des ersten Bandes und der Verfasser von »Preußentum und Sozialismus« miteinander in argen Konflikt. Der erste lehrt den Cäsarismus als letztes Stadium der Kulturdekadenz, der zweite bejaht ihn nicht bloß mit jenem amor fati, sondern ruft die geschlossene Minderheit in den Völkern, die in richtiger »Kondition« das Rennen macht, zum Finish in dem Kampfe um die Weltherrschaft im Abendland auf. Also Anspannung aller Kräfte für ein Ziel, das in sich selbst Sinnlosigkeit und eine allen Kulturwerten gegenüber gleichgültig gewordene Geschichtsepoche darstellt?!

Wahrhaftig: Spengler und der Sozialismus sind schärfste Antipoden. (Die Konjunktur-Konstruktion des »preußischen« Sozialismus kann füglich außerhalb der Diskussion bleiben.) Der Sozialismus stellt — dies ist ihm mit anderen großen Weltanschauungen wie dem Christentum oder der Philosophie des deutschen Idealismus gemeinsam — die Weltgeschichte unter den Gedanken eines einheitlichen Sinnes, durch den sie selbst zu einer Einheit wird. Spenglers Ästhetizismus verlangt in sich ruhende Kulturen, ihre Beziehungslosigkeit, ihren apokalyptischen Abschluß. Damit ist wieder ästhetizistisch gefärbter Pessimismus auf der einen, ethischer Optimismus auf der anderen Seite gesetzt. Hätte Spengler recht mit seiner chronologischen Anordnung der abendländischen Gegenwart in die Untergangsepoche, recht mit der Leugnung eines einheitlichen Fortschritts der Gesamtmenschheit durch die Verschiedenheit der Kulturen hindurch, dann wäre der Sozialismus gewiß nichts mehr als eine Erlösungsstimmung in einer untergehenden Kultur, als die sie Spengler dem Stoizismus parallel setzt. Auch dann wäre es der Würde der Hochstehenden eines solchen Zeitalters gewiß entsprechender, inmitten des Niederganges zu dieser Weltanschauung zu stehen und, wie der Stoizismus es tat, mit ihr der Religion einer neu aufsteigenden Kultur vorzuarbeiten, entsprechender als Spenglers zwiespältige, teils ästhetisch-apokalyptische, teils fördernde Haltung zu diesem Untergang einzunehmen. Aber spekulative Konstruktion bleibt schließlich bei ihm alles, da ein positiver Erweis des Unterganges außer der gefühlsmäßigen Analogie nicht erbracht wird und nicht erbracht werden kann.

Die negative Voraussetzung seiner Konstruktion aber bleibt seine anfangs geschilderte Stellung zum Denken, zum Geist und zum Begriff der Wahrheit. Es ist letzten Endes der Versuch einer Geschichtsphilosophie, die auf der ganzen Linie die geistigen Mächte zugunsten der »Lebensmächte« herabsetzt, die auf der falschen Trennung von Leben und Geist beruht. Die geistigen Mächte haben sich in der Geschichte durchgesetzt — sie zu leugnen fiel auch der materialistischen Geschichtsauffassung nie ein —, auch wenn Spengler

das Paradoxon ausspricht, daß noch »niemals ein Gedanke eine Tatsache verändert habe«. Indem wir die Prophetie vom Untergang mit demselben Mißtrauen wie diese Behauptung betrachten, wird jeder, um sie unbekümmert, weiter tun, was er in seiner Zeit — im Rahmen ihrer realen Möglichkeiten — tun soll.

Unter dem ersten sozialdemokratischen Unterrichtsminister in Preußen

Von **Karl Vorländer** (Münster i. W.)

(Schluß)

III

Auch für das Hochschulwesen ist in den zweiundeinhalb Jahren von Haenischs Ministerschaft vieles geschehen, anderes vorbereitet worden. Wie so viele andere in vorliegendem Aufsatz von mir notgedrungen nur kurz berührte Punkte würde auch dieses Gebiet, wollte man es eingehend erörtern, ein Buch, sogar ein recht umfangreiches, erfordern. Haenisch selbst hat es in »Staat und Hochschule« (Berlin 1920), sein Staatssekretär und — Nachfolger Becker in den seinerzeit hier besprochenen »Gedanken zur Hochschulreform« (Leipzig 1920) behandelt. An dieser Stelle muß ich mich mit einer summarischen Aufzählung der Hauptpunkte begnügen, um zu meinen kritischen Schlußbemerkungen über das Gesamtergebnis der Ära Haenisch in Preußen (IV) Raum zu gewinnen.

In die Wege geleitet wurde eine Verjüngung der Fakultäten durch stärkere Durchsetzung derselben mit bisherigen Extraordinarien, Hebung der Privatdozenten, Neuordnung des Berufungswesens (diese noch nicht durchgeführt), Berufung einzelner bisher Zurückgesetzter. Gefördert wurde insbesondere das staatswissenschaftliche Studium, namentlich in seinen Instituten in Kiel und Münster, reformiert das medizinische (Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf) und der juristische Vorbereitungsdienst.

Im September 1920 trat auch ein neues Studentenrecht in Kraft; auch der wirtschaftlichen Not zahlreicher Studierender suchte der Minister nach Kräften zu steuern, ebenso wie der Notlage der deutschen Wissenschaft und ihrer Vertreter überhaupt (vergl. auch seine Schrift »Die Not der geistigen Arbeiter«, Leipzig, W. Klinkhardt), die sich bekanntlich in der »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft« eine besondere Organisation geschaffen hat.

Daneben stand auf dem Programm Haenischs eine großgedachte geistige Erziehung der Arbeiterschaft: der Massen durch energische Pflege volkswirtschaftlichen Denkens und staatsbürgerlicher Gesinnung von der Volksschule an sowie durch Fachschulen; ihrer Führer durch Einrichtung von Gewerkschaftskursen an den Universitäten (wie sie in Münster und Halle ins Leben traten) und technischer Hochschulen sowie durch die Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. Dem allgemeinen Ziele der Weiterbildung der Erwachsenen dient dann bekanntlich die in Deutschland eigentlich erst durch Haenisch ins Leben gerufene Volkshochschule, die bereits im Februar 1919, und zwar in ihrer einzig richtigen Form als Arbeitsgemeinschaft der Hand- und Kopfarbeiter, eingeführt wurde. Vielfach hat sie ja den auf sie gesetzten Hoffnungen und Erwartungen nicht entsprochen; doch das ist ein besonders zu erörterndes Kapitel.

Nicht umsonst wollte das neue Ministerium ein solches für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung heißen. Auf dem Felde der Kunst war freilich bei unserer Finanzmisere besonders wenig mit den doch gerade hier so nötigen Geldmitteln zu leisten, zumal da zu den »unbedingten Lebensnotwendigkeiten« des Staates die Kunst im allgemeinen leider weder vom Staatsministerium noch von der Landtags- oder Staatsratsmehrheit gerechnet wird. Dennoch ist, dank der Interessiertheit des Genossen Haenisch, gerade für dies Lieblingsgebiet seiner Tätigkeit manches geschehen. Vor allem durch Berufung der richtigen Männer an die richtige Stelle: die Leitung der Abteilungen für Musik, für Theaterwesen (das endlich von dem — Polizeiministerium losgelöst wurde), der staatlichen Bühnen, Akademien und Museen, ohne Bevorzugung bestimmter Richtungen und mit dem Streben, die Kunst möglichst weiten Volkskreisen, und zwar auch den Provinzen, zugänglich zu machen.

Ich verweise auf die knappe Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen in Haenischs »Neue Bahnen«, S. 150 bis 165.

IV

Wie steht es nun mit dem Gesamtergebnis des ersten sozialistischen Unterrichtsministeriums vom Standpunkt einer sozialistischen und demokratischen Weltanschauung (nicht etwa vom »engen Partei«-standpunkt, wie die Gegner uns gewöhnlich und nur zu gern unterschieben) aus? Da müssen wir bei aller Anerkennung, die wir dem Wollen des Genossen Haenisch zollen und auch in den vorigen Abschnitten öfter zum Ausdruck gebracht haben, doch sagen: Noch recht wenig befriedigend. Wenig Durchschlagendes in unserem Sinne ist erreicht, alles noch in den Anfängen steckengeblieben. Woran liegt das?

Nun, zunächst trifft auf das Ministerium Haenisch zu, was von allen bisherigen sozialistischen Ministerien in Preußen und im Reiche zu sagen ist: die Spitze (der Minister) und die breite untere Basis (beinahe die Hälfte des Volkes) ist sozialistisch, die Mitte dagegen, der eigentliche Träger der Verwaltung, in unserem Falle neben dem Beamtenkörper in Berlin und den Provinzen die Hochschulprofessoren, die Oberlehrer und Volksschullehrer beiderlei Geschlechts sind zum größten Teil nicht sozialistisch, sondern entweder politisch gleichgültig oder sozialistengegnerisch, großenteils noch nicht einmal entschieden demokratisch. Was helfen aber die besten Einrichtungen, wenn diejenigen, deren Händen die Ausführung anvertraut ist, selbst wenn sie den ministeriellen Erlassen (was man von vielen sagen kann) pflichtgemäß nachzukommen sich bemühen, doch nicht mit vollem Herzen dabei sind! Der neue Geist, in dem die Einrichtungen gedacht sind, ist eben in einen großen Teil unserer Lehrerschaft noch nicht eingezogen.

Am ehesten ist es nach meinen Wahrnehmungen wohl noch bei den Volksschullehrern der Fall, obwohl auch bei ihnen, wie mich dünkt, mehr bei den Führenden als bei der Masse, wie ja auch der soeben in Hannover abgehaltene Lehrertag entschiedene Beschlüsse in fortschrittlichem Geiste gefaßt hat. Nach »oben« hin — wenn man in der Pädagogik von oben und unten sprechen darf, dem echten Erzieher gilt ein guter Dorfschullehrer in seiner Art ebensoviel als ein tüchtiger Universitätsprofessor — nimmt dann die demokratische Gesinnung in steigendem Maße ab.

Dazu kommt die bei dem parlamentarischen System vielleicht unvermeidliche, aber im Interesse der Sache keineswegs immer freudig zu begrüßende unmittelbare Beeinflussung der Kulturinteressen durch diejenigen der politischen Parteien. Die oben von uns zitierte Schrift des früheren bayerischen Unterrichtsministers Johannes Hoffmann zeigt, wie die aus Gründen der parlamentarischen Mehrheit und der außenpolitischen Lage vielleicht unentbehrliche Koalition mit dem Zentrum zu dem bekannten unglücklichen Schulkompromiß im Reichstag geführt hat, dessen Folgen jetzt auch die Einzelländer spüren. Und da ist auch unsere Partei von einer gewissen Schuld nicht freizusprechen. Wir stimmen Genossen Hoffmann durchaus bei, wenn er sagt: »Die Sozialdemokratie richtet ihren Blick seit fünfzig Jahren starr auf das Ziel der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umgestaltung und unterschätzt die Bedeutung der geistigen Mächte zur Erreichung dieses größten Zieles.« Und wenn wirklich jenes »dem sozialdemokratischen Schulideal hohnsprechende Kompromiß«, das, nebenbei bemerkt, keine Partei voll befriedigen kann, in der betreffenden politischen Situation angenommen werden mußte, so hätten unsere Vertreter jedenfalls unsere grundsätzlich ablehnende Stellung um so deutlicher und kräftiger vor aller Welt betonen müssen. Von der hinter den Kulissen vorgehenden, oft recht gerissenen Personalpolitik der verschiedenen Parteien, die einflußreiche Stellen für ihre Mitglieder zu ergattern sich bestreben, wollen wir schon gar nicht reden.

Andere Hemmnisse einer wirklichen Kulturpolitik führt Haenisch im dritten Abschnitt seiner Hauptschrift an. Zuerst von außen kommende: vor allem die schon mehrfach berührte, bisher sich immer noch steigernde Finanznot; dann die Rücksicht auf drohende Absplitterung deutscher Volksteile; ferner die Putschtaktik der Rechts- und Linksradikalen. Daneben kommen jedoch, noch viel nachdrücklicher, innere Gründe in Betracht: daß sich ein republikanisch oder gar sozialistisch zuverlässiger und zugleich sachkundiger Beamtenersatz nicht einfach aus dem Boden stampfen ließ (vergl. Haenisch, S. 51), auch die Entlassung nicht spezifisch politischer Beamten in Preußen unmöglich ist, falls nicht ihre völlige und dauernde geistige oder körperliche Unfähigkeit zur Bekleidung des betreffenden Amtes durch einwandfreie Zeugnisse ihrer unmittelbaren Vorgesetzten und beamteter Ärzte oder ganz grobe Disziplinwidrigkeiten durch — einen besonderen Disziplinarhof festgestellt sind. Darin wird auch die bevorstehende Neuordnung des Beamtenrechts kaum eine wesentliche Änderung schaffen und kann es im Interesse der Beamten auch nicht. Dazu kam und kommt noch die pflichtmäßige Übernahme von Tausenden, aus bekannten Gründen in der Regel nicht gerade links gerichteter Beamten und Schulmänner aus den abgetretenen Gebieten: Posen, Westpreußen, Elsaß-Lothringen und neuerdings Oberschlesien. Die jetzt endgültig eingeführte, an sich schablonenhafte und in einzelnen Fällen gewiß hart wirkende, im ganzen aber doch unserer Ansicht nach begrüßenswerte Einführung der Altersgrenze aber (fünfundsechzigstes, für die Universitätsprofessoren achtundsechzigstes Lebensjahr) wird sich in ihren, wie wir hoffen, heilsamen Wirkungen erst im Laufe der Jahre bemerkbar machen.

Was soll man bis dahin vom sozialistisch-demokratischen Standpunkt aus (und nur von diesem, nicht von einem fachmännischen Standpunkt aus

schreibe ich hier) tun? Nun, es bleibt wohl kaum etwas anderes übrig, solange wir nicht die Mehrheit des Volkes für uns gewonnen haben, als nach besten Kräften für unsere große Sache zu wirken in politischer, geistiger, sittlicher Aufklärung nicht bloß der Massen, sondern aller Kreise, an die wir herankommen können, insbesondere auch der Beamten und Kopfarbeiter. Ob wir in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten namentlich von den letzteren, die eigentlich zu uns gehören, eine größere Anzahl zu uns herüberziehen können? Ich hoffe es. Jedenfalls aber scheint mir der Weg dazu nicht der geeignete zu sein, den in bester Absicht Genosse Haenisch in seiner Rede in der großen Studentenversammlung hier in Münster (aus der seine Schrift »Staat und Hochschule« entstanden ist) einschlagen zu sollen geglaubt hat: der des gütlichen Zuredens. Unseres Erachtens ist ein echter Sozialdemokrat ganz selbstverständlich auch ein guter Deutscher, ja im Grunde ein viel besserer als die sogenannten »Nationalen«, die in ihrer Beschränktheit und Verblendung die deutsche Gesinnung für sich in Erbpacht genommen haben. Aber er muß zu stolz sein, diese Selbstverständlichkeit den Gegnern gegenüber immer wieder zu beteuern.

Auch seine öfters von Parteigenossen bemängelte, aus allzu großer Vertrauensseligkeit gegen politische Gegner entsprungene *ministerielle* Nachgiebigkeit, die dann gelegentlich zu einem (in Fachfragen übrigens auch heute noch nicht aufhörenden) Zickzackkurs führte, hat dem ersten aus unseren Reihen hervorgegangenen preußischen Unterrichtsminister bei seinen Gegnern nichts genutzt, dagegen bei Freunden geschadet.

Gewiß, ein Minister ist nicht allmächtig. Fast ebenso mächtig wie er sind seine nächsten Beamten, seine Ministerialräte überhaupt. Deshalb hat, nebenbei bemerkt, auch die Berufung des Volksparteilers Boelitz (den wir übrigens persönlich als Schulmann kennen und schätzen), bisher wenigstens, nicht *die* ungünstigen Folgen gehabt, die viele unserer Parteifreunde von ihm erwartet haben. Jedenfalls wünschen wir — und die sozialistische Gesamtwählerschaft möge dazu helfen! —, daß der *erste* sozialistische Unterrichtsminister in Preußen nicht der *letzte* gewesen ist!

Zum Gesundheitsprogramm

Von **F. Okraß** (Dresden)

Kapitalistische und sozialistische Auffassung der Gesundheitspflege sind geschieden durch ihre Zwecksetzung. Der Sozialismus will den gesunden Menschen als Vorbedingung der gesunden Gemeinschaft, der Kapitalismus braucht ihn lediglich zur Förderung seiner besonderen Interessen. In einer rein kapitalistischen Gesellschaft werden die Mittel, die für die Gesundheitspflege zur Verfügung stehen, deshalb stets nur gerade so groß sein, wie es für die besonderen Zwecke des Kapitals nötig ist. Gegen diese Auffassung spricht auch nicht die Schöpfung großer Stiftungen, die der Gesundheitspflege dienen, da sie sich lediglich als Ausfluß des Wohltätigkeitssinns einzelner darstellt. Hält man sich diese Tatsachen vor Augen, so muß man ohne weiteres zugeben, daß eine Partei, die den Sozialismus als die höhere Wirtschaftsform erstrebt, an der Aufstellung gesundheitlicher Forderungen nicht vorübergehen kann. Damit ist gleichzeitig auch der Streit entschieden, ob die Gesundheits-

pflege als kulturelle Frage dem Parteistreit entzogen ist oder ob sie von politischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden muß.

Genosse Dr. med. Knack hat in diesen Blättern die Notwendigkeit eines sozialistischen Gesundheitsprogramms begründet. Seine Feststellungen haben deshalb besonderen Wert, weil sie aus der Feder eines berufenen Fachmannes, eines Arztes kommen. Trotzdem glaube ich, daß man Knacks Ausführungen nicht durchaus vorbehaltlos zustimmen kann. Über das zu erreichende Ziel dürften zwar Zweifel nicht bestehen, die Ansichten über die Wege, die gegangen werden müssen, um zu ihm zu gelangen, können dagegen verschieden sein.

Knack glaubt die Aufstellung einer Forderung nach Sozialisierung des Heilwesens, der Apotheken usw. als überflüssig und unzweckmäßig ablehnen zu müssen. Im Gegensatz dazu halte ich diese Forderung für eine der wichtigsten des zu schaffenden Gesundheitsprogramms. Verzichten wir mit Knack auf die Aufzählung einzelner Maßnahmen, die zum Sozialismus führen, da ihre Durchführung in der sozialistischen Wirtschaftsordnung selbstverständlich ist, so müssen wir logischerweise den gesamten zweiten Teil des Görlitzer Programms ersetzen durch die eine Forderung der sozialistischen Wirtschaft. Das aber wäre ein Unding, denn damit würden wir uns gerade der Wegweiser berauben, die die Pfade zum Sozialismus bezeichnen. Die Forderung der Sozialisierung des Heilwesens, mit ihm der chemisch-pharmazeutischen Industrie, des Drogengroßhandels und der Apotheken ist durchaus unentbehrlich. Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeiten, die der Erfüllung dieser Forderung zurzeit noch entgegenstehen. Sind die Möglichkeiten zur Sozialisierung noch nicht gegeben, so ist vorläufig die Regelung auf Grund der Kommunalisierung oder die Gestaltung auf genossenschaftlicher Grundlage anzustreben. Helmut Lehmann[1] hat gerade diese Seite einer der Gemeinwirtschaft dienenden Regelung, besonders des Heilmittelhandels, so ausgiebig erörtert, daß ich mir hier weitere Ausführungen darüber ersparen kann.

Für ebenso notwendig halte ich auch die Übernahme sämtlicher Krankenanstalten in staatliche, mindestens aber in kommunale Verwaltung. Es sei zugegeben, daß die jetzigen privaten Krankenanstalten Gutes leisten. Sie können das, weil ihnen gegenwärtig zum Teil noch genügend Mittel zur Verfügung stehen. Bei weiterer Verschlechterung der Wirtschaftslage aber werden sie gezwungen sein, entweder ihre Pforten zu schließen oder aber ihre Verpflegesätze so zu erhöhen, daß nur noch Wohlbemittelte ihre Hilfe in Anspruch nehmen können. Beides ist für die Gesundheitspflege unerwünscht. Es bleibt somit nur übrig, öffentliche Mittel auch für diese Anstalten bereitzustellen. Muß man aber schon so weit gehen, dann ist es bis zur vollen Übernahme aller Krankenanstalten auf den Staat oder auch die Gemeinden nur noch ein Schritt, den zu tun man nicht zögern sollte. Für eine Übergangszeit kann man sich mit einer Beteiligung der öffentlichen Körperschaften an den Anstalten unter Wahrung eines Aufsichtsrechts begnügen. Der jetzige Zustand darf aber nicht beibehalten werden, da er die Erfüllung der anderen wichtigen Forderung in Frage stellt:

[1] Helmut Lehmann (Dresden), Apotheken und Gemeinwirtschaft. Dresden 1920, Zahn & Jaensch.

Bereitstellung weitestgehender Behandlungsmöglichkeit für jedermann ohne Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit des betreffenden Kranken. Daß in einer Zeit des ärgsten Wohnungselends aber gerade die Möglichkeit, sich in hygienisch einwandfreien Krankenanstalten behandeln zu lassen, sichergestellt werden muß, bedarf keiner Erwähnung.

Was für die Krankenanstalten gilt, trifft auch zu für die Entbindungsanstalten, die ja vielfach mit ihnen verbunden sind. Jede Mutter wird verlangen, daß sie ihr Kind in gesunder Umgebung zur Welt bringen kann. Neben dem weiteren Verlangen nach sachdienlicher Aufklärung, nach Säuglings- und Kleinkinderfürsorgestellen, nach ständiger ärztlicher Überwachung des Kindes von frühester Jugend an usw. scheint mir gerade diese Forderung so bedeutungsvoll, daß sie im Gesundheitsprogramm keinesfalls fehlen darf.

Damit kommen wir zur Frage der Erzielung eines gesunden Nachwuchses überhaupt. Wieweit es möglich ist, durch Zulassung nur gesunder Elternpaare zur Fortpflanzung gesunde Kinder zu erzielen, vermag ich nicht zu beurteilen; bezweifeln aber möchte ich, daß es gelingen wird, abartige Personen lediglich durch entsprechende Aufklärung zu veranlassen, auf die Betätigung des Geschlechtstriebs zu verzichten. Ohne gesetzliche Zwangsmaßnahmen wird hier kaum auszukommen sein. Ob diese sich bis zu einer künstlichen Unfruchtbarmachung der zur Fortpflanzung Ungeeigneten ausdehnen sollen, bleibt zu erwägen. Meines Wissens bestehen Gesetze dieser Art bereits in einigen Staaten der nordamerikanischen Union und in der Schweiz; wieweit sie sich als zweckentsprechend erwiesen haben, ist mir allerdings nicht bekannt. Gegebenenfalls ist durch Unterbringung der genannten Personen in geschlossenen Haushalten ihre Ausschaltung von der Fortpflanzung sicherzustellen. Diese Anstalten sind vom Staate zu übernehmen und zu unterhalten.

In dieser Linie liegt auch das Verlangen auf Verstaatlichung des Irrenwesens, das heute vielfach noch in privaten Händen ruht. Erwägenswert ist es ferner, ob wir nicht die Forderung erheben wollen, offenbar unheilbare, lebensunwerte Kranke, die sich ihres Menschentums nicht bewußt sind, von ihrem Dasein zu erlösen. Diese Frage scheint mir ebenso wichtig wie die Freigabe der Unterbrechung der Schwangerschaft nach dem Willen der Schwangeren. Das Für und Wider dieser Angelegenheit hier nochmals zu erörtern, ist wohl überflüssig. Meiner Meinung nach kann aber diese Forderung im Gesundheitsprogramm nur insoweit Platz finden, als sie die Vernichtung werdenden Lebens betrifft, das wahrscheinlich minderwertig sein wird oder aber die Mutter lebensgefährlich durch sein Entstehen bedroht. Soweit Gründe wirtschaftlicher oder ethischer Natur, denen ich die Berechtigung nicht absprechen will, für eine Unterbrechung der Schwangerschaft sprechen, gehören sie jedenfalls nicht in das Gesundheitsprogramm hinein.

Für besonders verfehlt halte ich Knacks Ansicht, daß die Neuordnung des ärztlichen Standes und darüber hinaus die des übrigen Heilpersonals keinen Programmpunkt bilden dürfe. Der Schwerpunkt des ganzen Heilwesens liegt unzweifelhaft bei den Ärzten. Die Organisation gerade dieses Standes ist deshalb von schwerwiegender Bedeutung. Dem Heilpersonal mit den

Ärzten an der Spitze ist die Verwaltung des höchsten menschlichen Gutes, der Gesundheit anvertraut. Sie werden dadurch in erster Linie die Hüter und Schützer der alle Werte schaffenden Arbeitskraft. Deshalb hat das Gesundheitsprogramm die Neuordnung des Ärztestandes an erster Stelle zu fordern. Die Sozialisierung dieses Standes ist noch undurchführbar, da in der Ärzteschaft der Boden für diese Ideen noch nicht genügend bearbeitet ist. Dagegen sind die Ärzte vertraut mit der Sozialversicherung. Die Forderung müßte demnach lauten: Ausdehnung der Sozialversicherung auf die gesamte Bevölkerung, Umbau zu einer allgemeinen Volksfürsorge unter weitestgehender Selbstverwaltung, Umwandlung der Ärzte und sämtlicher anderen Heilpersonen in Organe der Fürsorgekörperschaft. Diese Fassung sagt das Notwendige, ohne sich in die Einzelheiten zu verlieren. Sind wir erst so weit, dann kann man die weitere Regelung dem Träger der Fürsorge überlassen. Wie das geschieht, ist dann eine Frage zweiter Ordnung, deren Aufnahme in das Programm eine unnötige Belastung bedeutet.

Kurz streifen will ich hier noch die Verwaltungsform der Volksfürsorge, wie ich sie mir denke. Die Selbstverwaltung dürfte der Staatsverwaltung vorzuziehen sein. Bei der Last der auf ihm ruhenden Aufgaben ist der Staat nur zu leicht geneigt, gesundheitliche Forderungen hinter anderen zurückzustellen. Diese Bedenken fallen bei einem Selbstverwaltungskörper fort. Die Aufbringung der Mittel durch eine direkte Einkommensteuer ist abzulehnen. Besser ist ein Ausbau des heutigen Beitragssystems der Sozialversicherung, das nicht nur den Versicherten selbst zur Zahlung heranzieht, sondern auch den Arbeitgeber mit einem Teil der Beiträge nach der Zahl der von ihm Beschäftigten belastet. Dies Verfahren ist durchaus sozial gerecht, es liegt kein Grund vor, davon abzugehen. Lediglich für die nicht erwerbstätigen oder erwerbsfähigen Personen muß eine Sonderregelung getroffen werden, etwa durch Erhöhung der auch jetzt schon vom Staate gewährten Zuschüsse. Da die Armenfürsorge zu einem großen Teil auf die Volksfürsorge übergehen wird, dürfte dem dadurch entlasteten Staate die Zuschußzahlung nicht schwer fallen.

Mit den hier berührten Punkten ist der Inhalt des Gesundheitsprogramms noch nicht zu erschöpfen. Mir lag vor allem daran, die Ausführungen des Genossen Knack auch einmal von dem Standpunkt des Nichtarztes zu betrachten. Darauf, nun überall das einzig Richtige getroffen zu haben, erheben diese Zeilen keinen Anspruch.

Die Pflichtfortbildungsschule für beide Geschlechter

Von Dr. H. Berger, Regierungs- und Medizinalrat (Düsseldorf)

Nach dem in Bulgarien eingeführten Arbeitsdienstpflichtgesetz vom 5. Juni 1920 werden von den Männern im Alter zwischen 20 und 40 und von den Mädchen zwischen 16 und 30 Jahren aus jeder Altersklasse bis 30 Prozent einberufen, die Männer zu verschiedenen Betrieben, Landarbeit usw., die Mädchen in den ländlichen Gegenden zur Ausbildung im Haushalt und in der Landwirtschaft, in den Städten zur Verwendung als Krankenschwestern oder als Telephonistinnen, Schreibmaschinistinnen und dergleichen. Die bisherigen Ergebnisse werden, was die Männer an-

langt, als recht günstig bezeichnet; über die Erfolge der weiblichen Dienstpflicht liegen Erfahrungen noch nicht vor.

Der Gedanke ist an sich nicht neu. Weder für die männliche noch für die weibliche Bevölkerung liegt jedoch bei uns ein Bedürfnis nach einem solchen Ausmaß der Arbeitsdienstpflicht vor. Der Unterschied zwischen Stadt und Land in Bulgarien verkennt den Kernpunkt der Frage, der auf erzieherischer Seite zu suchen ist.

Das freiwillige Dienstjahr der Mädchen hat bei uns schon vor dem Kriege Verfechter gehabt. Jetzt schreit der Gedanke geradezu nach Verwirklichung. Immer wieder hört man die Klage, daß gesundheitliche Fürsorgebestrebungen unter dem Druck der geldlichen Verhältnisse ihre Arbeit einschränken oder aufgeben müssen. Die Gesundheit steht an erster Stelle, heißt es in den beweglichen Klagen aller Anstalten und Vereine. Richtig! Es wäre von einem Gesundheitsmann auch nicht schön, wenn er in das Lied nicht miteinstimmte. Aber schauen wir doch einmal genauer zu, ob es nur an der Gesundheit mangelt und ob dem Mangel darin nach Lage der Finanzen wirklich abgeholfen wird. Man erlasse es mir, über die unverkennbare Unterernährung von Kindern und anderes zu berichten. Sie ist da; die Not ist in vielen Familien groß. Auch vor dem Kriege gab es Unterernährung, und das in allen Kreisen, auch eine Zunahme kann zugegeben werden; wenn man jedoch auf die heutigen Gesundheitsverhältnisse im Vergleich zu früher eingehen wollte, würde sich vielleicht kein so ungünstiges Bild ergeben, wie manche anzunehmen geneigt sind. Die Fürsorgestellen aller Art finden reichlichen Zuspruch, und sie helfen, wo und wie sie können, wenn es an diesem oder jenem mangelt. Nachhaltigere Hilfe bringt aber nur die Fürsorgerin, die im Hause nach dem Rechten sieht und, selbst mit Wohnsinn, praktischem Blick, glücklicher Hand und natürlichem Takt und Geschick begabt, der Mutter zum Herzen redet. Aber die Fürsorgerin reicht allein nicht aus. Die guten Lehren werden wieder von der alten Gewohnheit überwuchert, und die baren Mittel, die Nährmittel und Kinderwäsche, die es in der Fürsorgestelle gab, stopfen nur ein kleines Loch, das zudem meist bald wieder aufreißt. Eine praktisch erzogene Mutter kommt ohne diese Dinge viel weiter. Aber die Mutter, wie sie in der Mehrzahl ist, kann das nicht, weil sie es nicht versteht, Hausfrau und Mutter zu sein. Hier liegt der Angelpunkt in der Wohlfahrtspflege. Die Erziehung zur Mutter und Hausfrau ist das A und O des Problems. Die Gesundheit wird sich dann schon von selbst heben.

Nicht neue Bildungsmöglichkeiten sind aufzuschließen, sondern die Mädchen müssen erzogen werden zum Verständnis der Zusammenhänge des Lebens, zum Verständnis für die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Haushaltsführung, zum Verständnis für das Familienleben, für Wohnung, Ernährung, für die Erziehung fröhlicher und sittlich-ernster Kinder. Hier gehören alle verfügbaren Mittel zunächst hin. Die Lösung ist die weibliche Pflichtfortbildungsschule.

In dieser Pflichtfortbildungsschule, über deren Dauer und Gliederung später nach grundsätzlicher Lösung der Frage zu sprechen sein wird, muß selbstverständlich die Gesundheitspflege den breitesten Raum einnehmen, einmal in praktischer Ausführung an den Besuchern selbst — sie sind in der wichtigsten Entwicklungszeit — und dann als Lehr- und Anschauungsgegenstand im aufnahmefähigsten Alter, das eisernen Bestand für das ganze Leben an Wissen und Kultur übermitteln muß.

Aufzubauen ist die allgemeine Pflichtfortbildungsschule auf der Volksschule. Fast überall sind bereits Schulärzte in irgendeiner Form angestellt, und wo noch keine sind, wird danach verlangt. Die Schulärzte sind von größter Bedeutung für Schule und Fortbildungsschule, aber ihre bisherige Tätigkeit ist außerordentlich ungleichmäßig, und der Nutzen entspricht daher vielenorts nicht im entferntesten den aufgewendeten Mitteln. Nur richtige Schulärzte sind ein Segen.

Die allgemeine Pflichtfortbildungsschule hat auch in kontinuierlicher Verlängerung der Schule die Gesundheit zu überwachen. Die Untersuchung und Überwachung

der Schulkinder, die sich auf jene der Säuglinge und Kleinkinder aufbauen, sind in der Pflichtfortbildungsschule fortzuführen. Welche Aussichten für Vererbungsforschung? Das ist der Weg zum Finden der freien Bahn für den Tüchtigsten, für den Hochwertigen aus jedem Stande.

Seelenlose Pädagogik muß dem unbewußten Erzogenwerden durch Umwelt, Leben, Gemeinschaft weichen. Sorgen wir, daß bei uns Schule und Pflichtfortbildungsschule für beide Geschlechter zum Schmelztiegel werden für Erziehung auf demokratischer Grundlage wie in wahrhaft sozialer Gesinnung zur körperlichen und geistigen Gesundheit.

Außenpolitische Rundschau

Die Rechnung statt des Friedensvertrags — Der fehlerhafte Kreis — Die Kämpfe in der Tschechoslowakei — Die polnische Staatskrise

Der Krieg war beendet. Es sollte der Friede organisiert werden. Aus allen Erdteilen waren die Regierungen der Länder, die das alte Deutschland gegen sich aufgebracht hatte, in Paris zusammengekommen, um an dem großen Werke mitzuarbeiten. Sie wurden aber mit allerlei Rechtsvorwänden, Kniffen und Pfiffen ausgeschaltet. Konnte man ein so heikles und umfangreiches Werk von einer Kommission von vierzig und mehr Mitgliedern, die mit ihren Beratern und Sekretären auf mehrere hundert aufschwollen, ausarbeiten lassen? Man konnte es nicht. Und so wählte man — oder wählten sich — die großen Fünf, die praktisch nur drei waren — Lloyd George, Clémenceau und Wilson —, wovon der letztere nicht nur Europas übertünchte Höflichkeit, sondern Europa schlechthin nicht kannte. Clémenceau und Lloyd George hatten aber noch den Mund voll der Schlagworte, mit denen sie den Krieg geführt und gewonnen hatten: »Tonne für Tonne.« »Deutschland wird bezahlen.« Statt des Friedensvertrags kam eine Rechnung zustande, von der der Löwenanteil selbstverständlich den durch die großen Fünf vertretenen Ländern zufiel — und unter diesen wieder Frankreich und England.

Die Rechnung alias Friedensvertrag war lang, sehr lang. Alles war darin vorgesehen. Auch die Fälle des »bösen Willens« Deutschlands, die Rechnung zu bezahlen, und die »Sanktionen«, die in diesem Falle die alliierten und assoziierten Regierungen ergreifen würden. Foch als Gerichtsvollzieher. Poincaré, der ein alter Rechtsbeistand großer Kapitalgesellschaften ist, hat eine wahre Freude daran, den Friedensvertrag zu plädieren, just als plädierte er vor einer Zivilkammer die Sache Dubois kontra Dupont.

Es begab sich aber, daß die Rechnung ohne den Wirt oder vielmehr ohne den Schuldner gemacht war. Man hatte alles aufgeschrieben, die Spesen und Prozente nicht vergessen und schließlich nach oben abgerundet. Man vergaß nur eines: daß der Schuldner leere Taschen hatte und daß diese leeren Taschen überdies durchlöchert waren.

Nun ging das Prozessieren los. Es wurde ein fetter Prozeß. Freilich fraßen die Spesen der Besatzung und der Kommissionen die Erträgnisse der erwirkten Zahlungsbefehle auf. Schließlich leistete der Schuldner den Offenbarungseid. Poincaré, der damals noch Präsident der Republik war, sprach von der Zwangshaft der Dauerbesetzung. Man verfiel aber auf einen ganz neuen juristischen Trick, der den Namen »Garantiekomitee« trägt, keine Zwangsschuldenverwaltung sein soll, aber eigentlich eine ist, ohne es zu sein.

Und außerdem erfand der findige Lloyd George ein ganz neues, allerdings noch nicht dagewesenes Mittel, die Zahlung der Rechnung durchzusetzen: die Forderung an andere abzutreten, an Amerika besonders, an Leute, die noch Geld im Kasten haben, natürlich gegen eine entsprechende Kommission: die Insel Jap zum Beispiel, Petroleumquellen usw. (In Wirklichkeit steht ja bereits etwas Ähnliches im Frie-

densvertrag, nämlich die Aushändigung der famosen Goldbons, die aber längst Makulatur geworden sind.)

Damit war wieder für einige Wochen Ruhe eingetreten, der Prozeß konnte weiterplädiert werden. Schließlich kam der Prozeß zur öffentlichen Verhandlung. Die Berichte davon aus Genua sind noch allen in Erinnerung. Er mußte aber nochmals vertagt werden, und die Richter zogen sich nach dem Haag zur Beratung zurück.

Da sich kein Liebhaber für die Rechnung gefunden hat, obwohl man sich gegenseitig unterbot, setzte man das Garantiekomitee in Bewegung, zumal Deutschland nicht einmal mehr die Prozeßkosten zu zahlen bereit oder imstande war. Das Garantiekomitee suchte wochenlang nach den verborgenen Goldschätzen. Es fand aber nur Papier. Allerdings sehr viel Papier — aber immerhin nur Papier.

Was Wunder, daß der ganze Ertrag der Reise auch wieder nur ein Blatt Papier war, auf dem fein säuberlich geschrieben steht, wie Deutschland sein Papier zu verwalten hat. Die größte Sorge scheint dem Garantiekomitee die sogenannte Kapitalflucht zu machen. Die muß gestoppt werden. Als aber Deutschland in Genua das einzige Mittel gegen eine Kapitalverschiebung, das eben nur ein internationales sein kann, vorschlug, da wandten sich alle mit Schaudern ab vor einer solchen Profanierung des allerheiligsten Safe.

Inzwischen war die Reparationskommission, deren Hauptaufgabe offenbar die ist, die Schäden zu reparieren, die der Friedensvertrag angerichtet hat und immer mehr anrichtet, wieder zusammengetreten, um darüber zu beraten, wie dem unter den Prozeßkosten zusammenbrechenden Schuldner wieder aufgeholfen werden soll. Herr Dubois, der Poincaré vertritt, schlug den Gerichtsvollzieher Foch vor. Die anderen aber meinten, man müsse für zwei oder drei Jahre die Gerichtskosten stunden und sehen, wie man für den Schuldner anderweitig Geld auftreiben könne. Schließlich einigte man sich auf Vertagung bis zur Rückkehr des Garantiekomitees.

Während dieser Pause nahm Poincaré den Federhalter zur Hand, mit dem er sonst seine Leitartikel für den »Matin« schrieb, und stellte den »betrügerischen Bankrott« Deutschlands fest. Er hatte ganz vergessen, daß er nicht mehr Leitartikler, sondern jetzt Ministerpräsident ist. Als das Garantiekomitee aber aus Berlin zurückkam, stand in seinem Bericht nichts von einem betrügerischen Bankrott. Darob große Bestürzung. Was nun?

* * *

So weit war die Tragikomödie des Friedensvertrags bei Niederschrift dieser Zeilen gediehen. Die Verlegenheit in Paris ist auf den Gipfel gediehen. Ergötzlich sind die Kommentare der offiziösen Pariser Presse zu lesen. So schreibt ein »honettes« Bourgeoisblatt, der »Figaro«, unter anderem: »Es ist schwer, von vornherein sich eine Vorstellung von den Resultaten zu machen, die die Kontrolle (des Garantiekomitees) ergeben wird. Es ist sicher, daß die wesentliche Erscheinung, wenigstens vom Standpunkt der Alliierten, die Kapitalflucht in der Form der Warenausfuhr, unberührt bleibt.... Unterstützt von dem Geheimnis, das die ausländischen Banken schuldig sind, gibt es tausend Mittel der Verheimlichung.«

Deutschland soll bekanntlich 26 Prozent des Wertes seiner Ausfuhr an die Alliierten abführen. Um viel zu zahlen, muß es viel ausführen. »Kapitalflucht«, sagt der »Figaro«. Ob aber und inwieweit auf diesem Wege eine Kapitalflucht wirklich stattfindet, das kann nur im Ausland festgestellt werden. Davon wollten aber die Alliierten, voran der »Figaro«, nichts wissen. Wo bliebe denn das allerheiligste Bankgeheimnis?

So drehen sich die Alliierten nun schon seit mehr als drei Jahren in demselben fehlerhaften Kreise. Und da sie die Rechnung nicht bezahlt machen können, bleibt ihnen vorläufig nichts anderes übrig, als sie zu stunden. Wie lange wird aber dieses armselige Mittel vorhalten?

* * *

Inzwischen dehnen sich die verwüstenden Wirkungen des Friedensvertrags immer mehr aus. Wir reden hier nicht von Deutschland. Jeder kennt hier die Wirkungen. Aber auch ringsum frißt sich das Unheil immer tiefer. Es tritt zunächst auf in Form einer Wirtschaftskrise, die sich dann auf die Politik überträgt, um von da wieder auf die Wirtschaft zurückzuwirken. Die Klassenkämpfe verschärfen sich.

Unser südlicher Nachbar, die Tschechoslowakei, ist seit mehr als einem Jahre gleichfalls von dem verheerenden Strudel erfaßt. Die Wirtschaftskrise wird immer schärfer. Die Unternehmer suchen der Krise mit dem primitiven Mittel der Lohnkürzungen Herr zu werden. Daraus folgen Lohnkämpfe von stets größerem Umfang, die ganze Industrien stillegen. Die Industrien des Bergbaus, der Metallverarbeitung usw. sind auf mehr oder weniger lange Zeit stillgelegt worden. Das Baugewerbe liegt ganz brach. Die Arbeiter, die früher zu Tausenden nach Deutschland auswanderten und von dort ihre Ersparnisse heimschickten, sehen auch diesen Weg durch den deutschen Marksturz versperrt.

Erfreulich ist immerhin dabei, daß auch den verranntesten Deutschenfressern allmählich ein Licht aufgeht, daß die Tschechoslowakei mit Deutschland wirtschaftlich auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Nicht minder erfreulich ist die Tatsache, daß die gemeinsame Not die deutschen und die tschechischen Arbeiter immer mehr zusammenführt. Nicht allein die im sozialdemokratischen Lager stehenden deutschen und tschechischen Gewerkschaften arbeiten jetzt einträchtig Hand in Hand, auch die tschechischen nationalsozialistischen Gewerkschaften haben sich ihnen angeschlossen. Die Konferenz der drei erwähnten Gewerkschaftszentralen, die am 5. Juli in Prag zusammentrat, nahm einen durchaus einheitlichen Verlauf.

Unter diesen Umständen konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Abhänger von Moskau unter dem Feldgeschrei der »Einheitsfront« eben gegen diese Einheitsfront zu Felde zogen. Nachdem es ihnen gelungen ist, die politischen Parteien zu sprengen und zur nationalen die politische Spaltung hinzuzufügen, geht der Spaltungsprozeß in den Gewerkschaften weiter. Dank der Unzufriedenheit der Arbeiter haben sie denn auch einige Teilerfolge gehabt, die ausschließlich den Unternehmern zugute kommen.

* * *

Unser östlicher Nachbar, Polen, macht nunmehr auch eine innere Staatskrise durch. Sie war unvermeidlich. Zusammengestückt aus drei Teilen, deren Entwicklung während der kapitalistischen Epoche eine verschiedene gewesen ist, erstand Polen als ein Land mit inneren kulturellen und wirtschaftlichen und ohne äußere Grenzen. Der blutige Weg der Überwindung der inneren Gegensätze durch die Expansion war also fast zwangsweise gegeben. Die vorübergehende Herrschaft der Arbeiter und Kleinbauern wurde abgelöst durch die der Junker und politischen Abenteurer. Nur der Staatschef Pilsudsky ist von der einstigen Regierung der Sozialisten und Kleinbauern übriggeblieben. Nun die äußeren Grenzen bis auf das umstrittene Gebiet von Wilna im großen und ganzen festgelegt sind — Ostgalizien ist nicht mehr umstritten, seit es keine unabhängige Ukraine mehr gibt —, mußten die inneren Gegensätze wieder verschärft zum Ausdruck kommen. Der Kampf Korfanty kontra Pilsudsky ist nur der ins Persönliche übertragene Ausdruck dieser Gegensätze.

Daß die großpolnischen Schlachtschitzen keinen anderen fanden als diesen Korfanty, dem England noch vor nicht allzulanger Zeit als unliebsamem Ausländer die Tore verschloß und mit dem man selbst in Paris sich nicht auf offener Straße zeigte, ist charakteristisch genug. Man kann daraus nicht nur auf die Stärke der Position Pilsudskys, sondern auch auf die tatsächliche Schwäche der Junker und Imperialisten schließen, die ja selbst in diesem im nationalistischen Fieber gewählten Parlament nur dann über die Mehrheit verfügen, wenn ihnen die schwankenden Gestalten der klerikalen Bauernvertreter die traditionellen Schleppenträgerdienste leisten.

Aber auch in Polen werden die Wirkungen des Friedensvertrags schließlich der Vernunft zum Siege verhelfen. Das Land befindet sich in einem beispiellosen wirtschaftlichen Verfall. Es hat für das »glorreiche« Gendarmenamt, das ihm die Alliierten zugewiesen haben, bisher nur einen recht zweifelhaften Machtzuwachs von nationalfremden und staatsfeindlichen Minderheiten und eine finanzielle und politische Schuldknechtschaft geerntet. Das salomonische Urteil des Völkerbundes zwang schließlich Deutschland und Polen, wollten sie nicht Oberschlesien morden lassen, zur Verständigung. Diese Verständigung lokaler Natur ist nun auf dem Wege einer allgemeinen wirtschaftlichen Verständigung, die ja die Grundlage jedes freundschaftlichen Verhältnisses von Nachbarstaaten ist. Es war aber auch höchste Zeit. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Bruno Sommer, **Der babylonisch-biblische Schöpfungsbericht und die Wissenschaft.** Berlin 1922, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 76 Seiten. Preis geheftet 14 Mark.

Längst ist bekannt, daß der im ersten Buch Mose 1, 24—31 und 2, 4—10 enthaltene Schöpfungsbericht der Bibel aus zwei verschiedenen, zum Teil stark verstümmelten Grundschriften besteht, die später aneinandergereiht und mehrfach überarbeitet, das heißt korrigiert und durch einzelne Zusätze ergänzt worden sind. Ferner hat die Entzifferung neu aufgefundener Keilschriften klar erwiesen, daß der größte Teil dieser Berichte, vornehmlich der Inhalt der Kapitel 1, 1—24, babylonischen Schöpfungssagen entlehnt ist, die ihrerseits wieder auf einer alten Schöpfungsmythe der Sumerer beruhen — eines Urvolks, das lange vor den semitischen Babyloniern das Tiefland zwischen Euphrat und Tigris bewohnte und dessen alte Kultur später größtenteils in die babylonische aufgegangen ist.

Diesen Zusammenhang zwischen der biblischen und der babylonischen Schöpfungssage sucht Sommer in seiner durchaus gemeinverständlich gehaltenen kleinen Schrift näher nachzuweisen, indem er zur besseren Veranschaulichung auch andere Schöpfungs- und Stammesmythen mit in Betracht zieht. Er schildert zunächst das Bemühen katholischer und protestantischer Theologen, durch allerlei vage Auslegungen des Bibeltextes diesen einigermaßen mit der heutigen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, geht dann kurz auf den Charakter der Schöpfungssagen einiger heutiger Naturvölker ein und untersucht darauf das Alter der alttestamentlichen Bibelschriften und die Beeinflussung der jüdischen Schöpfungsgeschichte durch die babylonische, namentlich während der Zeit des jüdischen Exils. Besonderes Interesse dürfte bei vielen Lesern das letzte Kapitel der Schrift finden, in welchem Sommer veranschaulicht, wie zuerst der Urtext des biblischen Schöpfungsberichts ausgesehen hat und welche Zusätze von späteren Bearbeitern gemacht worden sind.

Die Sommersche Schrift kann in der heutigen Zeit, in der wieder der Hang zu einer völlig unkritischen Mystik hervortritt und so mancher in den alttestamentlichen Legenden ewige Wahrheiten sucht, warm empfohlen werden. Allerdings muß der Leser, der alle Ausführungen Sommers verstehen will, einige Kenntnis der altjüdischen Geschichte mitbringen. Heinrich Cunow

W. Hokamp, **Kommunale Finanzpolitik.** Dortmund 1922, Gerisch & Co. 39 Seiten. Preis geheftet 6 Mark.

»Lichtstrahlen zur Wiedererstarkung der Gemeindefinanzen« nennt der Verfasser seine kleine Abhandlung, in der er nach einer Schilderung des finanziellen Verhältnisses der Gemeinden zu den Ländern und nach einer Reihe von Vorschlägen für die Gesundung der Gemeindefinanzen zu dem Ergebnis kommt, daß jede Finanzordnung der Gemeinde ein müßiges Spiel mit Zahlen bleibt, falls nicht eine Gesundung der deutschen Wirtschaftslage eintritt. Wenn wir auch in Einzelheiten über

diesen oder jenen Vorschlag anderer Meinung sind, so pflichten wir dem Verfasser doch darin bei, daß die Finanzen von Reich und Staat der Erstarkung erst dann entgegengehen und daß erst dann die Glieder des Staatsganzen, die Gemeinden, aus der finanziellen Unruhe ganz befreit werden, in die sie durch den langen Krieg und seine Nachwirkungen geraten sind, wenn alle produktiven Kräfte des Volkes zusammenwirken, um mit dem geringsten Aufwand an Stoff, Zeit und Energie höchste ökonomische Leistungen zu erzielen, die Gütererzeugung weit über den Eigenbedarf zu steigern und damit hohe Ausfuhrwerte zu schaffen. Allerdings sind wir nicht so optimistisch wie Hokamp, der bereits jetzt Anzeichen dafür erblickt, daß wir mehr und mehr einem Zustand der Stabilisierung der Verhältnisse entgegengehen.

Obwohl wir nicht mit allen Ansichten des Verfassers übereinstimmen, können wir die Schrift doch jedem, der sich für die wichtige Frage der Neuordnung unserer Gemeindefinanzen interessiert, warm empfehlen. P. H.

Viktor Noack, **Taschenbuch für Kommunalpolitiker.** Berlin 1922, Buchhandlung Vorwärts. 340 Seiten. Preis gebunden 18 Mark.

Verlag und Herausgeber der »Kommunalen Praxis« geben im Einverständnis mit dem Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands alljährlich ein Taschenbuch heraus, das in erster Linie den zur praktischen Arbeit in Stadt- und Landgemeinden Berufenen dazu dienen soll, sich rasch über die wichtigsten kommunalpolitischen Fragen der Gegenwart zu unterrichten. Der erste Band enthält Beiträge bekannter parteigenössischer Kommunalpolitiker und liefert den Beweis für die Nützlichkeit dieses von der Partei ins Leben gerufenen Unternehmens. P. H.

Dr. med. Dienemann (Dresden), **Die gesundheitlichen Grundlagen für gewerbliche Arbeit und Taylorsystem.** (Veröffentlichungen der Dresdener Volkshochschule, herausgegeben von Dr. Karl Reuschel.) Dresden, Verlag von E. Heinrich. 71 Seiten.

Bezüglich des ersten Teiles dieser Schrift, der gesundheitlichen Grundlagen für die gewerbliche Arbeit, ist wenig zu sagen, da er sich in den üblichen Bahnen bewegt, vernünftige Lebensweise, Arbeitszeit und Ernährung empfiehlt und, was letzteres betrifft, dem überflüssigen Fleisch- und Eiweißschwelgen entgegentritt. Interessanter ist die Darstellung des Taylorsystems, dessen Grundsätze der Erfinder selbst mit den Worten darstellt: »Wissenschaft, keine Faustregeln! Harmonisches Zusammenarbeiten, nicht Uneinigkeit und Gegensätze. Arbeitsteilung und Handinhandarbeiten, nicht individuelle Selbständigkeit. Höchste Leistung an Stelle von beschränkter. Weiterbildung jedes einzelnen zur größten Leistungsfähigkeit, vorteilhaftesten Kraftverwertung und zu höchstem Gewinn.«

Das Taylorsystem will bei billigerer Produktion höheres Einkommen sichern, keine Hetzpeitsche, sondern Arbeitserleichterung sein, insbesondere durch Verbesserung der Werkzeuge und Maschinen. Aber dem Verfasser ist, ebenso wie Taylor selbst, die Gefahr klar, die das einseitig angewandte System in der Hand rücksichtsloser Unternehmer bedeutet, und er belegt sie mit Beispielen.

Wir möchten hervorheben, daß die von Taylor beabsichtigte Herstellung der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit unserer Meinung nach durch die Individualbehandlung des Arbeiters und dessen Solidaritätsgefühl geschwächt wird, das doch heute dem Kapitalismus gegenüber so notwendig gebraucht wird. So eignet sich denn das Taylorsystem auch nicht nur besonders, sondern geradezu einzig und allein für vom Unternehmerinteresse befreite sozialisierte Betriebe. Nur hier, wo auch die angestellten Vorgesetzten Solidarität üben, können die großen Schädigungen, die durch die Taylorsche Intensivität der Arbeit hervorgerufen werden können, abgehalten werden. bf

Notizen

Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte. Mit aller Kraft strebt man in den Reederkreisen, besonders der Hansastädte, dahin, die durch die Schiffsablieferungen an die Entente zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückte deutsche Handelsflotte wieder auf einen höheren Stand zu bringen, und wie die Meldungen über deutsche Schiffsneubauten und Schiffsankäufe zeigen, mit einem gewissen Erfolg, so daß bereits Poincaré und seine Presse die Zunahme der deutschen Schiffsbauten als ein Argument für ihre Behauptung benutzen, Deutschland könne sehr wohl, wenn es nur wolle, die ihm auferlegten sogenannten Reparationszahlungen ohne sonderliche Anstrengung leisten. Nach dem New Yorker »Journal of Commerce« hat Deutschland im ersten Vierteljahr 1922 mehr als 35 Schiffe von 237 bis 9000 Bruttoregistertonnen gebaut. Insgesamt haben diese Schiffe einen Raumgehalt von rund 105 600 Bruttotonnen. Außerdem aber haben deutsche Reedereien im ersten Quartal des laufenden Jahres sechs Schiffe von zusammen 22 900 Bruttotonnen zurückgekauft. Unter den neuen Schiffen befinden sich freilich eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge von weniger als 1500 Bruttoregistertonnen, die für den überseeischen Seedienst kaum in Betracht kommen, doch ist die zusammengeschrumpfte deutsche Handelsflotte auch um 11 größere Schiffe von mindestens 5000 Bruttotonnen vermehrt worden. Es sind das folgende Schiffe:

Krefeld	zirka 9000	Bruttotonnen,	Norddeutscher Lloyd
Baden	- 9000	-	Hamburg-Amerika-Linie
Ermland	- 6500	-	- - -
Birkenfels	- 6317	-	Hansa-Linie
Liebenfels	- 6310	-	- -
Trifels	- 6182	-	- -
Baumwall	- 5890	-	für Hamburger Rechnung
Emil Kirdorf	- 5600	-	Hugo Stinnes
Emden	- 5572	-	Hamburg-Amerika-Linie
Schwarzwald	- 5500	-	- - -
Otavi	- 5170	-	- - -

Gründung einer Einheitsgewerkschaft in Australien. Nach mehrwöchigen Verhandlungen haben sich kürzlich die drei bedeutendsten Gewerkschaften Australiens zu einer Einheitsgewerkschaft (One Big Union) zusammengeschlossen, nämlich der Australische Arbeiterbund, der unter anderen die meisten Arbeiter der Land- und Weidefarmen umfaßt, der Verband der Kohlenarbeiter und der Transportarbeiterverband, die insgesamt 200 000 Mitglieder zählen. Der neue Einheitsverband, der am 25. Februar formell begründet wurde, wird sich aus fünf Industriegruppen zusammensetzen. Davon bestanden im Australischen Arbeiterbund bisher schon drei, die Gruppen der Land-, Bau- und Fabrikarbeiter, während jetzt für Bergbau und Transportwesen neue Gruppen geschaffen wurden.

Die neue Organisation setzt sich zum Ziele: das Akkordsystem zu beseitigen, die Lebenslage und Verhältnisse der Mitglieder zu verbessern, die Mitglieder aufzuklären und eine Organisation aufzubauen zu dem Zweck, den Kapitalismus zu beseitigen und an seine Stelle das Gemeineigentum an den Mitteln der Erzeugung, der Verteilung und des Tausches zu setzen mit Hilfe revolutionärer Aktion auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiet. Man hofft, auch die übrigen Gewerkschaften des Landes bald zum Anschluß bewegen zu können.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20 | Ausgegeben am 11. August 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Felonie

Von Alwin Saenger

München, den 1. August 1922

Als vierhundertstes Opfer jener Theorie, die im feigen, vorsätzlich begangenen Meuchelmord den Urgrund der nationalen, schwarzweißroten Restauration erblickt, fiel am 24. Juni 1922 der Reichsminister Dr. Walter Rathenau. Dieser Ausgangspunkt der in den nächsten Wochen zwangsläufig — viel zu spät — erstandenen Reichsgesetze zum Schutze des Staates muß für unsere Betrachtung festgehalten werden.

Am 21. Juli 1922 verkündete der Reichspräsident mit der erforderlichen Zustimmung des Reichsrats das Gesetz zum Schutze der Republik, das die Vertretung des gesamten deutschen Volkes mit überwältigender, qualifizierter Mehrheit beschlossen hatte. Am 24. Juli 1922 erließ darauf das Ministerium des weiland deutschen Reichsgesandten Grafen Lerchenfeld, nunmehrigen Ministerpräsidenten des deutschen Landes Bayern, eine Verordnung, die das eben zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes erlassene Reichsgesetz für Bayern annullierte. Die juristische Begründung dieser sogenannten Verordnung ist eine besondere Ruhmestat der kahrbayerischen Justiz. Sie stellt eine beispiellose Verhöhnung der Verfassung dar. Sie ist eine dreiste Negierung eines jeden Rechtsstaats. Sie ist eine einzige Lästerung heiligsten inneren Rechtsempfindens.

Soweit das Juristische. Mehr bedarf es zu dieser sachlichen Charakterisierung angesichts der Verurteilung durch die führenden deutschen Rechtsgelehrten nicht. Politisch genommen ist diese Tat der Regierung eines deutschen Landes und der hinter ihr stehenden politischen Parteien ein Treubruch gegen das deutsche Vaterland, wie ihn selbst die an französischen Subsidien so reiche Hausgeschichte der Familie Wittelsbach kaum aufweist. Daran ändern alle mit mehr oder weniger schlechten Advokatenkniffen unternommenen Versuche, den offenen Krieg der bayerischen Regierung und der mit den Deutschnationalen einig handelnden Bayerischen Volkspartei mit sogenannten födcralistischen Lebensnotwendigkeiten zu bemänteln, nichts. Daß diese Versuche in Befolgung hierzulande üblicher parteipolitischer Methoden auch in offene Blasphemie ausarten, ist selbstverständlich. Man müßte die Praktiken derer, die den Herrgott als Parteivorsitzenden reklamieren, schlecht kennen, um nicht beim Ausbruch der Krise bereits zu wissen, daß selbst dieser Treubruch mit der Religion gerechtfertigt werden würde. Einen Tag nach Erlaß jener bayerischen Kriegserklärung rief das führende Münchener Organ der Bayerischen Volkspartei »Gottes Heiligkeit« als Schwurzeugen an.

In einem Aufsatz »Um die Idee des Rechts« lesen wir da: »Daß nach christlichem Rechtsbegriffe die bloß äußere Form eines Gesetzes,

sie mag konstitutionell noch so richtig sein, durch sich allein noch kein bestehendes, die Gewissen bindendes Recht ... begründet, solange dessen Inhalt vor Gottes Heiligkeit objektiv unzulässig ist.« Logischer Schluß: Jedenfalls wird vor Gottes Heiligkeit Reichtumsanhäufung durch Parasiten und Schieber objektiv noch unzulässiger sein als der Reichsschutz gegen Mörder, und darum wird von nun an im blauweiß abgegrenzten Territorium ein vor der bürgerlichen Welt strafloses und vor Gott wohlgefälliges Werk vollbracht werden, wenn der Hungernde dem Übersatten seine Vorratsscheunen zur Hälfte entleert.

Im übrigen ist ja diese unchristliche, *konfessionelle* Legitimierung der Revolution gegen den Staat, wenn es sich um persönliche Machtziele handelt, nichts Neues; und denen, die nach einer Rechtfertigung dieser Art von Bolschewismus suchen, sei das Schrifttum des Grafen Hertling zur römischen Frage zu empfehlen. Bleibt für heute nur der traurige Rest, daß der denkende Politiker letzten Endes gegenüber einer derartigen, die Gewalten des Himmels sprengenden Dialektik machtlos ist, wenn er sich bemüht, für den politischen Kampf wenigstens noch einen spärlichen Rest von Ehrlichkeit zu retten.

Um meinerseits diesem letzteren Gebot zu genügen, sei ausdrücklichst festgestellt, daß die Leidenschaft des Kampfes sich nicht zu der Behauptung versteigen darf, daß die führenden Persönlichkeiten im Kabinett und in den herrschenden Parteien Mörder schützen *wollten*; diesen Dolus den Genannten zu unterstellen, geht entschieden weit über das Erlaubte hinaus. Inwieweit *sachlich* alles von den in erster Linie Verantwortlichen geschehen ist, steht auf einem anderen Blatte. Unterstrichen aber muß werden: Daß die partikularistische Fehde wegen eines Schutzgesetzes gegen Mörder und Volksverderber angesagt wurde, zeigt den blinden Fanatismus. Und die sogenannte Staatsklugheit, ob deren Negation die Reichsregierung von den Münchener Bismarcken immer so heftig gescholten wird, zeigt hier ein beträchtliches blauweißes Defizit. Mag auch die Regierung des Reiches in dieser oder jener Frage so entschieden haben, daß sachliche Kritik nicht ohne Berechtigung ist: wer in diesen Stunden, in den Stunden des *gemeinsamen* nationalen Existenzkampfes wider das Reich streitet, den *allein* trifft die ganze Schwere der Verantwortung, der beweist, daß er von dem Gefühl der Hingabe an das große, unglückliche deutsche Vaterland noch nicht bis in die Tiefe seiner Seele erfüllt ist.

Des Rüstzeugs der Kämpfer um die »Hoheitsrechte« geschehe noch kurz Erwähnung. In der Bayerischen Landtagssitzung vom 25. Juli diente dem Fraktionsvorsitzenden der herrschenden Bayerischen Volkspartei zur Begründung seiner Kampfansage, daß das Reich Gesetze vorbereite, die jedem Studenten bei Strafe der Relegation eine Gesinnung verböten und die Hochschulprofessoren verpflichten würden, die Republik als die einzig vertretbare Staatsform zu lehren. Diese Erzählung der führenden Persönlichkeit in der jetzigen Krise ist dem erfundenen französischen Bombenabwurf bei Nürnberg in den Julitagen 1914 gleichzusetzen; kein wahres Wort ist daran. Daß die Kämpfer gegen das Reich überhaupt den Mut besitzen, hierbei als Apostel der bedrohten »Gewissensfreiheit« zu agieren, ist wohl das Stärkste, was bislang auf dem Gebiet parteipolitischer Unwahrhaftigkeit geleistet worden ist.

Wenn jemals das Recht der freien Meinungsäußerung mißachtet und mit Füßen getreten wurde, dann geschah dies von der Bayerischen Volkspartei.

Jahrzehntelang ist von dieser Seite die Gewissensfreiheit der freireligiösen Eltern geknechtet worden, die Liste der »verdächtigen« Gelehrtenschriften wuchs fast bei jedem bayerischen Kultusetat, Richter, die kein den Machtaspirationen der ehemaligen bayerischen Zentrumspartei genehmes Urteil fällten, wurden mit Namen und genauer Wohnungsangabe in der schwarzen Presse gebührend gekennzeichnet, die harmlose Begleitung von Staatsbeamten durch Sozialdemokraten genügte diesen Vorkämpfern der Gewissensfreiheit, die Staatsregierung gegen die Verdächtigen mobil zu machen, nirgendwo und nirgendwann ist die rücksichtslose und brutale Niederknüppelung jeder anderen Denkungsart so systematisch und folgerichtig betrieben worden wie von der Bayerischen Volkspartei in den Tagen ihrer seligen Alleinherrschaft in Bayern. Wahrhaftig, es gehört eine eiserne Stirne dazu, wenn Angehörige dieser Kreise heute das Wort Gewissensfreiheit nur in den Mund nehmen! Zudem enthält das Schutzgesetz des Reiches nur Selbstverständlichkeiten. Die innere Überzeugung und die Gewissensfreiheit werden in keiner Weise berührt. In der Hauptsache handelt es sich bei dem Schutzgesetz lediglich darum, daß die in dem deutschen Strafgesetzbuch bereits vorhandenen strafgesetzlichen Bestimmungen verschärft werden, weil sie sich in der bisherigen Fassung als ungenügend erwiesen haben. Insbesondere ist alles das, was über die Bestrafung der Beschimpfung der geltenden Staatsform und der Mitglieder einer republikanischen Regierung in dem Reichsschutzgesetz steht, eine ganz selbstverständliche Folge der im Reichsstrafgesetzbuch bereits ausgesprochenen Grundsätze.

Doch erscheint es nutzlos und überflüssig, die ganze Angelegenheit noch juristisch zu bewerten. Im Vollbewußtsein ihres Unrechts hat ja die Bayerische Volkspartei bereits erklären lassen, daß die Anrufung des Reichsgerichts und des Staatsgerichtshofs für sie gar nicht in Frage komme. Die Partei weiß, warum. Das Leidvolle und letzten Endes unsagbar Traurige dieser Fehde gegen das Reich liegt in der geschichtlichen Wahrheit, daß sie nur ein Glied in der Kette jener Tatsachen ist, die beweisen, daß die Einheit der Nation noch immer verbissene Widersacher in dem Stück Land südlich der Donau findet. Ob es sich um die Fronde der Herzöge von Bayern gegen den das Reichsbanner haltenden Schwäbischen Bund handelt, ob Herr Graf Montgelas erst acht Tage vor der Völkerschlacht den Vertrag von Ried zustande bringt, ob Ludwig II. mit dem Zahnbund im Bett auf Schloß Hohenschwangau den Kaisertitel erst dann anbieten will, wenn sein eigenes Land vergrößert wird, ob der durch die Revolution gestürzte Ludwig III. eine für das gesamte Vaterland glückliche Lösung der Elsaß-Lothringischen Frage durch die fürstlichen Machtgelüste seines Hauses auf einen Teil von Elsaß und Lothringen in unverantwortlicher Weise vereitelt: das kleine, untergeordnete persönliche Interesse wird über das große Ziel gestellt, ein großes einiges Volk zu sein. Ist es nicht geradezu absurd, daß Ruprecht von Wittelsbach in seiner Kronprätendentenzeit am 19. Juli 1917 — in der Zeit gemeinsamer höchster nationaler Not! — einen Brief an den Reichskanzler Hertling schrieb, in dem er eine Änderung der Reichsverfassung in dem Sinne fordert, daß die Reichsverfassung mehr der Form eines Staaten-

bundes als eines Bundesstaats angenähert wird? Die gleichen Gedankengänge, wie wir sie bei den französischen Nationalisten finden!

Aus Bayern drang auch im Jahre 1864 zu den Schleswigern hinauf die Mahnung, Holstein solle lieber bei Dänemark bleiben, als zum Deutschen Reiche gehen. Es war ferner die Patriotenpartei Bayerns, die im Sommer 1870 in der Hohen Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtags den Bündnisfall gegenüber Preußen für nicht gegeben erklärte. Und was heute an Hetze gegen die Verfassung von Weimar in Bayern vorgebracht wird, das deckt sich ungefähr mit dem, was seinerzeit gegen die Novemberverträge 1870 bayerischerseits eingewendet wurde. Was ist denn die heutige Verfassung anderes als lediglich die weitere Entwicklung einer mit dem Bismarckschen Verfassungswerk angebahnten Entwicklung? Graf Bray, der Großvater des Herrn v. Lerchenfeld, schrieb im Herbst 1870 mit richtigem politischem Instinkt, als er Kenntnis von dem Inhalt der Novemberverträge zwischen dem Norddeutschen Bund und Bayern erlangt hatte, an seine Frau: »Dies ist der Anfang eines neuen Deutschlands, das Ende Altbayerns.« Die juristische Struktur des alten Kaiserreichs war doch die, daß es zwar ein Bundesstaat war, aber ein Bundesstaat mit der immanenten Tendenz, zu einem Einheitsstaat zu kommen. Es bedarf bloß eines Hinweises auf den Art. 78 der alten Reichsverfassung, den bekannten Kompetenzparagraphen.

Innerlich unwahr ist diese ganze Reichshetze jetzt aber auch aus dem Grunde, weil unsere sozialdemokratischen berechtigten Warnungen gegen Übergriffe der preußischen Junker in den Zeiten des preußisch-deutschen Kaiserreichs, wie üblich, mißachtet wurden. Im Bayerischen Landtag ist oftmals — ohne jeden Erfolg — von unseren Freunden verlangt worden, daß Graf Hertling, der Vorsitzende des alten Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, gegen unberechtigte Übergriffe des preußischen Junkergeistes Protest einlege. Die Herrschaften, die heute die Weimarer Verfassung am Tage dreimal verspeisen, sollten lieber an jenes den Reichsmagen füllende Bahnhofsfrühstück denken, das bei der Rückkehr des Kaisers von seiner Orientreise am 24. November 1898 stattfand und bei dem zwischen dem bayerischen Königreichs-Verweser Luitpold und dem Staatsmann Wilhelm II. die ganze bayerische Militärhoheit auf einmal verspeist wurde. Der Klagen sind ja viele laut geworden — am Biertisch. Als preußische Lakaien haben die Königstreuen ehedem die bayerischen Prinzen beschimpft. Aber darum hat der nachmalige König Ludwig doch seinen Kanossagang nach Kiel wegen seiner Moskauer Rede angetreten. Und als weiterer Beweis dafür, wie unsagbar lächerlich der heutige Kampf gegen Weimar ist, sei respektvoll wiedergegeben, was die »Augsburger Postzeitung«, ein führendes Organ der Bayerischen Volkspartei, im Januar 1903 schrieb:

> Für jede Flottenvorlage, für jede Heeresvermehrung war Bayern zu haben, weil Preußen es wollte. Preußische Unteroffiziere haben bayerische Rekruten gedrillt. Bayern ließ es geschehen, weil Preußen es wollte. Die Raupenhelme sind verschwunden, weil Preußen es wollte. Die grauen Offiziersmäntel sind gekommen, weil Preußen es wollte. Die bayerische Militärgerichtsbarkeit ist zum größten Teil verschwunden, weil Preußen es wollte. Man hat sich nachgerade in Preußen daran gewöhnt, Bayern als etwas zu behandeln, das zu allem zu haben ist....

Ja, die grauen Offiziersmäntel, die Reichskokarde, die Pickelhaube! Wäre es nicht doch vernünftiger und der Staatskunst der Deutschen entsprechen-

der, wenn wir zurückgingen bis zum Westfälischen Frieden oder gleich lieber noch etwas weiter, zurück bis in die Jahrhunderte, da die Reichsritterschaft der Kraichgauer und Mortenauer, die pfälzischen, die Bößler und die Löwenritter die bayerische Oberhoheit nicht anerkennen wollten?

Gewiß ist die Geschichte des bayerischen Landes reich an großen Taten. Aber daß dieses Land und seine Bewohner anders und besser geartet seien als die anderen deutschen Stämme, das vermag nur der anzuerkennen, dem der engere Raum der Geburt mehr gilt als das uns alle Bindende. Haben die anderen deutschen Stämme weniger geleistet als die Bewohner südlich der deutschen Donau? Haben sie kein eigenes kulturelles Leben mehr aufzuweisen? Ist ihnen, die sich nicht im Jahre 365mal über Hoheitsrechte und Stammeseigenart laut auseinandersetzen, die kulturelle Eigenart verlorengegangen?

Aber mögen die Kräfte, die jetzt diesen unerhörten Schritt der Rechtsverweigerung und Rechtsverneinung gegenüber dem Reiche aus politischen Gründen taten, sich ihrer vermeintlichen Schlauheit noch so sehr rühmen; das Leben schreitet trotz alledem auch in der Politik vorwärts und aufwärts. Einmal muß ja doch selbst für die, die das Reich in der Stunde seines Existenzkampfes als Deutsche im Stiche ließen, die Erkenntnis kommen, daß auch Bayern ohne das Reich ein Wrack ist, es sei denn, daß wirklich der Volksverrat des Rheinbundes wieder auferstehen soll. Bis dies nicht sichtbar wird, wollen wir uns den Glauben bewahren, daß trotz aller Abirrungen in diesen Stunden zuletzt ein jeder als Quelle unserer Kraft und Hoffnung das deutsche Vaterland erkennt.

Zur politischen Entwicklung des selbständigen Finnland

Von **Wilhelm Grotkopp** (Kiel)

(Schluß)

II

Der Sieg der finnländischen Demokratie zu Anfang des Jahres 1919 zeigte sich zunächst bei der Präsidentenwahl: Der Sieger im Bürgerkrieg General Mannerheim fiel durch, gewählt wurde mit den sozialistischen Stimmen der Kandidat des demokratischen Bürgertums Professor Stohlberg. Finnland erhielt eine neue, der deutschen ähnliche demokratische Verfassung; die Macht ruht seitdem im Reichstag, dem Nachfolger des Landtags. Die Regierung wurde vom Bürgertum gebildet, teils mit, teils ohne Einschluß der Rechten. Als Ende 1920 eine Regierungskrisis eintrat, wurde der Führer der Arbeiterschaft Väinö Tanner mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt; aber die Partei lehnte den Eintritt in die Regierung ab, nur als der Abschluß des Friedens mit Rußland in Frage stand, zeigte sie sich dazu bereit. Selbstverständlich war der Klassengegensatz nicht zu überbrücken. Das zeigte sich deutlich, als die Ideale des demokratischen Bürgertums, besonders der Kleinbauernschaft, verwirklicht waren. Teilweise schien es sogar, als ob das Bürgertum wieder in die alte kurzsichtige Politik von 1918 zurückfallen wollte, während die sich immer mehr zersplitternde Arbeiterschaft die Durchsetzung ihrer Forderungen, besonders im Hinblick auf eine weitere Amnestie und Abbau der »Orgesch«, nicht allein erzwingen konnte.

Im Mai 1921 raffte sich das demokratische Bürgertum noch einmal zusammen. Unter stillschweigender Zustimmung der Sozialdemokratie und formaler Ausschaltung der Rechten bildete sich zum zweiten Male die Regierung Vennola. Ihre Innenpolitik war gekennzeichnet durch den Minister Ritavuori, der den Geist von 1918 austilgen wollte. Er war die treibende Kraft, die die Regierung nach links drehte und die Forderungen der Arbeiterschaft durchsetzte. Die Folge war: er wurde am 14. Februar 1922 ermordet. Die andere am meisten angegriffene Kraft war der den schlimmsten Verleumdungen ausgesetzte Außenminister Holsti. In der fürs erste noch immer wichtigsten Frage, in der des Verhältnisses zu Rußland, hielt er das weitestgehende Entgegenkommen gegen die Sowjetmacht, mit der Finnland seit Oktober 1920 in Frieden lebt, für angebracht. Aus diesen Gründen zeigte sich Holsti abgeneigt gegenüber den Plänen, mit Polen ein Bündnis abzuschließen, da er zunächst nicht die geringste Lust hatte, etwaige imperialistische Bestrebungen mitzumachen. Als es sich dann aber, besonders während der Karelischen Ereignisse, zeigte, daß Finnland Rußland gegenüber zu militärischen Maßnahmen gezwungen werden könnte, wurde die Frage eines militärischen Defensivbündnisses immer brennender. Mit weitgehender Vollmacht ausgerüstet, reiste Holsti nach Warschau, um ein Verteidigungsbündnis abzuschließen. Er kam aber nach Hause mit einem viel weitergehenden Vertrag, der alle Randstaaten umfaßte und der sich zum Teil gegen Deutschland richtete. Eine ungeheure Entrüstung in Finnland war die Antwort; Holsti versuchte ein oft von der Regierung Vennola erprobtes Mittel anzuwenden, er wollte Zeit gewinnen und fuhr nach Genua; aber die Regierung konnte sich gegen den Ansturm von links und rechts nicht halten, sie mußte demissionieren, an ihre Stelle trat bis zu den Neuwahlen die Beamtenregierung Cajander-Enckell.

Die Grundorientierung der Außenpolitik war, ohne übrigens direkt antideutsch eingestellt zu sein, die nach der Entente, die wesentlich durch wirtschaftliche Momente bedingt ist, da der Westen, besonders England, Hauptabnehmer finnländischer Waren ist. Die Orientierung nach Skandinavien wird von vielen Kreisen, hauptsächlich schwedischen, gefordert. Hier war aber die Entscheidung in der Alandfrage ein Hindernis, das jedoch scheinbar jetzt überwunden ist.

Über diese Politik sollte das Volk in den eben stattgefundenen Wahlen urteilen.

Das Wahlresultat vom Juli 1922 ist für die Sozialisten nicht allzu günstig; belegen doch die Bürgerlichen wiederum 120 von den 200 Sitzen, trotzdem seit 1919 infolge der vielen Amnestien 50 000 Sozialisten das Wahlrecht wieder erhielten. Der Grund ist wie überall im wesentlichen in der Spaltung der Arbeiterschaft zu suchen. Beklagenswert ist, daß das geistige Niveau der 27 gewählten kommunistischen Vertreter im ganzen ziemlich tief ist, wurden doch zum Teil kommunistische Abgeordnete gewählt, deren Taten während des Aufruhrs denen von Hölz fast gleichzusetzen sind. Die bisherigen Aufrufe lassen vermuten, daß diese Partei eine Demonstrationspolitik schlimmster Art treiben wird. Doch die größere Gefahr für den Sozialismus besteht wohl darin, daß die Sozialisten sich ins Schlepptau nehmen lassen von den Kommunisten, die von den 25 Gewerkschaften 22 beherrschen. Wenn auch heute die Führung der Partei in Hän-

den von ruhigen und zielbewußten Marxisten liegt, so hat doch andererseits die neueste Entwicklung gezeigt, welchen Einfluß die Angst vor den Massen noch immer auf die Beschlüsse ausübt. Es wäre zu bedauern, wenn die Partei, die mit 53 Abgeordneten die stärkste des Reichstags ist, die Lehren von 1918 vergessen sollte. Glücklicherweise sitzen im Reichstag Männer wie Tanner, Voinmaa, Ryömä, Keto, Wiik und andere. Beide sozialistische Parteien entsenden 15 Frauen in den Reichstag, die Bürgerlichen nur 3.

Auf bürgerlicher Seite fällt die scharfe Niederlage der eigentlichen Regierungspartei, der Fortschrittspartei auf, die jetzt mit 15 Abgeordneten, darunter Vennola und Holsti, die kleinste Partei ist. Von ihrer Politik hat sich also das Bürgertum losgesagt, und zwar spricht, wie mir scheint, die Abneigung gegen die Außenpolitik mehr mit als die gegen die Innenpolitik. Ein Warschau-Abenteuer wird sich keiner mehr leisten können. Deutschfeindliche Politik ist fürs erste unmöglich. Bleiben wird allerdings wohl die durch die augenblicklichen Verhältnisse bedingte Ententeorientierung, noch stärker wird aber in der nächsten Zeit die Richtung nach Skandinavien hervortreten, von dem man eventuell Schutz gegen Rußland erwartet, während man bemüht sein wird, mit den Randstaaten, auch mit Rußland, gut nachbarliche Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Was bedeutet aber das Wahlergebnis für die Innenpolitik? Die Niederlage der Demokratie ist nicht so stark, wie man auf Grund des Zusammenschrumpfens der Fortschrittspartei annehmen könnte, denn die Agrarpartei ist mit 45 Abgeordneten noch immer die stärkste bürgerliche. Freilich stellen die Presseäußerungen eine Rechtsschwenkung dieser Partei in Aussicht, die jetzt ihre Reformen gesichert hat. Die Agrarier zeigen keine allzu große Lust, die bisherige Vennola-Politik weiter mitzumachen. Der demokratische Flügel ist ferner gestärkt worden durch einige linksstehende Mitglieder der schwedischen Partei, die es dank der geringen Wahlbeteiligung auf seiten der anderen Parteien auf 25 Sitze brachte. Sonst bedeutet das Wahlergebnis einen unleugbaren Sieg des »weißen« Finnlands, die konservative Finnische Partei gewann 13 Sitze und ist so mit 35 Abgeordneten ein beachtenswerter Faktor geworden. Die bürgerlichen Wähler haben sich innerpolitisch gegen ein enges Zusammenarbeiten mit den Sozialisten ausgesprochen.

Zurzeit liegt noch die Frage der Regierungsbildung völlig im unklaren. Geht man mit der Rechenmaschine an die Lösung der Frage heran, so erscheint es als ein Gebot des parlamentarischen Systems, den Führer der stärksten Partei, der Sozialdemokratie, mit der Regierungsbildung zu beauftragen. Diese könnte dann eine Regierung bilden mit der Fortschrittspartei und den Agrariern, die 113 Abgeordnete hinter sich haben würde. Die Frage ist nur, ob die Partei hierzu bereit ist. Ferner fragt sich, ob die Agrarier solche Regierungsbildung mitmachen. Sie werden den wesentlichsten Einfluß ausüben. Eine aktive Teilnahme der Sozialdemokratie ist von ihrer Zustimmung abhängig. Andererseits können sie die Schaffung eines bürgerlichen Blocks ermöglichen, indem sie den schwedischen Forderungen etwas mehr entgegenkommen als bisher.

Die Sozialdemokratie sollte bedenken, daß es sich jetzt mehr denn je um den weiteren Ausbau der demokratischen Republik und die Führung einer

neutralen pazifistischen Außenpolitik handelt. Diese Führung sich aus der Hand reißen zu lassen aus Rücksicht auf die noch weiter links stehenden Arbeitervertreter, hieße in den Geist von 1918 zurückzufallen. Diesen Geist zu verbannen, muß die Aufgabe der finnländischen Politik sein, falls Finnland ein westeuropäischer Rechts- und Kulturstaat bleiben will.

Der Weltkrieg und die Krisengefahr im Kapitalismus

Eine grundsätzliche Betrachtung

Von Dr. **Karl Landauer** (München)

Von jeher haben wir Sozialisten gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung den Vorwurf erhoben, daß sie es nicht vermöge, die Wirtschaftskrisen und Konjunkturschwankungen auszuschalten, die eine Quelle der Unsicherheit des wirtschaftlichen Lebens, der Not und des Elends für die in den modernen Wirtschaftsapparat eingespannten Menschen sind. Einzelne von uns messen diesem Anklagepunkt für sich allein schon entscheidende Bedeutung zu, während andere in der Krisenbedrohung nur ein Symptom unter vielen der eng begrenzten Leistungsfähigkeit des kapitalistischen Systems erblicken. Aber daß dieses Moment einen Hauptanklagepunkt gegen den Kapitalismus bildet, darüber herrscht unter Sozialisten Einstimmigkeit.

Nun hat aber in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg die Heftigkeit der Krisenerscheinung abgenommen. Der Sturz war nicht mehr so tief, der Wiederaufstieg des Wirtschaftslebens vollzog sich rascher als früher. Man kann daher verstehen, daß bürgerliche Wirtschaftspolitiker darin eine Art Selbstheilung des Kapitalismus sehen wollten. Und in einem gewissen, sehr eingeschränkten Sinne haben sie sogar recht. Die geringere Intensität und Schädlichkeit der Krisen läßt sich nur aus einer Reihe von Ursachen erklären, und eine der wichtigsten unter diesen ist die regulierende Wirkung der Kartelle und sonstigen Monopolorganisationen. Diese Verbände stellen einen Versuch des Kapitalismus dar, über sich hinauszuwachsen. Darüber ist genug geredet und geschrieben. Dieser Gedanke ist sogar übertrieben worden, weil man die Unzulänglichkeit dieses Versuchs sich nicht immer genügend vergegenwärtigt hat; aber es bleibt unzweifelhaft richtig, daß dem modernen Verbandswesen und noch mehr der modernsten Konzernbildung die Tendenz innewohnt, das Prinzip der bewußten Regelung an die Stelle des Prinzips der freien Konkurrenz zu setzen. So erzielt der Kapitalismus eine teilweise Heilung der Krisenkrankheit vor allem dadurch, daß er, wenn auch mit unvollkommenen Mitteln, über sich hinausstrebt, die Geltung des verkehrswirtschaftlichen Prinzips einschränkt und teilweise durch das Prinzip der Verwaltungswirtschaft ersetzt.

Der Umstand, daß die Milderung der Krisen in der Vorkriegszeit zum Teil auf nicht mehr rein kapitalistisch-verkehrswirtschaftlichem Wege erfolgte, spricht dafür, daß man bei einem Weiterschreiten auf diesem Wege, bei einer weiteren Ersetzung des kapitalistischen Organisationsprinzips durch das Prinzip der Verwaltungswirtschaft sich dem Ziel einer völligen Ausschaltung der wirtschaftlichen Schwankungen noch viel mehr nähern könnte. Aber trotzdem bietet die tatsächliche Abnahme der Krisenschäden bis 1914 den bedingungslosen Verteidigern der kapitalistischen Ordnung ein wirk-

sames Argument. Wir haben deshalb allen Grund, die Tragweite dieser Erscheinung genau und kritisch zu prüfen.

Auch einsichtige bürgerliche Wirtschaftspolitiker betonen gelegentlich, daß die »Verflachung« der Krisen in der Blütezeit des Kapitalismus ihre Beweiskraft verlieren würde, wenn sich zeigen ließe, daß die Katastrophe des Weltkriegs aus inneren Gesetzen des kapitalistischen Systems entstanden ist. Dann würden wir vor der Tatsache stehen, daß der Kapitalismus zwar die schädigenden Erscheinungen seines normalen Ablaufs allmählich weniger schlimm gestaltet, daß er aber schließlich einen Zusammenbruch erzeugt, der schon in rein wirtschaftlicher Beziehung alle Schrecken früherer Krisen weit hinter sich läßt. Nun müssen wir uns ganz gewiß vor dem Irrtum hüten, daß eine sozialistische Ordnung die menschlichen Leidenschaften und Irrtümer ausschalten könnte — ein Fehler, der zuweilen von Sozialisten begangen, noch viel öfter dem Sozialismus zum Vorwurf gemacht wird. Aber man braucht noch kein strenggläubiger Anhänger der ökonomischen Geschichtsauffassung zu sein, um zu glauben, daß die Eigenart der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sich psychologisch in einer Überschätzung des Konkurrenzmoments und in einer Unterschätzung der wirtschaftlichen Solidarität auswirkt. Im kapitalistischen Wirtschaftssystem sieht der einzelne und sieht das einzelne Volk nicht deutlich genug, wie sehr es von dem Gedeihen der anderen abhängig ist; man hält viel zu leicht den Schaden des anderen für den eigenen Nutzen, man verliert sich viel zu oft in den Irrtum, als ob man nur das gewinnen könne, was der andere verliert. Zugegeben, daß dies auch im kapitalistischen System nicht wirklich zutrifft, daß auch hier die Zusammenarbeit größere Bedeutung hat als die Konkurrenz: aber es ist eine Folge der Struktur des Kapitalismus und der Unübersichtlichkeit seines Systems, daß dies den Menschen nicht genug zum Bewußtsein kommt. Solange wir im Wirtschaftsleben nicht mit mechanisch bewegten Figuren, sondern mit lebendigen Menschen zu rechnen haben, wird dieses Moment auf der Schuldenseite des Kapitalismus zu buchen sein. Aber sehen wir davon einmal ab. Auch wenn der Weltkrieg als politisches Ereignis mit dem Wesen des Kapitalismus nichts zu tun hätte, wäre damit noch lange nicht gesagt, daß er auch an der Stärke seiner verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen unschuldig ist. Es ist die Frage aufzuwerfen, ob sich nicht eine Wirtschaftsorganisation denken läßt, die gegenüber den Wirkungen eines viereinhalbjährigen Produktionsstillstandes und der Vernichtung produktiver Kräfte sich widerstandsfähiger erwiesen hätte oder vielmehr besser imstande gewesen wäre, sich diesen Wirkungen anzupassen und sie dadurch teilweise auszugleichen.

Für die theoretische Erkenntnis der Wirtschaft ist es ungemein wichtig, den Gegensatz zwischen dem Prinzip der bewußten Wirtschaftsleitung im Sozialismus und der »automatischen« Regelung der Produktion durch Angebot und Nachfrage in der Verkehrswirtschaft festzuhalten. Für die praktische Wirtschaftspolitik aber kann es sich niemals um die restlose Verwirklichung eines der beiden Typen in seiner absolut reinen Form handeln, sondern immer nur um eine Mischung. Wir können nicht ernsthaft daran denken, eine sozialistische Wirtschaftsordnung zu errichten, die nirgends mehr ein Moment der Konkurrenz enthält. Und auf der anderen Seite hat die freie Wirtschaft des Kapitalismus auch dort, wo sie sich am ungehemmtesten

auswirken konnte, nicht auf jede bewußte Regelung verzichtet. Man hat zum Beispiel die Wirtschaftspolizei wohl gelegentlich eingeschränkt, aber nicht abgeschafft; auch die radikalsten Manchesterleute haben sich niemals darauf verlassen wollen, daß der betrügerische Kaufmann oder Wirt seine Kunden verliert und dadurch vom Verkehr selbst ausgeschieden wird. Man hat es von jeher für nötig gehalten, den Betrug zu bestrafen — nicht nur dem Vergeltungsprinzip zuliebe — und ihm sogar durch amtliche Nachprüfung von Maß und Gewicht vorzubeugen. Und ein Aufsichtsrecht über Bau und Betrieb der Verkehrswege haben sich auch diejenigen Staaten gewahrt, die das Staatsbahnsystem verwerfen. Die Förderung der gewerblichen und oft auch der landwirtschaftlichen Tätigkeit durch Berufsschulen wird in den meisten Ländern nicht dem freien Zusammenschluß der Interessenten überlassen, sondern von den öffentlichen Körperschaften übernommen. Man braucht nur an solche allbekannte Tatsachen zu erinnern, um zu zeigen, daß es jedenfalls bestimmte Typen, bestimmte Gattungen wirtschaftlicher Maßnahmen gibt, die auch die extremsten Anhänger des verkehrswirtschaftlichen Prinzips nicht der automatischen Verwirklichung im Wege der freien Wirtschaft überlassen wollen.

Der Hinweis auf diese Dinge müßte überhaupt als ein Einrennen offener Türen gelten, wenn nicht die notwendige Schlußfolgerung daraus so überaus häufig verabsäumt würde: daß der Meinungsstreit über die Frage: Verwaltungswirtschaft oder freie Konkurrenz? nur irrtümlicherweise als ein grundsätzlicher (im strengen Sinne) aufgefaßt werden kann, daß daher kein ernsthafter Wirtschaftspolitiker gegen den Sozialismus das Argument grundsätzlicher Überlegenheit des verkehrswirtschaftlichen Prinzips vorbringen darf, wenn er nicht mit eigenen praktischen Forderungen in Widerspruch geraten will. Was in Wirklichkeit strittig ist, das ist der Raum, der im Wirtschaftsleben dem verkehrswirtschaftlichen Prinzip und dem Prinzip der Verwaltungswirtschaft als Geltungsbereich zugeteilt werden soll. Diese Frage aber kann nur beantwortet werden, wenn man Kennzeichen findet, an Hand deren man feststellen kann, ob sich eine bestimmte wirtschaftliche Aufgabe für die Übernahme durch die Gesellschaft eignet oder dem Automatismus der Verkehrswirtschaft überlassen werden muß. Wir haben hier diese Untersuchung nur anzustellen im Hinblick auf das Krisenproblem, und es interessieren uns hier nur solche Typen von Wirtschaftshandlungen, die im Zusammenhang mit diesem Problem wichtig sind.

Der Vorzug einer bewußt regelnden Verwaltung großer Wirtschaftszweige ist: die entscheidenden Entschlüsse brauchen nur an *einer* Stelle gefaßt zu werden. Es brauchen nicht tausende Unternehmer, jeder für sich, die Markterscheinungen zu deuten und die Konsequenzen daraus zu ziehen, sondern dies alles geschieht im Kopfe einer verhältnismäßig sehr geringen Zahl von Personen. Infolgedessen erscheint es möglich, hier Umstellungen rascher zu bewirken als auf dem Wege des Konkurrenzmechanismus. Hingegen wird man bei solcher Verwaltungswirtschaft den Nachteil in Kauf nehmen müssen, daß weder die Wahrnehmungen, auf Grund deren die Beschlüsse gefaßt werden müssen, noch die Ausführung der gefaßten Entschlüsse sich mit gleicher Genauigkeit vollziehen wie in der Verkehrswirtschaft.

Die verwaltungswirtschaftliche Organisation der Wirtschaftsleitung erscheint daher dort überlegen, wo die rasche Ausführung großer richtung-

gebender Entschlüsse sehr bedeutende Vorteile verspricht, die sich zwar in dem Falle, daß der Entschluß wegen der unvollkommenen Information der leitenden Stelle den Tatsachen nicht mit voller Präzision angepaßt ist und außerdem auch noch ungenau ausgeführt wird, zwar vermindern, aber immer noch bestehen bleiben. Oder anders ausgedrückt: Die Überlegenheit der bewußt gesellschaftlichen Regelung ist dort gegeben, wo es mehr darauf ankommt, daß möglichst rasch annähernd das Richtige geschieht, als daß irgendwann einmal genau das Richtige getroffen wird. Die Vorzüge der gesellschaftlichen Wirtschaftsverwaltung würden also vor allem in solchen Zeiten hervortreten, in denen man sich von vornherein auf haarscharfe Kalkulation gar nicht einstellen kann, sondern wo man sich darauf beschränken muß, möglichst rasch, wenn auch nur im Groben, gewisse entscheidende Umstellungen in der Wirtschaft zu vollziehen.

Diese Ansicht scheint verschiedenen Bedenken zu begegnen. Zunächst ist man gewohnt, zu hören, daß gerade das langsame Funktionieren einen der bedeutendsten Fehler der Verwaltungswirtschaft bildet, und wirklich tun viele Beispiele die Richtigkeit dieser Behauptung dar. Nur ist sie eben lediglich innerhalb gewisser Grenzen richtig und widerspricht insoweit gar nicht der Erkenntnis, daß in den oben geschilderten Fällen gerade die verhältnismäßig rasche Durchführung der an leitender Stelle gefaßten Entschlüsse den großen Vorzug dieser Wirtschaftsorganisation gegenüber der Verkehrswirtschaft bildet. Die Regelung durch Organe der Gesamtgesellschaft funktioniert langsamer, wo es sich um die Anpassung an verhältnismäßig kleine Veränderungen an vielen Punkten des Wirtschaftslebens handelt. Diese kleinen Schwankungen werden durch jede Art von gesamtgesellschaftlicher Wirtschaftsverwaltung zunächst einmal zu ungenau registriert, außerdem müssen die vielen einzelnen Meldungen einen langen Weg durchlaufen; die Anpassungsmaßnahmen müssen also auf dem gleichen Wege angeordnet werden, und ihre Ausführung ist obendrein noch ungenau. Die Kontrolle und die Verbesserungsmaßnahmen, die von den leitenden Stellen versucht werden, bilden Quellen mancher Verschleppung, und so ergibt sich neben anderen unbefriedigenden Erscheinungen auch das Bild eines besonders langsam arbeitenden Apparats. Aber das alles gilt eben nur für Wirtschaftsaufgaben, bei denen das Schwergewicht auf vielen kleinen Maßnahmen, nicht auf wenigen großen liegt. Die einfache Formel, daß die Verkehrswirtschaft rasch und anpassungsfähig, die »gemeinwirtschaftliche« Wirtschaftsleitung langsam und schwerfällig sei, reicht eben nicht aus. Die Formel, auf die sich diese Dinge wirklich bringen lassen, ist nicht so einfach — weil die Dinge selber viel komplizierter sind, als politische Schlagwortathleten sich vorstellen.

Der zweite Einwand, der erhoben wird, knüpft an an die in besonders glänzender Weise von Schumpeter vertretene Erkenntnis, daß gerade der Zustand einer ausgeglichenen Wirtschaft für die Sozialisierung verhältnismäßig günstig erscheint. Dies scheint der Behauptung zu widersprechen, daß ein wirtschaftlicher Zustand, der große Umstellungen erfordert, in besonderem Maße die Leistungsfähigkeit der Verwaltungswirtschaft zeigen könne. In der Tat werden wir neben der Wirtschaft, die große Umstellungen erfordert und bei der es nicht auf viele kleine Anpassungsmaßnahmen ankommt, noch einen zweiten Wirtschaftstyp als besonders geeignet zur Auf-

weisung der Leistungsfähigkeit bewußt gesellschaftlicher Regelung anzuführen haben, nämlich eben die weitgehend in sich ausgeglichene Wirtschaft, in der unvorhergesehene Änderungen überhaupt nicht in bedeutendem Umfang auftreten. Die bewußte Regelung durch die Gesellschaft wird sich also desto zweckmäßiger erweisen, je mehr der Zustand der Wirtschaft entweder großen Veränderungen ausgesetzt ist, die rasche, tiefgreifende Anpassungen erfordern, hinter denen die Anpassung an die täglichen kleinen Schwankungen an Bedeutung zurücktritt, oder je mehr die Wirtschaft den Zustand so weitgehender Ausgeglichenheit angenommen hat, daß unregelmäßige Änderungen in einem Maße, das auch nur ihre Gesamtsumme bedeutungsvoll erscheinen ließe, überhaupt nicht mehr eintreten. Relativ ungünstig ist das Zwischenstadium, in welchem große Veränderungen nicht eintreten, wo aber eine Fülle kleiner Anpassungmaßnahmen erforderlich ist, von deren genauer Ausführung im ganzen der Erfolg der Wirtschaft abhängt.

Mit dem Zustand weitgehender Ausgeglichenheit und seiner Eignung für verwaltungswirtschaftliche Maßnahmen haben wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen, denn für uns handelt es sich gerade um die Leistungsfähigkeit solcher Maßnahmen in Zeiten krisenhafter Veränderungen. Wir wollen nur feststellen, daß die Eignung beider Zustandstypen für die bewußt gesellschaftliche Regelung schließlich doch auf dem gleichen Grunde beruht, nämlich auf den verhältnismäßig geringen Ansprüchen, die diese Typen an die ausführenden Organe stellen.

Man muß ferner beachten, daß hier nur die Rede ist von den Leistungen, die eine *eingeführte* Verwaltungswirtschaft in Zeiten, wo große Umstellungen erforderlich werden, voraussichtlich aufweisen könnte, nicht aber von den Umständen, die einer *Einführung* zentral-gesellschaftlicher Wirtschaftsverwaltung günstig oder ungünstig sind. Daß die Einführung irgendwelcher »gemeinwirtschaftlicher« Methoden in solchen Zeiten besonders schwierig ist, ja meistens gar nicht möglich sein wird, ist ganz gewiß richtig; um so größer wäre natürlich der Vorteil, sie in solchen Zeiten bereits zu besitzen. (Schluß folgt)

Nietzsche und das Christentum

Von Karl Quenzel

I

Nicht bloß unter Ungelehrten, sondern leider auch unter Gelehrten ist die Meinung verbreitet, Friedrich Nietzsche stände mit seiner zähen, unerbittlichen Feindschaft gegen das Christentum allein. Auch wird immer noch die Legende geglaubt, er habe die christliche Religion beschimpft. Der Nervenarzt P. J. Möbius, freilich einer der verständnislosesten Beurteiler Nietzsches und auf dem Gebiet der Philosophie offenbar Laie, versteigt sich in seinem Pamphlet über den Denker Nietzsche sogar zu der Behauptung: »Freilich kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist.« Solche Kampfmittel werden in Deutschland, wo man Nietzsche vielfach nur aus Schmähschriften kennt, niemals ihre Wirkung verfehlen.

Da ist es Sache der vorurteilslosen Forschung, die ganze Frage einmal ohne jede falsche Rücksicht zu behandeln.

In Leben und Kultur war ein antichristliches Element schon lange vorhanden, ehe es gedanklich festgelegt wurde. Wie stark dieses Element um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geworden war, bewies schon die erstaunliche Wirkung, die das Hauptwerk des Philosophen Ludwig Feuerbach, das »Wesen des Christentums« (1841), bei Gebildeten wie Ungebildeten hatte. Viele Deutsche empfanden die Bevormundung durch Christentum und Kirche als einen immer lästiger werdenden Zwang. Und Feuerbachs Worte hätten ein noch viel stärkeres Echo geweckt, wenn ihn die Universitätsphilosophen nicht totgeschwiegen und später, was noch viel schlimmer war, als unwissenschaftlich, einseitig oder — rückständig verschrien hätten. Auf unverbildete, aufrichtig nach Erkenntnis strebende Menschen hat er immer sehr stark gewirkt. Man braucht nur den Dichter Gottfried Keller zu nennen, der ihm im »Grünen Heinrich« ein Denkmal gesetzt hat, oder Paul Heyse, der in der klassischen Novelle »Grenzen der Menschheit« in Dankbarkeit festgehalten hat, daß ihm Feuerbachs Bücher »ausnehmend eingeleuchtet« hätten.

Feuerbach war, wie man weiß, ein Schüler Hegels und stand gleich diesem unter dem Einfluß der Romantik. Gleich seinem Lehrer versuchte er aus den christlichen Glaubenssätzen einen Wahrheitskern herauszuschälen. Sein Ausgangspunkt war die heute als irrig erkannte Ansicht, die Dogmen drückten Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus und seien durch die Theologie nur gleichsam übermalt worden. Er übersah, daß eine so späte, in Kulturzentren zum System ausgebildete Religion wie das Christentum eine Menge Vernunftwahrheiten, ja philosophische Lehren (man denke nur an die Logos-Lehre!) in sich aufgenommen hat, daß diese aber den Dogmen nicht eigentümlich, sondern nur erborgter Schmuck sind. Das tut natürlich seiner Kritik der Dogmen keinen Abbruch, macht sie im Gegenteil nur noch wirkungsvoller. Und es ist kein Ruhmesblatt für die Universitätsphilosophen, daß sie das von jeher hartnäckig verschwiegen haben. Feuerbach hat ein für allemal in geradezu klassischer Weise die Widersprüche aufgedeckt, in die die Dogmen mit der Vernunft geraten. Aber das allein würde ihm keine überragende Bedeutung geben; denn darin berührt er sich mit David Friedrich Strauß, der freilich versöhnlicher war und den Theologen nie ganz abschütteln konnte. Feuerbach aber ist weitergegangen: er hat — und hierin liegt sein Hauptverdienst — den Widerspruch aufgezeigt, der zwischen dem Handeln und dem Glauben der modernen Menschen besteht. Er war das Gewissen seiner Zeit. Er zeigt, daß vom Christentum im wesentlichen nur noch der Name übriggeblieben ist. Ein klassischer Philosoph der Entschiedenheit, war er zugleich, wie Schopenhauer, eine große Persönlichkeit.

Wie unbedeutend erscheinen neben Feuerbach die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts (wobei Lessing, dieser umfassende und goldklare Geist, ausgenommen werden muß)! Er spöttelt nicht mehr über die Dogmen; er hat das Christentum innerlich erlebt. Mit einer an Hegel geschulten Dialektik zeigt er, daß sich hinter dem angeblich übervernünftigen Unvernunft oder Sophistik versteckt. Er geht dann weiter und spürt den Anfängen der Religion nach (Vorlesungen über das Wesen der Religion). Er legt in einer in Form und Methode gleich vorbildlichen Weise dar, daß die Geburtsstätte

der Götter die Phantasie des Menschen ist. Freilich konnte er, im Intellektualismus befangen, modernste Erkenntnisse noch nicht gewinnen.

Zu den ernsthaften Gegnern des Christentums rechnen wir auch Heinrich Heine. Es kommen hier namentlich seine lange unterschätzten Schriften »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland«, »Die romantische Schule« und »Ludwig Börne« in Betracht. Heine, der von der Romantik ausgegangen war, sich ihrem Banne aber rechtzeitig entzogen hatte, betonte vor allem den lebensfeindlichen Zug des Christentums, und dies mit einer Eindringlichkeit, die später nur von Nietzsche übertroffen wurde. Da er kein originaler Philosoph war, so geht die Schulphilosophie meist über ihn hinweg, die doch für Geister zweiten Ranges wie Schelling oder Herbart so viel übrig hat. Hier gilt es, sich mit Entschiedenheit von hergebrachten Urteilen zu lösen. Dem Spiritualismus — wie er die christliche Grundrichtung genannt hat — stellte Heine den Sensualismus gegenüber: nicht die Sinnenfreudigkeit schlechtweg, noch viel weniger ein atavistisches Aufgehen im Sinnlichen, sondern eine vergeistigte Sinnlichkeit. Mit dieser kurzen Formel sind natürlich Heines fruchtbare, in die Zukunft weisende Erkenntnisse nicht erschöpft. Es ist ein unverlierbares Verdienst Nietzsches, als erster die Bedeutung Heines, des Visionärs, erkannt zu haben.

Schopenhauer können wir in dieser Reihe nicht nennen. Er war zwar unbedingter Atheist und Feind des dogmatischen Christentums, mußte aber als Anwalt einer lebenverneinenden Philosophie in der christlichen Ethik eine Bundesgenossin sehen. Auch billigte er, darin ein Nachzügler der Romantik, den Lehren des Christentums den Wert von Allegorien zu und sah in ihnen verschleierte Wahrheiten.

Nietzsche überholte beide: Feuerbach sowohl wie Schopenhauer. Er hat die Vorurteile der Romantik durchschaut. Für ihn enthält die christliche Religion keine Wahrheit mehr, nicht einmal im uneigentlichen Sinne. Er spürt den Anfängen der Religion tiefer nach als Feuerbach, als Schüler Schopenhauers nicht mehr im Intellektualismus befangen, sieht er, daß die Quelle der Religion im Irrationalen liegt. Die Dogmen des Christentums sind für ihn endgültig erledigt; sein Augenmerk richtet er auf dessen Moral. In ihr hat er, wie Schopenhauer, das Herz der christlichen Religion erkannt. Hatte Feuerbach gezeigt, daß die Glaubenssätze für den modernen Menschen längst alle Geltung verloren haben, daß er aber dennoch den Schein aufrechterhält, als ob er sich zu ihnen bekenne, so weist Nietzsche nach, daß der moderne Mensch, antichristlich seinem Handeln nach, nicht den Mut finde, die christliche Moral auch in der Theorie aufzugeben. Diesen Widerspruch bekämpft Nietzsche. »Jede Praktik jedes Augenblicks, jeder Instinkt, jede zur Tat werdende Wertschätzung ist heute antichristlich: was für eine Mißgeburt von Falschheit muß der moderne Mensch sein, daß er sich trotzdem nicht schämt, Christ noch zu heißen!« (Werke, 8, 265.) Aber Nietzsche bekämpft nicht nur diesen Widerspruch: er bekämpft das christliche Ideal überhaupt. Dieses Ideal wird um so hartnäckiger aufrechterhalten, je mehr es aus den Herzen der Menschen verschwunden ist. Freilich merken die meisten nicht, daß dieses Ideal ihren Händen entschlüpft ist, wie Helena dem Faust, und daß sie statt der lebendigen Fülle nur einen Schleier zurückbehalten haben. Deshalb zeigt es ihnen Nietzsche noch einmal in seiner Ursprünglichkeit.

Hier wird wahrscheinlich sofort der Einwurf laut werden: Wenn das christliche Ideal seine Werbekraft verloren hat, wenn es aus den Herzen der Menschen verschwunden ist, so braucht man es doch nicht mehr zu bekämpfen. Dieser Einwurf wäre berechtigt, wenn die christliche Moral überwunden wäre, wenn die Menschen sie mit Bewußtsein aufgegeben hätten. Aber sie haben sie bloß links liegenlassen; sie erkennen sie noch an, gewöhnlich mit Bedauern darüber, daß sie ihr nicht nachzuleben vermögen. Sie ist gleichsam ein unerledigtes Pensum; wir dürfen sie nicht überspringen, sondern müssen sie überwinden.

Das große Thema Nietzsches ist also die Überwindung des Christentums, genauer: der christlichen Moral. Es gilt — so lautet der ungemein wichtige Hauptsatz —, alles Christliche durch ein Überchristliches zu überwinden und nicht nur von sich abzutun; denn die christliche Lehre war die Gegenlehre gegen die dionysische (15[1], 489). Der Gedanke, daß das Christentum nichts Endgültiges ist, ist nicht neu. Wir finden ihn am deutlichsten ausgeprägt bei Heine. Im 6. Kapitel der »Stadt Lucca« hat dieser plastisch dargestellt, wie die Griechengötter beim Anblick des leidenden Jesus, des »bleichen, bluttriefenden Juden«, verstummen und erbleichen und immer bleicher werden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrinnen. »Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel.... Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.« Aber das Reich des Nazareners ist nicht von unbegrenzter Dauer. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Weltalters.

Diesem Gedanken gibt Heine im Zweiten Buch seines »Börne« Ausdruck. »Unter der Erde kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: ‚Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was gibt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?' Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt.... ‚Wie heißt er?' Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht....« Der neue Todesgenosse ist der Nazarener. Wir dürfen, will Heine sagen, den Anbruch eines dritten Reiches erwarten. »Das dritte Reich«, verkündet später Ibsen durch den Seher Maximos in dem Drama »Kaiser und Galiläer«, »ist das Reich des großen Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es sie beide zugleich haßt und liebt und weil es seine lebendigen Quellen in Adams Garten und unter Golgatha hat.«

Goethe und Hegel haben zwar erkannt, daß die christliche Lehre eine notwendige Ergänzung der antiken war, aber sie sind beim Christentum stehengeblieben: Hegel hat es für die absolute Religion erklärt, und Goethe sah es zum mindesten als den Höhepunkt der sittlichen Entwicklung an. Der erste originale Denker, der von der Überwindung des Christentums redete, war der vielfach unterschätzte Max Stirner (»Der Einzige und sein Eigentum«). Er nahm folgende drei Stufen (die den drei Reichen entsprechen würden) an: den Alten (Griechen und Römern) war die Welt eine Wahrheit, den Neueren (den Christen) war der Geist eine Wahrheit, die Eigenen glauben weder an die Welt allein noch an den Geist allein, sondern stellen als ureigene Persönlichkeiten die höhere Einheit dar.

In ähnlichen Gedankenkreisen bewegt sich Nietzsche. Er lehrt eine Art Vergöttlichung des Leibes (15[1], 487). Der moderne Mensch, sagt er sehr fein, ist geistig genug, um den Leib als das Höhere zu begreifen. Der Geist soll also nicht, wie der befangene Eichendorff einmal fälschlich von Heines Weltanschauung sagt, erschlagen werden, sondern er soll, nachdem er lange genug den Tyrannen gespielt hat, dem Leibe dienen oder besser: dem Leibe die Gleichberechtigung zugestehen. Eine einseitige Verherrlichung des Leibes wäre ein Rückschritt, eine geistlose Nachäffung der Antike, eine Ausschaltung der vom Christentum eroberten neuen Werte. Aber wie Stirner ausdrücklich betont, soll nichts Wertvolles aus der Vergangenheit aufgegeben werden. Und Nietzsche schreibt einmal: »Alles in den Guß werfen!«

Was am Christentum unverlierbar ist, ist nicht so ohne weiteres zu sagen. Das Christentum ist keine Einheit, sondern, wie Nietzsche es einmal ausdrückt (8, 262), ein ungeheures Fragezeichen. Es hat früh antike Elemente in sich aufgenommen, es hat später der Philosophie, wie die Hebräer den Ägyptern, goldene und silberne Geräte entwendet.

Goethe betont in seinem Roman »Wilhelm Meisters Wanderjahre« (2. Buch, 1. Kapitel), die christliche Religion sei gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was *unter* uns ist. »Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniss des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen!« Ähnlich drückt sich Hegel aus. In seiner »Religionsphilosophie« (Ausgabe von Artur Drews, S. 363 f.) heißt es: »Nicht nur das Natürliche, sondern auch die bürgerliche Entehrung, die weltliche Schande, das Kreuz ist verklärt; das in der Vorstellung Niedrigste, das, was der Staat zum Entehrenden bestimmt hat, ist zum Höchsten verkehrt. Indem aber die Entehrung zur höchsten Ehre gemacht ist, so sind alle Bande des menschlichen Zusammenlebens in ihrem Grunde angegriffen, erschüttert und aufgelöst. Wenn das Kreuz zum Panier erhoben ist, und zwar zum Panier, dessen positiver Inhalt zugleich das Reich Gottes ist, so ist die innere Gesinnung in ihrem tiefsten Grunde dem bürgerlichen und Staatsleben entzogen und die substantielle Grundlage desselben hinweggenommen, so daß das ganze Gebäude keine Wirklichkeit mehr, sondern eine leere Erscheinung ist, die bald krachend zusammenstürzen ... muß. Dies ist das revolutionäre Element, durch welches der Welt eine ganz andere Gestalt gegeben ist.«

Kurz vorher (S. 359) sagt Hegel: »Der unendliche Wert der Innerlichkeit ist damit zuerst aufgetreten.« Dieses Wort ist vielleicht der Schlüssel zum Christentum. Krankheit, Leiden und Not aller Art vertiefen den Menschen; sie machen ihn innerlich reicher, sofern sie ihm neue Gebiete der Seele eröffnen, die dem Glücklichen verschlossen sind. Sie schärfen Phantasie und Erfindungskraft und lehren, daß es eine zweite Welt hinter der der Gesunden und Glücklichen gibt. Außerordentlich wichtig sind in diesem Zusammenhang die Geständnisse des englischen Dichters Oskar Wilde. »Ich kam ins Gefängnis«, sagte Wilde zu André Gide, »mit einem Herzen aus Stein und dachte an weiter nichts als an mein Vergnügen, aber jetzt ist mein Herz völlig zerbrochen; das Mitleid ist in mein Herz gekommen; jetzt verstehe ich es, daß das Mitleid das Größte und Schönste auf der Welt ist.« Und indem

er auf einen Freund anspielte, fügte er hinzu: »Er versteht mich nicht.... Sein Weg ist der des Alcibiades, der meine ist jetzt der des heiligen Franziskus von Assisi.« Nicht umsonst nennt Oskar Wilde hier Alcibiades. Alcibiades ist, im Gegensatz zu Sokrates, der Anbeter des schönen Scheins; wohl sieht er die Überlegenheit des alle äußeren Ehren verachtenden Sokrates ein (wenigstens wenn wir Plato glauben dürfen), aber er ist doch wesentlich Weltmensch, Anbeter des Erfolges, Vertreter der vorsokratischen Denkweise.

Das Wesentliche am Christentum ist also der Zug zum Geistigen. Es hat das Reich der Seele erweitert. Es setzte durchaus die Arbeit des späten Judentums fort, das die Geistigkeit geradezu züchtete. Jesus faßte die Tendenzen des Judentums zusammen, indem er alle äußere Gewalt, all die prächtige Selbstherrlichkeit der Römer für nichts achtete und sich geflissentlich an die Armen und Verachteten wandte. Zweifellos ist die Geringschätzung von Macht, Besitz und Ehren, die wir bei all denen finden, die wirklich geistige Interessen haben, ein Erbstück des Christentums.

Nietzsche fügt diesem Kennzeichen noch einige andere hinzu. »Wenn das Christentum«, sagt er 15^2, 271, »etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht getan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung.« An einer anderen Stelle führt er aus: »Die Frage nach unserem ‚Wohl' ist durch das Christentum und den Buddhismus vertieft; dagegen ist die Engländerei blödsinnig-alltäglich: der Engländer meint ‚comfort'.«

Wie sehr Nietzsche davon überzeugt war, daß das Christentum den Menschen innerlich umgewandelt hat, beweist auch noch eine späte Niederschrift wie diese: »Gesetzt, die Starken wären Herr in allem, und auch in den Wertschätzungen, geworden: ziehen wir die Konsequenz, wie sie über Krankheit, Leiden, Opfer denken würden! Eine Selbstverachtung der Schwachen wäre die Folge; sie würden suchen, zu verschwinden und sich auszulöschen.... Und wäre dies vielleicht wünschenswert? — und möchten wir eigentlich eine Welt, in der die Nachwirkung der Schwachen, ihre Feinheit, Rücksicht, Geistigkeit, Biegsamkeit fehlte?« (15^2, 432.) (Schluß folgt)

Aus der geistigen Waffenschmiede der Partei unter dem Sozialistengesetz

Von Robert Horn

In der 1888 entstandenen Schrift Ignaz Auers »Nach zehn Jahren«, die die Fränkische Verlagsanstalt, unser Parteigeschäft in Nürnberg, vor einem Jahrzehnt in wörtlichem Abdruck und ähnelnder Ausstattung von neuem herausgab, nimmt die Liste der durch und während des Sozialistengesetzes verbotenen nichtperiodischen Druckschriften nicht weniger als 15 Seiten ein. »Kein Tag verging,« so schreibt Ignaz Auer, »ohne daß der ‚Reichsanzeiger' ganze Spalten von Verboten veröffentlichte.«

Eine junge, lebenskräftige, in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelnde Partei wie die sozialdemokratische in dem sich zum Industriestaat umwandelnden neuen Deutschen Reiche konnte sich diese Unterdrückung nicht gefallen

lassen. Sie faßte, nachdem die erste Bestürzung nach Inkrafttreten des »Gesetzes« überwunden war, auf dem Wydener Parteikongreß den Beschluß, im Programm die Stelle zu streichen, die besagte, daß zur Erreichung ihres Zieles alle gesetzlichen Mittel in Anwendung gebracht werden sollten. Dieser eigentlich selbstverständliche Beschluß hat vielen Staub aufgewirbelt, viele Mißdeutungen und von gegnerischer Seite viele gehässige Deutungen erfahren. Und doch war es nur die vernunftnotwendige Antwort auf das Sozialistengesetz, das der Partei die Möglichkeit gesetzlichen Bestehens und gesetzlicher Tätigkeit raubte. Wie schon der »Aufruf der sozialdemokratischen Fraktion zur ersten Reichstagswahl unter dem Sozialistengesetz (27. Oktober 1881)« treffend sagte, »haben nicht wir uns außerhalb des Gesetzes gestellt, sondern das Sozialistengesetz hat dies getan, und da wir das Recht zu existieren haben und dies Recht der Selbsterhaltung uns durch niemanden nehmen lassen, so haben wir denen, die durch ein Ausnahmegesetz uns zum Tode verurteilen wollten, einfach erklärt, daß wir den Strick dieses Gesetzes nimmermehr uns um den Hals schlingen und diesem Gesetz zum Trotz fortleben und fortwirken werden! ... Die geächtete Partei hat nur die Wahl zwischen Selbstmord aus Feigheit oder Fortleben dem Gesetz zum Trotz.«

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die mit dem gedruckten und gesprochenen Wort in alle Volksschichten eindringen will und auf der Wissenschaft fußt, mußte bald notgedrungen Schritte unternehmen zu einem geregelten Schriftenvertrieb unter Anwendung aller Mittel. Soweit dieser nicht in Deutschland selbst vor sich gehen konnte, mußte er »illegal«, das heißt »ungesetzlich« vom Ausland aus erfolgen, und doch ist der regelrecht ausgebaute geheime Vertrieb unserer Parteibroschüren und der grundlegenden Werke unserer Lehrmeister erst verhältnismäßig spät in die Wege geleitet worden. In dem dritten Teil von August Bebels »Aus meinem Leben« lesen wir darüber nur kurz: »Das Jahr 1882 brachte auch eine verbesserte Position für unsere Züricher Unternehmungen. Das unter der Firma Schweizerische Vereins- und Volksbuchhandlung bestehende Geschäft, in dem der ‚Sozialdemokrat' und die Parteischriften gedruckt wurden und das bisher in den Händen eines schweizerischen Genossen gewesen war, ging in unser Eigentum über. Und zwar wurde der Genosse C. Conzett, der von Chur nach Zürich übersiedelte, Leiter desselben unter der Firma C. Conzett, Schweizerische Genossenschaftsdruckerei und Volksbuchhandlung. Das Betriebskapital brachten wir durch unverzinsliche Darlehensscheine à 5 Franken auf, zu deren Zeichnung Auer, Dietz, Grillenberger, Liebknecht und ich im ‚Sozialdemokrat' aufforderten.«

Im Laufe des Jahres 1885 erschien im Verlag der Volksbuchhandlung in Hottingen-Zürich das erste Heft der Sozialdemokratischen Bibliothek, das den Titel führte »Gesellschaftliches und Privateigentum. Ein Beitrag zur Erläuterung des sozialistischen Programms«. Ein Verfasser war nicht angegeben. Nach der vorangeschickten Einleitung lehnt sich das 32 Seiten starke Schriftchen in den ersten Abschnitten an die Abhandlung von Jules Guesde und Paul Lafargue »Das Programm der Arbeiterpartei« an unter Hinweglassung aller Anspielungen auf speziell französische Verhältnisse. Es ist noch heute lesbar und beachtenswert. Seine Tendenz wird gekennzeichnet durch den Satz:

»Die Aufklärung der Arbeiterklasse über den Weg zu ihrer politischen und wirtschaftlichen Befreiung ist daher die unerläßliche Vorbedingung dieser Befreiung. In den Händen einer unwissenden, unklaren Masse wird die Gewalt immer nur ehrgeizigen Demagogen für ihre schmutzigen Pläne zugute kommen; nur in den Händen zielbewußter Kämpfer wird sie, um mit Marx zu reden, zur Geburtshelferin der alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht.«

In dem Vorwort des Herausgebers, das diesem ersten Hefte der Sozialdemokratischen Bibliothek beigegeben ist, wird deren Zweck eingehend erläutert. Auf das Sozialistengesetz wird zunächst gar nicht eingegangen. Ruhig und sachlich, das

Ideale mit dem Geschäftsmäßigen geschickt verbindend, liest sich dieses einführende Vorwort. Zu möglichst billigem Preise soll das Beste der sozialdemokratischen Broschürenliteratur in einheitlicher Form dem Lesepublikum zur Verfügung gestellt werden. Ein Teil — aber auch nur ein Teil! — der Aufgabe der Sozialdemokratischen Bibliothek sollte danach sein, die seit Beginn der deutschen proletarischen Bewegung in den vierziger Jahren erschienenen, inzwischen vergriffenen, aber noch immer wertvollen Schriften sowie auch andere Erscheinungen der sozialdemokratischen Literatur — Erscheinungen, denen bleibender Wert nicht abzusprechen ist — »der Vergessenheit zu entreißen, sie gewissermaßen aus dem Schutte der Vergangenheit herauszugraben und sie so wieder den Proletariern als Waffe in ihrem Kampfe für die Befreiung der Arbeit zugänglich zu machen«.

Doch das neue Unternehmen wollte sich nicht allein mit der Vergangenheit der sozialdemokratischen Literatur beschäftigen, insbesondere, so verhieß das Vorwort ausdrücklich, wird der Gegenwart die nötige Aufmerksamkeit gewidmet werden. »Neu auftauchende Fragen werden von den bedeutendsten Schriftstellern der Partei in Broschürenform behandelt, im wesentlichen ökonomische Fragen, jedoch auch Abhandlungen historischen Inhalts, soweit dieselben auf die Arbeiter- und andere revolutionäre Bewegungen sich beziehen. Hervorragende Reden der Vertreter im Parlament und an anderen Stellen wechseln damit ab.«

Endlich nimmt sich das Unternehmen vor, »jene Artikel und Aufsätze von bleibendem Werte, die in unserem jetzigen Parteiorgan (gemeint ist der damals in Zürich erscheinende ‚Sozialdemokrat') erscheinen oder in den früheren hauptsächlichsten Parteiblättern erschienen sind, den darin behandelten Fragen nach zusammenzustellen und in der Sozialdemokratischen Bibliothek zur Veröffentlichung zu bringen«.

Als zweites Heft sollte nach dieser Ankündigung folgen »Karl Marx vor den Kölner Geschworenen«, eine Prozeßverhandlung wegen Aufforderung zu bewaffnetem Widerstand mit einer Einleitung von Fr. Engels, und weiter sollten danach in rascher Folge erscheinen Bebel, »Unsere Ziele«, Dietzgen, »Die Zukunft der Sozialdemokratie«, Marx, »Der Kölner Kommunistenprozeß« (mit einer Vorrede von Fr. Engels), »Der tote Schulze gegen den lebenden Lassalle«, W. Wolff, »Die schlesische Milliarde«, eine Darstellung der Junischlacht, dieses ersten größeren Kampfes des Proletariats gegen die Bourgeoisie aus der Feder von Fr. Engels. In Aussicht gestellt wurden außerdem Arbeiten über den Normalarbeitstag, über Robert Owen, über die Französische Revolution und über Gedenktage des Proletariats.

Dieses Programm ist im ganzen eingehalten worden. Als das Züricher Unternehmen der deutschen Partei nach London übersiedelte, waren bereits 26 Hefte erschienen, von denen die weitaus größte Zahl noch heutigestags zum Bestand der sozialdemokratischen Parteiliteratur gehört.

Auch die Bewegungen in anderen Ländern Europas hat die Sozialdemokratische Bibliothek berücksichtigt. So beschäftigt sich das 1887 gedruckte 16. Heft mit der Chartistenbewegung in England und enthält als Anlagen die Rede von Jos. Rayner Stephens, gehalten am 10. Februar 1839 in Staleybridge, sowie die Beschlüsse der Chartistenkonferenz vom April 1851. In die 1887 vom Verlag J. H. W. Dietz in Stuttgart gegründete »Internationale Bibliothek« ist später aus diesen 26 Broschüren übergegangen das 14. Heft »Gracchus Babeuf und die Verschwörung der Gleichen« in der Bearbeitung von Wilhelm und Anna Blos, während »Die schlesische Milliarde« von Wilhelm Wolff in den von Franz Mehring herausgegebenen Sozialistischen Neudrucken (im Jahre 1909, als dritter Band) wieder auferstand.

Daß in der Sozialdemokratischen Bibliothek auch Ferdinand Lassalle, der Aufrüttler der deutschen Arbeiterschaft, ausführlich zu Worte kam, ist selbstredend. Das 27. Heft der Sozialdemokratischen Bibliothek trägt den Druckort London, die Jahreszahl 1889 und als Druckfirma German Cooperative Printing and Publishing Co. Dieses Heft bringt die »Assisen-Rede« Ferdinand Lassalles vor den Ge-

schworenen zu Düsseldorf am 3. Mai 1849 gegen die Anklage, die Bürger zur Bewaffnung gegen die Königliche Gewalt aufgereizt zu haben — wie der lange Titel lautet.

Da die Anschaffung der Zürich-Londoner Sozialdemokratischen Bibliothek auch den Ärmsten ermöglicht sein sollte, waren größere Arbeiten von ihr ausgeschlossen. Zwanglos, was Preis, zwanglos, was die Zeit anlangt, sollten die Hefte in die Hände der arbeitenden Bevölkerung gelangen; mehr wie durchschnittlich 20 bis 30 Pfennig sollten die einzelnen Hefte nicht kosten, in keinem Fall aber der Preis 50 Pfennig übersteigen.

Gegen Ende des Sozialistengesetzes (1889) kam die im Verlag der »Berliner Volkstribüne« (Berlin SO, Oranienstraße 23) erscheinende Berliner Arbeiterbibliothek hinzu. Ihre ziegelroten, ebenfalls einzeln käuflichen handlichen Hefte findet man vielfach nicht nur bei älteren Parteigenossen, sondern auch in Gewerkschafts- oder Parteibüchereien. Mehrere von ihnen sind gleichfalls später zu umfangreichen Werken umgearbeitet worden. Das Schriftchen von Paul Kampffmeyer »Junker und Bauer; zur Entwicklung unserer Agrarverhältnisse« (7. Heft) ist in Verbindung mit dem 17. Heft (Hefte 5/6 der zweiten Serie) »Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Kapitalismus« zum Vorläufer des Geschichtswerkes über die modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland geworden, das erweitert jetzt als »Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland« vorliegt und zweifellos eines unserer wertvollsten Bücher über dieses Thema ist. Auch das 25. Heft, Max Schippels »Deutsche Zuckerindustrie und ihre Subventionierten«, hat in neuerer Zeit zu einem wissenschaftlichen Werke sich ausgewachsen.

Das erste Buch der Berliner Arbeiterbibliothek, die bald nach dem Falle des Sozialistengesetzes an die Buchhandlung des »Vorwärts«, Berlin SW, Beuthstr. 3 überging, war »Ein sozialdemokratischer Roman (Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887). Nach dem Amerikanischen des Edward Bellamy.« Die Schrift kostete damals 15 Pfennig und umfaßt 32 Seiten.

Aus den ersten Bestellungseinladungen zur Berliner Arbeiterbibliothek sei folgender Absatz abgedruckt:

»In den letzten Jahren hat sich in Deutschland eine reiche Arbeiterliteratur entwickelt, welche von der geistigen Regsamkeit und dem Bildungstrieb der Massen das erfreulichste Zeugnis ablegt.

Diese Literatur hat sich jedoch — wie es unter dem Sozialistengesetz nicht anders sein konnte — zunächst allgemeinen wissenschaftlichen Stoffen zugewendet; vorläufig unterbleiben mußte hingegen die Behandlung brennender wirtschaftlicher und politischer Tagesfragen, der Fragen, welche die Parlamente und die Organisationen des Proletariats — die Wahlvereine, die Fachvereine, die Arbeiterkassen, die ausländischen Gewerkschaften — beschäftigten.

Hier sucht die Berliner Arbeiterbibliothek eine vielempfundene Lücke auszufüllen. ...«

Auch in der Berliner Arbeiterbibliothek wird der, der sinnend und doch aufmerksam in ihr blättert, vieles finden, das nicht veraltet ist, weil es nicht veralten kann. Freilich hat das meiste, was diese Heftchen gebracht haben, heute nur noch geschichtlichen Wert. Einige dieser Schriften haben jedoch auch jetzt noch ihren Wert, wie zum Beispiel Paul Fischers populäre Abhandlung über die Marxsche Wertlehre, die neuerdings, durchgesehen und vervollständigt von Paul Kampffmeyer, unter dem Titel »Volkstümliche Einführung in das Marx-Studium« erneut (im Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. und der Buchhandlung Vorwärts) erschienen ist.

Dieser Blick in die geistige Waffenkammer der Partei unter dem Sozialistengesetz zeigt, wie unter Tasten und Fühlen und dazu unter wiederholten Verboten, Beschlagnahmungen und Verlusten das Drucken der Schriften und ihr Verschleiß

ich langsam durchsetzte. Und die gemachten Anstrengungen haben sich gelohnt: schließlich sogar in finanzieller Hinsicht. Die Überschüsse aus dem Schweizer, im Jahre 1888 nach London verlegten Unternehmen haben recht gute Dienste geleistet bei den mannigfaltigen Ausgaben der Partei, die nicht nur für Wahlzwecke allein Geld flüssig zu machen hatte.

Literarische Rundschau

A. H. Kober, **Unter der Gewalt des Hungers.** Jena, Eugen Diederichs Verlag. Preis kartoniert 45 Mark.

Dieses ausgezeichnete Buch ist eine Offenbarung, ein Werk mit großen Perspektiven, eine der stärksten Abhandlungen, die bisher über das neue Rußland geschrieben wurden. Verfasser ist ein deutscher Volkswirtschafter und Völkerpsychologe, der Rußland schon von früher her kannte und der über Bessarabien durch das noch essende in das hungernde Rußland gewandert ist — ganz ohne Formalien, ohne Paß, nur mit einem warmfühlenden Herzen und einem offenen Blicke bewaffnet. Er schaute sowohl dem Einzelmenschen als auch den Massen in die Seele und schildert uns das russische Volk, seinen Boden und seinen Hunger. Es handelt sich in der vorliegenden Arbeit nicht um feuilletonistische Reiseskizzen wie bei Goldberg, Holitscher, Max Barthel und anderen, sondern es wird dargelegt, wie die ungeheure Menschheitstragödie und ihre Ereignisse im Zusammenhang mit der Erdkraft des russischen Bodens stehen. Der Verfasser macht uns darauf aufmerksam, daß die Hungergebiete einstmals Jahrhunderte hindurch (von Nomaden bewohnte) Steppen gewesen sind und daß mit dem Hunger der Wandertrieb des russischen Bauern von neuem durchbricht. Etwas Neues ist im Werden. Das alte Rußland ist tot. Seine Kunst lebt nur bei den Emigranten in den Asylländern fort. Längst ist auch bekannt, daß die Kommunistische Partei nur einen Bruchteil der Bevölkerung ausmacht. Weniger bekannt ist, daß in dem riesigen Ostreich ein neues religiöses Gefühl herauswächst. Die russischen Bauern waren bisher schon sehr religiös. Jetzt, wo die russischen Gläubigen, an Hunger und Mord gewöhnt, in einem Mysterium des Schreckens atmen, auf der Grenze zwischen Sein und Nichtsein, lebt dort ein Gemeinschaftsgefühl auf, das Ähnlichkeit mit dem Urchristentum hat. Mit der Verpflichtung auf eine soziale Gemeinschaft findet man die Anerkennung eines bestimmten Pflichtenkreises für den einzelnen. Der Autor erblickt darin die Vereinigung zwischen Christentum und Sozialismus, einen wirklichen Kommunismus, der mit dem westeuropäischen nichts zu tun habe. Und dieser bäuerliche Kommunismus wird einen mächtigen Antrieb erhalten, weil überall der einzelne auf die kameradschaftliche Hilfe des anderen angewiesen sein wird, denn der verkarstete Boden der Hungergebiete wird sich nur sehr schwer neue Frucht abringen lassen. Mit kümmerlichen Geräten und spärlichem Vieh werden die Bauern auf die Felder ziehen müssen.

Nach den Bauern schildert Kober die kommunistischen Arbeiter, die auf alle Vorteile und Annehmlichkeiten Westeuropas verzichten müssen. Auch sie hungern buchstäblich, und viele sind bei aller Arbeit verhungert. In einigen Industrien, besonders dem Wagenbau, gebe es, wegen Mangel an Mitteln, überhaupt keinen Lohn. Nur der Pajok wird angewiesen: ein paar Pfund Mehl, Kartoffeln und Fische. Die Tarifsätze sind verschieden. Das Existenzminimum ist berechnet auf 45 Pfund Brot, 30 Pfund Gemüse, 8 Pfund Grütze, 15 Pfund Fleisch, 2 Pfund Fett und 15 Pfund Mehl pro Monat.

Der Autor behandelt dann die Verwaltungsorganisation des Obersten Volkswirtschaftsrats und das noch völlig unzureichende Schulsystem. Er schildert uns den Soldaten der Roten Armee, die sterbenden Greise und dann, geradezu ergreifend, das Kapitel der hungernden und doch empfangenden und gebärenden Mütter, die, dem Tode geweiht, die ganze Welt anflehen, ihre Kinder aufzunehmen, damit diese

gerettet werden. Wohl sind Sammelstellen und Kinderhospitäler eingerichtet, aber gerade sie sind das Entsetzlichste, was man sich denken kann. Jetzt hungern schon 40 Millionen, von denen — nach Meinung des Verfassers — der fünfte Teil zugrunde gehen muß. Leider befindet sich darunter die größte Zahl der deutschen Wolgakolonisten, deren Siedlungsgebiet noch 1914 2½ Millionen Hektar mit 200 großen Dörfern und 750 000 Bewohnern umfaßte. Auch die von ihnen geschaffenen umfangreichen Gewerbebetriebe sind verschwunden. Die Hungergebiete umfassen ein Drittel der gesamten russischen Saatfläche. So hat das Baschkirengouvernement, das im Frieden allein 100 Millionen Pud Getreide ausführte, nicht einmal sein 5 Millionen Pud betragendes Aussaatminimum zusammenbringen können. Es ist, nach Kobers Ansicht, einfach keine Hilfe möglich. Die zehn Hungergouvernements (Samara, Saratow, Astrachan, Ural, Kasan, Simbirsk, Ufa, Orenburg, Wjatka und Strawropol) brauchen sofort für 3 659 000 Bauernwirtschaften: 685 000 Pflüge, 85 000 Sämaschinen, 60 000 Mähmaschinen und anderes. Aber selbst wenn dieses Maschinenmaterial, ganz abgesehen von dem zerrütteten Transportwesen, zur Verfügung stehe, fehlten vor allem Zugtiere, Dünger, Saatgut und Zuchtvieh.

Zwischen die volkswirtschaftlichen und völkerpsychologischen Abschnitte sind kleine Einzelerlebnisse eingefügt, die den Leser ganz besonders fesseln; denn es spricht etwas Zuversichtliches für die Zukunft aus diesen grausigen Elendsschilderungen. Das schöpfen wir aus den Betrachtungen über die heranwachsende Generation, von der Kober sagt: »Stärker für die Arbeit auf dieser Erde als diese russischen Hungerkinder ist noch nie eine Generation herangewachsen. Was ohne Lebenskraft sich heute im bolschewistischen Rußland als Zwang gebärdet, wird vor ihnen zerstieben. Die Natur selbst hat die Kräfte geschaffen, die — ohne jede Intervention des kapitalistischen Westeuropa — Rußland zur Heimstätte aller Russen machen werden.... Jedenfalls ist irgendwie etwas Metaphysisches dabei. Es bricht etwas Neues an die Oberfläche der Menschheit.«

Mit diesen Worten klingt das wertvolle Buch aus, das jeder gelesen haben muß, der sich für das russische Volk interessiert und der die furchtbarste Hungerkatastrophe aller Zeiten und Völker ganz verstehen will. W. Bromme

---

Eduard Bernstein, **Der Sozialismus einst und jetzt.** Streitfragen des Sozialismus in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart und Berlin 1922, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 144 Seiten. Preis geheftet 20 Mark.

Eduard Bernstein hat im Sommer 1921 in der Berliner Universität eine Reihe Vorträge über sozialistische Streitfragen gehalten, in denen er seinen Hörern die Meinungsverschiedenheiten darzulegen versuchte, die unter den Vertretern des Sozialismus über dessen Grundideen vor dem Kriege bestanden haben und teilweise noch heute bestehen. Da diese Vorträge sich nur über das akademische Sommersemester erstreckten, das in Berlin 13 oder 14 Wochen umfaßt, und Bernstein nur eine einstündige Vorlesung in der Woche zu halten vermochte, konnte er selbstverständlich nicht alle einschlägigen Fragen von Bedeutung behandeln; notgedrungen mußte er eine engere Auswahl unter diesen Fragen treffen und zudem auch noch manches Wissens- und Erwähnenswerte beiseite schieben. Trotzdem bietet die vorliegende Schrift, in der er den Hauptinhalt dieser Vorträge wiedergibt, wie anerkannt werden muß, einen guten Überblick über die Wandlung des deutschen, besonders des marxistischen Sozialismus während der letzten Jahrzehnte.

Bernstein behandelt in seinen Vorträgen den Fortschritt des Sozialismus von seinen früheren utopistischen Anschauungen zu einer modernen sozialwissenschaftlichen Entwicklungslehre, die frühere naturrechtliche Begründung des Sozialismus, die Hauptcharakterzüge der heutigen kapitalistischen Gesellschaft, die Lehre vom Klassenkampf, die neuere Staatsauffassung des Sozialismus sowie das Verhältnis des Sozialismus zur Demokratie und zum Bolschewismus. Wer die älteren Schriften Bernsteins kennt, wird in diesen Vorträgen manche schon früher von ihm aus-

gesprochenen Gedanken wiederfinden; sollten doch auch diese Vorträge nicht neue marxistische Forschungsresultate darbieten, sondern bestimmten akademischen Kreisen in kurzer Fassung den neueren geistigen Entwicklungsgang des deutschen Sozialismus veranschaulichen. Und diesen Zweck erfüllen verschiedene Kapitel der Schrift, vor allem die beiden Kapitel über die Klassen- und Staatstheorie, in trefflicher Weise. Zugleich zeigen sie, daß Bernstein, der schon seit langem zu den ganz Alten unserer Partei zählt, trotz seines Alters keineswegs geneigt ist, sich in alten Anschauungen einzuspinnen, sondern daß er kritisch den Neuerscheinungen der marxistischen Literatur folgt und deren Interpretationen mit seinen früheren Anschauungen prüfend vergleicht.

Angehängt hat Bernstein seinen Vorträgen ein Kapitel über »die nächsten möglichen Verwirklichungen des Sozialismus«, in welchem er die Wirtschaftswelt, die Marx kannte, der heutigen Welt gegenüberstellt und kurz die wirtschaftliche Zwangslage kennzeichnet, in der sich heute nach der Revolution von 1918 die Sozialdemokratie befindet — eine Zwangslage, die die Verwirklichung so mancher früheren schönen Sozialisierungspläne verhindert. Leider spricht Bernstein, obgleich die Überschrift des letzten Kapitels dies erwarten läßt, nicht davon, wie er die Aussichten der weiteren Entwicklung des Sozialismus in den nächsten Jahren beurteilt, und doch wäre es sehr interessant gewesen, zu erfahren, wie er darüber denkt.

Zur Einführung in die Gedankenwelt des deutschen Sozialismus und deren Wandlung ist die Bernsteinsche Schrift trefflich geeignet, da sie die gestellten Fragen in leichtverständlicher, einfacher Weise behandelt, freilich manchmal etwas allzu einfach. Mit seiner Definition des modernen Sozialismus als einer »Zusammenfassung des geistigen Inhalts der politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Bestrebungen der zur Erkenntnis ihrer Klassenlage gelangten Arbeiter sowie der ihnen gleichgestellten Gesellschaftsschichten in den Ländern kapitalistischer Entwicklung, und der Kampf zur Verwirklichung dieser Bestrebungen« kann ich mich beispielsweise durchaus nicht einverstanden erklären. Heinrich Cunow

---

Otto Meißner, **Das neue Staatsrecht des Reiches und seiner Länder.** Berlin 1921, Verlag von Reimar Hobbing. 359 Seiten. Preis kartoniert 40 Mark.

Der Chef des Bureaus des Reichspräsidenten, Ministerialdirektor Otto Meißner, hat seinem 1919 erschienenen Buche »Die Reichsverfassung« jetzt ein größeres Werk folgen lassen, das sich mit allen einschlägigen Fragen des neuen Staatsrechts sowohl im Reiche wie in den Ländern beschäftigt. Über die Notwendigkeit einer solchen Arbeit braucht man kein Wort zu verlieren; es kann gar nicht genug geschehen, um das Interesse an unseren staatsrechtlichen Zuständen in weiten Kreisen des Volkes zu wecken. Hierzu eignet sich von allen literarischen Erscheinungen seit dem Zusammenbruch kein Werk so sehr wie das von Meißner, das sich durch eine klare systematische Gliederung des Stoffes, durch eine leichtverständliche Darlegung auch der schwierigsten Materien und durch eine volkstümliche Sprache auszeichnet, ohne daß sein wissenschaftlicher Wert darunter leidet. Einer historischen Einleitung, die gleichzeitig eine Erläuterung des Begriffs Staat und der verschiedenen Staatsformen bietet, folgt ein Abschnitt über den Aufbau und die Aufgaben des Reiches, in den die wichtigsten Bestimmungen über die Landesregierungen und die Landesgesetzgebung hineingearbeitet sind. Der zweite Hauptteil beschäftigt sich mit den Grundrechten und Grundpflichten der Deutschen. Als Anhang sind die Verfassungen des Deutschen Reiches und des Freistaats Preußen im Wortlaut abgedruckt.

Wir können dem Verfasser nur beipflichten, wenn er im Vorwort sagt, daß in einer Zeit, in der mehr als früher jeder Staatsbürger zur verantwortlichen Mitarbeit am Staate, zur amtlichen Tätigkeit in der politischen und wirtschaftlichen Selbstverwaltung zugelassen ist, die Kenntnis der Grundlagen unseres Staatsrechts mehr als je erwünscht ist. Das Buch dient in erster Linie dem praktischen Gebrauch. Was dem Verfasser vor Augen geschwebt hat, dem Beamten und jedem, den Beruf

und Tätigkeit mit Fragen des öffentlichen Lebens in Berührung bringen, einen Ratgeber und ein Nachschlagebuch, dem Studierenden, dem Lehrer für Verfassungs- und Bürgerkunde sowie jedem Gebildeten, der den Grundgesetzen seines Vaterlandes Interesse entgegenbringt, einen Leitfaden zu liefern, der ihm die wichtigsten Gebiete unseres öffentlichen Lebens näher bringt — dies Ziel dürfte in vollem Umfang erreicht sein. P. H.

Notizen

Das Streikwesen in Japan. Mit der fortschreitenden Industrialisierung Japans mehrt sich dort auch die Zahl der Streiks, die freilich, was die Ausdehnung, das heißt die Zahl der beteiligten Arbeiter und die Dauer der Arbeitseinstellungen anbelangt, noch nicht mit den großen Streiks in den europäischen Industriestaaten verglichen werden dürfen. Die Streiks in Japan tragen noch durchweg einen rein lokalen Charakter. Nicht gewerkschaftliche Riesenverbände — die es in Japan noch gar nicht gibt — beteiligen sich daran, sondern meist nur die Arbeiter eines bestimmten Berufs innerhalb einer einzelnen Ortschaft oder höchstens eines engen industriellen Bezirks. Sich über eine ganze Provinz oder das ganze Land ausdehnende Generalstreiks sind in Japan noch unbekannt, und da die einzelnen kleinen gewerkschaftlichen Verbände meist nur geringe Geldmittel besitzen und aufzubringen vermögen, dauern die Arbeitseinstellungen gewöhnlich nur wenige Tage oder, wenn es sich um eine besonders gut organisierte Arbeiterschicht handelt, zwei, drei, vier Wochen.

Nach der offiziellen Statistik des japanischen Ministeriums des Innern haben sich im Jahre 1921 nicht weniger als 896 ernstliche Konflikte zwischen Unternehmern und Arbeitern in Japan ergeben. Davon konnten jedoch 650 ohne Streik geschlichtet werden, nur 246 führten zu Streiks, an denen im ganzen 58 225 Arbeiter teilnahmen. Es kommen also auf jeden Streik im Durchschnitt nur 237 Teilnehmer. Schon diese Zahl beweist, daß die Arbeitseinstellungen nur kleine örtliche Berufszweige ergriffen haben. Am meisten an diesen Streiks beteiligt waren die Werftarbeiter, die Minenarbeiter, die Metallarbeiter, die Textilarbeiter und Färber, die Hafen- und Lagerarbeiter sowie die Arbeiter in den chemischen Fabriken. Die größten Streiks führten die Werftarbeiter. Der Streik der Werftarbeiter in Tokio, an dem 28 000 Arbeiter teilnahmen, hat sechs Wochen gedauert, der Streik auf der Kawasaki- und der Mitsubischiwerft 34 Tage — in Japan eine ganz außergewöhnliche Erscheinung.

Als Ursache der Streiks werden in 99 Fällen Lohnerhöhungsforderungen, in 38 Fällen Widerstand gegen Lohnherabsetzungen, in 83 Fällen die Forderung einer besseren Behandlung der Arbeiterschaft beziehungsweise die Forderung der Entfernung mißliebiger Aufsichtspersonen angegeben. Nur 123 Streiks endeten mit der Annahme der sämtlichen oder doch des größten Teiles der Arbeiterforderungen, die übrigen wurden durch ein Kompromiß beigelegt oder schlossen mit einer völligen Niederlage der Arbeiter.

Die Schwäche der japanischen Streikbewegung erklärt sich daraus, daß die Gewerkschaftsorganisation noch keinen festen, einheitlichen Charakter gewonnen hat. Zahlreiche kleine Berufsverbände und Gruppen stehen einander gegenüber und verfolgen die verschiedenartigsten Zwecke, so daß Reibungen unter den einzelnen Verbänden etwas Alltägliches sind. Es fehlt der Zusammenschluß zu kräftigen Massenverbänden mit einheitlicher Führung und damit — auch die erforderliche Stoß- und Schlagkraft. Doch läßt sich nicht verkennen, daß auch in Japans Arbeiterschaft sich die Stimmen mehren, die einen Zusammenschluß der kleinen Einzelverbände zu größeren »Gewerkschaftsbünden« empfehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21 Ausgegeben am 18. August 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Alwin Gerisch †

Immer mehr lichten sich die Reihen der alten Parteigenossen, die während der schweren Zeit des Sozialistengesetzes in vorderster Kampffront gestanden, gestritten und gelitten haben. Wieder hat der Tod einen dieser um die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie hochverdienten Kämpfer aus unserer Mitte gerissen: am Dienstag, den 8. August ist in einer Berliner Klinik Alwin Gerisch, der sich dort wegen eines schweren Blasen- und Nierenleidens einer Operation unterzogen hatte, an den Folgen dieser Operation gestorben. Die Trauerbotschaft trifft alle, die ihm nahegestanden haben, um so überraschender, als er, wenn auch seit langem schwer leidend, sich doch im ganzen noch ziemlich rüstig fühlte und bis in die letzte Zeit vor seinem Tode verschiedene geschäftliche Angelegenheiten erledigt hat.

Wie so viele der alten Parteiführer war auch Gerisch ein Proletarierkind, das schon in früher Jugend den Ernst des Lebens kennenlernte. Geboren am 14. März 1857 in einem Erzgebirgsdorf (Rautenkranz), erlernte er nach beendetem Schulbesuch das Maschinenbaufach und kam dann, getrieben von dem Eifer, sich in seinem Beruf auszubilden, nach Berlin. Seine emsige, opfermutige Tätigkeit im Berliner Metallarbeiterverband erwarb ihm schnell die Anerkennung und das Vertrauen seiner Kameraden. Schon Mitte der achtziger Jahre finden wir ihn als Vorstandsmitglied seiner Gewerkschaft und bald darauf auch als deren Rendant. Zugleich widmete sich Gerisch der sozialistischen Parteibewegung und übernahm ohne Rücksicht auf die drohenden Gefahren des Sozialistengesetzes bereitwillig schwierige Aufgaben. Die Folge war, daß er schon mit dreiunddreißig Jahren in den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei gewählt und darauf, als das niederträchtige Ausnahmegesetz gegen die sozialistischen Bestrebungen fiel, auf dem Parteitag in Halle zum Parteivorsitzenden bestellt wurde. Lange hat er freilich dieses Amt nicht geführt; bereits auf dem Berliner Parteitag von 1892 vertauschte er es mit dem ihm mehr zusagenden Amt eines Parteikassierers. Zwanzig Jahre hat Gerisch dieses Amt in treuer Pflichterfüllung verwaltet, stets bedacht, die finanziellen Interessen der Partei zu wahren und Geld für die sich mehrenden Ausgaben zu beschaffen — ein kluger Finanzminister der Partei, der jedoch keineswegs seine Hauptaufgabe darin erblickte, um jeden Preis zu sparen. Wo sich mit einiger Aussicht auf Erfolg die Gelegenheit zur Gründung neuer Parteidruckereien und Parteiblätter bot, war Gerisch dabei. Die dafür aufgewendeten Mittel betrachtete er als werbendes produktives Kapital. Nicht wenige der inzwischen zu Großbetrieben gewordenen Parteigeschäfte, besonders in den Städten des rhei-

nisch-westfälischen Industriereviers, verdanken denn auch zu einem wesentlichen Teil seiner finanziellen Einsicht ihren Aufstieg. Auch als Vertreter unserer Partei im alten Reichstag hat Gerisch manchen Kampf ausgefochten, obgleich er an dem parlamentarischen Getriebe nie sonderlichen Gefallen gefunden hat. Von 1894 bis 1898 und später wieder von 1903 bis 1906 hat er den Plauenschen Wahlkreis im Reichsparlament vertreten.

Inzwischen hatte er sich jedoch eine schmerzhafte Nierenkrankheit zugezogen, zu der sich noch ein Gehörleiden gesellte. So sah er sich gezwungen, auf ein neues Reichstagsmandat zu verzichten; und 1912 legte er dann auch sein Amt als Parteikassierer nieder. Doch, wenn auch oft schwer leidend, vermochte er sich nicht still zur Ruhe zu setzen. Sein Schaffensdrang trieb ihn vorwärts. Mit größter Aufmerksamkeit folgte er dem Fortschritt der Parteibewegung und griff, wenn es ihm nötig schien, mahnend und aufmunternd ein. Besonders aber wandte er sich dem dichterischen Schaffen zu — ein Gebiet, auf dem er sich schon früher versucht hatte. Eine ganze Reihe volkstümlich geschriebener, von inniger Heimatsliebe und unbeugsamem Freiheitsgefühl zeugender politischer Romane und Erzählungen sind das Ergebnis dieser Schaffensfreudigkeit.

Nun ist auch er den Weg gegangen, den wir alle früher oder später gehen müssen — ein wahrer treuer Freund und edler Idealist, der fest an die große Zukunft seines Volkes glaubte und sich so gern, wenn ihn die Misere der Gegenwart peinigte, in die Geistesschätze der reichen deutschen Literatur vertiefte. Wenn einst eine auch die jüngstvergangenen Jahrzehnte umfassende Geschichte unserer Parteibewegung geschrieben wird, wird darin der Name Alwin Gerisch einen ehrenvollen Platz finden.

Gerhart Hauptmann und der Sozialismus

Von **Konrad Haenisch**

I

Anfangs der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts gab es in Deutschland einen vielbeachteten Sängerwettstreit. Er wurde ausgefochten zwischen Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath. Sein Gegenstand war das Verhältnis des Dichters zur politischen Partei. Herwegh hatte sich kühn in die brandenden Wogen der revolutionären Bewegung jener Tage geworfen. Freiligrath, der von der Romantik herkam, von den Löwenritten, vom Schwelgen in Rheinpoesie und westfälischem Heimatzauber, mahnte den Kameraden zur Umkehr; er tat es in jenem Liede, das in den bekannten Worten gipfelt:

Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei!

Worauf Herwegh erwiderte:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Nur kurze Zeit aber verging, und Freiligrath selbst folgte Georg Herweghs Spuren. In seinem 1844 erschienenen »Glaubensbekenntnis« stellte auch er sich entschieden in die Reihe der revolutionären Kämpfer. Im Vorwort setzte er sich mit denen auseinander, die ihn ob seines »Gesinnungswechsels« tadelten: »... Das Ärgste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich auf das eine beschränken, daß ich nun doch von jener höheren Warte auf die Zinne der Partei herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaktion sich entgegenstemmen!« Acht Jahre hindurch hat Freiligrath dann im Vorkampf der Partei im engeren Sinne des Wortes gestanden, besonders das Jahr 1848 fand ihn, gemeinsam mit Marx, Engels, Lassalle und anderen, an der Spitze der revolutionären Bewegung in den Rheinlanden und als Redakteur der »Neuen Rheinischen Zeitung«. Mit manchem der Kampfgenossen teilte er, der schon von 1844 bis 1848 das Brot der Verbannung hatte essen müssen, von neuem viele Jahre lang das Schicksal des aus der Heimat Vertriebenen. Doch im Laufe der Zeit wurden die Bande, die ihn mit der Partei verknüpften, lockerer. Offen spricht er sich darüber in einem am 28. Februar 1860 an Karl Marx gerichteten Briefe aus: »Obgleich ich dem Banner der classe la plus laborieuse et la plus misérable (der fleißigsten und zugleich ärmsten Klasse) immer treu geblieben bin und immer treu bleiben werde, weißt Du so gut wie ich, daß mein Verhältnis zur Partei, wie es war, und mein Verhältnis zur Partei, wie es ist, durchaus verschiedener Natur sind. ... Schon seit Ende 1852 habe ich mich von allen Fesseln, die mir die Partei als solche anlegte, frei gemacht und nur mein persönliches Verhältnis zu Dir, dem Freunde und Gesinnungsgenossen, aufrechterhalten. Der Partei habe ich diese sieben Jahre hindurch ferngestanden, ihre Versammlungen sind von mir unbesucht, ihre Beschlüsse und Handlungen sind mir fremd geblieben.... Meiner und der Natur jedes Poeten tut die Freiheit not! Auch die Partei ist ein Käfig, und es singt sich, selbst *für* die Partei, besser draußen als drin. Ich bin Dichter des Proletariats und der Revolution gewesen, lange bevor ich Mitglied des Bundes (der Kommunisten) war! So will ich denn auch ferner auf meinen eigenen Füßen stehen, will nur mir selbst gehören und will selbst über mich disponieren.«

Schon am nächsten Tage antwortet Marx auf dies offene Geständnis in freundschaftlicher und verständnisvoller Weise. Der Grundgedanke seines Briefes ist, es genüge ihm völlig, wenn der Dichter »der Partei *im großen historischen Sinne*« auch künftig die Treue halte.

* * *

Warum leite ich einen Aufsatz über Hauptmann und den Sozialismus mit dieser geschichtlichen Erinnerung ein? Keineswegs, weil ich Freiligrath und Hauptmann als Dichter oder als öffentliche Charaktere miteinander vergleichen möchte. So hoch mir von jeher der Dichter der »Schlacht am Birkenbaum« und des gewaltigen Mahnrufs der »Toten an die Lebenden« gestanden hat und so sehr ich wünschen möchte, daß man den Vielverkannten in Deutschland endlich wieder besser würdigen möge als in den letzten Jahrzehnten, so steht es doch außer Frage, daß der Mann, dem wir die »Weber« und den »Florian Geyer« verdanken, als dichterische Gesamtpersönlichkeit von anderem Wuchs ist als der wackere Trompeter der Re-

volution. Wohl aber kommt in dem wechselvollen Verhältnis Freiligraths zur Partei des demokratischen Sozialismus, besonders in jenem Briefe an Marx, sehr klar der Unterschied zum Ausdruck zwischen dem, was man Partei im engeren Sinne nennt, und der Partei als einer großen historischen Geistesrichtung. Und nur, wenn man diese beiden Dinge nicht vermengt, wird man auch dem Verhältnis Gerhart Hauptmanns zum Sozialismus gerecht werden.

* * *

Im Gegensatz zu Herwegh und Freiligrath ist Gerhart Hauptmann niemals programmatisch gebundener und organisatorisch eingeschriebener Sozialdemokrat gewesen, wenn er auch stets Sozialisten in naher Freundschaft zugetan gewesen ist und wenn in den neunziger Jahren die Presse der Rechten auch mehrfach Gelegenheit hatte, sich darüber zu entrüsten, daß ein so bekannter Dichter sich nicht scheue, selbst bei öffentlicher Stimmabgabe rot zu wählen. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß sein politisches Glaubensbekenntnis in manchen Einzelheiten von dem der Sozialdemokratie abweicht, soweit bei Hauptmann, der den Dingen politischer Praxis niemals nahegestanden hat, von einem parteigemäßen Glaubensbekenntnis überhaupt die Rede sein kann. Mit einem Wort: es wäre nicht nur geschmacklos, sondern auch sachlich falsch, wenn die Sozialdemokratie Gerhart Hauptmann als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen wollte.

Dennoch hat es schon seinen guten Sinn, wenn gerade die sozialdemokratische Arbeiterschaft den sechzigjährigen Dichter mit besonders herzlicher Wärme feiert, während die Wortführer der Rechten jede Beteiligung an den Hauptmann-Festen dieses Jahres schroff ablehnen. Diese Herren leitet, so töricht und kleinlich ihr Benehmen immer sein mag, letzten Endes doch ein ganz richtiger Instinkt. Eine Witterung, die ihnen sagt: Dieser Mann gehört nicht zu uns, er ist nicht Blut von unserem Blut, nicht Geist von unserem Geist. Denn sowenig Hauptmann parteipolitisch von der Sozialdemokratie in Anspruch genommen werden darf, so sehr ist er, historisch gesehen, nicht nur ein, sondern der dichterische Ausdruck der weltgeschichtlichen Tage, in denen das kapitalistische Zeitalter unter ungeheuren Erschütterungen in das Zeitalter des Sozialismus hineinwächst. Ohne den Sozialismus als große zeitgeschichtliche Erscheinung ist Hauptmann nicht denkbar. Und was er dieser gewaltigen Zeiterscheinung an Auftriebskraft für sein Lebenswerk verdankt, das hat er ihr durch eben dieses Lebenswerk mit Zins und Zinseszinsen zurückgegeben.

Wie die Lessing und Schiller, den Blick nach vorwärts gewandt, an der Wegscheide der feudalen und der modernen bürgerlichen Welt stehen (womit über sie als dichterische Persönlichkeiten selbstverständlich noch nichts irgendwie Wesentliches ausgesagt ist), so stehen die Zola, Tolstoi, Ibsen und Hauptmann an der großen Wegscheide der europäischen Menschheit vom individualistischen zum sozialistischen Zeitalter. An jener Zeitwende, die im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts beginnt, in der wir noch immer mitten drin stehen und in deren Ablauf schließlich auch Weltkrieg und Staatsumwälzung nur Teilerscheinungen bedeuten. Und auch dieser vier Dichter Blick, die die großen repräsentativen Dichter unserer Tage sind, ist nach vorwärts gerichtet!

Drei von ihnen, Zola, Tolstoi und Ibsen, sind, jeder in seiner besonderen Art, die großen Ankläger, die Männer des »J'accuse«, die der Zeit die verhüllenden Schleier vom Gesicht reißen, die ihr den unerbittlichen Spiegel der Wahrheit vorhalten. Und wenn auch der Herausarbeitung von Gegensätzen in solchen Dingen stets das Plumpe eines Notbehelfs anhaftet, wenn solche Gegenüberstellungen auch niemals den letzten Feinheiten und Innerlichkeiten ganz gerecht werden können, so darf man doch vielleicht sagen, daß im Gegensatz zu Zola, Tolstoi und Ibsen Gerhart Hauptmann weniger der große Ankläger unserer Zeit als der große Mitfühler aller ihrer Leiden ist.

* * *

Die Zeit, in der Hauptmann die für sein Leben und sein Lebenswerk bestimmenden Eindrücke gewinnt, ist die der achtziger Jahre, da in Deutschland die Schichten des alten gewerblichen, kaufmännischen und ländlichen Mittelstandes in ihrer wirtschaftlichen Existenz ebenso schwer erschüttert werden wie die gebildeten Zwischenschichten, mit denen zusammen sie bis dahin die eigentlichen Träger der Gesellschaft gewesen sind. Neue Mächte treten jetzt auf den Plan: die Aristokratie der Hochfinanz und der großen Industrie. Aus der Tiefe dringt lauter und lauter das Grollen des proletarischen Klassenkampfes herauf. Die moderne Großstadt entsteht mit der wilden Dissonanz aller ihrer Gegensätze. Im Zusammenhang mit dem allem brechen auch die ideellen Grundmauern der alten Zeit zusammen, die religiösen und sittlichen wie die des Rechtes und der Politik. Der kapitalistische Individualismus, der alle alten Formen zerbricht, erlebt seine Apotheose, die aber zugleich schon seine Götterdämmerung ankündigt: seine Weiterentwicklung zu den neuen Formen der werdenden Gemeinwirtschaft. So tönen in den tobenden Hexensabbat der Zeit aus der Ferne noch hinein die letzten verwehenden Klänge des schlichten und zu innerst erlebten Christentums der Väter, das jetzt »die Welt nicht mehr versteht«, er wird zugleich aber schon durchrauscht vom ersten kräftigen Flügelschlag der Zukunft.

Diese ganze Zeit des Übergangs hat in allen ihren wehen Schmerzen niemand so tief mitgefühlt wie Gerhart Hauptmann, und niemand hat sie so bildkräftig gestaltet.

Das gilt in mehr als nur einem Sinne: einmal haben es wenige so wie er vermocht, die schmerzvolle Zerrissenheit jener Menschen künstlerisch widerzuspiegeln, die von dieser Entwicklung am weitesten aus der Bahn geschleudert wurden. Ihre typischen Vertreter sind die Söhne des gebildeten Mittelbürgertums, die, in den Tagen etwa der Jahre 1880 bis 1890, in die Wirbel und Strudel der werdenden Zeit hineingerissen werden. Im Alten nicht mehr, im Neuen noch nicht verwurzelt — »fremd und daheim« hüben wie drüben: so stellen sie das Urbild dessen dar, was man im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts den »modernen Stimmungsmenschen«, den »Übergangsmenschen«, den Menschen des fin de siècle nannte. Alles, was den Vätern gottgewollte Selbstverständlichkeit war, ist ihnen problematisch, die ganze Welt ist ihnen ein einziges großes Fragezeichen geworden. Wie Hauptmanns Johannes Vockerath vermögen diese Menschen, die einsam zwischen den Zeiten stehen, das Leben nicht zu zwingen — an ihm, an sich selbst zerbrechen sie.

Doch Hauptmanns zeitgeschichtliche Bedeutung wäre gering, wenn wir in ihm nichts anderes zu sehen hätten als den künstlerischen Ausdruck dieser nervösen Übergangsmenschen vom Jahrhundertende. Unendlich viel wichtiger ist, daß Hauptmann zu jenem Dichter wurde, der wie keiner vor ihm und wie bisher auch keiner nach ihm dem Gestalt und Sprache gegeben hat, was an Leid und an Sehnen in allen lebt, die jenseits der großen Mauer stehen. Dem, was die Seele des deutschen Arbeitsvolks bewegt. Diesem Dichter gab ein Gott, das zu sagen, was selbst auszusprechen den in ihrer Qual Verstummten versagt bleibt. Hauptmann ist der Mund der Armen, die vor ihm in der dramatischen Kunst überhaupt keinen Anwalt ihres Schmerzes und ihrer Hoffnung gehabt hatten — der Dolmetsch der proletarischen Klassen als solcher und der Dolmetsch des einzelnen Armen in all seinen Nöten des Leibes und der Seele.

Niemand hat diese große Mission Hauptmanns klarer erkannt und schöner ausgesprochen als er selbst in den Worten eines heute längst verschollenen Jugendgedichts:

... O beuge dich nieder
Zum Herzen der Armen, mitleidig und mild;
Und was es dir zitternd und weinend enthüllt:
Erfleh' es in Tönen dir wieder!

* * *

Man darf, will man Hauptmann recht würdigen, niemals vergessen, daß die Eroberung der Bühne für das Proletariat, die wir ihm verdanken, eben wirklich eine Eroberung und deshalb eine künstlerische, zugleich aber auch eine soziale, man kann fast sagen: eine revolutionäre Tat gewesen ist. Vor Hauptmann hatte das Proletariat überhaupt nicht für bühnenfähig gegolten. »Die Kunst darf nicht dazu erniedrigt werden, soziale Verbildungen des wirklichen Lebens, die gequälte Lage Gedrückter, die Stellung der Armen ... zur Handlung eines Dramas zu verwerten. ... Die Muse der Kunst ist keine barmherzige Schwester.... Die Unterklassen sind unfähig, ihre Gedanken und Empfindungen schöpferisch in Rede umzusetzen; deshalb gehören sie nicht auf die Bühne.« So hatte Gustav Freytag sich ganz offen ausgesprochen, und Heinrich Laube hatte in dem gleichen Sinne erklärt: »Die dramatische Arbeit hat es mit Persönlichkeiten zu tun. Das Proletariat aber ist keine Persönlichkeit, sondern ein Massenbegriff.«

Wenn trotzdem Proletarier, sei es in der Gestalt von Dienstboten, von Soldaten oder von Volksmassen gelegentlich auf die Bühne kamen, so geschah das nur zur würdigen Umrahmung oder auch zur wirkungsvollen Kontrastierung der eigentlichen »Helden« aus der Oberklasse, oft auch zur Erzielung humoristischer Wirkungen. Hält man sich diesen Zustand der Dinge, der — von ganz vereinzelten und unzulänglichen Versuchen einer Änderung abgesehen — die deutsche Bühne bis gegen das Ende der achtziger Jahre beherrschte, vor Augen, so bedeutete es in der Tat einen Umsturz aller geheiligten Überlieferungen, wenn Hauptmann ein armes Proletarierkind wie Hannele, eine unehelich gebärende Landarbeiterin wie Rose Bernd, eine Maurersfrau wie die Jette John seiner »Ratten« oder einen schlichten Fuhrmann wie Henschel zu Helden seiner Dramen machte. Und wenn er erklärte: »Ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulackstraße können unter

Umständen ebensogut ein Objekt der Tragödie sein wie Lady Macbeth und König Lear«, so schlug das aller Tradition revolutionär ins Gesicht. Aber Hauptmann ging noch weiter: in den »Webern« stellte er die namenlose Masse der Hungerleider unserer Tage und in »Florian Geyer« die wimmelnde Menge der geschundenen Bauern des sechzehnten Jahrhunderts selbst in den Mittelpunkt seiner Bühnenwerke. Der bis dahin für unumgänglich gehaltene Einzelheld verschwand — die Masse selbst in ihrem Leid und in ihrem Kampfe wurde zur Trägerin der Handlung. (Schluß folgt)

Urkommunismus?

Von Heinrich Cunow

1. Der Urkommunismus und die Wirtschaftsforschung

Die große Bedeutung, die nach der Beendigung des blutigen Völkerringens der Jahre 1914/18 in verschiedenen Staaten Europas die kommunistischen Richtungen der revolutionären Arbeiterbewegung erlangt haben, hat dazu geführt, daß neuerdings in kommunistischen und sozialistischen Propagandaschriften wieder vielfach an alte Vorstellungen über einen angeblich in den Anfangsstadien menschheitlicher Entwicklung überall verbreitet gewesenen »Urkommunismus« angeknüpft und dieser Kommunismus als ein in der Natur des primitiven Menschen begründeter »Naturzustand« hingestellt wird. Dabei zeigt sich, daß die Verfasser solcher Schriften nicht selten noch völlig in jenen naiven Naturrechtsanschauungen befangen sind, wie sie uns in den utopistischen Staats- und Reiseromanen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, in Morellys »Code de la nature« und in Rousseaus »Discours sur l'inégalité parmi les hommes« entgegentreten. Die alte naturrechtlich-utopistische Begründung der sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Forderungen liegt, wie es scheint, nicht nur einem großen Teil der Arbeiterschaft, sondern auch — ohne daß sie sich dessen oft selbst bewußt werden — manchen sozialistischen Theoretikern so tief im Blute, daß sie sich nur sehr schwer davon loszumachen vermögen.

Wesentlich beigetragen hat zur Erhaltung der alten Ansicht, daß auf den untersten Stufen der Menschheitsentwicklung, im sogenannten »Naturzustand«, es nur Gemeinbesitz, keinerlei Privateigentum gegeben habe, die geringe Kenntnis jener Wirtschaftsformen, die wir bei den heutigen niedrigststehenden Naturvölkern finden. Erst in jüngster Zeit hat die Wirtschaftshistorik begonnen, sich mit dem Wirtschaftsleben der am tiefsten auf der Entwicklungsleiter stehengebliebenen Jäger- und Fischervölker zu beschäftigen. Zwar fehlt es in der ethnologischen Literatur nicht an kurzen Schilderungen der Wirtschaftskultur einzelner primitiver Völker; aber man sah in den geschilderten wirtschaftlichen Zuständen lediglich spezielle Wirtschaftsformen, wie sie sich entsprechend den besonderen Naturanlagen und Eigenschaften der einzelnen Völker herausgebildet hatten. In ihnen frühzeitige Entwicklungsformen des allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklungsganges zu sehen, sie zu vergleichen, ihre Ursachen und Entstehungsbedingungen zu erforschen und sie als Baumaterialien für eine systematische Entwicklungsgeschichte der Wirtschaftsformen zu verwenden, fiel weder dem Wirtschaftshistoriker noch dem Ethnologen ein.

Noch heute besitzen wir keine Wirtschaftsgeschichte, die uns an der Hand der ethnologischen Forschungen schildert, wie sich allmählich unter dem Einfluß der besonderen geographischen und klimatischen Verhältnisse die Wirtschaftsweise der sogenannten Natur- und Halbkulturvölker bis zur Stufe der beginnenden Feudalwirtschaft entwickelt hat. Wohl besitzen wir Schriften über die Wirtschaftszustände einzelner Naturvölker, auch Darstellungen einzelner wirtschaftlicher Teilerscheinungen, wie zum Beispiel der Anfänge des Handels, des Schiffsverkehrs, der Geldentstehung usw., aber kein größeres Werk, das uns einen Überblick über den gesamten wirtschaftlichen Entwicklungsgang von der primitiven Jagd- und Sammelstufe an bis zu den Anfängen der kapitalistischen Wirtschaft bietet.

Zum Teil mag an diesem Mangel einer Darstellung der wirtschaftlichen Urformen die Schwierigkeit schuld sein, die sich dem Wirtschaftshistoriker bei der Sammlung zuverlässiger Angaben und Nachrichten entgegenstellt. Das nötige Material zum Aufbau einer solchen Urwirtschaftsgeschichte ist über viele ethnologische, anthropologische, folkloristische, kulturhistorische Spezialfachschriften in verschiedenen Sprachen zerstreut, daher schwer zu beschaffen. Es ist ferner oft unzuverlässig und in der dargebotenen Form nicht verwendbar, so daß Nachprüfungen und Vergleiche nötig werden, die nicht ohne ein Eindringen in den Geist der Sprache des betreffenden Naturvolkes möglich sind, also zeitraubende Sprachstudien erfordern. Und drittens muß — falls nicht ein falsches Wirtschaftsbild entstehen soll — derjenige, der sich zu solcher Forschungsarbeit bequemt, nicht nur die Wirtschaftsverhältnisse allein untersuchen, sondern zugleich auch, inwieweit diese mit den Naturbedingungen des betreffenden geographischen Gebiets, mit der Technik, mit der gesamten sozialen Organisation der Bewohner zusammenhängen.

Das sind große Anforderungen. Doch sind sie es nicht allein, die bisher gründliche Darstellungen der primitiven Wirtschaftsformen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Aufeinanderfolge verhindert haben. Auch die uns von der englisch-liberalen Nationalökonomie überlieferte Betrachtung der kapitalistischen Wirtschaftsweise als etwas Naturgegebenes, in seinen Grundformen und Kategorien schon immer Vorhandenes hat wesentlich zu diesem Mangel beigetragen. Indem jene Lehre die kapitalistischen Verhältnisse gewissermaßen als natürliche, schon seit dem Anfang alles gesellschaftlichen Wirtschaftens in primitiver Form bestehende Wirtschaftsbeziehungen auffaßte, die sich nur nach und nach immer mehr kompliziert hätten, also bereits die Urwirtschaft mit Lohnarbeit, Unternehmergewinn, Handelsprofit usw. ausstattete, hinderte sie die geschichtliche Betrachtung des Wirtschaftsverlaufs und die Unterscheidung der Aufeinanderfolge der einzelnen Wirtschaftsstufen nach ihrer Eigenart.

Zwar die im vorigen Jahrhundert aus den englischen und holländischen Kolonien einlaufenden Berichte über die alten Wirtschaftsformen der dortigen Eingeborenen wie auch die Ergebnisse der einsetzenden Spezialforschungen über die frühere Agrarwirtschaft der alten Germanen, Kelten und Slawen zeigte, daß der kapitalistischen und feudalen Wirtschaftsweise schon andere, mehr oder minder agrarkommunistische Wirtschaftsweisen vorausgegangen waren; aber nun wurden meist die neu entdeckten landwirtschaftlichen Betriebsformen der Inder, Javaner, Azteken usw. einfach als »Urwirtschaftsformen« und »Ureigentumsformen« aufgefaßt, obgleich schon eine

oberflächliche Betrachtung des Kulturlebens dieser Völker zeigte, daß sie nicht mehr zu den Naturvölkern gezählt werden durften, ihre Wirtschaftsformen also auch nicht mehr Urformen sein konnten, und obgleich schon damals die Berichte über das Wirtschaftsleben der nord- und südamerikanischen Indianer sowie der Südseevölkerschaften bewiesen, daß den »Urformen« der alten Germanen, Kelten, Inder usw. noch ältere Wirtschafts- und Besitzformen vorangegangen seien.

Einige Wirtschaftshistoriker haben zwar neuerdings begonnen, sich mit der »Wirtschaft der Naturvölker« zu beschäftigen, doch nur wenige; die meisten ignorieren noch immer die Wirtschaftsgestaltungen der Urzeit. Soweit aber in einzelnen Fällen Wirtschaftshistoriker sich herbeigelassen haben, auch die wirtschaftlichen Einrichtungen der sogenannten Naturvölker, speziell der Jäger- und Fischervölker in den Kreis ihrer Untersuchung und Darstellung zu ziehen — am bekanntesten dürfte Karl Büchers Versuch in seiner »Entstehung der Volkswirtschaft« geworden sein — ist, von einzelnen Monographien abgesehen, das Ergebnis ein völlig unzulängliches. Denn erstens gehen diese Historiker durchweg von den begrifflichen Unterscheidungen der modernen liberalen Volkswirtschaftslehre aus und wenden sie auf die primitiven, urwüchsigen Wirtschaftsverhältnisse an, und zweitens unterscheiden sie meist nicht die einzelnen Wirtschaftsstufen nach dem Grade der technischen Entwicklung in ihrem Zusammenhang mit den Naturbedingungen, der Art der Unterhaltsgewinnung und der sozialen Gliederung, sondern fassen einfach Völker verschiedener Entwicklungsstufen unter dem Begriff »Naturvölker« zusammen, stellen die von diesen berichteten Wirtschaftspraktiken auf Grund äußerer Ähnlichkeiten zusammen und ziehen dann daraus ihre Diagonalen.

Soll aber die Untersuchung einen Wert haben, muß sie mit den niedrigststehenden Völkern beginnen und unter Berücksichtigung der verschiedenartigen durch Klima, Bodengestaltung, Wild-, Fisch- und Pflanzenreichtum gebotenen Lebensbedingungen zu höheren Entwicklungsstufen vordringen. Leider läßt sich eine solche Untersuchung, selbst wenn man sie auf die Frage: »*Wie weit finden wir bei den Naturvölkern einen sogenannten Urkommunismus, und wie sieht dieser Urkommunismus aus?*« beschränkt, in zwei, drei oder selbst vier Artikeln nicht durchführen. Der knappe Raum der Neuen Zeit zwingt mich, meine Ausführungen auf eine kurze Darstellung des allgemeinen Entwicklungsganges zu beschränken.

2. Der sogenannte Urkommunismus der Tasmanier

Welcher Volksstamm unter den uns näher bekannt gewordenen Naturvölkern ist technisch und wirtschaftlich der niedrigststehende, und welcher ist am wenigsten in seiner Entwicklung von höheren Kulturen beeinflußt worden — an welchem kann man also am besten die unterste Stufe des primitiven Wirtschaftslebens studieren? Nach meiner Ansicht an den Tasmaniern, den Bewohnern des früheren Vandiemensland, der jetzt meist nach ihrem Entdecker, dem holländischen Seefahrer Abel Janszon Tasman »Tasmania« genannten großen Insel im Südosten des australischen Kontinents — einer Bevölkerung, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch auf annähernd 6000 Köpfe geschätzt wurde, seit 1876 aber völlig ausgestorben oder

richtiger gesagt infolge der Berührung mit der höheren westeuropäischen Kultur hinweggeschmolzen ist.

Durchweg wurden früher die Tasmanier als nahe Verwandte der Australier, meist als ein aus Viktoria oder Neusüdwales eingewanderter Zweigstamm der australischen Eingeborenen betrachtet, ist doch Tasmanien vom Festland nur durch die etwas über 200 Kilometer (ungefähr 27 deutsche Meilen) breite Baßstraße getrennt. Tatsächlich läßt sich auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen der tasmanischen und den australischen Sprachen nicht verkennen, doch ist der Unterschied zwischen beiden weit größer als zum Beispiel zwischen der deutschen und der spanischen Sprache, so daß man zu der Annahme gezwungen wird, wenn wirklich die Tasmanier einst aus dem Süden des australischen Kontinents in Tasmanien eingewandert sein sollten, diese Einwanderung vor Tausenden, vielleicht vor Zehntausenden von Jahren erfolgt sein muß. Dazu kommt, daß den Tasmaniern verschiedene, für die primitive Kultur der australischen Festlandstämme geradezu typische Waffen und Jagdgeräte fehlen, zum Beispiel der Bumerang und der Wumera (das zum Speerwerfen benutzte Wurfbrett): ein Unterschied der Waffen beziehungsweise Werkzeugtechnik, der mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen läßt, daß zu der Zeit, als die Tasmanier auswanderten, auf dem australischen Festland Bumerang und Wumera noch nicht im Gebrauch waren.

Und noch größer ist der Unterschied der Schädelbildung, des Gesichtsausdrucks, des Haares zwischen den Bewohnern des Festlandes und Tasmaniens (die Australier haben zum Beispiel schlichtes, straffes Haar, die Tasmanier hingegen richtige Wollköpfe). Schon im sechsten, siebten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts haben diese unverkennbaren Unterschiede denn auch eine Reihe englischer und französischer Anthropologen veranlaßt, die Tasmanier den Melanesiern oder Negritos zuzuzählen, die einst einen großen Teil Westozeaniens, bis hinauf zu den Andamaninseln, Malakka und den Philippinen bevölkert haben.

Auf diese Streitfrage der Abstammung näher einzugehen, hat keinen Zweck. Ich habe sie nur deshalb herangezogen, um darzutun, daß, wenn wirklich Tasmanien einst vom australischen Festland, von den Inselgruppen der Torresstraße oder von Neuguinea aus bevölkert sein sollte, dies in einer sehr weit zurückliegenden grauen Vorzeit geschehen sein muß, als noch kaum die ersten Anfänge der später von den Europäern bei diesen Völkerschaften vorgefundenen primitiven Kulturen vorhanden gewesen sein können — demnach also die Entwicklung der Tasmanier als eine autochthone betrachtet werden muß.

Aus dieser Abgeschlossenheit der Bewohner Tasmaniens vom Verkehr höherstehender Rassen erklärt sich auch ihre wirtschaftliche und technische Rückständigkeit, selbst im Vergleich zu den Australiern. Freilich, die allerunterste Stufe der Jäger- und Sammelwirtschaft veranschaulicht uns auch das Wirtschaftsleben der Tasmanier nicht. Notwendig muß ihrem Jägerleben, wie es die ersten europäischen Ansiedler vorfanden, noch eine tiefere Stufe vorausgegangen sein, wo auch der rohe zugespitzte Holzspieß und der behauene Stein noch nicht vorhanden waren und die Tasmanier oder ihre Vorfahren nur mit Knüppeln und aufgelesenen spitzen Schlag- und Wurfsteinen bewaffnet in kleinen Rudeln über weite Landflächen dahinzogen.

Über diese Anfangsstufe des Wirtschaftslebens waren zur Zeit ihrer Entdeckung auch die Tasmanier schon längst hinaus. So primitiv uns auch ihre Waffen und Werkzeuge vorkommen mögen, waren sie doch immerhin schon das Erzeugnis einer längeren Entwicklung. Bogen und Pfeil kannte der Tasmanier nicht, ebensowenig, wie schon erwähnt, den australischen Bumerang und den Wurfstock (Wumera). Seine Waffen bestanden aus einfachen Holzlanzen ohne Stein- und Muschelspitzen, nur zugespitzt und im Feuer gehärtet. Neben solchen 3 bis $4^1/_2$ Meter langen Stoßspeeren hatten die Tasmanier ebenso einfache Wurfspeere, die lediglich mit der Hand geschleudert wurden, ferner ungefähr 50 bis 80 Zentimeter lange Keulen, am dicken Kopfende leicht abgerundet, und schließlich noch leicht behauene Schlag- und Wurfsteine, meist nur an einer Seite zugeschlagen (retuschiert), ähnlich den Schlagsteinen (Faustkeilen) der älteren europäischen Près-Chelleen-Periode. Rechnet man dazu als Werkzeug benutzte rohe Flintsteinund Muschelschaber sowie primitive Steinmesser und -bohrer, so ist damit der ganze Reichtum der Tasmanier an Waffen und Werkzeugen erschöpft. Zu der Kunst, die Schlagsteine oder Faustkeile an kurzen Stöcken zu befestigen und dadurch derartige Steinbeile oder Steinäxte herzustellen, wie sie die Australier besitzen, waren die Tasmanier, wie sich aus verschiedenen Verhandlungen und Untersuchungen der Royal Society of Tasmania (besonders kommen die Verhandlungen im Juni 1873 in Betracht) ergibt, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht gelangt.

Auch so etwas wie eine Stammesorganisation besaßen die Tasmanier n i c h t. Sie waren in kleine, selten mehr als 30 bis 50 Personen (Männer, Frauen und Kinder zusammengerechnet) umfassende Horden und Rudel geteilt, die, ohne eigentliche Häuptlinge, sich völlig selbst regierten, das heißt in denen die erwachsenen Männer die Leitung hatten. Jede solche Horde bildete für sich eine autonome Gruppe, doch hatte sich hin und wieder zwischen benachbarten Horden ein Freundschaftsverhältnis entwickelt.

Im größeren Teil des Jahres zogen diese Horden ständig umher. Bald schlugen sie hier, bald dort ihr Lager auf. In der wärmeren Jahreszeit blieben sie fast nie länger als zwei, drei Tage auf einem Lagerplatz. Nur in der Regenzeit suchten sie gern bekannte Höhlen, geschützte Gebirgsschluchten und Felsüberhänge oder dergleichen auf, um dort, wenn möglich, den Anbruch der neuen Jahreszeit abzuwarten. Zelte oder Hütten, die sie gegen Regen oder Kälte hätten schützen können, besaßen sie nicht. Solches Wandern darf man sich jedoch nicht als ein planloses Hin- und Herziehen, ohne bestimmte Richtung und ohne Ziel, vorstellen. Vor jedem Fortziehen nach einem anderen Ort bestimmten die älteren Männer der Horde, wohin die Reise gehen und wo des Abends das Lager aufgeschlagen werden sollte. Nicht immer wanderten sämtliche Mitglieder der Horde zusammen in einem Haufen. Die Horden spalteten sich vielmehr oft in zwei, auch wohl drei Teile, die auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustrebten und spätestens nach drei, vier Tagen an einem bestimmten Ort wieder zusammentrafen.

Der Zweck solcher Teilung in kleine Wandertrupps war die bessere Ausnutzung der Jagdgelegenheit, die sich während des Umherziehens darbot. Die erwachsenen Männer lagen nämlich auf dem Marsche zugleich der Jagd ob. Sobald sie irgendein jagdbares Wild, Känguruh, Opossum, Wombat usw. erblickten, nahmen sie sogleich dessen Verfolgung auf. Sie gingen deshalb

auch gewöhnlich dem Trupp in einiger Entfernung voraus, vornehmlich wenn die ganze Horde zusammen wanderte. Auch die Frauen benutzten das Wandern zugleich zur Nahrungssuche, zum Einsammeln von Wurzeln, Knollen, Beeren, Pilzen sowie von Vogel- und Ameiseneiern, Insekten, Würmern und, falls die Wanderung an den Meeresbuchten oder Flußufern vorbeiführte, auch zum Einsammeln von Muscheln, Krebsen, Wassereidechsen usw.

Diese Art des Wanderns hatte zur Folge, daß meist die Frauen mit den Kindern vor den noch irgendwo jagenden Männern auf dem zum Lagern ausersehenen Platz eintrafen, in der Regel schon einige Zeit vor Sonnenuntergang. Wenn das der Fall, dann stellte die Frau die primitive Hütte her, die meist lediglich aus einem rohen mit Zweigen bedeckten Windschirm bestand. Nur wenn geplant worden war, einige Nächte auf dem Lagerplatz zu verweilen, wurde eine etwas festere Hütte errichtet, indem einige in die Erde gesteckte Pfähle durch Grasstricke miteinander verbunden und mit abgerissenen Zweigen, Baumrinde, Farrenblättern usw. bedeckt wurden.

Jede Horde hatte ihr bestimmtes großes Wanderungs- und Jagdgebiet (oft 500 bis 700 Quadratkilometer groß), das als ihr Eigentum galt und dessen Grenzen von den benachbarten Horden nicht überschritten werden durften, wenn sie es nicht auf Streit und Kampf ankommen lassen wollten. Zwar waren diese Jagdreviere nicht durch irgendwelche Grenzmarken voneinander geschieden, die Grenzzeichen bestanden lediglich in Flußläufen, Sümpfen, Höhenzügen, Schluchten usw., aber die mit ihrem Gebiet aneinanderstoßenden Horden wußten dennoch recht wohl, wo ihr Revier aufhörte und das der Nachbarhorde begann.

Zu einem Anbau von Bodenfrüchten irgendwelcher Art waren vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern die Tasmanier nirgends gelangt. Keinerlei Spuren in ihren Einrichtungen, Überlieferungen und ihrer Sprache weisen darauf hin, daß sie auch nur jemals versucht hätten, irgendeine Pflanze anzubauen. Und ebensowenig verstanden sie etwas vom Fischfang, wie ihnen denn auch alle dazu nötigen Geräte: Fischspieße, Harpunen, Netze, Angelhaken und Angelschnüre, Fischkörbe usw. fehlten. Alle älteren und neueren zuverlässigen Beobachter der Lebensweise der tasmanischen Eingeborenen sind sich darüber einig, daß die Eingeborenen den Genuß von Fischen verschmähten und, wenn ihnen von Europäern gebackene oder gekochte Fische angeboten wurden, diese mit Abscheu zurückwiesen. Zwar erzählen einige englische Ansiedler, daß sie gesehen hätten, wie die Frauen im Wasser Fische gefangen hätten, aber, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellte, verstehen sie darunter »Shellfishes« (Schaltiere), besonders Krebse, Hummern und verschiedene Arten von Meer- und Seeohren (Haliotis). Diese wie auch die einheimischen Austern wurden freilich von den Eingeborenen gern gegessen und bildeten einen Hauptteil ihrer Nahrung.

Die Tasmanier lebten also noch völlig auf der sogenannten Jagdstufe. Die Jagd auf die Urwaldtiere lieferte ihnen nebst dem Einsammeln von Früchten und Schaltieren ihre wichtigste Nahrung. Da ihre Wurfspeere und Wurfkeulen nicht weit reichten, durchweg nur ungefähr 50 Meter, und in solcher Entfernung größere Tiere nur selten sofort tödlich verwundeten, bestand ihre Jagd meist in einem Umstellen und Heranschleichen an das Wild. Es jagte deshalb auch fast nie ein Mann allein, sondern in Gemeinschaft mit drei, vier, fünf anderen. (Fortsetzung folgt)

Nietzsche und das Christentum

Von Karl Quenzel (Schluß)

II

Dank den gründlichen Forschungen religiös unbefangener Gelehrter wissen wir heute, daß das gewissermaßen zeitlose Christentum keineswegs gleichbedeutend ist mit der Lehre Jesu. In Jesu Lehre finden sich, wie namentlich Albert Schweitzer überzeugend nachgewiesen hat, eine Menge uns völlig fremder, nur aus der Zeit heraus zu erklärender Vorstellungen, und nur einer verlogenen Theologie konnte es gelingen, alle diese Züge wegzudeuteln. Auch das Bild, das Nietzsche im »Antichrist« von Jesus entwirft, ist nicht richtig: es ist zu sehr ins Rein-Menschliche gehoben und enthält andererseits Linien, die weniger Jesus als Buddha zukommen.

Immerhin darf Nietzsche mit einigem Recht sagen, alles, was heute christlich heiße, habe Christus *verneint*. Damit verurteilt er das moderne Christentum, wie es etwa von Adolf Harnack vertreten wird: diese späte Abart des Deismus, diese Verlegenheitsausflucht unentschiedener, im tiefsten Grunde unphilosophischer Naturen. »Ich betrachte«, sagt Nietzsche 15[1], 157, »alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit der Worte, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen.« Und ganz im Geiste Feuerbachs ist es, wenn er 15[2], 282 die zunächst befremdend harten Worte schreibt: »Die Christen haben niemals die Handlungen praktiziert, welche ihnen Jesus vorgeschrieben hat, und das unverschämte Gerede von der ‚Rechtfertigung durch den Glauben' und dessen oberster und einziger Bedeutsamkeit ist nur die Folge davon, daß die Kirche nicht den Mut noch den Willen hatte, sich zu den Werken zu bekennen, welche Jesus forderte.«

Dieses moderne Christentum ist, wie schon Lessing in seinem denkwürdigen Briefe vom 2. Februar 1774 an seinen Bruder Karl Gotthelf ausgeführt hat, kein der Kritik würdiger Gegenstand. Wie Feuerbach hält sich Nietzsche vielmehr an das ungebrochene, das klassische Christentum der ersten Jahrhunderte. Auch dieses Christentum bietet, wie man weiß, kein durchaus einheitliches Bild, aber es läßt doch gewisse, nicht wegzudeutende Grundlinien erkennen. Nun ist Nietzsches Kritik für den heutigen Menschen deshalb so schwer zugänglich und wird so oft mißverstanden, weil dieser meist nur das abgeblaßte moderne Christentum kennt, auf das allerdings Nietzsches Kennzeichnung gar nicht paßt. Ja das Christentum ist den modernen Menschen, namentlich auch den Gelehrten, so entfremdet, daß sie aus Nietzsches tiefem Verständnis für christliche Werte (das sich doch auch bei Goethe, Heine und Feuerbach findet) auf eine kryptochristliche Gesinnung schließen, wie dies zum Beispiel Ernst Bertram passiert ist.

Dieses historische Christentum hat Nietzsche *von jeher* aufs schärfste bekämpft, nicht erst, wie es so oft dargestellt wird, in den letzten Jahren seiner Schriftstellerei. Schon 1875 nennt er es die größte Versündigung am Verstand der Menschheit. Etwa zu derselben Zeit meint er, eine Gestalt wie Proklos sei schöner, reiner und harmonischer als alle christlichen. Das Barbarische am Christentum betont scharf ein Satz wie dieser: »Mit dem Christentum erlangte eine Religion das Übergewicht, welche einem vorgriechischen Zustand des Menschen entsprach: Glaube an Zaubervorgänge in allem

und jedem, blutige Opfer, abergläubische Angst vor dämonischen Strafgerichten, Verzagen an sich selbst, ekstatisches Brüten und Halluzinieren, der Mensch sich selber zum Tummelplatz guter und böser Geister und ihrer Kämpfe geworden.«

Diesem Christentum sind wir entwachsen. Jetzt ist es »eine Sache der Ehrlichkeit, und zwar einer sehr mäßigen und keineswegs bewunderungswürdigen Ehrlichkeit, vom Glauben an Gott sich rein zu erhalten; und was ehemals, zum Beispiel noch zu Pascals Zeiten, eine Forderung des intellektuellen Gewissens war, kann heute als ein Verbot desselben Gewissens in jedem kräftigen Manneskopf und Mannesherzen gelten« (13, 317).

Aber diese Kritik, die sich nicht wesentlich von der Feuerbachs unterscheidet, ist gleichsam nur Vorspiel. »Ich bin«, schreibt Nietzsche am 26. August 1883 an Peter Gast, »einer der furchtbarsten Gegner des Christentums und habe eine Angriffsart erfunden, von der auch Voltaire noch keine Ahnung hatte.«

Diese Briefstelle wird erläutert durch folgende Ausführungen von grundlegender Bedeutung: »Man hat das Christentum immer auf eine falsche und nicht bloß schüchterne Weise angegriffen. Solange man nicht die Moral des Christentums als Kapitalverbrechen am Leben empfindet, haben dessen Verteidiger gutes Spiel. Die Frage der bloßen ‚Wahrheit' des Christentums ... ist eine ganz nebensächliche Angelegenheit, solange die Wertfrage der christlichen Moral nicht berührt ist.« Und Nietzsche macht mit seinem Angriff auf das Christentum Ernst: er zählt nach und nach alles auf, was das Christentum dem Leben und dem Lebenswillen zugefügt hat. Es hat den Haß gegen das Natürliche gepflanzt (8, 231). Es ist die Todfeindschaftsform gegen die Realität, die bisher nicht übertroffen worden ist (8, 249). Es hat die Partei alles Mißratenen genommen und einen Todkrieg gegen den höheren Typus Mensch geführt (8, 219). Es hat aus dem Sterbebett ein Marterbett gemacht (4, 77). Und schließlich das Schärfste, was gegen das Christentum gesagt werden kann: »Dächte man sich das Christentum, in seiner ganzen Stärke aufgefaßt, als herrschend, dächte man sich, daß keine Kräfte dagegen wirken, so würde es in kurzer Zeit den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen; es nimmt den Menschen die Gesundheit, die Freude, das Zutrauen, die Absichten für die Zukunft der Welt (also die Tätigkeit). Diese Konsequenz geben einige Kirchenväter zu: sie sehen hier keinen Vorwurf und Einwand.« (11, 311.)

Wer diese Sätze Nietzsches übertrieben nennt, denkt nur an das verwässerte Christentum der Gegenwart, den Protestantismus, von dem Heine in den »Bädern von Lucca« ebenso wahr wie witzig sagt: »Diese Religion schadet nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber sie hilft auch nichts.«

Aber selbst in diesem verwässerten Christentum steckt nach Nietzsche das überlieferte Ideal, und Nietzsches Kampf gilt daher auch diesem latenten Christentum.

Wenn man sich erinnert, daß noch Schopenhauer in der christlichen Moral der Weisheit letzten Schluß erblickte, so bedeutet Nietzsches scharfe Kritik der christlichen Werte in der Tat so etwas wie eine Revolution. Aber auch hierin folgt er den Spuren früherer Denker, vor allem Stirners. Freilich macht er aus dem, was bei anderen nur gelegentlicher Hinweis oder Ahnung war, das große Thema seines gesamten Philosophierens.

Feuerbach hatte die religiösen Sätze einfach umgedreht. Nicht: Gott ist die Liebe hieß es bei ihm, sondern: Die Liebe ist göttlich. Mit Recht wandte Stirner ein: damit sei nichts gewonnen; im Gegenteil, die Fessel, die den Menschen drücke, sei damit noch straffer angezogen.

Feuerbach hatte nicht erkannt, daß die Moral des Christentums das Leben untergräbt. Stirner war eher auf der richtigen Spur, aber seine dialektische Methode kann die Schule Hegels nicht verleugnen und wirkt in ihrer Spitzfindigkeit auf den modernen Leser manchmal geradezu abstoßend. Nietzsche ist glücklicherweise vom Einfluß Hegels frei geblieben.

Es ist kein Zweifel, daß Nietzsche das Christentum viel tiefer getroffen hat als alle seine Vorgänger. Bleibt noch übrig ein Christentum des Gefühls. Aber auch dieses erkennt Nietzsche nicht mehr an: er spottet öfter über den sogenannten Beweis des Geistes und der Kraft. Gerade den Gefühlen, die einem wohltun, soll man mißtrauen. Ein Satz, der uns beruhigt, braucht noch lange nicht wahr zu sein.

Nach alledem darf man behaupten, daß das Christentum wohl niemals einen gründlicheren Gegner gehabt hat als Nietzsche. Wenn seine Worte später immer schärfer werden und er scheinbar alle Besonnenheit verliert, so ist darin durchaus nichts Krankhaftes zu sehen. Der moderne Gelehrte ist so sehr an eine blasse Sachlichkeit gewöhnt, daß er Ausbrüche eines kräftigen Temperaments kaum noch versteht. Blasse Sachlichkeit mag gut sein, wo es sich um gelehrte Untersuchungen handelt: sie war nie das Kennzeichen großer Persönlichkeiten. Nietzsche schreibt auch im »Antichrist« durchaus nicht aus blindem Haß heraus. Das beweist schon das mit großer Liebe entworfene Bild Jesu, das freilich, wie bereits erwähnt, durch neuere Forschungen als falsch erwiesen ist. Nietzsches Gegner übersehen, daß seine Sprache in den letzten Schriften überhaupt entschiedener, monumentaler wird. Was er über die Christen und ihre Priester sagt, paßt vielleicht nicht auf die ersten Christen. Aber es paßt auf den Typus des modernen Muckers. Und wie, wenn Nietzsche gerade diesen treffen wollte? Im August 1883 schreibt er an seine Mutter: »Inzwischen ist alles eingetroffen ... leider auch Dein Brief, der mich sehr übler Laune machte. Wirklich, diese Auseinandersetzungen über Christentum und was der und jener darüber denkt, wie ich darüber denken sollte und müßte, dürfen nicht mehr an meine Adresse gerichtet werden: ich verliere die Geduld! Die Atmosphäre, in welcher Ihr lebt, diese ‚guten Christen' mit ihren einseitigen, oft anmaßenden Urteilen — das alles ist meinen eigenen Empfindungen, meinen fernsten Zielen so entgegengesetzt wie möglich. Ich spreche nicht davon, aber ich weiß es, daß Menschen dieser Art, selbst meine Mutter und Schwester, wenn sie mein Ziel ahnten, meine natürlichen Feinde sein müssen.... Es verdirbt mir die Lust am Leben, unter solchen Menschen zu sein, und ich habe viel Selbstüberwindung nötig, um nicht gegen die Naumburger Muckerluft (wobei verschiedene Onkel und Tanten, die nicht dort wohnen, miteingerechnet sind) beständig zu reagieren.«

Nietzsches Mutter war gewiß in ihrer Art eine vortreffliche Frau, aber anscheinend geistig nicht sehr bedeutend. Für das Lebenswerk ihres Sohnes hatte sie gar kein Verständnis: sie wollte den Nachlaß Nietzsches verbrennen. Aber das ist noch nicht das Ärgste. Schlimmer ist, was Richard Oehler, ein Gewährsmann von unantastbarer Wahrheitsliebe, berichtet: »Sie hat (man kann es nicht leugnen) den Schicksalsschlag, der Nietzsche getroffen, als

eine Strafe des Himmels für seine antireligiösen Schriften aufgefaßt.« Diesen Typus des unduldsamen und verständnislosen Muckers hatte Nietzsche vor Augen, als er den »Antichrist« schrieb. Man muß unter solchen Christen gelebt haben, man muß wissen, wie grotesk sich die Überhebung und Lieblosigkeit solcher geistig unbedeutenden, in fixen Ideen befangenen Menschen äußern kann, um die überaus scharfen, aber in all ihrer Schärfe gerechten Worte Nietzsches verstehen zu können. Auch den ureigentlichen Priesterdünkel wird Nietzsche aus eigener Erfahrung kennengelernt haben. Es ist für mich gar kein Zweifel, daß sich im »Antichrist« persönliche Erlebnisse spiegeln. Das Buch gehört sicherlich zu den Herzenserleichterungen.

Hätten wir diese letzten Schriften Nietzsches nicht, so würden seinem Bilde entscheidende Züge fehlen. Sie sind von einer Kühnheit, die bis dahin in Deutschland unerhört war. Wer sie verwirft, verwirft Nietzsche selber. Daß der deutsche Durchschnittsgelehrte sie ablehnt, beweist von neuem, daß es mit der sogenannten freien Forschung nicht viel auf sich hat. Oder ist eine Forschung frei zu nennen, für die es unantastbare »Wahrheiten« gibt? Ist eine Forschung frei zu nennen, die der Theologie immer noch Zugeständnisse macht?

Nein, diesen letzten Nietzsche wollen wir uns nicht umdeuten lassen. Nicht stimulierende Mittel haben ihn zu diesen flammenden Schriften getrieben, sondern der Geist der Entschiedenheit, der immer mehr von ihm Besitz ergriff. Wer *diesen* Nietzsche ablehnt, der behält nur noch einen verstümmelten, abgeblaßten, seiner besten Kraft beraubten Nietzsche übrig. Und es ist kein Wunder, wenn er schließlich dahin kommt, Nietzsche zu verwechseln zum Beispiel mit Hölderlin (wie das Ernst Bertram tut) und zu behaupten, Nietzsche sei kein Anfang, sondern ein Ende, nämlich der Vollender der Romantik.

Der Weltkrieg und die Kriesengefahr im Kapitalismus

Eine grundsätzliche Betrachtung

Von Dr. **Karl Landauer** (München) (Schluß)

Die Zeit nach dem Krieg ist eine typische Epoche großer Umstellungen und grober Kalkulationen. Sie ist es deswegen, weil eine ungeheure Wirtschaftszerstörung, der Weltkrieg, in die Bedarfsdeckung der Welt an bestimmten Stellen riesige Lücken gerissen und damit das wirtschaftliche Gleichgewicht völlig aufgehoben hat. Nun müssen diese Lücken, so gut es mit den vorhandenen Gütern und Kräften geht, wieder ausgefüllt werden. Das geht bei keiner Wirtschaftsordnung ohne viele Fehler im kleinen ab. Die richtige Linie wird immer erst nach zahlreichen Schwankungen gefunden. Bei diesem Zustand der allgemeinen wirtschaftlichen Unsicherheit muß von allen Unternehmern mit hohen — und zwar vielfach *verschieden* hohen — Risikoprämien gerechnet werden, so daß schon aus diesem Grunde allein die Möglichkeit exakter Preisberechnung entfällt. Es kommt auch heute in noch viel höherem Maße darauf an, die Wirtschaft im großen in die richtigen Bahnen zu lenken, als kleine Reibungswiderstände aus dem Produktions- und Verteilungsmechanismus auszuschalten, die freilich bei normalen Wirtschaftszuständen in ihrer Summe von großer Bedeutung wären. So drängt sich

das Urteil auf, daß es für die besonderen Wirtschaftsaufgaben der Nachkriegszeit in hohem Maße förderlich wäre, wenn wir eine mehr auf bewußte Regelung eingestellte Organisation der Volks- und Weltwirtschaft besäßen. Und wir dürfen daraus schließen, daß eine stärker von verwaltungswirtschaftlichen Elementen durchsetzte Organisation der Wirtschaft geeigneter ist, den Folgen großer Wirtschaftszerstörungen zu begegnen.

Es dürfte nötig sein, diesen Satz, soweit er sich auf den Weltkrieg und seine krisenhaften Folgen bezieht, noch etwas anschaulicher zu machen. Durch den Ausfall Rußlands aus der Weltwirtschaft und durch die Erschöpfung des Bodens in den meisten europäischen Ländern infolge Dünger- und Arbeitermangels während des Krieges hat die Versorgung der Welt mit landwirtschaftlichen Produkten außerordentlich gelitten. Die wichtigste Aufgabe, die heute der ganzen Menschheit gestellt ist, wäre die Ausfüllung dieser Lücke. Wir sehen aber, daß der Mechanismus der Konkurrenzwirtschaft gegenüber dieser Aufgabe versagt. Nicht bloß politische Rücksichten treten hier hindernd in den Weg. Während der Getreidehunger der Welt es notwendig machen würde, daß die landwirtschaftlich produktiven Gebiete sich mit aller Kraft auf die Erfüllung gerade dieser weltwirtschaftlichen Funktion verlegen, industrialisiert sich Südamerika, obwohl doch die Industrieanlagen der von Arbeitslosigkeit heimgesuchten westeuropäischen Länder und der Vereinigten Staaten durchaus ausreichen, um die technischen Hilfsmittel für die erforderliche Steigerung der Bodenproduktivität zu schaffen. Dieser ungeheure weltwirtschaftliche Fehler, der sich vor unseren Augen vollzieht, wäre nicht möglich, wenn die organisatorischen Grundlagen für eine bewußte Regelung der Weltwirtschaft vorhanden wären; denn hier zeigt sich, daß Tatsachen, die von klarsehenden Wirtschaftspolitikern erkannt werden und somit von einer zentralen Leitung in Rücksicht gezogen werden könnten, im Rahmen des Tauschmechanismus nicht zur Geltung kommen. Freilich darf dabei nicht außer Betracht bleiben, daß dieser Tauschmechanismus selbst infolge der Vernichtung des auf der Goldwährung beruhenden Weltgeldsystems am normalen Funktionieren verhindert ist; aber auch die Zerstörung des geordneten Geldwesens ist ja eine Folge des Weltkriegs und ein Teil der durch ihn hervorgerufenen Weltwirtschaftskrise.

Daß auch in der nationalen Volkswirtschaft die bewußte Regelung heute vielfach der verkehrswirtschaftlichen Organisation überlegen ist, beweist die Ausbreitung der Vertikalkonzerne. Wissell und Striemer haben darauf des öfteren mit Recht hingewiesen. Steuerliche Vorteile oder das bloße Machtstreben einzelner Großkapitalisten erklären nicht genügend die Aneinanderkettung von Unternehmungen verschiedener Produktionsstufen unter einheitlicher Leitung. Das rasche Aufschießen dieser Bildungen wird nur verständlich, wenn wir sie auffassen als eine Form der Anpassung der Großindustrie an den Zustand weitgehenden Versagens der Marktwirtschaft. Wäre man sicher, Stahl und Kohle jederzeit zu einem einigermaßen vorausberechenbaren Preise kaufen zu können, dann wäre es nicht so besonders vorteilhaft, Maschinenfabriken mit Hochofenwerken und Kohlenzechen zusammenzuschließen. Nur weil das eigene Eigentum heute für die Sicherheit der Rohstoffversorgung eine viel höhere Gewähr bietet als die Eingliederung in den Markt, ist die Entwicklung der Konzerne in bisheriger Ausdehnung möglich geworden.

Damit ist das Ziel unseres Gedankenganges erreicht. Die Verwaltungswirtschaft erscheint als die zur Anpassung an die Folgen großer Wirtschaftskatastrophen fähigere Wirtschaftsform. Es bleibt nur noch übrig, einigen Mißverständnissen vorzubeugen, die sich an das Gesagte vielleicht knüpfen könnten.

Daß jede rationelle Wirtschaftsform nur eine Mischung verwaltungswirtschaftlicher und verkehrswirtschaftlicher Elemente darstellen kann, ist zwar eine sehr naheliegende Erkenntnis, die aber doch wenig verbreitet ist oder vielleicht richtiger wenig beachtet wird. In den herrschenden Vorstellungen erscheint meistens — heute sogar mehr als je — der Typ der kommunistischen Verwaltungswirtschaft dem Typ der kapitalistischen Verkehrswirtschaft als kontradiktorischer Gegensatz gegenübergestellt, und es besteht die mehr oder weniger ausgeprägte Auffassung, daß alle Zwischenformen unhaltbare Kompromißprodukte sein müßten. Diese Anschauungsweise wird unterstützt durch den Umstand, daß gewisse Zwischenformen (Kriegswirtschaft) allerdings als in ihren Erfolgsaussichten sehr beschränkt erkannt worden sind. Aber daß man an einer bestimmten Stelle des Überganges einen Sprung machen muß, weil zwischen zwei Punkten kein Halt zu finden ist, beweist natürlich nicht, daß überhaupt kein Übergang stattfinden kann. Bei der herrschenden Vorstellungsweise läuft man Gefahr, daß alles, was man zugunsten der Leistungsfähigkeit bewußt gesellschaftlicher Regelung sagt, aufgefaßt wird als ein Plädoyer für eine streng zentralistische Verwaltungswirtschaft. Aus diesem Grunde muß hier unterstrichen werden, daß die entwickelten Gesichtspunkte zwar dafür sprechen, der bewußten Regelung der Wirtschaft einen größeren Raum zu gewähren und ihr dazu jenen organisatorischen Unterbau zu geben, der dem Wirtschaftssystem den Charakter des kapitalistischen entziehen würde, daß aber die Notwendigkeit weitgehender wirtschaftlicher Selbstverwaltung und Anspornung der Produktionstätigkeit durch das Eigeninteresse damit in keiner Weise geleugnet werden soll.

Die Anhänger der Planwirtschaftsidee haben sich dadurch verdient gemacht, daß sie dem modernen Sozialismus mit besonderem Nachdruck die Aufgabe zugewiesen haben, sich mit den Leistungsmöglichkeiten der Verwaltungswirtschaft zu befassen und sie herauszuarbeiten. Betont man daher diese Seiten, dann gilt man leicht für einen Planwirtschafter. Aber Anhänger der »Planwirtschaft« zu sein, bedeutet ja nicht einfach die Vorzüge planmäßiger Wirtschaftsleitung zu erkennen, sondern die planmäßige Wirtschaftsleitung mit Hilfe öffentlich-rechtlicher Zwangsverbände der einzelnen Produktionsgruppen noch unter der Herrschaft kapitalistischer Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln durchführen zu wollen. Demgegenüber ist der mehrfach begründete Einwand aufrechtzuerhalten, daß eine solche Organisation, abgesehen von den damit verbundenen Gefahren, gar nicht zu einer wirklich planmäßigen Leitung führen kann, weil die Zwangsverbände kapitalistisch orientierter Unternehmer durchaus keine gefügigen Werkzeuge einer gesellschaftlichen Wirtschaftsleitung wären. Wissell und seine Anhänger haben allerdings ganz richtig erkannt, daß die bewußte Regelung der Wirtschaft einen Ausgleich durch die Gewährung teilweiser wirtschaftlicher Selbstverwaltung voraussetzt; aber diese Selbstverwaltung wird viel zweckmäßiger als in der Form kartellähnlicher Verbände durch eine Verschmelzung des staatssozialistischen mit dem genossenschaftlichen Prinzip gewährt:

Gesellschaftliches Eigentum an den wichtigsten Produktionsmitteln, aber weitgehende Selbständigkeit der einzelnen Betriebsleiter — das ist der organisatorische Grundgedanke, auf dem alle Sozialisierungsarbeit der nächsten Jahrzehnte sich aufbauen muß.

Außenpolitische Rundschau

Die Konferenz von London — Frankreich und Deutschland — Das dreifache Problem — Schlußfolgerungen

Das Ergebnis der Londoner Konferenz wird bekannt sein, wenn diese Zeilen erscheinen. Im Augenblick erfährt man nur auf dem Umweg der englischen und französischen Presse, daß Lloyd George bereit ist, Deutschland eine längere Stundung der Barzahlungen zu gewähren, und daß er dabei von seiten der Alliierten auf keinen wesentlichen Widerstand stößt, natürlich Frankreich ausgenommen. Poincaré will sich diese Stundung mit der endgültigen Kolonisierung Deutschlands bezahlen lassen.

Es ist daher angebracht — wie auch der Ausgang der Konferenz sein mag, in diesem Punkte werden diese Zeilen leider nicht veralten —, uns mit dem Problem Frankreich-Deutschland etwas näher zu befassen. Wir beabsichtigen natürlich keineswegs, es in irgendeinem Punkte gewissermaßen erschöpfend zu behandeln. Das würde weit über den Rahmen dieser Rundschau hinausgehen. Nur beleuchten und erklären wollen wir die Situation.

* * *

Das Problem ist in der Hauptsache ein dreifaches: ein geschichtlich-politisches, ein völkerpsychologisches und endlich, aber nicht letztlich, ein wirtschaftliches.

Das geschichtlich-politische Problem ist von allen dreien das bekannteste. Und doch wie viele falsche Urteile! Hüben wie drüben. In Deutschland resümiert die Auffassung von diesem Problem in der zum Gemeingut gewordenen Überzeugung, daß das Ziel aller französischen Politik, von Ludwig XIV. über die Französische Revolution bis herab zu Poincaré, die Eroberung der Rheingrenze und, darüber hinaus, die Zersplitterung Deutschlands in Kleinstaaten sei.

In Frankreich ist die traditionelle Geschichtsauffassung von der deutschen Politik gegenüber Frankreich eine umgekehrte oder vielmehr dieselbe. Alle deutsche Politik, so meint man, ziele seit dem dreizehnten Jahrhundert auf die Vernichtung des französischen Volkes ab, auf dessen kriegerische Verwüstung und Ausplünderung. Und die »geschichtlichen Beweise« fehlen den französischen Historikern für ihre These ebensowenig wie umgekehrt den deutschen.

Wer etwas tiefer in die Geschichte eingedrungen ist, der weiß längst, daß es nichts Unsinnigeres gibt als eine derartige »gradlinige« Beweisführung. Die Politik Ludwigs XIV. oder der deutschen Staatsoberhäupter jener Epoche ist ebensowenig identisch mit der Politik Poincarés und des letzten Hohenzollern, wie die französischen Hofschranzen jener Zeit identisch sind mit dem »nationalen Block« der Deputiertenkammer oder die preußischen Landjunker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit Krupp und Thyssen. Es genügt aber für unsere Absicht, die beiden landläufigen Geschichtsauffassungen gegenüberzustellen. Sie heben einander auf, oder vielmehr: sie ergänzen und stützen einander.

Das geschichtlich-politische Problem ist altes Möbel, das zu nichts mehr brauchbar ist, aber viel Platz beansprucht und überall im Wege steht. Man hängt an ihm, weil es ein altes Familienerbstück ist. Es wird sorgfältig erhalten, abgestaubt und vor Beschädigungen geschützt. Man zeigt es den Besuchern, erklärt es den Kindern, denn es repräsentiert eine Familientradition. Aber obwohl es für den Hausgebrauch wertlos, ja hinderlich, längst nur noch Schaustück ist, hängt man um so

mehr an ihm. Es ist wie die gute Stube des deutschen Kleinbürgers des neunzehnten Jahrhunderts, die einfach unbewohnbar und nur dazu da war, allerhand Plunder zu beherbergen und der Hausfrau Arbeit zu machen. Aber gerade deshalb war die Hausfrau sehr stolz auf ihre gute Stube.

* * *

Das völkerpsychologische Problem ist von reellerer Natur. Franzosen und Deutsche verstehen einander nicht nur deshalb nicht, weil sie zwei heute grundverschiedene Sprachen reden, obwohl dieser Umstand natürlich das gegenseitige Verstehen erschwert. Klimatische, landwirtschaftliche und ethnologische Umstände haben es im Laufe der Jahrhunderte dazu gebracht, daß der Durchschnittsdeutsche und der Durchschnittsfranzose verschieden denken und sprechen — verschiedene Gedanken denken und aussprechen. Freilich wird die Entwicklung wieder einen Ausgleich schaffen. In hundert oder zweihundert Jahren, vielleicht etwas später oder früher, wird der völkerpsychologische Unterschied nicht größer sein als heute etwa zwischen einem Nord- und einem Süddeutschen, aber was in dreihundert Jahren auf diesem Planeten sich ereignen mag, ist für die Politik, die uns heute auf den Nägeln brennt, herzlich gleichgültig. Heute ist es jedenfalls eine Tatsache, mit der nicht ernst genug gerechnet werden kann und die als ein wesentlicher Faktor in der gesamten deutschen — und natürlich auch in der französischen — Politik eingestellt werden muß, daß die Deutschen und die Franzosen einander nicht verstehen oder mißverstehen. Und letzteres ist das Schlimmste.

Vor hundert Jahren hatte dieser Umstand keine oder doch nur eine unwesentliche Bedeutung. Man sah einander so gut wie nie, und wenn sich einmal ein Franzose nach Deutschland oder ein Deutscher nach Frankreich verirrte, dann wurde er als Kuriosum bestaunt und betrachtet, etwa wie heute in Europa ein Aschantineger. Und was die von engen Zirkeln gelesenen Gazetten mit vierwöchiger Verspätung brachten, das war durch Zeit und Raum abgedämpft wie heute die Berichte der Astronomen.

Aber was vormittags in Berlin sich ereignet, liest heute der Pariser in seinem Abendblatt. Doch das stimmt nicht. Er liest davon nur einen kurzen, abgehackten, schlecht übersetzten telephonischen Bericht, der noch falscher wird, wenn ihn der Redakteur kommentiert. Und das passiert tagaus, tagein. Außerdem verkehrt noch die Eisenbahn zwischen beiden Ländern. Der Deutsche in Frankreich und der Franzose in Deutschland müssen sich einen auf die Dauer unerträglichen Zwang auferlegen, wollen sie nicht fortwährend Anstoß erregen. Noch schlimmer ist es, wenn sie sich k e i n e n Zwang auferlegen. Die Deutschen, die sich nach mehrjährigem Aufenthalt in Frankreich heimisch fühlen und umgekehrt, sind Ausnahmen. Daß diese Unstimmigkeiten nichts mit der »Rassenfrage« zu tun haben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Kinder französischer Eltern, die in Deutschland geboren und erzogen wurden, fühlen sich durchaus als Deutsche und umgekehrt. Herr Bazille ist keine Ausnahme.

Aber so wenig wir daran denken, das alte Möbel der »geschichtlichen Tradition« in die Rumpelkammer zu werfen, und ihm weiter den Ehrenplatz zuweisen, so wenig denken wir in der Politik der Tatsache des großen völkerpsychologischen Unterschieds zwischen Deutschen und Franzosen Rechnung zu tragen. Wir richten uns so unwohnlich wie möglich ein. Von unseren Zeitungsschreibern und Telegraphenbureaus kann nicht verlangt werden, daß sie sich auf eine Mentalität einstellen, die ihnen wesensfremd ist. Und außerdem haben die, die es besser wissen, das entscheidende, alle Gegeneinwände niederschlagende Argument: »Wir müssen doch für unsere Leser schreiben.« Daß heute durch die tausend Kanäle der internationalen Verbindungen auf direktem oder indirektem Wege auch der Franzose gewissermaßen ein deutscher Zeitungsleser ist, wer denkt daran? Und wenn er daran dächte: »Ist der Franzose Abonnent des Blattes?« — Nein. — Also ...

Aber unsere Diplomatie, unsere Minister und Politiker (und wir meinen natürlich damit die Franzosen ebenso wie die Deutschen), bemühen sie sich etwa ernsthaft, des Nachbarvolkes Denkart zu berücksichtigen? Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Gegenteil geschieht. Wir hatten freilich in Deutschland eine kurze Spanne Zeit einen Rathenau. Wir hatten einmal einen Jaurès. Aber gerade diese Ausnahmen zeigen, wie furchtbar es hier aussieht. Übrigens sind beide ermordet worden. Es gibt aber keinen kultivierten Franzosen, der nicht um Jaurès trauert. Und wenn Rathenau länger gewirkt hätte, würde sein Verlust allen Deutschen zum Bewußtsein gekommen sein.

* * *

Das wirtschaftliche Problem ist das einfachste und gefährlichste von allen. Einfach weil beide Länder wirtschaftlich einander ergänzen, aufeinander angewiesen sind wie nirgends in der Welt zwei andere Länder. Jedes der beiden Länder hat im Überfluß, was dem anderen fehlt: geographisch, mineralogisch, industriell und landwirtschaftlich. Das ist das Einfache, das die beiden Länder schließlich doch einander näherbringen, zusammenführen muß.

Aber wer sieht da nicht zugleich die ungeheure Gefahr, die gerade aus der Tatsache resultiert, daß das eine Land im Überfluß hat, woran das andere Mangel leidet? —

* * *

Fassen wir also die drei wesentlichen Momente des deutsch-französischen Problems zusammen, ergänzen wir sie durch die Kriegspsychose und den Versailler Vertrag — und wir werden verstehen, was uns unverständlich erscheint und was der gewöhnliche Bierbankpolitiker mit allerlei Geschimpfe zu erledigen glaubt. Die Forderungen Poincarés, die Hetze der französischen Presse, die Politik im Saargebiet und im Rheinland, alles dies und noch vieles andere zusammen mit den Plänen gegenseitiger wirtschaftlicher Durchdringung — wobei freilich Deutschland vor allem die Rolle des Kulis zugemessen wird — erscheint sofort klar und durchsichtig.

Aber nichts charakterisiert besser diese auf den ersten Blick wahnsinnige Politik der Zerstörung, die doch schließlich Frankreichs Verderben sein muß, als die eben erwähnten Pläne wirtschaftlicher Durchdringung. Im »Figaro« vom 4. August setzt ein anonymer Offizius den »einfachen« Plan auseinander, wie Frankreich sich bezahlt machen kann, ohne daß Deutschland unmögliche Goldzahlungen zu leisten braucht, wie man das Ruhrgebiet beherrschen kann, ohne es eigentlich zu besetzen. Es genüge eine »friedliche Besetzung« der lebenswichtigen Punkte des Industriegebiets. Mit dieser Pistole auf der Brust werden die deutschen Kapitalisten »nur zu glücklich, sich mit dem auszugleichen, der die beiden Enden der Schlinge hält, die sie um ihren Hals fühlen«, gern bereit sein, »ihre Kohle gegen unser Erz« einzutauschen. Außerdem »würden wir ihnen zum Beispiel 40 Prozent ihrer Gewinne nehmen«. Und nun der Schluß dieser Räubergeschichte: »Wir würden ihnen die Erze von Briey verkaufen, während sie sie jetzt in Schweden und Spanien holen müssen, und dies wäre der erste Schritt auf dem Wege, der uns zum wirtschaftlichen Frieden führen würde«.

Die größten Eisenfresser und Säbelrassler Frankreichs, vollgepfropft mit geschichtlichen und nationalen Vorurteilen, die davon träumen, die beiden Enden der Schlinge um unseren Hals in der Hand zu haben, ihr Ziel ist schließlich doch der »wirtschaftliche Frieden«. Laßt uns Geschäfte machen. Nimm du mein Erz und gieb mir deine Kohle. Am besten ist es doch, wir vertragen uns miteinander....

* * *

Daraus gilt es für uns eine Schlußfolgerung zu ziehen. Es ist dieselbe, die hier nach der Ermordung von Rathenau ausgesprochen wurde: Unsere Politik muß von einem Manne geleitet werden, der die Psyche des Auslandes zu erfassen versteht (und nicht, wie jetzt, Außenminister im Nebenamt ist). Die bürgerlichen Koalitions-

parteien dürfen keine Zweifrontenpolitik machen; eine platonische Linkspolitik und eine wirtschaftliche Stinnespolitik.

Aber wer wird behaupten können, daß diese Schlußfolgerungen auch wirklich praktisch gezogen werden? J. S.-J.

Der geächtete Nobelpreisträger

Von J. Kliche

Anatole France, einem Großen der französischen Romanliteratur, ist eigenartiges Heil widerfahren: die päpstliche Kongregation setzte nach einer Julimeldung des Heiligen Stuhles seine Werke auf den Index. Somit ist es jedem katholischen Gläubigen untersagt, die interessanten und gehaltvollen Bücher dieses geistreichen Franzosen in die Hand zu nehmen. Dieses geschah vor wenigen Wochen, im neunundsiebzigsten Jahre seines an Erfolgen und an Befehdungen reichen Lebens. Acht Monate, nachdem Anatole France aus der Hand des schwedischen Königs den Nobelpreis für Literatur erhalten hat.

Dieser neueste Schritt der römischen Literaturwächter hat etwas Spaßiges an sich, berührt es doch recht seltsam, daß die mittelalterlich orientierten vatikanischen Tonsurträger mit ihrem Sprüchlein dem größten und berühmtesten Dichter des zeitgenössischen Frankreich zu Leibe wollen. Wie komisch mutet das an, wenn man bedenkt, daß durch diesen Spruch es beispielsweise einem heutigen deutschen Zentrumsabgeordneten bei Verlust der ewigen Seligkeit verboten ist, eines der Bücher dieses französischen Schriftstellers zu lesen! Freilich, mancherlei Gründe zu ihrem in unserer Zeit gar fremd anmutenden Vorgehen hat Anatole France den römischen Finsterlingen gegeben. Mit dem Begriff Gott und Krone sprang dieser Spötter und lachende Philosoph zuweilen recht seltsam um, und rein sachlich verdient er, wenn man so will, den römischen Bannfluch ebenso wie sein nun schon zwanzig Jahre toter Freund Emile Zola, mit dem zusammen France seinerzeit in der Dreyfuß-Schlacht focht. Aber seit der Verfluchung Zolas sind immerhin Jahrzehnte vergangen. Auch hat die Welt inzwischen einige Wandlungen erfahren, und wenn man in den Rapallo-Tagen sich päpstlicherseits mit Herrn Tschitscherin ins diplomatische Benehmen setzte, so hätte es auch dem Ansehen des Vatikans und der Kirche nicht geschadet, wenn dieser neueste Streich unterblieben wäre.

Anatole France selbst wird sich darüber kaum grämen. Sein Humor und seine feine Ironie werden höchstens neue Nahrung finden. Dazu ist sein Werk von solcher Güte und Schönheit, daß kein noch so gehässiges Gebelfer gegen es mit Erfolg ankommt. Wie auch die schwedische Akademie nicht umhin konnte, nach langem Sträuben dem gefeierten französischen Roman- und Novellendichter endlich die Palme der offiziellen Anerkennung zu reichen. Frankreich selbst hat den Dichter schon vor fünfundzwanzig Jahren zum Mitglied der Französischen Akademie erwählt.

Die Lebensarbeit Anatole Frances ist außerordentlich reich. Ein Dutzend und mehr gehaltvolle Romane und ebensoviele Novellenbände liegen von ihm vor, Bände von bewundernswerter Lebensechtheit. Und in vielen von ihnen hinter der feingeschliffenen Form die freiheitliche, allem Überlieferten, Veralteten spottvollen Kampf ansagende Weltanschauung des Sozialismus. Rücksichtslos geht dieser Satiriker den Idolen der Überlieferung zu Leibe. Gesellschaft, Staat und Kirche trifft mancher Peitschenhieb. Just so wie es vor drei Jahrhunderten Meister Molière in seinen Komödien tat. Darin ist er von Zola verschieden: er ein in eleganter, liebenswürdiger Form und wohlklingender Sprache die Geißel schwingender ruhiger Philosoph, Zola ein bohrender, wuchtiger direkter Gestalter des Lebens. Dazu ist France beseelt von Güte und Menschenliebe, ein mutiger Mann, der in Wort und Schrift seine Stimme für das getretene Recht und für die Ideale des Sozialismus erhebt. Nach dem Kriege war er der erste in Frankreich, der sein

Wort zugunsten der Völkerversöhnung ertönen ließ, und wohl auch der einzige Dichter von Weltruf, der in einem Aufruf das Proletariat vor zwei Jahren als den berufensten Träger des Weltfriedens feierte und der in unseren Tagen den Männern um Lenin und Radek in einem Briefe an Maxim Gorki das Schicksal der vor dem Tribunal stehenden russischen Sozialrevolutionäre ans Herz legte.

Dazu ist Anatole France keineswegs jenen Schichten entsprossen, für die er so häufig in seinen Büchern und Aufsätzen das Wort führt. Er ist der Sohn eines Pariser Antiquars, verlebte eine in materieller Hinsicht durchaus »geordnete« Jugend, ward später Bibliothekar des französischen Senats und geschätzter Mitarbeiter des »Temps«. Ein Journalist, Zeit- und Literaturkritiker von Bedeutung und finanziell so gestellt, daß er auf Gott und Welt nach seinem Gutdünken pfeifen konnte. Wie schon bemerkt, hat er letzteres auch zur Genüge getan. In seinem köstlichen Roman »Thais« läßt er einen frommen Abt in glutvoller, sinnlicher Liebe zu einer schönen Tänzerin entbrennen, und als diese ihm stirbt, betont dieser Priester, daß Gott und Himmel nichts seien. Das einzig Wahre sei das irdische Leben und die Liebe. In seiner »Bratküche zur Königin« will er etwas »ganz Merkwürdiges« zeigen, nämlich »einen Abbé, der an Gott glaubt«, in seiner »Revolte der Engel« versuchen diese Untertanen des höchsten Gottes die Gottesburg zu stürmen, und in seiner »Insel der Pinguine« wird ein Vogelvolk zur Überraschung und zum verzweifelnden Ärger Gottes durch einen wohlmeinenden, aber etwas ungeschickten Diener der Kirche zum Christentum bekehrt, so daß dem allmächtigen Schöpfer in dieser fatalen Situation nichts anderes übrigbleibt, als die getauften Vögel zu Menschen zu machen.

Indes ist es im Hauptmotiv dieser Bücher durchaus nicht darauf abgesehen, lediglich eine bloße Verhöhnung oder Diskreditierung des Gottesbegriffs zu geben, der letzte Roman ist vielmehr in seinem Kern eine Satire auf das Frankreich der Dreyfuß-Jahre, auf die offizielle Geschichtschreibung und mancherlei andere Dinge des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Der Autor hat diesem Roman übrigens ein Vorwort gegeben, in dem voller Ironie und nicht ohne Sarkasmus als die Grundlage der Ordnung die frommen Gefühle, die Entsagung der Armen und die Botmäßigkeit gegenüber dem Kapital bezeichnet werden. Visionär ist sein Buch »Auf dem weißen Felsen«. Hier wird mit begeisterten Worten eine sozialistisch orientierte und organisierte Menschheit gestaltet, und in seinem großen zeitgeschichtlichen Roman »Die Götter dürsten« wird das Blutkapitel aus der Französischen Revolution von 1789 geschildert, lebensvoll und packend, dabei durchaus nicht jakobinisch, so daß die heutige Neigung des Dichters zum Bolschewismus, deren russischen Trägern er die hunderttausend skandinavischen Kronen des Nobelpreises zur Verfügung stellte, immerhin etwas überrascht. Der genannte Revolutionsroman liegt seit einigen Jahren in einer guten Übersetzung im Kurt-Wolff-Verlag vor, während jetzt der Musarion-Verlag in München dankenswerterweise dazu übergegangen ist, eine umfassende Ausgabe der gesammelten Romane und Novellen des Dichters in guter Form auf den Büchermarkt zu bringen. Der erste der im Musarion-Verlag vorliegenden Romane ist die »Rote Lilie«, ein handlungsreicher Sittenroman, in dem uns der geistvolle französische Dichter Paul Verlaine begegnet. Eine Reihe anderer Romane und Novellen sind gefolgt.

Im Wolffschen Verlag ist als eine der letzten Arbeiten des französischen Romanziers vor nicht langer Zeit eine unter dem harmlosen Titel »Der kleine Peter« segelnde Erzählung erschienen. In diesem Buche haben wir es mit der Kindheitsgeschichte des Autors selbst zu tun. Von der Wiege bis zu den Gymnasialjahren gibt hier France Kindheitserinnerungen: bunte Szenen und Bilder aus den frühen Knabenjahren, meist häuslich-familiärer Art, daneben aber auch vieles, was nicht ohne geschichtlichen Reiz ist. Das Ganze durchströmt von Sonne und Wärme, von Humor und milder Ironie. Absichtslose Darstellungen und kluge Reflexionen eines lächelnden Skeptikers und gereiften Lebenskünstlers.

Literarische Rundschau

Paul Kampffmeyer, **Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland.** Ein politisch-wirtschaftliches und sozialkulturelles Bild deutscher Entwicklung. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 354 Seiten.

Die erste und zweite Auflage dieser volkstümlichen Schrift ist in der Neuen Zeit (15. Jahrgang, 1. Band, S. 410 und 29. Jahrgang, 1. Band, S. 28) ausführlich besprochen worden. Wenn hier dennoch nochmas auf Kampffmeyers Schrift hingewiesen wird, so deshalb, weil sie in ihrer dritten Auflage wiederum eine gründliche Durcharbeitung und Erweiterung erfahren hat, die ihren Wert als einer leichtverständlichen Einführung in die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des deutschen Volkes wesentlich erhöht. Äußerlich kommt diese Erweiterung schon darin zum Ausdruck, daß die Schrift heute 354 Seiten umfaßt, während sie in der ersten Auflage nur 174, in der zweiten 230 Seiten gleichen Formats enthielt. Zum Teil besteht die Vermehrung darin, daß Kampffmeyer diesmal nicht wieder sofort mit der Schilderung des hörigen mittelalterlichen Bauernstandes beginnt, sondern diesem Abschnitt ein Kapitel über die »geistigen Bindungen des mittelalterlichen Menschen« voraufgehen läßt, in dem er kurz den Einfluß der römisch-griechischen Kultur auf den Entwicklungsgang des mittelalterlichen Geisteslebens darlegt und zeigt, wie helleniſtisches Denken, hellenische Sprache und Kultur den Welteroberungszug des Christentums mächtig gefördert haben. Ferner bricht Kampffmeyer sein Werk nicht mehr mit der Schilderung der deutschen Gesellschaftsschichtung im Revolutionsjahr 1848 und der einsetzenden Ära der kapitalistischen Hochblüte ab, sondern er hat einen weiteren Abschnitt über die Entwicklung zur imperialistischen Weltwirtschaft und über die im heutigen Wirtschaftsleben stärker hervortretenden kollektivistischen Tendenzen hinzugefügt. Außerdem gibt er in einem besonderen Anhang einen 25 Seiten umfassenden geschichtlichen Überblick über die Klassenentwicklung Deutschlands im Rahmen der allgemeinen deutschen Geschichte. Doch besteht nicht allein in dieser Vermehrung des Textes der größere Wert der dritten Auflage; auch in die aus der zweiten Auflage übernommenen Abschnitte hat der Verfasser hin und wieder ergänzende Ausführungen eingeschoben und zudem verschiedentlich Textumstellungen vorgenommen, um die zeitliche Entwicklungsfolge schärfer hervortreten zu lassen.

Im ganzen hat zweifellos das Werk durch die neue Bearbeitung wesentlich gewonnen; freilich dem von mir schon früher geäußerten Wunsche, der Verfasser möge den Verfall der Markgenossenschaften und die Entstehung der großen Grundherrschaften in seiner Darstellung etwas mehr berücksichtigen, ist Kampffmeyer auch in der dritten Auflage nicht nachgekommen. Vielleicht geschieht das in der vierten Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt; denn es darf als sicher angenommen werden, daß die vorliegende sehr bereicherte Ausgabe noch mehr Leser finden wird als die beiden älteren Ausgaben. Heinrich Cunow

---

Karl Weiß, **Gemeindepolitik.** München 1922, Verlag Parcus & Co. 43 Seiten. Preis gebunden 10 Mark.

Der Verfasser will keine erschöpfende Darstellung der in ihrem Aufgabenkreis wie in ihren rechtlichen, wirtschafts- und kulturpolitischen Zusammenhängen äußerst umfassenden und tiefgreifenden Arbeitsgebiete der Gemeinden, sondern lediglich eine Besprechung einiger weniger Probleme der Gemeindepolitik bieten. Er beschränkt sich auf einen kurzen Überblick über die Verfassung der Gemeinde, der Gemeindefinanzen, der sozialen Wohlfahrtspflege, der Armenpflege, der Jugendfürsorge, der allgemeinen Wohnungspflege, also auf einige Ausschnitte aus einem umfangreichen Gebiet, und auch diese Fragen behandelt er nicht erschöpfend, sondern begnügt sich mit wenigen Anregungen, Anregungen, die freilich auch für den, der grundsätzlich auf einem anderen politischen Boden steht, nicht beachtlos sind. P. H.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22 Ausgegeben am 25. August 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Um den preußischen Staatsrat

Von Paul Hirsch

Zwischen der preußischen Staatsregierung und dem Staatsrat bestehen bereits seit geraumer Zeit Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung einiger auf den Staatsrat bezüglichen Vorschriften der Verfassung, zu deren Klärung nunmehr die Entscheidung des Staatsgerichtshofs angerufen worden ist. Handelt es sich auch in erster Linie um eine rein preußische Angelegenheit, an der die übrigen deutschen Länder uninteressiert sind, so ist doch die Lösung des Konflikts für das Reich nicht ohne Bedeutung, da die Frage sich letzten Endes dahin zugespitzt hat, ob in einem Gliedstaat der deutschen Republik neben der aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung noch ein aus indirekten Wahlen hervorgegangenes Parlament mit so weitgehenden Rechten bestehen kann, daß wir von einem Zweikammersystem nicht mehr allzuweit entfernt sind.

Der Kampf um den Staatsrat hat bereits im Jahre 1919 eingesetzt. Während der Entwurf der Verfassung lediglich einen Finanzrat vorsah, dem im Interesse der Erzielung einer möglichst großen Sparsamkeit gewisse Rechte in finanzieller Hinsicht eingeräumt waren, bestanden Zentrum und Demokraten auf Schaffung eines aus Vertretern der Provinzen zu bildenden Staatsrats. Beide Parteien waren, wie Hugo Preuß[1] auf Grund seiner persönlichen Mitarbeit betont, durch das Scheitern des Autonomiegesetzes in der Überzeugung bestärkt worden, »daß die Neugestaltung des Verhältnisses der Provinzen zum Staate eine wichtigste und wesentlichste Aufgabe des preußischen Verfassungswerkes sei sowohl unter dem Gesichtspunkt des ferneren Zusammenhaltens Preußens wie auch unter dem seiner Eingliederung in das Reich. Deshalb müsse die Verfassung eine wirksame Erweiterung der provinziellen Autonomie, wenigstens in den Grundzügen, festlegen, zugleich aber auch den Provinzen eine angemessene Vertretung innerhalb der zentralen Staatsorganisation einräumen, um so ihre landschaftliche Selbständigkeit mit dem Staatsganzen organisch zu verbinden. Ein aus Vertretern der Provinzen zu bildender Staatsrat würde dieser Funktion entsprechen und gleichzeitig in befriedigender Weise das Problem lösen, wie neben dem Landtag noch ein zweites von diesem unabhängiges Staatsorgan zu schaffen sei«.

Angesichts dieser grundsätzlichen Haltung der beiden Koalitionsparteien, die mit ihr die Regierung bildeten, gab es für die Sozialdemokratie nur zwei Möglichkeiten: entweder sie lehnte die weitere Mitarbeit an dem Verfassungswerk ab oder aber sie suchte aus den Bestimmungen über den Staats-

[1] Die Verfassung des Freistaats Preußen. Jahrbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart. Zehnter Band.

rat alles das zu streichen, was ihm auch nur entfernt den Charakter einer Ersten Kammer verliehen hätte. Sie hat den zweiten Weg gewählt, weil es politisch einfach nicht zu ertragen gewesen wäre, wenn die Verfassung gegen die Stimmen derjenigen Partei zustande gekommen wäre, die in der Regierung ausschlaggebend war. Diesen billigen Triumph konnte und durfte man den Gegnern der Regierung nicht gönnen.

Nach dem klaren Wortlaut der Verfassung ist der aus Vertretern der Provinzen bestehende Staatsrat zur Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates gebildet. Seine Funktionen sind im wesentlichen die gleichen wie die des Reichsrats, in einem Punkte gehen sie über die des Reichsrats hinaus, in anderen bleiben sie dahinter zurück. Er ist vom Staatsministerium über die Führung der Geschäfte auf dem laufenden zu halten. Vor Einbringung von Gesetzesvorlagen ist ihm Gelegenheit zur gutachtlichen Äußerung zu geben; er kann seine abweichende Ansicht dem Landtag schriftlich darlegen. Ein weitgehendes Recht des Staatsrats ist das des Einspruchs gegen die vom Landtag beschlossenen Gesetze. Im Falle des Einspruchs wird das Gesetz dem Landtag zur nochmaligen Beschlußfassung vorgelegt. Wenn der Landtag seinen früheren Beschluß mit Zweidrittelmehrheit erneuert, so bleibt es bei seinem Beschluß. Wird bei der erneuten Beschlußfassung des Landtags für den früheren Beschluß nur eine einfache Mehrheit erreicht, so ist der Beschluß hinfällig, falls er nicht durch einen vom Landtag herbeigeführten Volksentscheid bestätigt wird. Weiter ist die Zustimmung des Staatsrats erforderlich, wenn der Landtag Ausgaben beschließen will, die über den vom Staatsministerium vorgeschlagenen oder bewilligten Betrag hinausgehen. Stimmt der Staatsrat nicht zu, so ist der Beschluß des Landtags nur wirksam, soweit er mit dem Vorschlag oder der Bewilligung des Staatsministeriums übereinstimmt. Ein Volksentscheid ist in diesem Falle nicht zulässig.

Hieraus ergibt sich unzweifelhaft, daß der Staatsrat kein vollberechtigtes Organ zur Mitwirkung bei der Gesetzgebung ist, weil ihm die Gesetzesvorlagen nur zur gutachtlichen Äußerung zu unterbreiten sind, daß ihm aber andererseits das Recht des Einspruchs gegen die vom Landtag beschlossenen Gesetze zusteht. Meißner[2] bezeichnet das preußische System als ein »Zweikammersystem besonderer Art«, er meint, wir haben in Preußen die »Staatsform der parlamentarisch-demokratischen Republik mit dem Zweikammersystem, nämlich eine zweifache Vertretung des Volkes, eine unmittelbare Vertretung des Gesamtvolkes, den Landtag, und eine mittelbare, nach Provinzen und Provinzialinteressen berufene Vertretung der Bevölkerung der einzelnen Provinzen, den Staatsrat«. Ob diese Definition ganz einwandfrei ist, bleibe dahingestellt. Auf keinen Fall war es der Wille des Gesetzgebers, dem Staatsrat die Befugnisse einer Ersten Kammer beizulegen, was schon aus der Ablehnung aller dahin zielenden Anträge der beiden Rechtsparteien mit Deutlichkeit hervorgeht.

Die in der Verfassung niedergelegten Befugnisse genügen aber dem Staatsrat nicht, der Appetit kommt bekanntlich beim Essen, und so versucht die Mehrheit des Staatsrats denn, mit Hilfe des Staatsgerichtshofs sich eine Stellung zu verschaffen, die weit über seine staatsrechtliche Bedeutung hinausgeht. Zunächst beschränkt er sich auf drei Punkte.

[2] Das neue Staatsrecht des Reiches und seiner Länder.

1. Nach Artikel 40 Absatz 1 der Verfassung ist der Staatsrat vom Staatsministerium über die Führung der Staatsgeschäfte auf dem laufenden zu halten. Während nun das Staatsministerium auf dem Standpunkt steht, daß der Staatsrat lediglich zu dem Zwecke seiner eigenen Information von der Führung der Staatsgeschäfte fortlaufend in Kenntnis zu setzen, daß er über den Gang der Staatsgeschäfte zu unterrichten sei, um auf Grund dieser allgemeinen Kenntnis die ihm somit durch die Verfassung zugesprochenen speziellen Befugnisse erfolgreich ausüben zu können, daß ihm dagegen ein Recht zur aktiven Mitwirkung in Angelegenheiten der Verwaltung durch Abgabe gutachtlicher Äußerungen nur vor Erlaß von Ausführungsvorschriften zu Reichs- und Staatsgesetzen sowie vor Erlaß allgemeiner organisatorischer Anordnungen des Staatsministeriums zustehe, vertritt der Staatsrat die Ansicht, daß das Staatsministerium verpflichtet und der Staatsrat berechtigt sei, zu einer regelmäßigen Information über alle wichtigen Staatsgeschäfte, zum Beispiel auch über die preußischen Vertretern im Reichsrat erteilten Instruktionen, und daß über die Ausführung des Artikels 40 Absatz 1 im einzelnen zwischen Staatsregierung und Staatsministerium eine Vereinbarung zu treffen sei. Der Staatsrat will also eine Kontrolle ausüben über die vom Staatsministerium als der obersten vollziehenden und leitenden Behörde des Staates ausgeübten Tätigkeit, er will sich ein Recht anmaßen, das nach der Verfassung einzig und allein dem Landtag zusteht.

2. Nach Artikel 40 Absatz 2 hat das Staatsministerium vor Einbringung von Gesetzesvorlagen dem Staatsrat Gelegenheit zur gutachtlichen Äußerung zu geben. Der Staatsrat kann seine abweichende Ansicht dem Landtag schriftlich darlegen. Das Staatsministerium vertritt den Standpunkt, daß es zwar verpflichtet ist, seine Gesetzentwürfe vor der Einbringung beim Landtag dem Staatsrat zur Begutachtung vorzulegen, daß es aber andererseits ebenso verpflichtet ist, Beschlüsse des Landtags über Regierungsvorlagen, die entgegen der Vorschrift des Artikels 40 Absatz 2 dem Staatsrat nicht zur Begutachtung vorgelegen haben, als verfassungsmäßig zustande gekommene Gesetze zu verkünden. Zur Begründung führt das Staatsministerium an, daß auch, wenn es einmal die Vorschrift des Artikels 40 Absatz 2 nicht beachtet haben sollte, die Rechte des Staatsrats doch wirksam gewahrt werden könnten entweder dadurch, daß er seine Stellungnahme dem Landtag schriftlich mitteilt und ihn ersucht, die Vorlage zunächst noch einmal an ihn zurückgehen zu lassen, oder dadurch, daß er den Landtag auf die Verletzung der Verfassungsvorschrift aufmerksam macht und anregt, gegen den oder die dafür verantwortlichen Minister gemäß Artikel 57 und 58 der Verfassung vorzugehen, oder endlich dadurch, daß er demnächst gegen den Beschluß des Landtags Einspruch erhebt und zur Begründung alles das geltend macht, was er gegen die Gesetzesvorlage einzuwenden gehabt hätte. Alles das will der Staatsrat nicht gelten lassen, er ist vielmehr der Auffassung, daß seit seiner verfassungsmäßigen Einberufung in solchen Fällen ein verfassungsmäßig zustande gekommenes Gesetz nicht vorliege und das Staatsministerium deshalb zur Verkündung nicht berechtigt ist.

3. Das Staatsministerium hat auf Grund des Artikels 55 der Verfassung Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen und diese dem Landtag nach dessen Zusammentritt zur Genehmigung vorgelegt. Es hat in dem darüber mit dem Staatsrat geführten Schriftwechsel die Ansicht vertreten, daß diese Verord-

nungen mit Gesetzeskraft weder vor Erlaß dem Staatsrat zur Begutachtung vorgelegt zu werden brauchten noch nach Erlaß, wenn sie dem Landtag zur Genehmigung zugingen, und hat ferner erklärt, daß dem Staatsrat gegen den diese Verordnung genehmigenden, sie aufhebenden oder abändernden Beschluß des Landtags kein Einspruchsrecht zusteht. Dem Staatsrat erscheint es zweifelhaft, ob nicht solche Verordnungen schon vor Erlaß ihm zur Begutachtung vorzulegen seien. Er ist der Ansicht, daß die erlassenen Verordnungen, ehe sie dem Landtag zur Genehmigung zugehen, ihm zur Begutachtung vorgelegt werden müssen, und daß er gegen die auf die Vorlage erfolgenden Beschlüsse des Landtags das Einspruchsrecht hat.

Über diese drei Fragen will jetzt auf Beschluß des Staatsrats der Staatsgerichtshof sein Votum abgeben. Die Differenzen zwischen Staatsministerium und Staatsrat haben inzwischen eine Zuspitzung erfahren, die man aus allgemein politischen Gründen nur bedauern kann. Das Staatsministerium trifft daran keine Schuld, denn es ist nur allzu erklärlich, wenn es sich gegen den Vorwurf, es habe in einigen Fällen bereits verfassungswidrige Gesetze verkündet, einen Vorwurf, den Professor Stier-Somlo in seinem auf Veranlassung des Staatsrats erstatteten Gutachten erhebt, seiner Haut wehrt.

Aus der Entstehungsgeschichte der preußischen Verfassung ergibt sich unseres Erachtens klar, daß der Staatsrat gedacht ist als ein Organ der preußischen Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates. »Der Staatsrat, so wie er im Ausschuß gestaltet worden ist,« betonte der Berichterstatter Abgeordneter Dr. Berndt (Stettin) in der zweiten Lesung des Entwurfs, »stellt sich dar als eine Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates. Die Provinzen haben den dringenden Wunsch, ihre landsmannschaftliche Eigenart innerhalb des Staates in höherem Maße als bisher zur Geltung zu bringen. Diesem Wunsche ist entgegengekommen worden durch die Ausdehnung der Selbstverwaltung. Ihm wird hier weiter entgegengekommen durch eine Beteiligung der Provinzen an der zentralen Leitung des Staates in Gestalt eines Staatsrats.« In den Reden der Vertreter aller Parteien, selbst der äußersten Rechten, die grundsätzlich das Zweikammersystem anstrebten, trat schließlich nur noch die Tendenz zutage, den Provinzen einen Einfluß auf die Gestaltung der staatlichen Dinge einzuräumen. Bei objektiver Beurteilung wird man sich deshalb der Überzeugung nicht verschließen können, daß es der Absicht des Gesetzgebers zuwiderläuft, wollte man dem Staatsrat die Befugnisse einräumen, die er selbst für sich in Anspruch nehmen zu können glaubt. Zu einem entgegengesetzten Urteil kann man nur dann gelangen, wenn man mit dem Berichterstatter im Staatsrat Herrn Dr. Freiherr v. Freytagh-Loringhoven den gesetzgeberischen Materialien nur eine untergeordnete Bedeutung beimißt, den Willen des Gesetzgebers nur bedingt gelten lassen will, ihm den »objektivierten Willen des Gesetzes« gegenüberstellt und diesen als maßgebend ansieht.

Daß der Streit gerade im jetzigen Moment ausgebrochen, ist doppelt bedauerlich, denn wir haben wirklich Wichtigeres in Preußen und in Deutschland zu tun, als unsere Zeit und unsere Arbeitskraft mit so nebensächlichen Dingen zu verzetteln. Mit dem Mitberichterstatter Mehlich (Dortmund) sind wir der Meinung, daß eine leidenschaftslose Untersuchung der staatsrechtlichen Stellung des Staatsrats Tatbestände von so durchsichtiger Klarheit

ergibt, daß von dem ganzen Streit nur der unerfreuliche Eindruck zurückbleibt, als ob aus Prestige- oder anderen Gründen aus dem Staatsrat mehr gemacht werden soll, als er wirklich ist. Bei gutem Willen auf allen Seiten hätte sich der Konflikt auch ohne Anrufung des Staatsgerichtshofs mit Leichtigkeit aus der Welt schaffen lassen.

Die künftigen Lebensstätten unserer Jugend

Von **Wilhelm Paulsen** (Berlin)

Die Kraft unserer Jugend entbinden, heißt unserem Volke die Zukunft wiedergeben. Wir brauchen darum Häuser der Jugend, Lebensstätten, in denen die Jugend ein glückliches, schöpferisches Leben führt. Die Begriffe von Schule und Erziehung in unserer heutigen Auffassung müssen verschwinden. Ein mündiges Volk hat eine mündige Jugend. Mündigkeit ist das Recht auf sich selbst. Unsere heutige Schule kann es der Jugend nicht geben, sie will zwangsvoll erziehen zum Beruf und zu Dogmen der Staatsgesinnung, des Rechts, der Sitte und der Religion. Erziehung kann aber niemals Ziel, sie muß Ergebnis eines starken, auf Eigenart gestellten Lebens sein. Wo individuelle Kräfte sich auswirken und Wesenhaftes im Menschen sich zu formen vermag, da ist Erziehung. Erziehung bedeutet mithin, den Menschen sich formen lassen. Bildung, Formung, Charakter hat aber allein der schöpferische Mensch.

Bisher war es die vornehmste Aufgabe der Erziehung, den Menschen wissend zu machen. Und je lückenloser der Prüfling sein Wissen nachweist, desto höher ist seine Bewertung. Wissenschaft, Kunst und Handwerk wollen im Gegensatz zur Schule den gestaltenden Menschen. Denker und Erfinder ohne die synthetische Kraft des Geistes begründen keine Wissenschaft, Künstler ohne Bildkraft keine Kunst, Handarbeiter ohne Formkraft ihres Empfindens kein Handwerk. Ein Lehrer vermag das geschichtsphilosophische Wissen zu beherrschen. Philosoph ist er erst dann, wenn er das Weltbild von sich aus schöpferisch gestaltet und die Probleme des Seins in eigener Lehrauffassung darstellt. Ein Künstler, der die Stile aller Kunstzeitalter kennt, ihre Geschichte beherrscht, arm bleibt aber an Werken, ist kein Erfüller, wie der Handwerker mit angelernter Technik kein Erzieher des Geschmacks, kein Anreger und Bereicherer der Wirtschaft und Industrie. Der wissende Mensch redet in London, in Paris, an jedem Orte der Welt, wo er Zuhörer findet. Der schaffende und gestaltende Mensch ist an sich und die Heimat gebunden. Wir haben deutsche Lehre, deutsche Bildwerke, deutsches Kunstgewerbe, wenn wir als Deutsche schöpferische Menschen sind. Der schöpferische Mensch kann nicht anders als deutsche Kultur erzeugen und deutsche Politik treiben, denn sein Werk erwächst deutschem Grund und Boden, ist entstanden in deutscher Landschaft, in deutschen Werkstätten, Fabriken, Laboratorien und Bibliotheken. Er überschreitet die Grenzen nur da, wo er die Menschheit und die Welt sucht. Dem schaffenden Menschen fließt deutsche Gesinnung aus den Quellen des Seins. Keine Lehre vermag Gesinnung mitzuteilen, wenn sie nicht lebendig wirkt in Werk und Tat.

Eine schaffende Jugend wird darum die Erziehung zu einem Katechismus der Staatsgesinnung, zu vorgefaßten religiösen und sittlichen Lehrmeinungen

als Eingriff und Störung empfinden und sich gegen sie auflehnen. Der fortschrittliche Teil der deutschen Lehrerschaft kämpft seit Jahrzehnten um die Wiedergeburt des Erziehungs- und Bildungsgedankens aus dem Geiste schöpferischer Tat heraus, auf einzelnen Gebieten mit Erfolg, in der breiten Öffentlichkeit ohne Anerkennung. Heute aber, in der Zeit der tiefsten Not, muß in bewußter Abkehr vom Aberglauben unserer Erziehung mit dem Aufbau der neuen Schule begonnen werden. Der engste Politiker muß erkennen, daß es sich nicht lohnt, die bestehende ungeheure Mannigfaltigkeit und Menge an Schulveranstaltungen zu unterhalten, daß es Höheres gilt, als Jugend in Rechnen, Schreiben und Lesen zu unterweisen und sie durch allerlei Bücherwissen zu bereichern. Dies sind zwar notwendige Dinge, aber nicht wesentliche Merkmale einer allgemeinen Bildung. Technische Fertigkeiten erwirbt sich die Jugend bei schaffender Arbeit ohne große Mühe, wenn sie nicht zum Selbstzweck erhoben werden und wir darauf verzichten, sie möglichst früh, am gleichen Kalendertag und zu derselben Stunde an die Jugend heranzubringen. Wir brauchen auch keine Schule, die Millionen verschlingt, um die Auslese der wenigen zu bewerkstelligen, die nach Begabung und beruflichen Belangen fremde Sprachen erlernen. Wie sehr wir dem Wahn der Gedächtnis- und Wissensbildung verfallen sind, geht daraus hervor, daß selbst völkische Kreise, die bewußt für das Deutschtum zu kämpfen glauben, auf die fremdsprachliche Bildung als Allgemeinbildung nicht verzichten wollen und bei der Reform der höheren Lehranstalten den größten Widerstand leisten, fremdsprachliche Bildung auf Begabung, Fach und Beruf zu beschränken. Unsere nationale Jugend seufzt bei fremdländischen Vokabeln und fremder Grammatik, verquält bei ihnen Zeit und Kraft, die für die Durchdringung deutschen Kulturlebens und zur Eigengestaltung in Sprache, Bild und Handwerk einzusetzen wären. Die Deutschvölkler sind die größten Feinde ihrer Idee, der sie feierlich dienen.

Die Finanzminister aller Einzelländer sollten sich nicht auf die finanztechnische Durcharbeitung und die mühevolle Strichkontrolle des Schulhaushalts beschränken, sondern sich ernstlich besinnen, wie die Millionen, jetzt vielleicht Milliarden unproduktiver Ausgaben für größere Zwecke zu retten seien. Man könnte behaupten, daß die für die ersten sechs Schuljahre verbrauchten Gelder für eine tiefgreifende Jugendfürsorge und Jugendbewegung fruchtbarer und für die Volkskraft und Volkswirtschaft nützlicher verwandt würden. Unproduktive Ausgaben in einer Zeit grenzenloser Armut sind Torheit und Verbrechen an der Volkswohlfahrt.

Leider ist auch die große Masse des Proletariats in den Bildungsvorurteilen unserer Zeit befangen. Mit dem Kampf um die Einheitlichkeit und Weltlichkeit der Schule, der heute ausgefochten werden muß, glaubt es vielfach, seine schul- und kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen. Wenn verfassungsgemäß jedem, auch dem Ärmsten, der Weg zur Universität geöffnet erscheint, glaubt es am Ziel zu sein, und doch — erst dann beginnt seine Arbeit: die Umformung der Schule und ihre natürliche Eingliederung in das Wirtschafts- und Kulturleben unseres Volkes. Indem sich die Schule von einer Veranstaltung des Staates in eine Veranstaltung der Jugend wandelt, wird sie zum mächtigen ökonomischen und kulturellen Faktor im Wiederaufbau unseres Volkes. Wir gebrauchen Schulen, in denen die Jugend zu sich selbst erwacht, zu ihrer vollen Lebenskraft, der geistigen und körperlichen, und die den Ge-

samtausdruck des schöpferischen Willens und Könnens unserer Jugend darstellt. Für eine solche Schule muß jede Summe in dem Gesamthaushalt unseres Staates und unserer Gemeinden geopfert werden.

Zum 1. Oktober 1922 werden in Berlin Gemeinschaftsschulen eingerichtet. Nach vielem Bemühen und unendlichen Verhandlungen hat das Ministerium Boelitz trotz erheblicher politischen Schwierigkeiten ihre Einrichtung genehmigt. Es ist zu hoffen, daß die städtischen Körperschaften vermehrte Mittel bereitstellen werden, um die äußeren Voraussetzungen für diesen Versuch zu sichern. Für das Haushaltsjahr 1921 war eine halbe Million für Schulversuche ausgeworfen; sie konnte nur zum Teil verbraucht werden. Die erneut angeforderte Summe für 1922 wurde vorläufig gestrichen, um die Einzelanträge von Fall zu Fall zu genehmigen. Hoffentlich wird politische Engherzigkeit eine großzügige Entwicklung des Versuchs, der Bedeutung für das Schulwesen Deutschlands gewinnen kann, nicht hindern.

Die Gemeinschaftsschulen stellen den ersten Versuch einer Gesamtlösung des Schulproblems dar. Ihr Name umschließt nicht voll ihre Aufgabe. Er entspricht lediglich ihrer sozialen Grundeinstellung, der Erziehung durch die Gemeinschaft. Die Schule soll nicht ein Mittel persönlichen Vorteils und Ehrgeizes, die Klasse nicht die Vereinigung von Individuen sein, die mehr oder minder in Absperrung voneinander den Weg zum Prüfungsziel rennen. Sie will eine Gemeinschaft sein, in der sich alle in Leben und Arbeit verbunden fühlen. Der einzelne muß erfahren, daß seine persönliche Kraft in den Kräftestrom der Gesamtheit mündet, daß sie versiegt und nutzlos ist, wenn sie nicht aufgenommen und fortgeführt wird von der Gemeinschaft. Nur der soziale Mensch ist ein erhaltendes und die Gattung verjüngendes Glied der menschlichen Gesellschaft. Zum anderen erlebt das Einzelwesen, daß es kein zwingenderes Mittel persönlicher Erstarkung und Entfaltung gibt als der Dienst an der Gesamtheit. Der soziale Mensch ist nicht Sklave der Masse, sondern ihr Bildner und Former. Der Masse, die ihm Leben gibt, ist er gestaltendes Prinzip. In einer sinnvoll geordneten Gesellschaft, wie sie die wahrhaft soziale ist, sind die Gegensätze Individualismus und Sozialismus aufgehoben und zur Einheit als Attribute der Gattung erhoben. Die neue Schule, die den Individualismus der alten zu überwinden trachtet, wird den Einzelwillen nicht aufheben, sondern ihn aufnehmen in einen höheren, den der Gemeinschaft. In der Kampfstellung hat die neue Schule ihren ersten entscheidenden Charakterzug im Namen festgehalten. Ist die Gemeinschaftsschule Wirklichkeit geworden, dann muß sie ihren Namen zu überwinden suchen. Denn als Schule kann sie ihrer ganzen Lebens- und Arbeitsweise nach höchst konservativ, das heißt der Jugend fremd und feindlich sein. Das geistige Philisterium ist mit der Gemeinschaft nicht ohne weiteres überwunden. Würden die Formen der Gesellschaft, wie sie die Erwachsenen begründen, buchstäblich übertragen, dann liefe die Jugend abermals Gefahr, ihr Eigenleben unter einem unerträglichen, autoritativen Zwang einzubüßen. Die Schule in den Wirtschafts- und Kulturprozeß unseres Volkes einzugliedern, bedeutet beispielsweise nicht, aus ihren Werkstätten Produktionsstätten im Sinne des Existenzkampfes zu machen. Die Jugend würde zum Lohnarbeiter herabgedrückt werden und allen körperlichen und seelischen Gefahren der Berufszwangsarbeit verfallen. Die Schule des Wissens wäre

für sie ein Himmelreich gegenüber einer Schule der Fabrikarbeit. Werkstatt und Werkarbeit haben lediglich eine pädagogische, keine finanziell produktive Aufgabe am Kinde zu erfüllen; sie sollen die gestaltenden Kräfte bewegen und Sinn und Gefühl für zweckdienliche Technik wachrufen. Soweit die Produktion damit ein wirtschaftliches Bedürfnis befriedigt und ökonomische oder künstlerische Erzeugnisse hervorbringt, sollen diese in die Eigenwirtschaft der Schule übergehen und die heranreifende Jugend zur ersten Einsicht in die wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtzusammenhänge führen. Ziel der Schule ist also nicht die Produktion selbst, sondern Kräfteentfaltung für die Produktion. Ein Schüler, der unsere Schule verläßt, kennt Maß und Art seiner Kraft und ist nicht unsicher, wo im Wirtschaftsprozeß er sie einzusetzen hat. In meinem der Presse zugestellten Aufruf (abgedruckt in der »Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung« Nr. 9 vom 4. März 1921 und im »Elternbeirat« Nr. 12 vom 15. Juni 1921) formulierte ich diese Forderung vom pädagogischen Standpunkt so:

Das Leben der Gesellschaft bewegt und gestaltet sich mit der Formentfaltung ihrer Wirtschaft. Die materielle und geistige Produktion entfesselt in unendlicher Wechselwirkung und Mannigfaltigkeit die Gesamtkräfte ihrer Glieder. Unter dies Gesetz stelle sich auch die Schule. Arbeit bilde und forme den Menschen.

Die Schule sei darum eine Stätte sinnvoller Arbeit, die je nach großstädtischen oder ländlichen Voraussetzungen tatsächliche Lebensbedürfnisse bestreite. In seiner Arbeit ahne das Kind den gewaltigen Produktionsprozeß der Volkswirtschaft, beginne ihn werktätig zu begreifen.

Die Schule sei die Stätte der Auslösung schöpferischer Kraft im Kinde, sie sei die Stätte der Forschung, der Kunst und des darstellenden Gewerbes. Zwischen ihr und der Arbeit in Akademie und Werkstatt besteht kein wesentlicher Unterschied. Hinter der schöpferischen Arbeit des Kindes stehe der Hintergrund der Gesamtkultur des geistig schaffenden Volkes.

Und in dem Lehrplan und den Unterrichtsgrundsätzen für die Grundschule, die ich dem Ministerium als Beispiel für die neue Schularbeit überreichte (abgedruckt in der »Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung« Nr. 23/24 vom 16. Juni 1922), heißt es über die Arbeit der Hand:

Neben der Sprache ist die Hand das natürlichste Ausdrucksmittel. Ob sie zeichnet, ob sie schreibt oder in Material arbeitet, sie — formt. Ohne Formung ist Linie, Farbe, Schriftzug lebloses Werk.

Zeichnen und Materialgestaltung in der Werkstatt bedeuten also nicht nur äußere Formbewältigung, sondern wie Sprache und Musik bildnerische Darstellung. Bildung ist Gestaltetes. Gebildet ist, wer Kraft hat, sich zu bilden im Werk. Der Zeichenunterricht kann seine Aufgaben nicht tief genug begreifen, er muß von der Erscheinung zum Wesenhaften kommen. Er hat die Natur in Linien, Farben, in Licht und Schatten nicht zu wiederholen, sondern Form-, Farb- und Lichterlebnisse darzustellen. Diese Erlebnisse sind selbst auf der primitivsten Stufe nicht sinnliche, sondern Seelenerlebnisse. Die unbefangene Kinderzeichnung enthält so viel Eigenes, Persönliches, daß bei aller Sinnfälligkeit der Darstellung von einer Wiedergabe des Objekts kaum die Rede sein kann. Sie ist Bild und nicht Abbild. Sie ist geschaut und nicht angeschaut. In dem Augenblick, wo das Kind beginnt, das Ding nachzuahmen und seine »Kinder«-Zeichnung zu verleugnen, versiegt seine bildnerische, künstlerische Kraft. Gerade diese zu entbinden, ist Aufgabe jedes bildnerischen Unterrichts. Überragt doch nicht selten die bildnerische Formbegabung die sprachliche Begabung so weit, daß der Mensch in Linien, Flächen- und Raumgestaltung sein letztes und höchstes Ausdrucksmittel besitzt.

Daß im Nachschaffen (nicht Nachahmen) und in der Beherrschung der Technik unerläßliche Hilfen und Vorbedingungen für die Auswirkung der gestalterischen Kräfte im Zeichenunterricht liegen, braucht nicht wiederholt zu werden.

Was vom Zeichenunterricht gilt, gilt von der Plastik und vom Werkunterricht....

In der Werkstatt- und in der Nadelarbeit droht die Gefahr des Handwerksmäßigen. Das Kind soll nicht Handwerker sein, sondern Handgestalter. Ob es bastelt, ob es klebt, ob es baut oder zimmert, immer muß der bildende Werkler, Ingenieur, Architekt und Techniker in ihm lebendig sein, der zugleich Einsicht gewinnt in die Zweckmäßigkeit des technischen Vorgangs und in die Notwendigkeit seiner geschickten Bewältigung. Namentuch und Strickstrumpf herzustellen ist nicht Zweck des Unterrichts, sondern den Geschmack zu bilden, Form- und Farbbewegung in die Handarbeit zu bringen, ist sein Sinn. Schmuck ohne Stil und Charakter ist wertlos. Wie in Schrifttum und Bildwerk, so werden wir auch im Handwerk nicht eher zur Überwindung des Mittelmäßigen, Gedankenlosen und Durchschnittlichen, zur Überwindung des »Schundes« kommen, bis Stil und Formgefühl bereits im Kinde lebendig werden. Geschmack kann nicht mitgeteilt, wohl aber in Eigengestaltung und Eigenschöpfung gebildet werden. Nur Eigenkräfte können schädliche Gegenkräfte überwinden. Daß Handarbeit zugleich praktisch, nützlich und wirtschaftlich sei, dazu zwingt das Gesetz ökonomischer Erhaltung. Die Schule muß, wo die Bedingungen dafür zu schaffen sind, zur Eigenwirtschaft übergehen. Werkstatt, Küche und Garten müssen hauswirtschaftliche Bedürfnisse bestreiten. Die Schule ist eine schaffende Gemeinde, deren Gesamtarbeit von dem Gedanken der Lebensnähe und Lebenswirklichkeit beherrscht wird.

An dieser Stelle mag aus diesem Lehrplan als Beweis für die neue Arbeitsweise der Schule zugleich ein Beispiel angeführt werden, wie auch der theoretische Unterricht im schöpferischen Sinne umgestaltet wird. Über die Sprache lautet ein Abschnitt:

Ziel jeder sprachlichen Erziehung ist Belebung des Sprachgefühls und Weckung sprachschöpferischer Kraft. Sprachkraft wird erzeugt durch Nötigung zur sprachlichen Bewältigung der Umwelt, ihrer Dinge und Erlebnisse. Je kräftiger der Lebenswille in einer natürlichen Umwelt einsetzt, desto kräftiger und gesunder der Sprachantrieb. Sandkiste, Wiese und Arbeitsbank sind sprachbildnerisch unendlich viel wertvoller als die Schulbank.

Ursprung der Sprache liegt in der Gemeinschaft. Der Zwang, auszudrücken, mitzuteilen, was in uns ist, was vorgeht in uns und außer uns, ist sprachzeugend schlechthin. Eine eigenlebige Gemeinschaft (Mutter und Kind, Familie, Klasse, Gesellschaft), in dem der einzelne sich formend abhebt von dem anderen, ist die natürliche Sprachumwelt. In der sprachlichen Selbstbehauptung liegt der unabweisbare Sprachanreiz. Das Geheimnis der Sprachbildung ruht daher vornehmlich in der Ausnutzung der sprachbildenden Kräfte der Klassengemeinschaft.

Gemeinschaft bildet sich nur bei einem gemeinsamen Tun, um das Spiel, um die Arbeit, um ein Werk. Je williger und freudiger die Gemeinschaft geistig und körperlich tätig ist, desto kräftiger wird die Sprachentwicklung einsetzen. Wie der Rhythmus an der Arbeit erwacht, so der Sprachrhythmus am Ablauf der Dinge....

Unschätzbaren Sprachantrieb erhält das Kind durch das Lesen der Werke deutschen Schrifttums. Ausdrucksvolles Lesen gibt dem Worte Klang, Rhythmus, Empfindung, Gefühl, Seele, all das zurück, was zu seiner Formung und Setzung führte. Wird es im Lesenden so stark lebendig, daß es zur Nach- und Neuschöpfung führt, so hat es die Sprachenergien ausgelöst, die zum ursprünglichen Schaffen drängten. Ein solches Lesen ist kein »fließendes, richtiges Lesen«, sondern ein gestaltendes Lesen. Es gibt kein anderes Lesen. — Der Zwang zum Lernen ist ausgeschlossen, Gedichte dürfen gedächtnismäßig nur freiwillig erworben werden. Eine Klasse wird

um so mehr Gedichte »beherrschen«, als sie starkes, sprachliches Eigenleben entwickelt und schaffende Sprachkraft in ihr entfesselt wird.

Das Kind muß überall sprechen wollen. Sprache ist die vollendetste Befreiung des Menschen von sich selbst. Kein ähnliches Ausdrucksmittel zur Formung seines ganzen Seins steht ihm so schnell und natürlich zur Verfügung. Darum ist die Sprache des Kindes so restlos gleich seinem Wesen. In ihr wirkt es sich aus. Ihre wesensursprüngliche Kraft und Schönheit gilt es zu erhalten....

Die Gefahr einer falschen Ökonomisierung der Schule offenbart uns zugleich den Irrtum in der Auffassung des modernen Siedlergedankens, in dem weite Kreise unserer Jugend und Bevölkerung befangen sind. »Siedler« sein bedeutet im höheren und allgemeinen Sinne seßhaft, bodenständig, wurzelhaft sein und Trug, Lug, Schein und Unwahrhaftigkeit heutiger Gesellschaft von sich werfen. Ob ich diesen Gedanken des Gleichklangs zwischen mir und meiner Umwelt, zwischen Wort, Gesinnung und Tat verwirkliche auf dem Felde, in der Werkstatt oder am Schreibtisch, das ist für den Sinn echten Siedlertums gleich. Wir steigen nicht zur neuen Kultur hinan, wenn wir, grob verstanden, wieder zum Schollen- und Bauernvolk werden. Nach den Gesetzen der Entwicklung müßten wir alle Stufenformen der Gesellschaft wieder von neuem durchlaufen, um zu erfahren, daß Kultur Ausdruck, Stil, Form, Ergebnis ist. Vernünftige Formen der Wirtschaft herbeiführen, daß Formen des Geistes frei, sichtbar und wirkend werden, sich in Werken der Hand, des Körpers und der Seele offenbaren, das ist der Sinn unseres politischen Kampfes. Er liegt fernab von jeder platten, nicht von Marx, sondern von seinen Epigonen erfundenen »materialistischen Geschichtsauffassung«. Ihnen fehlte, was Marx als genial Schaffender in so hohem Maße besaß: schöpferische Kraft der Phantasie. Er schaute in das innerste Wesen der Gesellschaft, stellte es dar und formulierte das Urgesetz. Seine Nachfolger begriffen es nackt mit dem Verstand, und aus der Idee wurde ein unfruchtbarer Gedanke. — Das Wesenhafte in uns nicht durch Begriffe, tote Formen der Organisation ersticken oder töten zu lassen, zurück zur Erde, zur Natur, zu uns selbst: das alles liegt im echten Siedlergedanken. Das alles liegt auch im Ziel unseres Kampfes um die Erneuerung der Schule. Eine Welt überlieferter Begriffe trennt uns von unserem Wesen. Tief in uns leben wir anders als in der Gesellschaft und im Beruf. Die biegsamen Glieder unserer Jugend zwängen wir in Schulbänke, ihren Geist in tote Systematik. Sehnsucht, Glück und Zukunft unserer Jugend liegen außerhalb der Schule. In schaffenden Gliedern einer schaffenden Gemeinde von Kindern, Eltern und Lehrern ist dies zerstörende Doppelleben undenkbar. Die Schulen müssen darum abgebrochen werden wie die Kasernen. Lebensstätten unserer Jugend müssen geschaffen werden, in denen sie in Übereinstimmung mit Natur und Bestimmung ein Leben zu ihrer Zukunft hin lebt. Heute verläßt der Schüler die Schule, um sein Leben zu beginnen, in der wahren Schule befindet er sich auf seinem Lebensweg, er verläßt sie, um sein Leben fortzusetzen. Wie eine solche Schule sich äußerlich aufbaut, sei hier nach den Eingaben an das Ministerium wiederholt:

Die Schule vollzieht ihren Aufbau in völliger Unabhängigkeit von den bestehenden Schulgattungen, sie nimmt keine Rücksicht auf Zwecke der Prüfungen und des Berufs. Sie folgt ihrem eigenen Gesetz und verzichtet auf jedes Bildungsvorrecht.

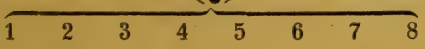
Die Gemeinschaftsschule

Schuljahr			
9.	G	A	G
8.	G	A	G
7.	G	A	G
6.	G	A	G
5.	G	A	G
4.	G		G
3.	G		G
2.	G		G
1.	G		G

G = Lebensgemeinschaften, Stätten des gemeinschaftlichen Lebens und der gemeinschaftlichen Arbeit, Stätten der Allgemeinbildung. A = Arbeitsgemeinschaften, in denen sich Allgemeinbildung zur Fachbildung weitet und vertieft, den Begabungen und Neigungen der Schüler entsprechend....[1]

Die Schulen mit gemeinschaftlicher Oberstufe

Jahrgang	H	VH
12	O	F
11	O	F
10	O	F



1 bis 8 = eine Gruppe von Gemeinschaftsschulen, die Schulengemeinschaft. O = Oberstufe, die die älteren Jahrgänge sammelt. Je höher das Lebensalter, desto entscheidendere Bedeutung für den Schüler erhält die Arbeitsgemeinschaft. Wissenschaftliche, künstlerische und technische Begabungen werden genötigt, Zeit und Kraft für ihre besonderen Aufgaben zusammenzufassen. Wichtige, die Kulturgemeinschaft und die Menschengemeinde bindende Arbeitsgebiete (Deutsch, Geschichte, Kunst, Körperkultur, soweit sie nicht als Fachstudien gewählt werden) verbleiben dem Gemeinschaftsleben und der Gemeinschaftsarbeit. F = Lebens- und Arbeitsgemeinschaften an zwei Halbtagen an besonderen Fortbildungsschulen für Schüler, die mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre die Gemeinschaftsschule verlassen. H = Hochschulen, Kunst- und Fachschulen. VH = Volkshochschulen.

Grundvoraussetzung: Schüler, die in dem acht- beziehungsweise neunbis zwölfjährigen Gemeinschafts- und Arbeitsleben Maß und Grenzen ihrer persönlichen Kraft kennen und sie einzusetzen gelernt haben, werden nicht allein die Wege zu den Berufen des Lebens finden, sondern auch den Eintritt in die heute bestehenden Hochschulen zu erzwingen wissen. Wo ihnen die Schule zur Erreichung dieses Zieles in besonderen Nebenveranstaltungen behilflich sein kann, wird sie es tun. Sinn und Wesen der Gemeinschaftsschule darf dadurch nicht berührt werden, der innere Aufbau der Schule nicht gestört oder gar verändert werden.

Im obenerwähnten Aufruf wird der Aufbau der Schulen wie folgt gegeben:

Damit sich die Schule zur eigenen und freien Verfassung erhebe, ist schon für die Gegenwart die volle Unabhängigkeit des Schul- und Bildungswesens zu fordern. Der Geist der Selbstverwaltung muß alle seine Arbeitsgebiete durchdringen und sie erneuernd gestalten. Die Selbstverwaltungskörper überspannen Stadt und Land und wirken unabhängig von politischen und kirchlichen Gewalten. Der Staat ist Schirmherr ihrer Freiheit, nicht Machthaber ihrer inneren Verfassung. Folgende Maßnahmen sind notwendig:

[1] Raumbeschränkung halber mußte hier wie an anderen Stellen stark gekürzt werden.

Die eine Schule biete in sich alle Bildungs- und Wachstumsmöglichkeiten, die dem Reichtum der Begabungen und Fähigkeiten im Kind entsprechen.

So viele Schulen, wie nötig sind, um die verschiedenen Begabungen und Neigungen zu entwickeln, sie bis an die Hochschulen, Kunst- und Fachschulen hinanzuführen, bilden eine Schuleinheit, die Schulengemeinschaft. Experimentelle Schülerauslese und Begabtenschulen sind unnötig und innerhalb einer natürlichen Schulordnung zu verwerfen.

Der Schulenrat einer Schulengemeinschaft (kollegiale Körperschaft aus Lehrern, Schülern, Eltern und Vertretern der Gemeinde und Regierung) bestimmt unter Achtung des unbedingten Rechts auf Eigenart und Eigenwesen jeder Einzelschule die Grundformen des Schullebens, führt hierfür die äußeren Bedingungen herbei und fördert die kulturelle Zusammenarbeit der großen Schulgemeinde, Schule und Haus.

Schulpflege und Kulturpflege gehen mit- und ineinander. Die Schulgemeinde sei eine Kulturgemeinde.

Familie und Gemeinschaftsleben sind keine Gegensätze, sie bereichern, vertiefen und ergänzen einander. Die Gemeinschaft löst die Familie ab, wenn sie sich freiwillig aufgibt oder aus inneren oder äußeren Gründen lebensunfähig wird. Horte, Jugendheime, Waisenhäuser, Erziehunsanstalten, auch Gefängnisse werden zu Stätten helfender, fürsorgender und rettender Gemeinschaften innerlich umgewandelt.

Die Schulenräte sämtlicher Schulengemeinschaften vereinigen sich zur Schulenkammer, die den obersten Ausdruck des Erziehungs- und Bildungswillens der örtlichen Öffentlichkeit darstellt....

Schulbehörden, Provinzialbehörden, Kultusministerien sind Verwaltungskörperschaften, Hüter der Reichs- und Landesschulgesetze.

Die Gründung der neuen Schule ist eine dringende Gegenwartsforderung und sofort erfüllbar. Ich teile nicht Lohmanns Auffassung (Neue Zeit, Nr. 20/21 vom 17. Februar 1922), wenn er, ohne die weittragende Bedeutung der neuen Schule zu verkennen, meint, daß unmittelbarer und wirkungsvoller die Umwandlung unserer bestehenden Schule in »die Schule eines zwar kapitalistischen, aber sozial empfindenden, republikanischen und demokratischen Zeitalters« sich vollziehen könnte und müßte. Gegen diese Auffassung hege ich einen doppelten Zweifel. Einmal werden die sehnsüchtige Jugend und ihre fortschrittliche Elternschaft zu ungeduldig sein, dieses Zeitalter, das wahrhaftig und innerlich in der nächsten Zeit so wenig entstehen wird wie das sozialistische, zu erwarten. Ich mißtraue einer kapitalistischen, aber »sozial empfindenden Zeit« stärker als Lohmann. Zum anderen ist sein Schulideal auf dem Wege der Gesetzgebung nicht zu verordnen, selbst dann nicht, wenn die Mehrzahl der Lehrer Republikaner und ein größerer Teil Sozialisten sind. Der Geist muß sich wandeln. Sozial und unabhängig empfindende Menschen werden nur dort heranwachsen, wo starke und freie Tugenden gelebt werden, wo sie den Tages- und Lebensinhalt der Schule bedeuten. Warum wird die menschheitwandelnde sozialistische Idee auf den Kathedern so selten begriffen, und warum erfaßt sie die Köpfe und entflammt sie die Herzen der Arbeiter? Weil sie der inneren Notwendigkeit des Lebens der werkschaffenden, tätigen Bevölkerung entspringt. Das Leben selbst ist der Erzieher, nicht der ohnmächtige Mensch und seine Lehre. Darum noch einmal: Brecht die Schulen ab und baut Lebensstätten, Häuser unserer Jugend. Nur glückliche, freie, auf die schöpferische Tat eingestellte Menschen sind stark, ein größeres Zeitalter und eine neue Kultur zu begründen.

Und haben die Gemeinden keine Mittel, neue Schulen lebensfähig auszurüsten, oder *wollen* sie sie in Unwissenheit und politischer Verblendung nicht geben, so werden die arbeitende Bevölkerung und ihre gewerkschaftlichen Organisationen die Opfer bringen. Denn in ihnen lebt derselbe Wille, der die Jugend treibt, und dieselbe Sehnsucht, die den neuen Menschen erfüllt.

Schau alle Wirkungskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen. (Goethe.)

Gerhart Hauptmann und der Sozialismus

Von **Konrad Haenisch**

(Schluß)

II

Freiligrath nennt sich in einem seiner Briefe an Marx — nicht in dem im ersten Artikel zitierten — einen »Nationalökonomen nur mit dem Gemüt«. Das gilt auch von Gerhart Hauptmann. Wie Freiligrath, so hat auch er, in seiner Jugend, zwar Marxens »Kapital« und sonst noch manches volkswirtschaftliche Buch gelesen. Aber die daraus erwachsene wissenschaftliche Erkenntnis, so wertvoll sie ihm immer wurde, ist ebensowenig wie seine sehr gründliche Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen und medizinischen, besonders psychiatrischen Fragen das für sein dichterisches Schaffen *Entscheidende* geworden; entscheidend wurde vielmehr das starke soziale *Gefühl*, das ihn von den Jünglingstagen an unwiderstehlich zu allen Mühseligen und Beladenen zog. Dies Gefühl hat seine tiefsten Wurzeln in dem praktischen Christentum Herrnhuter Prägung, unter dessen Einfluß Hauptmann im Elternhaus und später im Hause eines Oheims aufgewachsen ist. Der christliche Mitleidsgedanke durchzieht von der Jugend bis ins Alter Hauptmanns ganzes Dichten; in immer neuen Gestalten seiner Werke kommt dieser Gedanke zum Ausdruck. Am stärksten wohl im »Emanuel Quint«, dieser ganz seltsamen Erzählung von dem proletarischen Gottsucher, und in den beiden schlicht-frommen Herrnhutern der »Rose Berndt«. Insbesondere hat Hauptmann auch, wie er mir ausdrücklich bestätigt, die »Weber« als sein »Bekenntnis zum Christentum« gedacht — zu einem Christentum allerdings, das mit dem offiziellen Christentum der Kirchen kaum mehr als den Namen gemein hat. Auch Max Baginski, der Hauptmann vor den »Webern« auf seinen Studienfahrten durch die Elendsdörfer des Eulengebirges begleitete, bezeugt, daß der Dichter damals allen Ernstes daran glaubte, durch seine erschütternde Darstellung des Weberjammers die werktätige Nächstenliebe der Besitzenden mobil machen zu können.

Ein wie durch und durch sozial empfindender Mensch der Hauptmann jener Zeit war, das schildert ein Jugendfreund so: »Was mir vor allen Dingen an ihm auffiel und was jedem auffallen mußte, war sein starker sozialethischer Zug. Er sah sein ganzes noch junges Leben in diesem Lichte. Die Kindheitserinnerungen an den väterlichen Gasthof hielten ihm den Gegensatz zwischen reichen Badegästen und armen Ortseinwohnern fest. Im Gymnasium tadelte er das Fernstehen der Wissenschaft vom Leben, an die jungen Künstler dachte er ungern, da sie meist ohne Ideale ihre Kunst betrieben, und selbst in die Erinnerung an die wunderschönen Landschaften Italiens und Spaniens mischte sich in ihm immer die Vorstellung der hungernden, schmutzigen Menge des armen Volkes daselbst.... Er meinte, alle

Reden, die man halten, alle Dichtungen, die man schaffen könne, würden die Menschen doch nicht um ein Senfkorn vorwärts bringen. Bei alledem habe ich nie einen Menschen gesehen, dem das soziale Empfinden mehr in Fleisch und Blut, ja in das ganze Nervensystem übergegangen war als ihm.«

Von anderer Seite wird berichtet, daß dem Hauptmann der achtziger Jahre oft auch die einfachste Speise, eine Tasse Kaffee und dergleichen, widerstand — im Gedanken an solche, die nicht einmal das haben.

Diese ganze seelische Einstellung Hauptmanns macht es verständlich, daß der leidende Proletarier sein Fühlen viel stärker erregt als der kämpfende Proletarier. Das tritt besonders in Hauptmanns eigenartiger Jugenddichtung hervor, in dem um 1885 herum entstandenen »Promethidenlos« Diese ganze Dichtung ist durchzogen von oft noch recht unbeholfen gestalteten, immer aber ganz stark empfundenen Schilderungen des namenlosen Elends, das dem Dichter bei den Unterproletariern Italiens und Spaniens, dem Volke der Bettler und Krüppel, gegenübergetreten war. Ganz fühlt er sich eins mit diesen Ausgestoßenen:

So laßt in eurem Schmutz mich hocken,
Laßt mich mit euch, in eurem Elend sein!

Und ähnlich in einem ein paar Jahre später entstandenen Gedicht »Mein Kampf«:

... Du armes Volk, zu dem ich selbst mich zähle!

Und dann der Schrei: Ich bin ihr selbst!

Fast alle Jugenddichtungen Hauptmanns, die in den Gesammelten Werken leider fehlen, sind von solchen Stimmungen erfüllt. Immer wieder ist es das Elend der Massen oder der Jammer des einzelnen aus der Masse, der des Dichters Herz bewegt. So in jenem Gedicht vom Wächter, der, im letzten Stadium der Schwindsucht noch, rastlos sich abrackert für Weib und Kind, bis der Tod ihn, mitten im Dienst, niederstreckt; es ist das jenes Gedicht, das mit den Worten beginnt:

Wenn bleich der Mond mit mildem Licht erhellt
Um Mitternacht die schlummermüde Welt,
Dann denk' ich oft an einen stillen Mann,
Und meine Träne fängt zu rinnen an.

Und das mit den Worten schließt:

Und so auch fand man ihn zuletzt erstarrt
Und hat ihn still und schleunigst eingescharrt....
Und jetzt wie damals bäckt man in das Brot
Den frühen, kalten, jammervollen Tod.

Ganz von dieser Stimmung durchdrungen ist auch die heute völlig unbekannte Ballade Hauptmanns »Der Tod des Gracchus« mit ihrer in düsterster Einförmigkeit sich immer wiederholenden Kehrzeile:

Die armen Leute brauchen Brot!

In dem sehr starken Gedicht »Im Nachtzug«, das im Jahre 1887 entstanden ist, bricht in dem dumpfen Racheſang der Eisenbahnsklaven zum ersten Male der Gedanke wilder Rebellion durch:

Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht
Mit keuchenden Kehlen und Brüsten.
Wir haben euch güldene Häuser gemacht;
Indessen wie Heiden wir nisten.

Wir schaffen euch Kleider. Wir backen euch Brot.
Ihr schafft uns den grinsenden, rieselnden Tod.
Wir wollen die Ketten zerbrechen.
Uns dürstet, uns dürstet nach euerem Gut!
Uns dürstet, uns dürstet nach euerem Blut!
Wir wollen uns rächen, uns rächen!

In den »Webern« ist dann diese Rebellion der Verzweiflung mit einer in der Dichtung aller Zeiten und Völker ganz einzig dastehenden Wucht dramatisch gestaltet. Diese Wucht ist um so größer, als Hauptmann völlig darauf verzichtet, über die Not, über ihre Ursachen und über ihre Beseitigung zu theoretisieren, wie es in außerordentlich breiter Weise zum Beispiel der hochbegabte und von der bayerischen Regierung so schmählich mißhandelte Toller in seinen »Maschinenstürmern« tut, die ein ganz ähnliches Thema behandeln wie Hauptmanns Weberdrama. Gerade weil Hauptmann nur die Not selbst sprechen läßt und der Tragödie keinerlei programmatische Nutzanwendung aufklebt, ist seine Dichtung nicht nur in ihrer künstlerischen, sondern auch in ihrer sozialistischen Wirkung unendlich viel stärker als Tollers Stück.

Aber auch wenn Hauptmann einmal, wie in den »Webern«, über die Darstellung des nur leidenden Proletariers hinauswächst, dann doch eben höchstens bis zur Darstellung des revoltierenden, niemals aber bis zur Darstellung des im Sinne des sozialistischen Klassenkampfes revolutionären Arbeiters. Den Dichter deswegen zu tadeln, wie einzelne parteigenössische Kritiker es hier und dort getan haben, ist ganz verkehrt — hängt dieses unwiderstehliche Hingezogensein gerade zum hilflosen Armen doch, wie wir sahen, aufs engste mit der weichen, ganz von wehem Mitleid erfüllten Natur des Dichters zusammen. Immer will Hauptmann zwar für die Armen kämpfen — daß sie selbst anders als durch gelegentliche Verzweiflungsausbrüche für ihre Sache einstehen: dieser Gedanke ist ihm politisch natürlich geläufig, zum Gegenstand der Dichtung aber hat er ihn niemals gemacht.

Im übrigen ist es von hohem Interesse, zu beobachten, wie der christliche Mitleidsgedanke bei Hauptmann sich im Laufe der Zeit immer mehr emporläutert zum sozialen Rechtsgedanken. Schon im »Promethidenlos« hatte der Dichter auf die von ihm an das armselige Bettelvolk Neapels gerichtete Frage: Was fordert ihr mit euren Gramgesichtern?

selbst die Antwort gegeben:

Ich weiß, ich weiß: ihr fordert euer Recht!

Dieses soziale Rechtsgefühl steigert sich immer mehr, bis in Hauptmanns großem Bauerndrama der Titelheld, Florian Geyer, durch das schöne Wort gekennzeichnet wird: »Ein brennendes Recht fließt durch sein Herz.« Ein Wort, das ebensosehr auch für den Dichter des »Florian Geyer« selbst gilt.

An einer anderen Stelle des Geyer-Dramas steht das Wort: »Itzt hab' ich einer göttlichen Sache gedient, itzt dien' ich keinem Könige mehr!« Die göttliche Sache — das ist die Sache des armen Bauernvolks. Und wie der Hauptmann so besonders ans Herz gewachsene schwarze Ritter Florian kein Fürstendiener sein wollte, so hat sich auch der Dichter selbst niemals zum Hofpoeten erniedrigt und sich gerade dadurch den ehrenvollen Haß Wil-

helms des Zweiten zugezogen, der ihn zur Vergeltung ein Vierteljahrhundert lang mit Ungezogenheiten überhäuft hat.

Noch ein drittes Wort aus dem leider auch in Arbeiterkreisen viel zu wenig bekannten großen Drama des deutschen Bauernkriegs möge hier Platz finden: »Deutschland ist ein gut Land, ist aller Länder Krone, hat Gold, Silber, Brot und Wein genug, zu erhalten dies Leben reichlich. Aber es ist der Zwietracht kein End. Die Pfaffen binden es, die Fürsten zerstückeln es. Pfaffen, Fürsten und Fugger und Welser zehren an seinem Mark. Ich habe gedacht, ich wollt' Wandel schaffen. Wer bin ich, daß ich's wagte! Sei's drum: Von Wahrheit will ich nimmer lahn!«

* * *

Wie stark Hauptmann besonders in seinen Jugendjahren von sozialistischen Gedanken erfüllt war, das beweist nicht nur seine enge Verbindung mit dem Kreise der jungen und fast durchweg sozialistischen Literaturrevolutionäre von 1890, dem Kreise um Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Hartleben, Holz, den beiden Harts usw. — dafür legt auch, und noch sehr viel nachdrücklicher, Zeugnis ab *seine Ikarierzeit*, die etwa in die Mitte der achtziger Jahre fällt.

Damals beschäftigte ihn auf das lebhafteste die Geschichte der *sozialistischen Kolonialgründungen*, vor allem die Geschichte der Ikarierkolonie in Amerika. Die Schriften der großen französischen Utopisten, besonders die Cabets, waren Jahre hindurch das Evangelium eines Freundeskreises, dem außer Gerhart Hauptmann und seinem Bruder Karl unter anderen auch unsere später allgemein bekannt gewordenen Parteigenossen Dr. Heinrich Lux und Dr. F. B. Simon, der nachmalige Schwiegersohn August Bebels, angehörten. Die heiße Ikarierbegeisterung der jungen Leute führte zur Entsendung eines Pioniers nach Amerika; später wollte die ganze Schar nachfolgen. Die Sache spielte auch in den berüchtigten Breslauer Geheimbundsprozeß vom Jahre 1887 hinein, in dem Lux und andere zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Ich habe diese überaus interessante Jugendperiode Hauptmanns, die in den bekannten Schriften über den Dichter bezeichnenderweise ganz mit Stillschweigen übergangen wird, in meinem Buche »Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk« (Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts) ausführlich geschildert. An dieser Stelle muß ich mich darauf beschränken, die dort nicht mitgeteilte Widmung wiederzugeben, mit der Hauptmann sein Erstlingswerk, das »Promethidenlos«, jenem Freundeskreis — »Den Sieben« — zueignete:

Was wir gefühlt, was wir gewollt,
Zu sagen ist uns Pflicht.
In unserer Zeiten Adern rollt
Statt roten Blutes rotes Gold,
In unseren Adern nicht.
Schlingt Hand in Hand zum festen Kreis
Und fühlt, daß ihr euch kennt,
Daß euer Fuß auf *einem* Gleis
Und *eine* Flamme glühend heiß
In euren Seelen brennt.
Poch' glühend Herz und walle Blut
Für Wahrheit und für Licht,
Und du, gewalt'ger Kampfesmut,
Verlisch, verlisch uns nicht!

Im gleichen Geiste heißt es auch im »Prometheidenlos« selbst einmal, in der Form sehr unbeholfen, in der Gesinnung aber stark und echt:

Ein Kämpfer sein, das war sein neues Streben,
Das ihm des Elends Anschaun eingegeben....
Er stand für immer bei den Unterdrückten,
Ob auch des Hasses Schwerter ihn umzückten....
Sein Busen hob sich stets wie im Gefechte,
Von Kampflust war die enge Brust entfacht;
Er wollte kämpfen für die Schar der Knechte
Und Freiheit schaffen in gewalt'ger Schlacht.

Die Ikarierepisode ist auch in Hauptmanns erstem Drama »Vor Sonnenaufgang« künstlerisch verwertet. — Wie stark der Dichter in jener Zeit sozialistisch dachte, das mögen noch ein paar Sätze zeigen, die Hauptmann im Sonnenaufgangs-Drama den Helden, einen sozialistischen Agitator namens Loth, sprechen läßt: »Es ist verkehrt, wenn der im Schweiße seines Angesichts Arbeitende hungert und der Faule im Überfluß leben darf. Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Kriege zu belohnen. Es ist verkehrt, den Henker zu verachten und selbst, wie es die Soldaten tun, mit einem Menschenabschlachtungsinstrument, wie es der Degen oder der Säbel ist, an der Seite stolz herumzulaufen. ... Verkehrt ist, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe, als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden.... Mein Kampf ist ein Kampf um das Glück aller. Sollte ich glücklich sein, so müßten es erst alle anderen Menschen um mich herum sein; ich müßte um mich herum weder Krankheit noch Armut, weder Knechtschaft noch Gemeinheit sehen. Ich könnte mich sozusagen nur als letzter an die Tafel setzen.«

Aus den übereinstimmenden Zeugnissen von Hauptmanns Jugendfreunden wissen wir, daß Loth in solchen Sätzen Wort für Wort das soziale und politische Glaubensbekenntnis des dreiundzwanzigjährigen *Dichters selbst* ausgesprochen hat.

Die *tagespolitisch* scharf oppositionelle Stellung Gerhart Hauptmanns kommt am klarsten in seiner ausgezeichneten Komödie »Der Biberpelz« heraus. Niemals ist das nichts als schneidige borussische Beamtentum alten Stils lustiger verspottet worden als in dieser Komödie. Sie spielt zur Zeit des Septennatskampfes. Ihre Fortsetzung, der nach meinem Empfinden weniger gelungene »Rote Hahn«, behandelt in gleichem Sinne die Kämpfe um die Lex Heinze.

* * *

In den oben zitierten Sätzen aus dem »Sonnenaufgang« tritt neben den eigentlich sozialistischen Gedanken besonders stark Hauptmanns *Abscheu vor dem Militarismus und der Barbarei des Krieges* hervor. Dieser Abscheu durchzieht sein ganzes Leben und Schaffen. Am stärksten äußert er sich wohl in dem 1913 entstandenen »Festspiel« zur Erinnerung an die Befreiungskriege, das denn auch den wütenden Zorn aller Nationalisten und Militaristen wachrief. Daß der ein Jahr darauf ausgebrochene Weltkrieg diesen Abscheu Hauptmanns nur noch vertieft hat, versteht sich von selbst. Deutlich zeigt uns das seine Nachkriegsdichtung vom Jahre 1919 »Der weiße Heiland«. Die tiefsten Wurzeln dieses Abscheus

Hauptmanns vor dem Kriege sind wiederum rein menschlicher Natur. Auch Pazifist ist Hauptmann vor allem »mit dem Gemüt«.

Wie seinen pazifistischen, so ist Hauptmann im tiefsten Grunde auch seinen sozialistischen Jugendidealen bis ins Alter treu geblieben. Ein nach mehr als einer Richtung hin höchst charakteristischer Aufsatz, den der Dichter anfangs 1922 veröffentlicht hat, klingt aus in ein Hohes Lied zum Preise des großen sozialen Gemeinschaftsgedankens. Und seit Jahr und Tag schon beschäftigt den jetzt weißhaarigen Ikarier von einst die künstlerische Gestaltung des alten Gedankens vom Wunderland Utopia. Möge es ihm und uns beschieden sein, die Vollendung auch dieser Dichtung noch zu erleben, von der spätere Geschlechter vielleicht sagen werden, daß sie das Lebenswerk Gerhart Hauptmanns krönt.

Urkommunismus?

Von **Heinrich Cunow** (Fortsetzung)

So einfach uns auch die in voriger Nummer geschilderte Wirtschaftstätigkeit der Tasmanier dünken mag, hatte doch bereits eine ziemlich eingreifende Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern stattgefunden. Die Jagd gehörte zum Arbeitsgebiet des Mannes; die Frau nahm daran nur als Treiber und Schlepper teil. Ebenso hatte der Mann die Herstellung der primitiven Waffen und Jagdgeräte (auch das Zurechtschlagen der als Faustkeile, Schaber und Steinmesser benutzten Steine) sowie die Anfertigung der floßartigen Küstenfahrzeuge und in manchen Horden auch das Rösten des von ihm erjagten größeren Wildes übernommen. Alle anderen Arbeiten: das Einsammeln von Samen, Wurzeln, Pilzen, Beeren sowie der Muschel- und Schaltiere, der Eidechsen, Insekten, Würmer, Eier usw., ferner die Anfertigung der kleinen Rindenkähne, der Beutel und Körbe, das Rösten und Backen der eingesammelten Nahrungsmittel, das Schleppen der wenigen Habseligkeiten und der kleinen Kinder auf den Märschen, das Aufbauen der kleinen Lagerhütten und das Heranholen des Wassers gehörten zum Arbeitsressort der Frau.

Dieser niedrigen Stufe der Tasmanier entsprachen ihre Eigentumsverhältnisse. Sie bieten ein ganz anderes Bild als die gewöhnlichen Naturzustandsschilderungen der kommunistischen Utopisten früherer und heutiger Zeit. Nur das Hordenrevier war gemeinsames Eigentum sämtlicher Hordenmitglieder, dessen Nutzung allen freistand, das heißt dem jeder seine Nahrung entnehmen konnte, und zwar gehörte jedem, was er selbst auf diesem Boden erwarb. Die Jagdbeute und das Eingesammelte waren also nicht etwa Gemeingut der gesamten Horde. Wenn ein Mann allein ein Wallaby erjagte, gehörte auch ihm allein dieses Tier. Waren dagegen mehrere Männer an der Jagd beteiligt gewesen, so wurde die Beute geteilt, aber nicht in gleiche Teile; wer den größeren Anteil an der Arbeit des Erlegens gehabt hatte, hatte auch Anspruch auf den größeren oder besseren Teil des Jagdergebnisses. In den meisten Horden hatten sich bereits bestimmte Verteilungsregeln herausgebildet. Durchweg bekam der, der das Jagdtier zuerst erblickt und seine Gefährten darauf aufmerksam gemacht hatte, das beste Stück; dann folgte als zweiter derjenige, der das Tier mit Speer oder Keule getötet hatte.

Kehrten die auf Jagd ausgezogenen Männer mit verhältnismäßig reicher Beute zum Lager zurück, so begehrten freilich diejenigen, die nichts gefangen hatten, davon einen Anteil, und erhielten sie ihn nicht, so fielen sie, wenn sie die Stärkeren waren, nicht selten über die Jagderträge her und suchten sich einen Teil davon anzueignen. Die Folge war eine Katzbalgerei. Oft gaben deshalb die glücklichen Jäger von vornherein einen Teil ihrer Beute preis; aber dieser wurde nicht etwa zu gleichen Teilen unter sämtliche Hordenmitglieder verteilt. Die näheren männlichen Anverwandten und Freunde der glücklichen Jäger erhielten durchweg von diesen größere und bessere Stücke. Die Frauen erhielten nichts. Ihre Männer mochten ihnen, wenn sie wollten, etwas abgeben; aber irgendeine Verpflichtung dazu bestand nicht. Selbst die eigene Frau hatte auf die Jagdbeute ihres Mannes keinen Anspruch. Meist fraß er sich ohne Rücksicht auf Weib und Kind voll und ließ diesen nur übrig, was er nicht mehr hinunterzuwürgen vermochte. In Übereinstimmung mit anderen Beobachtern berichtet John West in seiner »History of Tasmania« (2. Band, S. 79):

Wenn der Mann sich herabläßt, seinem Weib etwas von seinem Fang abzugeben, dann langt er ihr, die hinter ihm sitzt, über seine Schulter die am wenigsten schmackhaften Bissen hin. Oft aber verweigert er ihr solche Gunst. Mr. Horton erwähnt einen solchen, wenn auch nicht immer anzutreffenden, so doch auch nicht sehr seltenen Fall. Es war gegen Abend. Die Mutter und ihr Kind, ein kleiner Junge, hatten während des ganzen Tages noch nichts gegessen; trotzdem weigerte sich der Vater, irgend etwas von dem, was er sich verschafft hatte, herzugeben. Ein anderer Mann der Horde war jedoch freigebiger. Auf Mr. Hortens Aufforderung gab er der Frau etwas, und nun fütterte sie zuerst ihr Kind, ehe sie selbst etwas nahm.

Dagegen gehörte, was die Frau an Früchten, Insekten, Schaltieren usw. eingesammelt hatte, nicht allein ihr, sondern zugleich auch dem Manne, und oft nahm er sich, wenn sein Jagdertrag ihm nicht genügte, davon den besten Teil.

Im übrigen galt das Prinzip, daß, was ein Hordenmitglied selbst zu eigener Benutzung hergestellt oder selbst erworben hatte, *ihm gehörte*. Nicht nur die Speere, Keulen, Steinwerkzeuge, die ein Mann sich selbst angefertigt oder von einem Hordengenossen im Austausch gegen andere Gegenstände erworben hatte (von einem eigentlichen Handel der Tasmanier kann man nicht sprechen), waren deshalb sein Eigentum, sondern es gehörte ihm auch, wenn er an einem Gewässer ein Nest mit Schwaneneiern oder im Gebüsch ein jüngst verendetes Wild fand, der Fund. Konnte er diesen nicht gleich mitnehmen, brauchte er nur ein bestimmtes Zeichen daran zu machen; die Späterkommenden durften dann nach den Hordenregeln nicht davon Besitz ergreifen. War der Fund beträchtlich, so konnte freilich der Entdecker hinterher gezwungen werden, von dieser Beute seinen Hordengenossen etwas zu überlassen; aber zunächst gehörte sie ihm.

Auch von einem Familieneigentum in unserem Sinne kann nicht gesprochen werden; denn die wenigen Gegenstände, die eine Frau herstellte und gebrauchte: Schurz, roher Muschelschmuck, ein als Umhang dienendes Känguruhfell, rohgeflochtene Tragbeutel waren ihr Sondereigentum.

Die wenigen Waffen und Werkzeuge, die ein Mann hinterließ: ein paar Lanzen, Wurfspeere und Keulen, wurden ihm teils mit ins Grab gegeben, teils wurden sie ohne Widerspruch von seinen erwachsenen Söhnen oder Brüdern mit Beschlag belegt. Was sollte auch die Horde damit anfangen?

Wie sollte sie einen Nachlaß, der vielleicht aus drei Lanzen, zwei Keulen, fünf Wurfspeeren bestand, unter den Hordenmitgliedern gleichmäßig verteilen? Man konnte doch nicht die wenigen Lanzen oder Keulen in Stücke schlagen. Der ganze Besitz des einzelnen war noch zu gering, um ihn zum Gegenstand einer allgemeinen Verteilung zu machen.

Der ganze »Urkommunismus« der Tasmanier bestand also darin, daß sie ihre Jagdreviere als Gemeineigentum betrachteten und den Jäger, der eine größere Jagdbeute heimbrachte, zwangen, einen Teil dieser Beute preiszugeben. Das mag eine sehr wichtige Maßnahme gewesen sein, denn durch diesen »Verteilungskommunismus« wurde bewirkt, daß nicht einige schwache, gebrechliche Mitglieder der Horde Hungers starben, während andere reichlich hatten; aber es sind nicht, wie es in kommunistisch-utopistischen Schriften heißt, naturwüchsige Gemeinschafts- und Gleichheitsgefühle, die zu diesem Brauch geführt haben, sondern der Zwang der Hungernden.

3. Wirtschaftsweise und Eigentumsverhältnisse der Australier

Im voraufgehenden Abschnitt habe ich die Wirtschaftsweise der Tasmanier etwas eingehender geschildert, als das bezüglich der anderen hier in Betracht gezogenen niederen Jägervölker in Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden knappen Raum dieser Zeitschrift möglich ist. Die übrigen bekannten niedrigen Jägervölker stehen nicht nur schon auf einer höheren Stufe der Wirtschaftsentwicklung, sie sind auch vielfach mit anderen höherstehenden Völkern in Berührung gekommen und haben von diesen manche Gewohnheiten, Fertigkeiten, Waffen und Werkzeuge übernommen, so zum Beispiel die Buschmänner von den Hottentotten, Beschuanen und Kaffern, die einst den ganzen Philippinenarchipel bevölkernden, heute meist mit dem Gesamtnamen »Aetas« bezeichneten Negritoshorden von den dort eindringenden Malaien, die Kubus des Rimba-Urwaldes auf Sumatra von den Waldmalaien, die Waldweddahs von den Singalesen und Tamulen, die südamerikanischen Botokuden von den Tupis am Rio San Francisco und den Nord-Coroados. Teilweise sind diese Jägervölker sogar schon seit längerer Zeit aus ihren alten Revieren vertrieben worden. Die Buschmänner saßen beispielsweise noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts südlich des Oranjeflusses und hatten dort eine noch höhere soziale Organisation als die vorgeschrittensten australischen Eingeborenen. Nicht nur hatte jede Horde (manche Buschmännerhorden zählten damals bereits über hundert Mitglieder) ihr eigenes Wander- und Jagdrevier, zwischen den einzelnen benachbarten und verwandten Horden waren auch enge Freundschaftsbündnisse entstanden, die mehrfach schon zu Zusammenschlüssen benachbarter Horden in kleine Stammesgruppen unter Leitung von Oberhäuptlingen (von den Holländern »Grootkapitain« genannt) geführt hatten. Die Vertreibung der Buschmänner in die Kalahari-Wüste hat diese Organisation zerstört. Die einzelnen Horden lösten sich, gezwungen durch das Vordringen der europäischen Ansiedler, aus ihren alten Verbänden und flüchteten nach Norden. In den neuen Gegenden aber ließen sich die Horden nicht wieder in gleichem Zusammenhang nieder, und ferner zwangen die grundverschiedenen Naturbedingungen der sehr wasserarmen Kalahariwüste zu mannigfachen Änderungen der früheren Lebensweise. Der Fischfang zum Beispiel, der einst den Buschmännern am Oranjefluß einen beträchtlichen Zuschuß zu ihrer Jagdbeute geliefert hatte,

hörte völlig auf. Nur im Norden der Kalahari, am Ngamisee hat der Fischfang noch einige Bedeutung.

Am wenigsten beeinflußt durch fremde Kulturelemente erwiesen sich zur Zeit ihrer Entdeckung die Eingeborenen des australischen Festlandes, die auch, was ihre Lebensweise anbetrifft, den Tasmaniern am nächsten standen, so daß man die australische Wirtschaftsform als Fortsetzung der tasmanischen betrachten kann. Nur an der Nordküste des australischen Festlandes, besonders an der Torresstraße lassen sich unzweifelhaft gewisse Einflüsse der melanesischen Bewohner einiger nahegelegenen Inselgruppen konstatieren. Die dort an der Küste hausenden australischen Horden haben zum Beispiel von den melanesischen Inselbewohnern den Gebrauch von Bogen und Pfeilen, großen Fischnetzen, Fischharpunen mit Widerhaken und den Bau von kleinen Einbaumbooten übernommen; aber bis tief in das Innere des australischen Kontinents sind diese technischen Fortschritte nicht gedrungen.

In der Hauptsache verdanken die Australier ihren Fortschritt über die Tasmanier hinaus wohl dem größeren Reichtum des australischen Kontinents an jagdbaren Tieren und wildwachsenden Nährpflanzen. Zudem aber stand schon zur Zeit der Entdeckung die Waffen- und Werkzeugtechnik der australischen Eingeborenen auf einer wesentlich höheren Stufe als jene der Tasmanier. Der einfache Holzspeer ist durch Speere verschiedener Art ersetzt, die meist aus mehreren Teilen, gewöhnlich aus Holz, Bambus und Rohr, zusammengesetzt und mit Stein- oder Muschelspitzen (oft auch mit mehreren Widerhaken) versehen sind. Ferner wurden die leichteren Speere dieser Art, die Wurfspeere, nicht mehr mit der Hand geschleudert, sondern mit verschiedenen Arten von Wurfhölzern, vom einfachen Wurfstock bis zum ovalen Wurfbrett. Weiter, die Schlag- und Wurfkeulen der Australier sind nicht nur am Kopfende verdickte Stöcke, sondern wir finden bei ihnen die verschiedenartigsten Formen, gerade oder gebogene Stockkeulen, Kopfkeulen, Haken- oder Schnabelkeulen, auch morgensternartige Keulen mit eingesetzten Steinspitzen. Daneben haben die Australier ein Instrument, das den Tasmaniern ganz fehlte, den gekrümmten Bumerang, die Kehrwiederkeule.

Auch beschränkt sich der Australier nicht mehr darauf, den zugespitzten Stein mit der Hand zu fassen; er hat gelernt, ihn an einem Stiele zu befestigen, zum Teil schon ziemlich kunstgerecht, indem er zum Beispiel den Stiel vorn tief spaltet, den flach behauenen Stein in die Spalte hineinzwängt, die verdünnten vorderen Stielenden um den Stein herumschlingt, fest verschnürt und dann das Ganze mit einem meist aus Harz, Blut und Ton hergestellten Kitt verschmiert. So entstanden je nach der Form der Klinge flach zugespitzte oder hammerartige Beile, Hacken oder Streitäxte.

Der wichtigste Fortschritt der Australier besteht aber darin, daß die an der Küste und größeren Flüssen hausenden Stämme bereits zum Fischfang und zur Verwendung der Fische, nicht bloß der Schaltiere, als Nahrungsmittel übergegangen sind, wodurch sich teilweise ihr Nahrungsspielraum beträchtlich erweitert hat. Man kann sogar schon von einer ziemlich weit vorgeschrittenen Fischfangtechnik sprechen; denn die Fische werden nicht nur mit in das Wasser getauchten Holzmulden und Holzschilden aufs Trockene geschleudert oder, wenn es sich um größere Fische handelt, mit eigenartigen, teilweise mit drei, vier Zinken versehenen Fischspeeren gespeert, die Eingeborenen verwenden auch bereits kleine aus Binsen geflochtene Handnetze

sowie größere Stell- und Schleppnetze zum Fischfang. Sogar aus Knochen oder Holz hergestellte Fischangeln sind in einzelnen Gegenden, zum Beispiel bei den Eingeborenen im Nordosten des australischen Kontinents, im Gebrauch.

Die Verfassung der australischen Horden ist jedoch im ganzen dieselbe wie die der tasmanischen. Wie auf Tasmania bildet auch auf dem australischen Festland jede Horde für sich eine völlig autonome Gruppe, die von ihren älteren männlichen Mitgliedern, den sogenannten »Alten« geleitet wird. Eigentliche Häuptlinge haben nur wenige Horden. Auch das Wanderleben der Australier entspricht dem der Tasmanier, doch bleiben die australischen Horden, wenn sie einen guten Lagerplatz gefunden haben, oft nicht nur tage-, sondern sogar wochenlang an einem Platz, besonders in solchen Gegenden, wo die Eingeborenen durch Fischfang und das Einsammeln von Schaltieren den Jagdertrag leicht zu ergänzen vermögen.

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist dieselbe wie bei den Tasmaniern. Die Jagd auf Vierfüßler, Kasuare und Wassergeflügel gehört zu dem Arbeitsgebiet des Mannes, das Einsammeln von Schaltieren, Stachelschweinen, kleinen Reptilien und Amphibien, Larven, Heuschrecken, Vogeleiern, besonders aber der als eßbar geltenden Knollen- und Baumfrüchte, Knospen und Samenkörner zum Arbeitsressort der Frau. Sowohl während der Märsche von einem Lagerplatz zum andern als auch während des ein- oder mehrtägigen Verweilens an einem bestimmten Orte nimmt diese Sammeltätigkeit der Frau den größten Teil der Tageszeit in Anspruch und liefert in manchen Gegenden eine ganz wesentliche Ergänzung der männlichen Jagderträge, zumal der Australier bezüglich seiner Nahrung durchaus nicht wählerisch ist.

Das Konservieren der Nahrungsmittel verstehen die Australier jedoch fast ebensowenig wie die Tasmanier. Fleisch vermögen die australischen Eingeborenen nur sehr kurze Zeit aufzubewahren. Sie wenden zwei Arten von Verfahren an. Das eine besteht darin, das Fleisch so lange in der heißen Asche liegen zu lassen, bis die Außenseite völlig verkohlt ist und das Innere mit einer dicken schwarzen Kruste umgibt, das andere darin, das Fleisch anzuräuchern. Man legt das Fleisch auf ein aus rohen Stöcken errichtetes kleines Holzgestell, eine Art Rost, und macht dann darunter ein stark rauchendes Feuer an. Ebenso werden die Fische an der Nordküste geräuchert. Auch Samen und Beeren werden in einigen Gegenden gedörrt. Doch da die Australier den Gebrauch von Salz nicht kennen und das Fleisch nur oberflächlich räuchern, hält sich auch das auf diese Weise präparierte Fleisch in der australischen Sommerhitze mit ihrer Fliegenplage nur kurze Zeit.

Wie die Äußerungen vieler der ersten Erforscher des Landes beweisen, hat manchen von ihnen überrascht, schon unter kulturell so tiefstehenden Horden wie die australischen einen ziemlich beträchtlichen Tauschhandel vorzufinden. Vornehmlich wurden Waffen und Werkzeuge ausgetauscht, ferner aber auch Produkte der Küstengegenden wie Muschelschalen und Muschelschmuck gegen Erzeugnisse des Innern, wie zum Beispiel Grün- und Flintsteine, steinerne Beilklingen, rohe Felle usw.

Die Eigentums- und Besitzformen, die wir bei den Australiern des Festlandes vorfinden, gleichen völlig denen der Tasmanier, nur ist manches, was bei letzteren noch als loser überlieferter Brauch oder, wenn man so sagen darf, als noch nicht genau bestimmte Rechtsgewohnheit erscheint, bei den

Australiern bereits zu einer festen Rechtsregel geworden. Das Hordenrevier ist auch auf dem australischen Festland überall Gemeineigen, das heißt Eigentum der ganzen Hordengemeinschaft, das gegen fremde Einfälle und Eingriffe energisch verteidigt wird. Auf dieses gemeinsame Gebiet haben alle Hordenmitglieder das gleiche Nutzungsrecht — soweit sie die in der Horde geltenden Jagdregeln und die zum Gewohnheitsrecht gewordene Arbeitsteilung beachten. Es darf also beispielsweise ein Junge, der noch nicht die Männerweihen bestanden hat und daher noch nicht zu eigenen Jagdunternehmungen berechtigt ist, sich nicht etwa einfallen lassen, mit einigen Jugendgefährten selbständig Känguruhs jagen zu wollen, noch darf eine Frau eigenmächtig Jagd- oder Fischfangsfunktionen übernehmen, die zum Arbeitsressort des Mannes gehören. Aber innerhalb solcher, durch das Herkommen vorgeschriebener Beschränkungen kann jedes Hordenmitglied das Bodeneigentum der Horde und die von diesem Boden dargebotenen Gaben nach Belieben zur Befriedigung seiner Bedürfnisse in Anspruch nehmen. Doch was der einzelne auf diesem Boden durch eigene Arbeit erwirbt: das Tier, das ein Mann erjagt, die Knollen, Beeren, Muscheln, die eine Frau einsammelt, sind nicht gemeinschaftliches, sondern individuelles Eigentum, ebenso auch das Holz, das jemand sich holt, um sich daraus Waffen zu machen, oder die Feuer- und Dioritsteine, die er sich aus einem im Hordengebiet vorhandenen Steinbruch holt, um daraus Beilklingen, Meißel, Steinmesser oder dergleichen zu verfertigen. Wohl haben, wenn mehrere Jäger zusammen jagen, auch diese alle ein Anrecht auf die Beute; aber durchaus nicht den gleichen Anspruch; ihr Anteil richtet sich vielmehr danach, wieviel sie durch ihre Tätigkeit zur Gewinnung der Beute beigetragen haben. Meist bekommen freilich auch diejenigen Jagdteilnehmer etwas von der Beute, die nur mitgejagt, zur Erlegung oder Tötung des Wildes aber nicht beigetragen haben. A. W. Howitt erzählt einen Fall (Kamilaroi and Kurnai, S. 207), den er bei den Kurnai in Gipsland beobachtete. Drei Männer hatten ein Känguruh gejagt; aber das eigentliche Jagen und Töten des Wildes hatte einer allein besorgt, die beiden anderen kamen zu spät heran; dennoch bekamen auch sie ihren Anteil. Der eine erhielt gemäß den geltenden Teilungsregeln den Schwanz und ein Hinterbein, der andere ein Hinterbein mit Keule. Alles andere fiel an den Erleger.

Von einer »rein kommunistischen« Wirtschaftsordnung oder gar »einem Fehlen jedes individuellen Eigentums« kann in Australien nirgends die Rede sein; denn alle Erzeugnisse, in denen eigene Arbeit oder irgendeine persönliche Anstrengung steckt, sind persönliches Eigentum.

Selbst in der Familie, zwischen Mann und Weib, herrscht keine Gütergemeinschaft. Was einer von beiden selbst erworben hat und selbst gebraucht, ist sein Eigentum. Dem scheint zu widersprechen, daß dem Manne wohl das von ihm erlegte Wild gehört und sein Weib darauf keinen Anspruch hat; der Mann aber die von seiner Frau eingesammelten Nahrungsmittel, soweit sie diese nicht zu ihrer eigenen Existenz durchaus nötig hat, mit Beschlag belegen darf. Tatsächlich ist jedoch dieses Vorzugsrecht des Mannes keine Inkonsequenz; denn nach den Begriffen der Australier ist auch die Frau etwas vom Manne persönlich Erworbenes. Dadurch, daß er sie geraubt, entführt, gegen Hingabe einer Schwester eingetauscht oder gegen Geschenke von ihrem Vater eingehandelt hat, ist sie gewissermaßen zu seinem

Eigen geworden, und was sie dem Boden *seiner* Horde — sie selbst stammt ja vielfach aus einer anderen Horde — entnimmt, ist demnach auch sein Eigentum. Deshalb gehören dem Mann auch die Körbe, geknüpften Taschen, Beutel, Matten usw., die sie für den gemeinsamen Haushalt herstellt; *was sie aber nach altem Herkommen für sich selbst zum eigenen Gebrauch angefertigt hat und trägt*: Schmucksachen, Stirnbinden, Schurze usw., ist ihr persönliches Eigentum, über das sie in den meisten Stämmen frei verfügen kann. Oft beteiligen sie sich denn auch, ebenso wie die Männer, am primitiven Austauschhandel, zum Beispiel berichtet Erhard Eylmann von den zentralaustralischen Stämmen und den Nordstämmen am Vandiemens-Golf: »Selbst unter Ehegatten ist keine ausgesprochene Gütergemeinschaft. Namentlich werden die Gegenstände, welche nur von dem Manne oder nur von der Frau benutzt werden, als rein persönliches Eigentum betrachtet. Ich habe dies oft bei dem Einhandeln von Schmucksachen, Grabstöcken und dergleichen Dingen mehr bemerkt.«

Die von jemand in Gebrauch genommenen Gegenstände gelten sogar vielfach so sehr als dessen persönliches Eigentum, daß sie nach seinem Tode von anderen nicht gebraucht werden dürfen, sondern ihm dort, wo in Australien die Totenbestattung durch Beerdigung oder durch Beisetzung auf Bäumen erfolgt, mit ins Jenseits gegeben werden. Und zwar werden den Toten nicht bloß einige Waffen beigelegt, sondern auch Fischgeräte und Netze, Felle, Schmucksachen usw., manchmal fast seine ganze Habe. Was aber dem Gestorbenen nicht mit ins Grab gelegt wird, fällt an seine nächsten Verwandten, nicht an die ganze Horde. In den meisten australischen Stämmen geht der Nachlaß als Erbe an den Sohn oder Bruder über. In einigen Stämmen Viktorias scheint, falls kein eigener Sohn da ist, der Vater des Gestorbenen als nächster Erbberechtigter zu gelten, wenigstens berichtet A. W. Howitt von den Kurnai (Kamilaroi and Kurnai, S. 245), daß, als er in einem bestimmten Falle fragte, wer das Beil eines Gestorbenen erben würde, ihm gesagt wurde: erst käme der Vater, dann der ältere Bruder, darauf der jüngere Bruder.

Mehrfach ist als Beweis für die Behauptung, daß ursprünglich die Mitglieder der umherschweifenden Horden in völliger Gütergemeinschaft gelebt haben, auf den australischen Brauch hingewiesen, daß jeder Jäger, der mit einer größeren Jagdbeute zum Lagerplatz zurückkehrt, davon seinen Hordengenossen einen bestimmten Teil abgeben muß. Die Tatsache ist an und für sich richtig; wir finden in Australien denselben Brauch wie in Tasmanien, nur daß das, was dort noch als Zwang erscheint, hier bereits zu einer allgemein anerkannten festen Norm geworden ist. Es bleibt nicht mehr den Jägern überlassen, wieviel und wem sie etwas abgeben wollen; bereits haben sich darüber eine Reihe verschiedener Rechtsregeln herausgebildet, und damit diese genau eingehalten werden, übernimmt einer der Alten oder der Häuptling der Horde die Verteilung. Doch haben auch in diesem Falle nicht alle männlichen Hordenmitglieder denselben Anspruch auf einen Anteil; durchweg hat der Vater, der ältere leibliche Bruder und der Blutsfreund (der oder die Genossen, mit denen der Jäger bei den Jünglingsweihen die Blutmischung vollzogen), manchmal, wenn dieser in derselben Horde lebt, auch der Schwiegervater ein weitreichendes Vorrecht. (Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23 Ausgegeben am 1. September 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Hohenzollernfrage

Von O. Pahl

Die Frage der Auseinandersetzung zwischen dem preußischen Staat und dem vormaligen Königshaus wird zurzeit in der Öffentlichkeit von neuem lebhaft erörtert. Die Debatte leidet jedoch erheblich daran, daß über die der Auseinandersetzung zugrunde liegenden tatsächlichen Verhältnisse so gut wie nichts bekannt ist. Diese Unkenntnis der Öffentlichkeit ist zunächst darauf zurückzuführen, daß die Unterlagen der Auseinandersetzungsfrage nur in der Form von Drucksachen der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung erschienen und deshalb nicht ohne weiteres jedermann zugänglich sind. Dazu kommt, daß auch die Drucksachen des Landtags den Stoff nur unvollständig und meist sehr unübersichtlich enthalten, so daß es schwer ist, aus ihm ein einigermaßen zutreffendes Gesamtbild zu gewinnen. Es erscheint daher angebracht, einmal an Hand der erwähnten Materialien im Zusammenhang mit den zahlreichen Pressemeldungen die Hohenzollernfrage nach ihrer vermögensrechtlichen Seite zu erörtern.

Den untenstehenden Ausführungen liegen in erster Linie folgende preußische Landtagsdrucksachen zugrunde:

1. Der »Gesetzentwurf über die Vermögensauseinandersetzung zwischen dem preußischen Staat und dem preußischen Königshaus«. Er ist wichtig wegen seiner ziemlich genauen Aufzählung der einzelnen Teile des sogenannten Kronvermögens und wegen seiner eingehenden Begründung.

2. Der »Schriftwechsel zwischen den Staatsministerien über die Auseinandersetzung zwischen dem preußischen Staat und vormaligen Königshaus vom Juli bis November 1920« (Nr. 754 a der Drucksachen der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung).

Dieser Schriftwechsel kam dadurch zustande, daß das preußische Finanz- und das Kultusministerium — leider etwas spät — gegen den dem Landtag vorgelegten Gesetzentwurf Bedenken bekamen und versuchen wollten, durch Einwirkung auf die Landesversammlung eine Veränderung des Entwurfs zugunsten des Staates durchzusetzen. Sie stießen aber auf den Widerstand des Justizministeriums, so daß sich eine zum Teil recht scharfe Auseinandersetzung entwickelte, die auch im Rechtsausschuß ihren Widerhall fand.

Der Schriftwechsel enthält eine Fülle wichtiger Anregungen, daneben eine Reihe tatsächlicher Angaben.

3. Die Sitzungsprotokolle über die Plenarsitzungen der Landesversammlung. Sie geben vielfach Aufschluß über die Vorgänge im Rechtsausschuß.

Zeitungsmeldungen sind nur insoweit zugrunde gelegt, als ihre Richtigkeit unbedenklich als zweifelsfrei angesehen werden durfte.

Die Ausführungen beschränken sich auf die Darlegung der rein tatsächlichen Verhältnisse. Rechtsfragen mußten schon deshalb vollkommen aus-

scheiden, weil ihre Erörterung aus dem Aufsatz ein umfangreiches wissenschaftliches Werk gemacht hätte. Die vorliegende Übersicht soll aber nichts sein als ein kleines Hilfsmittel für das Verständnis der gegenwärtig in der Öffentlichkeit geführten Debatten.

Zunächst wird eine Übersicht über die Vermögensmasse gegeben. Sie ist aus Gründen der Raumersparnis zum Teil summarisch. Die Einzelheiten ergibt der erwähnte Gesetzentwurf. Es folgen dann Betrachtungen über den Wert, die Verwertbarkeit und die Erträgnisse des Vermögens. Den Abschluß bildet eine kurze Erörterung des bisherigen Ganges des Auseinandersetzungsverfahrens.

Die Zusammensetzung des Vermögens

Die im folgenden gegebene Übersicht über die Masse, aus der das Hohenzollernvermögen besteht, beschränkt sich notgedrungen im wesentlichen auf die im Inland befindlichen Teile. Es wird zwar viel von den angeblich großen Kapitalien gesprochen, die Mitglieder des Hauses Hohenzollern im Ausland haben sollen, irgendwelche sicheren Angaben sind bisher jedoch nirgends gemacht worden. Seit der Staatsumwälzung im Jahre 1918 sind, wie aus Zeitungsnachrichten zu entnehmen war, durch das Finanzministerium und andere inländische Behörden ungefähr 70 Millionen Mark dem vormaligen Kaiser überwiesen worden; außerdem hat er ungefähr 60 Waggons mit Möbeln erhalten. (Vergl. die Landtagsdebatten zur Zeit des Finanzministers Südekum.) Über die Zusammensetzung des Möbeltransports im einzelnen ist nichts bekannt geworden. Die linksstehenden Zeitungen brachten lediglich Nachrichten über große Mengen von Silber (angeblich 700 Kilogramm), die in dem Transport enthalten gewesen sein sollen. Von amtlicher Seite ist eine Aufklärung hierüber meines Wissens nicht erfolgt.

Abgesehen hiervon sind wir, wenn wir einen Überblick über die Zusammensetzung des Hohenzollernvermögens gewinnen wollen, im wesentlichen auf den ersten Vergleichsentwurf angewiesen. Er soll deshalb der folgenden Übersicht zugrunde gelegt werden.

§ 1 dieses Vergleichs enthält unter I in 51 Nummern eine lange Reihe von Schlössern und Grundstücken, hinsichtlich derer das Königshaus auf alle Rechte verzichtet.

Die Aufzählung im einzelnen kann hier unterbleiben. Es handelt sich im wesentlichen um die bekannten Schlösser in Berlin und Umgegend (Schloß am Lustgarten, Monbijou, Kronprinzenpalais, Charlottenburg, Sanssouci, Neues Palais, Cäcilienhof, Marmor-Palais usw.) mit den dazugehörigen Parks, ferner die durch kriegerische Eroberung dem preußischen Staat einverleibten Schlösser (wie Wiesbaden, Kassel, Hannover, Homburg und dergleichen, Letzlingen, Göhrde). Wie weit die Rechte, auf die das Königshaus hier verzichtet, im einzelnen Falle gegangen sind, läßt sich aus dem Vergleich nicht ersehen. Soweit bekannt, bezog sich der Nutzungsanspruch keineswegs in allen Fällen auf das gesamte Schloß nebst Zubehör, sondern sehr oft nur auf einzelne Zimmer oder Stockwerke (zum Beispiel Breslau, Münster, Merseburg). Die Liste des § 1 Nr. I ist daher in Wahrheit nicht so gewichtig, wie es zunächst den Anschein haben könnte. Sie enthält, wie erwähnt, nur Grundbesitz, der nach dem alten Vergleich auf den Staat übergehen sollte, und zwar solchen, bei dem beide Vertragsparteien darüber einig waren, daß dem Staat ein Rechtsanspruch auf ihn zustehe (siehe die Begründung zu § 1).

Anders verhält es sich mit den in § 2 genannten Grundstücken, die nach dem Vergleichsentwurf ebenfalls dem Staat anheimfallen sollten. Bei ihnen wurde angenommen, daß an sich das vormalige Königshaus der Eigentümer sei. Der Vergleich spricht aus diesem Grunde auch von einer Übereignung des Besitzes durch das vormalige Königshaus an den Staat. Ein großer Teil der hier unter 25 Nummern aufgeführten Grundstücke sind Zuerwerbungen, die mit den obengenannten Schlössern in engstem örtlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang stehen. An Besonderheiten verdient vielleicht hervorgehoben zu werden: Schloß und Park Oranienburg, Schloß und Park Charlottenhof und das Jagdschloß Stern sowie einige Ruinen am Rhein. Von landwirtschaftlichem Besitz sollten nach § 2 I Absatz 2 auf den Staat übergehen: die beiden Güter Bornim und Bornstedt.

Der dem vormaligen Königshaus nach dem Vergleichsentwurf verbleibende Grundbesitz ist in § 1 II zusammengefaßt. Es handelt sich um 39 Nummern, unter denen sich jedoch Objekte der verschiedensten Art und Bedeutung befinden. Zunächst sind einige Berliner Schlösser und Paläste aufgeführt, vor allem Schloß und Park Bellevue, das Palais des alten Kaisers Unter den Linden, das Niederländische Palais Unter den Linden und das Ansbachsche Palais in der Wilhelmstraße. Es folgen Schloß und Park Babelsberg, Schloß und Park Sakrow und einige kleinere schloßähnliche Besitzungen.

Unter Nr. 9 bis 32 sind ungefähr hundert Wohngrundstücke aufgeführt, die zum wesentlichsten Teil in Berlin in unmittelbarer Nähe des Schlosses und in den bevorzugten Gegenden von Potsdam liegen.

Es folgen sodann unter zwei weiteren Nummern die Herrschaften Schwedt, Vierraden und Wildenbruch sowie die Besitzungen des Hausfideikommisses. Hier handelt es sich um erhebliche Werte, und zwar um den landwirtschaftlichen Besitz der vormaligen Krone. Es handelt sich um mehr als 120 000 Hektar.

Es folgen in der Liste die Güter Kadinen, Rominten und Achilleion sowie die Besitzungen in Afrika.

Unter 37 werden die »zu den prinzlichen Sonderfamilienfideikommissen gehörigen Besitzungen« genannt. Hinter dieser unscheinbaren Bezeichnung verbirgt sich in erster Linie die in letzter Zeit oft genannte Herrschaft Flatow-Krojanke des Prinzen Friedrich Leopold. Über deren Umfang ist Näheres nicht bekannt. Angeblich soll sie über 100 000 Morgen groß sein.

Nr. 38 enthält das Kronlehen Ols mit den dazugehörigen Fideikommiß- und Allodialbesitzungen. Auch sein Umfang ist nicht bekannt. Der in den Zeitungen genannte Jahresertrag läßt aber auf eine beträchtliche Größe schließen.

Was sich in Nr. 39 unter den »auf den Namen der einzelnen Mitglieder des königlichen Hauses im Grundbuch eingetragenen Allodial-Grundstücken« verbirgt, läßt sich nicht feststellen. Damit ist der Grundbesitz erschöpft.

In § 3 sind die Juwelen genannt. Dem Staate sollen die Kroninsignien — anscheinend ziemlich wertlose Sachen — verbleiben. Alles übrige bekommt das vormalige Königshaus.

§ 4 beschäftigt sich mit dem übrigen beweglichen Besitz. Hier kommt insbesondere das gesamte Inventar der Schlösser und Paläste in Frage; dazu ein großer Teil der in den staatlichen Museen ausgestellten Kunstschätze, nämlich alle diejenigen, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts durch das vormalige Königshaus den Museen überwiesen sind. Den Hauptwert enthalten die alten Gemälde des Kaiser-Friedrich-Museums. Von diesen

Gegenständen sollte das meiste dem Staate verbleiben, dem vormaligen Königshaus waren vor allem die Erwerbungen nach 1888 zugedacht, ferner die Familienandenken usw., sodann sämtliche Gegenstände aus Edelmetall, Juwelen, Tafelgerät und Weißzeug. Dazu noch andere Dinge, die zum persönlichen Gebrauch der Mitglieder des Hauses Hohenzollern notwendig und in den Schlössern entbehrlich erschienen.

Es folgen die Bestimmungen über Hausbibliothek und Hohenzollernmuseum. Für beide galten dieselben Teilungsgrundsätze wie für die übrigen beweglichen Sachen.

Die Bestimmung über das in § 6 aufgeführte Hausarchiv ist ziemlich unklar. Hier sollte durch eine spätere Regelung ein erträglicher Zustand geschaffen werden.

§ 7 befaßt sich mit den Theatern. Soweit die Grundstücke noch nicht dem Staate gehörten, sollten sie auf ihn übergehen und mit ihnen der sogenannte Theaterfonds, Dekorationen, Garderoben und dergleichen.

In § 11 des Entwurfs werden die Kapitalienfonds, Stiftungsfonds, Kapitalvermögen usw. dem vormaligen Königshaus zugesprochen. Woraus sie sich zusammensetzen, ist nicht gesagt.

Wenn schließlich noch der Anspruch auf die Kronfideikommißrente, deren Erlöschen in § 12 vorgesehen war, erwähnt ist, so dürften damit die wesentlichsten Bestandteile des sogenannten Hohenzollernvermögens genannt sein, und es erhebt sich nun die Frage, welchen Wert dieses Vermögen repräsentiert.

Der Wert des Hohenzollernvermögens

Über den Wert des Hohenzollernvermögens sind bisher keine amtlichen Angaben gemacht worden. Auch die im folgenden versuchte Zusammenstellung kann nicht mehr geben als ungefähre Anhaltspunkte. Sie erscheint trotzdem nicht überflüssig, weil bisher in der Öffentlichkeit über den Umfang der in Frage kommenden Vermögensmasse so gut wie nichts bekannt ist. Die Grundlagen der Berechnung im einzelnen sind angegeben, so daß eine Nachprüfung jederzeit möglich ist.

Im Schriftwechsel auf S. 6 unten wird bemerkt, daß der Direktor der Schloßbaukommission am 30. März 1919 die unter I aufgeführten Schlösser und Grundstücke mit rund 1,1 Milliarden Mark bewertet habe. Die inzwischen eingetretene Geldentwertung dürfte eine Multiplizierung mit 5 rechtfertigen, so daß man für § 1 I rund $5^1/_2$ Milliarden ermittelt.

Die in § 2 I a aufgeführten Grundstücke sind mit 106 000 000 Mark eingesetzt, so daß für sie sich rund 530 000 000 Mark bei der entsprechenden Multiplikation ergeben würden.

Die unter § 1 II dem Königshaus zugedachten Grundstücke sind bisher nirgends ihrem Werte nach erwähnt. Für die größeren Grundstücke dürfte der Verkauf Wilhelmstraße 72/73 für 40 000 000 Mark an das Reich einen gewissen Anhalt bieten. Unter Berücksichtigung der seit diesem Verkauf eingetretenen Geldentwertung wird es angemessen sein, das Palais des alten Kaisers und das Niederländische Palais mit je 50 000 000 Mark, Schloß und Park Bellevue mit 100 000 000 Mark, das Ansbachsche Palais und das Grundstück Behrenstraße 41 gleichfalls mit je 50 000 000 Mark und Schloß und Park zu Babelsberg mit 200 000 000 Mark anzusetzen. Die kleineren Schlösser und Parks müssen außer Ansatz bleiben.

Die rund hundert Wohngrundstücke lassen sich schwer abschätzen. Die Tatsache, daß die meisten von ihnen in der wertvollsten Gegend Berlins und Potsdams liegen, rechtfertigt ohne weiteres einen Durchschnittswert von je 2 000 000 Mark.

Einen Anhalt für den Wert der Besitzungen des Hausfideikommisses und der Herrschaften Schwedt, Vierraden und Wildenbruch gibt die unwidersprochen gebliebene Nachricht in linksstehenden Zeitungen, daß die Überschüsse der Hofkammer im Jahre 1921 über 60 Millionen Mark betragen hätten. Man wird für 1922 mit einem Ertrag von 150 Millionen Mark rechnen dürfen, so daß bei einer Verzinsung von 5 Prozent der Wert dieser Besitzungen mit 3 Milliarden Mark nicht zu hoch veranschlagt sein dürfte.

Über die Herrschaft Flatow-Krojanke ist Näheres nicht bekannt. Immerhin wußten rechtsstehende Blätter zu melden, daß die Prozeßkosten über die Rechtsverhältnisse der Herrschaft in der ersten Instanz 25 Millionen Mark betragen hätten. Danach muß der Wert der Herrschaft mit 500 000 000 Mark angesetzt werden.

Die Erträgnisse von Öls betrugen nach Zeitungsnachrichten (»Frankfurter Zeitung«) $1^1/_2$ Millionen jährlich. Die vorgeschrittene Geldentwertung dürfte einen Wert von 100 Millionen Mark als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Nunmehr zu den Mobilien. Der Wert der Kronjuwelen ist im Vergleich auf 400 000 Mark geschätzt worden. Der Schriftwechsel beziffert ihn auf 675 000 Mark. Der jetzige Wert dürfte mit 2 Millionen Mark angemessen geschätzt sein.

Vollkommen im Dunkeln tappt man bezüglich des Wertes der dem vormaligen Königshaus verbleibenden Juwelen. Es ist aber bekannt, daß der preußische Kronschatz mit zu den reichsten auf der ganzen Erde gehörte. Er mag hier nur mit 10 Millionen Goldmark, das wären zurzeit rund 700 Millionen Papiermark, angesetzt werden.

Die beweglichen Sachen in den Schlössern und in den Museen sind verschiedentlich abgeschätzt worden (Schriftwechsel S. 6, 14 und 20). Es läßt sich nicht ersehen, ob die Schätzung Gold- oder Papiermark zugrunde legt. Aus einer nebenbei gemachten Bemerkung ist das erstere zu schließen (siehe S. 2 des Schriftwechsels). Nimmt man das an, so käme man auf 120 Millionen Goldmark, das sind rund 7 Milliarden Papiermark. Diese Zahl scheint allerdings reichlich hoch zu sein. Da die Möglichkeit besteht, daß die Angaben sich nicht auf Gold-, sondern auf Papiermark nach dem Werte vom Jahre 1919 beziehen, so dürfte die Herabsetzung der Zahl auf 3 Milliarden für den vorliegenden Zweck angebracht erscheinen.

Unter Außerachtlassung kleiner Posten (neues Mobiliar, Wäsche, Silber), die dem vormaligen Königshaus zufallen sollten, müssen noch folgende Posten eingesetzt werden: die Hausbibliothek mit einem Werte von rund 10 Millionen Mark (siehe S. 6 und 10 des Schriftwechsels), der Theaterfonds nebst Gebäuden mit einem Werte von rund 150 Millionen Mark (im Schriftwechsel sind 72 und 31 Millionen Mark angegeben).

Die dem vormaligen Königshaus nach § 11 zufallenden Kapitalienmassen, darunter insbesondere die Schatulle, betragen niedrig geschätzt sicherlich 100 Millionen, während die Kronrente kapitalisiert (im Schriftwechsel S. 20) rund 200 Millionen Mark ergibt.

Zieht man die Summen zusammen, so ergibt sich ein Betrag von $14^1/_2$ Milliarden Mark, von denen 9,4 auf den Staat und 5,1 auf das vormalige Königshaus entfallen.

Nach diesen Zahlen muß es so scheinen, als habe der Staat bei dem ersten Vergleichsentwurf recht günstig abgeschnitten. Das Bild wird aber ein völlig anderes, wenn man die den beiden Vertragsparteien zufallenden Vermögensmassen auf ihre Verwertbarkeit und ihren Ertrag hin untersucht. Das soll im folgenden geschehen.

Die Verwertbarkeit des Hohenzollernvermögens

Bei dem an den Staat fallenden Grundbesitz und dem auf ihm befindlichen Mobiliar handelt es sich zum allergrößten Teil um historische Denkmäler und ihr historisches Inventar, dessen Verwertung dem Staate zunächst aus moralischen und kulturgeschichtlichen Gründen unmöglich ist, zu deren unveränderter Erhaltung er sich überdies aber in dem alten Vergleich gegenüber dem vormaligen Königshaus nach § 8 noch ausdrücklich verpflichtet hätte.

Die veräußerlichen Vermögensbestandteile mögen hoch berechnet 500 Millionen Mark betragen. Unveräußerlich sind die Kroninsignien, die nur ihrer historischen Bedeutung wegen auf den Staat übergehen. Unveräußerlich ist die Hausbibliothek, und ebenso sind die Staatstheater mit ihrem Inventar unveräußerlich. Dagegen stellt die Nichtzahlung der Kronrente kapitalisiert einen Wert von 200 Millionen Mark dar.

Von den 9,4 Milliarden, die auf den Staat entfallen, sind somit unter günstiger Berechnung 700 Millionen Mark realisierbar. Ganz anders aber stehen die Dinge bei den dem vormaligen Königshaus zugedachten Werten. Wenn man selbst annehmen wollte, daß die Hohenzollern das Niederländische Palais und das Palais des alten Kaisers, Schloß und Park Bellevue und die schloßartigen Gebäude weder veräußern könnten noch wollten, so bliebe doch so gut wie alles andere sofort in Geld umzusetzen. Zunächst die hundert Grundstücke, die mit 200 Millionen Mark eingesetzt waren, ferner der mit 3,5 Milliarden Mark bewertete landwirtschaftliche Grundbesitz. Auch die Kronjuwelen, die dem Hause Hohenzollern verbleiben sollten, können jederzeit verkauft werden. Nimmt man dazu die schätzungsweise 200 Millionen Mark Barvermögen, so ergibt sich ein für das vormalige Königshaus in hohem Grade günstiges Gesamtbild. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die für den Staat unverkäuflichen Teile des Kronvermögens auch für das Haus Hohenzollern, falls es sie erhalten sollte, unverkäuflich wären, solange es auch nur entfernt damit rechnet, jemals wieder innerhalb der deutschen Grenzen irgendeine politische Rolle zu spielen. Das vormalige Königshaus würde also bei der Überlassung dieser Werte materiell nichts gewonnen haben. Sein Verzicht auf sie wird aber noch verständlicher, wenn man die Ertragsfähigkeit der den beiden Teilen zugedachten Vermögensmassen betrachtet.

Abgesehen von der Kronfideikommißrente wirft keines der dem Staate zugedachten Vermögensteile einen Überschuß ab. Nach der Übersicht, die der Ministerialdirektor des Finanzministeriums Dr. Bachem im Rechtsausschuß gab, betrugen schon Ende 1920 die Lasten, die den Staat nach dem Vergleich treffen sollten, 46 bis 48 Millionen Mark. Man wird unbedenklich statt dessen jetzt 150 Millionen Mark setzen dürfen. Demgegenüber stehen beim vormaligen Königshaus vielleicht die wenigen Schlösser und schloßähnlichen

Bauten, die einen Zuschuß erfordern. Dieser Zuschuß ist aber sicherlich nicht höher als der Überschuß, den die hundert Miethäuser erbringen. Die beiden Posten müssen deshalb als gegeneinander aufgehoben angesehen werden. Es bleiben dann an reinen Überschüssen 150 Millionen Mark jährlich aus dem Hausfideikommiß, ungefähr 20 Millionen Mark aus Flatow-Krojanke, 5 Millionen Mark aus Öls und ebensoviel Zinsen aus den Kapitalien. Dabei sind Erträge aus einem Verkauf von Juwelen und dergleichen nicht berücksichtigt. Während also der Abschluß für den Staat jährlich 142½ Millionen Mark Verlust beträgt, bedeutet er für das vormalige Königshaus einen jährlichen Überschuß von 185 Millionen Mark.

Gerade die dem Staate durch den Vergleich auferlegten Lasten waren es mit in erster Linie, die die scharfe Kritik im Landtag veranlaßten. Daneben spielte die dem Königshaus zugedachte Entschädigung von 100 Millionen Mark für seinen angeblichen Verzicht auf Privateigentum eine große Rolle. Sie ist bisher nicht erwähnt worden, weil sie als eine Art Steuerreserve gedacht war. Im übrigen spielt sie auch, wie die vorstehenden Ausführungen beweisen, im Verhältnis zu allem anderen eine so unbedeutende Rolle, daß es vollkommen unverständlich erscheinen muß, warum gerade diese 100-Millionen-Mark-Abfindung so unendlich viel Staub aufgewirbelt hat. Sie war es aber, die den alten Vergleichsentwurf zum Scheitern brachte. Wie dies im einzelnen geschah, soll im folgenden dargestellt werden, da im Anschluß daran der jetzige Stand der Sache beleuchtet werden kann.

Die Geschichte des Vergleichsentwurfs

Der Vergleich wurde durch eine sogenannte Auseinandersetzungskommission vorbereitet. Gegen diese Kommission ist von linksstehender Seite mehrfach der Vorwurf reaktionärer und monarchistischer Gesinnung erhoben worden. Mit derartigen Vorwürfen wird leicht Mißbrauch getrieben, und er soll hier nicht wiederholt werden. Immerhin darf man sagen, daß zum mindesten einige der wichtigsten Mitglieder dieser Kommission durch ihre persönlichen und dienstlichen Beziehungen oder durch ihre Stellung zur Monarchie nicht gerade als geeignete Vertreter der Republik in diesem Gremium angesehen werden dürften. Das gilt in erster Linie für den Vorsitzenden der Kommission, einen Ministerialdirektor im Justizministerium, Dr. Kübler, der durch seine Stellung im vormals königlichen Heroldsamt eng mit dem vormaligen Königshaus verbunden war und darüber hinaus persönlich ein überzeugter Anhänger der Monarchie, mindestens aber ebenso überzeugter Gegner der Republik ist. Die in dieser Hinsicht von dem S. P. D.-Redner im Landtag gegen ihn erhobenen Vorwürfe hat er nicht ernstlich zu entkräften versucht.

Ein zweiter überzeugter Vertreter monarchischer Staatsauffassung und Freund des Hauses Hohenzollern war der Generalreferent der Auseinandersetzungskommission Herr Justizrat Seelmann aus dem Justizministerium. Er ging so weit, nach Beendigung der Kommissionsarbeiten und Fertigstellung des Vergleichsentwurfs aus dem aktiven Staatsdienst auszuscheiden, weil er sich aus politischen Gründen zur Mitarbeit in einem republikanischen Staatswesen nicht entschließen könnte. Im übrigen ist ein Geheimer Justizrat Seelmann in letzter Zeit im Zusammenhang mit dem Prozeß des Prinzen

Leopold gegen den preußischen Staat genannt worden, und zwar als Gutachter für den Prinzen. Es wäre nicht uninteressant, zu erfahren, ob der frühere Vertreter der Staatsinteressen in der Auseinandersetzung gegen das Haus Hohenzollern nunmehr zu einem etwas überzeugteren Vertreter der Hohenzollern-Interessen gegen den preußischen Staat geworden ist.

Abgesehen von diesen Schönheitsfehlern litt die Kommission jedoch noch an einem anderen schweren Gebrechen, das bisher kaum genügend beachtet worden ist. Sie enthielt nämlich neben den Vertretern der preußischen Ministerien gleichzeitig einige Vertreter des vormaligen Königshauses. Ist es an sich schon ungewöhnlich, daß in einem Gremium, das die Auseinandersetzung mit einer anderen Partei vorbereiten soll, diese andere Partei Sitz und Stimme hat, so muß es geradezu als verhängnisvoll bezeichnet werden, wenn, wie in diesem Falle, die Vertreter der Gegenpartei an Kenntnis der Materie und der rechtlichen Probleme allen anderen Mitgliedern weit überlegen sind. Die Arbeiten der Kommission sind der beste Beweis für die Gefahr, die sie für die Staatsinteressen war. Eine bürgerliche Zeitung hat vor einiger Zeit ihr Urteil über die rechtlichen Ergebnisse der Kommission bezüglich eines der wichtigsten Punkte in folgenden vernichtenden Sätzen zusammengefaßt: »Nun hat aber bereits im Jahre 1910 der damalige preußische Justizminister Beseler anläßlich von Streitigkeiten zwischen der preußischen Regierung und dem Hausministerium der Hohenzollern ein Gutachten erstattet, das das gesamte Kronvermögen als Staatseigentum und das ferner den öffentlich-rechtlichen Charakter der Kronfideikommißrente einwandfrei feststellt. Damals sind auch der Finanzminister Lenze und der Landwirtschaftsminister v. Schorlemer diesem Gutachten beigetreten, und selbst das Hausministerium des Königs erkannte damals an, daß das königliche Haus das Kronfideikommiß als Eigentum nur in Anspruch nehmen kann, sofern und solange es die Krone trägt. Da entbehrt es nicht eines pikanten Beigeschmacks, daß an jenem Gutachten von 1910 derselbe Ministerialdirektor Kübler als Korreferent mitgewirkt hat, der bei den jetzigen Auseinandersetzungen als Vertreter des Justizministers Am Zehnhoff einen abweichenden Standpunkt einnahm, so wie übrigens auch der heutige deutschnationale Führer Hergt als Generalreferent des damaligen Finanzministers dem Gutachten zugestimmt hat. Objektivität ist gewiß eine schöne Sache, daß aber der Justizminister der Republik dem früheren König mehr zusprechen will, als dessen eigene Minister unter der Monarchie ihm zugesichert haben, ja das Hausministerium der Hohenzollern verlangt hat, scheint uns denn doch eine etwas zu weit getriebene Unparteilichkeit.« (»Berliner Tageblatt« vom 8. Juni 1922, Morgenausgabe Nr. 265.)

Die Ergebnisse der Kommissionsarbeiten bildeten im wesentlichen die Grundlage des Vergleichsentwurfs. Er wurde von dem damaligen Staatsministerium dem Landtag vorgelegt und im Rechtsausschuß ausführlich behandelt. Seine Schönheitsfehler wurden bald erkannt und entsprechend gewürdigt, insbesondere von den Abgeordneten der Linken. Aber auch die Staatsregierung selbst schien keine rechte Freude mehr an ihrem eigenen Kind zu haben. Es ist bekannt, daß besonders die Vertreter des preußischen Finanzministeriums, das inzwischen eine andere Besetzung erfahren hatte, mit ihren Bedenken nicht zurückhielten, und daß es zum Teil zu recht erregten Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern des Finanz- und des Justizministeriums

kam. Aber auch die Vertreter des Justizministeriums oder zum mindesten ein Teil von ihnen schien wenig Lust zu haben, den Vergleich in seiner vorliegenden Form zu vertreten. Von einem zum anderen Male wurden die Bedenken, die der Redner des Justizministeriums vorbrachte, zahlreicher, so daß es schließlich nur selbstverständlich war, daß die Abgeordneten von der Regierung verlangten, sie möge den Vergleich nochmals prüfen und ihn eventuell mit einer besseren Begründung als der ersten erneut zur Vorlage bringen. Dieser Beschluß wurde im Dezember 1920 gefaßt, und seitdem hat die Öffentlichkeit über das Schicksal des Vergleichs so gut wie nichts erfahren. Vor allem weiß man nicht, welches Ergebnis die inzwischen vorgenommenen Nachprüfungen gehabt haben und ob das Justizministerium noch immer seine im Schriftwechsel vertretenen Rechtsanschauungen für zutreffend hält, oder ob es dem Finanzministerium gelungen ist, seiner Anschauung zum Siege zu verhelfen.

Von links ist bereits mehrfach die Vorlage einer Denkschrift über die gewonnenen Ergebnisse gefordert worden. Gleichzeitig sollte damit eine Geschichte der Entstehung des Hohenzollernvermögens verbunden sein. Diese Forderung erschien notwendig nach den im Rechtsausschuß getroffenen Feststellungen über verschiedene, gelinde gesagt eigenartige Geschäfte, die das Haus Hohenzollern im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mit dem preußischen Staat über wertvollen umfangreichen Grundbesitz abgeschlossen hatte. Der »Ankauf« des Parks Babelsberg für 900 Taler und der Erwerb von Schloß und Park Sakrow wurden damals in allen Zeitungen ausführlich erörtert. Die Darlegung über die Entstehung der hohenzollernschen Hausmacht wird vermutlich und hoffentlich geeignet sein, die moralische Stellung des Staates in seinem Streit über das Hohenzollernvermögen erheblich zu stärken und mit dem Märchen von einem am Hause Hohenzollern beabsichtigten »Raub« gründlich aufzuräumen. Es ist deshalb zu hoffen, daß der Forderung auf Vorlegung einer Denkschrift bald entsprochen wird.

Urkommunismus?

Von **Heinrich Cunow**

(Fortsetzung)

4. Der Notkommunismus der niederen Jägervölker

Dieselben Eigentumsverhältnisse finden wir mit gewissen nebensächlichen Unterschieden auch bei allen anderen primitiven wandernden Jäger- und Fischerhorden, den Buschmännern Südafrikas, den Weddas Inner-Ceylons, den Aetas Luzons, den Botokuden Brasiliens, den Minkopies des Andaman-Archipels, den Onas und Yahgans Feuerlands usw. Durchweg steht zwar die Waffentechnik dieser Völker weit höher als die der Australier; alle vorhin genannten Stämme führen Bogen und Pfeil, meist verschiedene Formen je nach der Größe und Art des Wildes, und neben dieser wichtigen Jagdwaffe finden wir bei ihnen Fallen, Schlingen, Fallgruben, Fangnetze usw., aber da sie im wesentlichen dasselbe Jagdleben führen, haben sie auch im wesentlichen dieselben Eigentumsverhältnisse, mag auch der Ertrag der Jagd und des Fischfanges dort reicher, hier geringer sein.

Bei allen gilt das besetzte Hordenrevier als gemeinsames Eigentum aller Hordenmitglieder; freilich wird dort, wo der Jagdertrag für die Ernährung

wenig in Betracht kommt und die Fischerei die Hauptnahrung liefert, auch der Wert des Jagdreviers gering eingeschätzt und Übertretungen seiner Grenzen eher geduldet als bei Völkern, die in ihrer Lebenshaltung auf die Sicherung ihrer Waldreviere angewiesen sind. So nehmen zum Beispiel die Yahgans und Tekinika (Alakuluf) der Südinseln Feuerlands die Übertretung ihrer Reviere durch fremde Horden nicht allzu schwer, während die Botokuden jede Verletzung ihrer Jagdreviere durch Mitglieder anderer Horden als Grund zu blutigem Kampfe betrachten. Zur Zeit der Fruchtreife stellen sie sogar an gefährdeten Stellen ihrer Grenzen Wachen auf, um das Eindringen von Mitgliedern benachbarter Horden zu verhindern.

Ebenso gilt bei allen vorhin erwähnten Völkern das, was das Hordenmitglied durch eigene Arbeit erwirbt oder aus dem auf dem gemeinsamen Boden gesammelten Material herstellt, *als sein Eigentum*; nur hat er wie bei den Australiern von seiner Jagdbeute, häufig auch von dem Ergebnis seines Fischfangs einen Teil an seine Horde abzuliefern, nicht selten so viel, daß er selbst nur wenig behält. Statt einer längeren Darlegung dieses Verbrauchskommunismus möchte ich hier einige kurze Angaben aus den Schriften zuverlässiger Beobachter anführen.

Von den Buschmännern berichtet John Barrow (An Account of Travels into the Interior of Southern Africa in the Year 1797/98, 1. Band, S. 287), daß in der Horde völlige Gleichheit herrscht und alle Mitglieder Anteil an der eingebrachten Beute haben. Ebenso sagt Hinrich Lichtenstein (Reise im südlichen Afrika, 2. Band, S. 83), die Jäger, die Wild erbeutet hätten, müßten es mit den anderen teilen, denn die Jagdbeute wäre Gemeingut. Gewöhnlich fielen alle im Lager darüber her. Die Folge wäre, daß oft die Männer, die Glück auf der Jagd gehabt hätten, ihre Beute verheimlichten.

Von den Botokuden berichtet Auguste de Saint-Hilaire (Voyages dans l'Intérieur du Brésil, 2. Band, S. 159): »Kommen die Wilden von der Jagd, verteilt der Häuptling das Wild. Die, welche einige Stücke erlegt haben, erhalten doch nur einen kleinen Teil, und wenn das Wild sehr rar ist, erhalten sie nichts. Der Häuptling überläßt auch oft seinem Trupp das Wild, das er getötet hat, und rührt nichts davon an.« Ferner erzählt Paul v. Ehrenreich (Über die Botokuden der Provinzen Espiritu Santo und Minas Geraes, Zeitschrift für Ethnologie, XIX, S. 31): »Es herrscht übrigens bei ihnen, was die Nahrungsmittel betrifft, strengster Kommunismus. Die Beute wird an alle Angehörigen der Horde verteilt, ebenso Geschenke, die man ihnen macht, auch wenn sich jeder dann mit einem noch so unbedeutenden Anteil begnügen müßte.«

Eine andere Form hat, wie der Kapitän Fitzroy erzählt, dieser Verzehrungskommunismus bei den Onas Ostfeuerlands (Narrative of the Surveying Voyages of his M. Ships Aventure and Beagle, 2. Band, S. 151) angenommen. Wenn dort jemand nichts zu essen hat, ladet er sich einfach bei einem anderen Hordengenossen zu Gast, setzt sich nieder zum Mahl und nimmt sich, ohne zu fragen, seine Portion. Dagegen haben nach Angabe des Missionars M. T. Bridges (Moeurs et coutumes des Fuégiens. Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, 7. Band, S. 178) bei den südlichen Yahgans (am Kap Horn) die Hordenmitglieder ein gewisses Anrecht an der großen Beute eines Genossen. Ein an den Strand getriebener toter Walfisch ist zum Beispiel nie allein Eigentum seines Entdeckers, sondern Gemeingut,

doch haben die, die ihn entdeckt haben, das Recht, ihn zu verteilen. Solche Verteilung geschieht aber selten freiwillig, oft suchen die Finder ihre Entdeckung wochenlang oder gar monatelang zu verheimlichen. Die Folge ist dann gewöhnlich ein heftiger Streit unter den Beteiligten, der nicht selten zu Gewalttätigkeiten führt.

Auch von den Negritohorden auf Luzon wissen die alten spanischen Missionare zu melden, daß die Jagdbeute Gemeingut sei. So heißt es zum Beispiel in einem Missionsbericht des Augustiners Antonio Mozo aus dem Jahre 1763 (wieder abgedruckt in englischer Übersetzung in dem Sammelwerk »The Philippine Islands 1493—1898«, 48. Band, S. 96): »Sie leben in völliger Gemeinschaft, und wenn sie ein Rotwild oder Wildschwein erlegen, verteilen sie es daher — ausgenommen Kopf und Nacken, die für die Hunde beiseite gelegt werden.«

Ähnliche Berichte ließen sich in großer Zahl zusammenstellen. Sie zeigen, daß auf dieser Wirtschaftsstufe die Verteilung eines großen Teiles der Jagdbeute weit verbreitet ist. Im einzelnen findet man freilich manche Unterschiede. Vergleicht man sie miteinander, so ergibt sich, daß mit der steigenden Sicherheit der Nahrungsbeschaffung dieser Verbrauchskommunismus abnimmt. Bei den Negritos der Andaman-Inseln wird z. B. zwar das bei den großen Festen gemeinsam verzehrte Wildschweinfleisch auch gemeinsam beschafft, und die schwachen, nicht mehr zum Jagen fähigen Männer erhalten einen gewissen geringen Teil der Jagderträge (vornehmlich der Unverheirateten), aber eine eigentliche Verteilung findet nicht statt. Sie hat auch keinen Zweck mehr; denn da Jagd und Fischfang sehr ergiebig sind und überdies die Negritos dieses Archipels verschiedene Konservierungsmethoden kennen, die ihnen die Ansammlung von ansehnlichen Vorräten gestatten, tritt nur sehr selten Nahrungsmangel ein. Und verfolgt man die Wirtschaftsentwicklung der höheren Jägerstämme an der Pazifikküste Nordamerikas, von Kalifornien nordwärts bis Alaska, dann findet man, daß dort der Verbrauchskommunismus völlig einschrumpft. Er ist eben ein Notkommunismus, aus der stetigen Bedrohung eines Teiles der Horden durch Entbehrung und Hunger entsprungen. Dafür sehen wir dort sich nun eine neue Art von Kommunismus entwickeln: den Familienkommunismus.

5. Entstehung des Familienkommunismus

Wie schon im voraufgegangenen Artikel erwähnt wurde, hört bei den höheren seßhaften Jäger- und Fischervölkern, die nicht mehr in stetem Umherziehen, sondern von festen Ansiedlungen aus ihrem Unterhaltserwerb nachgehen, der Konsumtionskommunismus, die Verteilung der Jagd- und Fischfangserträge auf, nur noch bei wichtigeren Festen (Totemfesten) findet hier und da eine gemeinsame Speisung statt. Dagegen bildet sich nun zugleich mit der Entstehung großer Familien- und Hausgemeinschaften auch eine Art von Familienkommunismus heraus. Wie dieser Entwicklungsprozeß vor sich geht, läßt sich in Amerika, besonders bei den Jäger- und Fischerstämmen an der Westküste Nordamerikas deutlich verfolgen.

Schon bei den niederen Jägerstämmen, zum Beispiel den Australiern, den Aetas der Philippinen, den Andamanesen, den Onas Feuerlands, jagt der Mann selten allein. Die Jagd besteht zumeist in einem Umschleichen und Umzingeln des Wildes oder, wenn es sich um ein größeres Wild handelt, in

einem Heranschleichen und Angreifen von verschiedenen Seiten. Dazu sind, ganz abgesehen von dem vielfach üblichen Zusammentreiben des Wildes in Gehege oder mit Zäunen umgebene Fallgruben, mehrere Personen erforderlich. Gewöhnlich jagen denn auch mehrere Männer zusammen, oft sämtliche männlichen Mitglieder der Horde. Und ebenso erfordert der Fischfang ein Zusammenwirken mehrerer.

Bei den seßhaften Jäger- und Fischervölkern ist das noch weit mehr der Fall. Oft bleibt ein zu Jagdstreifzügen ausgezogener Trupp tagelang, ja selbst wochenlang vom heimatlichen Dorf entfernt, und während dieser Zeit wird ein Teil des Fanges gemeinsam zubereitet und verbraucht. Die Jagd muß die Jagdgesellschaft ernähren. Natürlich schließen sich am meisten Brüder und nahe Freunde, besonders aber Väter und erwachsene Söhne zu solchen Jagdgesellschaften zusammen. Sie gebrauchen einander, sehen sich aufeinander angewiesen und stellen nun auch ihre Schlingen, Fallgruben, ihre Kanoes und Netze gemeinsam her.

Die Folge ist, daß sie sich auch nebeneinander niederlassen. Nimmt der junge Mann sich eine Frau, so läßt er sich beim Vater nieder, mit dem er ja bereits eine Arbeitsgenossenschaft bildet. Er baut sich neben der väterlichen eine neue Hütte oder bringt sein Weib einfach mit in das elterliche Haus, in dem schon alles vorhanden ist, was sonst erst hergestellt oder angeschafft werden müßte.

Und seine Eltern nehmen meist die junge Frau gern auf, nicht aus Liebe, sondern weil dadurch der Haushalt eine neue brauchbare Arbeitskraft gewinnt, der ein wesentlicher Teil der häuslichen und hausindustriellen Arbeit aufgebürdet werden kann. Und mit der steigenden Wohlhabenheit steigt auch der Wert der Frau als Arbeitskraft oder richtiger als Arbeitstier. Wie hoch ihre Arbeitskraft eingeschätzt wird, zeigt sich darin, daß bei manchen Stämmen an der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika der Hochzeitspreis, das heißt der Preis, der von einem heiratslustigen jungen Mann für die Hinwegführung eines von ihm zur Heirat begehrten jungen Weibes aus dem elterlichen Hause gefordert wird, geradezu ins Ungeheuerliche steigt. Bei einzelnen Stämmen am Klamath-River betrug zum Beispiel noch Mitte des vorigen Jahrhunderts dieser Hochzeitspreis das Doppelte des Muschelgeldes, das ein Mann als Sühnegeld für die Tötung eines Stammesgenossen zu zahlen hatte.

Vielfach ist denn auch der Heiratslustige gar nicht mehr imstande — vorausgesetzt, daß er nicht einer Häuptlings- oder einer besonders wohlhabenden Familie angehört —, den hohen Preis zu zahlen, den der Vater seiner Erwählten verlangt. In solchem Falle überläßt ihm dann dieser seine Tochter manchmal gegen eine vorläufige ansehnliche Teilzahlung mit der Bedingung, daß er den Rest bald nachbezahlt, oder aber der Vater des jungen Weibes stellt an den Bewerber die Forderung, ihm einige Jahre seine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen, also ihm zu dienen, oder auch er verlangt, daß der junge Ehemann sich bei ihm niederläßt und fleißig zum gemeinsamen Haushalt beiträgt. So entstehen große Familien- oder Hausgenossenschaften, in denen dann, wie zahlreiche Beispiele aus dem Wirtschaftsleben der nord- und südamerikanischen Indianer beweisen, der gemeinsame Erwerb auch zu einem gemeinsamen Verbrauch führt — zu einem mehr oder minder ausgesprochenen Familienkommunismus. Schon

bei den noch auf einer ziemlich niedrigen Entwicklungsstufe stehengebliebenen Indianerstämmen Nordkaliforniens, zum Beispiel am Russian-River, findet man oft vier, fünf, sechs oder noch mehr Einzelfamilien unter einem Dache vereinigt, und weiter nordwärts bei den Tschinuks und Nutkas lebt gar oft die ganze Nachkommenschaft eines Ur- oder Urgroßvaters in einer großen Hausgenossenschaft zusammen.

Noch größeren Wert erhält die Arbeitskraft der Frau, wenn solche Jäger- und Fischerstämme zum Bodenanbau übergehen; denn nicht der Mann, sondern die Frau beginnt zuerst mit dem Bodenanbau, und je mehr dieser zunimmt und sich ausdehnt, desto mehr steigt in der Ansiedlung beziehungsweise im Dorfe auch die Wertschätzung der Frau und ihrer Wirtschaftstätigkeit.

Zunächst besteht der sogenannte »Ackerbau«, der weit besser als »roher Gartenbau« bezeichnet wird, lediglich darin, daß die Frauen an offenen Stellen, gewöhnlich an einem Fluß oder Bach, einige wenige Wurzel- oder Knollenfrüchte anbauen, die in den Waldungen der Umgegend nicht in einer den Bedarfsansprüchen genügenden Menge wachsen oder deren Einsammlung Schwierigkeiten macht. Der Anbau ist also gewissermaßen nur eine Fortsetzung und Ergänzung des zum Arbeitsressort der Frau gehörenden Einsammelns wildwachsender Früchte. Der Mann bleibt bei seiner bisherigen Erwerbsbeschäftigung, der Jagd und dem Fischfang, die meist noch für lange Zeit, wie bisher, den wichtigeren Teil der Nahrung liefern. Der ganze Übergang zur neuen Wirtschaftsweise vollzieht sich auf dieser Stufe ohne jegliche Störung, gleichsam als etwas Selbstverständliches. Erst später, wenn nach und nach der Landbau größere Bedeutung erlangt, das bebaute Areal sich ausweitet, periodische Abholzungen und Neurodung nötig werden, beteiligt sich auch der Mann, meist aber nur bei der Anlegung von neuen Pflanzungen; die eigentliche Bewirtschaftung gehört zum Arbeitsressort der Frau.

Da die in Bewirtschaftung genommenen Bodenparzellen zunächst nur klein sind, genügen die freiliegenden Plätze im Walde, an Flüssen oder Seen zum Anbau, später werden mit Wald oder Unterholz bestandene Terrains hinzugezogen, indem man die Bäume fällt oder niederbrennt. Da eigentliche Düngung vorerst unbekannt bleibt, müssen von Zeit zu Zeit, alle drei, vier, fünf Jahre die Pflanzungen verlegt, also Neurodungen vorgenommen werden. Das brachgelegte Land bleibt dann längere Zeit unbenutzt, oft bis es sich wieder mit jungem Gesträuch und Buschholz bedeckt. Dann wird es von neuem gerodet und bebaut. Das Fällen, Zerkleinern und Wegschaffen der Bäume und Sträucher auf den zum Anbau ausgewählten Waldparzellen übernehmen in solchen Fällen meist die Männer; das Ausgraben der Baumwurzeln sowie das Aufbrechen und Ebnen des Bodens bleibt dagegen den Frauen überlassen. Gewöhnlich helfen sich bei solchen Rodungen, da die Arbeit für den einzelnen nur mit Steinäxten arbeitenden Mann zu schwer ist, mehrere verwandte und befreundete Männer. Sind bereits Familiengemeinschaften und Hausgenossenschaften der vorhin geschilderten Art entstanden, so wird die Rodung gewöhnlich von sämtlichen Männern der Familiengemeinschaft gemeinsam ausgeführt. Das gleiche gilt von der Bodenbestellung. Leben die Einzelfamilien innerhalb des Dorfes noch für sich und führen sie ihre eigene Haushaltung, so hat auch jede verheiratete Frau ihre eigene

Pflanzung. Haben sich hingegen schon große Familien- und Hausgemeinschaften herausgebildet, so arbeiten alle einer solchen Gemeinschaft angehörenden erwachsenen Frauen gewöhnlich gemeinsam in den Pflanzungen, und die eingebrachte Ernte ist Gemeingut.

Die zum Ackerbau übergegangenen nordamerikanischen Indianerstämme östlich des Mississippi wie auch eine Reihe brasilianischer Stämme veranschaulichen uns deutlich die verschiedenen Phasen dieser Wirtschaftsentwicklung. Es ist hier unmöglich, sie im einzelnen zu verfolgen. Nur an einem typischen Beispiel, der Landwirtschaft der Irokesen, möchte ich zeigen, wohin die Entwicklung treibt.

Die Irokesen haben, ihren Sagen und Überlieferungen nach zu urteilen, einst am Kolumbiafluß gesessen, sind dann aber von dort nach dem Norden des heutigen Staates New York gezogen und haben dort das weite Gebiet südlich des Ontario-Sees, zwischen dem Hudsonfluß und dem Lake Erie, in Besitz genommen. Die Irokesen bestanden damals aus fünf Stämmen, den Mohawks, Onondagas, Senekas, Oneidas und Cayugas, denen sich im Jahre 1721 als sechster Stamm die Tuskaroras anschlossen.

Bei der Niederlassung nahm jeder Stamm für sich ein bestimmtes Waldgebiet in Beschlag. Innerhalb dieses Stammesgebiets siedelten sich die Geschlechtsgenossenschaften (Totemverbände respektive Sippenverbände) in geschlossenen, meist mit Palisaden umgebenen Dörfern an, jedoch nicht derart, daß jede Geschlechtsgenossenschaft für sich eine besondere Dorfschaft bildete, vielmehr ließen sich in einem Dorf meist Angehörige verschiedener Geschlechtsgenossenschaften nebeneinander nieder. Freilich auch nicht bunt durcheinandergemischt. Da sich schon bei den Irokesen in ihren alten Wohnsitzen große Familiengemeinschaften (Familiensippen) herausgebildet hatten, erfolgte auch innerhalb des Dorfes die Ansiedlung nach solchen Gemeinschaften. Jede von diesen errichtete sich ihr großes, gewöhnlich von acht bis zehn, manchmal auch von elf und zwölf Einzelfamilien bewohntes Familienhaus, ein sogenanntes »Langhaus«. Ein solches Haus war an den beiden langen Wänden entlang in kleine Gemächer oder Kojen geteilt, die als Schlafgemächer der einzelnen Familien dienten. In der Mitte zwischen diesen Kojen, durch das ganze Haus hindurch, lief ein breiter Korridor mit Feuerplätzen oder niedrigen Herden zur Zubereitung der Nahrung. Gewöhnlich benutzten immer zwei sich gegenüberliegende Kojen, also zwei Einzelfamilien denselben Herd. Die Leitung des Langhauses lag in den Händen einer der ältesten Frauen, häufig der Mutter und Großmutter der jüngeren Frauen. Die Männer dieser Frauen hospitierten nur bei ihren Frauen. Solange sie einen angemessenen Teil ihrer Jagderträge ablieferten und sich mit ihren Frauen gut zu stellen wußten, mochten sie nach Belieben in das Haus einkehren, vermochten sie sich aber mit ihren Frauen und deren weiblicher Verwandtschaft nicht gut zu stellen, konnten die Frauen ihre Männer hinausweisen und sich von ihnen scheiden. Die Herrschaft im Hause hatten die Frauen oder eigentlich die Leiterin der Hausgemeinschaft. Die Ehemänner waren nur Gäste. Ihr Domizil hatten sie in der Hausgenossenschaft ihrer Mütter und Schwestern, die sie jedoch auch nur gelegentlich besuchten; soweit sie nicht auf Kriegs- und Jagdzügen abwesend waren oder sich mit dem Fischfang beschäftigten, weilten sie in den großen Männer- oder Versammlungshäusern.

Zu jedem Irokesendorf gehörte ein bestimmtes ausgedehntes Dorfgebiet, eine große Dorfmark, wie man sagen kann, und innerhalb dieser Dorfmark wieder hatte jede Familiengemeinschaft ihre besonderen Pflanzungen oder Gärten, die als Gemeinbesitz der Familiensippe galten und von sämtlichen Frauen der Hausgemeinschaft gemeinsam bestellt wurden; nur bei der Neurodung und der Anlegung neuer Pflanzungen übernahmen die Männer das Abholzen und das Zerteilen der Baumstämme in große Holzkloben (das weitere Zerkleinern der Kloben war Sache der Frauen), ferner das Einfriedigen der im Walde liegenden Pflanzungen zum Schutze gegen das Wild.

Wenn die Zeit der Bodenbestellung gekommen war, rief die Leiterin der Hausgemeinschaft zum Beginnen mit der Arbeit auf. Alle erwachsenen arbeitsfähigen Insassinnen des Langhauses zogen dann auf die Pflanzungen der Familiensippe hinaus und bestellten diese gemeinsam, und zwar wurde nicht jede Pflanzung für sich bestellt, sondern zunächst pflanzte man auf allen eine Frühfrucht an, zum Beispiel Bohnen oder Melonen, dann auf allen sogenanntes Hominy Corn (eine Maisabart mit sehr dicken, großen Kolben), darauf verschiedene Knollenfrüchte usw. Ebenso wurde auch das Abernten gemeinsam von den Frauen vorgenommen und die Ernte in das neben dem Wohnhaus stehende Vorratshaus der Sippe oder die im hinteren Ende des Langhauses befindliche Vorratskammer eingebracht. Gekocht wurde jedoch im Langhaus nicht gemeinsam am selben Herd für alle Insassen. Wie schon erwähnt, hatten die einzelnen Langhäuser meist vier, fünf, sechs Herdplätze, und zwei Familien benutzten gewöhnlich einen Herd. Die Leiterin der Hausgemeinschaft verteilte alle zwei, drei Tage, manchmal auch täglich einen Teil der Vorräte entsprechend der Kopfzahl an die Einzelfamilien und überließ diesen dann, sich damit einzurichten.

Da die Pflanzungen Gemeinbesitz der ganzen Hausgemeinschaft waren, konnte der einzelne von diesem Besitz nichts erben oder vererben. Dagegen gingen die von einer Frau benutzten Kochgeräte, Kleidungsstücke, Schmucksachen, Werkzeuge nach ihrem Tode auf ihre Töchter und Schwestern über. Ebenso waren die von einem Manne benutzten Waffen und Werkzeuge, Jagd- und Fischereigeräte sein persönliches Eigentum, doch erbte sie nach den Sippenregeln nicht sein Sohn, da die Abstammung in weiblicher Linie gerechnet wurde und demnach der Sohn, falls er nicht adoptiert worden war, stets zur Totemgenossenschaft und zur Familiensippe seiner Mutter gehörte. Wohl mochte ein Mann seinem Sohne während seiner Lebenszeit allerlei Waffen und Geräte schenken, sein Nachlaß aber fiel, soweit er ihm nicht mit ins Grab gegeben wurde, an seine Brüder und erwachsenen Schwestersöhne.

(Schluß folgt)

Die „Miama"

Von **Wilhelm Riepekohl**

In Magdeburg, der Hauptstadt der an Industrie und Landwirtschaft gleich reichen Provinz Sachsen ist am 1. Juli eine Ausstellung eröffnet worden, die den seltsamen Namen »Miama« führt. Da wir den Lesern dieser Zeitschrift nicht zumuten können, diesen Rebus zu erraten, so sei kurz festgestellt, daß »Miama« die Abkürzung für Mitteldeutsche Ausstellung Magdeburg sein soll. Ihr offizieller Titel ist aber: »Mitteldeutsche Ausstellung für Siedlung, Sozialfürsorge und Arbeit; Aus-

stellung des Wiederaufbaus«. Der Rahmen des Unternehmens ist, wie man sieht, ziemlich weit gezogen und etwas verschwommen gezeichnet; denn schließlich ist jede halbwegs produktive Tätigkeit heute »Wiederaufbau« und »Arbeit« schlechtweg.

Indessen kommt es weniger auf den Namen als auf die Sache an. Und da wäre zunächst zu sagen, daß die Ausstellung ein recht anschauliches Bild des hohen Standes der Industrie der Provinz bietet und der Gewinnung, Verarbeitung und Verwertung ihrer Schätze an Rohstoffen, wovon nur Braunkohle und Salz hervorgehoben seien. Die Herstellung von Preßkohle, die Gewinnung von Kali und damit im Zusammenhang eine reich ausgebildete chemische Industrie stellen einen beträchtlichen Posten in der deutschen Wirtschaft dar. Bekannt sind die großen Zentralen im Anschluß an die Kohlengruben, die Tausende von Städten, Dörfern und unzählige industrielle Betriebe mit elektrischem Licht- und Kraftstrom versorgen.

Auch der Ruf der provinzsächsischen Landwirtschaft ist alt und unbestritten. Im Zuckerrübenbau war die Landwirtschaft bahnbrechend; Musterwirtschaften, die den Getreide- und Kartoffelbau gefördert haben und die Viehzucht auf eine hohe Stufe brachten, sind zu vielen Hunderten vorhanden und haben auch die Mittel- und Kleinbauernwirtschaft auf eine höhere Stufe der Bodenbearbeitung gehoben. Die Magdeburger Ausstellung beweist, daß dieser Hochstand wiederum die Industrie landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte belebte. Eine so hochentwickelte Industrie, Landwirtschaft und Bodenausbeutung setzt voraus, daß ein gut ausgebautes Verkehrswesen ihr dient und daß Mängel sobald als möglich abgestellt werden. Die Reichsregierung gab ihren guten Willen dadurch zu erkennen, daß sie eine Ausstellung von Eisenbahnanlagen und Wasserstraßenbauplänen beisteuerte. Was davon bei der jämmerlichen Finanzlage des Reiches verwirklicht werden kann, steht auf einem ganz anderen Blatte. Das gleiche gilt von den zahlreichen Kanalprojekten, die in Karten und Reliefs Wände und Tische schmücken. Ihre Rentabilität ist unter ganz anderen Verhältnissen berechnet, als wir sie heute vor uns sehen und morgen haben werden. Kann doch schon der ausgearbeitete und gebilligte Plan des Mittellandkanals an dem Einspruch der Entente scheitern.

In das Gebiet der Sozialfürsorge gehören die Vorkehrungen, die Reich, Staat und Gemeinde treffen, um Arbeit zu schaffen und die Arbeitslosen zu unterstützen. Die Ausstellung hat den Begriff Sozialfürsorge enger gefaßt: eine Anzahl Städte zeigt in Tabellen, graphischen und bildlichen Darstellungen, was hier seit Kriegsende geleistet wurde. Wie denn die Städte auch auf dem Gebiet der Kommunalwirtschaft viel Interessantes vorweisen: Geländeerschließung, Schaffung und verständnisvolle Ausnützung gegebenen Geländes für städtische und Landschaftscharakterbilder, Kraft- und Wasserversorgung, Feuerlöschwesen und anderes. Hier sei nebenbei darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausstellungsstadt selber nicht mehr das Bild einer enggassigen, düsteren Festung bietet, sondern einen reichen Kranz prächtiger ausgedehnter Grünanlagen besitzt, wie denn auch das Ausstellungsgelände am Mittagsee im Rotehornpark von seltener landschaftlicher Schönheit ist, Hinzugefügt sei noch, daß Stadtbaurat Bruno Taut, ein geborener Berliner, begonnen hat, dem alten, grauen Magdeburg durch farbige Bemalung der Häuser ein freundlicheres Ansehen zu geben. Seine Bestrebungen, die zunächst in allen Spießerkreisen der Laien- und Künstlerschaft auf lebhaften Widerstand stießen, finden jetzt mehr und mehr Anklang.

Nebenbei zeigen in der Ausstellung auch die Erwerbszweige, die mit Siedlung und Sozialfürsorge nur lose im Zusammenhang stehen, was sie zu leisten vermögen. Etwa tausend auswärtige und Magdeburger Firmen bringen zur Schau, was Industrie, Handwerk und Handel herstellen und vertreiben, und es ist natürlich, daß dabei die Magdeburger Geschäfte, die es ja am bequemsten und billigsten hatten, vorherrschen. So stellt die »Miama« zugleich ein Stück heimischer Gewerbeausstellung von so großer Reichhaltigkeit dar, daß hier darauf verzichtet werden muß, auch nur einzelnes herauszugreifen. Die »Luxusindustrie«, die in Zigaretten, Schokolade-

und Zuckerwaren und vor allem in Erzeugnissen der feineren Schnapsbrennerei sehr zahlreich vertreten ist, gehört zwar kaum zum Wiederaufbau; da diese Industrien aber bis heute von der Gesetzgebung »nicht genieret werden«, um mit dem alten Fritz zu reden, so konnte man sie nicht gut ausschließen, selbst wenn man diese Absicht gehabt haben sollte. Erwähnt sei noch, daß in einer besonderen »Harzhalle« Industrie, Handel, Gewerbe, Behörden und Fremdenverkehr des Harzes vereinigt sind. Daß man sich im Harz auch mit dem Gedanken trägt, große Wasserstauwerke zur Ausnützung der »weißen Kohle« und zur besseren Verteilung der Wassermassen auf die verschiedenen Jahreszeiten anzulegen, ist wohl allgemein bekannt. Wann diese Pläne verwirklicht werden können, ist allerdings noch nicht abzusehen.

Ursprünglich war beabsichtigt, ein umfangreiches Bild der gesamten Sozialfürsorge zu geben. Vermutlich wäre aber das Material so massenhaft gewesen, daß es nicht in einer Halle unterzubringen gewesen wäre. Vielleicht auch waren Ziffern, Tabellen, Bilder und Modelle, die ein umfassendes Bild über das ganze Reich ergeben hätten, nicht zusammenzubringen. Man darf eben nicht vergessen, daß die deutsche Wirtschaft nach dem Zusammenbruch des alten Regimes fast ganz unvorbereitet vor der riesenhaften Aufgabe stand, ein plötzlich zurückflutendes Millionenheer aufzunehmen in einem Augenblick, da die gesamte Industrie noch auf die Herstellung von Kriegsmaterial eingestellt war und auch die Landwirtschaft Arbeitskräfte nur in beschränktem Umfang brauchte. Den ersten Anprall hatten die Städte auszuhalten. Dort schuf man Arbeitsgelegenheit, wo immer sie zu schaffen war, und eine rein stadthauswirtschaftliche Abgrenzung und Verrechnung der Ausgaben ist bis heute noch nicht möglich gewesen. Dazu traten Reich, Staat, Provinzen, Kreise, Landgemeinden mit ihren besonderen Bedürfnissen, Leistungen und Beihilfen. Die zutreffendste Charakterisierung dieses Zustandes wäre vielleicht eine riesengroße Malerpalette mit einigen tausend bunt durcheinandergeschmierten Farbenklecksen gewesen. Das hätte aber unseren deutschen Ordnungssinn aufs gröblichste verletzt, und es war daher richtiger, daß man es in der Ausstellung einzelnen Städten überließ, zu zeigen, was man getan hat. Was man in den Arbeitsämtern in Zukunft zu tun gedenkt, wenn wieder eine große Arbeitslosigkeit eintritt, ist freilich nirgends zu ersehen. Hoffentlich sind die Reichs- und Staatsbehörden sich schon heute darüber klar?!

Weil man also das Ganze zu meistern nicht imstande war, hat man sich Beschränkungen auferlegt und aus einer Halle für Sozialfürsorge eine solche für soziale Gesundheitspflege gemacht. Man ging dabei von der Ansicht aus, »daß vornehmlich das kommende Geschlecht den Wiederaufbau Deutschlands zu Ende führen müßte«. Als Katalogphrase liest sich dieser Satz ganz nett, aber schließlich wollen doch auch die »Gegenwärtigen« leben, denn ohne die Heutigen kein kommendes Geschlecht. Aber man hat insofern recht, daß sehr vieles von dem, was hier gezeigt wird, Zukunftsmusik ist. Der Beschauer muß in schmerzlicher Erkenntnis feststellen, wie beinahe alles, was hier gewissermaßen als das Mindestmaß dessen veranschaulicht wird, was zu einer gesundheitlich wichtigen und kulturellen Lebensführung gehört, für mehr als 90 Prozent der deutschen Bevölkerung auf dem Papier steht. Selbst in der Bekämpfung der Lungentuberkulose, dieser Proletarierkrankheit, haben wir seit 1914 Rückschritte zu verzeichnen. An dieser Krankheit, die heilbar ist, sterben jetzt im Jahre 150 000 Menschen, und erschreckend hoch ist die Zahl der Erkrankungen gestiegen. Wohl hat die Arbeiterschaft den Achtstundentag, aber unsere Wirtschaftsgestaltung gestattet uns nicht mehr eine so kräftige Ernährung, wie sie nötig ist, um die Entstehung der Krankheit im Keime zu ersticken. Und darunter leiden noch mehr als die erwerbstätigen Männer unsere Frauen — die keinen Achtstundentag kennen — und die Kinder.

Gewiß ist es nützlich, der Menschheit ihre Feinde zu zeigen, wie es hier in Präparaten, Bildern und Zahlen geschieht, und gewiß kann sich die Menschheit gegen

manche dieser Angreifer schützen, indem sie die gegebenen Ratschläge befolgt, wie zum Beispiel Enthaltung vom Alkoholgenuß, Schutz gegen Geschlechtskrankheiten, Beachtung gewisser Reinlichkeitsregeln, aber im allgemeinen ist der Mensch doch, was er ißt, und wir haben eben zu wenig zu essen und für Kulturaufgaben weniger Geld als jemals zuvor. Sonst freilich ist die Halle für Sozialfürsorge die interessanteste der Ausstellung, was vielleicht schon aus einer Aufzählung der Unterabteilungen hervorgeht. Sie umfaßt Mutter und Säugling, Tuberkulose, Krebs, Alkoholismus, Seuchenbekämpfung, Geschlechtskrankheiten, Krüppelfürsorge, Blindenfürsorge, Gewerbekrankheiten, Zahnkrankheiten, Mundpflege, Nahrungs- und Genußmittel. Diese Sammlung ist unter ärztlicher Leitung zusammengestellt, also mehr von medizinischen als sozialen Gesichtspunkten aus.

In der Halle für Siedlung werden mannigfache Anregungen zum Wohnungsbau gegeben. Städte, Behörden, Vereine, Baugenossenschaften und Unternehmer zeigen, was hier geleistet wurde und was man noch zu tun beabsichtigt. Im Verhältnis zum Umfang des tatsächlichen Notstandes auf diesem Gebiet ist das Erreichte und für absehbare Zeit Geplante lächerlich gering, aber hier ist nicht der Ort, über das fürchterliche Wohnungselend lang und breit zu schreiben. Millionen leiden darunter unmittelbar. Wie viele Zerwürfnisse entstehen hier durch Zusammenpferchung oft mehrerer Familien in wenigen Räumen, wieviel in Haß verwandelte Liebe schießt hier auf, wie viele Tränen werden laut und still geweint, und was geht hier der Gemeinschaft an produktiven Kräften verloren im ohnmächtigen zermürbenden Kampfe gegen Zustände, deren Unhaltbarkeit jeder erkennt und deren Besserung in absehbarer Zeit niemand mehr erhofft, trotzdem sie die Betroffenen zur Verzweiflung treiben können.

Ohne Zweifel, die Ausstellung zeigt, daß manches, ja wenn man die Umstände in Rechnung stellt, daß viel geschafft wurde auf dem Gebiet der Wohnungsversorgung. Man hat auch nichts unversucht gelassen: Einzelhäuser, Mietkasernen, Wohnkolonien mit Vor- und Wirtschaftsgärten wurden erbaut, man verwendete Holz, Ziegel, Kunststeine in mancherlei Formen und Arten, doch die Produktion kann den nachwachsenden Bedarf nicht annähernd befriedigen. In der kapitalistischen Gesellschaft ist der Bau von Häusern eine Kapital-, eine Kostenfrage. Und diese Kosten sind in den letzten Jahren ins Fabelhafte gestiegen. Eine kleine Übersicht mag das zeigen. Ein Quadratmeter Wohnungsraum kostete in Magdeburg im Jahre 1914 47 Mark, 1919 680, 1920 1000, 1921 2200, 1922 6000 Mark.

Für eine mittelgroße Arbeiterwohnung rechnet man 70 Quadratmeter. Sie würde also im Juni 1922, als diese Berechnung aufgestellt wurde, 420 000 Mark gekostet haben. Heute ist diese Ziffer weit überholt. Die Summen werden erklärlich, wenn man weiß, daß man für 1000 Mark im Jahre 1912 etwa 5000 Ziegelsteine bekam, heute noch nicht 400, und daß man 1912 für 20 Kubikmeter Holz noch 1000 Mark bezahlte, aber im Juni 1922 dieselbe Summe für $^3/_{10}$ Kubikmeter. Daß die anderen Materialien in gleichem Maße gestiegen sind, versteht sich von selbst. Und natürlich auch die Löhne von etwa 2000 Mark Jahreslohn vor dem Kriege auf etwa 90 000 Mark heute, wobei ein Stundenlohn von 45 Mark und 40 Arbeitswochen zugrunde gelegt sind.

Indessen wollen wir von der »Miama« nicht in voller Hoffnungslosigkeit Abschied nehmen. Was bisher geleistet wurde, war, gemessen an den Vorkriegsverhältnissen, außergewöhnlich. So werden wir uns auch noch schlimmeren Verhältnissen anpassen müssen. Und wenn die Not noch größer wird, werden sich auch Auswege finden. Ganz wird man das deutsche Volk nicht knebeln können, und solange noch gearbeitet wird, gibt es auch einen Aufstieg, wenn auch unter Beschwerden und Gefahren. Dafür liefert die »Miama«, die niemand ohne Nutzen besuchen wird, den Beweis.

Außenpolitische Rundschau

Vor den Gewaltmaßnahmen — Die Situation in Frankreich — Der deutsch-französische Gegensatz — Die unmöglichen Zahlungen — Die Situation in den Vereinigten Staaten — Der fällige Wechsel

Alles deutet darauf hin, daß wir einer gewalttätigen »Lösung« der Reparationskrise zutreiben. Die Entente ist zwar nicht gebrochen, aber zerbröckelt. Amerika will weniger als je sich in unsere europäischen Familienangelegenheiten einmischen. Andererseits wird Frankreich von seinen Gläubigern gedrängt, und seine innere Finanzlage wird immer schwieriger. Was liegt also näher, als daß Frankreich, das regierende Frankreich, sich schadlos zu halten sucht? Und wenn wir vom regierenden Frankreich sprechen, können wir heute sämtliche bürgerliche Parteien, auch die oppositionellen und halboppositionellen Radikalen sowie die Sozialrepublikaner darin einbeziehen. Sie haben genau wie die Poincaristen und Clémencisten den Krieg geführt und dem Vertrag von Versailles zugestimmt; sie sind genau wie Poincaré der Meinung, daß Deutschland noch nichts bezahlt habe, nicht zahlen wolle, aber zahlen könne. Und sie schimpfen ungefähr ebenso stark über England wie die Blätter der Rechten. Was die bürgerliche Opposition vom »nationalen Block« unterscheidet, ist — abgesehen von der Innenpolitik — nur die Haltung gegenüber Sowjetrußland.

Man kann also mit Bestimmtheit damit rechnen, daß Zwangsmaßnahmen, welcher Art sie auch sein mögen, in Frankreich bei der äußersten Rechten bis zur äußersten bürgerlichen Linken Zustimmung finden werden. Die Arbeiterklasse aber, soweit sie überhaupt politisch denkt und wirtschaftlich organisiert ist, hat sich vorläufig durch die Spaltung selbst ausgeschaltet. Poincaré kann also überzeugt sein, daß er nichts riskiert, wenn er allein vorgeht und alles verlieren kann, wenn er es nicht tut.

* * *

Wie stehen die Dinge im Augenblick? Die Alliierten sind in London auseinandergegangen, ohne sich über eine gemeinsame Haltung und gemeinsame Handlungen einigen zu können. Somit geht das Stundungsgesuch seinen »ordnungsmäßigen« Gang. Aber die Reparationskommission, die über das Stundungsgesuch zu befinden hat, ist nichts anderes als eine Kommission der Alliierten, von der sich die Vereinigten Staaten freiwillig ausgeschlossen haben. Wie nun die Kommission auch entscheiden mag, die Entscheidung wird an den Tatsachen nichts ändern, und diese Tatsachen konkretieren sich in dem deutsch-französischen Gegensatz.

Auf der einen Seite besteht die Tatsache, daß kein Land auf die Dauer Zahlungen an das Ausland leisten kann, ohne entsprechende Einnahmen zu haben. Auch wenn Deutschland über den amerikanischen Goldschatz verfügen würde, so könnte es höchstens nur diesen Goldschatz abführen. Dann wäre seine Zahlungsfähigkeit erschöpft. Weitere Zahlungen könnten nur durch die Ausfuhr von Waren geleistet werden. Aber diese Zahlungsform ist nur dann in beschränktem Maße möglich — und zwar durch einen entsprechenden Unterkonsum des deutschen Volkes —, wenn der Gläubiger statt der Barzahlungen Sachleistungen annimmt. Die Ausfuhr von Waren und die Ablieferung des Ertrags der Ausfuhr an andere als die Empfangländer ist nicht möglich. Das käme einer freiwilligen Kriegskontribution dieser Länder an das Gläubigerland gleich. Aber abgesehen davon, ist dies auch rein wirtschaftlich nicht möglich, weil dadurch die internationale Zahlungsbilanz aus dem Gleichgewicht käme. Würde es sich um verhältnismäßig geringe Summen handeln, die durch eine Kreditoperation auf eine Reihe von Jahren verteilt wären, dann würde sich ein derartiger Zahlungsmodus durch die Herabdrückung der Lebenshaltung der Produzenten vielleicht realisieren lassen. Da es sich aber um Zahlungen handelt, die im günstigsten Falle — bei einem internationalen Schuldenausgleich — noch immer die phantastische Summe von 35 Milliarden Goldmark erreichen, so ist

nicht daran zu denken, daß auch die geschickteste Kreditoperation über die brutale Tatsache hinweghelfen könnte, daß alljährlich für vielleicht 2 bis 3 Milliarden Goldmark Waren auf den Weltmarkt geworfen werden sollen, ohne daß ein entsprechender Gegenwert dagegen erscheint. Denn die Alliierten wollen ja diese Barzahlungen für den Wiederaufbau ihrer zerstörten Gebiete und für die Bezahlung der Militärpensionen verwenden.

* * *

Doch dieser günstigste Fall ist vorläufig *unrealisierbar*. Ohne Amerika kein internationaler Schuldenausgleich. Amerika hat aber mit Einstimmigkeit und Deutlichkeit nach der Veröffentlichung der Balfour-Note erklärt, daß kein verantwortlicher Staatsmann, keine Parlamentskommission, geschweige denn eine Parlamentsmehrheit jemals auf ein derartiges Geschäft, in dem Amerika nur verlieren könnte — nämlich seine Forderungen an England, Frankreich, Italien und Belgien —, eingehen wird. Wir haben, wurde in Washington gesagt, unser gutes Geld nicht bankrotten Staaten, sondern vor allem England geliehen. England aber ist solvent. Wie kommen wir dazu, einem solventen Schuldner die Zahlungen zu erlassen? Weil unsolvente Staaten ihm Geld schulden? Wenn England so unvorsichtig war, unsolventen Staaten Geld zu leihen, so ist das seine eigene Schuld, in die wir uns nicht einmischen. Wir waren nicht so unvorsichtig. Folglich wollen wir auch unser Geld haben.

Das ist heute die Stellung der Vereinigten Staaten. Nun stehen wir freilich vor amerikanischen Wahlen, die Anfang November stattfinden werden. In diesem Augenblick mit einem Verzicht auf die 10 Milliarden Dollar, die die europäischen Staaten Amerika schulden, agitieren zu wollen, hieße politischen Selbstmord begehen. Auch die sozialistische Partei, deren Aussichten übrigens höchst gering sind, wagt nicht, ihr Wahlprogramm mit einem derartigen Passivum zu belasten. Die im Juli in New York gegründete *Labor Party* — bestehend aus Vertretern der sozialistischen Partei, einiger Gewerkschaften und der arg zusammengeschmolzenen Farmerpartei — ist vorläufig nur eine *Zukunftshoffnung* und wird bei den nächsten Wahlen noch nicht aktiv in Erscheinung treten. Was *nach* den Wahlen in Amerika sich abspielen wird, hat vorläufig keine Bedeutung, denn bis dahin wird die Entscheidung gefällt sein.

* * *

Der Unmöglichkeit deutscher Barzahlungen steht die Fälligkeit des seit vier Jahren prolongierten politischen Wechsels der französischen Nationalisten gegenüber, auf dem der eine lapidare Satz steht: »Deutschland bezahlt!« Poincaré und der ihn treibende nationale Block sind also überzeugt, daß sie »*handeln müssen*«, daß sie sich nicht länger mit »leeren Versprechungen« begnügen dürfen. Sie wollen unter allen Umständen »*Pfänder*«. Und da diese nach dem Vertrag von Versailles nicht zu erlangen sind, wenn die Reparationskommission nicht ein *gewolltes Verschulden* Deutschlands feststellt und entsprechende Maßnahmen empfiehlt, denen die alliierten Regierungen zustimmen, *wird die französische Regierung den Vertrag zerreißen und selbständig handeln*, falls die Reparationskommission, wie die Londoner Konferenz, aktionsunfähig werden oder gar das Moratorium erteilen sollte.

Darüber darf man sich heute keiner Täuschung mehr hingeben. Poincaré, der nach seiner Rückkehr aus London unsicher war, ist von den Nationalisten und Imperialisten wieder *zur Tat getrieben* worden. Was *nachher* kommen wird, ist eine Frage für sich, die genau zu erwägen nicht vernachlässigt werden darf. Wir haben in dieser Beziehung schon zuviel Unterlassungssünden begangen. Sicher ist für uns, daß wir innen- wie außenpolitisch alle Kräfte anspannen müssen, um über die kritische Zeit hinwegzukommen. Es kann für uns nur ein sehr magerer Trost sein, zu wissen, daß auch die Beschlagnahme deutscher Besitzungen Frankreich die erhofften Milliarden nicht bringen wird. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Dr. Kerlöw-Löwenstein, **Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen.** Zweite, erweiterte Auflage. Berlin C, Verlagsgenossenschaft »Freiheit«. Preis 30 Mark.

Fritz Bühler (Zweibrücken), **Bildung und Schule.** 4. Heft der von Dr. Neuberger herausgegebenen Schriftenreihe »Der deutsche Staatsbürger«. München, Verlag Parcus & Co. Preis 24 Mark.

Beide Schriften beschäftigen sich mit Schul- und Erziehungsfragen. Beide Verfasser sind Parlamentsmitglieder. Löwenstein gehört der Reichstagsfraktion der U. S. P., Bühler dem Bayerischen Landtag an; ich glaube, ihn den Demokraten zurechnen zu dürfen. Beide Arbeiten stammen aus der Feder von Schulmännern, und zwar von Oberlehrern. Den ganzen Abstand, der zwischen sozialistischer und bürgerlicher Anschauung über Bildung und Erziehung klafft, spürt man beim Lesen dieser Schriften. Leider sind sie nicht einander ebenbürtig.

Die Schrift von Bühler zählt zu den Durchschnittserzeugnissen der pädagogischen Literatur. Sie hätte ruhig ungedruckt bleiben können; ihr dürfte auch sicher keine Neuauflage beschieden sein. Löwensteins Broschüre hingegen gehört nicht zu den Dutzendschriften; sie ragt vielmehr über die pädagogische Durchschnittsproduktion weit hinaus. Da ihre erste Auflage schon seit langer Zeit vergriffen war, hat der Verlag, und zwar mit Recht, sich zu einer Neuauflage entschlossen. Die Arbeit ist heute noch ebenso aktuell wie bei ihrem ersten Erscheinen. Sie packt ihre Probleme grundsätzlich an und ist von programmatischer, wegweisender Bedeutung. Die Arbeit von Bühler ist dagegen nur eine Zusammenstellung allgemein bekannter Reformgedanken und -bestrebungen, die im Rahmen der Artikel 142 bis 150 der Reichsverfassung und der Thesen der Reichsschulkonferenz beleuchtet werden. Klar und mit erfrischender Opportunitätsverachtung legt Löwenstein seinen Standpunkt dar und nimmt freimütig zu allen berührten Fragen Stellung. Einer solchen persönlichen Note ermangelt Bühlers Arbeit; sie ist mehr referierender Natur. Ihr Verfasser geht vielfach, besonders bei heiklen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, zum Beispiel in denen des Religionsunterrichts oder des Privatschulwesens, einer eindeutigen Stellungnahme aus dem Wege.

Da Löwenstein nicht auf 87 Seiten das weite Gebiet der Bildung und Erziehung ausschöpfen kann, beschränkt er sich in der Hauptsache auf sozialistische Erziehungsfragen; er zeichnet daher deutlich die Grundlinien für ein sozialistisches Bildungs- und Erziehungswesen. Bühler hingegen versteht sich nicht zu konzentrieren; seine Arbeit leidet an Weitschweifigkeit; sie zieht Fragen, die mit Schule und Bildung nicht unmittelbar, sondern nur mehr oder weniger lose in Zusammenhang stehen, wie Achtstundentag, Heimstättenbewegung, Studentenheime usw. in den Kreis der Erörterung. Weniger wäre mehr gewesen! Trotzdem sie 118 Seiten größeren Formats umfaßt, kann sie sich an Gedankentiefe und Fülle neuer Anregungen mit der kürzeren Arbeit Löwensteins nicht messen. Dessen Darstellung ist zudem in einer bilderreichen, oft hinreißenden, von echtem Pathos durchwehten Sprache gehalten, die Darstellung Bühlers ist nüchtern. Bei ihr habe ich mich zur Beendigung der Lektüre zwingen müssen, die Arbeit von Löwenstein hingegen läßt den Leser nicht los. An der Bühlerschen Arbeit fallen einige sprachliche Eigentümlichkeiten auf, wie »Willigung« statt »Bewilligung«, »anlangend« statt »was ... anbelangt«. Bei Löwenstein sind mir keine Provinzialismen begegnet.

Die Parallelen könnten noch fortgesetzt werden. Doch will ich lieber den noch zur Verfügung stehenden Raum der Löwensteinschen Arbeit widmen.

In Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Produktion und Bildung, der Gebundenheit der Erziehungsformen und -ideale an die durch die ökonomische Produktion geschaffene Klassengliederung zeichnet Löwenstein in wenigen markanten Strichen die ökonomische Gegensätzlichkeit des individuellen Kapitalismus und des solidaristischen Sozialismus, um den schroffen Gegensatz zwischen Erziehungs- und Bildungsideal des Liberalismus und Sozialismus verstehen zu lassen. Die Mängel

der bisherigen Bildungsorganisation und Erziehungsarbeit werden prägnant herausgearbeitet. Den absterbenden Anschauungen wird vom Boden einer sozialistischen Produktionsweise als Voraussetzung aus das sozialistische Bildungs- und Erziehungsideal gegenübergestellt. Vom grundlegenden Begriff der Gemeinschaftsarbeit aus erhält das sogenannte Begabtenproblem einen anderen Inhalt, als dem Schlagwort vom Aufstieg der Tüchtigen zugrunde liegt. Begabung wird in der Gemeinschaftsarbeit nur zu einer Sonderart, nicht zu einer Auszeichnung, sondern nur zum Ansporn zu energischer Entfaltung in Gemeinschaft. Das Proletariat dürfe nicht seine besten Köpfe an die sogenannte bessere Gesellschaft zu deren Weitererhaltung abgeben. Dieser Gefahr müsse durch eine zweckmäßige Organisation des Bildungswesens vorgebeugt werden. Ein solcher Aufbau wird im Abschnitt »Sozialistische Einheitsschule« aufgestellt. Nicht Beruf, sondern Berufung werde das Ziel der sozialistischen Bildungsgemeinschaft mit Selbstverwaltung sein. Familie und Erziehung, Geschlecht und Erziehung werden in feinsinniger Weise behandelt. Die Laien, besonders die Eltern, wird wohl der Abschnitt »Aus der Werkstatt der sozialistischen Bildungsgemeinschaft« am meisten fesseln.

Während der erste Teil der Arbeit leider noch auf lange Zeit Zukunftsmusik darstellt, wendet sich Löwenstein mit seiner Grundeinstellung im zweiten Teil dem bestehenden Bildungs- und Erziehungswesen zu und nimmt Stellung zu Gegenwartsfragen, zu zeitgemäßen Reformbestrebungen, die auf dem Wege einer langsamen Annäherung ans Endziel liegen. In diesem Teile weist die Neuauflage einige Ergänzungen auf. Grund-, Volks-, höhere und Berufsschule, Aufbau- und deutsche Oberschule, die Hamburger Gemeinschaftsschulen, die Schulgeldfrage, der Gesetzentwurf zum Artikel 146, 2 der Reichsverfassung und andere gegenwärtig Lösung heischende Fragen werden vom Standpunkt des sozialistischen Pädagogen aus in interessanter Weise erörtert. Ein kleiner sachlicher Irrtum findet sich in diesem Teile. Der Einheitsschulgedanke ist älter als das Reformgymnasium und nicht erst aus der Reformschulbewegung hervorgegangen.

Löwensteins Schrift beweist, daß in Fragen der Schul- und Bildungspolitik S. P. D. und U. S. P., vielleicht abgesehen von der Beurteilung des Toleranzgedankens, kaum auseinandergehen. Der Einheitsfront steht auf diesem Arbeitsgebiet nichts Grundsätzliches hindernd im Wege. R. Wallerstaedt

---

Meister der Politik. Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen. Herausgegeben von Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller. Zwei Bände von 704 und 657 Seiten. Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlagsanstalt.

Die beiden starken Bände enthalten 31 Essays aus der Feder hervorragender bekannter Historiker. Sie sind in der Absicht geschrieben und zusammengestellt, der politisch interessierten heutigen Generation inmitten der Umwälzung und Gärung unserer Tage in einer Charakteristik hervorragender Politiker der Vergangenheit die Angelpunkte der bisherigen Staaten- und Menschheitsgeschichte erkennen zu lassen und ihr zu zeigen, daß in Zeiten politischer Depression nicht ein willenloses Sichtreibenlassen, sondern nur die kraftvolle Verfolgung bestimmter, fester politischer Richtungslinien den Erfolg verbürgt. Es sollen, wenn man so sagen darf, wichtige schicksalsentscheidende Wendepunkte im Leben der Nationen und Völker gewissermaßen in der Person der damals führenden »großen Männer« zur Anschauung gebracht werden.

Eine derartige Darstellung verführt leicht zu einem einseitigen Heroenkultus — zu einer Betrachtung der einzelnen handelnden Personen als in sich völlig abgeschlossener, verselbständigter Charaktere, die unabhängig von ihrer Zeit wie ihrem sozialen Gesamtmilieu aus sich selbst heraus ihre Völker neue Wege geführt haben, während sie doch durchweg nichts anderes waren als tatkräftige, die politischen Entwicklungstendenzen ihrer Zeit erkennende und über ihre Umgebung mehr oder weniger hinausschauende Persönlichkeiten. Tatsächlich sind denn auch mehrere Ver-

fasser der in den beiden Bänden enthaltenen einunddreißig »Bildnisse« in den Fehler verfallen, uns ihre Helden nicht als aus den jeweiligen politischen und sozialen Zeitverhältnissen herausgewachsene Charaktere, sondern als von vornherein zur Führung berufene Übermenschen zu schildern, die ihre Stellung in der Geschichte lediglich ihren ihnen von einem gütigen Geschick mit in die Wiege gegebenen besonderen geistigen Anlagen und Fähigkeiten verdanken. Jedoch solche Art der Charakteristik haben durchaus nicht alle Mitarbeiter des Werkes beliebt, wie denn auch von dieser Kollektivarbeit dasselbe gilt wie von so vielen anderen, nämlich daß die Beiträge der einzelnen Autoren nicht nur von verschiedenem Umfang sind, sondern auch von recht verschiedener Auffassung und Durcharbeit sowie von einem verschiedenen Grade des Vermögens zeugen, sich in die Gedankenwelt der charakterisierten Staatsmänner und Politiker hineinzufinden.

Anzuerkennen ist, daß die Herausgeber uns nicht nur Charakterbilder aus der deutschen Geschichte oder nur von hervorragenden Staatsmännern bieten; Altertum und Neuzeit, Staats- und Kirchenpolitik, Meister der Diplomatie und Parteiführer sind fast in gleichem Maße berücksichtigt. Von Perikles führt die Darstellung über Alexander den Großen, Hannibal, Cäsar, Konstantin, verschiedene deutsche Kaiser und hervorragende Päpste zu Loyola, Philipp II., Richelieu, Cromwell und über diese hinaus zu Napoleon, Freiherrn v. Stein, Lincoln, Lassalle, Bismarck usw. Als die meiner Ansicht nach wertvollsten dieser Lebensbilder möchte ich die Biographie Philipps II. (Professor Erich Marcks), Kalvins (Professor Hans v. Schubert), Cromwells (Professor Arnold Oskar Meyer) und Lassalles (Professor Hermann Oncken) bezeichnen. Natürlich ist das Lebensbild des Gründers der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das auch die jüngst von Professor Dr. Gustav Mayer herausgegebenen Lassalle-Briefe berücksichtigt, nicht so umfassend wie die bekannte größere Lassalle-Biographie Onckens, aber in ihrer knappen prägnanten Fassung bietet diese neueste Charakteristik ein noch schärfer umrissenes Lebensbild des Politikers Lassalle als das ältere Werk des Heidelberger Historikers. Heinrich Cunow

---

E. O. Lessing, **Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen.** Dresden, Verlag Karl Reißner. 346 Seiten.

Was man an diesem neuesten Literaturgeschichtswerk bedauert, das ist der Umstand, daß es mit Goethes Tode abschließt. Aber vielleicht hat der Verfasser die Absicht, gelegentlich seine Arbeit bis in unsere Zeit hinein fortzusetzen. Begrüßenswert wäre es; denn unter den mancherlei literarhistorischen Erscheinungen der letzten Jahre ist Lessings Buch eines der angenehmsten, klarsten und objektivsten. Keine bloße Aneinanderreihung biographischer Bilder, keine lexikalische Kleinklauberei, vielmehr ein Buch mit weitem geschichtlichem und sozialem Hintergrund. Nur haben die sozialen Faktoren mehrfach eine etwas zu knappe Beachtung und Berücksichtigung erfahren, und in puncto friderizianischer Geschichte hat der Autor von Mehrings verdienstvoller, wenn auch etwas einseitiger »Lessing-Legende« nichts profitiert.

Das Lessingsche Werk erhebt mit bewußter Absicht verschiedene Ansprüche, hat doch der Verfasser ihm als Motto ein Shakespearewort vorgesetzt, in dem von dem Abstreifen des Staubes des Alters und des aufgehäuften bergehohen Irrtums die Rede ist. Die Grundlage der Darstellung ist dem Autor die gewordene jeweilige geschichtliche Situation. Auf ihr breitet er den Gang des deutschen Schrifttums von der Völkerwanderung und dem Eindringen des Christentums in Deutschland bis zum Scheiden Goethes aus, lichtvoll und lebendig, in klarem, fließendem Stil. Die Vertiefung in Einzelheiten ist vermieden, aber das sicher umrissene Gesamtbild ist so, daß man ihm zustimmen kann. Lessing formt drei große Abschnitte: Mittelalter und frühe Neuzeit, das Zeitalter Friedrichs des Großen und die Vorklassiker und drittens den klassischen Zeitraum. Daß er vom »klassischen Zeitraum« die Jugend-

dramen Schillers und Goethes ausschließt und sie in den Vorhof dieses Abschnitts verweist, beeinträchtigt das Ganze nicht, da er jedem einzelnen dieser Werke voll gerecht wird und sie überdies als Grundmauern des kommenden Echten (Wallenstein, Tell, Faust) feiert. J. Kliche

Notizen

Der Achtstundentag in Frankreich. Der Französische Gewerkschaftsbund hat jüngst die Ergebnisse seiner Erhebung über die Durchführung des Achtstundentags in Frankreich bekanntgegeben. Nach einem diese Ergebnisse zusammenfassenden Bericht des Internationalen Arbeitsamts ergibt die Erhebung:

Im Transportgewerbe ist der Achtstundentag beziehungsweise die Achtundvierzigstundenwoche nicht allgemein, weil die verschiedenen Arten der Transportmittel Schwierigkeiten bereiten. In der Regel haben die Straßenbahner der kleinen Städte eine Arbeitszeit von 8 Stunden täglich beziehungsweise 48 Stunden in der Woche oder 96 Stunden innerhalb zwei Wochen. In anderen Städten und Bezirken wird der Durchschnitt berechnet für drei oder gar vier Monate, doch überschreitet er in der Regel 8 Stunden pro Tag nicht. Manche Gesellschaften haben die Arbeitszeit um eine Stunde verlängert, wie dies nach Anweisungen für die Verwaltungen möglich ist, aber diese Stunde wird als Überzeit bezahlt. Im Fuhrwerksgewerbe, ganz gleich, ob es sich um Kraft oder von Pferden gezogene Wagen handelt, sind die 8 Stunden Arbeitszeit gewöhnlich auf einen Zeitraum von 11 bis 12 Stunden verteilt, einschließlich der Zeit für die Essenspausen usw.

Bei den Glasarbeitern ist der Achtstundentag allgemein und nirgends in Gefahr.

Für die Holzarbeiter besteht ein besonderer Erlaß über die Durchführung des Achtstundentaggesetzes, der am 24. März 1921 erging. Er ist ziemlich allgemein beachtet worden, weil das Gewerbe mit den dadurch gleichzeitig gestatteten 120 Überstunden im Jahre auskommt. Seit einiger Zeit jedoch werden von Arbeitgebern wie auch von Arbeitern Versuche gemacht, die Vorschriften zu umgehen. Im Klavierbau wurde der Nachweis erbracht, daß die Produktion unter dem Achtstundentag größer ist als früher unter dem Zehnstundentag, obwohl die Arbeitsmethoden und Maschinen die gleichen geblieben sind.

Für die Sägemühlen- und Spielwarenindustrie sind Ausführungsbestimmungen noch nicht erschienen. Wo der Achtstundentag eingehalten wird, geschieht dies infolge des guten Willens des betreffenden Unternehmers.

Die Handelsangestellten haben in größeren Städten mehr oder weniger allgemein den Achtstundentag. In kleineren Städten arbeiten sie zwischen 8 und 9 Stunden.

Für den Bergbau ist die achtstündige Arbeitszeit Vorschrift, bei Übertagarbeit ausschließlich der Pausen; für Untertagarbeiter wird die Zeit von der Einfahrt des ersten bis zur Auffahrt des letzten Arbeiters gerechnet und einschließlich 30 Minuten Pause. Die Mehrzahl der Bergarbeiter ist entschlossen, sich gegen alle Versuche zur Wehr zu setzen, die darauf hinausgehen, die Arbeitszeit der Arbeiter unter Tage von der Einfahrt des letzten bis zur Auffahrt des ersten Arbeiters zu rechnen und die Pausen nicht mehr als Arbeitszeit anzusehen. Dadurch würde nämlich die Arbeitszeit auf 9 bis 10 Stunden verlängert werden. Erfolg versprechen sie sich besonders, wenn es gelingt, die Zufuhr fremder Kohlen ins Land zu verhindern und eine internationale Aktion der Bergarbeiter zustande zu bringen.

Die Häute- und Lederarbeiter arbeiten allgemein 8 Stunden, doch sind die 48 Stunden wöchentlich so verteilt, daß der Sonnabendnachmittag freibleibt; lediglich die Gerber arbeiten an allen sechs Wochentagen je 8 Stunden. Nur selten sind Versuche gemacht worden, mehr Überstunden zu arbeiten, als die Ausführungsbestimmungen zulassen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 24 Ausgegeben am 8. September 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Heinrich Dietz †

Der Tod reißt in die kleine Schar unserer Alten und Ältesten, die sich unserer Partei schon vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes angeschlossen und ihr seitdem, allen Verfolgungen zum Trotz, ihre ganze Arbeitskraft gewidmet haben, furchtbare Lücken. Vor drei Wochen hatten wir das Hinscheiden von Alwin Gerisch zu beklagen, und nun kommt aus Stuttgart die schmerzliche Nachricht, daß dort am Abend des 28. August Heinrich Dietz gestorben ist, der Senior und geistige Leiter unseres Stuttgarter Parteiverlags, dessen Gründung, Entfaltung und Aufschwung sein eigenstes Lebenswerk ist und an dessen Ausbau er bis zum letzten Lebenstag mit unermüdlicher geistiger Schaffenskraft gearbeitet hat, obgleich ihn, der am 3. Oktober dieses Jahres 79 Jahre alt geworden wäre, in der letzten Zeit ein sehr schmerzhaftes körperliches Leiden plagte. Bis zuallerletzt hat er trotz der Ermahnung seiner besorgten Freunde, sich doch in Anbetracht seines Leidens und seines hohen Alters mehr zu schonen, mit Aufbietung aller Willenskraft gearbeitet — ein Muster strengster Pflichterfüllung. Mehr als von vielen anderen, denen dieses Lob gespendet worden ist, kann man von Heinrich Dietz sagen, daß er tatsächlich in den Sielen gestorben ist. Noch vor wenigen Tagen habe ich von ihm, der niemals nur bloßer Verleger sein wollte, sondern mir stets auch ein treuer Freund und erfahrener Ratgeber gewesen ist, einen Brief erhalten, in dem er mir Mitteilungen über beabsichtigte Geschäftsänderungen machte.

Auf einer Ferienreise begriffen, habe ich die telegraphische Mitteilung vom Tode des verehrten wohlwollenden Freundes so spät erhalten, daß ich sofort ohne Aufschub an dessen Totenbett eilen mußte. Ich kann deshalb hier heute nicht im einzelnen darlegen, was Heinrich Dietz im Dienste der Partei geleistet und welche großen Verdienste er sich um die deutsche und zum Teil auch um die russische wissenschaftliche Parteiliteratur erworben hat, besonders aber, welchen Anteil er an der Gründung unserer Zeitschrift, der »Neuen Zeit«, gehabt und welche Opfer er ihr jahrelang an Arbeit und Geld gebracht hat. Ich gedenke das später in einem besonderen Artikel zu tun. Für jetzt muß ich mich auf eine kurze Skizze des emsigen schöpferischen Wirkens des Gestorbenen und seiner Erfolge beschränken.

Was wäre heute die deutsche Literatur des Sozialismus ohne Dietz, ohne seine Verlegertätigkeit, ohne seinen geschäftlichen Weitblick und ohne sein

durch keine geschäftlichen Fehlschläge zu entmutigendes Interesse an der Vertiefung und Ausbreitung der sozialistischen Lehre! Wohl sind seit dem Ende des Sozialistengesetzes verschiedene andere sozialistische Verlagsgeschäfte entstanden und haben wichtige sozialistische Werke zur Veröffentlichung gebracht, aber Heinrich Dietz gebührt der Ruhm, daß er bereits zu einer Zeit, als das Verlangen nach größeren sozialistischen Schriften theoretischer Art noch sehr mäßig in unserer Partei war und der Absatz dieser Schriften gewissermaßen erst organisiert werden mußte, wagemutig die Herausgabe solcher Werke übernommen hat, obgleich er recht wohl wußte, daß sie voraussichtlich keinen Buchhändlergewinn abwerfen würden. Nicht die Frage, ob ein Buch leicht Absatz finden werde, war für ihn bei der Annahme oder Ablehnung eines Manuskripts entscheidend; in erster Linie sah er auf den Inhalt des ihm angebotenen Werkes, namentlich darauf, inwieweit dessen Darlegungen zum Ausbau der sozialistischen Lehre beizutragen vermochten und sich zur Propaganda in den Reihen der sozialistischen Anhängerschaft eigneten. Er sah die Hauptaufgabe seiner Verlegertätigkeit nicht darin, möglichst viele Bücher ohne Rücksicht auf ihren Inhalt zu verkaufen, sondern den von ihm für nützlich gehaltenen Büchern einen Weg ins Lesepublikum zu bahnen. So begnügte er sich denn auch nicht damit, einfach ein Manuskript auf seine Brauchbarkeit zu prüfen und zu drucken. Er arbeitete gewissermaßen mit dem Autor, machte diesem Vorschläge, empfahl Erweiterungen oder Kürzungen, regte die Mitinbetrachtziehung dieses oder jenes Problems an oder verwies auf ähnliche Neuerscheinungen. Er war zugleich Kritiker, Berater und, wenn man so sagen darf, Souffleur der bei ihm ihre Schriften verlegenden Autoren.

Den Erfolg dieser Tätigkeit, die vielleicht der sozialistischen Gedankenwelt mehr Anhänger geworben hat als so manche großen Agitationsreden und parlamentarischen Verhandlungen, sehen wir in der großen Zahl gehaltvoller, immer wieder von neuem aufgelegter Schriften, die der Dietzsche Verlag herausgebracht hat. Allein die Internationale Bibliothek zählt 64 Bände. Vor allem hat sich Heinrich Dietz ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst um die marxistische Literatur erworben. Fast alle von Marx und Engels verfaßten Werke (leider vom Marxschen Hauptwerk, dem »Kapital«, bisher nur der erste Band) sind im Dietzschen Verlag neu erschienen, daneben der weitaus größte Teil des literarischen Nachlasses unserer beiden Altmeister, ihr Briefwechsel miteinander und der größte Teil der von ihnen für die »New York Tribune« und die »Neue Oderzeitung« geschriebenen wichtigeren Zeitungsartikel.

Auch die demnächst ihren 41. Jahrgang beginnende »Neue Zeit« ist eine Gründung des Hingeschiedenen, und zwar eine Gründung, der er stets ein ganz besonderes liebevolles Interesse bewahrt und der er im Laufe ihrer Entwicklung manches schwere Opfer gebracht hat, denn der Absatz dieses marxistischen Organs hielt sich zunächst auf recht bescheidener Stufe und erforderte immer wieder Zuschüsse. Ebenso erschien die früher von Klara Zetkin redigierte »Gleichheit« bis vor wenigen Jahren im Dietzschen Verlag, ferner

das Witzblatt »Der Wahre Jacob«, das Dietz meist selbst redigierte und das er gewissermaßen als sein persönliches Werk betrachtete.

Als Parlamentarier hat Heinrich Dietz lange Zeit den zweiten Hamburger Wahlkreis im Reichstag vertreten, und wie fast allen alten Kämpfern für die sozialistischen Ideen sind auch ihm während des Sozialistengesetzes schwere Verfolgungen und Bestrafungen nicht erspart geblieben. Am 27. Oktober 1880 wurde er aus Hamburg und bald darauf auch aus dem benachbarten Harburg ausgewiesen. Ebenso stieß er in Stuttgart, wohin er sich nach der Ausweisung wandte und wo er sich nach Übernahme der Leipziger Genossenschaftsbuchdruckerei ein eigenes Geschäft gründete, immer wieder auf Widerstand der Polizeibehörde. Zudem trug ihm 1886 seine Teilnahme am Kopenhagener Parteitag eine sechsmonatige Gefängnisstrafe ein.

So ist in unserem Genossen und Freund Heinrich Dietz ein Pflichtmensch dahingeschieden, der wie wenige seine ganze Arbeitskraft und seine ganze Befähigung in den Dienst unserer Partei gestellt hat, ohne eigennützig an sich selbst und seinen Vorteil zu denken. Und deshalb wird, wenn einst die Geschichte der Parteientwicklung während der letzten Jahrzehnte geschrieben wird, auch sein Name auf den Tafeln dieser Geschichte einen Ehrenplatz finden.

Heinrich Cunow

Gesetzmäßige Zusammenhänge in der gegenwärtigen Wirtschaftslage

Von Dr. **Karl Landauer**

Unter dem Druck der täglichen Erfahrung, daß unser aller Schicksal von den volks- und weltwirtschaftlichen Entscheidungen unmittelbar abhängt, ist die Kenntnis ökonomischer Einzeltatsachen in viel weitere Kreise gedrungen als früher. Eine Reihe von wirtschaftlichen Erscheinungen und Begriffen, die bis dahin nur dem Nationalökonomen, dem Großkaufmann und auch dem Bankbeamten bekannt waren, ist heute zum Diskussionsthema von Biertischen und Kaffeekränzchen und, was sehr viel erfreulicher ist, zum Gegenstand des Nachdenkens für große Teile der Bevölkerung geworden. Aber während eine früher unbekannte Vertrautheit breiter Schichten mit einzelnen Erscheinungen des Wirtschaftslebens und insbesondere des Geldwesens sich hergestellt hat, gelingt es nur sehr wenigen, aus ihren verschiedenen Wahrnehmungen und Erfahrungen samt dem, was sie hören und lesen, sich ein Gesamtbild der wirtschaftlichen Bewegungen der Gegenwart zu formen. Die Masse sieht zwar viele Tatsachen und schließlich auch die jeweilige nächste Konsequenz der einzelnen Tatsache, aber sie sieht nicht, wie alle diese Tatsachen ineinandergreifen und wie ihre Veränderungen sich gegenseitig bedingen. Ja, wir alle, auch diejenigen von uns, die sich berufsmäßig mit dem Studium ökonomischer Probleme zu befassen haben, sind stets in Gefahr, gerade hier zu versagen. Das Bild der Gegenwartswirtschaft ist so ungeheuer kompliziert und die wissenschaftlichen Mittel zu seiner exakten Erfassung, die uns die theoretische Wirtschaftswissenschaft bietet, sind noch so unausgebildet, daß unsere Fähigkeit zum richtigen Einordnen der Tatsachen mit unserer Tatsachenerkenntnis, die uns durch die tägliche Er-

fahrung aufgedrängt wird, nicht Schritt hält. Will man an der Verbesserung dieses Zustandes arbeiten, dann darf man sich vor allem nicht scheuen, scheinbare Selbstverständlichkeiten immer wieder erneut in ihrer zwingenden Bedeutung festzustellen, denn der Fehler liegt ja meist daran, daß uns Dinge, die wir an sich wissen, entschlüpfen, bevor wir sie an die Stelle des Kausalzusammenhangs setzen können, an die sie gehören. Da ist es schon eine notwendige, wenn auch bescheidene Arbeit, sich mit der Zusammenstellung sogenannter Binsenwahrheiten zu befassen und zu zeigen, wie manche zunächst einleuchtenden Vorstellungen unhaltbar erscheinen, sobald man sich bemüht, diese Binsenwahrheiten als unausweichliche ökonomische Gesetze restlos ernst zu nehmen.

Als in der ersten Hälfte des Jahres 1922 der Inlandswert der deutschen Mark so überraschend schnell sank, da wurden die stärksten Befürchtungen laut, was denn aus der Exportfähigkeit der deutschen Industrie werden solle, wenn wir die Weltmarktpreise erreicht hätten. Soweit sich diese Befürchtungen lediglich auf die Gefahr vorübergehender Störungen bezogen, waren sie zweifellos sehr berechtigt, aber vielfach dachte man bei jenen Prophezeiungen an einen dauernden Zustand der Konkurrenzunfähigkeit der deutschen Industrie. Nun müßte eine endgültige Erreichung der Weltmarktpreise allerdings den Beschäftigungsgrad der deutschen Industrie außerordentlich ungünstig beeinflussen; aber damit brauchen und dürfen wir vorerst nicht rechnen. Weltmarktpreise sind in Deutschland so lange immer nur vorübergehend möglich, als die Reparationslasten nicht auf eine erträgliche Höhe zurückgeschraubt sind. Solange nämlich die deutsche Mark Monat für Monat in so ungeheuren Mengen ins Ausland geht, ohne Gegenwerte hereinzubringen, solange Tag für Tag eine Flut von Papierzetteln ins deutsche Wirtschaftsleben hineingepumpt wird, so lange muß der Außenwert des deutschen Geldes eine stark sinkende Tendenz aufweisen. Die Weltmarktpreise laufen also den Inlandspreisen immer wieder davon. Nun könnte man meinen: da unsere inländischen Produzenten ja bereits reichliche Übung in Preiserhöhungen besitzen, werde es ihnen gelingen, die Weltmarktpreise jedesmal sehr rasch einzuholen; da muß man aber die leider oft übersehene Tatsache beachten, daß die inländischen Preiserhöhungen selbst wieder stark auf die Valuta drücken. Mit Recht schrieb Genosse Dr. Sachs in der Neuen Zeit vom 4. November 1921, 40. Jahrgang, Nr. 6: »Wenn man für 100 Mark Waren nur ein Drittel dessen erhält, was man früher für die gleiche Summe bekam, so wird man im Ausland, vorausgesetzt, daß sich dort die Preise nicht geändert haben, für die deutsche Mark in fremdem Gelde, Dollar oder Franken usw., nur ein Drittel dessen zu zahlen bereit sind, was man früher dafür gab.« Gerade das Streben der inländischen Produzenten nach dem Weltmarktpreis beschleunigt also das Tempo, in dem die heimische Valuta sinkt, und hilft damit selbst die Differenz zwischen Weltmarktpreisen und Inlandspreisen aufrechtzuerhalten; die inländischen Produzenten stoßen bei ihrer Jagd nach dem Weltmarktpreis diesen vor sich her und erreichen ihn deshalb niemals *für die Dauer*.

Es ist überhaupt eine in sich widerspruchsvolle Vorstellung, daß bei der heutigen Papierwährung und unter den gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Existenzbedingungen Deutschlands ein Steigen der Valuta den Export dauernd lahmlegen könne. Stellen wir uns vor, daß die Erscheinungen, wie wir vor-

übergehend nach Niederwerfung des Kapp-Putsches zu verzeichnen hatten, einmal einige Monate lang hindurch andauern würden: also Hebung der Valuta, damit Fortfall der Exportprämie, Rückgang der Ausfuhr, Stilllegung von Fabriken, Arbeitslosigkeit, allgemeiner Konjunkturrückgang. Der Rückgang der Exportziffern würde bedeuten, daß nun die Nachfrage des Auslands nach Mark geringer wird, daß also ein noch kleinerer Teil der nach wie vor für Devisenankauf zu Reparationszwecken ins Ausland strömenden Markbeträge von ausländischen Importeuren aufgenommen wird. Gleichzeitig würde im Innern der Konjunkturrückgang die Steuereinkünfte schmälern und das Reich nötigen, zur Deckung seines Geldbedarfs in noch höherem Maße die Notenpresse in Anspruch zu nehmen. Also vermehrte Inflation bei gesteigerter Passivität der Zahlungsbilanz! Unvermeidliche Folge: erneutes Sinken der Valuta, Wiederentstehen der Exportprämie, damit erneute Steigerung des Exports und Wiederaufleben der Konjunktur.

Es ist demnach nicht etwa ein Zufall, daß auf die Periode vorübergehender Annäherung an die Weltmarktpreise ein schroffer Sturz unserer Valuta erfolgte. Politische Einflüsse können diesen Sturz noch plötzlicher und tiefer gestalten, aber das schnellere Fallen liegt schon im Mechanismus unserer heutigen Volkswirtschaft selbst begründet.

Daß die Weltmarktpreise vorerst überhaupt nicht dauernd erreicht werden können, bedeutet freilich nicht etwa, daß die von den Produzenten angestrebte rasche Steigerung der Preise unschädlich ist. Ganz im Gegenteil: gerade weil diese inländischen Erhöhungen auch noch auf die Valuta drücken, vermehren sie auf doppelte Weise die Verelendung großer Volkskreise und die Schwierigkeiten der staatlichen Finanzpolitik; sie verteuern nicht bloß die inländischen Produkte, sondern auf dem Umweg über die Verschlechterung der Valuta auch noch die Einfuhrwaren. Es ist auch gänzlich falsch, wenn uns das Niveau der Weltmarktpreise vielfach als das sozusagen natürliche Preisniveau hingestellt wird, dessen Erreichung die »Natur der Dinge« über kurz oder lang erzwingen werde, so daß alle Gegenwehr sich als vergeblich erweisen müsse. Nicht die Gleichheit der Inlands- und Weltmarktpreise, sondern die Distanz zwischen beiden ist unter den gegebenen Verhältnissen eine unvermeidliche Erscheinung, die, einmal vorübergehend beseitigt, sich durch Sinken der deutschen Valuta wiederherstellt. Es bedarf dabei kaum der Erwähnung, daß auch diese Distanz ihre unerwünschten Begleiterscheinungen hat und daß es nicht Aufgabe rationeller Wirtschaftspolitik sein kann, für immer das allgemeine deutsche Preisniveau erheblich unter dem anderer Kulturländer zu halten. Es wird die Zeit wiederkommen, wo die deutsche Produktion die durch das Valutadumping treibhausmäßig geförderte Ausfuhr entbehren muß und kann. Lastet auf ihr nicht mehr der Druck der für Reparationszwecke nötigen Steuern, der die Konsumfähigkeit vermindert und auch die innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung notwendige Kapitalvermehrung verlangsamt, ist sie frei von den Störungen durch die Unbeständigkeit des Geldwerts, dann geben uns die Tüchtigkeit unserer Arbeiterschaft, die Leistungsfähigkeit unserer wissenschaftlichen Einrichtungen und die trotz aller Gebietsabtretungen großen natürlichen Produktionsvorteile Deutschlands genügend Mittel an die Hand, um im Konkurrenzkampf zu bestehen.

Die Distanz zwischen dem Inlandswert und dem Auslandswert der Mark ist bei früheren Diskussionen über die Ursachen der Geldentwertung zweifellos nicht immer genügend berücksichtigt worden. Da sich der Auslandswert schneller senkt als der Inlandswert, so kann offenbar nicht die Vermehrung des Papiergeldes unmittelbare Ursache der Entwertung sein; denn die Vermehrung der Geldzettel wirkt zunächst im Inland, und würde sie den unmittelbar bestimmenden Einfluß auf den Geldwert ausüben, so müßte dieser sich im Inland rascher senken als im Ausland; es müßten also die Inlandspreise im Durchschnitt rascher steigen als der Dollar oder der Frank, was nachweislich nicht der Fall ist. Die unmittelbare Tatsache der Geldentwertung ist die Anhäufung von Markbeständen im Ausland, herbeigeführt durch unsere passive Zahlungsbilanz. Da wir Monat für Monat große Summen deutschen Papiergeldes ins Ausland abführen müssen, um uns die Devisen für die Reparationsleistungen zu beschaffen, so sind in Holland, in der Schweiz, in Amerika eine Menge Papiermark vorhanden, mit denen zunächst niemand etwas Rechtes anzufangen weiß, da wir auch bei niedrigem Valutastand keinen so großen Export unterhalten können, daß das Ausland jene Markbestände zum Ankauf deutscher Waren verwenden könnte. Infolgedessen sind diese Papiermark billig zu haben, und da sie jeden Monat oder vielmehr jede Woche oder jeden Tag durch neue Devisenankäufe von Deutschland aus sich vermehren, so werden sie immer billiger, wie jede Ware, die in immer größeren Quantitäten auf den Markt gebracht wird, obwohl die Konsumenten von ihr schon nichts mehr wissen wollen.

Insoweit muß man den ausgezeichneten Darlegungen des Genossen Dr. Heichen in Nr. 17 und 18 der Neuen Zeit wie auch den Ansichten, die Genosse Dr. Sachs in dem obenerwähnten Artikel ausgesprochen hat, durchaus beistimmen. Doch scheint mir, daß besonders Genosse Heichen die Bedeutung der Inflation erheblich unterschätzt. Wenn auch unmittelbar die Bewegungen des Wertes der deutschen Mark durch die Zahlungsbilanz bestimmt werden, so sind doch die mittelbaren Wirkungen der Papiergeldvermehrung so entscheidende, daß wir sagen müssen: ohne die Inflation wäre die innere Geldentwertung unmöglich und die äußere hätte nur eine sehr viel geringere Stärke erreichen können.

Das Moment, das von den Anhängern der »Zahlungsbilanztheorie« in ihrem Kampfe gegen die »Inflationstheorie« nicht berücksichtigt wird, ist die Wirkung der Inflation auf den Zinsfuß. Wir haben gegenwärtig in Deutschland die merkwürdige Erscheinung, daß der Schuldner bei gewöhnlichen Geldschulden dem Gläubiger in Wirklichkeit überhaupt keinen Zins zahlt, sondern der Gläubiger noch einen Verlust in Kauf nimmt, gleichsam als Verwahrungsgebühr für das Geld. Das mag zunächst sehr absonderlich klingen, aber befremden kann nur die Ausdrucksweise; die Tatsache selbst ist uns allen bekannt. Was heute als sogenannter Zins bezahlt wird, das stellt, obgleich die Prozentsätze viel höher sind als vor dem Krieg, doch nur einen unzureichenden Ausgleich für den Wertverlust dar, den das Geld voraussichtlich in der Zeit zwischen der Ausfolgung des Darlehens und der Rückzahlung erleiden wird. Wenn heute jemand einem anderen 1000 Mark gegen 12 Prozent Zinsen auf ein Jahr borgt, dann muß er voraussehen, daß die 1000 Mark, die er heute hingibt, sehr viel mehr wert sind, als die 1120 Mark

sein werden, die er in einem Jahre zurückerhält, daß er also an Kaufkraft weit mehr hergibt, als er, Stammsumme und Zinsen zusammengerechnet, wiederbekommt.

Diese Erscheinung der zinslosen Volkswirtschaft — zinslos freilich nur im Sinne der Nichtexistenz realen Leihzinses bei Nominalgeldschulden, während sich das »Sachkapital«, wie Maschinen, Bergwerksanlagen usw., sogar teilweise besonders gut verzinst — erscheint um so befremdlicher, wenn man die ungeheure Kapitalvernichtung in Rücksicht zieht, die der Weltkrieg zur Folge gehabt hat. Der Leihzins ist doch nur der Preis für die zeitweise Überlassung von Kapital, der Kapitalmietpreis. Dabei war es in normalen Zeiten bei normalen Kreditgeschäften letzten Endes nicht Geldkapital, das überlassen wurde, sondern eine entsprechende Menge Sachkapital: indem der Darlehensnehmer etliche tausend Mark erhielt, bekam er wirtschaftliche Forderungsrechte an den gesellschaftlichen Gütervorrat an die Hand, die er nur durch Nachfrage auf dem Warenmarkt geltend zu machen brauchte, um sich eine bestimmte Menge Sachkapital, Produktionsmittel, für seinen Betrieb zu verschaffen. Mit zunehmender Knappheit an Sachkapital im Verhältnis zum Bedarf stieg daher der Zinsfuß, mit zunehmendem Angebot an Sachkapital sank er. Nun ist Sachkapital in ungeheurem Ausmaß vernichtet worden, es gibt davon auf der Welt und besonders in Deutschland weit weniger als früher — und der Zinsfuß ist nicht etwa entsprechend gestiegen, sondern im Gegenteil unter Null gesunken.

Diese Erscheinung ist eine Folge der ständig wachsenden Inflation. Die Banken erhalten so viel nominales Geldkapital, daß sie dasselbe nicht wirklich gewinnbringend unterbringen können, sondern froh sein müssen, nur einen Teil des Wertverlustes, den das Geldkapital erleidet, durch Ausleihen hereinzubekommen. (Trotzdem können die Banken große Gewinne machen, weil sie den auf die geschilderte Weise entstehenden Verlust auf ihre eigenen Gläubiger — Einleger, Kontokorrentinhaber usw. — abwälzen und außerdem in ihrer Funktion als Institute der Geldbewegung viel verdienen.) Würde die Inflation zum Stillstand kommen, die Geldentwertung aber unter dem Einfluß der passiven Handelsbilanz fortschreiten, so würden wir einen Zinsfuß bekommen, der heute noch phantastisch anmutet. Damit würde die Nachfrage zunächst nach Sachkapital gedrosselt; denn bei so hohen Zinssätzen wären die Unternehmer nicht mehr in der Lage, ihre Betriebe uneingeschränkt fortzuführen, weil sie sich nicht genug Kapital zum Einkauf der Rohstoffe usw. verschaffen könnten, ohne ihren Gesamtgewinn als Zins an das Leihkapital weiterzugeben. Aus dem gleichen Grunde müßte der Großhandel seine Nachfrage im Einkauf außerordentlich beschränken. Dies aber bedeutet »Lustlosigkeit« auf den großen Warenmärkten. Das bisherige Preisniveau wäre unhaltbar geworden, es würde also nicht bloß keine weitere Geldentwertung eintreten können, sondern es wäre sogar ein Wiederansteigen des inneren Geldwertes unvermeidlich. Auf die Spannungen, die das einstweilige Fortschreiten der äußeren Geldentwertung (unter dem Einfluß der passiven Zahlungsbilanz) und die entgegengesetzte Bewegung des inneren Geldwerts zur Folge haben müßte, sowie auf die Tendenzen zur Milderung dieser Spannung braucht hier nicht eingegangen zu werden.

Man kann die Unvermeidlichkeit einer solchen Entwicklung auch noch auf anderem Wege zeigen. Die Summe der Nennwerte aller Geldzeichen und

die Summe aller Warenwerte streben stets einander gleich zu werden; dieser Kerngedanke der sogenannten Quantitätstheorie des Geldwerts findet ja heute nur mehr wenige grundsätzliche Verneiner und dürfte wohl auch bei den Anhängern der Zahlungsbilanztheorie nicht auf Ablehnung stoßen. Ist der Gedanke aber richtig, dann gehört zur Aufrechterhaltung eines bestimmten allgemeinen Preisniveaus unter gegebenen sonstigen Umständen eine ganz bestimmte Menge von Geldzeichen, nach dem Nennwert gemessen. Das heißt aber, daß eine dauernde innere Entwertung des Geldes ohne dauerndes Fortschreiten der Inflation unmöglich ist und zu Reaktionserscheinungen führen muß, die den Zusammenbruch des Preisniveaus mit sich bringen. Als solche Reaktionserscheinung kommt eben das Ansteigen des Zinsfußes in Betracht.

So dürfte im ganzen doch die Inflationstheorie nicht das harte Urteil verdienen, das ihr Genosse Heichen zuteil werden ließ. Ohne Inflation wäre die innere Entwertung des deutschen Geldes unmöglich und damit auch die äußere zum mindesten stark abgebremst. Die Kennzeichnung freilich, die Heichen den auf die Inflationstheorie gestützten Argumenten gewisser Ententepolitiker zuteil werden ließ, bleibt trotzdem vollkommen zutreffend. Denn die Inflation ist nicht eine Folge deutscher Nachlässigkeit, sondern eine zwangsläufige Folge der Reparationen und des Versailler Friedens; wenn die Steuern nicht so gut eingehen und der Verwaltungsapparat nicht so billig funktioniert, wie wir alle wünschen, so dürfte uns nur d e r einen Vorwurf daraus machen, der uns das Kunststück zeigt, wie man in ein paar Jahren die psychologischen Wirkungen des Weltkriegs — und der Ententepolitik — ausgleichen kann. An den Ententestaaten sehen wir, daß sie dies Kunststück großenteils noch weniger zustande bringen als wir, obwohl ihnen niemand das staatliche Leben so erschwert, wie sie uns. Die Inflation ist nicht weniger eine zwangsläufige Folge der übermäßigen Reparationsverpflichtungen als die Passivität der deutschen Zahlungsbilanz; das Steuereinheben hat seine Grenzen, es gibt keine Methoden, um einem Volke die Hälfte seines realen Einkommens fortzusteuern. Wäre es aber überhaupt denkbar, die Inflation bei Fortdauer der gegenwärtigen Auslandsverpflichtungen abzustoppen, so würde zwar der Inlands- wie der Auslandswert der deutschen Mark gehoben, aber der Inlandswert wesentlich stärker als der Auslandswert, und vor allem hätte die Distanz zwischen beiden eine Tendenz zu wachsen; denn der Inlandswert würde nicht weiter sinken können, auf den Auslandswert aber würde nach wie vor die Passivität der Handelsbilanz drücken, was nur teilweise durch die bessere Aufnahmefähigkeit der ausländischen Geldmärkte für deutsches Papiergeld ausgeglichen würde. Da aber die Differenz zwischen Inlands- und Auslandswert der Mark für das »Valutadumping« entscheidend ist, so würde dieses ganz bedeutend verstärkt werden. Gerade die Verhinderung weiterer Inflation bei Fortdauer unerfüllbarer Reparationsverpflichtungen würde, wenn überhaupt möglich, eine verstärkte und wachsende Exportprämie zur Folge haben. Daraus kann man entnehmen, was von der Behauptung zu halten ist, daß Deutschland absichtlich die Inflation aufrechterhalte, um die Vorteile des Valutadumpings genießen zu können.

Bayern und die deutsche Volkswirtschaft

Von Dr. Hermann Schützinger (München)

Der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich hat auch wirtschaftliche Gebiete mit in den Bereich der Diskussion hineingezogen, die von den streitenden Parteien je nach der Art ihrer politischen Einstellung beackert werden. Die Bayerische Volkspartei, die Vorkämpferin des staatlichen Eigenlebens in Bayern, versucht die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Bayern und dem Reich als möglichst lose hinzustellen, um einem wirtschaftlichen Druckmittel aus dem Norden mit der Drohung der Herauslösung Bayerns aus der deutschen Wirtschaft begegnen zu können. Sie erklärt, Bayern könne ebensogut seine Kohlen aus England, Belgien, Frankreich und der Tschechoslowakei beziehen wie aus dem Ruhrgebiet, sein Kali aus Elsaß-Lothringen, seine Erze aus Briey, die benötigten Halbfabrikate aus der ganzen Welt, und seine Lebensmittel werde es auch überall los, der norddeutsche Lebensmittelmarkt ließe sich recht wohl durch andere Absatzgebiete ersetzen. Im übrigen sei Bayern im Begriff, sich durch den Ausbau seiner Wasserkräfte wirtschaftlich selbständig zu machen, andererseits aber sei das Reich abhängig von Bayern insofern, als die wichtigsten nord- und mitteldeutschen Industriegebiete von Bayern ernährt würden. Diese beiden Grundirrtümer verdienen eine nähere Untersuchung. Sie sollen auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Zunächst müssen wir zu verstehen suchen, wie die führenden Männer der Bayerischen Volkspartei dazu kommen, die Äußerung derartiger an Hochverrat grenzender Gedankengänge innerhalb ihrer Partei überhaupt zu dulden. Bayern hat sich seit Jahrhunderten innerhalb des deutschen Reichsverbandes eine gewisse kulturelle und wirtschaftliche Einheit zu wahren verstanden. Die eigenartige Stellung zwischen dem agrarischen katholischen Österreich, dem es wesensverwandt war, und dem industriell vorgeschrittenen protestantischen Preußen sowie dem Konglomerat der mittel- und südwestdeutschen Stadt- und Zwergstaaten begünstigte diese Entwicklung. Die Einbeziehung in das »kleindeutsche« Wirtschaftsgebiet unter Preußens Führung industrialisierte Bayern bis zu einem gewissen Grade, intensivierte die Landwirtschaft und verflocht beide, Industrie und Landwirtschaft, die sie vom Norden aus mächtig anregte, so eng mit dem Netz dieses Wirtschaftssystems, daß heute an eine Loslösung ohne schweren Schaden für Bayern nicht mehr zu denken ist. Der Präsident des bayerischen Statistischen Landesamts Friedrich Zahn hat diesen Befruchtungs- und Verflechtungsprozeß in seiner Broschüre »Bayern und die Reichseinheit« eingehend nachgewiesen. Danach ist die seit den siebziger Jahren erfolgte zunehmende Intensivierung der landwirtschaftlichen Betriebe auf die Zufuhren von Kunstdünger, Futtermitteln, Saatgut, landwirtschaftlichen Maschinen, Kohlen und Benzin zurückzuführen.

Die Forstwirtschaft zog größten Nutzen aus der Nachfrage nach Nutzholz, Grubenholz und Bauholz aus dem Norden. Die bayerische Industrie erhob sich auf dem Fundament der norddeutschen Steinkohle und des Eisens. Die bayerische Steinkohlenförderung vermag heute nur noch ein Siebtel des gesamten Landesbedarfs zu decken; sechs Siebtel muß Bayern von auswärts beziehen, darunter fünf Siebtel aus Norddeutschland. Die gesamte hochwertige bayerische Qualitätsindustrie, die Textil-, Maschinen- und Elektroindustrie, das Kunstgewerbe, die chemische Industrie beziehen ihre Halbfabri-

kate aus Rheinland-Westfalen, Hessen-Nassau und dem Saargebiet und liefern zum größten Teil ihre Erzeugnisse für den norddeutschen und ausländischen Markt. Dasselbe ist der Fall bei der Drahtwaren- und Spielwarenindustrie, der Gold- und Silberschlägerei, der Spiegelglas- und Bleistiftfabrikation, der Korb-, Webwaren- und Lederindustrie. Die »Autonomie« der bayerischen Wirtschaft ist also durch den Eintritt in das preußisch-deutsche Wirtschaftsgebiet zu einem sehr hohen Grade verlorengegangen. Bayern hat die Befruchtung durch hochwertige Gewerbe mit seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit bezahlen müssen.

Dessen sind sich die politischen Führer Bayerns, denen jede Industrialisierung zufolge ihrer kulturpolitischen Einstellung von Grund aus zuwider sein mußte, wohl bewußt. Sie fühlen, wie der Prozeß der Konzentration und Vereinheitlichung, der seit dem Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft als Folge ungeheurer Kraftanspannung besonders zutage tritt, Bayern zur »Wirtschaftsprovinz« herabdrückt.

Die Berliner Zentralen der industriellen und finanziellen Riesenorganisationen saugen auch in Bayern allmählich alles auf, was an irgendwie bedeutenden wirtschaftlichen Betrieben vorhanden ist. Die großen industriellen Unternehmungen müssen sich, wenn sie nicht verkümmern sollen, in die Konzerne eingliedern, die ihnen Kohlen- und Rohstoffkreditbasis und Absatz sichern. So haben sich die großen selbständigen Betriebe der bayerischen Textil-, Metall-, Maschinen- und Elektroindustrie bereits norddeutschen Konzernen angeschlossen.

Voraussichtlich werden wir in zehn bis zwanzig Jahren überall in Deutschland, außer in Berlin und vielleicht im Rheinland, die Großbetriebe in »Filialen« der Riesenbetriebe umgewandelt sehen. Die Gefahren, die hieraus für Kultur- und Geistesleben und die bayerische »Eigenart« entspringen können, haben die Führer der Bayerischen Volkspartei wohl erkannt.

Das geistige Leben eines Landes bleibt nicht unberührt von den Gesetzen der Wirtschaft und der Verschiebung des Kapitals aus den Zentren der Länder in eine große Reichszentrale. Die wissenschaftlichen Einrichtungen, Literatur und Kunst werden darunter leiden. Denn auch die Kunst kann die Atmosphäre der Regsamkeit, des starken Wollens und Handelns nicht entbehren, die unter modernen Verhältnissen eben nur dort entsteht, wo wirtschaftliche Führeraufgaben gelöst werden.

Der Kampf zwischen Bayern und dem Reich wird zweifellos nicht einzelner äußerlicher Paragraphen wegen durchgefochten; er bedeutet das Ringen eines jahrhundertealten Wirtschaftsgebiets um seine durch den gewaltigen Konzentrationsprozeß bedrohte Selbständigkeit. Rein politische Erwägungen spielen selbstverständlich auch mit herein. Dieses Aufbäumen der Bayern gegen die Herabdrückung zur »Provinz« geht so weit, daß man offenbar jeglichen Maßstab für wirtschaftliche Gegebenheiten vollkommen verloren hat und in aller Ruhe und Öffentlichkeit die Loslösung der bayerischen Wirtschaft vom Reich zunächst wenigstens als politisches Druckmittel diskutiert.

Die beiden Hauptargumente der Separatisten und Frondeure gegen das Reich sind: die bayerischen Wasserkräfte und deren Befähigung, die bayerische Industrie von der Kohlenlieferung aus Norddeutschland unabhängig zu machen und die Rolle Bayerns als »Ernährer« der nord- und mitteldeutschen Industriegebiete.

Die bayerischen Wasserkräfte sind zweifellos ein wichtiger Faktor im Aufstieg der bayerischen Wirtschaft. In ihrer Zusammenfassung im Rahmen eines gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftssystems sind sie sicherlich ein wichtiges Instrument des Volkes zur Beherrschung seiner Produktivkräfte. Ob sie aber den bayerischen Betrieben die Kohle voll und ganz ersetzen können, das ist sehr zu bezweifeln, nach den bisherigen Berechnungen sogar ausgeschlossen. Der bekannte Wasserbautechniker Geheimrat Schmick hat für ganz Deutschland eine Gesamtausnutzbarkeit von 5 950 000 Wasserkraft-Pferdekräften, somit rund 6 Millionen Pferdekräfte mittlerer Jahresleistung angegeben, eine Zahl, die der Wirklichkeit nahekommen dürfte. Diese 6 Millionen Pferdekräfte Jahreswasserkraft würden rund 30 Milliarden Kilowattstunden erzeugen können. Für Bayern wird nach den amtlichen Erhebungen eine erzeugbare Wasserkraft von jährlich 12 Milliarden Kilowattstunden angenommen.

Der Kernpunkt der Frage, ob Bayern, das allerdings etwa ein Drittel der gesamten deutschen Wasserkraftenergien besitzt, sich dadurch vom norddeutschen Kohlenbezug emanzipieren kann, muß durch einen Vergleich zwischen Wasserkraft und Kohle nach Quantität und Nutzungsmöglichkeit klargelegt werden. Geheimrat Klingenberg hat in seinem vor dem Reichswirtschaftsrat am 24. Februar 1921 gehaltenen Vortrag in Anlehnung an die im Reichsschatzministerium von Diplomingenieur Buth gemachten Aufstellungen folgenden Weg eingeschlagen: Es wurde der Vorrat an Kohle in Deutschland bei Teufen, und zwar der Steinkohlenbergwerke bis 2000 Meter Tiefe zu rund 310 Milliarden Tonnen Kohle angenommen, die voraussichtliche Lebensdauer unserer Steinkohlenvorräte zu 1000 Jahren. Wenn man nun im Anschluß an die von Klingenberg-Buth gegebenen Ziffern den Energiewert von 1 Kilogramm Steinkohle entsprechend der Ausnützung der Kohle zur Dampfkrafterzeugung in den letzten Vorkriegsjahren gleichsetzt mit 1 Kilowattstunde, würden sich mit 310 Milliarden Tonnen Kohle 310 000 Milliarden Kilowattstunden erzeugen lassen. Mit Wasserkraft könnten nach obigem während derselben Zeit, also in 1000 Jahren, 30 000 Milliarden Kilowattstunden erzeugt werden.

Diese Kilowattstundenzahl beträgt rund 10 Prozent der mit deutscher Kohle erzeugbaren Kilowattstundenmenge, somit unter Zugrundelegung der gesamten deutschen Wasserkräfte nur einen geringen Teil des gesamten Energievorrats.

Welch geringe Rolle die Wasserkräfte innerhalb der deutschen Wirtschaft heute noch spielen, mögen folgende Zahlen erläutern. An Wasserkräften sind bis heute in Deutschland ausgebaut rund 700 000 Pferdekräfte mit einer Jahreserzeugungsfähigkeit von 4 Milliarden Kilowattstunden. An Dampfmaschinen und Gasmotoren sind aber in Deutschland in Betrieb rund 35 Millionen Pferdekräfte. Zudem haben sich auf dem Gebiet der elektrotechnischen Großindustrie viele weitgespannten Hoffnungen nicht erfüllt. Manches auf Wasserkraft gestellte Verfahren ist durch andere von der Wasserkraft unabhängige Herstellungsarten überholt worden.

Das zweite wirtschaftliche Argument der bayerischen »Föderalisten« und »Partikularisten« lautet: Bayerns Ernährungslage ist unabhängig vom »Ausland«; es würden im Gegenteil die norddeutschen Industriegebiete größtenteils von Bayern ernährt.

Hier mögen einige Zahlen genügen. Vom 15. Juli bis Anfang November 1921 wurden nach Bayern eingeführt: Brotgetreide 65 631 Tonnen, Gerste 28 861 Tonnen, Mehl 15 126 Tonnen; ausgeführt: Brotgetreide 16 235 Tonnen, Gerste 16 618 Tonnen, Mehl 7 364 Tonnen. Vom 1. Oktober bis 5. November 1921 wurden 218 671 Zentner Kartoffeln aus- und 507 777 Zentner, also das Zweieinhalbfache, eingeführt.

Diese Zahlen zeigen, daß Bayern, wenn es auch manche norddeutschen Industriegebiete mit Fleisch und milchwirtschaftlichen Produkten versorgt, genau so von der Lebensmitteleinfuhr nach Deutschland, dem Entgelt des industriellen Mehrertrags, abhängig ist wie alle übrigen Länder des deutschen Wirtschaftsgebiets.

Bayern läßt sich eben aus der deutschen Wirtschaft nicht mehr herauslösen, wenn es nicht schwer Schaden leiden soll. Parteidemagogische Phrasen tut man gut, unter der statistischen Lupe des Nationalökonomen auf ihren inneren Gehalt zu untersuchen. Dann wird sich zeigen, daß die Abtrennung Bayerns vom Reich nicht allein eine Versündigung an der deutschen Nation, sondern auch ein wirtschaftliches Verbrechen sondergleichen wäre.

Zur gegenwärtigen Lage Sowjetrußlands

Eine Gesamtübersicht

Von Dr. **Elias Hurwicz**

Der Verlauf und das Ergebnis der Haager Konferenz sollte endlich einmal ein Anschauungsunterricht für alle diejenigen in Westeuropa sein, die den »neuen Kurs« der Sowjetregierung bisher wörtlich nahmen und da glaubten, daß in Sowjetrußland das Neue über Nacht kommen würde. Ganz das Gegenteil ist der Fall! Das »Alte« und das »Neue« liegen in Sowjetrußland heutzutage in wirrem Durcheinander, im Kampfe miteinander, und wollte man für das Verhalten der Sowjetregierung in diesem Chaos ein System, eine Formel, ein Bild finden, so wäre es nur das, daß sie den neuen Wein in die alten Schläuche so gießen will, daß diese morsch gewordenen Schläuche doch erhalten bleiben. Mit voller Klarheit trat dies beispielsweise auf dem letzten Moskauer Kongreß der auswärtigen Handelsdelegationen hervor, wo die Abschaffung des Außenhandelsmonopols der Sowjetregierung als »Durchbruch der Sowjetfront« bezeichnet wurde. Ganz unumwunden stellt man sich also vor die Bollwerke des kommunistischen Staates, um diesen zu erhalten, gleichgültig, ob dabei das Wirtschaftsleben Rußlands Schaden nimmt oder nicht. Die außerordentliche Zähigkeit, mit der die Haager russische Delegation ihre Positionen verteidigte, sollte für jeden Unvoreingenommenen schon deswegen keine Überraschung sein, weil ja als Lenins Nachfolger nicht nur die Opportunisten Stalin und Rykow, sondern, wenn auch inoffiziell, die Kommunistisch-Orthodoxen Bucharin, Trotzki und Dserschinski fungieren.

Die Haager Konferenz ist indessen auch für die Sowjetkreise zum Anschauungsunterricht geworden. Klar ersieht man das aus den Auslassungen des Berliner Offiziösus der Sowjetregierung »Nakanune«: »Nach Genua — Haag. Was aber nach Haag? Die Antwort ist klar: Ein permanentes Haag. Ein dauerndes Haag. Mit anderen Worten: Während des nächsten Jahres, der nächsten zwei, drei Jahre wird die Geschichte der Beziehungen zwischen

Rußland und Europa die Geschichte voneinander nachfolgenden Konferenzen von permanenten, verworrenen, schwierigen, ununterbrochenen und immer wieder sich erneuernden Verhandlungen sein. Aber — und das ist die Hauptsache — von Separatverhandlungen Rußlands mit jedem oder fast mit jedem der europäischen, vielleicht auch der amerikanischen Länder. Denn die Haager Konferenz ist eine historisch tief bedeutsame Konferenz, bei weitem bedeutsamer als die Genueser. Mit tödlicher Klarheit zeigte Haag, daß die Einheitsfront Europas gegenüber Rußland — nur ein frommer Wunsch ist; daß ein Gesamtvertrag Europas mit Rußland nur eine Fata Morgana ist, und dabei nicht einmal eine verlockende Fata Morgana.«

Auch die Sowjetkreise teilen also das Gefühl der Allgemeinheit, daß man in der Frage Rußland — Europa vor einer Wendung steht. Wie stehen indessen die tatsächlichen Aussichten auf die so viel versprochenen Separatverträge, die also das neueste Losungswort sind?

Die Bedeutung des Rapallo-Vertrags ist bereits seinerzeit von den beiden vertragschließenden Staaten als ein Muster eines derartigen Separatvorgehens hingestellt worden. Und doch macht sich jetzt in deutschen Handelskreisen eine Enttäuschung über die Ergebnisse der deutsch-russischen Handelsbeziehungen bemerkbar. Ganz besonders beklagt sich neuerdings das Organ der deutschen Großindustrie, die »Deutsche Allgemeine Zeitung«, über das Festhalten am Außenhandelsmonopol seitens der Sowjetregierung. Daraus ergeben sich bureaukratische Verzögerungen, die die deutschen Kaufleute verärgern. Auch die Bedingungen, die die Sowjetregierung den ausländischen Teilnehmern an den sogenannten gemischten Handelsgesellschaften stellt, erscheinen ihnen unannehmbar. Nach dem hierbei von der Sowjetregierung festgesetzten Kurs wird die deutsche Mark siebeneinhalbtausend Sowjetrubeln gleich geschätzt, während im freien Handel die Mark zirka achtzehntausend Sowjetrubel kostet.

Die Erfahrungen mit den bisher abgeschlossenen übrigen Separatverträgen sind gleichfalls nicht gerade vielverheißend. Der Handelsvertrag zwischen Schweden und Rußland ist vom schwedischen Reichstag nicht anerkannt worden; der Handelsvertrag mit Italien ist von der Sowjetregierung nicht ratifiziert worden; in Norwegen ist man über die Ergebnisse des Handelsvertrags auch nicht sehr erbaut. Die Vereinigten Staaten aber verharren bis heute in ihrer ablehnenden Haltung; Frankreich gleichfalls. Es bleibt also von den westeuropäischen Mächten vorderhand nur England, mit dem man bereits in Genua hinter geschlossenen Türen eifrig unterhandelt hat und diese Unterhandlungen auch im Haag wieder aufnahm. Es ist daher von großem Interesse, die außerordentlich vorsichtige und verklausulierte Art zu beobachten, in der der so bolschewistenfreundliche Haager Korrespondent des »Berliner Tageblatts« Herr Paul Scheffer über diese Aussichten berichtet:

Es bestehen sehr bestimmte Absichten, besonders in England. Man hat die Hoffnung, daß dort jetzt einige Vorbilder für die erschließende Tätigkeit geschaffen werden, zu welcher Europa in Rußland verpflichtet ist. Abgesehen von industriellen Konzessionen und den Petroleumplänen, scheinen vor allen Dingen landwirtschaftliche Unternehmungen sehr großen Stils in Frage zu kommen. Es ist zu erwarten, daß innerhalb der nächsten drei Wochen darüber die bestimmten, hier schon vorbereiteten Ergebnisse bekannt werden. Es werden die bedeutendsten sein, die bisher erzielt worden sind, aber immerhin nur ein kleiner Anfang gegenüber der ganzen Aufgabe. Es ist auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß in anderen Ländern, Frank-

reich einbegriffen, ähnliche Dinge in Vorbereitung sind und diese allmählich das Sprungbrett zu allgemeineren Abkommen auf dem Wege politischer Einzelverhandlungen bilden werden. Das ist wenigstens die bestimmte Hoffnung der Russen, die gar nicht so ganz unzufrieden sind. Was England angeht, so ist man da vielleicht schon weiter, als im allgemeinen geglaubt wird. Aber diese ganze Prozedur vollzieht sich nur in einer sehr langsamen Entwicklung, verglichen mit der viel schnelleren Hilfe, welche ein solidarisches Abkommen hier im Haag hätte bringen können und im Interesse Europas hätte bringen müssen.

Eine »sehr langsame Entwicklung« zeigt auch das russische Konzessionswesen. Oder vielmehr steckt es noch ganz und gar im embryonalen Zustand, verglichen mit den Plänen von Konzessionen, die die Sowjetregierung gleich aufgestellt hat, als sie diesen Weg betrat. Man vergegenwärtige sich doch, daß das »Dekret des Rates der Volkskommissare über Konzessionen«, in dem die Sowjetregierung nicht ohne Stolz erklärte, daß sie »gegenwärtig über eine ganze Reihe konkreter Vorschläge für die Erteilung von Konzessionen sowohl zur Ausbeute der Wald- und Bodenreichtümer Rußlands als auch für die Organisation einzelner industrieller Unternehmungen verfügt«, man vergegenwärtige sich, daß dieses Dekret bereits vom 23. November 1920 datiert, also fast zwei Jahre alt ist! Mit der ihr eigenen Beharrlichkeit hat indessen die Sowjetregierung auch durch den Mund ihrer Vertreter im Haag den Auslandskapitalisten eine unübersehbare Reihe von Konzessionen verlockend zu machen gesucht: Wälder, Papierindustrie, Zuckerindustrie, Zement, Zündhölzerindustrie an der Wolga und am Dnjeper, chemische Industrien im Donetzgebiet, landwirtschaftliche Industrien in Südsibirien, Viehzucht in Turkistan usw. Man hat förmlich das ganze ungeheure Reich nach diesen »fetten Bissen« abgesucht (ganz interessante Karten der Konzessionen bringt die von der »Russischen Korrespondenz« herausgegebene Denkschrift »Die Erteilung von Konzessionen Sowjetrußlands an das ausländische Kapital«, Leipzig, Frankes Verlag), nur daß diese »fetten Bissen« den ausländischen Kapitalisten, die mitten in einem zerrütteten Lande und in rechtlicher Unsicherheit arbeiten sollen, eher als harte Nüsse erscheinen.

Wenig verheißend sind auch die Aussichten des russischen Warenaustausches mit Westeuropa. Der Zug, der den russischen Außenhandel beherrscht, ist die passive Bilanz. Im Jahre 1921 wurden aus Sowjetrußland Waren im Werte von 20,2 Millionen Goldrubel ausgeführt, aber für 248,6 Millionen eingeführt. Zur Begleichung dieser Bilanz mußte also Rußland während des Jahres 1921 über 220 Millionen Goldrubel verwenden. In derselben Richtung entwickelt sich der russische Außenhandel auch im laufenden Jahre. Im Februar 1922 hat Rußland beispielsweise 205 000 Pud ausgeführt, aber 8,6 Millionen Pud eingeführt, so daß der Export lediglich 2,4 Prozent des Imports ausmacht. Man darf unter diesen Umständen sich nicht über die Freude verwundern, die in den Sowjetzeitungen jüngeren Datums über die Auffindung einer neuen »Exportware« herrscht, und zwar des Metallbruchs (unbrauchbare Maschinen usw.), der sich während der fünf Jahre der bolschewistischen Herrschaft angesammelt hat. Von verschiedenen Wirtschaftszentralen des Sowjetstaats sollen insgesamt über 5 Millionen Pud dieser Exportware angeboten worden sein, die man noch in diesem Jahre zu liquidieren hofft. Daß man aber zu solchen exotischen Mitteln greift, das beleuchtet die ganze Situation.

Und dennoch ... und dennoch! Wie hat doch Karl Radek auf das Fiasko von Haag reagiert? Er hat darauf hingewiesen, daß dieser Mißerfolg den Sowjetstaat nicht allzu empfindlich berührt, weil eine gute Ernte bevorsteht. In der Tat: die Sowjetregierung hat Glück! Alle Nachrichten: aus der Ukraine, aus Kubanj, aus dem Gebiet des Schwarzen Meeres und sogar aus verschiedenen Wolgagegenden bekunden übereinstimmend einen zufriedenstellenden Zustand der Ernte. Der Volkskommissar des Verpflegungswesens Brjuchanow schätzt die bevorstehende Gesamternte auf 2 Milliarden 700 Millionen Pud, also um 35 Prozent höher als im Vorjahr. In manchen Gegenden werden auf den Kopf der Bevölkerung 37 Pud kommen, im Durchschnitt 20 Pud und sogar in der Wolgagegend 16 Pud. Sehr wichtig ist die Bestätigung dieser Angaben durch einen Mitarbeiter eines Leiters der »American Reliefs Association« Dr. J. A. Morehead, der bekundete, daß beispielsweise in dem so unglücklichen Gouvernement Saratow die Anbaufläche doppelt so groß ist wie im vorigen Jahre, daß die durch die bitteren Erfahrungen belehrte Bevölkerung mit verdoppelter Energie das Land bearbeitet und daß die Ernteaussichten günstig sind. Auch die etwas merkwürdige Nachricht vom »Ende des russischen Hungers«, die neuerdings durch die gesamte Presse gegangen ist, findet hier wenigstens eine teilweise Enträtselung in der Erklärung, daß unmittelbare Hungersterbefälle aufgehört hätten.

Es braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, welche Bedeutung der Erntefrage in einem Agrarland wie Rußland zukommt. Es ist auch ohne weiteres ersichtlich, wie stärkend diese Aussichten auf die allgemeine Position der Sowjetregierung einwirken. Aber nicht nur auf ihre allgemeine Lage, sondern auch auf ihre besondere Position — die Rote Armee. Nachrichten aus allen Quellen weisen nämlich gegenwärtig übereinstimmend darauf hin, daß die Versorgung der Roten Armee, obwohl die Sowjetregierung nach wie vor sich ihre Belieferung mit Munition angelegen sein läßt, doch in puncto Verpflegungswesen außerordentlich schwer ist. Selbst der vor nicht allzulanger Zeit aus Sowjetrußland emigrierte und gegenwärtig einen wichtigen Posten im Generalstab Estlands innehabende General Lebedew, der naturgemäß bezüglich der Angriffseventualitäten der Roten Armee besonders empfindlich ist, weist darauf hin, daß die Zahl der Deserteure bis 40 Prozent erreicht. Es ist nun gar kein Zweifel, daß die Sowjetregierung die guten Ernteergebnisse in erster Linie darauf verwenden wird, die betreffenden Mißstände in der Roten Armee zu beheben.

Überschauen wir also unvoreingenommen und allseitig das Ganze, so müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß im Verhältnis zu Westeuropa Rußland zwar neuerdings wieder vor einer Wendung steht, daß aber ein glückliches Schicksal der Sowjetregierung zu Hilfe kommt und ihre »Evolution« verlangsamen wird.

Die neuesten Nachrichten schrauben übrigens die Erntehoffnungen erheblich herunter. Nach den letzten Berechnungen der offiziellen Sowjetstatistik wird der Erntedurchschnitt (nach dem aufsteigenden Fünfnummersystem) auf 2,9 veranschlagt, ist aber »nicht ganz befriedigend«. (Über das Ernteproblem wird nächstens ausführlicher zu sprechen sein.) Doch dies ändert kaum wesentlich an der geschilderten Sachlage.

Urkommunismus?

Von Heinrich Cunow (Schluß)

6. Gemeineigen und Nutzungsrecht

Aus der in letzter Nummer geschilderten gemeinsamen Bewirtschaftung der Pflanzungen durch die Hausgenossenschaften darf nicht geschlossen werden, die Pflanzungen seien durch die Rodung zum Eigentum (das Wort in unserem Sinne genommen) der Familiensippen oder Hausgenossenschaften geworden. Auch das bebaute Land der Dorfmark blieb Eigentum der Dorfschaft, die übrigens damit auch nicht zu beginnen vermochte, was ihr gefiel, sondern der Aufsicht des Stammes unterstand. So durfte sie zum Beispiel nicht irgendwelche Landteile an fremde Stämme abtreten. Die Pflanzungen der Hausgenossenschaften waren nur Nutznießungsland, auf das die Familiensippen nur so lange ein Nutzungsrecht hatten, als sie es nach den geltenden Rechtsanschauungen benutzten und bewirtschafteten. Ließen sie zum Beispiel eine Pflanzung länger brachliegen, als dem Brauch entsprach, so fiel sie wieder an die Dorfschaft zurück und konnte nun von einer anderen zum Dorfe gehörenden Hausgemeinschaft gerodet und in Kultur genommen werden. Ebensowenig durfte die Sippe ihr Land verkaufen oder verschenken. Das hat schon vor bald hundert Jahren Philipp v. Martius erkannt. In seiner Schrift »Vom Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens« (München 1832) schreibt er über die Landverhältnisse der brasilianischen Indianer südlich des Amazonenstroms, bei denen sich ähnliche Familiengemeinschaften herausgebildet haben:

Soweit die Familien einer Horde oder eines Stammes über einen gewissen Landstrich verbreitet wohnen, wird dieses Gebiet von jedem einzelnen als Eigentum der Gesamtheit betrachtet. Klar und lebendig ist in der Seele des Indianers dieser Begriff. Dabei aber denkt er sich das Stammeigentum als ein ungeteiltes, keinem einzelnen stückweise zugehörendes Gemeingut. Er wird es einem Individuum des benachbarten Stammes gar nicht oder nur aus Furcht gestatten, sich auf diesen Grund und Boden niederzulassen, obschon er dessen Wert für sich selbst so gering anschlägt, daß er den eigenen Wohnplatz oft ohne Ursache verläßt, um nach Laune und Willkür einen anderen Platz einzunehmen, worin er auch von keinem Stammesgenossen gehindert wird....

Martius geht dann näher auf das Landeigentum ein:

Durch das Bisherige haben wir angedeutet, daß der Wilde das von ihm angebaute Stück Land gewissermaßen als Besitztum seines Stammes betrachte. In engerem Sinne aber wird es auch unbewegliches Privateigentum, ebenso wie dies mit der Hütte der Fall ist; und zwar erscheinen diese beiden Immobilien vielmehr als Eigentum der ganzen Familie oder mehrerer in einer Hütte beisammenwohnender Familien, als daß sie ausschließlich einer Person gehörten. Hierin findet also eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Rechtsgewohnheiten der alten Griechen und unserer germanischen Vorväter statt. Solche liegenden Güter werden auch von den Indianern nur gemeinsam erworben und daher um so mehr als gemeinschaftliches Besitztum betrachtet. Eine oder einige vereinte Familien nämlich machen ein Stück des Urwaldes urbar und bepflanzen es mit Mandioka, Mais, Pisang, Baumwolle usw. Ohne eiserne Äxte werden solche Grundstücke nur mit großer Mühe hergestellt; auch sind sie überall nur von geringem Umfang (ich habe kein indianisches Feld gesehen, das mehr als eines Tagwerks Ausdehnung gehabt hätte). Die Geschäfte des Landbaus werden vom weiblichen Teil einer oder mehrerer, vereint wohnender Familien besorgt. Solange man denselben Wohnplatz beibehält, fährt man fort, dasselbe Grundstück Jahr für

Jahr zu bebauen; denn stets andere Teile des Waldes urbar zu machen und die bebauten zu verlassen, worin das Agrikultursystem der amerikanischen Kolonisten besteht, wäre zu mühsam. Durch diesen mehrjährigen Anbau werden das Grundstück und dessen Erzeugnisse Eigentum der Familie. Die Nachbarn erkennen die Rechtmäßigkeit des Besitzes von beiden faktisch an, indem sie das Grundstück weder für sich selbst ansprechen noch es benützen, wenn die Früchte abgeerntet sind. Sofern Land ohne Produktion dort im Überfluß und ganz wertlos ist, könnte man sagen: dem Indianer sei Privatgrundbesitz fremd und er pflege nur von seinen Stammesgenossen und Miteigentümern des gesamten Landgebiets ein untergeordnetes Proprietäts- und Nutzungsrecht durch teilweise Urbarmachung des Waldes für sich zu erwerben. Wir hätten somit hier die erste Anlage zu einem Ober- und einem nutzbaren Eigentum (Dominium divisum: directum et utile). Die Erwerbung des nutzbaren Eigentums geschieht unmittelbar durch ursprüngliche Besitznahme oder nachdem es von anderen verlassen worden.

7. Bodenanbau und Bodeneigentum in der Südsee

Eine etwas andere Entwicklung hat der Landanbau in der Inselwelt der Südsee genommen: eine Tatsache, die sich hauptsächlich daraus erklärt, daß der Wildreichtum selbst auf den größeren melanesischen Inseln weit kleiner ist als in den amerikanischen Wäldern, daher der Jagdertrag meist im Wirtschaftsleben der Inselbewohner eine ganz nebensächliche Rolle spielt. Wichtiger ist an den Küsten der Inseln die Fischerei, im Innern die Bodenkultur. Das hat dazu geführt, daß die Eingeborenen sich in manchen Gegenden schon früh dem Fischfang, der Schiffahrt, dem Handel gewidmet, während in anderen Gegenden mit günstigen Bodenverhältnissen die Männer sich bald an der Bewirtschaftung der Pflanzungen beteiligt haben.

Ferner ist auf dem Korallen- oder Steinboden mancher Inseln gutes, zum Anbau geeignetes Erdreich sehr knapp. Alles gute Land in der Nähe der Dorfansiedlungen ist bereits in Kultur genommen, so daß Neurodungen kaum noch möglich sind. Die Folge ist vielfach die Einführung des Pachtwesens. Die Mitglieder der Familien, die nicht genügend Land haben, ersuchen die reichen Familien, ihnen einen Teil ihrer Ländereien auf einige Jahre zu überlassen gegen das Versprechen, ihnen vom Ertrag einen bestimmten Anteil abzugeben. Andere, die ihr Verlangen nach Land nicht zu befriedigen vermochten, griffen zur Fischerei, zum Handel, zum Seeraub, vereinzelt auch zum primitiven Handwerk. Das hat auf einzelnen Inselgruppen, besonders in Ostpolynesien, zur Entstehung einer gewissen Ständeschichtung, zur Herausbildung von landbesitzenden und landlosen Schichten geführt und damit zur Durchbrechung alter Gemeinwirtschaftsformen.

Im allgemeinen haben jedoch sich auch in Melanesien und Polynesien aus den ursprünglichen Einzelfamilien vielfach große Familiensippen und Hausgenossenschaften mit einem nur innerhalb der Gemeinschaften vererblichen Landbesitz entwickelt. Durchweg findet man dort — wenigstens gilt das von den vorgeschritteneren Stämmen — vier Arten von Landsitz: unbebautes Stammesland, Gemeinschaftsland der Dorfschaften, Gemeinschaftsland der Familiensippe (die häufig zugleich große Hausgenossenschaften oder Gehöftschaften bilden) und persönlichen Landbesitz, das heißt Land, das einzelne Haushalte erst in neuerer Zeit für sich urbar gemacht haben. Das Größenverhältnis dieser Besitzarten zueinander wie auch die Art der Bewirtschaftung ist allerdings in den einzelnen Gegenden recht verschieden. Wo die Fa-

milienſippen eine überragende Bedeutung erlangt haben, ſpielt durchweg das Sonderland der Einzelhaushalte gar keine Rolle mehr, und während auf der einen Inſelgruppe die Dorfmark ſchon völlig aufgeteilt, das heißt in den Beſitz der Familiengemeinſchaften übergegangen iſt, umfaßt ſie auf anderen Inſeln noch weite Waldgebiete. Daraus auf die Herrſchaft verſchiedener Rechtsſyſteme und Eigentumsbegriffe zu ſchließen, wäre jedoch verkehrt. Die Urſache der Verſchiedenheit liegt oft lediglich in der größeren oder kleineren Ausdehnung des vorhandenen Bodens ſowie in ſeiner Lage und Nutzbarkeit.

So iſt beiſpielsweiſe beim Stamme der Sinogolo (Süſtweſtküſte Neuguineas) und der Motu (Port Moresby) eigentliches Gemeindeland kaum noch vorhanden. Alles brauchbare Land iſt im Laufe der Zeit in Familien- und Sonderbeſitz übergegangen. Ähnliches gilt von den Wamira an der Bartle-Bai. Bei ihnen, die früher in dieſes Gebiet eingewandert ſind und nur wenig Land beſitzen, befindet ſich aller Boden im Beſitz der Großfamilien (Sippſchaften), der Damms, die hier eine feſte Organiſation gewonnen haben. Der Vorſteher einer ſolchen Gemeinſchaft teilt vom Familienland den Einzelfamilien von Zeit zu Zeit beſtimmte Anteile zur Bebauung zu. Dagegen haben die Stämme der Tuguſeleia, der Turikurirubi und der nahverwandten Turikuri großen, ausgedehnten Gemeindebeſitz (Waldland), und jeder darf nach Gutdünken roden.

Der Unterſchied erklärt ſich im weſentlichen aus der anfänglichen Größenverſchiedenheit der Dorfwaldungen. Hatte von vornherein ein Dorf nur wenig Waldland, ſo bleibt, wenn die Bevölkerung ſchnell zunimmt, Zweiganſiedlungen entſtehen und die Rodungen eine große Ausdehnung erreichen, nicht mehr viel vom Gemeindeland übrig. Anders, wenn das Waldland eines Dorfes ungeheure Komplexe umfaßt. Dann mag im Laufe der Zeit noch ſo viel Land von den Dorfinſaſſen gerodet und in Sonderbeſitz genommen werden; immer noch dehnt ſich meilenweit das zum Dorfe gehörende Waldgebiet.

* * *

Es gibt demnach wohl einen Urkommunismus, aber er nimmt ſchon auf den früheſten Stufen der Wirtſchaftsentwicklung ſehr verſchiedenartige Formen an und hängt mit der Gliederung der Stämme in Totemverbände, Familienſippen, Hausgemeinſchaften uſw. eng zuſammen. Auch die kleinen Fiſcherei- und Kanoegenoſſenſchaften, die wir bei einigen Völkern finden, fallen durchweg mit der Haus- und Sippengemeinde zuſammen, das heißt, ſämtliche Mitglieder ſolcher Genoſſenſchaften ſind zugleich Haus- und Sippengenoſſen. Zudem aber erſtreckt ſich der primitive Kommunismus zunächſt immer nur auf Grund und Boden, und erſt auf einer relativ ſpäten Stufe, wenn längſt die urſprüngliche Horde zur Seßhaftigkeit übergegangen iſt, tritt als neuer Gemeinſchaftsbeſitz das Familien- oder Sippenhaus hinzu. Aber alles, was der einzelne ſelbſt geſchaffen oder durch eigene Arbeitstätigkeit erworben hat, iſt perſönliches Eigentum. Auch die vielfach bei niederen Jägerhorden angetroffene Verpflichtung der Jäger, von ihrer Beute einen Teil abzugeben, kann nicht, wie mehrfach geſchehen iſt, als »allgemeiner Hordenkommunismus« bezeichnet werden; denn nicht alle Hordenmitglieder haben auf die Beute Anſpruch, und diejenigen, die infolge ihres Familienverhältniſſes darauf einen Anſpruch haben, erhalten nicht den gleichen Anteil. Die Beuteabgabe iſt nur eine Notſtandsmaßregel, um die ſchwächeren Hordenmitglieder vor dem

Hungern und Verhungern zu schützen. Wenn Lewis Henry Morgan meint, daß auf den untersten Entwicklungsstufen der Menschheit reiner Kommunismus geherrscht habe und in seiner »Urgesellschaft« die Behauptung aufstellt: »Die Eigentumsidee bildete sich im menschlichen Geiste nur sehr langsam aus und blieb durch ungeheure Zeiträume im Werden begriffen und schwach; noch während der Wildheit zutage gefördert, bedurfte sie der ganzen Erfahrung dieser Periode und der darauf folgenden Periode der Barbarei, ihren Keim zu entwickeln und den menschlichen Verstand auf die Annahme ihrer beschränkenden Einwirkung vorzubereiten«, so ist das nichts als eine aus gewissen Naturrechtsanschauungen abgeleitete, allen Erfahrungstatsachen widersprechende Hypothese. Schon auf den untersten Wirtschaftsstufen finden wir die «Eigentumsidee« in scharfer Ausprägung vor; der Unterschied gegen später besteht lediglich darin, daß damals der Wilde nur wenig besaß und zu erwerben vermochte, was als Eigentum bezeichnet werden kann.

Es ist auch nicht richtig, wie Morgan behauptet, daß mit der Entwicklung der Wirtschaft der Kommunismus stetig abgenommen habe. In der langen Zeit, die die Entwicklung der Menschheit durchlaufen hat, finden wir vielmehr Perioden, in denen bald die kommunistischen, bald die individualistischen Einrichtungen schärfer hervortreten. Alle die agrarkommunistischen Institutionen der Germanen, Kelten, Slawen, die zum Beispiel Karl Bücher in seinem »Ureigentum« schildert, sind keine Fiktion, doch findet man sie nicht im Anfang der Wirtschaftsentwicklung; sie gehören einer weit späteren Entwicklungsstufe an als die von Morgan geschilderten Gentilinstitutionen der Irokesen.

Das Problem des Expressionismus

Von Dr. W. Hans

Ist der Expressionismus Beginn des Aufstiegs zu neuen ungeahnten Möglichkeiten, Götzendämmerung und »Weltwende«, wie kommunistische Enthusiasten (zum Beispiel Lothar Schreyer, Heinrich Vogeler) prophetisch verkünden? Ist er Aufbau, Erneuerung, Wiedergeburt der Kunst? Oder Zerrüttung, Zertrümmerung, Verneinung, Verwilderung und Verranntheit, krankhafte Ausgeburt einer revolutionsverderbten Zeit, wie rechtsbolschewistische Kunsttheoretiker und Moralphilosophen behaupten? Oder ist er Symptom des Untergangs europäischer Kultur, Endpunkt einer Entwicklung, Ende der abendländischen Kunst, ja der Kunst überhaupt, Ausdruck greisenhafter, unschöpferischer, allzu zivilisierter Zeit, wie der »Pessimist« Spengler (auch wenn er keiner sein will) und Worringer, der Abtrünnige, uns glauben machen wollen?

Ist der Expressionismus Ouvertüre, Introduktion, Exposition oder fünfter Akt, Katastrophe, das große Nichts? Verirrung, Versündigung (wider den heiligen Geist der Kunst) oder Sinnesänderung, Katharsis, Umschwung? Ist er nur Wollen, aber kein Können? Nur Programm und nicht Ausführung? Nur Wort, aber nicht Tat? Ist er heute schon tot (oder liegt doch wenigstens in den letzten Zuckungen), oder beginnt er nur die erste Unreife alles Jungen abzustreifen und ringt sich jetzt erst zu voller Entfaltung seines Wesens durch? Ist er die letzte Ausprägung eines individualistischen, allzu individua-

listischen Zeitalters, Auflösung alles Objektiven in subjektive Willkür oder erstes Wetterleuchten neuer »kollektivistischer« Kunst, einer Kunst, geläutert in der Glut der Gemeinschaft?

Das sind einige der Probleme, vor die die »junge Kunst« uns stellt, einige der Fragen, die noch immer aufs heftigste umstritten sind. Leidenschaftliche Anklage steht neben verzückter Verhimmelung. Eines also ist der Expressionismus jedenfalls: ein Zeichen, dem widersprochen wird, eine Aufrüttelung der Geister; ein Anreiz zum Nachdenken, zur Selbstbesinnung, zur Umkehr, zur Neuprüfung aller bisherigen Urteile und zur Eröffnung neuer Perspektiven.

Freilich, noch steckt allzu viel rein Polemisches und damit allzu K r a m p f h a f t e s, Unausgereiftes und Nervöses im Expressionismus. Das ist das einzige, worin man W. Hausenstein — auch er ist wie Worringer aus einem Paulus des Expressionismus ein Saulus geworden — bedingungslos recht geben kann. Aber man sollte endlich aus dem leidenschaftlichen Für und Wider herauskommen und sich an die wertvollere Untersuchung machen, ob der Expressionismus dem Boden seiner Zeit mit Notwendigkeit entkeimt, und die Zusammenhänge beleuchten, die noch kaum an irgendeinem Zipfel aufgedeckt sind. Gerade von Hausenstein hätte man eine solche »Soziologie« des Expressionismus erwarten dürfen, da er als erster das Prinzip der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Kunstwissenschaft anwandte und (in »Bild und Gemeinschaft« und »Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten«) den künstlerischen »Überbau« aus dem gesellschaftlichen Untergrund heraus zu erklären unternahm. Jetzt aber schreckt er (in der schwächster Stunde entstammenden Kampfschrift »Die Kunst in diesem Augenblick«[1]) nicht vor der Oberflächlichkeit zurück, den Expressionismus eine »wesentlich deutsche Konvulsion und Pedanterie« zu nennen. Er begibt sich damit fast auf das Niveau eines Benno Diederich, der in einem Vortrag über »Bolschewismus und Expressionismus«[2] in krassen ad hoc gewählten Beispielen expressionistische »Formzertrümmerung« und »Inhaltsbarbarei« bolschewistischen Zerstörungstendenzen vergleichend gegenüberstellt.

In die letzten Tiefen des Problems leuchtet auch G. Paulis Büchlein »Kunst und Revolution«[3] nicht hinein — will es vielleicht auch gar nicht —, geht ihm aber doch mit einem ganz anderen Rüstzeug zu Leibe. Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß Kunst Offenbarung seelischer Zustände nicht nur des einzelnen, sondern der Volks- beziehungsweise Kulturgemeinschaft ist, sucht er Spätgotik-Renaissance, Barock-Rokoko-Klassizismus und Impressionismus-Expressionismus als die Widerspiegelungen der großen Krisen der neuen Zeit (der Reformation, der großen Französischen Revolution und der Umwälzung unserer Tage) zu erfassen. Er zieht Linien von dem »fieberhaft gesteigerten Leben«, der allgemeinen Erregung, den auf »Entstofflichung« ausgehenden Tendenzen der Spätgotik zu den geistesverwandten Formen der Ekstase im Barock und Rokoko und zu dem nervösen Leben der Formen und Farben des Impressionismus, zu dem »entflammten dionysischen Wesen« in der Malerei eines Munch, Van Gogh, Nolde. Jedesmal aber sei (in Renaissance, Klassizismus, Expressionismus) der revolutionären Erregung die Ernüchterung, größere Kühle und Klarheit, eine neue Gesetzmäßigkeit, eine neue Disziplin der architektonischen und malerischen Kräfte gefolgt.

[1] München, Hyperion-Verlag. [2] Hamburg, Konrad Hanff. [3] Berlin, Bruno Cassirer.

Zweifellos geistreiche Parallelen, bestechend in ihrer feingeschliffenen Prägung. Aber es fehlt die letzte Vertiefung durch den (unerläßlichen) Hinweis auf die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse, aus denen die Revolutionen emporflammen.

Den ernsthaftesten Versuch bis jetzt, expressionistische Kunst aus dem Gesamtzusammenhang gegenwärtiger Kultur organisch hervorwachsen zu lassen, hat von kunstwissenschaftlicher Seite her Richard Hamann, der Verfasser des gescheiten Buches über den Impressionismus, unternommen (in seiner geistreichen Broschüre »Kunst und Kultur der Gegenwart«[4]). Er untersucht nicht nur die »eng zeitlich bedingte Form« des neuen Stils, er fragt auch nach seinem »ewigen Sinn«, seinem allgemeingültigen Kulturwert im Wellengang der Menschheitsentwicklung. Ihm erscheint das Problem Kunst nicht in willkürlicher Verengung und Vereinzelung. Er weiß von den gleichzeitigen und eng verschwisterten, vor allem auf »Tat und Schöpfung« abzielenden expressionistisch-aktivistischen Tendenzen in Politik und Wirtschaftsleben, in Pädagogik und Jugendbewegung, in Dichtung und Wissenschaft, und er sucht die Gesamtpsyche der Zeit zu diagnostizieren, indem er Impressionismus und Expressionismus in knappen Formeln gegeneinander abgrenzt. Vor allem aber: er setzt, wenn auch nicht scharf und eindeutig genug, vornaturalistische Kunst mit feudalem, naturalistische mit bürgerlichem und expressionistische mit proletarischem Milieu in Verbindung. Das Wesen des Expressionismus sieht er (in wenig glücklicher Formulierung) im »Schöpferischen«, in der »Sachlichkeit« und »Geistigkeit«. Sachlichkeit in dem Sinne, daß Farben, Formen, Töne, Worte nicht etwas anderes vortäuschen wollen (Illusionskunst), sondern in ihrer Zusammengehörigkeit eine in sich selbst ruhende, in sich vollendete Sache sind, die kein Außersich, kein Draußen braucht. So wird Expressionismus definiert als »Produktivität im Ausdruck« oder als die Kunst, die Objekte erzeugt, die »im rein Geistigen, das heißt Ästhetischen bedeutsam sind« (absolute Kunst).

Was Hamann aber fast ganz übersieht und was doch vielleicht das Wesentlichste des Expressionismus darstellt, das ist seine Tendenz zu neuer Gemeinschaft, sein Herauswollen aus der Vereinzelung in jeder Beziehung, seine Ablehnung des Individualismus in Kunst und Leben. Freilich, es ist zumeist nur *Suchen und Streben*, nur Sehnsucht, Schrei und Not, nicht Erfüllung. Das ist es auch, was den Expressionismus trotz aller Gegensätze — Hamann sieht nur Unterschiede, nicht das Gemeinsame — mit der »kunstgewerblichen« Richtung und mit dem Ringen nach einem neuen Lebensstil, mit dem sozialistischen Organisationswillen und mit der Planwirtschaft im modernen Städtebau und ähnlichem verbindet. Gewiß, dieses Gemeinschaftsgefühl liegt noch in heftigstem unausgeglichenem Widerstreit mit dem überkommenen Individualismus. Das verleiht dem Expressionismus das Unruhige, das Chaotische, das Krampfhafte. *Sein Wollen ist größer als sein Können.* Noch ist er Übergangskunst, geboren aus einer Übergangszeit. Noch ist alles im Fluß. Wie für Staats- und Wirtschaftsleben das Schwankende, das Hin- und Hergeworfenwerden, das Nebeneinander stärkster Extreme in nächster Nachbarschaft Charakteristikum unserer Zeit ist, so ringen auch in der Seele des Künstlers die schroffsten Gegensätze miteinander. Man emp-

[4] Marburg, Verlag des Kunstgewerblichen Seminars.

findet das Werden des Neuen voll bejahenden Glückes, doch verbunden mit tiefstem Schmerz, wie bei jeder Geburt.

Man will nicht mehr für den Markt schaffen, sondern für die Gemeinschaft. Aber die Gemeinschaft ist noch nicht da. Die Kunst darf nicht selbst Götze sein, sondern sie muß Gott dienen, so ähnlich sagt einmal der Romantiker Friedrich Overbeck. Diese Gesinnung lebt auch im Expressionismus, die demütige Auffassung von der Kunst als Dienerin. Aber der Kreis, für den man schafft, soll nicht ein abgeschlossener, geistesaristokratischer sein. Nicht mehr die Scheu vornehmer Distanz, das Odi vulgare volgus et arceo eines Nietzsche, eines Stefan George gelten. Proletarisch ist man in Gesinnung, Auftreten und Wollen. Nicht mehr Bohemien, aber auch nicht Elegant, sondern Arbeiter in der Kleidung. Nicht die Paläste will man schmücken, aber auch nicht in den bürgerlichen Wohnungen Stimmung der Behaglichkeit nach getaner Arbeit erzeugen, keine Ausstellungs- und Museumskunst produzieren, sondern den Stätten öffentlicher Freude, öffentlicher Feierlichkeit und öffentlicher Arbeit höhere Weihe verleihen.

So erklärt sich das auf starke Wirkung abzielende Wollen. Das ekstatische Gedicht, die scharfen, gehackten Worte und Gesten im Drama, die weithin leuchtenden schreienden Farben im Gemälde, auf Entfernung berechnet, sprengen den kleinen Kreis. Einer findet den mitreißenden Ausdruck für das, was alle beherrscht. Seine Ekstase ist die gleichsam Form gewordene Leidenschaft aller. Wie in Kaisers »Gas« einer plötzlich aus der Masse auftaucht, Wort wird für die anderen und wieder in der Masse verschwindet. Nur für Augenblicke wird durch ihn die Gemeinschaft sich ihrer selbst bewußt, er ist wie ein Meteor, das aus dem Dunkel plötzlich aufschießt, um ebenso rasch wieder in ihm zu versinken. Der urchristliche Gedanke des allgemeinen Priestertums in neuer Gestalt!

Literarische Rundschau

Rudolf Abraham, **Die Theorie des modernen Sozialismus.** Für die Jugend dargestellt. Berlin 1922, Verlag der »Arbeiterjugend«. 139 Seiten. Preis gebunden 20 Mark, geheftet 15 Mark.

Auf dem Titelblatt dieses Büchleins steht »Herausgegeben vom Hauptvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands«, und im Vorwort des Verfassers ist zu lesen: Die Arbeit »will ein Wegweiser sein für die unter unseren Jungen, die, von ernstem Streben nach Wahrheit und Erkenntnis erfüllt, bisher vergebens nach einem Führer durch die verschlungenen Gedankengänge des Marxismus gesucht haben«.

Nachdem ich beides gelesen, dachte ich mir zweierlei. Ad 1: der Hauptvorstand hat durch Lektorat das Buch als wissenschaftlich einwandfrei und leichtverständlich befunden. Ad 2: der Verfasser hat den ganzen Fragenkomplex, den er behandelt, derart durchgearbeitet, verstanden und verarbeitet, daß er sich mit Leichtigkeit an dies schwierige Unternehmen wagen kann. Denn nicht leicht ist es, den ganzen Stoff einwandfrei so zu beherrschen, daß man es wagen darf, ihn gerade der Jugend zu erläutern.

Sehen wir zunächst zu, was Abraham der Jugend zu sagen hat, und fällen wir dann unser Urteil.

»Unvergänglich und heute ebenso lebenskräftig wie je ist der Grundgehalt, der Wesenskern des Marxismus, nämlich die dialektische Betrachtung des Wirtschaftslebens, die materialistische Anschauung der Geschichte und die Evolutionstheorie.«

(S. 120.) Nach diesen Worten darf man auf die Behandlung dieser Probleme doppelten Wert legen. Zunächst die dialektische Betrachtung: »Die geistesgeschichtlichen Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung sind also ... die dialektische Forschungsmethode im Gegensatz zur sogenannten metaphysischen Denkweise.... Der Metaphysiker begnügt sich mit Feststellung dessen, was ist, ohne nach dem Werden und Vergehen zu fragen.« (S. 25.) Hierzu muß gesagt werden, daß zwar tatsächlich Engels in seiner Schrift »Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft« den Ausdruck »Metaphysik« ebenso verwendet. Das ist meines Erachtens aber für Abraham keine Entschuldigung, diesen Irrtum Engels' zu wiederholen. Im Gegenteil, das unnötige Hängenbleiben an dieser Terminologie bei einer Schrift für die Jugend und noch dazu bei einer solchen mit historischem Rückblick läßt dies völlig unverständlich erscheinen. Unter einem Metaphysiker versteht man denjenigen, der im Gegensatz zur wissenschaftlichen Untersuchung durch Spekulation die Welt ergründen will. Die Metaphysik fragt ferner nicht nach dem »Wie«, nach dem gesetzlichen Zusammenhang, sondern forscht spekulativ nach dem »Was« — um mit Riehl zu sprechen —, nach dem, was hinter den Erscheinungen steckt. Dementsprechend kann es metaphysische und wissenschaftliche Dialektiker geben. Hegel und Marx sind hierfür das beste Beispiel. Ferner: reine Idealisten und Materialisten sind Metaphysiker.

Das ganze Kapitel über die Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung ist höchst mangelhaft und bringt keineswegs das, was der Titel verspricht; selbst wenn man die irrige Terminologie zugrunde legt. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß der Begriff einer wissenschaftlichen Forschungsmethode (wohl etwas immerhin nicht ganz Unwichtiges für die Jugend) nur recht oberflächlich gestreift wird, werden geradezu köstliche »Tatsachen« vorgebracht. Hegel, heißt es, »hat als erster die Geschichte der Menschheit als einen innerlich zusammenhängenden, gesetzmäßig und sinnvoll abrollenden Prozeß darzustellen unternommen, einen Prozeß, in dem Notwendigkeit, nicht Willkür herrsche« (S. 26). Erstens kennt Abraham zum Beispiel Augustin, kennt er Herder und dessen Satz (den auch Cunow in seinem neuen Werk zitiert): »Auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen. Zweitens: Die Hegelsche rein spekulative Darstellung ist »gesetzmäßig«. Wie oft muß man es aussprechen, daß »gesetzmäßig« nichts ist als die Annahme, die durch das Experiment bestätigt wird; dieses Gesetz kann aber nie eine Aussage über einen »Gott« enthalten, über den »unbewegten Beweger« jeder Form. Die geschichtlichen Tatsachen liefern der geschichtlichen Annahme die Beweiskraft und erheben sie zum Gesetz. Entsprechen alldem die Hegelschen Spekulationen? Nein. Aber Marxens Denken bewegte sich nur auf dieser Linie — und daher war er im wahrsten Sinne ein Mann der Wissenschaft.

Ferner heißt es bei Abraham: »Der Materialismus jener französischen Philosophen beruhte auf einer ... metaphysischen Forschungsmethode.« (S. 28.) Metaphysisch im Sinne Abrahams. Die Antwort auf diesen Ausspruch gibt Abraham selber S. 64, wo er Comte erwähnt.

Auf all das andere über Marxens Abhängigkeit vom philosophischen Materialismus — immer nach Abraham — kann ich hier nicht eingehen. Abraham seine Irrtümer nachzuweisen, würde einen Artikel für sich benötigen. Auch vermisse ich die Klarheit der Darstellung.

Einer Entgegnung bedarf aber noch die »Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung«. Abraham erwähnt Cunows Werk »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«. Er hat es also gelesen. Schon der erste Band hätte ihm zeigen können, daß auch andere vor Hegel den Gedanken des geschichtlichen Zusammenhanges in mannigfaltiger Form geäußert haben. Der zweite Band dürfte ihn über die ökonomische Geschichtsauffassung eingehend aufgeklärt haben.

Leider hat er ohne Nutzen diese außerordentlich klare und tiefschürfende Arbeit gelesen. Nach Abraham gibt es immer noch »eine ökonomische oder technologische Geschichtsauffassung« (S. 34). Seine ganze Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung läuft auf diesen schiefen »technologischen« Standpunkt hinaus. Ich mag nicht Abraham widerlegen, denn es hieße Cunow wiederholen.

Wie Abraham selber sagt, hat er den Ausdruck »Revolution« nur im Sinne eines gewaltsamen Umsturzaktes gebraucht; um mit Lassalle zu reden, den Begriff des Revolutionären nur im Heugabelsinn erwähnt. Er glaubt dieses Thema im Rahmen seiner Schrift nicht ausführlicher darstellen zu können. Das ist zu bedauern; denn so geht für die Jugend gerade etwas Wesentliches verloren. Die Betonung des Wertes der »Evolutionstheorie« verlangt dies erst recht. Lassalles hätte man hier wenigstens kurz gedenken können.

So — und noch aus einigen anderen Gründen — gelangt er zu dem Wunsche einer »Synthese von Marxismus und Utopismus«. Ist die ökonomische Geschichtsauffassung zur »technologischen« entstellt, so ist das Zweigespann »Marxismus und Utopismus« verständlich. Gibt es aber eine ökonomische Geschichtsauffassung, dann weiß man, daß das Denken eine Rolle spielt. Dann wird es auch klar, daß der Ruf »Marxismus und Utopie« eine Folge irriger wissenschaftlicher Einstellung ist. Es muß heißen »Synthese von Teleologie und wissenschaftlicher Forschung«, und der revolutionäre Geist des evolutionären und wissenschaftlichen Sozialismus ist fest fundiert.[1]

Die hier nicht angeschnittenen Kapitel über die ökonomische Lehre des Marxismus sind weit besser und für den Laien nicht schwer zu verstehen.

Doppelt gewissenhaft muß man für die Jugend die Bücher prüfen. Einwandfreie wissenschaftliche Darstellung schließt nicht Gemeinverständlichkeit aus. Die Abrahamsche Arbeit erfüllt meines Erachtens nicht die Ansprüche, die die Jugend, und erst recht die Arbeiterjugend, an Lehrbücher stellen muß. Dr. Walter Israel.

Dr. C. W. Schmidt, **Die Insel Rügen.** Berlin-Hermsdorf 1922, Feller-Verlag. 143 Seiten. Mit 42 Textabbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte. Preis 40 Mark.

Mit diesem Band eröffnet der Feller-Verlag seine von Dr. C. W. Schmidt herausgegebene Sammlung »Deutsche Heimat-Führer«. In abgeschlossenen Bänden sollen die einzelnen Reisegebiete nach natur- und volkskundlichen Gesichtspunkten behandelt werden, darauf eingestellt, Naturerkenntnis und Heimatliebe in unserem Volke zu fördern. Der vorliegende erste Band, der von Deutschlands größter Insel, Rügen, von ihrer geologischen Formation, ihrer geologischen Geschichte, ihrer Pflanzen- und Tierwelt, ihrer geschichtlichen Entwicklung, von Volks- und Natursagen, Siedlungen, Sitten und Gebräuchen eine gedrängte Darstellung gibt, kann allen Deutschen auf das wärmste empfohlen werden. Man hat zwar den Eindruck, als ob diese und jene Gebiete, wie zum Beispiel die Flora und Fauna der Insel, zu knapp behandelt sind, aber andernfalls würde das Werk seiner Bestimmung, eine Ergänzung zu den Reiseführern zu sein, kaum gerecht werden. Rühmend muß die eindringliche Sprache, der frische und lebendige Stil hervorgehoben werden. Wenn die in Aussicht gestellten weiteren Bände dieser Sammlung ebenso wie Schmidts »Insel Rügen« geschrieben sind, darf man ihr im voraus einen sicheren Erfolg versprechen. Ernst Wilh. Neumann

---

[1] Siehe hierzu: Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie. Ferner: W. Israel, Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus, Verlag Gesellschaft und Erziehung, und Derselbe, Bemerkungen zu Cunows »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«, Neue Zeit, Nr. 3, 40. Jahrgang, 2. Band.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 25 Ausgegeben am 15. September 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Parteitag in Augsburg

Von Heinrich Cunow

Der Parteitag tritt dieses Jahr in Augsburg unter so drückenden, jeden freien Blick in die Zukunft hindernden und damit auch allen Wagemut und alle Tatkraft lähmenden Wirtschaftsverhältnissen zusammen, wie bisher kein anderer Jahreskongreß der deutschen Sozialdemokratie. Zwar sind für den Augenblick durch den Beschluß der sogenannten Reparationskommission die von Frankreich angedrohten gewaltsamen Pressionsmaßnahmen beseitigt; aber dieser Beschluß bedeutet weder irgendwelche Ermäßigung der durch das Versailler Friedensdiktat und das Londoner Ultimatum Deutschland aufgezwungenen unerfüllbaren Zahlungsbedingungen noch ein Moratorium in dem Sinne, in dem man sonst dieses Wort gebraucht. Höchstens kann man von einem kurzen Zeitgewinn, einer vorläufigen Hinausschiebung der Zahlungstermine reden; denn die demnächst fälligen Zahlungen werden Deutschland nicht auf längere Zeit gestundet; es wird nur der Zahlungsmodus geändert. Hätte sonst das deutsche Volk die vom 15. August bis zum 15. Dezember dieses Jahres fälligen Zahlungsbeträge zu den festgesetzten Terminen in Gold beziehungsweise in Dollar-Devisen zu zahlen gehabt, so wird ihm nun durch den Beschluß der Reparationskommission ermöglicht, zunächst die Beträge in Reichsschatzwechseln zu zahlen, aber unter der Bedingung, daß es diese Bonds binnen sechs Monaten in Gold einlöst und die Einlösung durch Verpfändung deutscher Sachwerte oder durch Hinterlegung entsprechender Golddepots bei auswärtigen Banken sicherstellt.

Deutschland muß also, falls nicht inzwischen das ganze Reparationszahlungssystem geändert wird, zu Beginn des Jahres 1923 neben den dann fällig werdenden neuen Zahlungssummen *auch noch die ganzen Zahlungsrückstände für die Zeit vom 15. August bis 15. Dezember 1922 in Gold zahlen*. Wird das Deutsche Reich in Anbetracht der steigenden Entwertung der Papiermark, der alle Berechnungen über den Haufen werfenden Zerrüttung der Reichsfinanzen, des stetigen Sinkens der Lebenshaltung großer deutscher Volksteile, der Unsicherheit der Import- und Exportverhältnisse dann imstande sein, diese enormen Zahlungen zu leisten? Wer einigermaßen die deutsche Wirtschaftslage in ihrer Abhängigkeit von der Weltwirtschaft kennt, wird zugeben, daß die Aussichten, die deutsche Reichskasse werde nach Ablauf von sechs Monaten so gefüllt sein, allen diesen Verpflichtungen nachkommen zu können, sehr gering sind. Was aber dann? *Dann stehen wir vor einer noch viel schlimmeren Wirtschaftskatastrophe als im vorigen Monat*, vor einem völligen Zusammenbruch des deutschen Wirtschaftsgetriebes — ungefähr dort, wo heute schon Österreich steht.

Es zeugt von einem sehr geringen Verständnis für die deutsche Wirtschaftsbewegung seit dem militärischen Zusammenbruch, wenn manche Zeitungen aus Anlaß des Beschlusses der Reparationskommission von einer wesentlichen Erleichterung der finanziellen Lage oder gar von einer glücklichen Wendung zur Lösung des Reparationsproblems sprechen. Solche Ausführungen sollte man gewissen in der Gefolgschaft Lloyd Georges marschierenden englischen Preßorganen überlassen, die, nebenbei bemerkt, diese Märchen auch nicht aus innerer Überzeugung auftischen, sondern aus bestimmten politisch-taktischen Gründen. Der Pariser Beschluß bedeutet lediglich eine kurze Hinausschiebung, zugleich damit aber auch eine Verschärfung der drohenden Katastrophe.

Noch immer werden die Versailler Zahlungsbedingungen in ihrer Wirkung auf das deutsche Wirtschaftsleben von vielen weit unterschätzt. Wie es in den Novembertagen 1918 in seltsamer Verblendung bei gar vielen Ideologen hieß, die Friedensbedingungen könnten gar nicht hart ausfallen, denn die westlichen Demokratien hätten, nachdem die deutsche Militärmonarchie gestürzt sei, durchaus kein Interesse daran, das deutsche Volk zur Verzweiflung zu treiben und dem neuentstandenen demokratisch-republikanischen Regiment in Deutschland unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten, so heißt es heute wieder, im ganzen wäre es uns ja unter dem Diktat der Ententemächte noch immer ziemlich leidlich ergangen, und so würde es uns auch wohl ferner leidlich ergehen, zumal England und Amerika ein großes Interesse daran hätten, die mitteleuropäische Wirtschaft nicht völlig ins Chaos versinken zu lassen. Daß wir heute nur auf Kosten der Zukunft leben, ist jenen Schwätzern noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie sprechen von Erfüllung der Versailler Forderungen und von Erfüllungspolitik, doch die Schwierigkeit, zum Teil völlige Unmöglichkeit der Erfüllung haben sie nicht erkannt.

Zeigten sich dann während der letzten Jahre auf den verschiedenen Ententekonferenzen weder Frankreich und Belgien noch Italien und England bereit, dem deutschen Wirtschaftselend Rechnung zu tragen, oder traten im deutschen Wirtschaftsgebiet starke Wertschwankungen, Teuerungswellen und Nahrungsmängel hervor, so machten diese Schwätzer einfach die Unfähigkeit, Schwäche oder Einsichtslosigkeit der jeweiligen Regierung dafür verantwortlich. Sicherlich, die Regierungen der letzten Jahre hätten im einzelnen manches tun können, der Wirtschaftsverschlechterung entgegenzuarbeiten. Statt der Ausarbeitung langer, erst in weiter Zukunft wirksamer Steuerprojekte hätten sie zum Beispiel, wie ich damals empfahl, sofort nach Einberufung der Nationalversammlung, um schnell Geld in die Hand zu bekommen, zur Durchführung einer oder mehrerer innerer Zwangsanleihen schreiten, die Zwangswirtschaft ausdehnen, für einzelne landwirtschaftliche Erzeugnisse den Produktionszwang einführen, die Einfuhr überflüssiger Genußmittel und Luxusartikel verbieten, den Export bestimmter Industrieartikel steigern und die Valutaspekulation möglichst einschränken müssen. Aber standen nicht solcher Wirtschaftspolitik die größten Widerstände gegenüber, sowohl auf seiten der Entente, die nichts tat, um das große Loch im Westen zu stopfen, als auch auf seiten der verschiedenen deutschen politischen Parteien. Wie ist nicht in Versammlungen und in der Presse gegen die Zwangswirtschaft gewütet und wie ist nicht die Erzbergersche Steuerreform

— und zwar gerade in unserer eigenen Presse — als geniales Mittel der Geldbeschaffung gepriesen worden! Ferner mit welchen kleinlichen Gründen ist nicht gegen die Beschränkung der Einfuhr von Genußmitteln agitiert worden! Hieß es nicht immer wieder, die Einfuhrbeschränkungen hätten nur den Zweck, die unteren Volksschichten, die während des Krieges doch so unendlich viel entbehrt hätten, nun, wo uns das Ausland alles Entbehrte wieder liefern könne, zugunsten der Reichen auch noch über die Kriegszeit hinaus knapp zu halten. Wenn der Regierung mit Recht ein Vorwurf gemacht werden darf, so ist es der, daß sie mit ihrem Handeln zu sehr auf das Gelärm der Presse und die sogenannte Volksmeinung Rücksicht nahm. Freilich ist das, wie die Geschichte lehrt, bisher noch der Fehler fast jeder Volksregierung gewesen, die in Zeiten hochgehender politischer Gärung in alte Lebensgewohnheiten eingreifende Zwangsmaßnahmen durchzuführen hatte.

Jetzt sind unter dem Drucke der Not auch die Gewerkschaften mit Vorschlägen verschiedener Einfuhrbeschränkungen an die Regierung herangetreten. Das zeugt von einer anerkennenswerten Einsicht in die inneren Zusammenhänge der heutigen Notlage. Leider kommen nur diese Vorschläge reichlich spät, teilweise bereits zu spät. Zudem werden den Gewerkschaftsführern kaum bittere Vorwürfe von seiten ihrer eigenen Gewerkschaftsgenossen erspart bleiben; denn wenn die Einfuhr von Tabak, Zigaretten, Kakaobohnen und -schalen, Schnäpsen, feinen Weinen, Südfrüchten usw. verboten oder eingeschränkt wird, so wird dadurch nicht nur mancher in seiner Genußgewöhnung gestört, sondern es werden auch in den von den Verboten betroffenen Betrieben Betriebsstörungen und Arbeiterentlassungen stattfinden. Die Gewerkschaftsleitungen müssen daher mit der Anschuldigung rechnen, sie hätten durch ihr Vorgehen dem Volke unentbehrliche Genußmittel entzogen und überdies die Arbeitslosigkeit gefördert. Hoffentlich lassen sie sich durch derartige kurzsichtige Vorwürfe aus den eigenen Reihen nicht dazu verleiten, wider besseres Wissen einen Rückzug anzutreten.

Eine wirksame Bekämpfung der zunehmenden Wirtschaftsverelendung wird erst möglich sein, wenn die deutsche Bevölkerung erkennt, wohin die deutsche Wirtschaft unter dem Drucke der Versailler Ententeansprüche treibt, und die sich in dieser Erkenntnis gewillt zeigt, nicht nur mit allen Kräften die Produktion zu steigern, sondern sich auch selbst vorerst harte Entbehrungen aufzuerlegen. Davon sind wir aber noch weit entfernt. Finden wir doch noch immer vielfach unter unseren eigenen Parteigenossen die Ansicht verbreitet, die heutige Not sei ein bald vorübergehender Zustand, da er mit innerer Notwendigkeit zur sozialistischen Wirtschaftsordnung führe. Und nicht nur viele Arbeiter sind dieser Ansicht, auch Karl Kautsky, der noch immer manchen Genossen als großer Wirtschaftstheoretiker gilt, prophezeit in seinem Vorwort zur Neuauflage der von Marx anläßlich der Gründung der Ersten Internationale verfaßten Inauguraladresse, daß in einigen Jahren die deutsche und englische Regierung in den Händen der Arbeiterschaft sein werde und diese also mit der Durchführung des sozialistischen Wirtschaftssystems werde beginnen können.

Sicherlich eine seltsame Einsicht in den Gang unserer Wirtschaftsentwicklung. Als 1914 der Weltkrieg hereinbrach, war es begreiflich, daß infolge der vor dem Kriege vielfach in unserer Partei herrschenden Zukunftsillusionen die Ansicht auftauchte, aus dem Kriegschaos werde sich, wie der Sage

nach der Phönix aus der Asche, in wunderbarer Kraft der Sozialismus erheben. Ich habe es daher auch als etwas fast Selbstverständliches empfunden, daß, als ich im April 1915 in meiner kleinen Broschüre »Parteizusammenbruch?« die Ansicht aussprach, die Folge des Krieges werde aller Voraussicht nach der Anbruch einer neuen finanzkapitalistisch-imperialistischen Ära sein, diese Ansicht von dem damals von Ströbel und Däumig redigierten »Vorwärts« und verschiedenen in dessen Spuren wandelnden Parteiblättern halb mitleidig für unsinnig erklärt wurde und Kautsky zum Nachweis meiner Urteilsunfähigkeit eine lange Artikelserie in der Neuen Zeit veröffentlichte — läßt sich doch niemand gern seine schönen Hoffnungsträume nehmen. Aber wenn heute jemand angesichts der nach dem Krieg eingetretenen Kapitalskonzentration und der steigenden Herrschaft der Bankfinanz über den Industrie- und Handelsmarkt, besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika und England, noch immer glaubt, die sozialistische Wirtschaftsära stände in den großen Industrie- und Handelsstaaten vor der Tür, dann vermag ich solche Glaubensstärke nicht mehr zu begreifen.

Das Hängenbleiben in solchen Illusionen von Anno dazumal versperrt den Betreffenden nach meiner Ansicht jeden klaren Einblick in die Entwicklungsrichtung der Weltwirtschaft und hindert sie daran, die heutigen Wirtschaftsprobleme auch nur halbwegs in ihrer Bedeutung für unser gesellschaftliches Leben zu erkennen. Aus solchen Illusionen herauszukommen und die Gegenwart zu nehmen, *wie sie ist, nicht wie sie nach sozialistischen Wünschen sein sollte*, und dieser Gegenwart mit ihren harten Anforderungen Rechnung zu tragen, ist deshalb *erste Bedingung unseres Fortschritts und Erfolges*. Wohl sind schon manche einstigen Illusionen durch den Krieg und seine Folgen vernichtet worden, doch noch immer heißt es: »Los von der alten Illusionsideologie und der Nichts-als-Agitationspolitik, tieferes Eindringen in die Gegenwartsprobleme, praktische Realpolitik!«

Der starke Einfluß, den die alten, durch die neuere historische Entwicklung überholten Illusionen noch immer auf weite parteigenössische Kreise haben, ist es auch, der mich, abgesehen von anderen Gründen, einer Vereinigung unserer Partei mit der U. S. P. D. mit großen Bedenken entgegensehen läßt; denn treuer als irgendeine andere sozialistische Partei des In- und Auslandes hat die U. S. P. D. die alten Illusionen und Traditionen der Vorkriegszeit bewahrt und sich in der bloßen Agitationspolitik festgefahren. In Anbetracht der Leichtigkeit, mit der ein großer Teil der Arbeiterschaft sich Stimmungen hingibt, ist daher leider zu befürchten, daß die überholten Anschauungen der U. S. P. D. auch auf das politische Denken und Handeln unserer Anhängerschaft wieder größeren Einfluß gewinnen und uns den Weg zu praktischer Gegenwartspolitik versperren. Doch ich möchte hier nicht nochmals gegen die Einigungspläne polemisieren, zumal ich bereits früher meine Bedenken dargelegt habe. Die Versammlungsberichte aus dem Reich und die zahlreichen Anträge zum Augsburger Parteitag wie auch die stattgehabten Verhandlungen zwischen den Zentralleitungen der S. P. D. und U. S. P. D. zeigen, daß in Augsburg und Gera mit großer Mehrheit die Parteiverschmelzung beschlossen werden wird. *Wir können diese daher bereits als ein gegebenes Faktum betrachten*, das Anerkennung fordert. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß die Einigung

dem Fortschritt der sozialistischen Arbeiterbewegung, ihrer Machtmehrung und der Stärkung ihres Einflusses auf Deutschlands Geschick dient. Wer recht hat — jene, die von der Einigung eine Machtmehrung der Sozialdemokratie erhoffen, oder jene, die trübe Folgen befürchten, darüber wird die Parteigeschichte der nächsten Jahre entscheiden. Erfüllen sich die schönen Erwartungen, die die Befürworter der Einigung an diese knüpfen, dann haben sie recht; führt dagegen im Laufe der nächsten Jahre die Einigung zur Schwächung der politischen Machtstellung der Sozialdemokratie, zur Bildung bürgerlicher Gegenbündnisse und zur Ausschaltung der sozialdemokratischen Parlamentsfraktionen aus den Regierungskoalitionen des Reiches und der Einzelstaaten, oder erheben sich in der geeinten Partei gefährliche innere Richtungskämpfe, dann haben die recht, die heute der Einigung widersprechen.

Anders verhält es sich mit den Bemühungen zur Vereinigung der Zweiten Internationale mit der sogenannten Zweieinhalb- oder Wiener Internationale, über die wie auch über die Einigung der beiden deutschen sozialdemokratischen Parteien Genosse Wels auf dem Augsburger Parteitag referieren wird. Für die Internationale handelt es sich, will sie ihrer Aufgabe gerecht werden, jetzt nicht um innere Parteidifferenzen noch um die Aufstellung von Programm- und Regierungsmaximen; sie hat ihre ganze Kraft auf die Abwehr der imperialistischen Machtpolitik der Siegerstaaten und den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas zu konzentrieren. Und in dieser Hinsicht vermag eine geeinte, in ihrer Bedeutung gehobene und mit fester Hand geleitete Arbeiterinternationale immerhin einen beträchtlichen Einfluß auszuüben, wenn sie auch in der heutigen Weltpolitik nur ein Machtfaktor unter vielen anderen ist. Die der Internationale angegliederte französische Partei hat freilich fast jeden Einfluß auf die französische Regierungspolitik verloren; aber in England wird die Arbeiterpartei voraussichtlich bei der nächsten allgemeinen Parlamentswahl eine große Anzahl von Sitzen erobern und damit zu einem gewichtigen mitbestimmenden Faktor der offiziellen englischen Politik werden. Vornehmlich ist damit zu rechnen, daß sie im eigenen Interesse ihrer Anhängerschaft auf eine Beseitigung des wirtschaftlichen Notstandes des mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiets hinwirken wird. Dennoch erscheint es mir verkehrt, allzu große Hoffnungen auf einen Wahlsieg der Labour Party zu setzen. So viele Mandate, um aus eigenem eine neue Regierung bilden zu können, wird sie schwerlich erlangen; das Wahrscheinlichste ist eine Regierungskoalition mit den Asquithschen Altliberalen und vielleicht einem Teil der Lloyd Georgeschen Gefolgschaft. In dieser Koalition wird aber voraussichtlich bezüglich der Außenpolitik der Altliberalismus die Führung haben. Zudem darf als sicher angenommen werden, daß in der Labour Party selbst nicht die ausgesprochen sozialistische, sondern die staatsmännisch-liberaldemokratische Richtung, sagen wir die Richtung Clynes, über die Mehrheit der Stimmen verfügen wird.

Im Vergleich zu den Verhandlungen über die beiden Einigungsfragen und über die Partei- und Reichstagstätigkeit im abgelaufenen Jahre werden wahrscheinlich die übrigen Referate in Augsburg ziemlich schnell erledigt werden, zumal sich an die beiden Tagungen in Augsburg und Gera ein Einigungs-Parteitag in Nürnberg schließen soll. Eine solche Erledigung der Tagesordnung im Eiltempo wäre sehr zu bedauern, besonders was Alwin

Saengers Referat über die Justizreform anbetrifft. Denn die Reform der Strafgerichte, des Strafgesetzes und des Strafverfahrens gehört zu den dringendsten Aufgaben der nächsten Zeit. Große Teile des deutschen Volkes stehen der heutigen Strafrechtspflege durchaus mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Dem kann nur abgeholfen werden, wenn das Strafgesetz dem heutigen Rechtsempfinden mehr als bisher Rechnung trägt, die Rechtsprechung vereinfacht wird und alle Volksschichten zur Mitarbeit herangezogen werden.

Ist demnach das Verhandlungsprogramm des diesjährigen Parteitags auch nicht besonders reichhaltig, so steht dieser doch vor sehr wichtigen, folgeschweren Entscheidungen — vor Entscheidungen, von denen in den nächsten Jahren im wesentlichen die Entwicklung unserer Partei und ihre Stellung im politischen Leben des neuen Deutschen Reiches abhängen wird. Mögen diese Entscheidungen in allen Teilen nach sorgfältiger Prüfung der Gründe und Gegengründe so ausfallen, daß sie einst in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie mit stolzer Befriedigung genannt werden.

Der Streit um den Aufbau der Arbeitsgerichte

Von Staatsanwalt **Marx** (Heidelberg)

In dem Aufsatz Wilhelm Schöttlers »Zur Fortbildung des Arbeitsrechts« (Neue Zeit Nr. 17, 40. Jahrgang, 2. Band) findet sich der Satz: »Mit Recht wurde die alte Forderung, die Arbeitsgerichte in die ordentlichen Gerichte einzugliedern, als völlig abwegig aufgegeben.« Dadurch könnte der Eindruck erweckt werden, als ob der Gedanke des Aufbaus der Arbeitsgerichte im Rahmen der ordentlichen Gerichte von keiner maßgebenden Stelle mehr vertreten werde. Dem ist aber durchaus nicht so. Der vom Reichsarbeitsministerium veröffentlichte und noch heute vertretene Entwurf eines Arbeitsgerichtsgesetzes (sogenannter Referentenentwurf) sieht eine enge organische Verbindung der Arbeitsgerichte mit den ordentlichen Gerichten vor. Er befindet sich damit allerdings im Gegensatz zum sogenannten Arbeitsrechtsausschußentwurf, der die Arbeitsgerichte in eine alle sich auf dem Gebiet der Arbeit abspielenden Vorgänge umfassende Arbeitsbehörde, das Arbeitsamt, einordnen will. Die Berufsvertretungen der Arbeitnehmer haben sich, soweit ich es übersehe, seinen Gedankengängen angeschlossen und lehnen den Standpunkt des ersteren Entwurfs ab. Die Geister scheiden sich aber nun nicht so, daß auf der einen Seite die Vertreter der bürgerlichen Gruppen stehen, auf der anderen Seite die der sozialistischen. Auf nichtsozialistischer Seite finden sich Anhänger des Arbeitsamts, ebenso wie von Sozialisten die vom Referentenentwurf aufgestellten Grundsätze befürwortet werden; so namentlich von Radbruch, der sich in seinen Erläuterungen zum Görlitzer Programm als Anhänger der Verbindung der künftigen Arbeitsgerichte mit den ordentlichen Gerichten bekennt.

Das Arbeitsrecht ist ein ganz wesentlicher Teil unseres bürgerlichen Rechts überhaupt. Was liegt danach näher, als die Richter der ordentlichen Gerichtsbarkeit mit der Rechtsprechung auf diesem Rechtsgebiet zu befassen, um so mehr, als in weiten Teilen Deutschlands sich die Amtsgerichte und ihre Richter eines nicht zu bestreitenden Vertrauens erfreuen. Auch die

Gegner des Referentenentwurfs spüren wohl, daß die Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte das Natürliche wäre. Ihre Argumente bewegen sich fast alle in negativer Richtung. Sie suchen die Berechtigung ihres Standpunkts vor allem durch den Nachweis zu erhärten, daß die ordentlichen Gerichte und ihre Richter nicht in der Lage seien, der Aufgabe der Arbeitsrechtsprechung gerecht zu werden.

Eine ganze Reihe sachlicher Gründe werden angeführt: den Richtern fehle die Vorbildung auf sozialrechtlichem Gebiet, die durch die allzu historische Orientierung des Lehrplans der Universitäten bedingt sei. Das Verfahren der ordentlichen Gerichte sei zu formstreng und deshalb unpraktisch. Das Verfahren sei zu langsam und verwirkliche nicht schnell genug die meist dringlichen Ansprüche des Arbeitnehmers. Und schließlich wird geltend gemacht, das ordentliche Prozeßverfahren sei zu teuer. Ich glaube indessen, daß nicht diese sachlichen Einwände, deren mangelnde Berechtigung ein so einwandfreier gründlicher Kenner unseres Prozeßverfahrens wie Levin nachgewiesen hat (vergl. »Reichsarbeitsblatt« 1921 Nr. 26/27), für die meisten, die gegen die Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte Stellung nehmen, den Ausschlag gegeben haben, sondern ein anderer, gefühlsmäßiger Faktor: das Mißtrauen gegen den Richterstand, das, aus der bedauerlichen Tätigkeit mancher kollegialer Strafgerichte sich herleitend, in zweifelhafter Verallgemeinerung sich auf die Zivilgerichte übertrug. Das »Korrespondenzblatt« des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 11. März 1922 spricht in seinem Leitartikel »Zum Arbeitsgerichtsgesetz« von der zünftigen Justiz mit ihrem veralteten, volksfeindlichen Staatsideal und fordert die Ausschaltung des Einflusses der bürgerlichen Justiz von den Arbeitsgerichten. Radlof bringt in seiner Abhandlung »Die Arbeiterschaft und der Kampf um die Arbeitsgerichte« (»Gewerbe- und Kaufmannsgericht« vom 1. Juni 1922) ebenfalls zum Ausdruck, daß die ordentliche Justiz reaktionär sei und das Vertrauen der Arbeiterschaft nicht verdiene.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Entscheidung in der Frage des Aufbaus der Arbeitsgerichte bei vielen unserer Parteigenossen allzusehr von allerdings sehr wenig erfreulichen Gegenwartserscheinungen bestimmt wird und daß sie sich bei ihrer Stellungnahme zu wenig von den Gesichtspunkten einer großzügigen Rechtspolitik leiten lassen. Die augenblickliche Gegensätzlichkeit zum zünftigen Juristenstand verführt zu Forderungen, die im Hinblick auf eine gesunde Rechtsentwicklung durchaus unangebracht sind. Radbruch hat in seinen schon erwähnten Erläuterungen zum Görlitzer Programm darauf hingewiesen, daß manche Justizforderung unseres früheren Programms bedingt war durch die Stellung der Sozialdemokratie als Oppositionspartei, unter den veränderten Verhältnissen aber nicht mehr gerechtfertigt erscheine, zum Beispiel die Forderung der Volkswahl der Richter, die zugunsten weitgehender Laienbeteiligung an der Justiz aufgegeben wurde. Mir will nun scheinen, als ob die starke Gegenwehr, die sich in den Kreisen unserer Partei gegen die Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte geltend macht, aus derselben oppositionellen Geistesart entspringe, die das Görlitzer Programm zu überwinden begonnen hat.

Es ist ja leider nur allzu wahr, daß weite Kreise vor allem unseres städtischen Richtertums es nicht verstanden haben, das Vertrauen der Arbeiter-

schaft zu erwerben. Das gilt nicht nur von den in großer Zahl vorhandenen antirepublikanisch gesinnten Richtern, sondern auch von dem überwiegenden Teil derjenigen, welche die heutigen staatlichen Verhältnisse bejahen. Die Mehrzahl der deutschen Richter ist so überzeugt von ihrer Unparteilichkeit und Objektivität, daß sie es nicht für nötig erachtet, nach außen hin ihre Übereinstimmung mit den Auffassungen des Volkes besonders zu bekunden. Viele erblicken schon darin ein Buhlen um die Gunst der Menge und befürchten davon eine Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit und Unparteilichkeit. Diese engstirnige und durchaus von Mangel an psychologischem Verständnis zeugende Auffassung findet sich leider auch bei zahlreichen demokratisch eingestellten Richtern, die, in Verkennung der Notwendigkeit, den Willen, Justiz und Republik miteinander in Einklang zu bringen, auch nach außen zu bekunden, es abgelehnt haben, sich dem republikanischen Richterbund anzuschließen.

Trotzdem aber darf man keine oberflächlichen Verallgemeinerungen vornehmen. Wenn Gerichte häufig in politischen Strafsachen versagt haben, darf daraus nicht ohne weiteres der Schluß gezogen werden, die Richter hätten schlechthin kein Verständnis für soziales Recht. Die Fehlurteile im Gebiet der politischen Strafsachen sind im wesentlichen der Ausfluß einer die heutigen staatlichen Verhältnisse innerlich ablehnenden Gesinnung. Diese Stellung zur Staatsform und den sie vertretenden Parteien schließt indessen das Verständnis für die Entwicklung und die Notwendigkeiten der sozialen Verhältnisse keineswegs aus. Man macht in der Praxis immer wieder die Erfahrung, daß Juristen, die politisch durchaus rechts stehen, die soziale Lage der arbeitenden Klasse richtiger einschätzen und gerechter beurteilen als manche, die parteipolitisch ganz anders abgestempelt sind. Die Interessenabwägung, die im Zivilprozeß, zu dem im Grunde genommen alle arbeitsrechtlichen Streitigkeiten gehören, die Aufgabe des Richters darstellt, ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, die nur der mit Erfolg ausüben kann, der in der Lage ist, sich auch in die sozialen Verhältnisse der Streitteile einzufühlen. Die politische Gesinnung tritt demgegenüber in den Hintergrund, das heißt, sie ist es nicht, worauf es in erster Linie beim Arbeitsrichter ankommt. Die bisherigen Vorsitzenden der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, denen jetzt so viel Lob gespendet wird, rekrutieren sich, das darf bei der Beurteilung der ganzen Sachlage doch auch nicht übersehen werden, zu einem sehr erheblichen Teil aus den gleichen Schichten wie die an den Amtsgerichten tätigen Richter, und man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß sie sich in ihrer politischen Gesinnung von den Richtern an den ordentlichen Gerichten nicht wesentlich unterscheiden. Und trotzdem haben sie unbestrittenermaßen zu allgemeiner Zufriedenheit ihres Amtes gewaltet. Das beweist, daß das Eigentümliche, das den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten ihr Gepräge und ihr Ansehen verlieh, nicht so sehr in der Art der Auswahl und der Bestellung der Vorsitzenden beruht, sondern in anderen Faktoren begründet liegen muß. Diese sind die Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung und das besonders geartete Verfahren.

Die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte sind demokratische Gerichte. Mit ihrer Einsetzung hat der demokratische Gedanke in der Gerichtsverfassung seinen ersten wirklichen Sieg errungen. Denn wo sonst in unserer Gerichtsverfassung die Laienbeteiligung vorgesehen ist, wurde das zugrunde liegende

Prinzip durch die Art der Auslese der Laienrichter wieder in erheblichem Grade verwässert.

Es gibt Leute, die ein Gericht nur dann als demokratisch gelten lassen wollen, wenn es vollständig aus Wahlen hervorgegangen ist. Theoretisch haben sie recht. Bei der Gestaltung von Staatseinrichtungen dürfen jedoch nicht theoretische Prinzipien ausschlaggebend sein; praktische Erwägungen müssen im Vordergrund stehen. Diese aber müssen von der Volkswahl sämtlicher Richter abraten. Die Regierung des Kantons Zürich, wo die Richter der unteren Instanzen bisher gewählt wurden, schreibt in der Begründung zu dem vor kurzer Zeit der gesetzgebenden Körperschaft vorgelegten Entwurf eines neuen Wahlgesetzes: »Es muß einmal ausgesprochen werden, daß die Volkswahl der Richter da, wo wir sie haben und wo im Ernste niemand an ihre Abschaffung denkt, zu Mißständen geführt hat, die auch von den wachsamsten Hütern der demokratischen Volksrechte zugegeben werden müssen.... Es ist ein Mangel, wenn die formale Rechtsordnung nicht imstande ist, dem Richteramt diejenigen Garantien der Unabhängigkeit zu gewähren, die dieses Amt verlangen muß.« Mit diesen letzten Worten wird ein Problem berührt, dem für Deutschland mit seinen zerrissenen Parteiverhältnissen ganz besondere Bedeutung zukommt. Der Vorsitzende eines Gerichts darf nicht in die Lage versetzt werden, auf Wählerstimmen Rücksicht nehmen zu müssen, was unvermeidlich ist, wenn er sich von Zeit zu Zeit wieder zur Wahl stellen muß. Darunter leidet die Unabhängigkeit des Richtertums. Die Durchdringung der gesamten Gerichtsbarkeit mit dem Laienelement unter Beibehaltung ernannter Vorsitzender sichert besser die Demokratisierung der Gerichte als die Volkswahl des gesamten Gerichts. Wie die Dinge nun einmal liegen, wird Deutschland auf unabsehbare Zeit ein Klassenstaat sein. Die Berufsrichter werden deshalb unvermeidlich aus der einen oder anderen Klasse stammen. Den Laienbeisitzern, die aus verschiedenen Lagern herkommen, fällt, wie es Radbruch so glücklich formuliert hat, die Aufgabe zu, im Richter das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß keine der Anschauungen, die er selbst aus seiner Heimatklasse mitbringen mag, selbstverständlich ist und ungeprüft bleiben darf. Die Laienbeisitzer der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, vor allem die aus den Arbeitnehmerkreisen, haben diese Aufgabe in hervorragender Weise erfüllt — und dies in einer Zeit, in der die Stellung der Arbeitnehmer gegenüber den heutigen Verhältnissen ungleich ungünstiger und wo es noch kaum möglich war, hinsichtlich der Persönlichkeit der Vorsitzenden bestimmte Garantien zu schaffen. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß es beim Aufbau der neuen Arbeitsgerichte im wesentlichen auf die demokratische Gestaltung dieser Gerichte ankommt. Dieses Ziel kann aber auch bei Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte erreicht werden ohne die noch zu besprechenden unerfreulichen Folgen, welche die Schaffung vollkommen selbständig aufgebauter Sondergerichte im Sinne des Arbeitsrechtsausschußentwurfs notwendig nach sich ziehen würde.

Auch der zweite Vorzug der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, die Schnelligkeit und Formlosigkeit des Verfahrens, wird bei einer Verbindung der Arbeitsgerichte mit den ordentlichen Gerichten unbedingt gesichert werden können. Es gibt keinen Richter, der es nicht mit Freuden begrüßen würde, wenn auf dem Wege über die Arbeitsgerichte die Vorteile eines vereinfachten Verfahrens der allgemeinen Gerichtsbarkeit zunutze gemacht würden.

Der Referentenentwurf begnügt sich indessen nicht mit der Laienbeteiligung und einem zweckentsprechenden Verfahren für die Arbeitsgerichte, sondern schafft weitere Sicherung gegen eine unsoziale Rechtsprechung durch eine Maßnahme, welche die Arbeitsgerichte vor ungeeigneten Vorsitzenden bewahren soll. Der Entwurf sieht vor, daß die Vorsitzenden nur im Einvernehmen mit der obersten Landesbehörde für die Sozialverwaltung — in der Regel wohl das Arbeitsministerium — von der Landesjustizverwaltung bestellt werden dürfen. Die im »Korrespondenzblatt« des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 11. März 1922 ausgesprochene Befürchtung, die oberste Sozialverwaltungsbehörde werde infolge ungenügender Personalkenntnis ihren Einfluß nur in ganz ungenügendem Maße zur Geltung bringen können, vermag ich nicht zu teilen. Diese Behörde ist jederzeit in der Lage, bei den wirtschaftlichen Vertretungen der entsprechenden Bezirke sich über die Eignung der von der Landesjustizverwaltung vorgeschlagenen Richter zu erkundigen. Ein allzu häufiger Wechsel dürfte übrigens, wenn die Gerichte einmal geschaffen sind, voraussichtlich in der Person der Vorsitzenden nicht eintreten, da bei den mit mehreren Richtern besetzten Amtsgerichten der einmal bestellte Vorsitzende nur mit ausdrücklicher Zustimmung der obersten Landesbehörde für die Sozialverwaltung abberufen werden kann. Wenn das dieser Behörde eingeräumte Mitbestimmungsrecht in nur einigermaßen richtiger Weise gehandhabt wird, kann sie eine starke Kontrolle über die Tätigkeit der Arbeitsgerichte ausüben. Die Kreise der Justiz empfinden dies auch und wenden sich, von ihrem Standpunkt aus begreiflich, in schärfster Weise dagegen mit der Begründung, daß die Justiz nicht die Herrschaft im eigenen Hause verlieren dürfe. Wie dem auch sei: der vom Referentenentwurf vorgeschlagene Aufbau der Arbeitsgerichte ist so demokratisch wie irgend möglich und sichert durchaus die Interessen der Arbeiterschaft. Der aus dem Mißtrauen gegen die Richter der ordentlichen Gerichtsbarkeit fließende Widerstand gegen die Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte erscheint mir deshalb wenig gerechtfertigt.

Dann aber muß gerade die Sozialdemokratie sich auf den Standpunkt des Referentenentwurfs stellen. Es sei einmal ganz abgesehen von dem Vorteil, der dadurch entsteht, daß, wie Radbruch sagt, der Geist der Arbeitsgerichte in unsere gesamte Gerichtsbarkeit übergeleitet werden kann und daß auf diese Weise die Demokratisierung unserer Ziviljustiz durch Zuzug von Laienbeisitzern erleichtert wird. Die Schaffung selbständiger Arbeitsgerichte gefährdet die Einheitlichkeit des Rechtes, zu der auch die der Gerichte gehört. Einmal wäre die Trennung der Arbeitsgerichte von den ordentlichen Gerichten überhaupt nicht restlos durchzuführen. In kleinen, vor allem in ländlichen Bezirken verbieten sich mangels genügender Beschäftigung besondere Arbeitsgerichte, insbesondere bei unserer heutigen Finanzlage, von selbst. Dann aber befürchte ich von einer völligen Verselbständigung der Arbeitsgerichte eine Weiterentwicklung nach der Richtung einer allgemeinen Zersplitterung der Gerichtsbarkeit in lauter Berufs- und Fachgerichte. Das wäre das Ende einer einheitlichen Rechtsentwicklung. Der Wunsch jedes einsichtigen Menschen sollte doch auf eine möglichst einheitliche demokratische Gerichtsorganisation abzielen. Unser jetzt schon durch die verschiedenen Rechtsgebiete arg zerklüftetes Gerichtswesen würde noch viel unübersichtlicher, wenn sogar ein einheitliches Rechtsgebiet wie das bürgerliche Recht noch auf ver-

schiedene Gerichte verteilt würde. Die Kompetenzstreitigkeiten wüchsen ins Ungemessene. Der Gesetzesunkundige, der schon jetzt häufig nicht mehr weiß, wo er seine Ansprüche geltend zu machen hat, fände sich ohne Hilfe eines Rechtskundigen überhaupt nicht mehr zurecht. Und deren Mitwirkung will man doch obendrein noch einschränken! Ein derartiger Zustand würde allen Grundsätzen eines volkstümlichen Rechtes, das unsere Partei nach ihrem Programm erstrebt, widersprechen. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß jede Berufsgruppe ihr eigenes Gericht habe — das würde uns zu mittelalterlichen Zuständen zurückführen —, die Hauptsache ist ein einheitliches Gericht für ein einheitliches Rechtsgebiet. Dann erst kann auch die Rechtsunsicherheit, die durch die verschiedenartige Rechtsprechung entsteht, beseitigt beziehungsweise vermieden werden. Wenn man Vertrauen in die Durchsetzungskraft des demokratischen Gedankens im Aufbau des gesamten Staatswesens hat, wird man auch der Überzeugung sein müssen, daß bei Verbindung der Arbeitsgerichte mit den ordentlichen Gerichten nicht nur bei den ersteren eine befriedigende Rechtsprechung vorhanden sein wird, sondern daß auch die gesamte Gerichtsbarkeit davon Nutzen ziehen und das in den Strafprozessen häufig in unerfreulicher Weise zum Ausdruck gelangende einseitige Klassenbewußtsein der Richter einer verständnisvollen und ausgeglichenen Denkungsart Platz machen wird.

Der Gedanke eines Aufbaus der Arbeitsgerichte im Rahmen eines einheitlichen Arbeitsamts hat etwas Bestechendes für sich und mag manchen, der die Organisation der Gerichte allzusehr von parteipolitischen Gesichtspunkten aus betrachtet, in hohem Maße für sich einnehmen. Über dem Gedanken der einheitlichen Arbeitsbehörde muß der einer möglichst wenig zersplitterten Gerichtsorganisation stehen, die die Einheit der Rechtsprechung und des Rechtsbewußtseins sichert. Weiterhin aber sollen Gerichte überhaupt nicht einem Verwaltungsbehördenapparat eingegliedert werden. Man würde anders den Grundsatz der Trennung der Gewalten, der gerade hinsichtlich des Gegensatzes von Justiz und Verwaltung von hervorragender Bedeutung ist, aufgeben. Es ist gerade von unserer Partei um die Durchführung dieses Grundsatzes stets mit allem Nachdruck gekämpft worden, weil man in ihm ein Palladium des Rechtsstaats gesehen hat. Man sollte sich deshalb nicht so leichthin bereitfinden lassen, ihn über Bord zu werfen. Der Grundsatz der Trennung der Gewalten ist eine wertvolle Errungenschaft unserer Rechtsentwicklung, der gerade in politisch bewegten Zeiten hervorragende Bedeutung zukommt, weil sie einen erhöhten Rechtsschutz gewährleistet. Und so ergibt sich aus meinen Ausführungen die Forderung: Angliederung der Arbeitsgerichte an die ordentlichen Gerichte unter dem Gesichtspunkt einer demokratischen und einheitlichen Gerichtsverfassung.

Volkswirtschaftliche Produktivität und die Steigerung

Von **Franz Laufkötter**

I

Das Erfurter Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands spricht von dem »*riesenhaften Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit*« als von einer der Ursachen, die die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zur sozialistischen

Wirtschaft und Gemeinschaft im Gefolge habe. Weil »die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind«, heißt es an einer anderen Stelle des Programms, entstehen die immer umfangreicher und verheerender werdenden Wirtschaftskrisen, die den Beweis liefern, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung. Hier wird die Auffassung vertreten, daß die fortwährend steigende Produktivität der Arbeit, die aus der gesteigerten Produktivkraft der menschlichen Arbeit entspringt, notwendigerweise den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise sprengen und dadurch dem Sozialismus die Bahn freigeben müsse. Es mag dahingestellt bleiben, ob es richtig ist, daß das Mißverhältnis zwischen der Produktivkraft und der Konsumtivkraft (richtiger Kaufkraft) der Massen immer größere Krisen erzeugen und dadurch den Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft herbeiführen wird, in der Praxis steht zweifellos fest, daß wir alles daransetzen müssen, die Produktivität unserer Arbeit wesentlich zu steigern. Alle Welt schreit nach Steigerung der Produktivität durch Steigerung der Produktivkraft, und besonders in dem besiegten, unter dem Druck der Siegerstaaten schier zusammenbrechenden Deutschland ertönt überall und immer dringender der Ruf nach höheren Leistungen durch stärkere Anspannung aller Kräfte, damit wir imstande seien, nicht nur den uns von der Entente auferlegten Pflichten gerecht zu werden, sondern auch unser Land und unser Volk vor dem Zusammenbruch zu retten und wieder auf die Höhe wirtschaftlichen Wohlstandes zu bringen.

Daß über die einzuschlagenden Wege und die anzuwendenden Mittel einer Steigerung der Produktivität die Meinungen weit auseinandergehen, darf uns nicht wundernehmen, auffällig muß aber erscheinen, daß über das Wesen der Produktivität selbst sehr verschiedene Auffassungen bestehen. Es ist eine Tatsache, daß die Volkswirtschafter über diese Frage uneins sind und das Wort Produktivität in der verschiedensten Bedeutung gebrauchen, und daß es im gewöhnlichen Leben zu einem Schlagwort geworden ist, unter dem sich jeder seinen Teil denkt. Es sei nur erwähnt, daß der Verein für Sozialpolitik auf seiner Tagung in Wien (1909) das Thema »Die Produktivität der Volkswirtschaft« in mehreren Referaten und in einer lebhaften Aussprache eingehend erörtert hat, ohne daß eine Einmütigkeit in der Auffassung erzielt wurde. Auch heute noch, und noch mehr als früher, herrschen auf diesem Gebiet Meinungsverschiedenheiten, die einem Aneinandervorbeireden der Theoretiker Vorschub leisten, aber die Arbeit der Praktiker ungemein erschweren. Da erscheint es denn angebracht, wenigstens den Versuch zu machen, einigermaßen Klärung zu schaffen.

Wenn wir von einer produktiven oder unproduktiven Tätigkeit sprechen, so fällen wir über die Arbeit (die Verausgabung von Arbeitskraft in irgendeiner Form) ein Werturteil. Enthalten wir uns dieses Werturteils und betrachten wir das Arbeiten rein wirtschaftlich, so zeigt sich, daß Produktivität die Fähigkeit bedeutet, irgendein Ding hervorzubringen, das in dieser Form noch nicht vorhanden war, oder einen Dienst zu leisten. Es wird entweder etwas Neues geschaffen in greifbarer Form als Gebrauchswert, oder es wird eine Tätigkeit verrichtet, die dem Einzelmenschen oder der Gruppe zugute kommt. Augenscheinlich handelt es sich hier darum, daß die Tätigkeit einen Erfolg auf-

zuweisen hat, daß sie nicht nutzlos, also keine Kräftevergeudung ist. Allerdings braucht der äußere Erfolg der Arbeit nicht unmittelbar in die Augen zu springen und offen zutage zu liegen, er kann sich erst später bemerkbar machen. Weil zahlreiche Menschen dies nicht beachten, sind sie der Meinung, daß lediglich der greifbare, sichtbare Erfolg der Arbeit ihr den Charakter der Produktivität verleihe, weshalb sie die geistige Arbeit als unproduktiv geringschätzen. Die gegenwärtig deutlich zutage tretende Mißachtung der Geistesarbeit und die Zurücksetzung der Geistesarbeiter erklärt sich aus der rein äußerlichen Wertung der Arbeit nach dem materiellen Erfolg. Der volkswirtschaftlich geschulte Mensch weiß, daß die Arbeit eines Lehrers, der die heranwachsende Jugend zur Tüchtigkeit erzieht, eines Arztes, der Kranke gesund macht, eines Dichters, der uns neue Lebensfreude und Arbeitslust schafft, ebensogut auf Produktivität Anspruch verleiht wie eine mechanische Arbeit, die Gebrauchswerte liefert. Von diesem Gesichtspunkt aus muß selbst das Spazierengehen, das Ballspielen, das Turnen usw. als produktive Tätigkeit bezeichnet werden, nicht minder auch das Essen und Trinken als Vorbedingung künftiger Produktivität. In dieser Beziehung muß der Begriff Produktivität möglichst weit ausgedehnt werden. Es kommt lediglich darauf an, daß aus der Arbeit ein gegenwärtiger oder zukünftiger, ein direkter oder indirekter Nutzen herausspringt.

Der erzielte Erfolg muß auch dem Arbeitsaufwand entsprechen, er muß der auf ihn verwandten Arbeitsmühe angemessen sein oder sie, wenn möglich, übertreffen. Unser wirtschaftliches Denken ist darauf eingestellt, daß wir nur jene Tätigkeit als produktiv bezeichnen, die sich lohnt, wie man landläufig sagt, die einen Überschuß erzeugt. Wir sind nur halbwegs zufrieden, wenn Arbeitsaufwand und Erfolg sich die Wage halten, wir sind enttäuscht, wenn der Erfolg hinter dem Kraftaufwand zurückbleibt, das Gefühl der Befriedigung löst sich erst dann aus, wenn letzterer den ersteren übersteigt. Diese Wertung der Arbeit trifft nicht nur zu auf materiellem Gebiet, indem wir verlangen, daß die Arbeit sich bezahlt macht, sondern auch auf ideellem Gebiet, indem wir erwarten, daß der Erfolg das Werk krönt. Rein wirtschaftlich betrachtet, besteht die Produktivität darin, daß der Ertrag eines Unternehmens höher ist als die Summe der aufgewandten Kosten, daß nur *das* Unternehmen als produktiv gilt, das hohe Überschüsse abwirft. Leider tritt hier die Schwierigkeit auf, einwandfrei festzustellen, was unter Kosten und was unter Überschuß zu verstehen ist. Beides sind relative Begriffe, die ein ganz verschiedenartiges Bild zeigen, wenn man sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet oder wenn man an sie verschiedene Maßstäbe anlegt. Es ist sehr wohl möglich, daß Kosten und Überschüsse vom Gesichtspunkt der Privatwirtschaft aus eine ganz andere Bewertung finden, als wenn man sie vom Gesichtspunkt der Volkswirtschaft oder gar der Weltwirtschaft aus bewertet. Was der einen Wirtschaft nützt, kann der anderen schaden und umgekehrt. So ist es erklärlich, daß der alte Professor Roscher von einer *privatwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Produktivität* spricht, und daß er nur jene Unternehmungen produktiv nennt, die das Weltvermögen steigern. Daß es sich hier ebenfalls um relative Begriffe und wechselnde Maßstäbe handelt, leuchtet ohne weiteres ein. Es bleibt also dabei: produktiv arbeiten heißt, mit einem bestimmten

Kraftaufwand einen gewollten Nutzeffekt zu erzielen, aber wie dieser Nutzeffekt gewertet wird, ist in das Ermessen der einzelnen Beurteiler gestellt, denn die Wissenschaft versagt hier.

Es liegt im Wesen des Kapitalismus als einer Geldwirtschaft begründet, daß er das Steigen oder Sinken der Produktivität auf den Geldwert zurückführt, der dabei herauskommt, daß er alle Wirtschaftsverhältnisse unter dem Gesichtswinkel des Geldverdienens betrachtet. Ein Unternehmen, das seinem Besitzer viel Geld einbringt, ist produktiv, ein anderes, bei dem er Geld zusetzt, ist unproduktiv. Welcher Art das Unternehmen ist, welche Bedürfnisse es befriedigt, ob es den einzelnen Gruppen oder der Gesamtheit der Volksgenossen nützt oder schadet, welche Stellung es im Rahmen der Volks- oder Weltwirtschaft einnimmt, alles das ist nebensächlich, die Hauptsache ist, daß dabei Geld verdient wird. »Geldverdienen wird groß geschrieben — vom Verdienst muß der Schornstein rauchen,« diese und andere kapitalistische Wahlsprüche zeugen von dem Mangel an Wirtschaftsmoral, der dem Kapitalismus den Stempel aufdrückt. Deutlicher als jemals tritt uns heute, im Zeitalter des Hochkapitalismus, dieser abschreckend-häßliche Zug entgegen: Produzenten und Händler, Industrielle und Landwirte, alle sind eifrig bemüht, produktiver zu wirtschaften, das heißt mehr Geld zusammenzuscharren, um es entweder aufzuhäufen oder in sinnlosem Luxus zu vergeuden. Auch die anderen Bevölkerungsschichten: Arbeiter, Angestellte und Beamte sind kapitalistisch verseucht und machen den Taumeltanz ums goldene (oder modern ausgedrückt, um das papierene) Kalb mit. Dagegen läßt sich im gegebenen Augenblick nichts tun, um so stärker aber muß in uns die Empörung werden über die Entfesselung der materialistischen Triebe und das Zerstampfen der Kulturerrungenschaften, und um so entschiedener muß in uns der Wille leben, eine neue, höhere Wirtschaftsordnung zu schaffen, die derartige Zustände unmöglich macht.

Wo der Begriff der Produktivität solchergestalt entartet und verdunkelt ist wie in der kapitalistischen Wirtschaft, da ist es eine Selbstverständlichkeit, daß bei dem Abwägen von Kosten und Überschuß der lebende Mensch, die arbeitende Persönlichkeit an letzter Stelle steht. Wenn es wahr ist, daß die Produktivität eines Unternehmens auf der Verminderung der Kosten und der Vermehrung der Überschüsse beruht, so hat der Unternehmer kein Interesse an dem Wohlergehen seiner Arbeitnehmer und keine Veranlassung, irgendwie darauf Rücksicht zu nehmen. In der Kostenberechnung erscheint der Preis der Arbeitskraft als wichtiger Posten, der möglichst niedrig gehalten werden muß, und die Ausbeutung der Arbeitskraft als wichtigstes Mittel zur Erzielung hoher Überschüsse, das Arbeitssubjekt, der Besitzer dieser Arbeitskraft, steht nicht mit auf der Rechnung. Seine Person, sein Körper ist nur die Umhüllung, gleichsam das Futteral der Arbeitskraft und hat deshalb für den echten Kapitalisten nicht den geringsten Wert. Ist die Arbeitskraft aufgebraucht, so wird sie durch andere ersetzt, was keine oder nur sehr geringe Kosten verursacht. Ganz anders verhält es sich mit den anderen Produktionsmitteln, den Tieren und Sachen. Diese haben als reale Dinge einen Wert, weil die Anschaffung und eventuelle Ausbesserung Geldkosten verursacht. Wenn einem Bauern ein Pferd oder einem Fabrikanten eine Maschine zugrunde gerichtet wird, so muß eine große Summe Geldes in die Hand genommen werden, um den Schaden auszugleichen; wenn aber ein Ar-

beiter wegen Krankheit, Unfalls oder Alters ausscheiden muß, so wird einfach ein anderer eingestellt. Hieraus erklärt sich die unbestreitbare Tatsache, daß der Kapitalismus aus eigenem Antrieb den Besitzer der Arbeitskraft niemals als Mensch wertet, sondern daß er in ihm lediglich ein Ausbeutungsobjekt erblickt. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir diese Tatsache auch nur durch ein einziges Beispiel belegen. *Die kapitalistisch-materialistische Deutung des Begriffs Produktivität ist also abzulehnen*, weil sie von durchaus falschen Gesichtspunkten ausgeht, indem sie alle anderen Momente, mit Ausnahme des Geldverdienens, ausschaltet. Selbstverständlich lehnen wir auch die Forderung nach einer Steigerung dieser Produktivität rundweg ab, weil sie die Geldschränke füllt, aber die Menschen zugrunde richtet.

Die Produktivität unserer wirtschaftlichen Tätigkeit beruht auf einer Arbeitsweise, die die Erzielung eines Erfolgs oder eines Mehrerfolgs ermöglicht. Hierbei spielen zunächst subjektive Faktoren eine Rolle, wie Ausbildung des Arbeiters, Anteilnahme an der Arbeit, körperliche und geistige Frische, seelisches Wohlbefinden usw., sodann auch objektive Faktoren, wie gute Werkzeuge, gute Arbeitsmethoden, praktische Organisation im Arbeitsbetrieb usw. Der Vergleich zwischen dem Arbeitsaufwand, der Verwendung von Sachgütern, der Abnutzung der Produktionsmittel mit dem erzielten Erfolg entscheidet über die Produktivität oder Unproduktivität eines Unternehmens. *Eine hochentwickelte Technik und Menschen, die hohe Leistungen vollbringen, sind die Vorbedingungen einer hohen Produktivität*; wo beides fehlt, sinkt der Nutzeffekt im Verhältnis zum Kraftaufwand, und die Produktivität geht zurück. Aus diesem Grund muß man der kapitalistischen Wirtschaft den Vorwurf mangelnder Produktivität machen, weil sie einseitig und beschränkt viel zuviel Wert legt auf die technische Seite, aber darüber die Leistungsfähigkeit der produzierenden Persönlichkeit vernachlässigt. Sie hat sich darauf beschränkt, die Anspannung der Arbeitskraft zu erreichen durch schärfere Überwachung, durch kooperative Anwendung der Arbeitskräfte und durch Einführung bestimmter Lohnsysteme (Akkordlohn und Arbeitsprämie), wozu dann neuerdings noch die Methode Taylors hinzugekommen ist, aber sie hat es verabsäumt, physisch und psychisch den Arbeiter zu Höchstleistungen anzuspornen. Jedermann weiß, wie sehr physische und psychische Momente die menschliche Tätigkeit beeinflussen. Ausreichende Ernährung, ausreichende Arbeitsruhe, innere Anteilnahme an der Arbeit, gute Behandlung erzeugen hohe Leistungen, während das Gegenteil Unlust, Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit hervorruft. Daß bislang hierauf so wenig Wert gelegt wurde, ist die Ursache, daß die technischen Errungenschaften vielfach nicht den erhofften und gewünschten Erfolg gebracht haben und daß trotz der Zunahme der Bildung, des Wissens und des technischen Könnens der arbeitenden und wirtschaftenden Menschen die Leistungen nicht den Erwartungen entsprechen. Die Produktivität unseres Wirtschaftslebens wird also bedingt durch eine innige Verbindung zwischen Mensch und Technik (Physio- und Psychotechnik), eine Erkenntnis, die erfreulicherweise immer mehr an Boden gewinnt.

Wenn wir uns von den Ursachen der Produktivität zu den damit verbundenen Zwecken wenden, so finden wir als den wichtigsten Zweck die Steigerung des Wohlstandes in materieller und ideeller Beziehung. Die

Lebensmöglichkeiten sollen vermehrt, die Lebenshaltung soll erhöht, die Lebensfreude soll gesteigert werden, und zwar soll dies geschehen, ohne daß die mit der Bedarfsdeckung verbundenen Opfer und Unbequemlichkeiten vergrößert werden. Das kann aber nur geschehen, wenn bei verminderter Arbeitsmühe mehr Gebrauchsgüter und Kulturwerte geschaffen werden, so daß das Leben reicher gestaltet wird. Der moderne Mensch fordert vom Wirtschaftsleben, daß er imstande ist, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, er erhebt Anspruch auf eine auskömmliche, gesicherte Existenz, auf Wissen und Bildung, auf Kunst und Kultur, er will ein Anrecht haben an all dem, was das Leben gut und schön und lebenswert macht. Und zwar soll diese Steigerung der Lebensmöglichkeiten nicht auf eine Minderheit, auf bevorzugte Schichten beschränkt bleiben, sie soll allen zugute kommen, die ihre Pflicht tun. *Nur eine solche Wirtschaft verdient den Namen produktiv, die allen Volksgenossen die Möglichkeit gibt, als Kultur- und Vollmenschen leben zu können*, die an die Stelle der früheren Bedürfnislosigkeit der Massen die Möglichkeit setzt, die Bedürfnisse zu vermehren und zu verfeinern und zugleich die Handhabe bietet, sie in normaler Weise zu befriedigen. Selbstverständlich müssen neben den persönlichen auch die kollektiven Bedürfnisse ihre volle Befriedigung finden. Die Produktivität der Volkswirtschaft ist also der gesamte Lebensprozeß der Bevölkerung, betrachtet unter dem Gesichtswinkel der Wohlstandsförderung. Und zwar handelt es sich hier nicht nur um materielle Gebrauchsgüter, sondern auch um Werte geistiger, kultureller und sittlicher Art.

Welche Bedürfnisse hierbei in Frage kommen, richtet sich nach dem Stande der Kultur, nach den gesellschaftlichen Verhältnissen und nach den sittlichen Lebensbedingungen eines Volkes. Aus diesem Grunde ist ein Vergleich zwischen der Möglichkeit einer ausreichenden Bedürfnisbefriedigung in Vergangenheit und Gegenwart sehr schwierig, weil das, was in früherer Zeit als ausreichende Versorgung erschien, uns Gegenwartsmenschen nur als mäßiges Auskommen gilt. Das moderne Leben stellt eben höhere Ansprüche an die Menschen, weshalb eine Steigerung der Produktivität zur Notwendigkeit wird. Auch die Lebenshaltung, der Stil des Lebens, der Anspruch an eine behagliche Lebensweise hat sich verändert und verändert sich noch immer. Die Auffassung darüber, was denn eigentlich ein Bedürfnis ist, das Befriedigung verdient, wechselt ständig. Hier spielen die verschiedenartigsten Momente eine Rolle. Zunächst die gesundheitlichen Begriffe. Es gibt Leute, die den Genuß von Alkohol oder von Tabak verdammen, die den Bau von Mietkasernen für eine Schädigung der Volksgesundheit erklären, die den Weinbau nicht nur für unproduktiv, sondern sogar für direkt schädlich halten. In ihren Augen sind zahlreiche Tätigkeiten, die wir volkswirtschaftlich als produktiv bezeichnen, überflüssig, schädlich und deshalb zu beseitigen. Ebenso schwankend sind auch die sittlichen, religiösen und kulturellen Anschauungen über die Frage der Bedürfnisse. Die Herstellung von schlüpfriger Literatur, von Schundromanen — wer entscheidet, was ein Schundroman ist? — oder von pikanten Bildern und Gemälden, der Bau von Kinos oder Bars, der Betrieb von Varietés oder Tanzsalons, alle diese Betätigungen »anstößiger« Art gelten in den Augen gewisser Moralisten als Verbrechen am Volkskörper, während andere Leute den Bau einer Kirche, den Druck eines Gebetbuchs, das Halten einer Predigt für unproduktiv erklären. Wieder andere

bestreiten der gesamten Luxusindustrie mit allem, was drum und dran hängt, die Existenzberechtigung und verlangen, daß sich unser Wirtschaftsleben auf die Herstellung notwendiger, unentbehrlicher Bedarfsgegenstände beschränke. In dieser Beziehung wird sich wohl niemals eine Einigung herbeiführen lassen. Solange die freie Bedarfsbestimmung besteht — wer wollte und könnte sie wohl aus dem menschlichen Zusammenleben ausmerzen? —, muß eben wirtschaftliche Toleranz walten. Eine Erziehung, Bildung, Kultivierung der Menschen ist zweifellos dringend notwendig, aber sie läßt sich auf dem Wege des Zwanges nicht erreichen. Deshalb sind alle Bedürfnisse anzuerkennen, die keine Schädigung des einzelnen oder der Gesamtheit nach sich ziehen, wobei allerdings nicht zu verkennen ist, daß die Entscheidung in jedem Einzelfall sehr schwierig ist. Deshalb können wir sagen, daß es falsch wäre, die sittlichen Begriffe aus der Volkswirtschaft auszuschalten und ein »moralinfreies Wirtschaftsleben« (wie Dr. Alexander Tille es seinerzeit forderte) als das Ideal hinzustellen, daß wir aber, so wie die Sache heutzutage liegt, nicht imstande sind, unser wirtschaftliches Leben nach rein ethischen Gesichtspunkten einzurichten, weil hier viel zuviel Sonder- und Gruppeninteressen mitsprechen. Weltfremde Ideologen mögen Pläne für ein derartiges Wirtschaftsleben entwerfen, Menschen mit Wirklichkeits- und Tatsachensinn halten sich davon fern.

Abschließend möchten wir unser Urteil dahin zusammenfassen: Unter volkswirtschaftlicher Produktivität verstehen wir einen Hochstand unseres Wirtschaftslebens, der einen vollen Ausgleich schafft zwischen Bedarf und Bedarfsdeckung ohne Schädigung der einzelnen Volksgenossen oder der Volksgesundheit. Eine produktive Volkswirtschaft soll die Fähigkeit besitzen, den Ansprüchen gerecht zu werden, die ein modernes Volk ans Leben zu stellen berechtigt ist, sie soll aber auch gleichzeitig so gestaltet sein, daß die gesundheitlichen, sittlichen und kulturellen Werte nach Möglichkeit geschont werden.

Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles

Von **Karl Friedrich Müller** (Frankfurt a. M.)

1. Ferdinand Lassalle als Dichter

Der von Professor Gustav Mayer herausgegebene Briefwechsel Ferdinand Lassalles veranlaßt mich, die beiden nachstehenden, bisher ungedruckten Briefe Lassalles aus dem Jahre 1859 zur Veröffentlichung zu bringen, die ich im Nachlaß des Schiller-Biographen Emil Palleske fand, und diesen beiden Schreiben aus anderen brieflichen Quellen[1] einige Ausführungen über Lassalles damalige Stellung in der Berliner Gesellschaft, besonders seine Beziehungen zu Ludmilla Assing hinzuzufügen.

In dem geselligen Hause seines Verlegers Franz Duncker war Lassalle mit Emil Palleske bekannt geworden, von dessen »Leben Schillers« kurz vorher der erste Band bei Duncker erschienen war und beifällige Aufnahme gefunden hatte. Diese Bekanntschaft veranlaßte Lassalle, Palleske seine historische Tragödie »Franz von Sickingen« mit folgendem Briefe zu übersenden:

[1] Aus einer Biographie Emil Palleskes, entworfen zu dessen hundertstem Geburtstag (5. Januar 1923), deren Herausgabe aber leider durch die finanziellen Nöte der Zeit unterbleiben muß.

Berlin, Potsdamer Straße 131, Sonntag, den 13. Februar 1859

Lieber Palleske!

Sie sind der Erste, dem ich ein Exemplar meines endlich vom Stapel laufenden Franz überschicke, und Sie sind der, dem ich es ohne alle Übertreibung am liebsten schicke. Und wie könnte dies anders sein! Wir sind hierin Kampfesgenossen! Sehen Sie zu, ob ich für die gemeinsame Fahne einen wirksamen Ausfall vollbracht habe.

Ich habe in dem Vorwort mit Sicherheit und Bestimmtheit meinen Standpunkt eingenommen und habe dies mit Absicht so getan. Eines ohrenzerreißenden Geheuls, eines entsetzlichen Stimmengewirrs, das sich seitens unserer »Belletristen« und »belletristisch Gebildeten« gegen mich erheben dürfte, bin ich im voraus gewärtig, und wie Sie mich kennen, bin ich der Mensch, der gegen solche Dinge eine steinerne Gleichgültigkeit hat. Daß unsere Fahne selbst siegen wird, das kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, oder ich verstehe nichts von der Geschichte und den Gesetzen, welche die Bewegung des Geistes regieren. Wie schnell sie siegt, wie schnell in specie das vorliegende Stück eine Wirkung hervorbringen wird, das ist eine andere und zum Glück verhältnismäßig gleichgültige Frage. Im allgemeinen möchte ich meinem Stück durchaus keinen zu schnellen Erfolg prophezeien. Zum Teil bin ich selbst, obwohl nicht absichtlich, schuld daran. Die eigentliche tragische Idee, der wahrhafte sittliche und Gedankenkonflikt, der dieser Tragödie zugrunde liegt und erst im fünften Akt deutlicher zum Vorschein kommt — ich habe auch im Vorwort mit keiner Silbe auf ihn hingedeutet —, ist so sehr aus dem Tiefsten dessen, was ich weiß und habe, herausgearbeitet, daß er überhaupt nur äußerst wenigen und selbst diesen wohl nur bei wiederholter Lektüre zum Bewußtsein kommen wird. Das ist aber kein Vorwurf. Die wirkliche Dialektik der Gedanken ist nun einmal schwer zu haben, und doch ist das nach meiner Ansicht keine wahrhafte Tragödie, die nicht auf ihr beruht, und je tiefer die tragische Grundidee in den innersten Schoß der die geistige und dingliche Welt beherrschenden Gegensätze hineinsteigt, desto mächtiger, desto mehr den Geist in seinem Innersten treffend und die tragisch-zwiespältige Natur unseres Daseins offenbarend ist die Tragödie.

Um ein Haar hätten wir das Stück hier aufgeführt gesehen. Hülsen — mirabile dictu! — und sein ganzes Komitee war sehr dafür eingenommen und gab sich wirklich Mühe. Von anderer Seite her wurde es verhindert. Es ist mir au fond egal. Ich bin so wenig an rasche äußerliche Erfolge gewöhnt, daß ich gar nichts auf sie gebe. Es versteht selten ein Mensch besser zu warten als ich, zumal ein so ungeduldiger, heißblütiger Bursche, wie ich es in allen kleinen Dingen bin. Dagegen werfe ich mir vor, nicht meiner Natur gefolgt zu sein und die Veröffentlichung der Aufführungshoffnung halber so lange verschoben zu haben. Wenn vielleicht der politische Horizont (Italien) die öffentliche Aufmerksamkeit in Bälde zu absorbieren anfängt, so haben wir nur kurze Zeit für das Bekanntwerden der Sache.

Nun adieu mein Teurer! Ob Sie über das Stück irgendwo öffentlich schreiben wollen, hängt ganz und lediglich von Ihrem Gustus ab. Aber jedenfalls erwarte und bitte ich, daß Sie mir privatim und nach der zweiten Lektüre — Sie werden selbst am besten wissen, daß in diesem »zweiten« keine Prätention liegt — eine ausführliche und aufrichtige Herzensergießung mitteilen, und zwar aufrichtig ohne alle Einschränkung, wie es dem Waffenbruder geziemt!

Mit wirklicher Freundschaft Ihr F. Lassalle.

In dem Drange seines Wanderlebens als Rezitator, überdies damals noch durch seinen zweiten Band über Schiller sowie durch seinen Nachruf an Varnhagen v. Ense in Anspruch genommen, fand Palleske erst verhältnismäßig spät Muße zu einer Antwort, die er als Einlage einem Briefe[2] an seine Freundin Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, unter dem 15. Juli

[2] Aus dem sich über fast dreißig Jahre erstreckenden »Briefwechsel Palleskes mit Ludmilla Assing«.

1859 mit folgenden Worten beifügte: »Ich lege ein Billett an Lassalle ein, welches ihm nicht angenehm sein wird. Es ist ein verneinendes Urteil über ‚Sickingen'. Halten Sie es nicht berechtigt, so senden Sie lieber bei Gelegenheit die Kritik an mich zurück. Aber ich kann kein anderes Urteil fällen. Das Stück ist voller Gedanken, aber ohne dramatische Kraft und Sinnlichkeit. Ich bin durch Schiller vielleicht strenger geworden, aber ich weiß jetzt mehr, worauf es ankommt, und finde meine eigenen Stücke sehr mittelmäßig, Lassalles aber noch schlechter, da er in keiner Szene sich als *schauspielerischer* Dichter zeigt, sondern ganz ohne Bühnen- und Mimenkenntnis geschrieben hat. Mich packt diese Rhetorik nicht, es sind zum Teil nur Journalartikel in Versen. Da muß es ganz anders kommen.«

Wie in diesem Urteil des sachkundigen früheren Oldenburger Schauspielers und Dramaturgen heißt es ähnlich in einem Briefe Gottfried Kellers an Ludmilla Assing[3] vom 28. April 1859: »Den dialogisierten Geschichtsaufsatz ‚Sickingen' des Herrn Lassalle habe ich gelesen und mich nur wundern müssen, wie ein Gelehrter und Philosoph sich selbst so sehr verkennen kann, dergleichen mit weitschweifigen Worten eigenhändig der Nation als große befreiende *poetische* Tat anzupreisen.«

Lassalles Antwort auf den hoffentlich noch in seinem Nachlaß vorhandenen Brief Palleskes lautet:

Berlin, Bellevuestraße 13, den 18. Juli 1859

Lieber Palleske!

Es hat mich sehr gefreut, endlich etwas von Ihnen zu hören. Sie haben ganz recht, zu sagen, daß ich Ihnen Ihre Freimütigkeit hoch aufnehmen werde. Aber eben deshalb wäre es unrecht und unfreundschaftlich von mir, mich in Freimütigkeit übertreffen zu lassen. Also Freimütigkeit gegen Freimütigkeit. Ihr Urteil kann mich durchaus weder wundern, noch kann ich es *vorläufig* als Ihr wirkliches und schließliches Urteil auffassen, eben weil Sie das Stück, wie Sie selbst schreiben, erst einmal gelesen. Kein Mensch ist imstande, nach einer einmaligen Lektüre ein derartiges Werk, das jedenfalls tief und ernst gedacht und gearbeitet ist, wirklich zu verstehen und zu beurteilen. Ich halte mich ebensowenig, obgleich ich gerade nicht vorzugsweise langsam im Begreifen bin, dessen bei Werken anderer für fähig und habe mir, wenn sich dieselben mir als ernst gedachte und nicht als oberflächlicher Kram erwiesen, nie erlaubt, vor zwei- bis dreimaliger Lektüre darüber ein Urteil abzugeben. Sie können auch nicht sagen, daß ich dies jetzt bloß nachträglich und aus Eigenliebe zum Schutze meines Werkes sage; denn gleich bei Übersendung desselben schrieb ich Ihnen: »*Alles, worum ich bäte*, wäre, dasselbe jedenfalls zweimal zu durchlesen, *ehe* Sie ein Urteil und eine Meinung aussprächen oder faßten. Ich machte darauf aufmerksam, daß dies bei einem jedenfalls tiefgedachten Dinge gewiß keine unbescheidene Bitte und das Verständnis desselben als Ganzes sonst unmöglich sei. Wenn Sie meinen Brief von damals nicht schon in den Papierkorb geworfen haben, werden Sie diesen Satz darin finden.

Diese Bitte hatten Sie nun durch die Länge der Zeit vergessen, und die Folgen waren die von mir vorhergesehenen. Wenn Sie sagen, Sickingen sei »so wenig Mischling«, so tritt hier hell und deutlich hervor, daß Sie den Charakter, den das Stück ihm gibt, gar nicht richtig aufgefaßt haben. Denn er ist gerade *so sehr* Mischling, daß er nur deswegen untergeht, *weil* er einer ist. Er geht unter, weil er ein *Diplomat und Realist* ist und als solcher handeln will, während er doch revolutionäre Zwecke verfolgt. Wenn Sie aber den Charakter Sickingens verfehlt haben, so ist damit notwendig gegeben, daß Sie die tragische Grundidee des

[3] Emil Ermatinges, Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher, II, S. 484.

Dramas notwendig verfehlen mußten. Denn beide sind absolut ineinander gearbeitet, und ob dies nun ein Vorzug oder Fehler sei, jedenfalls ist das Stück tiefer angelegt, als daß sein tragischer Grundgedanke sich so mir nichts dir nichts nach einer ersten Lektüre ergäbe. Der Schlüssel der tragischen Idee des Ganzen wird erst im fünften Akt im Dialog zwischen Balthasar und Franz von ersterem gegeben. Hier wird auch gezeigt, wie die diplomatisch-doppelte Figur Sickingens, die sich im dritten Akt im Gespräch zwischen Franz und Hutten in ihrer *scheinbaren* Überlegenheit zeigt, gerade um ihres Mischlingscharakters und ihrer Doppeltheit willen seinen Ruin herbeiführen muß, wie diese scheinbare Überlegenheit ihn gerade der Situation *nicht* gewachsen macht.

Wenn Sie sagen, Sie hätten sich an vielen Nebendingen sehr erbaut, wenn ich es auch in der Hauptsache verfehlt, so ist gerade das Umgekehrte vielleicht das Richtigere. Gerade in der Hauptsache, die Ihnen aber noch gänzlich entgangen zu sein scheint und es bei Ihrer ersten Lektüre mußte, glaube ich es getroffen zu haben, wie auch auf sie alle meine Anstrengungen gerichtet waren, während ich mir selbst sehr bewußt bin, alle Nebendinge immer sehr in den Hintergrund gestellt und fast vernachlässigt zu haben. Selbst Vischers Urteil, das er mir in einem Briefe schrieb, stimmt damit überein, obwohl er und ich sonst nicht von denselben Prinzipien ausgehen. Wie würden Sie sich wundern, im Gespräch ausgeführt zu sehen — denn brieflich ist dies zu lang —, daß Sickingen statt zu »plan« vielmehr zu gedoppelt ist, daß er untergehen muß durch eigene Schuld, weil er statt »zu tugendhaft« dies eher zu wenig, statt »zu wenig Mischling« dies vielmehr durch und durch und zuviel ist.

Auch daß Sie sich erst mühsam in das Interesse hineinlesen mußten, setze ich auf Rechnung der ersten Lektüre. Denn ich weiß von *vielen* meiner Freunde, und zwar von den urteilsfähigsten derselben und zugleich solchen, die eine weit weniger ästhetisch faßbare Natur haben als Sie, daß es einen sehr aufregenden Eindruck gemacht hat.

Wie Sie sehen, repudiiere ich Ihr Urteil als Urteil einer *ersten* Lektüre, wie ich es Ihnen in jenem Briefe vorausgeschrieben habe, vollkommen.

Vollkommen möglich aber auch, daß Sie bei wiederholter Lektüre bei Ihrer Ansicht bleiben. Dies ist *möglich* und nur durch Ihren ersten Eindruck noch nicht bewiesen. Tritt dies ein, so ist es die Folge unseres differenten Standpunktes, über den wir uns ja häufig teilweise ausgesprochen haben.

Aber eins, teurer Freund, hätten Sie nicht schreiben sollen! Dies nämlich, daß ich, wenn ich fortführe, zu arbeiten, nach »einigen weiteren Erfahrungen« Ihrer Ansicht über die Natur der Tragödie werden würde. Ich bin ja nicht jemand, der seine Ansicht von der Tragödie aus seinen eigenen zufälligen Produkten gewinnt und sich zurecht macht. Sondern umgekehrt, diese Tragödie ist aus meiner ganz ausgearbeiteten *Theorie* hervorgegangen als ein Versuch, von derselben ein sinnliches Beispiel zu zeigen.

Wenn nun selbst Ihr Urteil über den Sickingen das richtige wäre, obgleich ich das vollkommen bestreite, wenn ich selbst noch andere Tragödien machte, obgleich dies nie der Fall sein wird, da ich diese nur aus ganz besonderen zusammenwirkenden Gründen geschrieben, und wenn selbst alle diese schlecht wären — was würde daraus folgen? Doch nicht das geringste gegen die Richtigkeit meiner Theorie, die bei mir ein äußerst mühselig vermitteltes Produkt meines gesamten besten Wissens und Denkens ist, sondern nur gegen *meine persönliche Begabung*. Der Mangel an poetischer Begabung eines zufälligen Individuums kann doch nicht ein Gegenargument gegen eine sorgfältig vermittelte und auf meiner ganzen Kunsttheorie beruhende Theorie vom Drama sein!

Unrecht könnte ich vielleicht bei meiner Ansicht haben, denn ich kann, wie jeder, irren. Aber dann ist dies eben der Irrtum meines gesamten ästhetisch-philosophischen Wissens und Denkens. Aber das sollte niemand sagen, daß *ich selbst* nach »weiteren Erfahrungen« anderer Ansicht werden würde. *So vermittelte*

Irrtümer wie die meinigen, die halten mit dem Individuum aus, das sie trägt, und mit den »Erfahrungen« haben sie vollends gar nichts zu schaffen.

Also Sie sehen, Freimut gegen Freimut, und darum nichts für ungut. — Im September komme ich vielleicht nach Thüringen und suche Sie da, wie sich von selbst versteht, mit leidenschaftlichem Eifer auf.

Wahrscheinlich bleibe ich in Liebenstein oder Ruhla einige Wochen. Kämen Sie vielleicht zu uns auf einige Tage hinüber? (Ich sage uns, da ich die Reise mit der Frau Gräfin machen würde.) O, wie reizend wäre das!

Sich sehr freuend, Sie wiederzusehen, sei's mit, sei's ohne goût für Sickingen

Ihr F. Lassalle.

Übrigens kam Lassalle selbst später zu merkwürdiger Selbsterkenntnis in einem Briefe an Freiligrath:[4] »Die Phantasie des Dichters geht mir ab. Dies da habe ich weit mehr mit revolutionärer Aktionskraft als mit dichterischer Begabung fertiggebracht, und jedes Drama, das ich schreiben könnte, würde immer wieder dieses Eine unter anderen Formen und Namen sein.«

Zwei Jahre vorher hatte er noch über seine mit dem Stück bezweckte Einwirkung an Freiligrath geschrieben: »Was ich wollte, war, jenen gewaltigen kulturhistorischen Prozeß, auf dessen Resultaten unsere ganze Wirklichkeit lebt, der aber nur noch den Gelehrten bekannt, vom Volke dagegen bis auf einige Stichworte, die noch immer eine traditionelle Wirkung auf es ausüben, vergessen ist, zum inneren bewußten Gemeingut des Volkes zu machen. Ich wollte, wenn möglich, diesen kulturhistorischen Prozeß noch einmal zu bewährter Erkenntnis und leidenschaftlicher Ergreifung durch die Adern des Volkes jagen. Die Macht, einen solchen Zweck zu erreichen, ist nur der Poesie gegeben — und darum entschloß ich mich zu diesem Drama.«[5]

Ähnliches hat er während der Sitzungen für sein von Ludwig Pietsch gemaltes Porträt ausgesprochen. In seinen Erinnerungen erzählt Ludwig Pietsch, wie Lassalle, anknüpfend an das Zitat:

Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr
Verfangen will, ist uns das Schwert gegeben

seiner Hoffnung auf die Befreiung Italiens, seinem Haß gegen Napoleon Luft gemacht habe, und setzt dann hinzu: »Damals hatte er eben sein Drama vollendet, in welchem dem Schwert als dem Löser aller großen geschichtlichen Fragen, als dem eigentlichen Entscheider in jedem Kampf und Ringen um der Menschheit große Gegenstände die gebührenden Ehren und Strophen voll glühender Begeisterung und echten Pathos gegeben werden.«

Adolf Kohuts Urteil lautet: »Eine Agitationsschrift in dichterischem Gewand ist ‚Franz von Sickingen' und kein Drama! Von diesem Kardinalfehler abgesehen, enthält das Werk eine Fülle kühner, genialer Gedanken und ist trotz all seiner Schwächen und Fehler in ästhetischer und formeller Beziehung in hohem Grade beachtenswert durch die deutschnationale Gesinnung des Dichters, der sich hier als begeisterter Anhänger des deutschen Einheitsstaats zeigt. Der Einfluß von David Strauß ist unverkennbar.«

Als Lesedrama bietet es auch noch in unseren Tagen eine fesselnde Lektüre, geschaffen, den Stolz und die Hoffnung auf den Sieg des deutschen Geistes zu nähren. Für die Bühne freilich war es ungeeignet. Darin hatte Palleske

[4] Dr. Adolf Kohut, Ferdinand Lassalle. Leipzig 1889, Wigand. S. 75.

[5] Als Motto hatte er dem Stück vorgesetzt ein Wort A. v. Humboldts: »Die höchste Macht der Begünstigung eines Stoffes bleibt doch der Poesie gegeben.«

unzweifelhaft recht. An seinem Urteil hätte auch eine »zweite Lesung« wohl kaum etwas geändert, wenngleich auch Ludmilla Assing von einer solchen ein milderes Urteil erwartet hat. Unter dem 15. August schreibt sie an Palleske aus Wildbad, wo sie mit der Gräfin v. Hatzfeldt zur Kur war und wo Lassalle und Moritz Hartmann die Damen besucht hatten: »Ihr Urteil über Lassalles ‚Sickingen' erscheint mir zu hart, und ich kann nicht einstimmen. Es sollte mich nicht wundern, wenn das seltsame Stück, dessen harte und vernachlässigte Verse vielleicht Ihr musikalisches Ohr verletzt haben, Ihnen bei zweitem Lesen besser gefiele.« (Schluß folgt)

Sozialismus und Naturalismus

Von **Paul Kampffmeyer**

Der alte Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst schrieb am 14. Dezember 1893 in sein Tagebuch: »Heute abend im ‚Hannele'. Ein gräßliches Machwerk, sozialdemokratisch-realistisch, dabei von krankhafter, sentimentaler Mystik, nervenangreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zu Borchard, um uns durch Champagner und Kaviar wieder in menschliche Stimmung zu versetzen.«

Der alte Herr, der sich nach der Aufführung des »gräßlichen Machwerks Hannele« durch Kaviar und Champagner wieder in eine menschliche Stimmung versetzen mußte, hat da ein recht bezeichnendes Wort geprägt: »sozialdemokratisch-realistisch«. Er deckt unbewußt einen tiefen Zusammenhang zwischen den sozialdemokratischen Bestrebungen und der sieghaft durchbrechenden realistisch-naturalistischen Kunstrichtung der letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts auf.

Der Marxismus, die herrschende demokratische Form des Sozialismus unserer Zeit, strebt eine klare Erfassung der Wirklichkeit und eine wurzeltiefe Überwindung der bürgerlichen Illusionen an, die über die bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen verbreitet sind. Die harte realistische Sprache des kapitalistischen Umwälzungsprozesses konnte gar zu aufrüttelnd auf die breiten Massen wirken, wenn sie nicht fein säuberlich von den Lobrednern und Schönfärbern dieses Prozesses poliert wurde. Das ganze Marxsche »Kapital« ist eine einzige große Rebellion gegen die bewußte bürgerliche Umdichtung der ökonomischen und sozialen Institutionen des Kapitalismus. Der Marxismus ist ein konsequenter Naturalismus auf ökonomisch-sozialem Gebiet. Mit dramatischer Kraft stellt er naturwahr das revolutionäre Werden unserer modernen Wirtschaft dar. Ganz plastische Vorstellungen erhält der Leser von der Entstehung der Maschinenindustrie, von der Zusammenballung der Bevölkerung in den Fabrikstädten und von dem erschütternden Trauerspiel großer in Not und Elend versinkender sozialer Schichten. Alte Gesellschaftsklassen treten von der geschichtlichen Bühne ab, neue kämpfende Klassen füllen sie. Das in den Menschenschicksalen liegende Tragische erscheint in einer so gesammelten, kollektiven Form bei Marx wieder, daß seiner Darstellung eine den ganzen Menschen ergreifende Kraft entströmt. Seine Phantasie sättigt sich mit riesenhaften, lebendig-anschaulichen Bildern von ungeheuren Mächten, die sich in den neuen Maschinen ausrecken. Ich kenne keine Worte, die so farbig das wiedergeben, was an neuer natur-

wahrer Poesie von der von Marx so genial erfaßten modernen Weltumgestaltung ausgeht, als die folgenden Verse des Bannerträgers des deutschen Naturalismus, des Dichters Arno Holz:

Nein, mitten nur im Volksgewühl,
Beim Ausblick auf die großen Städte,
Beim Klang der Telegraphendrähte
Ergießt ins Wort sich mein Gefühl.
Dann glaubt mein Ohr, es hört den Tritt
Von vorwärtsrückenden Kolonnen,
Und eine Schlacht sah ich gewonnen,
Wie sie kein Feldherr noch erstritt.
Denn süß klingt mir die Melodie
Aus diesen zukunftsschwangren Tönen;
Die Hämmer senken sich und dröhnen:
Schau her, auch dies ist Poesie!
Von nie geahnter Kraft geschwellt,
Verwarf sie ihre alten Krücken.
Sie mauert Tunnels, zimmert Brücken
Und pfeift als Dampfschiff um die Welt.

Die neue den eisernen Giganten entspringende Wirklichkeit drängt ungestüm nach Form und Gestalt, und sie findet sie in der marxistisch-sozialdemokratischen Bewegung und in der naturalistischen Kunstrichtung. Mit gewissem Rechte kann man sagen: »der Naturalismus ist die Kunstform des Maschinenzeitalters«. Aus dem gleichen Geiste geboren klingen Sozialismus und Naturalismus tongewaltig und schöpferkräftig zusammen. Die Wesensgemeinschaft und die lebendigen Beziehungen beider Bewegungen feinsinnig ergründet und gefühlswarm dargestellt zu haben, ist das Verdienst der prächtigen Arbeit von Konrad Haenisch: »Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk«.[1]

Das deutsche Bürgertum des Bismarckschen »Reiches« wollte wie Wilhelm II. nur heitere Gesichter um sich sehen, es wollte nicht an Tod und Untergang gemahnt werden. Zu dem leidenden, bedrängten Proletarier verhielt sich der Bourgeois dieser Zeit etwa wie der bekannte mitleidige Bankier der Anekdote, der den Armen hinauswerfen ließ, weil dessen Nöte ihm »das Herz« brechen könnten. Und dieser Hinauswurf glückte dem Herrn des neuen Reiches wenigstens auf der Bühne. Das Proletariat war dem bürgerlichen Schriftsteller nur eine bloße unterschiedslose Masse ohne eigenartige Gedanken- und Gefühlswelt, ohne hervorstechende Charaktere. Die »Unterklassen« sind nach Gustav Freytag nicht dramenfähig, da sie ja außerstande seien, »Gedanken und Empfindungen schöpferisch in Rede umzusetzen«, und die Kunst wird zur »barmherzigen Schwester«, wenn sie sich mit den Leiden, Ängsten und Nöten des Proletariats befaßt. Konrad Haenisch läßt einen Laube, einen Speidel, einen Auerbach, einen Heyse sprechen, um überzeugend darzutun, wie den führenden bürgerlichen Literaten jede lebendige Fühlung mit der proletarischen Ideen- und Empfindungswelt fehlte.

Erst die großen, wirtschaftlich-sozialen Umwälzungen unserer Zeit revolutionierten die in veralteten, lebensfremden Überlieferungen erstarrte Kunst

[1] Konrad Haenisch, Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 192 Seiten. Preis gebunden 110 Mark, in Ganzleinen 150 Mark.

und stellten den Proletarier als eigenartig geprägte, gefühlsstarke, handelnde Person mitten in die moderne Dichtkunst hinein. Solange sich das sozialistische Proletariat noch nicht als geschichtsbildende Kraft offenbarte, war ihm die Pforte des Musentempels verschlossen. Nicht zufällig, sondern tief in der wirtschaftlich-sozialen Geschichte Deutschlands begründet ist der elementare Einbruch sozial-proletarischer Gedanken und Empfindungen in die deutsche Literatur um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit beginnt die ungestüme Aufwärtsbewegung der deutschen Sozialdemokratie. Die ersten Speerwürfe der Stürmer und Dränger der naturalistischen Epoche richteten sich damals gegen die platte, unwahre Salon-»Kunst« der Lindau und Genossen. Um die Jahreswende 1884/85 erschienen die »Modernen Dichtercharaktere«, in denen besondere Leuchtkraft die Dichter Heinrich und Julius Hart, Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Hermann Conradi ausstrahlten. Otto Erich Hartleben dichtete folgende Verse:

Wohin du horchst, vernimmst du den Hilferuf
Der Not! Wohin du blickst, erschrecken dich
Gerungene Hände, bleiche Lippen,
Welche des Todes Verschwörung murmeln!
Wo blitzt ein Lichtstrahl kommenden Morgenrots
An diesem nachtbelasteten Horizont?
Wo sieht der Jugend Tatensehnsucht
Flattern die Wimpel des fernen Ziels?

»Moderne« Dichterkreise bilden sich in München, Magdeburg, Leipzig, Berlin. In Berlin wird im Herbst 1885 von Leo Berg, John Henry Mackay, Franz Held, Eugen Wolff, Arno Holz, Bruno Wille, Karl Henckell der Verein »Durch« gegründet. In diesen Verein traten Wilhelm Bölsche und Gerhart Hauptmann ein. Hauptmann hatte in Breslau zu den »Ikariern« gezählt, die »eine neue Gesellschaft auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus auf freier Erde« gründen wollten. Ein hervorragendes Mitglied dieser »Ikarier«, Heinrich Lux, verfing sich später in den Fußangeln des Sozialistengesetzes und wurde nach neunmonatiger Untersuchungshaft zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Auch Gerhart Hauptmann mußte vor dem Untersuchungsrichter erscheinen. Als der Herr ihn fragte, von wem er eigentlich seine politischen und sozialen Ansichten bezogen habe, war die Antwort des jungen Dichters: »Ich pflege mir meine Überzeugung selbst zu bilden.« (K. Haenisch.)

Hauptmann ist schon in jungen Jahren von der Wucht der römischen Klassenkämpfe gepackt worden, und das Wort »Die armen Leute brauchen Brot« schreit, eine durchgreifende soziale Tat heischend, stimmgewaltig durch seine Ballade »Der Tod des Gracchus«. Inmitten des berückenden Zaubers der südlichen Welt greift ihm das Bettlerelend des italienischen Volkes ans Herz, und er kündet in seinem »Promethidenlos« der Welt der Unwahrheit, des Scheins die Fehde an:

Ich singe frei, wenn alle Ketten lasten;
Die Kühnheit ist des Sängers erste Pflicht.
Und wer sein Lied verschließt in seinen Kasten,
Der ist ein Feigling, doch ein Sänger nicht.
Beim Saitenspiel muß die Waffe blitzen,
Und weh dem Sänger, der den Frieden singt!

Auf seinem Schiffe muß die Wahrheit sitzen,
Die er im Kampfe selbst dem Feinde bringt.
— — — — — — — — — —
Für was ich kämpfe, kann ein jeder fühlen,
Faßt er den Puls der fieberheißen Welt.
Er kühle ſie, wer meinen Sang will kühlen,
Der aus der Zeiten Fieberadern quellt.

Im »Prometheidenlos« verkettet er sich schon vollkommen mit der heißringenden Welt der Gegenwart, und dort gibt er (1883) die Parole des jungen Naturalismus aus: »Es muß Natur der Kunst die Wege bahnen. Der Geist des Naturalismus beseelt seine Novelle »Bahnwärter Thiel«, und in lebhaftem Gedankenaustausch mit Arno Holz wächst er in die naturalistische Kunstform ganz hinein. Zugleich wird Hauptmann heimisch in der sozialistischen Arbeiterbewegung Berlins, und von neuem nimmt er das Studium von Marx auf. Im sturmbewegten Werdekampf ersteht sein soziales Drama »Vor Sonnenaufgang«, und es geht über die Bretter der »Freien Bühne«, jener Schöpfung der jungen Naturalisten, die Front gegen »die alte Kunst« machten, die nach Otto Brahm »vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerschein der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen schwebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben«.

Der Sinn Hauptmanns für das ökonomisch-soziale Moment, erstarkt im lebendigen Versenken in das Massenelend des brutal aufstrebenden Industrialismus und geschärft im Studium des Marxschen Wirklichkeitssozialismus, hat im Drama »Vor Sonnenaufgang« erschütternde Szenen aus der unmittelbaren Gegenwart der kapitalistischen Klassenwelt herausgeholt. Und über diese Welt bricht in diesem Drama der junge sozialistische Agitator Loth den Stab mit diesen Worten: »Es ist verkehrt, wenn der im Schweiße seines Angesichts Arbeitende hungert und der Faule im Überfluß leben darf. Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Kriege zu belohnen.... Verkehrt ist, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden.« Die Wesensverwandtschaft des realistischen Marxschen Sozialismus und des Naturalismus tritt in dem Hauptmannschen Jugenddrama mit Händen greifbar in Erscheinung. Noch deutlicher allerdings in den »Webern«. Diesen liegen tiefgründigste soziale Umweltstudien zugrunde. Hauptmann hat hinter den Webstühlen seiner Weber gestanden und diesen in die tiefsten Winkel ihrer Herzen geschaut. Das soziale Leben ist hier in seiner wirklichen Unmittelbarkeit aufgenommen. Und das Hauptmannsche Drama hat — wie das Leben durchweg — keine Helden. Die Masse handelt selbst auf der Bühne, aber diese Masse setzt sich aus Individuen aus Fleisch und Blut zusammen. Sie bäumt sich wie der Held in der griechischen Tragödie gegen das Schicksal auf, aber das Schicksal zermalmt sie. Und wir sehen dieses Schicksal mit eherner Notwendigkeit kommen, und so ist das Weber-Drama eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes.

Die Elite der deutschen sozialistischen Arbeiterschaft war durch Marx zum unbestechlichen Erschauen und Erforschen der nackten Wahrheit erzogen worden. Sie sah in eine kampferfüllte Welt voll erschütternder Katastrophen

hinein. Sie erfaßte die einzelnen Gesellschaftstypen in ihrer ganzen Realistik, und die Ereignisse der Zeit lagen vor ihr im hellen und grellen Lichte des Tages. Kein Wunder, daß sie diese erschaute und erfühlte Wahrheit auch auf der Bühne sehen wollte. In der Gründungsversammlung der »Freien Volksbühne« in Berlin sprach ein Arbeiter das bezeichnende Wort: »Die Arbeiter wollen Wahrheit, wollen das Leben sehen, keine Lüge, keinen blauen Dunst.« Daß sich der realistische Sozialismus und der Naturalismus zusammenfanden, war eine geschichtliche soziale Notwendigkeit. Otto Erich Hartleben sprach nach der ersten Aufführung der »Freien Volksbühne« von einem ernsten, folgenschweren Bund der modernen Kunst mit dem modernen Proletariat. »Neu und revolutionär wie der Sozialismus auf wirtschaftlichem Gebiet«, so führte Hartleben aus, »ist der Naturalismus auf dem Gebiet der Kunst. Er bricht mit einer vor Alter ehrwürdigen Konvention, er verachtet und verwirft jegliche Tradition und schreibt Natur und Wahrheit auf seine Fahne. Es ist unrichtig, wenn eine befruchtende Einwirkung des Sozialismus auf die naturalistischen Dichter erst von der Zukunft erhofft wird. Eine solche ist bereits tatsächlich erfolgt. Von dem Dichter des »Germinal« bis auf unsere jungen Berliner, Hauptmann, Holz und Schlaf, überall spüren wir jenen sozial-kritischen Hauch, der eben nichts anderes ist als eine direkte Folge sozialistischen Einflusses. Und es ist wahrscheinlich mehr als ein ‚Hauch' — es ist bei ihnen allen das eigentliche moderne Pathos.«

Und nicht nur an den Sonntagen in der »Freien Volksbühne«, sondern auch an den Werktagen verbanden sich Berliner Sozialisten mit den streitbaren Geistern des modernen Naturalismus zu gemeinsamer Arbeit. In Berlin und in Friedrichshagen bot sich oft das herzerfreuende Bild einer Lebensgemeinschaft der Welt der Kunst und der Arbeit. Zahlreiche literarische Vereine des Proletariats blühten in Berlin, Leipzig usw. auf, und neben der »Freien Volksbühne« erstand die Berliner Arbeiterbildungsschule. Überall ein lustiges Knospenspringen, ein wundervolles Keimen! Mit Recht wird diese Zeit nach dem Sturze Bismarcks und dem Falle des Ausnahmegesetzes eine Germinal-Zeit der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung genannt.

Haenisch hat sie in seinem Hauptmann-Buch mit Meisterschaft wieder ins Leben gerufen. Ein wertvolles Stück sozialdemokratischen Kulturlebens, das reichen Segen auch über die deutsche Literatur ergoß, ist zum ersten Male von Konrad Haenisch in allen seinen Zusammenhängen und mit begeisternder Kraft dargestellt worden. Nicht nur die Partei-, sondern auch die Literatur- und Kulturgeschichte des deutschen Volkes ist von Konrad Haenisch durch ein wertvolles Buch bereichert worden.

Außenpolitische Rundschau

Nr. 2119 — Das Reparationsgeschäft — Deutschland bezahlt — Österreichische Verhältnisse — Die Aufteilung — Die Beschlagnahme der Pfänder

Die Tragikomödie des Vertrags von Versailles hat mit der Entscheidung, die die Aktennummer 2119 trägt, sozusagen ihren Gipfelpunkt erreicht. Diese zweitausendeinhundertundneunzehnte Entscheidung der Reparationskommission stellt zunächst fest, daß das Deutsche Reich jede innere wie äußere Kreditfähigkeit verloren hat und daß die Mark auf drei Tausendstel ihres ursprünglichen Wertes ge-

fallen ist. »In Erwägung« dieser Katastrophe verweigert die 2119. Entscheidung der Reparationskommission die verlangte Stundung der Barzahlungen. Da aber Deutschland nicht zahlen kann, wird die Zahlung vertagt. Mittlerweile sollen Schatzwechsel statt der Zahlung gegeben — und die Quadratur des Zirkels gefunden werden. Und zwar soll Deutschland das Gleichgewicht seines Budgets (einschließlich der nicht gestundeten, aber vertagten Reparationszahlungen) herstellen, eine Währungsreform durchführen (mit einem auf ein Dreitausendstel seines Nominalwerts gefallenen Zahlungsmittel!) und innere und äußere Anleihen aufnehmen (nachdem die Reparationskommission selbst der Welt verkündet hat, daß Deutschland seine Kreditfähigkeit verloren hat).

Soll man da weinen oder lachen? Und diese aller Logik, allen Tatsachen, allem gesunden Menschenverstand hohnsprechende Entscheidung ist einstimmig gefaßt worden. Die Einstimmigkeit, darauf kam es an! Die Katz', die Katz' ist gerettet. Und weil dieser Entscheid nichts anderes als ein ausgewachsener, in 2118 Entscheidungen und einer ungezählten Zahl von Erhebungen, Sitzungen, Konferenzen und Besprechungen kultivierter Blödsinn ist, deshalb hat Herr Poincaré den zur Hälfte gezückten Säbel der Zwangsmaßnahmen befriedigt wieder eingesteckt. Vorläufig.

Nach einem halben Jahre, wenn die vertagte Stundung wieder fällig sein wird, wird Herr Poincaré oder sein Nachfolger sich auf seine Handlungsfreiheit berufen.

* * *

Während die »souveräne« Reparationskommission die Unfähigkeit verkörpert, den Schaden zu reparieren, den die Alliierten angerichtet haben, ist ein Geschäft abgeschlossen worden, das an sich zwar ein Skandal ist, worüber wir jedoch weder überrascht sind, noch uns sonderlich entrüsten können. Wir meinen jenen famosen Lieferungsvertrag, der zwischen Stinnes auf der einen, dem französischen Senator de Lubersac auf der anderen Seite abgeschlossen worden ist. Der Titel des Vertrags lautet: Deutschland bezahlt.

Wir haben hier wiederholt auf die Gefährlichkeit des sogenannten Bemelman-Abkommens hingewiesen. Wir haben aufgezeigt, daß dieses Abkommen zu einem Riesenskandal und zur Ausplünderung Deutschlands führen muß. Wir haben in der Tagespresse unsere warnende Stimme erhoben. Man ließ die Dinge gehen. Nur keine Initiative! Nur kein vorausschauendes Handeln!

* * *

Was sagt im Grunde jener Vertrag? Herr Stinnes liefert Herrn Lubersac für 13 Milliarden Baustoffe usw. — je mehr, je besser, denn Deutschland bezahlt ja —, wofür er eine Provision — lumpige 6 Prozent — bekommt. Während des Krieges sind höhere Provisionen »verdient« worden.

Freilich wird es bei diesen schäbigen 6 Prozent nicht bleiben; denn bei Zement, Kohlen, Holz, Ziegel usw. pflegt man heutzutage weniger als je Geld draufzuzahlen — natürlich wenn man verkauft. Dies erinnert uns an ein Gespräch mit einem Vertreter einer großen Baustoffirma, der sich für die Verabschiedung des Bemelman-Abkommens einsetzte. »Bedenken Sie doch,« sagte der Mann, »daß die Preise für Baustoffe so steigen werden, daß man in Deutschland nicht mehr wird bauen können; wenn wir keinen Absatz im Ausland haben, sind wir gezwungen, die Arbeiter zu entlassen.«

Die prophetische Voraussicht des Mannes hat sich inzwischen, wie männiglich bekannt, verwirklicht. Man kann nicht mehr bauen. Sogar die Banken und Likörfabriken, diese Grundlagen der neuen deutschen Wirtschaft, schränken das Bauen ein. Warum sollen die Kartelle und Preisringe ihre Preise nicht so festsetzen, wie es ihnen beliebt? Hindert sie etwa jemand daran? Oder kann etwa der deutsche Konsument mit seiner auf ein Dreitausendstel seines Nominalwerts gefallenen Mark und den entsprechenden Goldaufzahlungen bei der Einfuhr (nicht etwa bei der Ausfuhr!) im Ausland kaufen? Er kann es sicherlich nicht. Also muß

doch ein »Absatzgebiet« im Ausland gefunden werden, soll der deutsche Arbeiter nicht der Arbeitslosigkeit verfallen. Und welches Absatzgebiet liegt uns näher und ist bequemer als das zerstörte Nordfrankreich? Denn jede Konkurrenz ist ausgeschaltet, da doch Deutschland zahlt und außer den Deutschen heute doch fast kein Mensch mehr die Mark als Zahlungsmittel annimmt.

Unter den Deutschen sind es freilich auch nur mehr jene, die nicht anders können, die noch Markscheine annehmen, ja immer mehr haben wollen. Da sind die Waren- und Rohstoffbesitzer doch bescheidenere Menschen: sie wollen überhaupt keine Mark mehr.

Der Reichskanzler hat in seiner Antwort an Poincaré unter anderem festgestellt, daß Deutschland infolge der Markentwertung seine Kohlen an Frankreich fast verschenken muß. Ja, Deutschland, aber nicht Stinnes und die übrigen Kohlenbesitzer. Ihre 5 Goldmark Prämie pro Tonne sind ihnen sicher. Deutschland wird sie gewiß nicht wegsteuern. Und im übrigen zahlt Deutschland.

* * *

Es ist längst ein Gemeinplatz aller Bierbankpolitiker geworden, zu sagen, daß wir österreichischen Verhältnissen zutreiben. Und diese österreichischen Verhältnisse, unter denen man sich etwa vorstellt: eine Straßenbahnfahrt gleich 1000 Kronen (wenn diese Zeilen erscheinen, wahrscheinlich schon 2000 oder mehr), sind so beschaffen: Was dem österreichischen Länderstumpf bei Abfassung des Vertrags von Saint-Germain noch an Rohstoffen, Fabrikanlagen usw. gehörte, ist inzwischen in den Besitz des »Auslandes« übergegangen. Es soll nicht geleugnet werden, daß dabei einige österreichische Kapitalmagnaten Provisionen eingesteckt haben und sich jetzt Milliardäre nennen dürfen. Das in den Städten vegetierende Volk hat *nichts mehr*. Es bekommt für seine Arbeit Löhne, die sich in mehrstelligen Zahlen ausdrücken und auf etwas Brot und Gemüse reduzieren. Es ist eine *Kolonie seiner Nachbarvölker* geworden.

* * *

Und wie das bei Kolonien üblich ist, teilt man Österreich bereits in »Einflußsphären« auf: Den speisest du, den du, den ich. Ganz einig scheint man sich freilich über die Verteilung der respektiven Zonen noch nicht zu sein. Es gibt da ein offenbar noch umstrittenes Gebiet zwischen Italien und Jugoslawien. Jedenfalls aber sind sich die Tschechoslowakei und Jugoslawien durchaus einig. Sie haben ein *militärisches Bündnis* abgeschlossen. Man könnte einwenden, daß dieses Bündnis gegen Ungarns Revanchepläne gerichtet ist. Aber dazu war ja die kleine Entente da, die durch den Hinzutritt von Polen sogar eine große Entente geworden ist, jedenfalls eine aktionsfähigere als die Entente erster Ausgabe.

Das Marienbader Bündnis ist in Wirklichkeit nichts anderes als die militärische »Sicherung« der respektiven Zonen bei der erwarteten Auflösung Österreichs. *Das* sind die »österreichischen Verhältnisse«, denen wir zutreiben. Heute mag diese Behauptung wie eine gewollte Übertreibung klingen. Aber noch sechs Monate, höchstens ein Jahr der Preiswirtschaft unserer »Industrieherzöge« und ihres Gefolges kleiner und kleinster Spekulanten und Preistreiber — und wir werden sehen.

* * *

Wir werden dann freilich *eine* Genugtuung haben: wir werden die 132 Milliarden Goldmark nicht zu zahlen brauchen, denn, so sagt man wohl, wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren.

Gewiß, die Milliarden auf dem Papier des Vertrags von Versailles werden wir dann nicht zahlen. Wir zahlen aber seit vier Jahren Milliarden an alle Kapitalmagnaten der Welt, über deren Höhe das undurchdringliche Dunkel der Bilanzverschleierungen schwebt. Wenn Poincaré noch eine Weile zögert, die »Pfänder« zu beschlagnahmen, wird er vielleicht die Entdeckung machen, daß diese Pfänder zum erheblichen Teil Eigentum von Franzosen, Amerikanern, Engländern und Holländern sind.

Das erinnert uns an eine Anekdote, die zu Beginn des Krieges in Frankreich zirkulierte. Ein Berichterstatter einer bekannten Berliner Zeitung soll, als er in der Nachhut der vorrückenden deutschen Armee die zahlreichen deutschen Besitzungen in Nordfrankreich besuchte, ausgerufen haben: »Die Schafsköpfe! Hätten sie noch einige Jahre gewartet, Frankreich wäre ohne Krieg unser gewesen.«

J. S.-J.

Gewerkschaftsbeamte und Studium

Von Dr. **Theodor Cassau**

Als die Gewerkschaften dazu übergingen, einzelne Mitglieder für die Gewerkschaftsarbeit freizustellen, waren diese »Mädchen für alles«. Sie hatten in gleicher Weise die mechanischen Arbeiten, die für ehren- und nebenamtliche Tätigkeit zu stark angeschwollen waren, sowie die Leitung der Lohnbewegungen zu übernehmen. Seitdem sind die Gewerkschaften außerordentlich angewachsen und damit die Zahl ihrer Angestellten und deren Aufgaben. Hieraus ergab sich auch eine Differenzierung der Tätigkeit. Daß der Vorsitzende einer Organisation von 800 000 Mitgliedern andere Aufgaben zu erfüllen hat als der Lokalbeamte einer Verwaltungsstelle von 800 Mitgliedern, leuchtet jedem ein. Darüber hinaus muß man sich klar sein, daß ein Teil der Gewerkschaftsangestellten reine Bureauarbeiter sind — vielleicht Buchhaltern in Krankenkassen oder in wirtschaftlichen Betrieben gleichzustellen — und daß andere trotz Belastung mit vielen mechanischen Arbeiten im wesentlichen dieselben Aufgaben zu erfüllen haben wie die Syndici der Arbeitgeber- und Unternehmerorganisationen. Die Vorstandsmitglieder, zum Teil schon die Hilfsarbeiter in den großen Verbänden, die Gauvorsteher, die Leiter größerer Ortsverwaltungen üben Tätigkeiten aus, die jede Behörde und in der Regel auch die Unternehmerverbände mit akademisch gebildetem Personal besetzen. Doch die Ausbildung der Gewerkschaftsbeamten nimmt auf diese Differenzierung noch wenig Rücksicht. Kurse und Selbststudium müssen die Grundlage der Ausbildung auch für diese leitenden Posten bilden. Auf unsere amtliche Bureaukratie übertragen, hieße das: es beginnen alle Beamten in der mittleren Laufbahn und bereiten sich für die höheren Posten durch Selbststudium vor.

Wendet man diesen Vergleich an, so sieht man sofort, daß die Bildungsmöglichkeiten unzureichend sind. Es wird niemand einfallen, im Bildungsgang des höheren Verwaltungsbeamten das Studium durch Kurse und eigene Arbeit ersetzen zu wollen. Es ist daher die Frage am Platze, ob diese Methode für die Gewerkschaftsbewegung ausreicht. Die Antwort darauf steht seit langem fest. Seit mehr als zehn Jahren sind Sozialpolitiker und Gewerkschaftsführer zu der Überzeugung gekommen, daß die Gewerkschaftsbewegung akademisch geschulter Nationalökonomen für ihre Arbeit bedarf. Im Laufe der letzten zwei Jahre sind auch einige Verbände zur Anstellung von Nationalökonomen übergegangen, doch dürften kaum mehr als sechs Volkswirte im Dienste der freien Gewerkschaften stehen. Wenn aber auch die Organisationen wirklich über diese schüchternen Versuche hinaus in größerem Umfang Nationalökonomen anstellen würden, wird doch das Gros der leitenden Persönlichkeiten stets aus dem Verband hervorgehen müssen. Es erwächst daher für die Gewerkschaften die Aufgabe, sich aus ihrer Mitgliederschaft für die leitenden Posten einen Nachwuchs heranzuziehen, der eine dem Unternehmersyndikus gleichwertige Vorbildung besitzt.

Solange die Gewerkschaften ausschließlich Lohnpolitik trieben, war die Notwendigkeit einer besseren volkswirtschaftlichen Schulung nicht so groß, wie sie heute ist. Die Verhältnisse in den einzelnen Industrien, das Auf und Ab der Konjunktur ließen sich von dem intelligenten Arbeiter, der in dieser Industrie groß geworden war und sich durch Selbststudium weitergebildet hatte, für die Zwecke der Gewerk-

schaften in ausreichendem Maße übersehen. Die Anforderungen sind heute jedoch viel größere als früher. Die Gewerkschaften sind Träger des Wirtschaftslebens geworden. Sie müssen weit über ihre früheren Aufgaben hinaus Wirtschaftspolitik treiben, und sie können das nur, wenn sie bei der täglichen Kleinarbeit das gesamte Wirtschaftsleben in seinen Einzelheiten durch geschulte Beobachter sehen und die Ergebnisse theoretisch verarbeiten. Wie die moderne Industrie mit den Erfahrungsgrundsätzen des Handwerksmeisters nicht mehr auskommt, so bedarf die Gewerkschaftsbewegung statt ihrer ökonomischen Faustregeln der theoretisch gebildeten volkswirtschaftlichen Fachleute. Die leitenden Gewerkschaftsbeamten müssen einerseits das Handwerkszeug des Nationalökonomen, sein Nachschlagematerial und die Statistik beherrschen, und andererseits müssen sie wissenschaftlich denken gelernt haben, um die Einzeltatsachen verarbeiten und ihre Industrie im Rahmen der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung richtig werten zu können. Sie müssen weiter imstande sein, ihre Industrien zu durchleuchten und sowohl den Fraktionen in den Parlamenten als auch der Regierung Fachleute stellen zu können, so daß die Regierungsstellen nicht mehr ausschließlich auf die Unternehmersyndici als fachkundige Berater angewiesen sind.

Für diese Durchsichtigmachung der Industrie sind die Gewerkschaften in hohem Maße auf die Betriebsräte angewiesen. Diese Neuschöpfung bedarf jedoch, um ihren Aufgaben gewachsen zu sein, einer großen Erziehungs- und Schulungsarbeit, zu der ebenfalls theoretisch durchgebildete Nationalökonomen und Privatwirtschafter nötig sind. Von dieser Lehrtätigkeit abgesehen, brauchen die Gewerkschaften Buchhaltungs- und Kalkulationsfachleute, Kenner der Betriebslehre, wenn sie ihre Industrien wirklich erfolgreich beobachten wollen.

Wie ist für frühere Arbeiter mit Volksschulbildung diese Ausbildung möglich? Das Nächstliegende sind Kurse. Solche Kurse sind seit fünfzehn bis zwanzig Jahren die große Mode in Deutschland. Man muß sich jedoch darüber klar sein, daß sich mit Kursen nicht viel erreichen läßt. Ein Fortbildungskursus für Menschen, die in der Praxis stehen und ihre feste Berufsbildung hinter sich haben, kann großen Nutzen stiften; ein Kursus für Praktiker ohne reguläre Vorbildung kann im besten Falle Anregungen für das eigene Weiterarbeiten bieten. So nötig wir auch für die verschiedensten Zwecke Kurse haben werden, so dürfen wir doch die Gesamtausbildung für die späteren Generationen nicht auf Kurse, Mittelschulen und Ähnliches einstellen. Sie sind vielleicht für die Kreise, die heute 25 bis 40 Jahre alt sind, nicht zu entbehren; für die Jüngeren ist es aber nötig, ihre Vorbildung grundsätzlich auf das Universitätsstudium und, soweit privatwirtschaftliche Materien in Frage kommen, auf Handelshochschule einzustellen.

In der gegenwärtigen Zeit, in der die Universitäten Hochburgen des Kampfes gegen die Demokratie und die Republik geworden sind, scheint es vielleicht wenig am Platze, für das Universitätsstudium von Arbeitern Propaganda zu machen, und trotzdem ist es geboten. Zunächst kann die Kenntnis des Tatsachenmaterials und die des technischen Apparats: Handbücher, Bibliographie, Statistik usw. und vor allen Dingen die theoretische Schulung, die Fähigkeit, nationalökonomisch zu denken, nur in einem mehrjährigen Studium mit Übungen erworben werden. Der Kursus ist naturnotwendig auf rasche Bewältigung von möglichst viel Stoff eingestellt, die gründliche Verarbeitung kann aber nur im geregelten Studium erfolgen. Beim Selbststudium fehlt der geschulte Lehrer und die Kontrolle an den Leistungen der anderen. Gerade der Besuch von volkswirtschaftlichen Übungen ist kaum durch eigene Arbeit zu ersetzen. Bis in den Krieg hinein war die »bürgerliche Wissenschaft« bei vielen unserer Parteigenossen und gerade bei den akademisch gebildeten unter ihnen schlecht angeschrieben; es wurde zum Teil direkt vor dem Besuch der Universitäten gewarnt. Diese Stimmung wurde verschärft, als der Kampf der Universitäten gegen Verständigungsfrieden und später gegen Republik und Demokratie einsetzte. Trotz alledem müssen wir uns darüber klar sein, wie

wichtig für den Sozialisten das Studium der Nationalökonomie an der Universität ist. Wir alle verdanken ihm ebensoviel wie unserer Beschäftigung mit den sozialistischen Schriftstellern. Die politische Einstellung des Universitätslehrers ist bei weitem nicht so wichtig, als vielfach angenommen wird; wer etwas ist und in seiner Wissenschaft etwas leistet, bietet dem Studierenden auch bei größter Einseitigkeit viel, was diesem auf andere Weise nicht geboten werden kann.

Das Studium des zukünftigen Gewerkschaftsbeamten denke ich mir nicht als eine Vorbereitung auf ein Examen. Dieses wird den jungen Arbeitern im allgemeinen schon durch die formalen Schwierigkeiten unmöglich sein, und das ist kein Schaden. Es ist sehr zweifelhaft, ob das Studium der Nationalökonomie durch das drohende Staatsexamen etwas gewinnt. Examen veräußerlichen das Studium und verleiten zum Einpauken statt zur wissenschaftlichen Schulung. Es war gerade der Vorteil des nationalökonomischen Studiums, daß es völlig frei gestaltet werden konnte und der Hauptwert darin lag, die jungen Menschen wissenschaftliches Arbeiten und Forschen und damit wissenschaftliches Denken zu lehren. Diese Möglichkeit, in einem freigestalteten Studium den Geist auf die absolut freie und unbeeinflußte Forschertätigkeit einzustellen, ist mein zweiter Grund, weshalb ich gegen Kurse und für den Universitätsbesuch eintrete.

Der dritte Grund ist die Bedeutung der Studiengenossen für das Studium. Die Stärke und Schwäche des Gewerkschaftsbeamten liegt darin, daß der Verbandsangestellte in seinem eigenen Verband aufsteigt. Dadurch wird eine außerordentlich enge Verbindung mit diesem gegeben, aber es ist damit auch eine starke Einseitigkeit verbunden. Wer nur in seiner Verbandsorganisation arbeitet und nie in andere Verhältnisse hineingeschaut hat, kann nicht die Freiheit des Blickes haben wie beispielsweise der Kaufmann, der häufig durch mehrere Branchen, bestimmt aber durch ganz verschieden organisierte Geschäfte hindurchgeht. Im Studium ist der Verkehr der Studenten untereinander, der Meinungsaustausch zwischen ihnen von erheblicher Bedeutung, und diese Bildungsmöglichkeit sollten wir gerade dem jungen Arbeiter und seiner kulturellen Entwicklung sichern. Bei der heutigen Stimmung wird dieses Zusammenleben zwar nicht ganz einfach sein, denn unter den Studenten spielt die nationalistische Phrase eine große Rolle; es steckt in ihnen jedoch auch oft viel Idealismus, der zu dem Andersdenkenden eine Brücke findet. Die arbeiterfeindliche Stimmung in unserem Mittelstand ist im wesentlichen unter dem Einfluß der Einkommensentwicklung und der sinkenden Bezahlung geistiger Arbeit entstanden. Gerade bei der wirtschaftlichen Interessengleichheit zwischen Geistesarbeiter und Handarbeiter als Arbeitnehmer wäre eine nähere Verbindung im gemeinsamen Studium im Interesse beider Teile zu begrüßen.

Wie ist nun der Weg für ein derartiges Arbeiterstudium freizumachen? In dem Artikel »Arbeiterschaft und Juristennachwuchs« (Neue Zeit Nr. 2, 7. April 1922, 40. Jahrgang) habe ich versucht, einen Weg zu zeigen, wie junge Arbeiter neben ihrer Berufsarbeit das Abiturium machen können. Wenn man auch im allgemeinen vor jeder Herabsetzung der Vorbildung warnen soll, so scheint es mir doch nicht ratsam, für die hier vorliegenden Zwecke nach derselben Methode zu verfahren, die ich für das reine Jurastudium vorgeschlagen habe. Durch Zusammenarbeiten von Unterrichtsministerium, Gemeinden und Arbeiterorganisationen müßten in den größeren Städten für die schulentlassene Jugend Gymnasialkurse eingerichtet werden, in denen die Volksschüler in zwei bis drei Jahren neben der Berufsarbeit das Reifezeugnis für Obersekunda erwerben können. Diese Kurse dürften ebensowenig wie die Vollkurse zur Erreichung des Abiturientenexamens ein Abklatsch des Gymnasiums sein, und sie dürften auch kein Abklatsch der heutigen Presse für Sextanervorbildung sein, die viel zu stark auf Gedächtniskram und viel zu wenig auf Denken eingestellt ist. Sie müßten unter stärkerer Betonung des Englischen und Französischen ein wenig Latein, Kultur-, Wirtschafts- und Life-

raturgeschichte treiben. Wieweit da zur Schulung des Denkens die Mathematik hinzuzuziehen ist, wäre Sache der Fachleute.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist in organisatorischer Hinsicht in der internationalen führend. Darüber dürfen wir jedoch die neuen Aufgaben nicht übersehen. Angesichts des Ausbaus des wissenschaftlichen Apparats der Unternehmerorganisationen ist es die Pflicht der Gewerkschaften, auch ihrerseits etwas Gleichwertiges zu schaffen. Die Zeiten des handwerksmäßigen Betriebs in den Gewerkschaften sind vorüber. Es gilt, für den heutigen Bedarf nach wissenschaftlich geschulten Menschen beizeiten die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Unser Parteiname

Von Robert Horn

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands in den Novembertagen des Jahres 1918 hielten es die bürgerlichen politischen Parteien für zweckmäßig, ihre Aushängeschilder zu übermalen, das heißt ihre Namen zu ändern. Sie wurden plötzlich alle zu »Volksparteien«. Sogar die alten Konservativen wollten als Deutschnationale Volkspartei auf das Wort »Volk« nicht verzichten. Einzig die Sozialdemokratie in Deutschland, die alte, blieb im Innern und nach außen, was sie war: die »Sozialdemokratische Partei Deutschlands«.

Wie ist dieser Name entstanden?

Am 22. Mai 1863 wurde in Leipzig unter Mitwirkung Ferdinand Lassalles von einem Häuflein Männer der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« gegründet. Unabhängig davon erklärte der im September 1868 zu Nürnberg versammelte fünfte deutsche Arbeitervereinstag seine Übereinstimmung mit bestimmten Punkten des Programms der Internationalen Arbeiterassoziation, der Schöpfung von Karl Marx. Im August 1869 gab sich dann in Eisenach diese letztgenannte Richtung ein Programm, das »Eisenacher Programm«, und den Namen »Sozialdemokratische Arbeiterpartei«. August Bebel und Wilhelm Liebknecht waren hier die eigentlichen geistigen Triebkräfte. Bekanntlich sind dann später nach jahrelangen Kämpfen die beiden auseinanderstrebenden Parteien auf dem Parteitag in Gotha im Mai 1875 durch eine Brücke fest miteinander verbunden worden. Der von der Gruppe der Lassalleaner geführte Name »Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein« verschwand, aber auch die »Eisenacher« drangen mit ihrem Gründungsnamen nicht durch.

Bereits auf dem Kongreß zu Eisenach 1869 hatte man den Beschluß gefaßt, den in Nürnberg zum Sozialismus übergegangenen demokratischen Arbeitervereinen den Namen »Sozialdemokratische Partei« zu geben; doch um des lieben Friedens willen wurde der Beschluß durch die Mehrheit, die für ihn eingetreten war, wieder zurückgenommen. Man nannte sich »Sozialdemokratische Arbeiterpartei«. Die in Eisenach anwesenden Vertreter Fritzsche, Bremer und Genossen drohten nämlich mit ihrem Austritt, wenn man die Bezeichnung »Arbeiterpartei« fallen lasse.

Auf dem zweiten Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, abgehalten zu Dresden am 12., 13., 14. und 15. August 1871, beantragte dann Leipzig erneut durch Bebel, den Namen der Partei in »Sozialdemokratische Partei« umzuändern. Bebel, der den Vorsitz dieses von 56 Delegierten besuchten Kongresses führte, begründete seinen Antrag damit, daß die Bezeichnung der Partei als »Sozialdemokratische Arbeiterpartei« insofern ein Unding sei, als sie ein und dasselbe doppelt besage. Eine sozialdemokratische Partei könne nur eine Arbeiterpartei und eine

Arbeiterpartei nur eine sozialdemokratische Partei sein. Es sei also, meinte Bebel, richtiger, wenn die Parteimitglieder sich entweder »Sozialdemokratische Partei« oder nur kurzweg »Arbeiterpartei« nennen würden. »Ich ziehe«, sagte er, »den ersteren Namen als offiziellen Namen der Partei um deswillen vor, weil er ohne Bedenken auch solchen Männern den Eintritt ermöglicht, die in ihrer Gesinnung unseren Prinzipien vollständig huldigen, aber infolge ihrer sozialen Stellung als eigentliche ‚Arbeiter' nicht gelten können.«

Die Ansicht der Leipziger Vereinsmitglieder, die, 400 an der Zahl, durch August Bebel und Peter Ullrich vertreten waren, drang jedoch auf dem Dresdener Kongreß nicht durch. Yorck (Hamburg), der 75 Mitglieder hinter sich hatte, wandte sich aus »praktischen Gründen« gegen solche Änderung. Zwar, so führte er aus, sei er in Eisenach entschiedener Gegner des nun wieder neu vorgeschlagenen Namens gewesen, allein er hätte sich immerhin im Laufe der Zeit etwas mehr mit ihm befreundet; dagegen seien aber die Hamburger Parteigenossen, in deren speziellem Auftrag er spreche, zur Überzeugung gekommen, daß »es unter den jetzigen Umständen mindestens sehr unklug wäre, den Namen zu ändern«. Gegner der Namensabänderung war ferner wieder der Delegierte Bremer aus Magdeburg, der vier Mandate im Besitz hatte — Magdeburg mit 60, die Metallarbeitergewerkschaft mit 30, die Holzarbeitergewerkschaft mit 20, die Schuhmachergewerkschaft mit 30 Parteigenossen, ferner war er Inhaber des »Manufakturarbeitermandats« Neundorf (21 Mitglieder). Er stellte den Antrag: »Den Namen der Partei unverändert zu lassen und über den (Bebelschen) Antrag zur Tagesordnung überzugehen.«

Obgleich Metzner (Berlin) für die Beratung des Leipziger Antrags eintrat, kam es nicht zur Abstimmung. Wilhelm Liebknecht, Delegierter der 30 Breslauer, trat nämlich vermittelnd dazwischen. Er stellte einen auf Vertagung der strittigen Angelegenheit gerichteten Antrag, der unterstützt und angenommen wurde. Liebknecht erklärte sich zwar mit Bebel darin einverstanden, daß der Parteiname »Sozialdemokratische Arbeiterpartei« unlogisch und eine unnötige Worthäufung sei; wo aber, meinte er, Vorurteile eingewurzelt wären, solle man ihnen nicht zu schroff entgegentreten. Da der Eifer, mit dem viele an dem alten Namen hingen, so groß wäre, daß das Eingehen auf den Leipziger Antrag zu unerquicklichen Debatten, vielleicht zu Zwistigkeiten führen könne, so beantrage er Vertagung bis zum nächsten Kongreß. »Mögen unsere Leute«, so sagte Wilhelm Liebknecht wörtlich, »sich die Sache bis dahin überlegen; auf diesem Kongreß wollen wir uns nicht damit beschäftigen, weil dabei nur leeres Stroh gedroschen wird, es ist ein Streit — nicht einmal um des Kaisers Bart.«

Die »Namensfrage« ruhte aber nicht. Auf dem Gothaer Einigungskongreß im Jahre 1875 tauchte sie wieder auf. Nicht weniger als vier Anträge wurden zur Namensbezeichnung der neuen vereinigten Partei gestellt. Tutzauer beantragte »Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands«, Heinzel (Kiel) »Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands«. Letzterer wurde dabei von Frick (Bremen) unterstützt, der der Ansicht war, es sei nötig, »daß wir uns von den katholischen Sozialisten unterscheiden«. Meyer (Braunschweig) hatte sich den Namen »Sozialistisch-Demokratische Partei« ausgedacht. Als Referent empfahl jetzt Wilhelm Liebknecht die Bezeichnung »Arbeiterpartei Deutschlands«. Er fügte hinzu, daß »diejenigen, welche den Pfaffen anhängen, keine wirklichen Arbeiterparteien, sondern Stimmvieh« seien. In der Abstimmung wurde der Name »Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands« angenommen. Das Protokoll des Vereinigungskongresses der Sozialdemokraten Deutschlands, abgehalten zu Gotha vom

22. bis 27. Mai 1875, wie es mit seinem vollen Titel heißt, fügt diesem Ergebnis ergänzend hinzu: »Hierauf wurde vom Vorsitzenden unter freudigen Ausrufen bemerkt, daß die prinzipielle Grundlage der vereinigten Sozialdemokraten Deutschlands festgestellt sei.«

Inzwischen schlichen sich, vornehmlich während des Sozialistengesetzes, mehr und mehr die Wörter »Sozialdemokratie« und »Sozialdemokraten« als Partei- und Mitgliedsbezeichnungen ein. Auf den beiden Gothaer Kongressen wie auch auf den während des Sozialistengesetzes im Ausland abgehaltenen Zusammenkünften, ferner in den Berichten, Vorlagen, Protokollen usw. der Partei finden wir mehr und mehr die Überschrift »Deutsche Sozialdemokratie« oder »Sozialdemokraten Deutschlands«. In der Spezialdiskussion über den Organisationsentwurf auf dem Parteitag zu Halle a. d. S. (vom 12. bis 18. Oktober 1890) konnte der Berichterstatter Ignaz Auer denn auch knapp und bündig erklären:

»Zunächst haben wir in der Überschrift den Parteinamen geändert in ‚Sozialdemokratische Partei Deutschlands'. Darüber wird es einer weiteren Aussprache gar nicht bedürfen.«

Ein Einspruch erhob sich nicht; vielmehr wurde der gesamte Entwurf, überschrieben »Organisation der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands«, unter jubelndem »Beifall«, wie es im Protokoll von Halle heißt, mit allen gegen eine Stimme angenommen.

Auch in Erfurt am 20. Oktober 1891 blieb es bei der Bezeichnung »Sozialdemokratische Partei Deutschlands«. So ist der jetzige Parteiname entstanden.

Die Münchener Gewerbeschau und die Arbeiterschaft

Von Dr. Hermann Schützinger

Die deutsche Arbeiterschaft hat ein wesentliches Interesse daran, daß der Produktionsapparat des deutschen Volkes nach Möglichkeit verbessert und sein Ertrag gesteigert wird. Der Verlust von Rohstoffgebieten und landwirtschaftlich hochwertigen Böden als Folge des Friedensvertrags zwingt das deutsche Wirtschaftsgebiet zu größtmöglicher Steigerung seiner Qualitätsindustrie, um wenigstens einigermaßen das gestörte Gleichgewicht zwischen dem Rohstoffeinfuhr-Koeffizienten und dem Koeffizienten der Ausfuhr von Fertig- und Halbfabrikaten wiederherzustellen. Qualitätsarbeit ist aber nur zu leisten mit einer hochstehenden und am eigenen Produkt entweder materiell oder seelisch interessierten Arbeiterschaft. So ist also eine Ausstellung für Kunst, Kunstgewerbe und Gewerbe gerade für den aufstrebenden Teil der Arbeiterschaft von größter Bedeutung, viel mehr noch als die auf kapitalistische Massenproduktion eingestellten »Messen« in Frankfurt und Leipzig.

»Normalisierung« und »Typisierung« der Massengüter sind zweifellos wichtige Forderungen der deutschen Wirtschaft. Wir werden da von den Vereinigten Staaten von Amerika noch manches lernen müssen, um unseren Produktionsapparat aufs äußerste zu rationalisieren; nicht minder wichtig aber ist für uns die Steigerung unserer Qualitätsindustrie auf eine Höhe, die es uns erlaubt, hier die Konkurrenz mit der ganzen Welt erfolgreich aufzunehmen. Gerade die Arbeiterschaft hat das größte Interesse daran; denn nur der geistig angeregte Arbeitnehmer, der mit Lust und Liebe an einem hochwertigen Produkt schaffen kann, wird die Spannkraft behalten, deren er als Träger des proletarischen Kampfes um die wirtschaftliche und politische Macht bedarf. »Kuliarbeit« drückt herab und macht unfrei.

München ist der geschaffene Ort für eine Ausstellung des deutschen hochentwickelten Gewerbes. Von hier aus hat die deutsche Kunst im Laufe des vergangenen Jahrhunderts tausendfältige Anregung erhalten; hier ist eine der Hauptpflanz-

stätten des deutschen Kunstgewerbes. Schon 1912 zeigte die »Bayerische Gewerbeschau«, daß veredelte Gewerbsarbeit in Bayern zu Hause ist, und machte die Welt auf das Können der deutschen Kunstgewerbler aufmerksam. Nun kurz nach dem Zusammenbruch Deutschlands marschiert in den festlich farbenfroh gestimmten Hallen des Münchener Ausstellungsparkes über der Theresienwiese das deutsche Gewerbe mit Mustern seiner ästhetischen Werkarbeit auf. Zeichen der neuen Zeit und ihres ethischen und sozialen Willens, der auch im Eröffnungsakt Ausdruck fand. Ein sozialistischer Reichsminister (Genosse Dr. Köster, dessen feine und klare Rede rauschenden Beifall fand) und ein sozialistischer Bürgermeister (Genosse Eduard Schmid) standen als Vertreter des neuen Deutschland neben Männern der Kunst. Zu einem deutschen Werke großer kultureller Bedeutung, einem Werk am Wiederaufbau im wahren deutschen Geiste hat man sich auf einer großen Linie zusammengefunden.

In der deutschen Arbeiterpresse wurde die Münchener Gewerbeschau von dem Kunstkritiker Genossen Eßwein in ausführlicher Weise gewürdigt. Ihm entnehmen wir einige kunstkritische Betrachtungen:

»Die Aufmachung der Deutschen Gewerbeschau stellt nicht nur die früheren Darbietungen Münchens, sondern auch die Kölner Werkbundausstellung 1914 weit in den Schatten. Hinsichtlich der Raumästhetik und der Dekoration ist ein durchgreifender Erfolg von grundsätzlicher Bedeutung erzielt worden, eine Geschmackswandlung und eine Sicherheit des künstlerischen Wollens, die ohne die Pioniertätigkeit der viel geschmähten, viel verlachten jüngsten Kunstrichtungen niemals möglich gewesen wäre. So begegnen wir heute keinerlei verkehrten Ansprüchen der künstlerischen Aufmachung mehr, sondern einem der Gesinnung nach einheitlichen, persönlich freilich abgewandelten Stilprinzip, das offen und ehrlich gar nichts anderes sein will als gutes Kunstgewerbe. Der treffliche neutrale Stil der Münchener Ausstellungsbauten bildet einen festen, immer schön bleibenden Rahmen. Dieser Rahmen ist nun beherrscht von Farbe, Ornament, Einfall, Laune, Bewegung und von einem einheitlichen, freudigen jugendfrischen Kunstwillen. Man schelte ihn ‚expressionistisch', ‚futuristisch', ‚bolschewistisch', er ist wenigstens nicht langweilig. Er ist kein Zeitstil, eher eine lustige Zeitmaskerade, aber seine Lust an der freudigen Entladung, die nirgends zu roher Reklamehaftigkeit herabsinkt, eint alle nicht ‚Verspießten' im ganzen Reich und verbindet uns wieder mit der glücklichen, gesund gebliebenen, vormarschierenden Umwelt.«

Die Halle I (Keramik) macht einen überwältigenden Eindruck. Wie ein Meer von blaßblauen Stoffen flutet es an den Bögen der Überdachung. Beherrscht wird der riesige Raum durch ein Kolossalgemälde »Laboremus« (Laßt uns arbeiten) von Wackerle: Ein riesiger Bau wird aufgeführt, Schiffe führen unten die Ziegelsteine heran, Quadern häufen sich auf Quadern, Tausende schleppen die Balken und Steine, Gerüste ragen zur Höhe empor, und ganz oben vermischt sich der Staub, Dampf und Rauch zu einer großen Wolke, aus der die halbfertigen Zinnen des Baues emporragen.

Diese große dekorative Aufgabe ist zweifellos einzigartig gelöst. München hat sich damit einen besonderen Ehrenplatz in der deutschen Kunst errungen, seitdem man sich von der zarten Rücksichtnahme auf die Kunstauffassungen der Herren Bierdimpfl und Genossen befreit hat.

Im übrigen gibt uns die Halle I einen Überblick über die zierlichen Produkte des Porzellans, des Glases, der Majoliken, feiner und nützlicher Töpferwaren, wahrer Musterleistungen der Spielzeugindustrie, der kunstvollen Packungen, des auserlesensten Buchgewerbes und der Lithographien, darunter der herrlichen Reproduktionen der Reichsdruckerei. Karlsruher Majolikamanufaktur, österreichische Keramik, hessische Bauerntöpferei und Pfälzer Hafnerkunst stellen hier ihre besten Erzeugnisse zur Schau. Nymphenburger Manufaktur, deutsche keramische Werkstätten und thüringische Glasbläsereien stehen mit an erster Stelle.

Außerordentlich wirksam aber sind die zur Ausschmückung der Halle verwendeten Bauterrakotten, die in die Seitenwände des Mittelforums eingelassenen Reliefs und ein ganz besonders reizvoller Majolikabrunnen im Zentrum der Halle.

Halle II ist der Feinmechanik, der Ausdruckskunst der Metalle, seiner Schmiede- und Prägearbeit, der Stein-, Leder- und Hornverarbeitung gewidmet. Die Gestaltung des Holzes als Möbel und anderer Einrichtungsgegenstände bis zur ästhetischen Raumgestaltung im Hause wird in ihrer Reichhaltigkeit sichtbar. Die vorbildliche Raumkunst zeigt sich schon äußerlich in der Ausgestaltung der Halle, die einer riesigen Pagode gleicht, deren Decken- und Wandflächen in Gelb und Blau gehalten das Metallische des Ausstellungsartikels förmlich widerspiegeln.

Halle Ia dient der religiösen Kunst. Massig sitzt hier im Zwielicht der futuristischen Glasgemälde die »deutsche Schmerzensmutter« in Stein gehauen, den erschlagenen Sohn auf den Knien. Krippen, Orgeln, Altäre, Grabsteine, im Stil der aufstrebenden künstlerischen Jugend gehalten, stehen gespenstig an den grauen Wänden.

Halle IIa ist der Farbentechnik gewidmet. Ein orientalischer Hof, in Rot und Braun, spiegelt die feinsten Tönungen wieder. Eine Kuppelhalle, aus deren Gesims eigenartige Farben leuchten und sich im Springbrunnen verlieren, bildet den Höhepunkt der Abteilung.

Halle III dient der Mode, der Buchkunst, der Stoffbearbeitung. Eine Abteilung enthält effektvoll beleuchtete Miniaturbühnen in phantastischer Aufmachung. Halle IV birgt Modewaren, Textilien, Möbel; Halle V Musikinstrumente, Möbel, Stoffe, Linoleum, Tapeten; Halle VI Teppiche, Vorhänge, Leder- und Korbmöbel.

Als besonderer Anziehungspunkt ist die »Modediele« zu nennen: In Form eines expressionistischen Gartenhauses liegt sie in eine Rasenfläche hineingebettet; Blumendekorationen und expressionistische Säulenfiguren gliedern sich um die mit Scheinwerferlicht erleuchtete Schaubühne.

Die Technik kommt in der Halle VII und in den Zelten zur Geltung. Hier sind neue Typen von Lokomotiven, Schlafwagen, Werkstattwagen, Flugzeugen, Booten, Automobilen zu sehen. Den Mittelpunkt dieser Abteilung bildet die schwarzrotgoldene Pyramide der »Deutschen Werke«. Sie sind für die deutsche Arbeiterschaft von ganz besonderer Bedeutung. Es ist erstaunlich, was dieses Unternehmen in der kurzen Zeit seines Bestehens aus den leeren Hallen der deutschen Heereswerkstätten hervorgezaubert hat: Bettstätten, Getreidemäher, Schraubstöcke, Muldenkipper, Preßlufthämmer, Sportbüchsen, Gashähne, Präzisionswerkzeuge usw.

In der Abteilung »Siedlungsbau« sehen wir hochragende Spitzweg-Giebel neben breitspurigen Blockhütten, Villen und Arbeiterhäuser in leichter und massiver Ausführung. Man frage aber nicht nach dem Preis!

Am Ausgang grüßt uns noch der gespenstige Bau der vielumstrittenen Behrensschen »Dombauhütte« mit ihrer schwarzblauen Bedachung, den vorspringenden Pilastern und Holzkranen und den grünen Eckpfeilern. Der expressionistische »Kruzifixus« mußte vor den wütenden Hakenkreuzlern rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden.

Vieles wäre noch zu erwähnen, das auch im geringsten Gegenstand die Freude am Guten und Schönen verkörpert und den Beschauer ästhetisch-erzieherisch einer höheren Lebenskultur empfänglich machen müßte, wenn er es sich finanziell noch leisten könnte. Nun kommt die Kehrseite der Medaille. Große deutsche Volksschichten sehen, was es Schönes gibt, sehen einen Spiegel ihres Schaffens, an dem praktisch der Valuta-Ausländer und der Großindustrielle seine eigentliche Freude haben wird.

Trotzdem wohnt dieser Ausstellung ein großer volkserzieherischer Wert inne. Die Vertreter der Arbeiterschaft sehen, daß es Handarbeit gibt, die höchste Leistung darstellt und sich neben der Taglöhnerbeschäftigung manches mittleren Beamten und Angestellten wohl sehen lassen kann. Diese Erkenntnis dürfte mit ein kräftiger Ansporn zum Aufwärtsstreben der Arbeiterklasse sein. Noch etwas lehrt uns diese

Ausstellung! Bayerische Hetzblätter haben die Ausstellung einen Triumph wittelsbachischer und allgemein-monarchistischer Erziehungsmethoden genannt. Das ist sie nicht. Der Anblick dieser Gewerbeausstellung lehrt unser schaffendes Volk im Gegensatz zu dem Besuch fürstlicher Luxusschlösser, was Volkskunst, das heißt republikanische Kunst, Kunst der Veredlung von Geschmack und Kunstverständnis der Massen bedeutet. Wenn sich auch nicht jeder von uns eines dieser auserlesenen Musterwerke leisten kann, so erfahren wir doch, was das aufwärtsstrebende Proletariat in seinen Werkstätten schafft, was uns Vorbild sein muß, um mit einfachen Mitteln die Besserstellung unseres Lebensbedarfs zu erreichen, nach der wir streben. Da kann uns München und seine Gewerbeschau Führerin sein! Möge der Parteitag im benachbarten Augsburg recht viele Führer und Unterführer der deutschen Arbeiterschaft in die Hallen an der Theresienwiese führen und durch die persönliche Berührung des Münchener Kunstgewerblers, des bayerischen Bauern mit dem aufrechten Proletariat der schwerindustriellen Werkstätten des Nordens das Verständnis zwischen dem deutschen Norden und Süden fördern, das von gewissenlosen Demagogen in letzter Zeit bewußt zerstört wurde.

Literarische Rundschau

Dr. Ludwig Kantorowicz, **Die sozialdemokratische Presse Deutschlands.** Eine soziologische Untersuchung. Tübingen 1922, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) und der H. Lauppschen Buchhandlung. 112 Seiten. Preis geheftet 75 Mark.

Der Verfasser bezeichnet seine Schrift als soziologische Untersuchung. Sie hat auf diese Benennung jedoch nur in beschränktem Sinne Anspruch; denn über die geistige Entwicklung der deutschen sozialdemokratischen Parteipresse, ihre Stellung innerhalb der früheren und jetzigen Parteiströmungen, ihre innere Ausstattung und ihre Stoffverwertung sowie ihre Bedeutung für das politische Parteileben erfahren wir fast nichts. Dr. Kantorowicz hat sich darauf beschränkt, lediglich die in Betracht kommenden äußeren Verhältnisse, die Verbreitung der sozialdemokratischen Parteipresse, ihre Stärke, ihr Kräfteverhältnis zur Wählermasse und zu den anderen Parteien, die soziale Zusammensetzung und Gliederung ihres Leserkreises, die Herkunft der Redakteure, die Tätigkeit der Preßkommissionen usw. darzulegen. Er gesteht selbst diesen Mangel ein, bezeichnet seine Arbeit als ersten Versuch und entschuldigt die »Unbescheidenheit«, die in der Bezeichnung seiner Schrift als einer soziologischen Untersuchung liegt, mit Peter Altenbergs Worten: »Ein unbescheidener Titel. ... Im Titel liegt das, was man gewollt hat, im Inhalt das, was man nicht gekonnt hat. Ein Wegweiser ist kein Ziel. Aber ein Wegweiser.«

Das kann man anerkennen. Meine Rüge des Untertitels soll auch keine Verurteilung der Schrift sein, sondern nur den Leser, der den Titel irgendwo angekündigt findet, davor warnen, mit sehr hochgespannten Erwartungen an das Lesen heranzugehen. Ferner weiß ich recht wohl, daß eine Schilderung der geistigen Entwicklung unserer Parteipresse und ihres jeweiligen Verhältnisses zum politischen Parteileben nur jemand geben kann, der nicht nur lange Zeit selbst Parteiblätter redigiert hat, sondern auch die Entwicklungsgeschichte der Sozialdemokratischen Partei von ihren Anfängen an genau kennt.

Innerhalb seines engeren Gebiets leistet sogar, wie zugegeben werden soll, Dr. Kantorowicz sehr Anerkennenswertes. Er hat die alten Parteitagsprotokolle, Jahres- und Agitationsberichte, Biographien hervorragender sozialistischer Schriftsteller, Abrechnungen der Parteileitungen sowie die einschlägige Broschürenliteratur mit großer Aufmerksamkeit studiert und besitzt zweifellos eine nicht häufig anzutreffende Urteilsfähigkeit. Vielen seiner offenen Kritiken kann man daher zustimmen. Freilich werden sie manchem Redakteur unserer Parteipresse nicht passen und noch weniger vielen Preßkommissionsmitgliedern; denn Dr. Kantorowicz kommt zu der Ansicht,

daß die praktische Tätigkeit der Preßkommissionen meist durch allerlei Parteikleinkram ausgefüllt wird und daß sie nur allzusehr geneigt sind, »die einzelnen lokalen Parteiverhältnisse der Redaktion gegenüber zu vertreten«, ohne auf die »Bedürfnisse der Zeitung«, das heißt auf die Wünsche und Bedürfnisse aller Leser Rücksicht zu nehmen, oder, wie er an anderen Stellen sagt, daß sie allzu häufig »ihr« Blatt als bloßes örtliches Vereinsorgan betrachten. Heinrich Cunow

---

Wolfgang Schumann, **Parteiwesen und Parteiprogramme.** Dresden A. 1921, Verlag von Kaden & Co. 69 Seiten.

Die staatsbürgerliche Erziehung ist in Deutschland von jeher vernachlässigt worden, und sie liegt auch heute noch im argen. Die Folge davon ist ein bedauerlicher Mangel an politischem Denken, ein Vordrängen der Gefühlspolitik und ein Überwuchern des Parteifanatismus. Da ist es denn eine dankbare Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, in wissenschaftlich-populärer Darstellung das Wesen der verschiedenen Parteien, ihre Programme und Ziele und ihre Stellung in Staat und Gesellschaft zu schildern. Einleitend behandelt er das Thema: »Der Wähler und die Parteien, wobei er die Schwierigkeiten hervorhebt, die ein gewissenhafter und nachdenklicher Wähler zu überwinden hat, wenn er bei einer Wahl in dem Wirrwarr des Parteigetriebes ein klares Bild gewinnen will. Nachdem er die Entstehung und geschichtliche Entwicklung der wichtigsten Parteien dem Leser vor Augen geführt hat, beantwortet er die Frage, warum es Parteien mit Führern, Angestellten und organisatorischen Einrichtungen geben muß, die Bau und Leben der Parteien widerspiegeln. In interessanter Weise beschäftigt er sich mit dem Parteiprogramm als dem Bindemittel, das die Parteimitglieder zusammenhält, als dem Banner, das der Partei voraufgetragen wird. Er unterscheidet Weltanschauungs- und Interessenprogramm, Grundsatz- und Durchführungsprogramm, Dauer- und Zeitprogramm usw. Nach einer Schilderung der Stellung der Parteien in Staat und Gesellschaft übt er scharfe Kritik an dem gegenwärtigen Parteiwesen, worauf er einen Ausblick tut in die Zukunft des Parteiwesens.

Wenn auch an dem Inhalt des Buches allerlei auszusetzen ist, so verdient es doch gelesen zu werden, da es über manche Einzelheiten Licht verbreitet und zum Nachdenken anregt. Besonders den politischen Neulingen, die in die Politikwissenschaft eindringen wollen, weil sie in einer rein gefühlsmäßigen Stellungnahme zu den Zeitproblemen kein Genüge finden, sei es warm empfohlen. Franz Laufkötter

---

S. Wronsky, **Die Vereinheitlichung der Wohlfahrtspflege im Deutschen Reich.** Berlin 1922, Verlag Franz Vahlen. Preis geheftet 20 Mark.

Die kleine Schrift von S. Wronsky bringt in knappem Raume eine Fülle statistischen Materials, das die Zersplitterung auf dem Gebiet wohlfahrtspflegerischer Arbeit deutlich beleuchtet. Insbesondere lehrreich sind die im Anhang aufgeführten praktischen Einzelfälle, in denen verhältnismäßig große Summen von den verschiedensten unterstützenden Organisationen für eine einzige Familie aufgewandt wurden — Armenpflege, Jugendamt, Erwerbslosenfürsorge, Krankenkasse, Rotes Kreuz usw. —, ohne daß ein erheblicher Erfolg erzielt wurde mangels planmäßiger Einheitlichkeit in der Arbeit. Wenn S. Wronsky aus der Zerrissenheit der Spezialgesetzgebung hier Heilung erwartet durch ein vereinheitlichendes Wohlfahrtsgesetz, so kann dem nur bedingt zugestimmt werden. Sicher ist solche vereinheitlichende Gesetzgebung dringend erwünscht, und sie ist eine seit langem aufgestellte Forderung der führenden und erfahrenen Sozialarbeiter. Die durch ein solches Gesetz geschaffenen Wohlfahrtsämter werden auch die Möglichkeit haben, auf Vereinheitlichung der praktischen Arbeit hinzuwirken, mehr aber nicht. Die tatsächlich einheitliche Ausführung ist Sache nicht der Gesetzgebung, sondern der Verwaltung. An Stelle der Betreuung der Familien durch Spezialfürsorger für die verschiedenen Bedingtheiten des Notstandes muß einheitliche, durch eine Person auszuübende

milienpflege treten. S. Wronsky weist auch hin auf solche Familienpflege, ohne des den Unterschied zwischen gesetzgeberischer Anordnung und Verwaltungspraxis nügend scharf herauszuarbeiten.

Unbedingt zuzustimmen ist der Forderung, Heilung und Fürsorge in der Wohlrtspflege der Versorgung voranzustellen. Indes ist auch dies seit langem anerntter wohlfahrtspflegerischer Grundsatz. Der, wenn ich nicht irre, in den siebger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründete Berliner Verein gegen Vermung und Bettelei hat schon in dieser Richtung nach eigenen Methoden erfolgich gearbeitet. Einzelne Anregungen, die S. Wronsky gibt, sind wertvoll, so züglich der Einschätzung der Mütterarbeit in der Erwerbslosenfürsorge (entrechend den Grundsätzen des Reichs-Invaliden-Gesetzes) mit höherer Rentenistung. Überhaupt ist die kurze Wiedergabe der wesentlichen gesetzlichen Maßgeln und ihre Gegenüberstellung von sehr guter Sachkenntnis getragen, und das nze Büchelchen zeichnet sich aus durch klare und gute Darstellung und einen bei ler sachlichen Behandlung warmherzigen Ton, der wohltuend berührt. Es kann aher zur orientierenden Übersicht durchaus empfohlen werden. Auch die komende Gesetzgebung mag in der einen oder anderen Hinsicht Anregungen daraus mpfangen können, soweit es sich darum handelt, einander widerstreitende Regeingen von Einzelgesetzen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu ordnen.

Henni Lehmann

Emil Hadina, **Die graue Stadt — die lichten Frauen.** Ein Theodor-Storm-Roman. Leipzig, Verlag L. Staackmann. 324 Seiten.

In unserer Zeit, wo so nach und nach fast jeder deutsche Dichter episch verarztet nd in den Mittelpunkt eines mehr oder minder unterhaltsamen Romans gestellt vorden ist, lag es nahe, daß eines Tages auch Theodor Storm diesem Schicksal nicht entgehen und seinen belletristischen Biographen finden würde, zumal des einstigen Husumer Rechtsanwalts und späteren Richters Lebensweg keinesfalls unnteressant gewesen und zum anderen Freunde und Töchter des Dichters bereits ein recht reichhaltiges biographisches, alle Lebenszüge des Menschen Storm hervorkehrendes Material der Öffentlichkeit übergeben haben. Emil Hadina aus Wien hat sich der Aufgabe unterzogen, die Jugend- und Mannesjahre Theodor Storms nachzuzeichnen. Soweit solches im Rahmen eines knappen Romans möglich ist, zweifellos mit Glück. Hadina beweist auf jeder Seite, daß er die Stormschen Novellen sehr genau kennt. Gar häufig begegnet man ganzen Sätzen aus einer der vielen Arbeiten des Dichters, ohne daß diese als Zitate gekennzeichnet sind. Aus dem novellistischen Schaffen des niederdeutschen Erzählers läßt Hadina seine Figuren erstehen. Ton und Stimmung des Buches stehen gleichfalls ganz im Banne Stormscher Novellistik: alles gut geschaut, liebevoll geformt, romantisch verklärt.

Den Storm-Freunden wird Hadinas Buch eine willkommene Gabe sein. Kl.

Notizen

Ein Weltwirtschaftskongreß in Hamburg. Unter dem Namen einer Überseewoche wurde in der Zeit vom 17. bis 24. August in Hamburg eine Reihe von Veranstaltungen abgehalten, die dem Zwecke dienten, die Wirtschaftsbeziehungen zu den Überseeländern neu zu beleben. Ursprünglich hatte den Veranstaltern der Gedanke vorgeschwebt, insbesondere mit den südamerikanischen Ländern eine Verständigung darüber anzubahnen, wie die Nachteile der deutschen Geldentwertung im internationalen Verkehr ausgeglichen werden könnten. Der Mord an Rathenau mit seinen Folgeerscheinungen hat diese Idee zunächst noch zur Aussichtslosigkeit verdammt, und auch sonst waren die Zeitverhältnisse der Überseewoche nicht sonderlich günstig. Immerhin kann jetzt nach ihrem Abschluß gesagt werden, daß sie ein beachtenswerter Versuch war, den Ausstellungs- mit dem Kongreßgedanken in wirk-

samer Weise zu verbinden. Es gab in räumlich voneinander getrennten Spezialausstellungen vielerlei von dem zu sehen, was Deutschland durch die Vermittlung des Exporthandels den anderen Völkern zu bieten hat, nicht nur in Mode- und Luxusartikeln, sondern auch an wissenschaftlichen Erzeugnissen, vor allem in seiner hochentwickelten Herstellung von Arzneimitteln und sonstigen Hilfsmitteln der ärztlichen Kunst. Neben jeder Ausstellung lief eine Serie von Vorträgen her, zu denen sich fachkundige Hörer aus ganz Deutschland und auch Ausländer in beträchtlicher Zahl eingefunden hatten. So waren Krankenhausärzte, Drogisten, Städtebauer und Siedler versammelt und fanden reiches Anschauungsmaterial für ihre Tätigkeitsgebiete.

Den Mittelpunkt aller Veranstaltungen bildete der Weltwirtschaftskongreß im Universitätsgebäude, bei dessen Eröffnung der Reichspräsident Ebert, Innenminister Dr. Köster und Verkehrsminister Groener anwesend waren. Tiefen Eindruck erzielte in dieser ersten Sitzung des Kongresses ein Vortrag des ausgezeichneten Staatsrechtslehrers Professor Dr. Mendelsohn-Bartholdy über »Sittliche Kräfte der Weltwirtschaft«. Fern von aller Ruhmredigkeit wurde hier ein Bild von der Sieghaftigkeit des reinen Rechtsgedankens entworfen, an dem deutsche Geistesarbeit ihren wohlgemessenen Anteil hat. Die heutige Sanktionspolitik Frankreichs wurde durch unvergängliche Wahrheiten aus dem »Geist der Gesetze« Montesquieus ad absurdum geführt, aus dem Urteil eines englischen Richters, dessen Geltungsbereich sich über das ganze Erdenrund erstreckt, wurden Worte zitiert, die vom Geiste Kants durchtränkt sind, und in einem lichtvollen Überblick über die neuere Entwicklung Afrikas der Beginn einer neuen Ära allgemein-europäischer Kolonialpolitik, die sich aber nur nach englischen, nicht nach französischen Methoden orientieren könnte, prophezeit.

Von hervorragender Bedeutung waren sonst noch die Referate Rudolf Wissells über »Weltwirtschaft und Arbeiterbewegung« sowie Stegerwalds über die »Bedeutung der Werkarbeit«. Von den angesagten ausländischen Rednern waren mehrere ausgeblieben, so auch der Vertreter Sowjetrußlands L. Krassin, der sein Nichtkommen mit der Zuspitzung der politischen Verhältnisse in Moskau entschuldigte, und an dessen Stelle — aber nicht in seinem Sinne — Hans v. Eckard über die wirtschaftliche Politik der Sowjetregierung sprach. Viel Beachtung fand noch ein Vortrag des Argentiniers Professor Bunge, der auf die Möglichkeiten der Erschließung seines Landes durch deutsche Unternehmer, Techniker usw. hinwies.

Als letzter und sensationellster Redner trat Professor Keynes aus London auf, dessen in englischer Sprache gehaltener Vortrag so zahlreiche Hörer angelockt hatte, daß er in einen der größten Säle der Stadt verlegt werden mußte. Den Kern seiner Darlegungen bildete der Nachweis, daß vorläufig ein Moratorium für Deutschland die einzige Möglichkeit biete, aus der jetzigen Reparationskrise herauszukommen. Eine dauernde Gesundung könne nur kommen, wenn man Deutschland selbst die Methode auswählen lasse, nach der es seine Schulden abtragen wolle. Dann ließe sich sehr wohl eine Stabilisierung der Mark durchführen, ohne daß man hierbei eine erhebliche Besserung über den Stand, der zur Zeit der Regelung erreicht erscheint, hinaus anzustreben brauche. Für ganz Mitteleuropa sieht Keynes das Heil in einer weisen Beschränkung des Bevölkerungszuwachses und in der Festigung der republikanischen Staatsform. Er hofft, daß spätestens im nächsten Jahre die Staatsmänner so weit sein werden, eine vernünftige Lösung der Reparationsfrage zu beschließen.

Erntete mit diesen Ausführungen der englische Redner auf der eigentlichen Tagung den größten Beifall, so hatte bei einer festlichen Veranstaltung im Rahmen der Überseewoche der Reichsminister Köster den stärksten Erfolg, als er den deutschen Überseekaufleuten die Aufgabe zuwies, die Wahrheit über Deutschland unter ihre Exportartikel aufzunehmen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 26 Ausgegeben am 22. September 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Krieg im Orient

Von Erwin Barth

Die Sieger im Weltkrieg haben, als sie an die Aufstellung von Friedensverträgen gingen, in allen Konten falsche Zahlen gehabt, und darum ist es natürlich, daß die Friedensverträge von Versailles, Saint-Germain, Trianon, Neuilly und Sèvres genau so wirkten, als wenn sie in der Stimmung des Augenblicks aus dem Handgelenk gemacht worden wären. Diesen Friedensverträgen ist zu verdanken, daß bis weit über die Grenzen Europas hinaus der latente Kriegszustand und offene kriegerische Konflikte noch nicht aufgehört haben.

In der Türkei spielt sich gegenwärtig die entscheidende Szene zur völligen Umstürzung des Friedensvertrags von Sèvres ab.

Durch diesen Friedensvertrag, der am 11. Mai 1920 den Türken überreicht worden ist, sollte das ehemalige Osmanische Reich auf Kosten der Türken radikal balkanisiert werden. Ost- und Westthrazien sollte Griechenland bekommen; Konstantinopel sollte formell unangetastet bleiben, aber durch die »Internationalisierung« der entscheidenden Zufahrtswege de facto den Türken abgenommen werden; die Provinz Smyrna in Kleinasien sollte unter griechischer Verwaltung Autonomie erhalten und sollte eventuell später, nach einer Volksabstimmung (unter griechischer Verwaltung!), an Griechenland angegliedert werden; Gallipoli sollte internationalisiert, Hocharmenien sollte ein selbständiger Staat werden, dessen Grenzen die Amerikaner später festsetzen sollten; alles, was südlich und südöstlich vom Taurus liegt, sollte Raub der Engländer, Franzosen und im Solde Englands stehender Stammesfürsten werden. Für die Türken selbst wäre danach von ihrem ehemaligen europäisch-asiatisch-afrikanischen Riesenreich nur das eigentliche vordere Kleinasien übriggeblieben, das im Norden durch hohe Gebirge gegen das Schwarze Meer abgeschlossen ist und im Westen von »internationalisierten« Meeresstraßen bespült wird.

Es schien, als ob die Regierung des Sultans in Konstantinopel unter dem Drucke der fremden Militärbesatzung dieses Todesurteil für die türkische Staatlichkeit und diese Verhöhnung des feierlich proklamierten Selbstbestimmungsrechts der Völker schlucken wollte.

Dagegen entflammte sich der leidenschaftliche Selbstbehauptungswille der Osmanen, die unter Führung des zum Äußersten entschlossenen Mustapha Kemal als nationaltürkische Bewegung von der alten Handelsmetropole Angora aus den militärischen Widerstand organisierten. Darin fanden sie die offene Unterstützung der russischen Sowjetregierung und die Unterstützung der muselmanischen Staaten Zentralasiens. In dem Kampfe zur Vertreibung der Griechen aus Kleinasien fanden sie außerdem die inoffizielle französische Unterstützung, die als Gegenrechnung gegen die von England gemachte

Riesenbeute in der Asiatischen Türkei, gegen die englischen Lieferungen von Kriegsmaterial an Griechenland und gegen die angebliche Deutschenfreundlichkeit Englands gedacht war.

Es war zunächst eine sehr ungleiche Partie, die — trotz aller fremden Hilfe — die Türken spielen mußten. Den Widerstand hatte Kleinasien allein zu leisten, und schätzungsweise standen dem damaligen unabhängigen Gebiet der Rumpftürkei höchstens 7 Millionen Einwohner zur Verfügung. Dazu kam, daß die Türkei seit 1911, seit dem Italienisch-Türkischen Krieg, eigentlich ununterbrochen Krieg führte. Es spricht für die Zähigkeit und den Lebenswillen dieses nüchternen, bescheidenen, ruhigen und zurückhaltenden Volkes, daß ernsthafter Widerstand überhaupt geleistet werden konnte. Daß dieser Widerstand gegen einen Feind, dem alle Wege in die Welt und die Erlangung jeder militärischen Hilfe offen stand, mit Erfolg in fast dreieinhalb Jahre währenden, an schweren Rückschlägen reichen Kämpfen durchgeführt werden konnte, wird für alle Zeiten auf den Ruhmesblättern des ewigen Buches der Weltgeschichte eingeschrieben stehen.

Im eisernen Ringen der Türken und Griechen im Herzen Kleinasiens ging schon im März dieses Jahres der mephistophelische Friedenspakt von Sèvres in Fetzen. Der Vertrag wurde in Paris auf der Außenministerkonferenz der Entente in folgenden wesentlichen Teilen geändert: Die türkische Oberhoheit in Kleinasien wird wiederhergestellt; das Gebiet von den Meerengen bis zur transkaukasischen und persischen Grenze, vom Schwarzen Meer bis zum Ägäischen Meer und bis Mesopotamien wird wieder türkisch; den Armeniern sollte durch den Völkerbund irgendwo ein Nationalstaat beschert werden. Der Verkehr in den Meerengen sollte von einer internationalen Kommission unter türkischem Vorsitz kontrolliert werden. Fast ganz Ostthrazien sollte neutralisiert, und auf dem europäischen Kontinent sollte zugunsten der Türkei eine Grenzberichtigung erfolgen. Adrianopel sollte bei Griechenland bleiben und Smyrna geräumt werden. Konstantinopel sollte unter der Regierung des Sultans seine alte Selbständigkeit wiedergewinnen. Außerdem sollte die in Sèvres vorgesehene Finanzkontrolle für die Türkei wegfallen. Das war ein Zurückweichen vor den Türken auf der ganzen Linie. Der Waffenstillstand, der damals angeregt war, ist teils durch den Widerstand von Kemal Pascha, teils durch blinde Habgier der Griechen nicht zustande gekommen.

In der Zwischenzeit füllte Kemal Pascha seine Kriegsmittelreserven neu auf und holte nun mit solcher Wucht aus, daß die viel stärkere griechische Heeresmacht ohne Atempause im Sturmschritt aus ganz Kleinasien flüchten mußte.

* * *

Für Griechenland bedeutet die katastrophale Niederlage in dem mit so hochgestellten Hoffnungen vom Zaun gebrochenen Feldzug gegen die Regierung von Angora eine ohne Zweifel sehr folgenschwere Lehre. Griechenland hat ausgespielt und hat in der weiteren Behandlung der türkischen Angelegenheit jede Stimme verloren. Die ungeheuren Opfer an Gut und Menschenleben sind ganz umsonst gebracht gewesen. Als Folge können Erschütterungen im Innern Griechenlands nicht ausbleiben. Zwar ist die Regierung bereits umgebildet worden, aber es scheint unausbleiblich, daß ein radikaler Systemwechsel, der die Person des Königs miteinbegreift, stattfindet. Der

König Konstantin ist vor etwa anderthalb Jahren auf Beschluß des griechischen Parlaments aus Luzern, seinem Exil, im Triumph nach Athen zurückgeholt worden. Sein Widersacher und Statthalter Venizelos mußte dafür das Land verlassen. Das neue Regierungsprogramm Konstantins gipfelte in dem Versprechen, den Feldzug gegen die Türken glücklich durchzuführen und die Macht Griechenlands in Thrazien und in Kleinasien zu befestigen. Damit ist er gescheitert; der Mantel ist gefallen, der Herzog wird ihm folgen müssen.

Es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß die griechischen Hoffnungen auf Thrazien und Smyrna und — auf das alte Byzanz ein für allemal ausgelöscht sind.

* * *

Der Türkisch-Griechische Krieg ist auf der einen Seite von Frankreich und auf der anderen Seite von England hinter den Kulissen subventioniert worden. Der Schlag, der die Griechen traf, hat ebenso heftig England getroffen. Welche Folgen aus dieser indirekten kriegerischen Niederlage Englands für seine asiatische Politik entstehen werden, kann kein Mensch voraussagen. Sicher ist, daß England mit geschwächter Autorität aus diesem Kriege hervorgeht, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der endgültige vertragliche Abschluß des Türkisch-Griechischen Krieges Englands Glanz in den Augen der mohammedanischen Welt wiederherstellen wird.

Der Sieg der Türken bildet eine starke Wurzel für die Festigung des Selbstbewußtseins dieser Nation, für die Festigung des Ansehens dieses Volkes, dessen nomineller Herrscher das geistige Oberhaupt der mohammedanischen Welt ist, und eine Ermutigung der Hunderte von Millionen Mohammedaner, die gegenwärtig unter englischer Herrschaft stehen. Er muß sich auswirken auf die Unabhängigkeitsbewegung der Ägypter, auf die Hindubewegung in Indien und auf die starke antienglische Bewegung, die in den zentralasiatischen Staaten des Islam, den Puffern zwischen Rußland und Indien, in Persien und Afghanistan lebendig ist.

Man braucht nicht den Ehrgeiz zu haben, Prophet spielen zu wollen, um zu der wahrscheinlichen Annahme zu kommen, daß das Ende des Freiheitskampfes der Türken gegen die Griechen der Anfang eines systematischen Kampfes der Türkei gegen den englischen Usurpator sein kann. In Konstantinopel sind unter dem Eindruck der Siegesnachrichten große Massen der Bevölkerung im britischen Viertel gegen die ententistischen Geschäftsinhaber vorgegangen und haben deren Geschäftshäuser demoliert. Sie forderten den Abzug der fremden Besatzungstruppen. Daraus werden unmittelbare Erfolge für die Türken nicht kommen, weil ein englisches Kriegsschiff am Goldenen Horn vollkommen genügt, um die Stadt unter Zwang zu halten. Dagegen würde es den Engländern weit schwerer werden, einem türkischen Vorstoß auf Mesopotamien, einem Stück wertvollster Zukunft für die englische Petroleumpolitik, standzuhalten. Wie schwer die Kämpfe in diesem verhältnismäßig öden Zweistromland sind, hat England schon einmal während des Weltkriegs bei Kut-el-Amara erfahren. Mit europäischen Soldaten ist dort wenig anzufangen, und die stark mit Mohammedanern durchsetzten indischen Truppen dürften für eine gegen alle Zufälle sichere Macht kaum ausreichen.

Von Frankreich wäre bei einem solchen Vorgehen kaum Hilfe für England zu erwarten, weil Frankreich in der Asiatischen Türkei nichts zu ver-

lieren, aber desto mehr zu gewinnen hat. Syrien, das französische Protektorat, stand schon vor dem Weltkrieg mit türkischer Duldung ganz unter dem kulturellen und politischen Einfluß Frankreichs. Ich glaube nicht, daß in der Türkei jemand daran denken würde, die Franzosen, die ihnen im Kampfe gegen die Griechen wertvolle Hilfe geleistet haben, von dort zu vertreiben. Im Gegenteil würde damit zu rechnen sein, daß der französische Einfluß auch offenen Zugang zu dem unter englischem Protektorat stehenden Palästina erhalten würde.

Wenn, was niemand voraussehen kann, was aber immerhin im Bereich der Möglichkeit liegt, die Türkei zur Wiedereroberung auch der anderen Teile ihres ehemaligen asiatischen Besitzstandes, also namentlich Mesopotamiens, schreitet, so steht ihr dabei ohne Zweifel die offene Unterstützung Sowjetrußlands und der englandfeindlichen Mohammedaner Mittel- und Südasiens zur Seite. England selbst gibt die Gefahr für seinen mesopotamischen Besitz zu und nimmt das Gerücht ernst, daß die Türken sich Adrianopel im Weigerungsfall Englands über Mesopotamien zu holen versuchen werden. Die Streitkräfte Englands in Mesopotamien sind in aller Eile verstärkt worden. Die Engländer haben Schiffe und Truppen in die Meerengen gelegt, um — wie die deutsche Presse sagt — den Kemalisten den Weg über Dardanellen und Bosporus zu verlegen. Das ist aber nicht der innere Grund. Wie die Türken eventuell den Weg nach Adrianopel über Mesopotamien suchen wollen, so will England den Kampf um Mesopotamien an den Meerengen verhindern. Solange die englischen Streitkräfte in den Meerengen sind, haben sie die Europäische Türkei samt Konstantinopel und Adrianopel als Geisel gegen kriegerische Operationen gegen Mesopotamien in Händen. Das ist der tiefste innere Grund der Ansammlung englischer Streitkräfte zwischen dem Ägäischen und Schwarzen Meer.

Es ist auch falsch, wenn die deutsche Presse die englischen Meldungen kritiklos nachspricht, daß es den Engländern um die Freiheit der Meerengen zu tun sei. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war es England, das die Meerengen abriegelte, um die Russen vom Mittelmeer fernzuhalten. Die Türkei hat kein Interesse daran, die Freiheit der Meerengen für friedlichen Verkehr zu hindern. England aber, das alle wichtigen Meerengen des alten Kontinents in seine Hände gebracht hat, ist der gefährlichste Anwalt der Freiheit der Bosporus- und Dardanellenstraßen.

Im vorderen Orient rollt das Rad der Weltpolitik in so raschem Tempo, daß die Diplomatie nicht mehr mitkommt. Die von den Alliierten allzu lang verschobene Konferenz von Genua wird ja nun kommen, aber zu spät. Die Kriegserfolge der Türkei haben Tatsachen geschaffen, die zunächst allen diplomatischen Gebäuden festen Grund versagen.

* * *

Was uns bei der Betrachtung »wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen« besonders interessiert, sind die wahrscheinlichen Rückwirkungen auf Westeuropa. Während das Diktat von Sèvres in Fetzen geht, wird das Versailler Diktat gegen Deutschland erneut gekräftigt. Die Lage ist so, daß England tausend Hände voll zu tun hat, um sein ramponiertes Prestige im Orient zu schützen und wiederherzustellen, und während auch Italien stark an der Neuordnung im nahen Osten interessiert ist, hat Frankreich freie Hand behalten. England kann sich im Augenblick um West-

europa überhaupt nicht kümmern. Die türkischen Kämpfe rühren an seine vitalsten Interessen. Die Funken sprühen bereits in seine Scheuern. In Ägypten sind gewaltige öffentliche Kundgebungen anläßlich des türkischen Sieges abgehalten worden, und in Kairo will man dem Repräsentanten Frankreichs ein Ehrenbankett — also ein Protestbankett gegen England — geben, in Persien fordert die Presse den Hinauswurf der englischen Beamten, in Kabul feiert die von türkischen Instruktionsoffizieren entscheidend beeinflußte Armee den Sieg der Anhänger des Propheten, und in Indien hat man wohl Ghandi, nicht aber die Masse seiner revolutionären Anhänger ins Gefängnis setzen können.

Just in der Zeit der ernstesten Periode der Reparationskrise fehlt die Aufmerksamkeit Englands für die Durchführung des Versailler Vertrags. Die Hoffnung Deutschlands, um die Hingabe von Reichsbankgold für die Schatzwechsel für Belgien herumzukommen, ist damit auf Null gesunken. Entweder wir beißen in den vergifteten Apfel, oder die Entente — deren vornehmster Spitzenreiter jetzt Frankreich geworden ist — bekommt freie Bahn zum Ruhrgebiet.

Je ungünstiger die Lage Englands im Orient wird, desto weniger kann es sich um Europa kümmern. Wenn Feuersgefahr für Englands Lebensinteressen besteht, läßt es Mitteleuropa in Grund und Boden brennen. Sein einziges Hemd liegt ihm näher als sein europäischer Rock. Als Kompensation für französisches Wohlverhalten in den orientalischen Schwierigkeiten wird England den Franzosen jede Vollmacht gegen Deutschland gewähren.

Bisher haben wir immer erfahren: Haust du meinen Türken — hau' ich deinen Deutschen.

Wenn die Engländer diesmal nicht, wie so oft in ihrer großen politischen Geschichte, die große Geste finden, Unvermeidlichem zuvorzukommen und die Türken durch freiwillige Erfüllung ihrer nationalen Ansprüche zu Freunden zu machen, und damit den Islam auszusöhnen, kann es für sie sehr gefährlich werden. Für uns wird es aber bestimmt sehr gefährlich.

Volkswirtschaftliche Produktivität und die Steigerung

Von Franz Laufkötter (Schluß)

II

An die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft werden immer höhere Anforderungen gestellt. Das deutsche Land und Volk befinden sich in einer solch verzweifelten Lage, daß nur der höchste Grad von Wirtschaftlichkeit imstande sein wird, uns vor dem Abgrund zu retten. Der Weltkrieg und sein für uns unglücklicher Ausgang haben unabsehbaren Schaden angerichtet, den wir nur unter Aufbietung aller Kräfte wieder gutmachen können. Er hat uns auch ungeheure Lasten auferlegt, unter denen wir fast zusammenbrechen. Daneben stellt die Gegenwart hohe Ansprüche an uns: die Sorge für die Kriegsverletzten, Kriegerwitwen und Kriegerwaisen verschlingt große Summen, Säuglings-, Mütter- und Kinderschutz, Kinderpflege, gesundheitliche Einrichtungen und andere Maßnahmen, die dem geschärften sozialen Gewissen unseres neuen Staates entspringen, erfordern fast unerschwingliche Kosten. Deswegen heißt es für uns, alle unsere vereinte Kraft anzuspannen, um über

den Berg hinüberzukommen, vor dem wir stehen. Diese Aufgabe ist so schwer, daß zahlreiche Zeitgenossen den Mut verlieren und die Flinte ins Korn werfen, weil sie Deutschland für unrettbar verloren halten. Wer aber diesen Pessimismus nicht teilt und an unserer Zukunft nicht verzweifelt, der hat alle Veranlassung, sich gründlich mit der Frage zu beschäftigen, welche Mittel anzuwenden und welche Wege einzuschlagen sind, um die Produktivität unserer Volkswirtschaft auf eine möglichst große Höhe zu bringen.

Über die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus unseres Volkes sind sich alle vernünftigen Leute einig, Uneinigkeit besteht nur in der Frage, ob sich der Wiederaufbau in der Richtung zum Sozialismus oder zum Hochkapitalismus vollziehen soll. Von der Beantwortung dieser Frage hängt es auch ab, welche Methoden anzuwenden sind. Da beobachten wir nun, daß alle kapitalistisch interessierten Kreise den selbstsüchtigen Standpunkt vertreten, die Gesundung unserer Wirtschaft durch Steigerung der Leistungsfähigkeit müsse vorgenommen werden unter Schonung kapitalistischer Interessen auf Kosten der proletarischen Schichten. Von diesem Gesichtspunkt aus wird eine Verlängerung der Arbeitszeit und eine Verschärfung der Arbeitsintensität sowie eine Herabsetzung der Arbeitslöhne gefordert. Die Aufhebung des Achtstundentags, die Beseitigung des Tarifwesens, die Verminderung der Soziallasten, der Abbau der Löhne, alles das sind zeitgemäße Forderungen, aber von einer Herabsetzung der Warenpreise, von einer Herabminderung der Kapitalgewinne, von einer steuerlichen Erfassung der großen Vermögen, von einer Verteilung der Lasten auf die tragfähigsten Schultern wollen die Lobredner der kapitalistischen Wirtschaft nichts wissen. Das Kapital soll eben geschont werden, die Arbeit soll die Zeche bezahlen.

Ganz abgesehen davon, daß eine solche Methode den Grundsätzen der Sozialgerechtigkeit ins Gesicht schlägt, muß ihr auch der Erfolg versagt bleiben. Arbeiten und Wirtschaften sind nicht mechanische Tätigkeiten, sie beruhen auf physiologischen und psychologischen Momenten, weshalb eine Steigerung der Leistungsfähigkeit nur möglich ist, wenn die arbeitenden und wirtschaftenden Menschen mit Kopf und Herz bei der Sache sind. Darum wird ein äußerlicher Zwang, der naturgemäß einen inneren Widerstand auslöst, wirkungslos bleiben, ja sogar das Gegenteil von dem bewirken, was erstrebt wird. Die Erfahrung des wirtschaftlichen Lebens und auch die Selbstbeobachtung lehrt, daß eine zwangsmäßige Verlängerung der Arbeitszeit und eine zwangsmäßige Steigerung der Arbeitsintensität durchaus ungeeignete Mittel sind, die Arbeiter zu höheren Leistungen anzuspornen. Und wenn dann noch eine Herabsetzung der Arbeitslöhne hinzutritt, die sich in einer Verschlechterung der proletarischen Lebenshaltung auswirkt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Arbeitsleistung nicht steigen, sondern sinken wird. Die Arbeit kann man nicht nach der Elle messen, der Erfolg der menschlichen Arbeit hängt wesentlich davon ab, wie sich das Arbeitssubjekt darauf einstellt. Wo es sich um eine rein mechanische Tätigkeit handelt, wird in einer längeren Arbeitszeit mehr geleistet als in einer kürzeren, wie das ja auch bei einer Maschine der Fall ist, aber wo Qualitätsarbeit in Frage kommt, wird das Gegenteil eintreten, sofern es an der nötigen Freiwilligkeit und Arbeitsfreudigkeit mangelt. Wollte man, wie dies beabsichtigt wird, den Achtstundentag, der dem deutschen Prole-

tariat zu einem Symbol und einem Siegespreis geworden ist, gegen den Willen der Arbeiterschaft beseitigen, so würden weite Schichten des Proletariats innerlich »bremsen«, indem sie langsamer und gemächlicher arbeiten und sich in der Verausgabung ihrer Arbeitskraft einschränken. Abgesehen von der körperlichen Fähigkeit, die durch eine verschlechterte Lebenshaltung vermindert wird, und abgesehen von der geistigen Frische, die unter einer langen und intensiven Arbeit leidet, wird auch die seelische Disposition der Arbeiter eine Erhöhung der Arbeitsleistung verhindern. Was hat es also für einen Wert, Zwangsmittel anzuwenden, die erfolglos bleiben müssen? Aber das ist nun einmal der fundamentale Irrtum der Vorkämpfer der kapitalistischen Wirtschaftsweise, daß sie in dem Wirtschaftsleben einen Mechanismus sehen, während er in Wirklichkeit ein Organismus ist, daß sie einen Betrieb für einen Automaten halten, der nach Belieben beschleunigt und verlangsamt werden kann, daß sie aber nicht daran denken, welche wichtige Rolle die lebenden Menschen, die Arbeitssubjekte in diesem Automaten spielen.

Wer das Wesen des Arbeitens und Wirtschaftens kennt, der weiß, daß dabei der menschliche Wille die ausschlaggebende Rolle spielt. Vom Wollen oder Nichtwollen sind die hohen oder geringen Leistungen abhängig. Es kommt deshalb in erster Linie darauf an, in den Arbeits- und Wirtschaftssubjekten den Willen zur Arbeit und zur Wirtschaftlichkeit zu erzeugen und zu stärken. Ein gutes, sorgsames, pflichtgemäßes Arbeiten und ein erfolgreiches Wirtschaften läßt sich nur erzielen durch Menschen, die eines guten Willens dazu sind, die Lust und Liebe zur Sache haben, die mit innerer Anteilnahme ihre Tätigkeit verrichten. Diese Arbeitslust und Schaffensfreude kann aber nur dann entstehen, wenn der innere Mensch zustimmt, wenn er den natürlichen Widerwillen gegen eine starke Anspannung seiner Kräfte überwindet, wenn er sich gern und freudig seinem Dienste widmet, wenn er völlig in der Sache aufgeht. Nur die aus dem seelischen Interesse entspringende Arbeitsfreudigkeit vermag das Wunder zu wirken, die Menschen zu Pflichtmenschen zu machen, Zwangsmittel aller Art sind wirkungslos, die Freiwilligkeit allein ist der Hebel zur Leistungssteigerung in quantitativer und qualitativer Beziehung.

Aber kann es möglich sein, Arbeitsfreudigkeit und Freiwilligkeit zu schaffen in einer Zeit wie der heutigen, in der die Interesselosigkeit in den produzierenden Volksschichten einen erschreckend hohen Grad erreicht hat, in der der Mangel an Berufs- und Arbeitsfreude unserem Wirtschaftsleben den Stempel aufdrückt? Diese Schicksalsfrage muß erörtert werden, weil von ihrer Bejahung oder Verneinung die Zukunft unseres Landes und unseres Volkes abhängt. Gelingt es nicht, die Arbeitermassen, die heutzutage nur allzu große Ursache haben zur Unzufriedenheit, aus der Mißstimmung herauszubringen und zur freudigen Mitarbeit am Wiederaufbau zu veranlassen, so wird alles Bemühen vergeblich sein, und wir sind dem Untergang geweiht. Aber es wird gelingen, wenn sich die richtige Einsicht in dem Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Arbeiterseele durchsetzt und wenn diese Einsicht den nötigen Willen in Bewegung setzt.

Das vorliegende Problem ist vielseitig und nicht leicht zu lösen. Die innere Anteilnahme an der Arbeit und Wirtschaft ist zunächst abhängig von der

Frage, wem der Erfolg der Tätigkeit zugute kommt, wer ihre Früchte pflückt. Nun liegt die Sache in der kapitalistischen Wirtschaftsweise so, daß der produzierende Mensch mit einem Lohn oder Gehalt abgespeist wird, der ihm ein mehr oder minder knappes Auskommen ermöglicht, während der Löwenanteil des Ertrags dem Kapital in den Schoß fällt. In der heutigen Zeit der Millionengewinne, die Produzenten und Händler in die Tasche stecken, ist das Mißverhältnis zwischen Arbeits- und Kapitalertrag geradezu aufreizend, und da ist es erklärlich, daß die proletarischen Massen wenig Lust bezeigen, die Geldsäcke der Kapitalisten zu füllen und sich selbst mit einem kargen Auskommen zu begnügen. Überall hört man die Äußerung, daß es ein Wahnsinn sei, durch hohe Leistungen die Unternehmer- und Händlergewinne zu steigern, während die Volksmassen in immer größere Not geraten. Zweifellos würde eine Umwandlung der kapitalistischen Wirtschaft in eine sozialistische in dieser Beziehung wahre Wunder wirken, weil die Arbeiter die Überzeugung gewännen, nicht mehr für den Geldsack, sondern für sich und die Allgemeinheit zu arbeiten. Leider ist die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens aus verschiedenen Gründen heute und in absehbarer Zeit nur sehr schwer oder gar nicht durchzuführen, aber was heute schon geschehen kann, ist dies, daß das Kapital in weitestgehendem Maße zu den Lasten herangezogen wird, die uns[illegible] Volk zu tragen hat. Da lehrt uns nun der Augenschein, daß e[illegible] und Kapitalisten an Gemeinsinn, an Pflichtbewußtsein, kurz gesagt an eine[illegible]zialen Gewissen mangelt. Überall tritt die Drückebergerei, die Steuer[illegible]nterziehung, die Kapitalflucht zutage. Woher soll da in der Arbeiter- und Angestelltenschaft die Arbeitsfreudigkeit kommen, wenn sie sehen muß, daß man vom Lohn oder Gehalt Steuerabzüge macht, während die Unternehmer sich zu drücken verstehen? Die kapitalistischen Drückeberger haben wohl kaum eine Ahnung davon, welches Unheil sie anrichten durch ihr schlechtes Beispiel und wie sie durch ihre Pflichtverletzung demoralisierend wirken.

Sodann kommt es bei der wirtschaftlichen Tätigkeit darauf an, was sie einbringt. Das persönliche Interesse ist nun einmal die stärkste Triebkraft im Menschen, und selbst der lebhafteste, eindringlichste Appell an den Idealismus verhallt wirkungslos, wenn das Interesse in Frage kommt. Da muß man denn sagen, daß ein himmelweiter Abstand vorhanden ist zwischen dem Arbeitslohn und dem Unternehmergewinn. Ein altes Sprichwort sagt zwar, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist. Aber wie verhält es sich damit in der Praxis? Der moderne Proletarier erhebt Anspruch auf eine anständige Entlohnung, damit er mit seiner Familie ein Leben führen kann, das eines Kulturmenschen würdig ist. Darum fordert er in den Zeiten einer schnellen Preiserhöhung eine Lohnerhöhung, die mit der zunehmenden Teuerung gleichen Schritt hält. Muß es ihn da nicht innerlich empören, wenn er erfährt, daß jede Preiserhöhung als eine Notwendigkeit betrachtet wird, mit der man sich einfach abfinden muß, als eine Selbstverständlichkeit, gegen die kein Mensch einschreitet, daß aber jede Lohnerhöhung als ein Zeichen der Begehrlichkeit gewertet wird? Wie kann eine Arbeitsfreude aufkommen, wenn die Arbeiter gezwungen sind, jede Lohnsteigerung den Arbeitgebern gewissermaßen mit einer Kneifzange aus den Zähnen zu reißen? Wäre es da nicht viel richtiger und für unsere Volkswirtschaft vorteilhafter, wenn die

Unternehmer aus eigenem Antrieb eine Steigerung des Einkommens bewilligten? Sie verlangen mit Recht von ihren Arbeitern und Angestellten anständige Leistungen, und da erscheint es doch eigentlich als eine Forderung der Gerechtigkeit, daß sie auch als Gegenleistung anständige Löhne zahlen. Welche Erbitterung muß in die Reihen der Arbeiter getragen werden, wenn bei Lohnverhandlungen Vertreter des Unternehmertums mit zynischem Lächeln erklären: »Über eine Lohnerhöhung verhandeln wir überhaupt nicht, wenn die Herren Arbeitervertreter über einen Lohnabbau verhandeln wollen, so stehen wir gern zu Diensten.« Eine solche Äußerung — sie ist wortwörtlich wiedergegeben — richtet unheilvolle Verheerungen an; ganz anders würde es wirken, wenn man den Arbeitern, die doch wahrlich schwer um ihre Existenz zu ringen haben, etwas mehr Entgegenkommen zeigen wollte. Die Proletarier blicken ins Leben und sehen den wahnsinnigen Luxus, der getrieben wird, sie lesen von den ungeheuren Dividenden, die herausgewirtschaftet werden, darf es uns da wundern, daß sie Vergleiche anstellen und unwillig werden. Das ist kein »Neid der besitzlosen Klassen«, das ist ein starkes Empfinden für Recht und Unrecht, das die Arbeiterseele aufwühlt.

Bei der wirtschaftlichen Tätigkeit kommt es ferner darauf an, *wie sie gesellschaftlich gewertet wird*. Überall dort, wo die Arbeit als Ehre gilt, die dem Menschen Achtung und Würde verleiht, erweckt sie bei dem Arbeitenden Stolz, Berufsfreudigkeit und innere Befriedigung, wo aber die Arbeit als Schande gilt und die arbeitende Persönlichkeit verachtet wird, macht sich eine große Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit bemerkbar. Heutzutage verhält sich die Sache so, daß die Proletarier in Arbeitskittel und Arbeitsbluse als minderwertige Menschen betrachtet und behandelt werden. Das Christentum tut sich allerdings viel darauf zugute, daß es die Arbeit zu Ehren gebracht habe, aber in der Praxis merkt man nichts davon, die bessergekleidete christliche Gesellschaft sieht die einfachen Arbeiter über die Achseln an. Das ist eine unbestreitbare Tatsache. Man beachte nur das Benehmen der adligen Sippschaft, die stolz ist auf ihr blaues Blut, für die der Mensch erst beim Baron oder beim Leutnant anfängt, oder die Dünkelhaftigkeit der höheren Vorgesetzten, die den schlichten Arbeiter gar nicht auf der Rechnung haben, oder den Hochmut der »nach Besitz und Bildung maßgebenden Schichten«, die nach oben katzbuckeln und nach unten Fußtritte austeilen. Von dem Auftreten der Schieber und Spekulanten wollen wir gar nicht reden, denn deren Protzenhaftigkeit stinkt zum Himmel. Sicherlich erregt es in den Unterschichten viel böses Blut, daß heutzutage jedem, der auf der sozialen Hühnerleiter ein paar Sprossen höher steht, der Kamm schwillt. Darum erhebt der moderne Proletarier, der sich seiner Bedeutung und seines Wertes im Wirtschaftsleben bewußt ist, Anspruch auf *soziale Gleichwertung*.

Jeder Mensch, der seine Pflicht und Schuldigkeit tut, soll als ehrenwerter Mensch geachtet und behandelt werden, unbekümmert, an welcher Stelle er steht. Das hat natürlich mit der persönlichen Wertschätzung, mit einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Wertung nichts zu tun, es handelt sich lediglich darum, daß jeder ehrliche Arbeiter gesellschaftlich als Mensch gilt und nicht als Paria. Die nützliche Arbeit, abgesehen von ihrer Qualifikation, soll der arbeitenden Persönlichkeit Würde und Ehre verleihen, wie Ferdinand Freiligrath dies in den einleitenden Strophen seines Gedichts »Requiescat«

zum Ausdruck bringt. Es muß der Gedanke verwirklicht werden, den der altgriechische Dichter Hesiod in die Worte gekleidet hat: »Nicht die Arbeit schändet, sondern die Arbeitsscheu, denn der ist bei Göttern und Menschen verhaßt und verachtet, der wie eine Drohne das Gewirk der fleißigen Biene aufzehrt in Faulheit.« Die Empfindung, daß man als unebenbürtig gilt, lähmt die Schaffenslust, aber wenn man fühlt, daß man als Gleicher unter Gleichen verkehrt, so wird man zur Pflichterfüllung angefeuert. Wird die soziale Gleichwertung verwirklicht, können sich die Proletarier als Menschen fühlen, so wird viel Erbitterung und Mißstimmung verschwinden und einer hohen Berufsfreudigkeit Platz machen.

Endlich viertens kommt es bei einer wirtschaftlichen Tätigkeit darauf an, welche Rechte sie dem Arbeitenden verleiht. Einstmals war der Arbeiter ein rechtloser Sklave: im Staate führte der souveräne Fürst als Alleinherrscher das Zepter, in der Gemeinde hatte eine Obrigkeit, die aus verschwägerten und versippten Interessenten bestand, das Ruder in Händen und im Wirtschaftsleben schaltete und waltete der Unternehmer als Herr im Hause. Politisch hatte der Proletarier das Recht, Soldat zu werden, Steuern zu bezahlen und das Maul zu halten, wirtschaftlich war er ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Ausbeuters. Die Arbeiterschaft trug diese Entrechtung mit Unmut und Groll, und je mehr ihre Bedeutung in Staat und Wirtschaft wuchs, desto größer wurde ihre Macht und ihr Einfluß. So vollzog sich denn langsam die Entwicklung von der Autokratie zur Demokratie, der Arbeiter bekam die Gleichberechtigung mit den anderen Volksgenossen, die allerdings vielfach nur auf dem Papier stand, weil sie durch die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Kapital illusorisch gemacht wurde. Was nützte dem Arbeiter das gleiche Wahlrecht, wenn ihm sein Arbeitgeber einen Stimmzettel in die Hand drückte und ihn wie ein Stimmvieh zur Wahlurne schleppte, was nützte ihm das Koalitionsrecht, wenn die Zugehörigkeit zu einer Organisation mit Entlassung bestraft wurde, was nützte ihm das Recht der freien Meinungsäußerung, wenn er auf die Straße geworfen wurde, sobald er seinem Herzen Luft machte? Man muß die letzten Jahrzehnte miterlebt haben, um zu wissen, wie diese praktische Rechtlosigkeit trotz theoretischer Gleichheit verbitternd auf die Arbeiter gewirkt hat. Sicherlich ist heute manches besser geworden, aber noch immer sträuben sich gewisse Kreise dagegen, in dem Arbeiter einen gleichberechtigten Staatsbürger und Mitarbeiter zu erblicken. Woher soll da der Wille zur Mitarbeit, woher soll die Arbeitsfreudigkeit kommen, wenn zahlreiche Unternehmer und Betriebsleiter noch heute von dem gesetzlich gewährleisteten Mitbestimmungsrecht der Arbeiter und Angestellten nichts wissen wollen? Glaubt man vielleicht, daß rechtlose Sklaven mit Lust und Liebe ihre Pflicht tun werden?

Zweifellos spielt bei der Steigerung der Leistungen auch die Technik eine Rolle. Hohe wirtschaftliche Leistungen sind nur möglich bei einer planmäßigen Wirtschaft, die jede Kräftezersplitterung und Kräftevergeudung ausschließt, bei einer sparsamen Wirtschaftsführung, die keine Verschwendung von Gebrauchswerten kennt, bei einer Wirtschaftsweise, die mit möglichst vollkommenen Werkzeugen und Methoden arbeitet und die vorhandenen Naturschätze und Naturkräfte restlos ausnutzt. Aber es darf darüber nicht vergessen werden, daß hierbei auch seelische Momente, sogenannte Imponderabilien wesentlich mitsprechen. Nur gutgenährte Arbeiter, die ein sorgenloses Da-

sein zu führen vermögen, die das Bewußtsein der sozialen Gleichwertung und der rechtlichen Gleichheit in sich haben, nur Menschen, die mit Luft und Liebe bei der Arbeit sind, vermögen hohe Arbeitsleistungen zu vollbringen.

Weil die kapitalistische Wirtschaft diese Faktoren gering schätzt, weil sie kein Verständnis hat für das Fühlen und Denken und Wollen der Arbeiterseele, deshalb bleibt sie hinter dem zurück, was sie technisch leisten könnte. Solange hierin keine gründliche Wandlung eintritt, wird der so notwendige Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens unmöglich sein. Die nächste Zukunft schon wird uns zeigen, daß alle mechanisch angewandten Zwangsmittel versagen werden. Es wäre zu wünschen, daß die führenden Geister des Kapitalismus die richtige Einsicht gewinnen in das, was unserem Volke not tut, ehe es zu spät ist.

Die englische Landwirtschaft seit 1914

Von Dr. Henriette Schapira (Kiel)

England ist der typische moderne Industriestaat, dessen Lebensmittelversorgung zu einem großen Teil von der Zufuhr aus dem Ausland abhängig ist. Sie bildet ein Drittel des Gesamtwerts seiner Einfuhr. Diese Entwicklung ist ein Ergebnis natürlicher wie historischer Bedingungen. England ist verhältnismäßig arm an gutem Ackerboden, dagegen reich an den Hauptrohstoffen der Industrie, vor allem an Kohle und Eisenerzen. Außerdem ist seit der Politik der Einhegungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert viel Acker- in Weideland verwandelt worden. Seit mehr als 150 Jahren ist ferner die englische Bevölkerung industriell geschult worden bis zu einem Grade der Leistungsfähigkeit, der von wenigen Völkern erreicht wird.

Wie jedes reiche, kulturell und industriell fortgeschrittene Land hat England daher die extensive Landwirtschaft seit langem aufgegeben und nur einzelne besonders rentable, seiner nationalen Eigenart entsprechende Zweige entwickelt. Dazu gehören in erster Linie die Viehzucht mit den angegliederten Lebensmittelindustrien, Molkerei, Konservenindustrie usw. Der Fleischbedarf kann in viel höherem Maße als der Weizenbedarf durch die Inlandsproduktion gedeckt werden; während der in England jährlich verbrauchte Weizen zu 80 Prozent aus dem Ausland stammt, wurde der Fleischbedarf vor dem Kriege zu 60 Prozent durch die einheimische Viehzucht bestritten. Seit dem Kriege hat sich dieses Verhältnis insofern verschoben, als die Fleischproduktion in den letzten Jahren zugunsten erhöhter Einfuhr zurückgegangen ist. 1921 wurden bereits 47 Prozent des Fleischverbrauchs importiert.

Viehstand

Jahr	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1913 . . .	1 874 000	11 936 600	27 629 000	3 306 000
1915 . . .	1 712 000	12 171 000	28 276 000	3 795 000
1917 . . .	1 879 500	12 382 000	27 867 000	3 008 000
1919 . . .	1 915 000	12 491 000	25 119 000	2 925 000
1920 . . .	1 884 902	11 770 000	23 407 000	3 113 000

Aus der Statistik des Viehstandes sehen wir eine Zunahme während der Kriegsjahre, die auf die außerordentliche Anspannung aller Kräfte in der englischen Landwirtschaft zurückzuführen ist. Nach dem Kriege hat das Schlachten gegenüber der Aufzucht, namentlich im Falle der Kälber, überhand genommen, was dadurch erklärt wird, daß die Preise für Schlachtzwecke nicht unter Kontrolle standen. Heute, wo jede Kontrolle der Lebensmittelversorgung aufgehört hat, ist eine Anpassung an die Vorkriegsverhältnisse zu erwarten.

Der Stand der Schafzucht, die, absolut betrachtet, recht hoch ist (sie kommt derjenigen Neuseelands gleich) hat immer mehr geschwankt als derjenige der Rindviehzucht, weil letztere als die wichtigste und vorteilhafteste betrachtet wird und die Schafzucht von den Schwankungen des Preisverhältnisses zwischen Rind- und Hammelfleisch abhängt. Auch die Wollproduktion ist nach dem Kriege zurückgegangen, von 125 Millionen Pfund im Jahre 1913 auf 108 Millionen Pfund im Jahre 1920. Das ist hauptsächlich durch die Wollhandelskrise der letzten Jahre begründet. England war nämlich nach dem Waffenstillstand, nachdem es seit 1916 die ganze australische und neuseeländische Wollschur aufkaufte, mit Wolle überreichlich versorgt, und da der Absatz nach Mitteleuropa ausblieb, trat ein gewaltiges Sinken der Wollpreise ein. Jetzt ist diese Krise, nachdem die Preise sich stabilisiert haben und Deutschland wieder als Käufer aufgetreten ist, zum großen Teil bereits überwunden.

Nach Wolle ist Flachs der wichtigste Textilrohstoff. Er wird hauptsächlich in Irland produziert. Die Anbaufläche hat während des Krieges zugenommen, und auch heute versucht man, die Flachsproduktion mit allen Mitteln zu fördern, um die fehlende Einfuhr aus Rußland zum Teil zu ersetzen.

Das in England angebaute Getreide, vor allem Weizen, das Hauptnahrungsmittel, ist von hoher Qualität, aber die geringen Ertragsmengen würden zur Verproviantierung des Landes nur für die Dauer von sieben Wochen ausreichen. Der ausgedehnte Kolonialbesitz, die weitverzweigten Verbindungen mit Übersee, der nationale Reichtum und die seit Peel verfolgte Freihandelspolitik haben England in den letzten siebzig Jahren die Zufuhr des besten und billigsten Getreides gesichert und es ihm ermöglicht, nur die fruchtbarsten Böden zu bebauen, so daß der Durchschnittsertrag pro Acre ein relativ hoher ist. In den letzten fünf Jahren belief er sich auf 30,4 Bushel und in dem gebirgigen Schottland mit seiner geringen Anbaufläche auf 35 Bushel. Von anderen Ländern weisen nur Dänemark, Belgien und Holland höhere Durchschnittserträge auf.

Diese Konsumverhältnisse gelten heute, wie sie vor dem Kriege gegolten haben. Eine grundlegende Änderung ist nur hinsichtlich der Einfuhrländer eingetreten; denn Rußland, Rumänien und Ungarn sind einstweilen als Getreidelieferanten ganz oder zum Teil ausgeschieden, und die überseeischen Länder, vor allem Argentinien und Australien, haben ihre Stelle eingenommen. Wohl ist auch England nach dem Kriege verarmt, nach innen und nach außen verschuldet, aber gerade die wirtschaftliche Not, die zufolge der Welthandelskrise schon seit zwei Jahren auf England lastet, zwingt es, im Interesse volkswirtschaftlicher Ersparnis zu der Agrikulturpolitik der Vorkriegsjahre zurückzukehren und nach dem Grundsatz internationaler Arbeitsteilung sich auf eine Lebensmitteleinfuhr in größtem Maßstab einzustellen.

Während des Krieges war man in England, wie allgemein bekannt, unter dem Druck außergewöhnlicher Not, infolge immer schwieriger werdender Zufuhr und steigender Lebensmittelknappheit zu einer systematischen Hebung der einheimischen Getreideproduktion geschritten. Um die Versorgung zu sichern, wurde der Einkauf und die Verteilung von Weizen im Herbst 1916 durch Bildung der Royal Commission on Wheat Supplies unter Staatskontrolle gestellt. 1917 wurde die Staatskontrolle durch Erlaß des Corn Production Act auf die Produktion des einheimischen Getreides ausgedehnt. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes waren erstens: Festsetzung von Garantiepreisen für Weizen und Hafer, wobei dem Farmer für jedes Acre, falls der Durchschnittsverkaufspreis unter einem gewissen Minimum beträgt, das Vierfache der Differenz für Weizen und das Fünffache für Hafer von dem Landwirtschaftsministerium ausbezahlt werden sollte; diese Garantie sollte bis 1922 dauern; zweitens: Festsetzung von Mindestlöhnen für Landarbeiter und Einsetzung eines landwirtschaftlichen Lohnamts, um die Lebenshaltung dieser relativ sehr niedrig bezahlten Arbeitergruppe zu heben; drittens: Beschränkung der Pachtsteigerungen; viertens: Vollmacht für das Landwirtschaftsministerium, in Fällen,

wo es ihm notwendig erscheint, in die Art des Landanbaus einzugreifen, bis zu zeitweiliger Enteignung und Selbstbewirtschaftung des betreffenden Grundstücks. Die anspornende Wirkung dieses Gesetzes tritt uns in der Statistik der Anbauflächen und Ernteerträge der nächsten zwei Jahre entgegen:

Weizen

Jahr	Anbaufläche in Quarters	Durchschnittsertrag pro Acre in Bushels	Gesamtertrag in Quarters
1913	1 700 376	31,7	7 087 000
1915	2 333 354	31,7	9 239 000
1917	2 103 498	30,6	8 040 000
1919	2 370 367	29,2	8 665 000
1920	1 979 196	28.7	7 104 000

Hafer

1913	3 961 429	41,7	20 660 000
1915	4 159 274	42,9	22 308 000
1917	4 763 989	43,7	26 021 000
1919	5 117 002	39,9	25 495 000
1920	4 629 872	39,1	22 609 000

1920 zeigte sich bereits ein Rückgang, der für 1921 noch zunimmt.

Immerhin war die englische Regierung in der ersten Nachkriegszeit noch gewillt, die Ausdehnung der nationalen Landwirtschaft weiter zu fördern, und erließ zu diesem Zweck ein zweites Gesetz, den Agriculture Act von 1920, dessen erster Teil das Gesetz von 1917 unter einigen Änderungen ergänzt. Dieses neue Gesetz blieb aber nur ein halbes Jahr in Kraft. Schon im Sommer 1921 wurden die beiden Gesetze (1917 und Teil I von 1920) wieder aufgehoben, da die mit den Garantiepreisen verbundene finanzielle Belastung infolge des Preissturzes und der schlechten Finanzlage des Landes für den Steuerzahler zu schwer geworden war. Nur für die Ernte von 1921 wurde den Farmern, um den Übergang zu erleichtern, anstatt des Mindestpreises eine Entschädigung von 3 Pfund Sterling für den Acre Weizen und 4 Pfund für den Acre Hafer bewilligt, was eine Gesamtauslage von 19 Millionen Pfund Sterling für den Staat bedeutete. Außerdem stiftete die Regierung für landwirtschaftliche Forschungs- und Unterrichtszwecke 1 Million Pfund Sterling. Die Staatskontrolle aber ist damit für den Ackerbau zu Ende.

Die plötzliche Änderung der Agrarpolitik hat dazu geführt, daß die Anbau- und die Weidefläche sogar gegenüber 1914 zurückgegangen ist und das Brachland von 349 000 Acre im Jahre 1914 auf 506 000 im Jahre 1921 zugenommen hat. Für das Jahr 1922 wurde im vorigen Herbst der Rückgang der Anbaufläche auf mindestens 600 000 Acre gegenüber 1921 und über 2 000 000 gegenüber 1918 geschätzt.

Eine kleine Änderung ist ferner in bezug auf die Zuckerproduktion zu verzeichnen. Vor dem Kriege war der Zuckerrübenbau in England fast gänzlich unbekannt. Heute gibt es zwei Zuckerfabriken, die der Anglo-Netherlands Sugar Corporation und der Firma Home-Grown Sugar Ltd. gehören. An letzterer ist die Regierung mit 50 Prozent des eingezahlten Kapitals beteiligt. Die Leistungsfähigkeit der beiden Fabriken bewegt sich aber noch unter 15 000 Tonnen, während der Gesamtbedarf des Vereinigten Königreichs in den letzten Jahren 1½ bis 2 Millionen Tonnen betrug.

Abschließend können wir auf Grund der Produktions- und Außenhandelsziffern sowie auf Grund der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der Nachkriegsjahre folgern, daß England nach einer kleinen, durch außerordentliche Mittel erzielten Produktionszunahme im großen und ganzen zum Statusquo der Landwirtschaft zurückgekehrt und im Einklang mit den beschränkten Produktivkräften seines Ackerbaus in unverändertem Maße landwirtschaftliches Einfuhrland geblieben ist.

Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles

Von Karl Friedrich Müller (Frankfurt a. M.) (Schluß)

2. Ferdinand Lassalle und sein Berliner Freundschaftskreis

Außer Ludmilla Assing zeigte in der Berliner Frauenwelt auch Lina Duncker, die Gattin Franz Dunckers, reges Interesse für Lassalle und seine Bestrebungen. Auf diese Beziehungen fiel ein Schatten durch eine leidige Affäre, über die Ludwig Pietsch[6] Näheres mitteilt. Das Kapitel »Lassalle und die Frauen« beschäftigte damals gerade in den hier erwähnten Jahren 1858/59 die Zungen der Berliner Gesellschaft. Der Verkehr im Dunckerschen Hause hatte gewisse Rivalitäten und Eifersüchteleien hervorgerufen, die zu einem Skandal führten. Ein Intendanturrat Fabrice — Lina Duncker nennt ihn in einem Briefe an Gottfried Keller den »Spinnefresser« — hatte Lassalle auf öffentlicher Promenade mit dem Stock geschlagen. Unter dem 30. Mai 1858 schreibt Palleske darüber an Ludmilla Assing: »Über die Schlägerei Lassalles habe ich mit Bedauern in der Zeitung gelesen, solche Mißhandlung ist schwer gesellschaftlich zu überwinden; er kann zeigen, ob er Philosoph ist. Die Inhumanität liegt aber auf allen Seiten, zuerst auf seiten der Frau Duncker, die sich Hausfreunde zu Tyrannen macht, anstatt sie würdig zu beherrschen; dann auf seiten jenes brutalen Neidischen, der sich durch Lassalle verdrängt sah, und ein wenig auf seiten des liebenden Lassalle, der bei der Duncker die Alleinherrschaft haben wollte. Es ist mir interessant gewesen, die Entstehung dieser Katastrophe bis ins einzelne zu verfolgen, ich habe in der Tat eine Novelle erlebt, wovon Ihr Onkel schon eine Partie vortrefflich im ‚Mord der Jugend'[7] geschildert hat.«

Am 1. Juni antwortet darauf Ludmilla Assing: »Lassalles Geschichte hat uns in große Aufregung versetzt; ich hätte ihm so herzlich gegönnt, daß er, nachdem er jahrelang so viele Kämpfe mit ebensoviel Mut als Ausdauer durchgemacht, nun endlich einmal keine Geschichte habe und ruhig als geschätzter Verfasser des ‚Heraklit' lebe. Nun muß dies Unheil geschehen! Ich bedaure es außerordentlich. In der Beurteilung stimme ich ganz mit Ihnen überein. An der Stelle der Frau Duncker möchte ich wahrlich nicht sein; Frauen vermögen doch in solchen Dingen sehr viel, ehe sie so weit gediehen sind. Lassalle hatten wir gerade an jenem unglücklichen Donnerstag, wo der Vorfall sich ereignete, zum Sonnabend eingeladen; er war in der Philosophischen Gesellschaft gewesen und kam aus dieser mit General v. Pfuel, Assessor Hiersemenzel und Graf York zu uns; er zeigte vollkommen seine stolze Fassung, scherzte mit den Damen, war ziemlich wie immer, aber in unbemerkten Sekunden schien es mir doch, als wenn ein paarmal ein Schatten über seine Züge glitt. Gestern begegneten wir Herrn Duncker, der auffallend bleich und niedergeschlagen aussah.«

Nachdem Palleske in einem Briefe vom 18. Juni die Vermutung ausgesprochen hatte, Lassalle habe Ludmilla Assing nichts von seiner Geschichte mitgeteilt, antwortet sie am 27. Juni: »Was Lassalle betrifft, so sind Sie sehr im Irrtum, wenn Sie voraussetzen, daß er mir seine Angelegenheiten nicht

---

[6] Ludwig Pietsch, Wie ich Schriftsteller wurde. S. 340 ff.

[7] K. A. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten. Leipzig 1846, Brockhaus. 7. Band, S. 297 bis 363.

mitteile; er tut dies immerfort, und seinem Bezeigen nach dürfte ich wohl annehmen, daß er großes Zutrauen zu mir habe. Sollte er noch andere Geschichten haben, von denen ich nichts weiß? Möglich, doch glaube ich es nicht! Auch wie er das Ausweisungsreskript erhielt, von dem übrigens so wenig als möglich gesprochen werden soll, kam er sogleich, es mir zu zeigen; Böckh interessiert sich sehr für ihn, Humboldt hat sich auf das liebenswürdigste und kräftigste beim Prinzen für ihn verwandt. Was daraus wird, muß man abwarten! Dies alles im Vertrauen! Die Sache läuft neben der Fabriceschen her, so daß es Lassalle an Verdruß und Widerwärtigkeiten nicht fehlt. — Ich habe ihm einmal, wie er nach Ihnen fragte, vor langer Zeit gesagt, Sie hätten seiner mit Anteil erwähnt. Aber kein Wort weiter, so daß Sie ganz aus dem Spiele sind. — Unser Besuch bei Dunckers, von dem ich Ihnen schrieb, war eigentlich dadurch veranlaßt, daß wir erfuhren, ihre ganze Familie habe sich nach der Geschichte von ihnen zurückgezogen; da wollten wir doch nicht auch unfreundlich erscheinen. Wir schienen mehr als je willkommen; darauf brachte mir Madame Duncker selbst Ihre Einlage und lud uns zum folgenden Donnerstag ein, wo wir denn auch in ziemlich zahlreicher Gesellschaft waren. Madame Duncker wird bald nach der Schweiz abreisen; Lassalle und Herr Duncker wollen ihr Ende Juli nachfolgen. Bis dahin wird wohl die Fabricesche Geschichte zu Ende sein. Es freut mich, daß Sie bei all den unangenehmen Dingen nicht gegenwärtig waren.«

Darauf erwiderte Palleske am 27. Juni: »Wie hübsch, daß Sie Dunckers trösteten. Auch ich möchte gern Lassalle unbedingt zustimmen, wenn er nicht so maßlos provozierte, wovon ich Ohrenzeuge bei anderen als Fabrice war. Ich glaubte nicht, daß er Sie mit dieser ekelhaften Geschichte betrauen würde, freilich war es nötig; aber was mich erstaunen macht, ist, daß er dem Prinzen empfohlen ist. Das ist doch bei seinen Gesinnungen absolut unmöglich, das muß er *verbieten*; wie scharf hat er sich gegen jede Transaktion ausgesprochen! Er würde seiner Konsequenz einen Stoß für immer versetzen müssen, wenn er Dienste bei einer Regierung nähme, deren Papiergeld zu annullieren er für die erste Verpflichtung der Demokratie hält. Mir bleibt an ihm vieles ganz rätselhaft und unheimlich. Die Zeit wird's lehren. Ihrer Großsinnigkeit und Ihrem Scharfblick vertraue ich ganz meine Sympathie an, aber mit solchen ‚Geschichten', die in Studentenkneipen gehören, wollte ich mir keine Zeit verderben. Das werden Sie wohl begreifen können. O, wenn wir so wenig gesellschaftliche Höflichkeit besitzen, unbedeutender Dinge wegen zu zanken, was soll dann erst aus einem staatlichen *Anstand* werden? Wie gesagt, mich hat lange nichts so angewidert als diese ganze Sippschaft, und ich fühlte mich ordentlich demoralisiert, als ich all den Klatsch und Klitsch mit anhören mußte.«

Am 30. Juni erwidert Ludmilla Assing:

Zu Lassalles Rechtfertigung muß ich denn doch sagen, daß Humboldts Verwendung beim Prinzen sich nur darauf bezog, die Ausweisung rückgängig zu machen, was auch gelungen zu sein scheint. Ich hatte das wohl nicht deutlich genug ausgedrückt. Weiter will er von der Regierung nicht das geringste. Seinen unerschütterlichen demokratischen Grundsätzen traue ich vollkommen. Mag er auch manche Schattenseiten haben, ich verkehre doch nur mit seinen guten Eigenschaften, und deren hat er gewiß. Ich halte ihn in manchen Beziehungen sogar der Größe fähig, und dann endlich habe ich immer die unüberwindliche Neigung, denen Anteil zu beweisen, denen die Welt Unrecht tut.

Und nun: audiatur et altera pars! Lina Duncker schreibt im November 1858 in einem sehr freundschaftlichen Briefe an Palleske, in dem sie ihn zur Ausspannung von seiner Schiller-Arbeit in ihr Haus einlädt:

Grüßen soll ich Sie von Lassalle, der in großer Arbeit, morgens sieben bis in die Nacht, seine Tage zubringt. Ein ökonomisches Werk mag so viel Gründlichkeit und Aufopferung erfordern. Ich sehe ihn seltener wie sonst; wenn er aber kommt, ist er ganz derselbe wie sonst, voll Kraft, Leben und Beredsamkeit. Meine Bewunderung und Freundschaft für ihn hat eher zu- als abgenommen, und er verdient dies vollkommen und ist der zuverlässigste Mensch im Worthalten dessen, was seine erste Bekanntschaft und sein gewinnendes Wesen verspricht.

»Sickingen« liegt bei Hülsen, bewundert, aber nicht angenommen bis jetzt!

In einer Rückschau auf das verflossene Jahr heißt es weiter:

Ich habe viel Ärger, Kummer und böse Tage gehabt. Aber wie viel mehr gute! Eine ganze Sommerreise, herrliche Alpen und Alpentäler und Alpenseen sind zwischen die fatalen Erinnerungen des Vorsommers gedrängt, und ich bin mit ihnen fertig geworden. Man hat den besten Willen, mir von mancher Seite weh zu tun, aber ich bin gut aufgehoben, und die brandige Woge gehässiger Stimmen und unedler Ansinnung bricht sich an meinem festen Entschluß, mir nicht den Weg kreuzen zu lassen. Edle, reine Freundschaft, ein gutes Gewissen, eine glückliche Häuslichkeit bauen mir eine unantastbare, uneinnehmbare Festung, in der kein harter Ton mich erreicht. Ich benehme allen die Gelegenheit, mir etwas Unartiges zuzufügen, dadurch, daß ich nirgends hingehe als ins Theater und ein Stündchen zu gleichgesinnten Seelen.

Mit Ludmilla Assing wurde Lassalles Name noch einmal verknüpft, nachdem sie 1860 das großes Aufsehen erregende Buch »Briefwechsel zwischen Alexander v. Humboldt und Varnhagen v. Ense« hatte erscheinen lassen, dessen unliebsame Enthüllungen über Hof und Fürstlichkeiten der Herausgeberin eine gerichtliche Verfolgung zuzogen, der sie durch Übersiedlung nach Florenz entging. Als Palleske ihr nach seinen Vorlesungen im Rheinland schrieb: »Glaubte ich den Rheinländern, so hätte ich nichts Eiligeres zu tun, als Ihnen zu Ihrer Verlobung mit Herrn Lassalle zu gratulieren, denn natürlich nur deswegen haben Sie das Buch der Bücher geschrieben, um Geld zu erschwingen und die eines Lassalle würdige Lebensgefährtin zu werden. Auch daß Ihre Verteidigung von Lassalle geschrieben, ist allen unzweifelhaft. Mir übrigens nicht.«

Darauf antwortete Ludmilla Assing:

Was die rheinischen Gerüchte betrifft, glauben Sie mir, daß ich Herrn Lassalle niemals heiraten werde. Ich denke, wir haben schon früher hierüber gesprochen. — Nur die absichtlichste Bösartigkeit konnte ihn überhaupt in die Herausgabe der Humboldtschen Briefe mit hineinziehen wollen; ich hatte einfach den Willen Humboldts und meines Onkels auszuführen und den keines anderen. Ich habe in dem Gefühl, mutig eine Pflicht der Pietät erfüllt zu haben, allem Lärm und Geschrei ruhig zugesehen, und während der Kampf tobte und die Kugeln flogen, war ich froh und vergnügt, wie wenn man für eine gute Sache in den Krieg zieht. Auch hatte ich die Satisfaktion, alle wahrhaft Freisinnigen auf meiner Seite zu finden. Der schöne, begeisterte Brief Ihrer lieben Frau, die ich herzlichst grüße, gehört mit zu diesen erfreulichen Zeugnissen.

Angesichts des traurigen Endes, das beide nahmen — Ludmilla Assing starb nach einer unglücklichen Ehe mit einem viel jüngeren Versaglieri-Offizier, der

sie um ihr Vermögen brachte, im Irrenhaus —, möchte man bedauern, daß es nicht zu einer Ehe zwischen diesen beiden gleichalterigen bedeutenden Geistern kam. Im übrigen blieb der Verkehr zwischen dem Varnhagenschen Salon in der Mauerstraße Berlins und dem Lassalleschen in der Bellevuestraße der lebhafteste. Oft weilte Varnhagen bei Lassalle. Dort traf auch Ludwig Pietsch Varnhagen kurz vor dessen Tode (10. Oktober 1858). Er entwirft von ihm folgende Schilderung:[8] »Da sah ich den damals bald dreiundsiebzigjährigen vielgewandten schöngeistigen Diplomaten und Geschichtschreiber, den verwitweten Gatten Rahels, Varnhagen v. Ense, dessen ganze Erscheinung, Sprache, Manier noch immer wie vom Dufte der Zeit des Wiener Kongresses umweht waren; eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung und jugendlicher Biegsamkeit, das bartlose Gesicht von etwas weichlichen Formen und Zügen, von selten abgelegter verbindlicher Freundlichkeit des Ausdrucks, das Haupt noch mit vollem silberweißem Haar geschmückt; in seiner dem greisen Goethe nachgebildeten Ruhe, heiteren Gelassenheit und milden Schalkhaftigkeit, es nie und keinem, außer seinem Freund Alexander v. Humboldt verratend, welcher bissige Grimm und Haß gegen die damals in Preußen und Deutschland herrschenden Mächte und Persönlichkeiten in seinem verschwiegenen Busen kochte und sich in Tagebuchergüssen wie in fast täglichen Billetten an jenen Luft machte, während er auch gegen die Regierenden anscheinend ganz Ergebenheit war, lächelte und lächelte.« ...

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart

Von Dr. Alfred Guttmann

Wenn man die markantesten Gesichter unseres zeitgenössischen Musiklebens mit dem inneren Auge sucht, tauchen zwei Männer auf, die nicht mehr unter uns weilen, aber doch unser Musikleben bis zu ihrem vor kurzem erfolgten Tode aufs stärkste beeinflußt haben und weiter beeinflussen. Es sind Max Reger und Gustav Mahler — auch sie zwei Gegensätze krasser Art; und jeder in seiner Richtung für unsere Betrachtung von grundlegender Wichtigkeit.

Max Reger

Die Regersche Musik verlangt wieder eine vollkommen neue und andersartige Einstellung des Hörers (und hier auch des Lesers!) als die Musik der bisher besprochenen Komponisten. Auch Reger ist einer der Künstler unserer Zeit, die nicht auf Wagner fußen. Im Gegenteil: Regers Schaffen geht auf die Kunst früherer Jahrhunderte zurück, auf die Mehrstimmigkeit eines Bach, auf Beethovens und Brahms' Musik. Wenn der Unkundige in Bach nur den großen Fugenmeister sieht, so ist in seinen Augen Regers Werk nur Imitation. Wer aber begreift, daß in Bachs Wunderwerken derselbe Konstruktionsgedanke Form gewonnen hat, der den Domen der Gotik, den Palästen der Renaissancezeit, den Bauten des Barock seine Prägung verliehen hat, und wer es fühlt, daß innerhalb dieser Form nun noch in Bach das tiefe, geheimnisvolle Wissen von der jenseits aller Erfahrung liegenden übersinnlichen Welt ruht, der sieht in Bach den Urgrund, auf dem alle weiteren

[8] L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. Berlin 1893, S. 296.

Musiker mehr oder weniger bewußt weiterbauen. In der jüngst verflossenen Vergangenheit sehr bewußt Brahms. Und in seinen Spuren, aber wieder über ihn auf Vergangenes zurückgreifend, schuf Reger. An Bach knüpft er durch sein Wissen von der Orgel, von deren Technik und Ausdrucksmöglichkeiten an. Und im Formalen führt er die Vielstimmigkeit von Bach in das neue Land, das unsere fortschreitende harmonisch-melodische Entwicklung inzwischen erobert hat. Wäre Reger nur einer der vielen Bachnachahmer gewesen, die Fugen schreiben, so hätte er nie die Stürme der Entrüstung hervorgerufen, die ihn alsbald umtobten. Wie die konservativen Musiker dachten, zeigt etwa die Charakteristik in einer populären Musikgeschichte, die also lautet: »ganz zu geschweigen von...[1] oder dem einseitigen Theoretiker Max Reger, der die aufs äußerste getriebene Konsequenz des akkordischen Übelklangs mit dem gedankenlosesten Formalismus vereinigt und so das von Lessing aufgestellte Problem des akustisch Ekelhaften zu lösen gewußt hat.«

Die Jugend aber sah staunend zu einem Mann auf, der in so genialer Weise das Handwerkliche — oder besser gesagt: das mathematisch-konstruktive Können — in einer seit Ausgang des Barock nie wieder erlebten Weise besaß. Und dazu eine unglaubliche Fruchtbarkeit! Phantastisch ist die Folge der Werke, die dieser Geist nacheinander und durcheinander in die Welt warf: Orgelwerke in größtem Ausmaß, Kantaten, Lieder, Chöre, Klavierwerke, Orchesterstücke, Kammermusik. Nur der Oper blieb er fern! Seine Musik ist zum Teil, man möchte sagen abstrakt. Manchmal ist alles so vergrübelt, so grau in grau, daß man keine Linie mehr sieht, keine Form mehr erkennt, keine Luft mehr atmen kann. Sprechen wir wieder in Bild und Gleichnis: der Schachspieler sitzt grübelnd vor dem Brett. Dieser Zug erscheint ihm zu abgebraucht, jener führt in die Irre. Lange sucht er eine neue Kombination — da blitzt der Gedanke endlich auf, er wird in seinen Konsequenzen durchdacht und als neu, gut, logisch erkannt. Eine Handbewegung und die Figur ist weitergerückt. Verblüfft sehen es Gegner und Zuschauer. Jetzt — hinterher — müssen sie diese gleiche Gedankenarbeit, die der Pfadfinder vollbracht hat, auch leisten, um den Sinn der neuen Kombination zu verstehen.

Um das durchzudenken, brauchen sie und haben sie — Zeit. Wie ist es nun in der Musik? Der Komponist — hier Reger — sucht im polyphonen Gewebe der Stimmen eine Weiterführung, die seiner Idee entspricht. Wie lange mag er seine Linienführung durchdacht haben, ehe er Klarheit über das Fortschreiten aller Stimmen zum nächsten Akkord und von da zum nächsten Takt und dann bis zum Abschluß der musikalischen »Periode« gewonnen hat? Der so gewonnene Acht-Takter wird zum Gebilde von sechzehn

[1] Den Namen des Verfassers nenne ich absichtlich nicht, um nicht Propaganda für ein Buch zu machen, das auch über Strauß nichts weiter zu sagen weiß als diese Worte in demselben Nebensatz: »ganz zu geschweigen von dem kalten Dekadenten Richard Strauß, der sich wegen seiner Kniffe ganz ernsthaft für den Nachfolger Wagners ausgibt«! Daß in dieser sogenannten »Geschichte der Musik« weder Busoni noch Pfitzner, weder Schönberg noch Mahler genannt werden, ist verständlich, da auch viele Musiker der Vergangenheit — beispielsweise deutsche Liedermeister wie Albert, Schulz, Reichhardt, Silcher, Opernkomponisten wie Spohr und Nikolai — ebenfalls nicht einmal der Erwähnung für wert gehalten werden.

Takten, das Gesamtstück ist von der einen Idee aus gestaltet. So steht es nun auf dem Papier. Und später erst kommt es zum Klingen und gewinnt Leben: in schnellem Tempo rauscht es am Ohre des Hörers vorüber. Wenn nun die eigentümlichen Weiterführungen der Stimmen (die also die Melodie, Harmonie, Rhythmik des Musikstücks bedingen) diese verwirrende Fülle der Kreuzungen und Überschneidungen der Linien in Bruchteilen von Sekunden am Ohr vorübergleiten, dann kommt dies Organ und der ordnende Geist mit diesen seltsamen Akkordfolgen oft nicht so schnell mit. Und ebensowenig das Gefühl. Hier liegt das große Fragezeichen bei Reger. Und wohl auch der Grund, warum dieser Mathematiker unter den Tonkünstlern keine Schüler und Nachfolger gefunden hat, obwohl seine Kunst so anregend wirkt. Seine Grübelei hat etwas mit Brahms Verwandtes, seine Orgelfarben erinnern an Liszt, seine Beherrschung der Formen — vor allem der Variationenform — erinnert an die Leichtigkeit und Sicherheit Mozarts. Ihm ähnelt er auch an Fruchtbarkeit: trotz seiner kurzen Lebensdauer hat er etwa einhundertfünfzig Werke hinterlassen. Und überall war er ein Eigener. Keiner der lebenden Musiker kann so »polyphon« denken wie er; keiner vermag das vielstimmige Geflecht so farbig und kunstvoll zu knüpfen. Nie hat er der Mode irgendwelche Konzessionen gemacht, nie nach dem Geschmack des Publikums gefragt oder nach Erfolgen geschielt. Seine Musik wird durch das unbeirrte Fortschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Wege gekennzeichnet. Zwar ist er von der Orgel und vom Choral ausgegangen, aber im Laufe seines Lebens hat er — durch seine Tätigkeit als Generalmusikdirektor der Meininger Kapelle — auch das Orchester und dessen eigene Ausdrucksfarben kennen und verwenden gelernt. Seine Hauptbedeutung allerdings liegt auf dem Gebiet der Orgelmusik.

Sein Lebensweg stand unter einem unglücklichen Stern: eine unüberwindliche Leidenschaft zum Trunk hat ihn in seiner Lebensgestaltung beeinflußt. Auch sein Weg als Klavierspieler, wozu er ganz glänzende Gaben hatte, wurde so gelegentlich gehemmt, wenn er in diesem Zustand nicht in der Lage war, ein öffentliches Konzert zu beenden. Wie groß war diese Begabung, wenn sie über solche krankhafte Veranlagung triumphieren konnte! Daß sein früher Tod von dieser Sucht mit verursacht ist, erscheint sehr naheliegend, zumal der bayerische Hüne auch im Essen keine Hemmungen kannte. Sein Charakter wird von dem großen Kreise seiner Freunde gepriesen. Und die Orgelmusik unserer Tage ist ohne sein Lebenswerk nicht mehr denkbar. So gehört auch dieser sehr wenig volkstümliche Künstler in eine Darstellung der markantesten musikalischen Charakterköpfe hinein.

Gustav Mahler

Wurzelt die Musik Regers mit allen Fasern in der Tradition, so segelt die Kunst Mahlers auf Sturmeswellen zu fernen Küsten, zu Küsten, an denen noch keiner unserer führenden Zeitgenossen gelandet ist. Auch er ist uns vor kurzem durch den Tod entrissen worden; und zwar gerade in einer Zeit, die ihm nach jahrzehntelangem Zögern endlich willig zu folgen begann. Die Welt hatte begriffen, daß es nur die Schale, das Äußere war, das bei seiner Kunst störend ins Ohr fiel. Bedeutete Reger die Materie gewordene höchste Fähigkeit der reinen Form und germanisch-ernsten Schwere, so stürmte in Mahler eine Idee zu kosmischem Wirken. Dabei vergißt sie der Erden-

schwere und aller Hemmungen und rennt den nüchtern kritisierenden und analysierenden Kunstkenner über den Haufen. Was wollte denn dieser »jüdische Kapellmeister« mit seinem ewigen Sinfonien-Komponieren? Diese Frage nach Mahlers Wollen beantwortete (vor langen Jahren) der große Musikkritiker, Musiker und Freund Wagners, der alte Tappert sich und mir: »Beethoven fortsetzen!« Das war damals Ironie — und ist doch ein gutes Stück Wahrheit. Ja, das wollte in seinem Sinne wirklich der fanatische, kleine, magere Mann mit dem durchgearbeiteten Aszetengesicht, mit den blitzenden Augen hinter der dicken Brille, der tiefe Grübler mit dem explosiven Temperament, der mit beiden Füßen mitten im Leben des praktischen Theaterbetriebs stand, dessen Seele aber abseits ihre eigenen Wege ging. Er wurde Generalmusikdirektor der Wiener Hofoper, war der Gewaltige dieser Bühne, leitete das erste Orchester der Welt, ward ein gesuchter Gastdirigent diesseits und jenseits des Ozeans, kurz: er war mit allen Ehren des Metiers überhäuft. Aber sein Wesen war nicht dort. Er lebte im Grunde nur in seinem eigenen Schaffen. Hier aber kreuzten sich zwei Strömungen: als Heranwachsender war er Schüler von Bruckner gewesen; sein Lehrer war als Schaffender ein Riese und ein geniales Kind, als Mensch ein kleiner, devoter Lehrer-Organist von närrischen Manieren, »doch seine Scheitel krönte Himmelslicht«. Dies die eine Seite. In seinem Beruf aber war Mahler dauernd gezwungen, sich mit einer Musik zu beschäftigen, die durch eine Welt von den Empfindungen jener Sphäre getrennt war. So wurde er als Schaffender von zwei einander gegenüberstehenden Kräften getrieben. Von Bruckner her strömten ihm himmlische, verklärte Klänge zu, von der Tagesarbeit in der Oper aber Melodien in Fülle, und darunter auch vielfach solche von dem Charakter der Bekanntheit oder von großer Trivialität. Freilich, oft will Mahler mit solchen Themen auch Triviales sagen. Denn — und damit komme ich zur Hauptsache! — er will, gleich Beethoven, von den großen Problemen und Kämpfen des Menschen und der Menschheit in Tönen dichten. Oft braucht er das Triviale manchmal als Gegensatz zum Idealen, bewußt und absichtlich. Und so ist es ganz verständlich, wenn viele sich von diesen Rhythmen seiner Märsche, seiner Tänze, von unoriginellen Abklatschen bekannter, volkstümlicher Melodien und dergleichen abschrecken lassen. Auch mir ging es lange so, bis ich allmählich dazu vordrang, den Kern des Künstlers zu erkennen. Und nun stören mich diese »Schönheitsfehler« nicht mehr. Denn heute sehe ich die Schönheit dieser — Seele. Und da liegt die große Kunst dieses Mannes: zuerst in so starker Weise sein tiefes Ringen um die höchsten Probleme menschlicher Erkenntnis — unbekümmert um alle konventionelle Schönheit akademischer Art — in einer volkstümlichen Form gesungen zu haben.

Als ein untrennbares, einheitliches Ganzes muß man Mahler nehmen, will man zum Verstehen und zur Liebe kommen. Wenn man einmal einen Menschen liebgewonnen hat, dann fragt man ja auch nicht mehr nach seinen Schwächen — man nimmt sie eben schweigend mit in den Kauf, um den Gewinn des Ganzen zu haben. So empfindlich ich sonst gegen Trivialitäten bin — hier überhöre ich sie jetzt, wo ich in Mahler, neben dem meisterhaften Können dieses Virtuosen, das reinste Wollen unter allen Schaffenden unserer Zeit zu sehen gelernt habe. Ein Wollen, das sich nicht, wie bei Strauß oder Busoni, rein künstlerisch in artistischen Problemen erschöpft — nein, das der

Menschheit gilt, wie einst bei (dem sehr viel größeren) Beethoven. Und so mußte Mahler zwangsläufig zu jener Form des Gestaltens kommen, die sonst keiner der großen Lebenden verwendet, zur Beethovenschen Sinfonie, in der neben dem Orchester auch die Menschenstimmen erklingen. Und diese Form hat er sogar noch weiterentwickeln können, während Brahms, den die Akademiker gern als den Fortsetzer Beethovens hinstellen, die Sinfonie nur nach bewährtem Muster nachgeahmt, aber weder mit Beethovenscher Form oder Beethovenschem Geist erfüllt noch in eigener Weise weitergeführt hat. In diesen breiten und doch formal scharfumrissenen Formen kann Mahler die Kämpfe und Erlösungen des sinnenden, ringenden Menschen, das Tänzerische im Sinne Nietzsches, die Naturvisionen vom Entstehen und Vergehen zum Ausdruck bringen. Gerade in diesen Formen kann er Probleme künden, die sonst nur den Schwesterkünsten Malerei und Dichtung vorbehalten waren: die Urklänge von Weltenwerden und Weltenuntergang, vom jüngsten Gericht, letzten Abschied von der schönen Erde, vom Sichwiederfinden in reineren Sphären, von Selbstopferung und Auferstehung. Und so mußte es geschehen, daß der ganze Reichtum des Volkslieds, in dem das Leben des Volkes eingeschlossen liegt, hineinströmte in seine Musik: all die lieblichen, die erschütternden Klänge, die in »Des Knaben Wunderhorn« zuerst ertönten, sie quellen und blühen in Mahlers Sinfonien. Volksliederartiges taucht aus dem Orchester auf; mit hellen Stimmlein ruft's: »Es sungen drei Englein einen süßen Gesang«, dunkeltraurig kündet eine Altstimme »O Röslein rot, der Mensch liegt in höchster Not«, der Chor weissagt geheimnisvoll »Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib, nach kurzer Ruh«. Oder — der heilige Antonius predigt den Fischen, da er die Kirche leer findet, »Die Predigt hat g'fallen, 's bleibt alles wie allen«. Oder ein uralter Volksliedkanon »Bruder Jakob, schläfst du noch?« wird in Moll verkleidet, oder das romantische Posthorn singt eine selig-verträumte Waldweise, oder der Lindenbaum steht tröstend in der dunklen Nacht — wie im Volkslied. Genug der Beispiele! Geht hin, ihr Männer und Frauen des Volkes, sucht den Musiker auf, dessen Weisen euch gelten. Findet dort eure Freuden, eure Hoffnungen, eure Wehmut und Trauer, stillen Frieden und goldene Heiterkeit, tiefstes Glück und letzten Schmerz in Mahlers Sinfonien, in Mahlers Liedern. Wo ihr Chöre habt, da singt jene Auferstehungssinfonie, die euch — ähnlich wie die »Neunte« — mitschwingen läßt in den Wellen eigenen Mitschaffens am Kunstwerk. Ich habe es vor Jahren gewagt, in einem großen Volkskonzert vor 3000 Hörern eine Sinfonie und Lieder mit Orchester auf das Programm zu setzen. Und ich habe auch in anderen Volkskonzerten Mahlers Wirken auf unser Publikum beobachten können. Wer es erlebt hat, daß unsere Hörer da tief ergriffen stillsaßen oder mitjubelten, der weiß, daß Mahler eine Sprache redet, die oft gerade der einfache Mann des Volkes besser versteht als der sogenannte Gebildete. Dieser wahrhaft volkstümliche Komponist ist unsere Hoffnung für unsere großen Volkskonzerte, für unsere Volksliederprogramme, für neuen Sieg der Seele über die Materie. — Und so schließe Mahler die Reihe!

Abschluß

Wir sind am Ende unserer Wanderung. Wer sich meiner Führung anvertraut hat, wird vielleicht hier und dort nicht mit mir einverstanden gewesen

sein. Der eine wird seinen Brahms, der andere seinen Wagner nicht genügend gewürdigt gefunden haben. Das mag sein. Aber über das, was einem so nahesteht, kann man niemals objektiv urteilen. Ich habe ja auch eingangs erklärt, wie ich diese meine Führung einrichten will. Ich habe subjektiv Erlebtes geschildert, Musik, mit der ich jahrzehntelang lebe und zum Teil verwachsen bin; anderes konnte ich mir gegen das zunächst instinktiv abwehrende Gefühl mehr verstandesgemäß klarmachen, bis es mir endlich zum seelischen Besitz wurde.

Sollte ich diese Reihe nun noch erweitern? Wohl konnte ich sie international ausdehnen und von typischer und individueller Entwicklung der italienischen oder russischen Musik sprechen; dazu hätte ich aber allzuweit ausholen müssen. Und sollte ich etwa auch alle Persönlichkeiten berücksichtigen, die in unserer schnellebenden Zeit Aufsehen erregt haben? Auch hier mußte ich mich bescheiden. Ich habe vielmehr versucht, diejenigen Entwicklungsmöglichkeiten, die mir für das Bild der Musik unserer Zeit wesentlich schienen, im Abbild eines Hauptvertreters zu schildern.

Habe ich »geschildert«? Nein — nur umrissen habe ich mit ein paar Strichen den Charakterkopf. Das Wesentliche hat fehlen müssen: die Musik! Alles Reden über Musik kann ja nur Anregungen geben. Wenn ich das, was ich hier auseinandergesetzt habe, mit dem lebendigen Klang der Musik zu den Ohren und so zur Seele meiner Leser hätte führen können — dann wäre es mir vielleicht besser gelungen, das Bild lebendig zu machen. So muß ich zum Schluß die Bitte, ja das Verlangen aussprechen, daß jeder interessierte Leser versuchen soll, selber durch eigenes Studium — soweit er spielen kann — oder durch Freunde oder durch den Besuch von Konzerten und Aufführungen meine Darlegungen nachzuprüfen.

Literarische Rundschau

Felix Halle, **Deutsche Sondergerichtsbarkeit 1918 bis 1921.** Berlin 1922, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten (Viva). 99 Seiten.

Gustav Radbruch, **Rechtspflege.** Erläuterungen zum Görlitzer Programm. Berlin 1922, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 16 Seiten.

Es ist reizvoll, diese beiden Schriften, die mir der Zufall gleichzeitig zur Besprechung in die Hand gegeben hat, zusammen zu betrachten. Beiden gemeinschaftlich ist die Kritik an Bestehendem, doch sind sie in ihrem Wesen trotzdem grundverschieden. Dort die lediglich negierende, anklagende und unfruchtbare Kritik, hier neben der Ablehnung des Überalterten stets eine gedankliche Neuschöpfung, dort implizite die Forderung schroffsten Bruches mit allem Bestehenden, ohne daß gesagt wird, was an die Stelle treten soll, hier abgeklärte, überlegene Ruhe, die erkannt hat, daß »Rechtspflege als ein Stück Kulturarbeit sich nach eigenem Gesetz still entwickeln und nicht mit harter Hand vom Staate geführt werden will«.

Die Ausnahmegerichte, die seit 1919 in verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches eingesetzt werden mußten, und noch mehr ihre Rechtsprechung gehören sicher zu den am wenigsten erfreulichen Erscheinungen in dem Dasein der deutschen Republik. Von jedem wirklich demokratisch empfindenden Menschen werden sie als eine schwere, wenn auch notwendige Belastung empfunden. Aber wenn man sachlich und gerecht urteilen will, darf man nicht nur, wie Halle es tut, gegen die

den Stein werfen, die diese Gerichte geschaffen haben, sondern muß auch die Frage aufwerfen, wer ihre Einsetzung veranlaßt hat. Dabei wird sich ergeben, daß es die gleiche kurzsichtige Straßenpolitik der Kommunistischen Partei, der auch Halle angehört, gewesen ist, die auch an der Nichtverwirklichung so mancher sozialistischer Bestrebungen die Schuld trägt. Der Staat kann sich, soll nicht völlige Anarchie die Folge sein, nicht von Minderheiten terrorisieren lassen, auf welcher Seite sie auch stehen mögen. Außerordentliche Verhältnisse erfordern unter Umständen auch einmal außerordentliche Mittel, und zu diesen gehören die Sondergerichte. In Zeiten von Massendelikten ist eine schnelle Justiz erforderlich. Dabei müssen allerdings dem Angeklagten so viel Rechtsgarantien als möglich gegeben sein. Man muß Halles Behauptung zustimmen, daß in dieser Hinsicht nicht immer alles, was hätte geschehen können, auch geschehen ist. Er hat recht, wenn er bemängelt, daß das Reichsgesetz zu Artikel 48 der Reichsverfassung, das die Befugnisse des Reichspräsidenten und der Landesregierungen zur Anordnung außerordentlicher Maßnahmen rechtlich umgrenzt, noch nicht ergangen und diesen Instanzen infolgedessen eine grenzenlose Macht in die Hand gegeben ist. Ein derartiger Zustand birgt unendliche Gefahren in sich, doppelt in einer Zeit, in der die ausführenden Organe und die Richter in ihrer republikanischen Gesinnung nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Die allbekannten Urteile des berüchtigten Naumburger Sondergerichts, auf die auch Halle mit besonderem Nachdruck unter Aufzählung einzelner Beispiele hinweist, geben ein abschreckendes Beispiel. Sie beweisen aber, wie alles andere, was Halle anführt, noch lange nicht das, was von ihm bewiesen werden will: daß nämlich der gesamte deutsche Justizaufbau gänzlich in kommunistisch-sowjetistischem Sinne geändert werden müsse. Halle hätte vielleicht doch etwas anders geschrieben, wenn ihm damals bereits der Moskauer Justizskandal bekannt gewesen wäre, das Gericht, das, wie Rosenfeld, ein gewiß einwandfreier Zeuge, berichtet, sich nicht entblödet hat, vor aller Öffentlichkeit zu erklären: »Wir sind ein proletarisches Gericht. Wir wollen kein unparteiisches Gericht sein.« Das bedeutet das Ende jeder Rechtspflege. Vor solch einer proletarischen Justiz möge Deutschland ein gütiges Geschick bewahren.

Wozu ein Experimentieren mit der Justiz führen kann, zeigen die von Halle ebenfalls dargestellten bayerischen Volksgerichte und ihr Verfahren, die ihren Ursprung auf Eisner zurückführen. Eisner war weit davon entfernt, wie Halle es ihm unterschiebt, mit dieser Einrichtung die Konterrevolution fördern zu wollen. Tatsächlich aber sind aus diesen Volksgerichten heute recht bedenkliche Organe der Rechtspflege geworden. Es zeigt sich da, daß allzu radikale Änderungen im Justizwesen häufig gegen ihre eigenen Urheber ausschlagen.

Alles das, was Halle rügt, kann durch Verbesserung der allgemeinen Rechtsgarantien geändert werden, wozu auch eine vernünftige Personalpolitik gehört, die, wie Radbruch betont, den Geist der Gesamtjustiz beeinflussen muß. Nichts aber wird damit gebessert, daß man, wie Halle es in seiner Schrift tut, die Sozialdemokratie dauernd angreift und in den Augen der Arbeiterschaft herabzusetzen versucht. Deshalb ist das Büchlein auch nicht, was es sein will, ein guter Berater für die von Sondergerichtsurteilen betroffenen Angehörigen der Arbeiterschaft. Immerhin aber ist es für den Juristen und auch für manchen Arbeitersekretär dadurch von Wert, daß es zum ersten Male eine sorgfältige Zusammenstellung der Rechtsgrundlagen für die seit dem Jahre 1919 tätig gewesenen Sondergerichte und ihr Verfahren bietet.

Der Schöpfer der rechtspolitischen Forderungen des Görlitzer Programms, der derzeitige Reichsjustizminister, hat einen kleinen Kommentar dazu geschrieben. Erläuterungen nennt er ihn in seiner bescheidenen Art. In Wirklichkeit ist die kleine Schrift in knappster Fassung eine klare und abgeklärte Abhandlung über alle unsere Zeit bewegenden Fragen der Rechtspflege. Es ist ein seltener Genuß, die Ausführungen dieser kleinen Schrift zu lesen, einmal wegen der geistreichen und elegan-

ten Form der Darstellung und dann wegen der vielfach neuartigen Wendung, die der Verfasser den Problemen verleiht. Radbruchs feines Verständnis für alles Menschliche befähigt ihn bei aller Wahrung des grundsätzlichen Standpunktes, Schärfen zu glätten und Gegensätze zu überbrücken.

Es ist schwer, anders als in allgemeinen Worten über diese im Sachlichen vollendet konzentrierte Schrift zu sprechen. Nur ganz weniges sei besonders hervorgehoben. So fällt die feine Deutung des Begriffs der Klassenjustiz auf. Ganz besonders bemerkenswert ist Radbruchs Stellungnahme zur Frage der Organisation der Arbeitsgerichte. Während der vom Arbeitsrechtsausschuß aufgestellte Entwurf eines Arbeitsgerichtsgesetzes, hinter dem die Gewerkschaften stehen, die Arbeitsgerichte mit den anderen Arbeitsbehörden zu einer einheitlichen Organisation vereinigen will, setzt sich Radbruch für eine Verbindung der Arbeitsgerichte mit den ordentlichen Gerichten ein. Er wird damit, meines Erachtens zu Unrecht, viel Gegnerschaft in unseren eigenen Reihen finden. Noch mehr wahrscheinlich mit seiner überraschenden Preisgabe der Schwurgerichte zugunsten der jetzt neu zu schaffenden großen Schöffengerichte. Bei dem geradezu dogmatischen Eingeschworensein weiter deutscher Laienkreise auf das Schwurgericht gehört viel Mut zu diesem Bekenntnis. Jeder Sachverständige aber wird es Radbruch danken, daß er in diese heute überalterte Auffassung Bresche legen will; denn Schöffengerichte in richtiger Zusammensetzung bieten größere Garantien für ein gerechtes Urteil als die Schwurgerichte. Der Fall Killinger ist ein lehrreiches Beispiel.

Die Radbruchsche Schrift wird nicht nur der Jurist, sondern auch der Laie mit viel Gewinn lesen. Sie eignet sich auch ausgezeichnet als Werbeschrift und sollte von unseren Parteiorganisationen in größtem Umfang an die Mitglieder anderer Parteien, vor allem an die gesamte deutsche Juristenschaft versandt werden. So wird sie wertvolle Aufklärungsarbeit leisten können und manchen, wenn auch nicht als Mitglied der Partei, so doch als ehrlichen Freund der Republik gewinnen.

Marx

Fr. Stier-Somlo, **Die Wandlungen des preußischen Städte-, Landgemeinde-, Kreis- und Provinzialrechts in den Jahren 1918 bis 1921.** Oldenburg 1922, Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung.

Dieses Werk, von dem uns bisher nur die beiden ersten Lieferungen vorliegen, bildet den ersten Ergänzungsband zum Handbuch des kommunalen Verfassungs- und Verwaltungsrechts in Preußen. Daß eine Ergänzung des während des Krieges erschienenen Handbuchs wünschenswert, ja notwendig ist, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt sich aber, ob es nicht richtiger gewesen wäre, damit noch einige Zeit zu warten, denn da die Reform der Gemeindeverfassung noch nicht abgeschlossen ist, besteht die Möglichkeit, daß das neue Werk bald veraltet ist und dadurch an Wert verliert. So sind zum Beispiel die Vorentwürfe der einzelnen Gesetze, die Stier-Somlo im Wortlaut veröffentlicht, heute schon überholt, und es müßten, um etwas Vollständiges zu schaffen, später auch sämtliche Abänderungen gebracht werden. Im Interesse der praktischen Handhabung wäre es daher richtiger gewesen, der Verfasser hätte das Erscheinen seines Werkes noch etwas hinausgeschoben und sich mit den vom Staatsministerium verabschiedeten Entwürfen und den vom Landtag noch zu beschließenden Abänderungen begnügt. Der dadurch ersparte Raum hätte besser ausgenutzt werden können, wenn die vielen seit dem Zusammenbruch erlassenen Verordnungen und Gesetze nicht nur mit der Überschrift, sondern vollinhaltlich veröffentlicht worden wären.

Ein abschließendes Urteil über das Werk wird erst nach seiner Vollendung möglich sein.

P. H.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 26 40. Jahrgang ❖ 2. Band 22. September 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
NOV 2 8 1922

Inhalt des Heftes

Der Krieg im Orient. Von Erwin [illegible].

Volkswirtschaftliche Produktivität und die Steigerung. Von Franz Laufkötter. (Schluß.)

Die englische Landwirtschaft seit 1914. Von Dr. Henriette Schapira (Kiel).

Zur Charakteristik Ferdinand Lassalles. Von K. Friedr. Müller, Frankfurt a. M. (Schluß.)

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart. Von Dr. Alfred Guttmann.

Literarische Rundschau: Felix Halle, **Deutsche Sondergerichtsbarkeit 1918 bis 1921.** ❖ Gustav Radbruch, **Rechtspflege.** ❖ Fr. Stier-Somlo, **Die Wandlungen des preußischen Städte-, Landgemeinden-, Kreis- und Provinzialrechts in den Jahren 1918 bis 1921.**

Einzelheft 3 Mark 50 Pf., vierteljährlich 45 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Werte Genossen!

Die „Neue Zeit" schließt mit dieser Nummer ihren 40. Jahrgang. **Die Nummer 25 (Parteitagsnummer) ist im doppelten Umfang erschienen, damit hat der Verlag das sonst fällige Heft 27 vorausgeliefert. Heft 1 des 41. Jahrgangs erscheint am 6. Oktober.**

Wir benutzen diesen Abschluß, die bisherigen Abonnenten zur **Erneuerung ihres Abonnements** aufzufordern. Zugleich wenden wir uns an alle Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre und ersuchen sie, in ihrem Wirkungskreise auf unsere Zeitschrift hinzuweisen und sie zum Abonnement zu empfehlen. **Besonders erforderlich ist, daß neu aufgenommene Mitglieder, die die wissenschaftliche Parteiliteratur noch nicht kennen, auf die offizielle Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie aufmerksam gemacht werden.**

Mehr als jemals ist es heute ein dringendes Gebot, der sozialistischen Bewegung eine feste wissenschaftliche Grundlage zu geben und die aus der Schar der politisch Gleichgültigen oder aus anderen Parteilagern zu uns Gekommenen in die Auffassungen und Lehren der Sozialdemokratie einzuführen. Die sich vor unseren Augen vollziehende rasche politische und wirtschaftliche Entwicklung sowie die zunehmende Beteiligung der Sozialdemokratie an den Regierungsarbeiten der Deutschen Republik und ihrer Gliedstaaten stellen unsere Partei fast täglich vor neue Fragen und Aufgaben. Um so nötiger ist nicht nur eine Mehrung unserer geistigen Kräfte, sondern auch eine Vertiefung unserer politischen Erkenntnis. Beide möglichst zu fördern, hat sich die **Neue Zeit** als ihre wichtigste Aufgabe gesetzt. Sie will nicht nur ein Kampforgan zur Vertretung sozialdemokratischer Ansichten sein; sie will auch der **Selbstverständigung unserer Partei** über die neu an sie herantretenden Probleme dienen. Sie will eine Stätte der theoretischen Diskussion und Klärung, der kritischen Prüfung altüberlieferter Anschauungen sein und damit zugleich **ein Wegweiser im heutigen Streit der Meinungen.**

Vor allem können jene Mitglieder unserer Partei die **Neue Zeit** nicht entbehren, die als Parlamentarier, Redakteure, Versammlungsredner und Agitatoren berufen sind, die sozialistischen Ideen in die breite Masse unserer Anhänger hineinzutragen. **Deshalb darf die Neue Zeit auch in keiner Redaktions-, Partei- oder Gewerkschaftsbibliothek fehlen.**

Probehefte werden auf Verlangen gerne geliefert.

Verlag und Redaktion der Neuen Zeit.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich 130 Mark zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 15 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis 130 Mark ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands gleichfalls 130 Mark für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen. Für das Ausland wird ein hundertprozentiger Zuschlag erhoben.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen 70 Mark.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist in unserem Verlag ein neues Werk von

Karl Kautsky

Die proletarische Revolution und ihr Programm

erschienen, das sich mit den **brennendsten Zeitfragen unserer Partei** in eingehendster Weise beschäftigt. Es zerfällt in zwei Teile: A. **Die Änderung des alten Programms** (57 Seiten), B. **Das Programm des Übergangs zum Sozialismus** (274 Seiten). Preis gebunden 150 Mark und 50 Prozent Zuschlag.

Der erste Teil untersucht, was an dem Erfurter Programm heute noch gültig und wichtig, was an ihm überholt und zu ändern ist.

Der zweite, weit umfangreichere Teil zeigt den Unterschied zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Revolution, ihrer Bedingungen und ihrer Formen und untersucht die Aufgaben, die Mittel, die Methoden der proletarischen Revolution sowohl bei der Bildung des Staates wie bei dem Aufbau der neuen Produktionsweise, also bei der Sozialisierung. Kaum eine der zahlreichen theoretischen Streitfragen, die uns heute beschäftigen, bleibt dabei unberührt.

Soeben ist ferner erschienen:

Das Erfurter Programm

In seinem grundsätzlichen Teil

erläutert von

Karl Kautsky

17. Auflage. Preis gebunden 125 Mark und 50 % Zuschlag

Da mit dem Erscheinen des obigen Werkes **Die proletarische Revolution und ihr Programm** auch die Nachfrage nach dem seit längerer Zeit vergriffenen **Erfurter Programm** wieder steigen wird, haben wir die vorliegende Neuauflage herstellen lassen.

Preise freibleibend

❖ Verlag der Wiener Volksbuchhandlung in Wien ❖

Wir empfehlen:

Aus Oesterreichs Revolution

Militärpolitische Erinnerungen

Von Dr. Jul. Deutsch

Staatssekretär a. D.

Preis 25 Mark

Ludwig Brügel

Geschichte der österreich. Sozialdemokratie

1. Band. Preis broschiert 150 Mark

2. Band. Preis broschiert 150 Mark

Viktor Adler

Aufsätze, Reden u. Briefe

Erstes Heft

Viktor Adler und Friedr. Engels

Preis 120 Mark

Friedrich Weiß

Sozialisierung

Wege und Ziele

Ein Lehrbuch für Arbeiterschulen

Preis 25 Mark

Philipp Frankowski

Wie und was sollen wir lesen?

Preis 6 Mark

Kapitalismus und Sozialismus

Gespräche zur Einführung in die Grundbegriffe des wissensch. Sozialismus

Von Gustav Eckstein

Preis 45 Mark

Robert Danneberg

Der Vertrauensmann

Preis 25 Mark

Emmy Freundlich

Die Hausfrau, der Einkaufskorb und der Konsumverein

Preis 5 Mark

Dr. Max Adler

Der Sozialismus und die Intelektuellen

Preis 15 Mark

Julius Braunthal

Vom Kommunismus zum Imperialismus

Bilder aus dem bolschewistischen Georgien

Preis 15 Mark

❖ Teuerungszuschlag 50 Prozent ❖

Zu beziehen durch die Verlagsanstalten

J. H. W. Dietz Nachf. ❖ Buchhandlung Vorwärts

Stuttgart, Furtbachstr. 12 — Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Preise freibleibend

BOUND BY
HNM

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 085659156